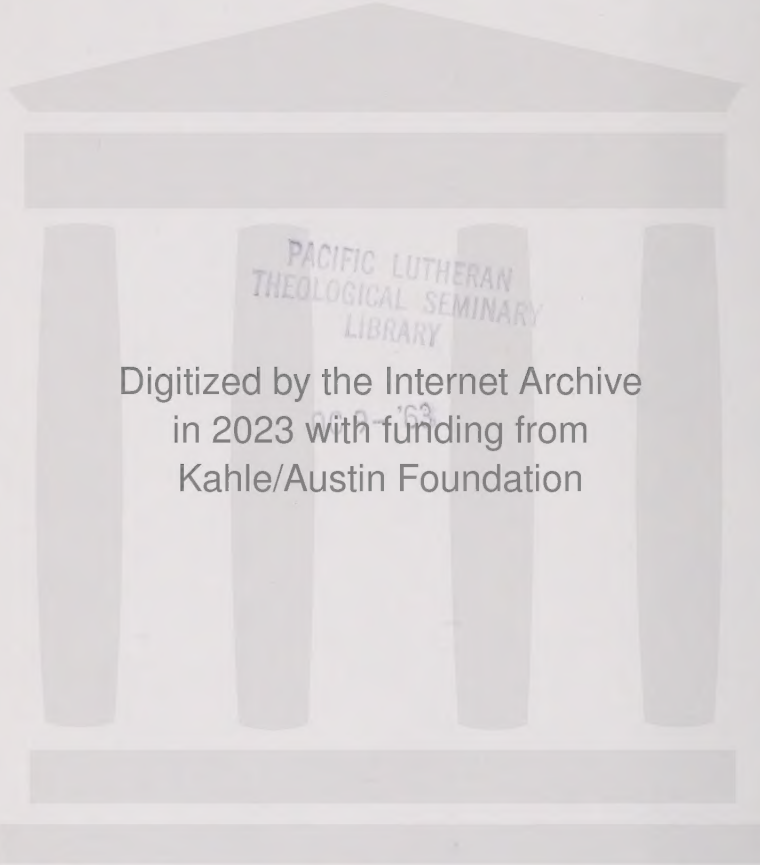


WILHELM LÖHE



GESAMMELTE WERKE



PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

WILHELM LÖHE / GESAMMELTE WERKE

BAND 4

WILHELM LÖHE

GESAMMELTE WERKE

Herausgegeben im Auftrage
der Gesellschaft für Innere und
Äußere Mission im Sinne der
lutherischen Kirche e. V. von

Klaus Ganzert

Vierter Band



1962

Freimund-Verlag Neuendettelsau

WILHELM LOHSE
GESAMMELTE WERKE

Veranstaltet im Auftrag
des Reichsausschusses für
Kunst und Wissenschaft
Berlin 1933

Verlag

Verlag

90330004

Gestaltung des Einbandes: Burt Wolff
Satz und Druck: Freimund-Druckerei, Neudettelsau
Bindearbeiten: Großbuchbinderei Gg. Gebhardt, Auebach

18186

WILHELM LÖHE

DIE KIRCHE
IN IHRER BEWEGUNG

Mission

Diakonie

Please return to
Graduate Theological
Library

Property of



1962

Freimund-Verlag Neuendettelsau

11
6
4

WILHELM LÖHE

Die Texte und Erläuterungen wurden in dem vor-
liegenden Bande von Curt Schadowitz erstellt

1891
Lübeck

Verlag von
C. Schadowitz

in Lübeck



1891

Verlag von C. Schadowitz

Mission

I.

Außere und Innere Mission

1.

Tagebuch des Missionsvereins

J. K. W. Löhe, Stud. theol.

Angefangen am 10. Nov. 1827.

Tun wir auch wenig, so tun wir's doch aus gutem Herzen!

Tun wir nicht viel, so tun wir doch etwas!

Tun wir nur Kleines, so ein Segen kann's zu Großem machen!

Tun wir auch wenig an andern, so kann's doch uns selbst zur
Erweckung dienen!

Sind unser auch eine kleine Zahl, — Er ist doch in unserer Mitte!

Amen! Amen!

10. Nov. Sonnabend vor dem 22. Trinitatissonntag.

Heute habe ich in Gottes Namen mein erstes Missionskränzlein gehalten. Es ist ein kleiner Anfang, aber wenn man nicht mehr tun kann, ist wenig auch genug. Es war niemand dabei als meine liebe Schwester Dorothea und ihre Pflgetochter Elisa, außerdem mein Bruder Max, Georg Sigmund und ich. Ich hatte schon vorher eine Missionsbüchse aufgestellt und heute 1 fl. 30 Kr. drin gefunden: das ist lang genug für den Augenblick und in Zukunft wird Gott wieder was beschicken. Daraus wird Wolle angekauft, aus der Wolle werden Strümpfe gestrickt und was aus den Strümpfen gelöst wird, das gehört der Basler Missionsanstalt. Von dem, was wir der Missionsanstalt, — auch wenn unser Verein länger dauern und an Mitgliedern wachsen sollte, — zuschicken werden, wird sie keinen Missionair halten können; aber wenn noch ein solches Kränzlein da ist und noch eins und noch mehr — so kommt doch endlich so viel heraus. Und da ist dann unser Scherflein auch dabei. Was aber die Hauptsache ist und — daß ich's nur gestehe — eine kleine Liste nebenbei von mir, das ist: die Strickerinnen da und die andern jungen Leute, wie sie sich auch um die Sache verdient machen mögen, sollen damit gehindert werden, andere Dinge, die die Seelen gefährden, zu treiben. Denn wenn da ich, oder wer sonst, der Lust hat, den Anwesenden aus dem Missionsblatt vorlese und sie so stille aufmerken, ist's doch nicht immer bloß Höflichkeit, daß man aufmerksam und still ist, sondern man hört manchmal Neues von fernen Ländern und Völkern, wo nun auch die Religion des Kreuzes ihre Gnadengaben spendet, — oder, was Gott recht oft geben wolle, — ein Herz, das noch am weltlichen hing, wird durch die Wunder der Religion an den wilden Völkern von Sehnsucht erfüllt, auch zu den Kindern Gottes zu gehören, die so ganz andre Menschen sind als sie sind.

Sür jetzt ist, Gott sei Dank! ein kleiner Anfang gemacht! Ein kleines Senfkorn ist ausgestreut; vielleicht wird's einmal zum großen Baum, unter dem — die Vögel des Himmels nisten können.

Heute habe ich aus dem Basler Missionsmagazin (2. Quartal vom Jahrgang 1827) vorgelesen. Ich habe mich recht gefreut über die Inseln des stillen Meeres, die nun allmählich laut werden von Hosanna — Jauchzen. Ja, die Inseln des Meeres glauben an Dich, Herr Jesu! — Deine Verheißung will in Erfüllung gehen!

Aber es ist mir heute noch nicht recht wohl geworden: es ist eben ein Anfang gewesen — in jedem Betracht.

Wie herrlich ist's, wenn da einige Freunde beisammen sind und für das Missionswerk arbeiten, — und es sitzt jemand am Klavier und singt uns zum Anfang ein gutes Lied! Wenn dann alle Herzen eines Sinnes sind, von der großen Sache des Herrn aufgeregt und durchdrungen, dann sind sie einig geworden im Namen Jesu Christi und er ist mitten unter ihnen. Amen.

Notabene. Im 43. hom.-lit. Korrespondenzblatt heißt's:

„Die das Himmelreich auswärts zu verbreiten suchen, die mehr es auch in ihrem Innern, und die Segnungen derer, die von der Obrigkeit der Finsternis errettet worden sind, kommen gewiß auch über sie. Dann werden wir nicht mehr mit kaltem Herzen alle Sonntage im Kirchengebete um die Ausbreitung des Himmelreichs bitten, sondern mit dem warmen Gefühl, daß wir auch nach unsern Mitteln und Kräften dafür tätig sind“. —

Am 17. November. Sonnabend vor dem 23. Trinitatissonntag.

An Gottes Segen ist alles gelegen, — aber er segnet diese Sache gewiß. Wir haben's auch schon in dieser zweiten Woche unseres Vereins erfahren. Denn: 1. es kamen 2 neue Strickerinnen hinzu: Babette Schröder und Albertina Sigmund; 2. versprach eine liebe Jungfrau, vom nächsten Sonnabend an (24. Nov.) auch mitzustricken; 3. wurde eine schöne Missionskarte und 4. $\frac{1}{4}$ Pfd. Wolle gestiftet.

Wir dürfen wohl mit dem Fortgang der Sache zufrieden sein; es geht ja schon besser, als ich dachte.

Es wird wohl auch darüber geredet und gelästert werden, wenn die Sache etwa herumkommt: dann wird sich wieder von uns ausscheiden, wer nicht aus Liebe zu Gott und den fernen, unglücklichen Brüdern dem Vereine beitrug. Man wird auch darüber ein Urtheil sprechen, welches die Leute noch mehr vor mir — und auch vor den andern scheu machen wird: man wird uns Pietisten schelten. Dazu kommt, daß noch manche andere Seite da ist, die Anlaß zum Tadel, zum Hohn und zur Verleumdung geben kann. —

Aber das muß sein. Wir freuen uns schon darauf, denn es geschieht uns ja nur, was ihm in seinem Erdenstande auch geschah.

Es werden über manchen unter uns späterhin noch andere Übel von innen und außen kommen. Dann haben wir doch schon einiges erfahren, und die Sache geht uns leichter.

Drum laßet uns nur alles aufbieten, ihm, dem lieben Herrn, nachzufolgen; sind wir einmal in seiner näheren Gemeinschaft, — so sind wir sicher — nicht allein vor Lästerungen von dieser Seite, sondern auch vor der Hölle, der Sünde, der Welt und was dazu gehört. Unter dem Schattten des Allmächtigen ist gut ruhen. —

Ich las heute aus Krummachers Liedersammlung (Zionsharfe) Nr. 150 (Nun, Kindlein, bleibt usw.) zum Anfang. Sodann aus den homiletischen Blättern vom Monat Oktober die interessanten Nachrichten über die verschiedenen Missionsvereine (in Basel, Barmen usw.)

Zuletzt las ich aus dem Basler Missionsmagazin (1827 2. Jahrgg.) das schöne Abschiedsschreiben der Missions-Abgeordneten Tyermann und Bennet an die Missionare auf den Inseln des stillen Meers.

Ich kann auch heute nicht sagen, daß ich besseren Geist in der Mehrzahl der Anwesenden bemerkt hätte. Da ist kein Leben, keine Freude an der Sache, keine Traulichkeit unter den Leuten selbst. Aber es wird unter Gottes Beistand besser werden.

Endlich kann auch dieser Verein eine Hütte Gottes unter den Menschen werden. Geht nur ernstlich an euch selbst, ihr Lieben, — seht, wie es mit euch steht. Trachtet nur in eurem ganzen Leben, nicht bloß hier, nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, dann kann euch auch dieser Verein manche Hilfe leisten. Denn wie überhaupt keine Tat, sie scheine so rühmlich als sie will, gut ist, es sei denn, sie komme aus einem guten Herzen, so ist kein Verein, auch unserer nicht, gut, außer wenn wir selber gut sind.*) — Darum bekennen wir, wie wir so schwach sind, und sehnen uns, Gottes Kinder zu werden, damit wir uns um die Lästerungen nichts mehr zu bekümmern haben; — denn wer Gott zum Freunde hat, der braucht keine Menschengunst. So können uns auch Lästerungen zum Segen sein, wenn sie uns treiben, bessern Leumunds wert zu sein, aber nicht zu bedürfen. Am 24. Nov. Sonnabend vor dem 24. Trinitatissonntag.

Außer den gewöhnlichen Mitgliedern fand sich heute auch Caroline Ritter ein, wie sie versprochen hatte.

Es ist wahrlich kein Heil zu finden, außer in ihm! — Dies bezeugen alle, welche, vorher in Sünden begraben, durch den Geist des Herrn zu einem neuen seligen Leben auferweckt wurden. In einem Herzen, wo früher kein Friede war, welches dem Irdischen nachhing und seine Sehnsucht darin zu stillen vermeinte, welches dadurch nur mehr in Sünden und Jammer geriet, — schaffet der Geist Gottes Frieden und stillt die Sehnsucht; ein noch so unreines Herz kann auf diesem Wege rein werden. Diese große Wohlthat, die kein Mund aussagen kann, hat Jesus Christus uns erworben. Danket ihm!

Die französischen Frauen, von denen wir gelesen, (s. d. Berlin. Kirchenzeitung Nr. 34) haben wohl dies auch eingesehen, drum können sie sich auch

*) (Nicht der ist gut, dessen Handlungen gut scheinen, sondern die Handlungen dessen sind gut, der selber gut ist.)

vor Freuden und vor Liebe zum Erlöser nicht fassen und tun alles, was Frauen zusteht und möglich ist, um andere Menschenkinder gleicher Seligkeit theilhaftig zu machen. Ihr lieben Leute, zu denen ich rede, — geht hin und tut desgleichen!

Ich hab' euch ja einige Mittel an die Hand gegeben. Wirket, der Herr wird's euch an euren eigenen Seelen vergelten. Tut's als Mitglieder unsers Missionsvereins, tut's als Einwohnerinnen der Stadt, tut's als Familienglieder! Wisset ihr nicht, wie's im Propheten Daniel steht, wie da die leuchten werden, die viele zum Guten, zu Gerechtigkeit wiesen? (Dan. 12, 3).

Weil ich denn doch einmal zu euch rede, so hört, was der Apostel Petrus, der doch das besser verstehen mußte als unsere neumodischen Herren und Herrchen, was der Apostel Jesu Christi vom rechten Schmuck der Frauen (1. Petr. 3, 3 ff.) sagt:

„Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott.“

Seht, nun wißt ihr, wie ihr euch puzen müßt, um in Gottes Augen schön zu sein. Geht hin und puzt euch schön! —

Am 1. Dezember. Sonnabend vor dem ersten Adventsontage.

Heute hat mir der Missionsverein schon mehr Vergnügen gemacht als sonst. Es war, deucht mich, der Herr Jesus uns näher. Die Hände gingen fleißig, die Herzen auch. Ihr Lieben! Ich will's wünschen. Glaubt nur nicht, daß es schon genug sei; — vorwärts in Glaube, Liebe, Hoffnung führ uns, o Herr, dreieiniger Gott!

Wenn ihr so dasitz und höret still zu, ist mir schon manchmal unterm Lesen der Gedanke gekommen: wenn doch nur eins von diesen allen durch dieses Lesen lernete, eitle Gedanken aus seinem Herzen verbannen! Wenn nur endlich diese neune alle geheilt würden von ihrem Ausatz! Und wenn nicht die neune, wenn doch einer zu seinem lieben Heiland ginge und sagte ihm für seine Erlösung Dank! — Ihr neune, so ihr mit Gebet kommt, so ist der Jesus nach seiner Verheißung der Zehnte!

Nehmt's nicht übel, ihr Lieben! Wenn ich euch da so zu Herzen dringen möchte, — denn unter den neunten bin auch ich: ich bin die vornehmste Ursache meines Jammers, mein Geist jammert um sein Elend! Ich bin nicht wert, daß der Herr mich trägt! Glaubt nur, was ich euch wöchentlich einmal sage, sage ich mir selbst stündlich zehen Mal.

Ich hab' euch aus Krummachers Zionsharfe das Lied Nr. 92 vorgelesen. Habt ihr auch aufgemerkt? Ach, auf's Wort merken können, ist eine große Gnade. — Ich hab' euch aus Gofners Bearbeitung des Evang. Matthäi das Adventsevangelium gelesen. Ach! Hat's keine Frucht getragen?

Herr! — Meine Augen lernen weinen über mein Elend und über den Jammer der Menschen! Meine Augen sind rot worden vom starren Hinschauen auf mein Herz und auf das Leben der Menschen! — Mir wird sehr

unheimlich vor der Welt, ich merke den Fürsten, den Tyrannen der Welt. Nimm mich von der Welt, nimm meine lieben Freunde von der Welt, daß wir nicht mehr von der Welt, sondern dein seien! Kyrie eleison! Amen.

Am 8. Dez. Sonnabend vor dem 2. Adventsonntage.

Heute traten von den bisherigen Mitgliedern drei aus, nämlich: Georg, Setty und Albertina Sigmund!

Ist's Menschenwerk, wird's untergehn!

Ist's Gotteswerk, wird's wohl bestehn!

Wir hatten einen sehr lieben Besuch. Carl Hornung, ein guter, frommer Jüngling, meinem Wesen und Herzen nahe verwandt, freute sich, daß doch einige in dieser Stadt auch an diesem Werke Gottes Anteil, auch tätigen Anteil nehmen.

Aus einem Stück des Stuttgarter Missionsblatts las Hornung die Entstehung des Basler Missionshauses vor, dessen wohlgetroffene Abbildung wir auf der vordersten Seite des Blatts betrachteten. Sodann las ich aus der Zionsharfe das schöne Lied Nr. 146 „Vergiß mein nicht, daß ich dein nicht vergesse“ usw. Zuletzt las Hornung wieder aus dem Basler Missionsmagazin, Jahrgang 1827, 2. Quartal II. II. 1. den „Spezialbericht der beiden Abgeordneten über den Zustand der Insel Fimeo bis zum Februar 1824.“

Auch verkauften wir heute unser erstes Paar Strümpfe und ein von Max geflochtenes Körbchen — mit gutem Vorteil. — Der erste Segen eurer Arbeit, liebe Freunde, fiel also mit dem ersten Abfall zusammen. Lasset euch's nicht leid sein. Wir sind so auch genug! Arbeiten wir doch nicht um Menschenlob und Ehre, — wohl uns, wenn wir der Witwe mit ihrem Scherflein gleich sind; dann geben wir lang genug!

Einige unter euch haben auch meine Aufforderung zur Unterstützung einer braven Familie Gehör gegeben und Beiträge in meine Hand niedergelegt! Gott vergelt's euch! „Was ihr einem dieser Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan!“ spricht dort — Jesus Christus. Er, — der Herr! Und ihr, wahrlich! habt's keinem der Geringsten getan! Vergelt's Gott!

Am 8. Dezember 1827.†)

Um unsern Missionsverein mehr Leben und Interesse zu geben, wünschte ich, die vorzüglichsten Missionsblätter und andere Schriften, die zum Besten unserer deutschen Missionsgesellschaften herausgegeben werden, zirkulieren lassen zu können. Ich bitte daher meine lieben Brüder und Teilnehmer an meiner Lesegesellschaft und Missionsgesellschaft, einen vierteljährigen beliebigen Beitrag zu unterzeichnen. Den weiblichen Teilnehmern, die durch Arbeit ohnedies in Anspruch genommen sind, kann diese Unterzeichnung nicht zugemutet werden; es muß ihnen aber die Lektüre der Schriften so gut offenstehen, als hätten sie unterzeichnet. Fällt viel, so werden desto mehr Schriften angeschafft werden und ein Teil der Missionskassa zufließen

†) Beilage zum Tagebuch.

können. Die Schriften sollen Eigentum der Missionsgesellschaft, und im Fall diese aufhören sollte, — Eigentum der christlichen Lesegesellschaft sein: zergehen beide, so werden die Schriften versteigert und der Erlös gehört — als letztes Opfer der Basler Missionsgesellschaft.

Gründe meiner Aufforderung:

1. Durch die Lektüre der Missionschriften wird unser eigener christlicher Sinn gestärkt und gefördert. Wir werden die Gnade des Herrn an den Heiden bewundern und für uns selbst um seinen Geist beten lernen, welchen er gibt denen, die ihn bitten.

2. Indem wir aus den Missionschriften teils die Bedürftigkeit und Sehnsucht der Völker nach dem Evangelium, teils den Segen der bisherigen Verkündigung desselben erkennen, — aber auch, wie sehr, wie gar sehr der Eifer noch zunehmen müsse, bis allen Heidenvölkern Hilfe geschafft werden kann, werden wir umso mehr Eifer für die Sache selbst bekommen und mit dem Eifer um so mehr Segen.

3. Indem wir Missionschriften anschaffen und lesen, sind wir schon in tätigem Eifer für die Missionen selbst, zu deren Bestem die Schriften herausgegeben werden.

4. Wir werden durch Anschaffung solcher Schriften in den Stand gesetzt, auch andere zum Eifer für die Missionsache zu gewinnen. Denn wir können die Schriften unsern Bekannten mitteilen. — Auf diese Art hat meine Lesegesellschaft schon manche Früchte (Gott sei tausend Dank dafür!) getragen.

5. Unter den Missionschriften kommen auch Berichte anderer Missionsgesellschaften vor. Dadurch werden wir Mängel an unserer eigenen (wie wohl kleinen) Gesellschaft wahrnehmen und durch Verbesserungen dem Ziele näherkommen, welches — noch fern zwar — vor unsern Augen steht!

Summa! Wir können nichts besseres tun:

1. für uns selbst,
2. für die Mission,
3. für die Gesellschaft,
4. wohl auch mitunter für andere.

Wer nun Lust hat, der schreibe seinen vierteljährigen Beitrag und seinen Namen auf einen Zettel, den er mir geben kann. So wird keiner durch Rücksicht auf den Beitrag des andern veranlaßt, mehr oder weniger zu tun, als sein Eifer ist.

Ich bin natürlich ganz überzeugt, daß, wer auch nichts gibt, ein guter Christ sein kann. Darum tue jeder, wie's ihm ums Herz ist! Wer mit seiner Gabe heucheln wollte, der brächte Unsegen über uns! — Wer da gibt, der gebe einfältiglich! Um Gottes, und nicht um eines Menschen willen!

J. A. W. Löhe.

Nach vierteljährig	24 Kr. = 1 fl. 36 Kr.
Ritter	18 Kr. = 1 fl. 12 Kr.
X	30 Kr. = 2 fl.

Am 15. Dezember 1827. Sonnabend vor dem 3. Adventsonntage

Ich las zu Anfang das 12. Lied aus der Zionsharfe. Dies Lied ist offen-
bar, — auch dem poetischen Werte nach, — eines der schönsten aus dem
ganzen alten Liederschatze. Es ist vom alten Benjamin Schmolck, der, wie-
wohl man ihn gern in die Kumpelkammer wirft, doch mehr Frömmigkeit
und christliche Erkenntnisse hatte als alle seine Verächter. Es fängt an:
„Angenehme Taube usw. usw.“ Wir unterhielten uns lange über den
Inhalt desselben. Besonders gefällt mir eine Sentenz aus dem letzten (sten)
Verse: „Taubenart bringt Himmelfahrt!“ Menschen meines Gelichters dür-
fen sich diesen Ausspruch recht tief ins Herz graben; es kann ihnen nützen!

Was ich mir nicht alles vorgenommen hatte, heute zu lesen! Nun ist
fast nichts als jenes Lied gelesen worden, und nicht einmal eine Missions-
angelegenheit in Anregung gekommen! Es soll auch nicht mehr geschehen!
Fürs erste mag auch fürderhin ein Vereinslied aus der Zionsharfe, dann
aber muß ein Stück aus einem Missionsblatt gelesen werden. Bleibt dann
Zeit übrig, dann können andre Dinge kommen.

Heute habe ich das erste Schriftchen zum Zirkulieren abgegeben, nämlich
die Missionsrede von James, die Wiesinger aus dem Englischen über-
setzte und Schubert zum zweiten Mal herausgab. Möchte dies erste Schrift-
chen der Mission doch einige Freunde gewinnen, damit unsere Arbeit nicht
bloß unter uns bleibe!

Meine Hoffnung geht doch nicht unter, ob sich wohl nicht gleich eine
Aussicht auf Erweiterung der Sache zeigt! Ich tröste mich für jetzt mit den
vorangestellten Wahlprüchen und gebe dem lieben Gott den Fortgang in
die Hände! Es sind freilich nur wenig Arbeiterinnen: acht Hände, — die
wöchentlich einige Stunden stricken, sind eben nur vier Personen! Nun!
Merken wir ja doch Anwachsen unseres Missionschatzes — und arbeiten an
uns selbst! — Gott segne unsre Arbeit. „Wenn der Herr nicht das Haus
baut, bauen die Bauleute umsonst!“

Am 22. Dezember 1827. Sonnabend vor dem 4. Adventsonntage.

Heute konnte schon die zweite Missionschrift herumgegeben werden,
nämlich der „Dritte Jahresbericht der Gesellschaft zur Beförderung der
evangelischen Missionen unter den Heiden für das Jahr 1826. Enthaltend
einen Überblick der Geschichte der Ausbreitung des Christentums unter den
Negern. Mit einer Karte der Negerländer im westlichen Afrika. Berlin 1827.
In Kommission bei Ferdinand Dimmler und in der Fr. Nicolaischen Buch-
handlg.“. Zuerst: Lied aus der Zionsharfe Nr. 134. Dann aus Nr. 46 des
hom.-lit. Blatts Kindlers erste Missionsbetsstunde.

Ich las aus einem Briefe vom Pfarrer Brandt einiges vor, sodann eine
Anzeige eines neuen Missionsblatts, das in Calw in Württemberg her-
auskommen soll, auf welches wir auch Bestellung machen werden.

Aus obengenannter Missionschrift betrachteten wir das Register der
Mitglieder und Wohltäter und ersahen mit Verwunderung, daß so viel

Leute vom Soldaten- und Handwerkerstande aufgeführt waren. J. B. in Liebenwerda waren unter elf Beitragenden 9 lauter Handwerker und der zehnte, ein Ungenannter, kann auch aus diesem Stande sein, und der Einzender ist ein Feldwebel. —

Um unsere Angelegenheiten zu beraten, setzten wir eine festliche Versammlung auf den ersten Weihnachtsfeiertag (den Abend des 25. Dezembers) fest und ich bat, jedes der wenigen stimmfähigen Mitglieder wolle seine Vorschläge vorher bedenken.

Ist's Gottes Wille, so soll unsre Sache noch zunehmen, und der Spruch, den wir vertrauensvoll an die Stirn dieses Buches schrieben, „Tun wir nur Kleines, sei'n Segen kann's zu Großem machen!“ kann schon noch in Erfüllung gehen. γέγοντο!

Am 25. Dezember 1827. Weihnachtsfest.

Eine milde Hand gab 1 fl. 21 Kr. in die Büchse und an Rabatt verkaufte Bücher fielen 136 Kr. Eine dankenswerte Zugabe jener milden Hand! Ein erfreulicher Anwachs der Kassa.

Die Beschlüsse, die wir heute faßten, sollen, nachdem sie noch öfters beredet und der Ausführung genähert worden, vollständig in diesem Buche niedergelegt werden.

Wir waren fröhlich im Herrn und schlossen mit dem Gesang des schönen, alten Liedes: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ usw.

2.

Die lutherischen Auswanderer in Nordamerika*)

Eine Ansprache
an die Leser des Sonntagsblattes

1841

1.

Tausende, ja Hunderttausende sind aus deutschen Landen übers Meer gefahren, eine neue Heimat zu suchen. Deutscher Väter, deutscher Mütter Kinder, deutscher Brüder Geschwister, deutscher Geschlechter Verwandte, deutscher Freunde Jugendgenossen wandeln in großen Scharen unter einem andern Himmel, auf einer andern Erde. Ist mit den Leibern auch die Liebe weggegangen? Ist das Andenken an entfernte Lieben gestorben? Väter, fragt ihr nicht nach euren Kindern? Mütter, kümmern euch die nichts mehr, die eure Brüste gesogen haben? Ist es so kalt in Deutschland, daß die Liebe, die doch in jede Brust gepflanzt ist, die Liebe der Eltern und Kinder, die Liebe der Blutsverwandten, nicht mehr gedeiht? Hat das Volk deutsche Art verlernt? Ist es verwandelt, das Vaterland der Familienliebe?

*) Notabene! Die Stephanisten sind hier nicht gemeint!

2.

Die meisten deutschen Auswanderer sind Genossen der evangelischen Kirche. Im Jahre 1834 gab es in den mittleren und südlichen Staaten von Nordamerika und in Ohio 627, im Jahre 1838 schon 800 deutsch-lutherische Gemeinden, in welche die zahllosen in der Diaspora (in der Zerstreuung) lebenden einzelnen Familien und Ansiedelungen, die zu keiner Gemeinde gehören, weder eingezählt sind, noch eingezählt werden konnten. Fragt denn die evangelische Kirche Deutschlands nach so vielen Kindern nichts? Der Papst hat Nordamerika in Sprengel geteilt und sendet seine Boten zu seinen Schafen; und die Kirche, welcher Gottes Liebe reichlicher offenbart wird, die eine Fülle der Gnade erkennt, von welcher die katholische Kirche nichts weiß, sollte nicht übers Meer nach den Ihrigen sehen, kein Band der Liebe sollte sie mit ihren fernen Kindern vereinigen? Kinder der Kirche, Brüder, Schwestern, das sei fern! Wir glauben an eine heilige, christliche Kirche, die Himmel und Erde umschlingt! Wir lieben übers Meer hinüber, in die Wälder von Amerika hinein, in die Berge, die fernen, hinauf die breiten Ströme — überall hin, wo Menschen siedeln, die sich zum reinen Wort, zur ungefälschten Wahrung der Sakramente bekennen!

3.

Ach, sehr verlassen, sehr verlassen sind viele, viele unserer Glaubensgenossen, unserer Stammesgenossen, unserer Volksgenossen, — unserer Kinder, — unserer Geschwister. Viel irdisches, zeitliches Elend verfolgt sie, viel Kummer dieser Welt betrifft sie! Wer weiß, wie viel? Und wir sollten nicht mitleiden, nicht beten? Und welche Menge geistlichen Übels hat unsere fernen Brüder und Glaubensgenossen umringt!

Jene 800 Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses, welche in den östlichen Staaten und Ohio sich befinden, haben nur 300 Prediger. In Pennsylvanien und Ohio gibt es selbst Gemeinden, Niederlassungen, zerstreute Familien und Menschen genug, welche zu jenen 800 Gemeinden nicht gerechnet sind, in deren Dienst sich Zeit und Kräfte jener 300 Prediger nicht teilen. Wie soll es dann in den westlichen Staaten sein? Wie können die selbst höchst bedürftigen östlichen Staaten für die westlichen viel sorgen? — Und doch wie elend sind sie daran, diese westlichen! Zu ihnen hin — drängt sich der ackerbauende Deutsche, dorthin zieht der Menschenstrom unseres Vaterlandes — und gerade dort sind Kirchen und Gemeinden gar noch nicht organisiert. Dort können 10 bis 15 neue Gemeinden entstehen, ohne daß nur ein Prediger in ihre Nähe kommt. Dort kommen Fälle vor, daß Mädchen von 18 Jahren, ja Mütter mehrerer Kinder reisende Prediger, deren etliche von den östlichen Provinzen aus hingeschickt werden, um die Taufe bitten. — Und wir sollten nicht mitleiden? Die nordamerikanischen Staaten haben kein Mitleid, ihre Behörden sorgen nicht fürs geistliche Wohl der Staatsbürger, wer nicht für sich selbst sorgt, der ist verlassen. Viele sorgen wohl, aber soweit ihr Auge schaut, findet sich kein Prediger des Evangeliums.

Und ob sich einer finde, wer reicht ihm seinen Unterhalt?*) Was für eine Jugend wächst da heran, wo keine Stimme des guten Hirten lockt? Und wir sollten nicht mit leiden, wir, deren nächster Beruf es ist, deutschen Protestanten beizustehen, da wir selber Protestanten sind?

4.

Unsere Brüder wandeln in den Einöden Nordamerikas — ohne Seelenspeise. Wir legen unsere Hände in den Schoß und vergessen der Hülfe. Desto eifriger nahen sich die Diener des Papstes und die Liebhaber der Sekten. Auch ihre Liebe scheint heilig; die Totleidenden verschmähen sie nicht. Sie erwidern die Liebe, sie wenden sich mit ihren Kindern zu der römischen Kirche, zu den Sekten. Den Dürstenden scheint trübes, unreines, ungesundes Wasser immer vorzüglicher als der Tod durch völliges Verschmachten. Und wir sollten nicht Hülfe leisten? Wir sollten zusehen, wie unsere Glaubensgenossen aus Mangel an Hirten verführt werden, — zusehen, wie sich die evangelische Kirche Nordamerikas auflöst? Schmach über uns, wenn wir hier nicht täten, was wir können! Die Heidenmissionen unserer Kirche unterstützen wir, und die vorhandenen Gemeinden unserer Kirche lassen wir untergehen? Tausende lassen wir verschmachten, da wir uns sovieler Mühe geben, um einzelne zu gewinnen? Wir beten, daß sich der Herr eine ewige Kirche aus den Heiden sammle, und gesammelte Gemeinden lassen wir der Verführung zum Preis? Die uns so nahe stehen, vergessen wir, und strecken uns aus nach denen, die noch den Götzen dienen. Eins sollte man tun und das andere nicht lassen! Auf Brüder, laßt uns helfen, soviel wir können!

5.

Vernehmet, Brüder, den Aufruf eines andern, und beherzigt ihn.

„Tausende von Familien, eure Glaubensgenossen, vielleicht gar nach dem Fleische eure Brüder und Schwestern, hungert nach der kräftigen Speise des Evangeliums; sie flehen zu euch mit Jammergeschrei: o helfet uns! gebt uns Prediger, die uns mit dem Brote des Lebens stärken, die uns durch das Wort des Herrn erbauen, die unsere Kinder in der Heilslehre Jesu unterrichten! O helfet uns, oder wir sind verloren! Warum helfet ihr nicht? Ist das die Liebe zu Jesu? Ist das sein Gebot halten? Bedenket die Worte: Was ihr einem der geringsten meiner Brüder tut, das tut ihr mir.

Es ist buchstäblich wahr, daß viele unserer deutschen Brüder im Westen Nordamerikas also klagen. Und vielerorten erhebt sich für sie überdies eine drohende Gefahr. In keinem Lande der Welt gibt es so viele christliche Sekten als in Nordamerika; einige derselben haben schon auf die Niederlassungen unserer deutschen Brüder und Glaubensgenossen ihr Augenmerk und ihre Tätigkeit gerichtet; fremde Arbeiter wollen die Ernte gewinnen, während der Herr die Seinigen ruft. Sollen ihre Brüder nicht mehr in dem von dem Odem des Herrn erfüllten Dome ihrer Väter gläubig und befehlt anbeten, sondern in den Krankenhäusern der Sekten ruhen? Soll die deutsche Frömmigkeit in der neuen Welt unter Menschengesatzungen verkümmern?

*) Viele sorgen, wie bei uns, am wenigsten für ihre Seelen.

Ich bitte euch um Christi willen, legt Hand an, tretet schleunigst zusammen! Beratet nicht lange! Eilet, eilet! Es gilt unsterbliche Seelen zu retten!“

6.

Um, wohlan, lieben Brüder, in Bremen, in Stade sind bereits Männer zusammengetreten, um dem Hülseruf nordamerikanischer Christen Raum zu geben. Lasset uns nicht dahinten bleiben! Ist unter euch jemand, der selbst gehen kann und darf, ein Prediger, ein Kandidat, den nicht andere Pflichten halten, ein junger Schullehrer, sonst einer, der sich zum Schulamt eignet: dort drüben ist Arbeit, dort könnet ihr die vollen Schätze des Evangeliums, die ihr gesammelt, leeren, und der Herr wird euch immer aufs neue mit seinen Gütern füllen. Ist einer, der selbst zu gehen weder Beruf noch Befähigung hat, der mache durch reichliche Gaben es möglich, daß andere gehen können. Auch das ist eine Mission, und zwar eine solche, die aller Unterstützung wert ist! Ist irgend ein treuer Hirte einer Heimatsgemeinde, der das liebt, der weise dem guten Willen besserer Gemeinden den Weg, zu helfen! Ein jeder helfe wie er kann! Alle aber wollen wir in der Kirche und im Hause, im Morgen- und Abends Segen, beten, daß der Herr die Verlassenen nicht verlasse und die irrenden Schafe heimhole! —

Das bedarf endlich der Erinnerung nicht, daß der Sonntagschreiber zur Empfangnahme von Gaben, sowie zur Rechenschaft, wie er sie an den rechten Ort gebracht hat, bereit ist.

3.

Die Mission und die Kirche

1841

Welche unter den bestehenden Missionsgesellschaften ist es wohl, der der Herr vor seiner Auffahrt die Predigt des Evangeliums unter allen Heiden geboten und dazu seine hilfreiche Gegenwart bis ans Ende der Tage verheißt hat? Welche Antwort gibst du mir auf diese meine Frage, geliebter Leser? Meinen Sinn zu treffen, rate ich dir, die Antwort aus der Überschrift zu nehmen. Die Kirche, die Gemeinde der Heiligen, die größte aller Gesellschaften, sie hat Befehl und Verheißung zur Mission vom Herrn. So wie es Sache der Kirche ist, unter Leitung des heiligen Geistes, die bereits bestehenden Gemeinden mit Hirten und Lehrern zu versorgen, ebenso liegt es ihr auch ob, den Heiden Licht und Salz der Erde zu reichen. Es ist nicht genug, daß einige Glieder der Kirche sich vereinen, daß hie und da Missionsvereine entstehen; alle Glieder der Kirche sind eben, weil sie diese sind, von Rechts wegen Teilnehmer an der Heidenmission. — Wie gefällt dir dieser Gedanke, lieber Leser? Vielleicht hast du dasselbe schon lange gedacht und dich nach der Zeit gesehnt, wo alle Missionsvereine sich in die eine, heilige Kirche, in ein Zion auflösen, das der Heiden Licht und Leben würde. Freue dich nun, daß dieser Gedanke an allen Orten und Enden der Kirche laut wird. Freue dich in Sonderheit einer Stimme, die von diesem Gedanken predigt; einer Stimme, bei welcher ich allen meinen Freunden nach Art der

Engländer ein: „Hört! Hört!“ zurufen möchte. Du findest diese Stimme in einer kleinen Schrift, deren Titel ist: „Die Mission und die Kirche. Schreiben an einen Freund von Ludwig Adolf Petri, Pastor zu St. Crucis in Hannover. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1841.“ — Zwar hat das Sonntagsblatt seine eigene Beilage zur Anzeige von allerlei Schriften; aber mancher Leser übersieht diese und darum wünschte ich diese Anzeige, die einen großen und höchst erbaulichen Gedanken berührt, im Blatte selber zu sehen. Mögen viele christliche Prediger denjenigen ihrer Gemeindeglieder, welche die genannte Schrift beim eigenen Lesen nicht verstehen würden, dieselbe in ihrer Sprache übersetzen und allen Fleiß anwenden, daß der heilsame Gedanke der Kirche der von ihr unzertrennlichen Mission immer allgemeiner werde.

4.

Die Mission unter den Heiden

Zwei Gespräche zur Belehrung des
Volks geschrieben

1843

Erstes Gespräch

Johannes. Man hört heutzutage so viel von Mission reden. Nicht allein die Pfarrer auf den Kanzeln reden von ihr, sondern seit einiger Zeit liest man auch in den Zeitungen so vieles über sie. Ich hätte mich längst schon näher über eine so viel besprochene Sache unterrichten lassen sollen. Mein heutiges Zusammentreffen mit dir gibt mir, meine Wißbegierde zu stillen, erwünschte Gelegenheit. Ich bitte dich also zunächst, mir das Wort Mission zu erklären.

Konrad. Gerne gebe ich Dir Auskunft. Mission ist ein lateinisches Wort und heißt Aussendung. Man versteht darunter die Aussendung christlicher Prediger unter die nichtchristlichen Völker, namentlich unter die Heiden.

Johannes. Das Wort verstehe ich nun. Was aber die Sache anlangt, so erlaube mir, alles, was ich darüber im Sinne habe, herauszureden, auch wenn es ungeschickt ist. Ich will gerne verkehrt und ungeschickt vor dir reden, damit du mich liebevoll zurechtweist, mir die Wahrheit desto klarer, ich in ihr desto fester werde. — Warum sendet man also die christlichen Prediger zu andern Völkern? Gibt es doch unter den getauften Leuten genug zu tun! Ihrer viele könnte man, wenn sie nicht getauft wären, selbst geradezu Heiden nennen.

Konrad. Du sagst ganz recht: „wenn sie nicht getauft wären.“ Die Taufe scheint oft der einzige Unterschied zu sein, aber wahrlich, schon dieser ist nicht so gar klein. Man darf schon um seinerwillen getaufte Leute nicht für pure Heiden ansehen. Nicht bloß wissen sie von Christo mehr als die Heiden, sondern oft ist auch noch eine verborgene Arbeit ein stilles Werk des hei-

ligen Geistes in ihnen. Denn da die Gnadenzeit so lange als das Leben währt, so weicht der heilige Geist von den Getauften so leicht nicht im Leben. In der Taufe fängt er an und hört nicht auf zu rufen, zu locken, zu arbeiten bis zum letzten Hauch. — Auch möchte ich dich erinnern, daß in unsern Landen das Christentum doch noch allzusehr in alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens verwebt ist, als daß sich irgend jemand aller christlichen Eindrücke ganz und gar entschlagen könnte. Ueberdies ist die Bibel in keiner Gemeinde ganz tot, und die Stimmen evangelischer Predigt sind in unsern Tagen so zahlreich und stark geworden, daß auch der ungläubigste Getaufte vielfache Erinnerung und Anmahnung zum Christentume hat.

Johannes. Was du sagst, beweist allerdings, daß die Heiden draußen elender daran sind als unsre getauften Heiden, wenn ich so reden darf. Aber das bleibt doch unwiderlegt, daß die christlichen Prediger daheim vollauf zu tun haben, und daß es nicht rätlich ist, die Heimat durch die Aussendung derselben in die Fremde zu entblößen.

Konrad. Ich leugne keineswegs, daß es daheim Arbeit genug für christliche Prediger gibt, vielleicht hätten noch alle die Kandidaten, die nun ein Jahrzehnt und drüber auf Anstellung zu warten haben, Arbeit genug, wenn man sie nach ihren Gaben richtig verwendete und verteilte. Aber ich erinnere dich auch, daß Prediger und Kandidaten selten die Heimat um der Heiden willen verlassen. Teils der ihnen zuteil gewordene Beruf und andere gute Ursachen, teils aber leider auch die Gemächlichkeit des Lebens in der Heimat halten sie, wie mit Ketten, an ihrer Stelle fest. Zehn- und zwanzigmal mehr Prediger und Kandidaten, als bisher unter die Heiden zu gehen pflegen, dürften gehen, ohne daß man die Behauptung zurückzunehmen brauchte, daß die Heiden nur von den Brosamen essen, die unter der Christen Tische fallen.

Johannes. Ich vernehme mit Erstaunen, daß von unsrer Geistlichkeit so wenige persönlich-tätigen Anteil an der Bekehrung der Heiden nehmen, und nun begreife ich nur nicht, wer den Heiden predigen soll, wenn jene schweigen.

Konrad. Es sind meist Leute von den unstudierten Ständen, die sich entschließen, unter die Heiden zu gehen.

Johannes. Die verstehen aber vom Predigtamte nichts. Was werden die den Heiden Sonderliches vorpredigen können?

Konrad. Ich merke wohl, daß du absichtlich schwach tuft. Was nicht ist, kann ja werden, und was man nicht kann, das lernt man. Du hast gewiß schon von den Missionsanstalten gehört, in welchen fähige Jünglinge zum Predigtamte unter den Heiden vorbereitet und ausgebildet werden. Diese Anstalten haben zum Teil schon recht tüchtige Leute ins Feld gestellt.

Johannes. Gut. Aber höre mich. Unreife Knaben wird man in jene Anstalten schon deswegen nicht aufnehmen können, weil ihnen ein fester Entschluß nicht zugetraut werden kann; die Jugend ist ja veränderlich. Auch kommt gewiß keiner, bevor er seine Konstriptionspflicht erfüllt hat, Erlaub-

nia, sich dem Missionsberufe unverhindert und ununterbrochen zu widmen; die Anstalten selbst aber werden sich hüten, Leute aufzunehmen, auf welche, drohender militairischer Pflichten wegen, Kosten, Zeit und Mühe leicht umsonst verwendet sein könnten. Die also in die Missionsanstalten eintreten, werden größtenteils über das Alter hinaus sein, in welchem man leicht lernt. Ich kann mir deshalb nicht vorstellen, wie einundzwanzig- und zweiundzwanzigjährige Handwerksburschen usw. in wenigen Jahren eine Ausbildung erringen können, auf welche unsere Prediger vom siebten, achten Jahre an ihre ganze Jugend bis zur Grenze des Mannesalters verwenden müssen.

Konrad. Du hättest ganz recht geredet, wenn man von den Heidenpredigern eine solche Bildung und so viel Gelehrsamkeit verlangen würde wie von unsern Predigern. Das ist aber nicht der Fall, und darum geht es mit der Vorbereitung leichter und kürzer her.

Johannes. Aber soll te man nicht ebenso viele Bildung und Gelehrsamkeit von unsern Missionaren fordern können wie von unsern Predigern? Es ist doch so ein Ding mit den halbstudierten Leuten, die man bei den angegebenen Umständen unter die Heiden senden kann.

Konrad. Es wäre recht gut, wenn man dieselben Forderungen an Missionare, wie an Prediger, stellen könnte, aber da müßten schlechterdings Prediger oder Kandidaten selbst gehen. So sehr ich's nun beklage, daß von diesen nicht mehr hinausgehen, so steht es doch nicht in unserer Macht, es zu ändern. Der Herr versehe es! — Was soll man nun aber tun, wenn die Prediger nicht gehen können oder wollen, und bis sie können oder wollen? Soll man den Heiden gar keine Hilfe schicken, weil man ihnen keine vollkommene schicken kann? Gut ist gut und besser ist besser. Ich weiß es. Aber andererseits ist auch etwas besser als nichts.

Johannes. Aber dann muß ich doch immer wieder auf meine Befürchtung zurückkommen, daß dergleichen Prediger den Heiden nicht gar viel nützen werden.

Konrad. Und doch muß ich dir darin widersprechen. Manches, was unsere Prediger notwendig studieren und lernen müssen, ist den Heiden nicht gar so notwendig. Auch wirst du zugeben, daß Gaben und Verstand nicht bloß bei den Studierten zu finden sind. Mancher ein- und zweiundzwanzigjährige Jüngling ersetzt an Gaben, was ihm an Zeit, Jugend und Vorbildung abgeht; dazu wird seine Kraft durch den entschiedenen Willen und durch die Richtung auf ein ersehntes Ziel hin mächtig gehoben. Es gibt daher allerdings auch gelehrtere und durchgebildete Missionare, wenn sie gleich nicht sehr häufig sind. Es ist, wie bei manchen Pfarrern, die später als andere zu lernen anfangen und doch das Ziel erreichen.

Johannes. Aber die Mehrzahl der Missionare? Es gibt doch jedenfalls einen Mißstand. Etliche heidnische Orte bekommen tüchtige, andere aber un- tüchtige Missionare.

Konrad. Nicht alle heidnischen Völker haben gelehrte und völlig studierte Prediger gleich nötig. Es gibt Heiden, welche selbst eine Art von Gelehrsamkeit und Bildung haben. Zu diesen schickt man die gelehrteren und durchgebildeteren Missionare. Andere stehen in allem, was Bildung und Wissen betrifft, auf einer so niedrigen Stufe, daß auch weniger gelehrte und ausgebildete Missionare unter Gottes Segen dem Predigtamte unter ihnen gewachsen sind. Ja, es können die Missionare der zweiten Klasse ganz wohl auch unter den zuerst genannten Völkern Segen bringen, wenn sie neben begabteren Missionaren arbeiten.

Johannes. Ich erinnere mich soeben an die heiligen Apostel, welche, ob schon sie zuvor Fischer, Zöllner, Teppichweber und dergleichen waren, dennoch eine gewaltige Wirkksamkeit und einen gewaltigen Segen hatten; aber —

Konrad. Erlaube mir, daß ich dich unterbreche. Mit den Aposteln vergleiche unsere armen Missionare ja nicht! Sie bedurften keines Sprachstudiums, da sie die Gabe, in fremden Sprachen zu reden, in einem Augenblicke, auf dem ersten Pfingstfeste erhalten hatten, — und dazu eine untrügliche Weisheit, Worte, die der heilige Geist lehrt, heilige Zuversicht und Wunderwerke. Es klingt mir widerwärtig, wenn man zuweilen Heidenprediger unserer Tage mit den hohen Aposteln in eine Reihe stellt. Zwischen diesen und jenen ist ein Unterschied, welcher nicht bloß auf einem verschiedenen Maße der Gaben, sondern auf zum Teil ganz verschiedenen Arten von Gaben beruht, und auf ganz verschiedenen Verhältnissen der Zeit und Aufgabe. Es ist drum auch lächerlich, wenn man zuweilen einen Apostel gleichsam in eine Wagschale legt und ihn dadurch aufzuwiegen strebt, daß man 40, 50, 60 — — Missionare in die andere Wagschale wirft. Wenn man alle Missionsanstalten miteinander mit allen ihren Jünglingen, die sie bilden, in die zweite Schale würfe, so würde diese doch immer noch Tekel heißen und zu leicht erfunden werden. — Lassen wir diese Vergleichung ganz und gar! Sie ist und bleibt eine ungehörige.

Johannes. Nun. Ich wollte nichts als ein Beispiel aus der Kirchengeschichte anführen, aus welchem sich deine gute Meinung von unstudierten Missionaren bestätigen ließe. Ich trat damit auf deine Seite.

Konrad. Schade, daß du's nicht besser getroffen hast!

Johannes. Aber welche andere Beispiele der Erfahrung bestätigen deine Meinung?

Konrad. Es gibt der Beispiele genug. Ich begnüge mich mit einer Hinweisung auf die Herrnhuter. Es ist nicht viel über ein Jahrhundert, seitdem ihre Gemeinde den Anfang nahm, und doch haben sie ausgebreitete Missionen in Grönland und Labrador, in Nord- und Südamerika, in Westindien und Südafrika. Sie haben allein bei ihrem westindischen Erweiterungsfonds im Jahre 1840 eine Schuldenlast von 30,663 sächsischen Thalern gehabt. Daraus kannst du schließen, was für einen Kredit diese Mission haben muß, wie groß und solid ihre Erfolge sein müssen. Und nun sieh,

dahin hat es eine Gemeinde gebracht, von deren Predigern selten einmal einer den Ruhm großer Gelehrsamkeit hatte, ja, deren gesegnetste Missionare größtenteils aus den niedrigen Ständen hervorgegangen waren und nicht einmal so viel studiert hatten, als es in den meisten jetzigen Missionsanstalten zukünftigen Heidenpredigern zugemutet wird. Freilich haben die herrnhutischen Missionen unter den Heidenvölkern von niedrigeren Bildungsstufen ihre Arbeit gesucht! — Was nun den Herrnhutern möglich war, weil sie Glauben hatten wie ein Senfkorn, das kann bei gleichem Glauben auch heute noch geschehen. Mögen drum immerhin Heidenprediger ausgehen, die 5 bis 6 Jahre vorher noch am Webstuhl oder bei dem Leisten saßen und keine besondere Stufe gelehrter Ausbildung gewinnen konnten, das soll unsre Hoffnung nicht niederschlagen. Am Ende ist es dem Allmächtigen gleich, durch viel oder wenig helfen. — Aber warum lächelst du so sonderbar?

Johannes. Während ich deinen Eifer mit herzlichem Wohlgefallen bemerkte, kam mir ein Gegenstück zu dir und deinem Eifer in den Sinn, über das ich nicht anders, als lächeln konnte. Es reizt mich zum Lächeln, sooft ich daran denke.

Konrad. Und darf man denn das komische Gegenteil wissen?

Johannes. Ach ja! wenn du willst, aber ich bitte um Entschuldigung, daß ich dir deine Bitte gewähre. Du weißt, daß ich mitten unter Landleuten wohne. Da nun einmal meine alte Nachbarin, während sie ihren Schweinen das Futter zurecht machte, einen von den evangelisch gewordenen Zillertalern vorübergehen sah, tat sie höchst weise den Mund auf und sagte: „Hat's doch schon mein Vater immer gesagt, ein jedes Schwein soll bei seinem Troge bleiben.“ — Du eiferst dafür, daß alle Religionen aufhören und nur die christliche über alle Gemüter herrschend werde, — und meine Nachbarin, die wahrlich nur vielen tausend Gedanken anderer Landleute die Sprache und Worte lieb, will alle beim alten Troge lassen.

Konrad. Die Wahrheit sieht freilich aus, wie im Troge gefunden. Für Menschen, die, den Schweinen gleich, bloß gefüttert sein wollen, mag der Grundsatz gelten. Unter ihnen ist die bessere Weisheit christlicher Liebe wie Perlen unter den Füßen der Säue, und Heiligtum unter den Hunden. Übrigens ist manchmal doch auch ein Schwein so gescheut, den schlechtern Trog mit dem bessern zu vertauschen. — Ich erinnere dich auch zum Überfluß noch daran, daß zwischen dem Religionswechsel der Zillertaler und dem der Heiden ein mächtiger Unterschied ist. Was die Zillertaler verließen, ist kein Trog; aber der Heiden Religionen? Die möchten eine so unwürdige Vergleichung eher entschuldigen.

Johannes. Derselbe Sinn, den meine Nachbarin auf ihre Weise aussprach, wird übrigens von vielen ihresgleichen kaum würdiger, jedenfalls aber um kein Haar verständiger mit den Worten von Apg. 10, 35 ausgesprochen. Sie sind über die Massen tolerant und lassen alle Religionen als ebenbürtig gelten. Denn die Schrift sagt ja selbst: „In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“

Ronrad. Und doch ist gerade dieser gemißbrauchte Spruch einer von den vielen Schriftbeweisen für das Gegentheil, daß nämlich die Heiden Christen werden sollen.

Johannes. Freilich! Es heißt ja nicht: „in allerlei Religion, wer Gott fürchtet usw.“, sondern: „in allerlei Volk.“ Es ist also von einem Religionswechsel gar keine Rede.

Ronrad. Und, was mir die Hauptsache scheint! Es heißt ja nicht: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet usw., der ist ihm wohlgefällig und kann selig werden“, sondern: „der ist ihm angenehm“, d. i. nach dem griechischen Worte, welches dort steht, der kann angenommen, NB. zum Christentum angenommen und dadurch Gott angenehm werden in dem Sinne, in welchem wir das Wort gewöhnlich brauchen. Ein Heide, der Gott nicht fürchtet, nicht recht tut, so gut er nach dem Maße seines Lichtes weiß und nach dem Maße seiner Kraft vermag, sondern völlig ohne Ahnung und Furcht Gottes in heidnischen Lastern und Sünden lebt, der ist in diesem Zustande noch nicht an- und aufnehmbar zum Christentume im Sinne unsers Bibelspruches. Aber wer seinem Lichte so weit folgt, daß er dem Guten nach bestem Wissen und Gewissen nachjagt, das Böse aber möglichst flieht, der ist in einem Stande der Buße, der ist vorbereitet zur Aufnahme ins Christentum, ist angenehm dem Gott, der die Sünder gerecht macht, und aufnehmbar in Christi Friedensreich. — Heißt denn das nicht geradesoviel als: auch die besten Heiden, die Gott fürchten und recht tun, sollen Christen werden? Ist es nicht ebensoviel, als wenn geschrieben stände: Es ist nicht genug, daß ein Heide Gott fürchte und recht tue, er kann in diesem Zustande ins Christentum aufgenommen werden und soll es?

Johannes. Du deutest das Wort „angenehm“ allerdings so, daß der ganze Spruch eine neue Gestalt gewinnt.

Ronrad. Daß ich's aber richtig deute, kann dir ein jeder bezeugen, der das griechische Wort auch nur in einem Wörterbuche nachschlagen kann. Ubrigens erlaubt schon der Zusammenhang, in welchem der gemißbrauchte Spruch steht, keine andere Auslegung. Nimm einmal dein Neues Testament und lies Apg. 10.

Johannes. Ich habe es gelesen und kenne die Geschichte ganz wohl. Willst du nicht die richtige Auslegung des Zusammenhangs mir mitteilen!

Ronrad. Von Herzen gerne. Wenn ich dir nur nicht zuviel darüber rede. Der Apostel Petrus soll dem heidnischen Hauptmann Kornelius zu Caesarea nach Gottes Willen das Evangelium bringen. Dazu ist er aber nicht geneigt, weil er noch in der Meinung steht, daß bloß die Juden an Christo und seinem Evangelio Teil hätten, daß also die Heiden erst Juden werden müßten durch die Beschneidung, ehe sie Christen werden könnten durch die Taufe. Da hatte er zur Zeit, da ihn hungerte, das Gesicht von den reinen und unreinen Tieren. Die reinen Tiere bedeuten Israel, das Volk des Gesetzes, der Beschneidung und Verheißung, die unreinen aber bedeuten die Heiden. Petrus soll von den unreinen Tieren essen, das heißt: im Neuen Testamente ist kein Unterschied mehr zwischen reinen und unreinen Tieren,

keiner mehr unter Juden und Heiden. Von den unreinen Tieren darf der Apostel essen, vor den Heiden braucht er sich forthin nicht zu scheuen, er darf von ihnen zur Gemeinde sammeln, so viele sich in rechter Weise darbieten. Doch ist dem Apostel die Sache noch nicht völlig klar. Da wird ihm vom Geiste befohlen, dem Rufe zu dem Heiden Kornelius zu folgen. Er folgt und spricht zu Kornelius und den Seinen (V. 28. 29): „Ihr wisst, wie es ein ungewohnt Ding ist einem jüdischen Manne, sich zu tun oder zu kommen zu einem Fremdlinge. Aber Gott hat mir gezeigt, keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen. Darum hab ich mich nicht geweigert, zu kommen, als ich bin hergefördert. So frag' ich euch nun, warum ihr mich habt lassen fordern?“ Petrus hatte also von seiner Lektion mit den Heiden gerade so viel gelernt, daß er einsah, er könne ohne Sünde zu Heiden gehen. Das Weitere aber, daß ein Heide, ohne zuvor Jude geworden zu sein, sogleich Christ und getauft werden könne, das erkennt er noch nicht. Da erzählt ihm Kornelius, wie er im Gebete den Herrn gesucht, der Herr aber durch einen Engel ihn auf Petrum verwiesen habe mit den Worten: „Der wird dir, wenn er kommt, sagen.“ (V. 32.) Das erzählte Kornelius und setzte dazu: „Am sind wir alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist.“ (V. 33.)

Da sich, wieviel von Gott veranstaltet wird, nur um den Apostel von Cäsarien zu Kornelius zu bringen! Petrus empfängt Gesichte und unmittelbare Befehle von Gott, um zum Gang bereit zu werden, — Engel müssen vom Himmel herniedersteigen und dem Kornelius befehlen, Petrum holen zu lassen, — Kriegsknechte müssen gehen und Petrum vom entfernten Joppe nach Cäsarea zu geleiten. Warum denn so viel Anstalt? Was soll denn Petrus? Er soll „dem Kornelius sagen“. Und was denn? Was hat er ihm denn gesagt? Das Evangelium von Christo. Und was wirkte das? Kornelius und die Seinigen glaubten, wurden mit dem heiligen Geiste erfüllt und getauft, d. i. sie wurden aus Heiden Christen. Dazu machte Gott so große Anstalt, das wollte Er beweisen, daß Heiden von Kornelius' edler Art zu Christo gesammelt werden sollten, daß die Heiden Christen werden könnten und sollten. Was Petrus so schwer lernen wollte, daß das Christentum eine Religion aller Völker werden sollte, das wurde ihm unabweisbar nahe und vor die Augen gestellt. Höchst überrascht ruft er darum aus: „Am erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person (der Juden oder Heiden) nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm“ —: wozu denn also, wenn nicht zum Christentum? Kornelius war Gott angenehm, er war annehmbar, darum nahm ihn Gott auf in seine Kirche. Daran lernt nun der heilige Apostel Petrus, was sein Mitgenosse Paulus schreibt (Eph. 3, 3 ff., vgl. 1, 9; 10, 3, 9 ff.): Das von der Welt her in Gott verborgene Geheimnis Christi „ist nicht kund worden in den vorigen Zeiten den Menschenkindern, als es nun geoffenbaret ist in seinen heiligen Aposteln und Propheten durch den Geist, nämlich daß die Heiden Miturben seien und miteinander und Mitgenossen seiner Verheißung in Christo durch das Evangelium.“

Das ist der Zusammenhang des gemißbrauchten Verses. Und nun kommen die Leute und machen das Gegentheil draus! Gott war mit der Furcht und dem Rechtthun des Kornelius nicht zufrieden, sein Beten und Fasten war ihm nicht genug. Kornelius muß durch Engel- und Aposteldienst seine alte Religion verlassen, feierlich, vor Zeugen verlassen, feierlich vor Zeugen in die Religion des Neuen Testaments aufgenommen werden! Petrus wird dadurch so überzeugt, daß die Heiden Christen werden können und sollen, daß er dies ihm geoffenbarte Geheimnis auf der Apostelversammlung zu Jerusalem (Apg. 15, 7 ff.) gegen engherzige Juden verteidigte. Und daraus will man nun beweisen — was? den umgekehrten Satz — daß das Christentum nicht Religion aller Völker werden soll, daß eine jede Religion recht sei, daß man in jeder selig werden könne! Gerade aus der Geschichte und aus dem Spruche, der den Heiden Bahn macht in Christi Reich herein, — wollen sie ihre lieblose, laue, träge, bequeme Meinung stärken und bestätigen! — Was sagst du nun dazu? Glaubst du oder nicht, daß deine Nachbarin und ihresgleichen unrecht, ich aber mit meinem Eifer für die Heidenbekehrung recht habe? Ist der Spruch für mich oder gegen mich?

Johannes. Für dich, ohne allen Zweifel. Ich erkenne es vollkommen an, und erkannte es bald nach Beginn einer Auseinandersetzung, daß es so kommen würde und mußte. Aber verzeih, daß ich dir gleich wieder etwas anderes mitteile, was mir einfiel, während du sprachest. Die Heiden sollen selig werden. Dabei erinnere ich mich eines Wortes Christi, welcher Joh. 10, 10 spricht: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle (das ist doch wohl soviel als: nicht aus dem jüdischen Volke). Und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören und wird eine Herde und ein Hirte werden.“ Alle Menschen sind demnach Jesu Schafe, — durch die Missionen wird seine Stimme zu ihnen gebracht, — sie werden seine Stimme hören, sich endlich alle bekehren — zu ihm, dem Erzhirten und Bischöfe ihrer Seelen. Dann sind sie alle seine Herde. Ein Glaube vereinigt sie alle mit ihm. Welch eine schöne Aussicht! Welch eine herrliche Zeit wird das sein, zumal mit der unsrigen verglichen!

Konrad. Offenbar eine schöne Zeit wird mit dem von dir angezogenen Spruche bezeichnet, wenngleich die richtige Auslegung eine andere sein wird, als die von dir gegebene. Denn nicht alle Menschen sind Schafe Jesu. Auch wird nie eine Zeit kommen, da sie es alle sein werden. Wohl aber sind unter allen Völkern Schafe Jesu zerstreut, und um diese zur einen Herde zu sammeln, muß die Stimme des suchenden Hirten unter allen Völkern erschallen. Sonst könnten sie ja seine Stimme nicht hören, ihr nicht folgen. Alle Gläubigen aus allen Nationen werden am Ende die eine Herde des einen Hirten sein: dann wird er ihnen nehmen, was immer neue Trennung veranlassen könnte, die Stücken Finsternis, von denen Jesus Luk. 11, 36 redet, die Lügen und Irrthümer, welche die Liebe hindern, und ihnen in Beweisung des Geistes und der Kraft geben, was die Herzen vollkommen einigt, vollkommene Wahrheit. Aber dieser einen Herde wird allezeit und bis ans Ende eine andre Menschenschar feindlich gegenüberstehen, die eine Herde wird ihre

Feinde unter den Menschen selber bis ans Ende behalten, und je kürzer die Zeit wird, je näher das Ende kommt, desto entschiedener werden sich diese heraus und auf den Plan stellen. Am Ende wird der Streit am heftigsten entbrennen. Lies nur die Stellen der Schrift, die vom Ende handeln, lies nur in der Offenbarung St. Johannis von der großen Schlacht am Ende der Tage (Kap. 20), von Gog und Magog, von der Zahl der Feinde, welche sein wird wie Sand am Meere (Kap. 20, 8)! Wo sollten denn diese Feinde am Ende herkommen, wenn eine Aussicht wäre, daß jemals alle Menschen Schafe Jesu werden sollten? Der schmale Weg wird bis ans Ende schmal, der breite bis ans Ende breit bleiben. Aber der schmale Weg, welcher Jesu Schafe bis zum letzten Streite herbeiführt, wird herrlich und gerühmt sein vor dem breiten Wege.

Johannes. Was wird dann mit den Heiden geschehen, die das Evangelium nicht annahmen? Wäre je eine Zeit gekommen, da alle Lebenden Jesu Schafe geworden wären, so hätte ich auch für die Hingeschiedenen Mut gefaßt, welche nicht glauben wollten. Wenn es aber so ist, wie du sagst, was soll man dann für die Heiden hoffen, die nicht glauben mochten?

Konrad. Gott zwingt keinen zu seines Reiches Seligkeit. Wer nicht glaubet, der wird verdammet werden, Mark. 16. Die Antwort konntest du dir selbst geben.

Johannes. Aber ach! die vielen Millionen Heiden, die vor Christo lebten und von ihm nichts wußten? Die vielen Millionen, die jetzt noch ohne Kenntnis des Evangeliums aus der Welt gehen?

Konrad. Über die Heiden, welche von Christo wirklich nichts wußten oder wissen, urteile ich nicht. Ich bin nicht ihr Richter, und da die Schrift über sie schweigt, weiß ich auch nicht, wie Gott im Himmel über sie gerichtet hat oder richtet.

Johannes. Liegt aber nicht auch in deinem Schweigen ein Urteil verborgen? Es sieht aus, als wenn du nur nicht mit der Farbe herausrücken, nicht bekennen wolltest, daß die alle miteinander verloren seien, die nichts von Christo wußten und starben.

Konrad. Du bist argwöhnisch. Vielleicht kommt es aber bloß daher, daß du dem Schweigen der Schrift mißtraust. Gott redet nicht, — heißt das: „Er verdammt“? Er will, daß wir über diesen wie über viele andere Punkte in Unwissenheit bleiben, — mehr beweist sein Schweigen nicht. Bist du neugierig, so wird dir freilich Gottes Schweigen nicht gefallen; aber deine Neugierde, dein Mißfallen, dein Argwohn werden ihn doch nicht dahin bringen, sein Schweigen zu brechen. Es ziemt uns, daß wir uns mit dem begnügen, was er redet, und daß wir dem Gott, der die Liebe ist, alles Gute vertrauen. Er wird am Ende doch recht behalten, und das ebensowohl nach den Anforderungen der Barmherzigkeit, als nach denen der Gerechtigkeit. Er begeht kein Unrecht und versäumt kein Gutes. — Übrigens will ich dich auch einmal etwas fragen. Glaubst du, daß unter den Heiden, die von Christo nichts wissen, kein Unterschied sei? Ich meine, kein Unterschied in ihrem Verhalten?

Johannes. Ich denke, ja. Es hat je und je ehrbare Heiden gegeben, die ihre natürlichen Kräfte dazu anwendeten, einigermaßen geziemend und ehrbar zu leben. Es wird auch jetzt noch solche geben. Andere, die Mehrzahl wohl, werden sich keinen Zwang auflegen, sondern tun, was sie gelüstet, und dem Laster fröhnen. — Aber warum legst du mir die leichte Frage vor?

Konrad. Weil deine obige bedeutungsvolle Frage von den Millionen unwissenden Heiden dadurch um viele Millionen leichter wird, was für schwächere Seelen nicht ohne Wichtigkeit sein möchte. Glaube nur, auch die Heiden haben ein Gewissen, alle Völker reden von Recht und Unrecht und keines ist von Gott so ganz verlassen, daß es keine Frage nach dem übrig hätte, was über den Sternen gilt. Menschen der Sehnsucht sind alle, und suchen, ob man den Ewigen finde, ziemt allen. Wenn drum Tausende und Millionen von Heiden den Funken töten, der sie hätte zum Lichte leiten können, wenn sie den Überrest von Wahrheit, welchen sie haben, durch Ungerechtigkeit völlig ersticken und verderben und leben, wie sich's nicht ziemt, so wird es ihnen nach Inhalt der ersten drei Kapitel des Briefes an die Römer gehen, und „die ohne Gesetz gesündigt haben, werden auch ohne Gesetz verloren werden“ (2, 12) „welcher Verdammnis ist ganz recht“ (3, 8). Oder hast du Lust, zu sagen, die Otaheter, die sich durch Mord und Wollust aufzureiben strebten, die Indier und andere, welche ihre Kinder und Eltern töten, die Völker, welche in Sünden leben, die man nicht sagen kann, gehen unschuldig verloren? Einigermassen ehrbar leben kann man auch als Heide, Ehrbarkeit und Tugend leuchtet allen Menschen schöner ins Auge der Seele hinein, als der Abendstern ins leibliche Auge. Diejenigen Heiden, welche wider besseres Wissen und Gewissen der Sünde dienen, bleiben darum aus deiner obigen Frage weg, aber, wohlgemerkt, nicht aus der Frage der barmherzigen Liebe, die auch dem Schuldigen Gottes Frieden bringen möchte. Diese Liebe sind die Millionen sündenbeladener Heiden kein geringeres Anliegen als diejenigen, welche, wie Kornelius, mit Fasten und Beten nach der ewigen Wahrheit forschen.

Johannes. Was aber soll eben mit den hoffentlich vielen Heiden werden, die vielleicht, wie Kornelius, die Wahrheit suchen, aber von Christo nichts erfahren. Diese zu verdammen, wäre doch höchst erbarmungslos!

Konrad. Ich bin keineswegs verdammungsfüchtig. Ich suche ja aller Heiden Seligkeit an meinem Theile. Ich meine aber wenn die Gerechtigkeit Gottes in dieser Sache klar wird, so klar, als es eben möglich und nötig ist, dann sei deiner und allen ähnlichen erbarmungsvollen Fragen die Schärfe genommen, die so vielen den Glauben an Gottes vollkommene Liebe abzuschneiden droht. Das ist das einzige Interesse, das ich bei meinen gegenwärtigen Reden habe. Von diesem aus sage ich dir — und du kannst das leicht zugeben — daß du auch rücksichtlich der Unwissenheit der Heiden einen großen Unterschied wirst machen müssen.

Johannes. Und welchen denn?

Konrad. Es gibt eine verschuldete Unwissenheit und eine unverschuldete.

Jene stimmt zum Fasten und Beten eines Kornelius nicht. Wer in ihr verharrt, der — —

Johannes. Du wirst aber doch hoffentlich nicht behaupten, daß es unter den Heiden gar keine unverschuldete Unwissenheit gebe?

Konrad. Das nicht. Aber sehr vielen Heiden möchte doch wohl eine Schuld beizumessen sein, wenn sie von Christo nichts wissen. Viele Heiden leben ja, wie die Juden und Muhammedaner, im beständigen Verkehre mit Christen, und so schlecht auch der Wandel vieler Namenschristen unter den Heiden sein, so hoch man auch den Fluch ihrer Beispiele anschlagen mag, es leben doch immer auch bessere Christen unter den Heiden, von deren Wandel Christus Ehre hat. So viel, daß sie noch mehr hungrig und durstig werden könnten, wissen ohne Zweifel sehr viele Heiden. Warum fragen sie denn nicht weiter? Warum suchen sie nicht mehr? Sie wollen nicht mehr von der christlichen Religion wissen. Ist aber das der Fall, so können wir ibretwegen an Gott und seinem Christus ebensowenig irre werden, als aus gleichem Grunde viele Millionen sogenannter Christen verloren gehen.

Johannes. Guter Gott! Das wenige Wissen der Heiden, das sie haben können und versäumen, soll ihnen die Seligkeit kosten.

Konrad. Warum sprichst du denn, das wenige Wissen, das sie haben können und versäumen, koste ihnen die Seligkeit? Warum ist's denn wenig? Ohne Zweifel verwechselst du aus Erbarmen das wenige Wissen, das sie haben, mit dem reichen Schätze von Erkenntnis, zu welchem ihnen oftmals die Gelegenheit dargeboten wird.

Johannes. Ich denke mich an der Heiden Stelle. Sie sind von Jugend auf zur väterlichen Religion gewiesen, in welcher sie durch alle Verhältnisse ihres Lebens ebenso bestätigt werden, wie unsre Lebensverhältnisse uns in der väterlichen Religion bestätigen und festhalten. Wie zufrieden sind nun die meisten unter unsern Leuten mit dem hergebrachten Glauben, ohne nur viel nachzuforschen, was z. B. die Juden, die unter uns leben, glauben. So geht es eben den Heiden auch, unter denen Christen leben.

Konrad. Wohl, aber damit sind sie nicht entschuldigt, so wenig, als wenn unsre Leute nichts von den Juden wissen. Unsre Leute hören von Jugend auf die Geschichte der Juden und den Grund, warum sie verworfen wurden. Man kann darum gar nicht sagen, daß sie nicht wissen, was die Juden glauben. Sie wissen es wohl, und du hast daher an den Juden das rechte Beispiel zur Bestätigung deiner Ansicht nicht getroffen. Wenn die Heiden vom Christentume so viel wissen, als die Christen von dem Judentume, so wissen sie allerdings genug, um noch mehr hungrig werden zu können.

Johannes. Aber ob sie so viel wissen, das ist doch die Frage.

Konrad. Ich rede nicht von allen, aber von sehr, sehr vielen gilt es gewiß, daß sie von dem Christentume viel hören müssen und wissen können. — Schon der heil. Paulus behauptet Kol. 1, 6 geradezu, daß das Evangelium zu seinen Zeiten in „alle Welt gekommen“, V. 23, daß es „aller Areas

tur gepredigt“, Röm. 10, 18, daß sein „Schall in alle Lande und sein Wort in alle Welt ausgegangen“ seien. Seine Zeit war nun nur der Anfang des Christentums. Seitdem sind achtzehn Jahrhunderte über die Erde hingegangen; ihre Geschichte ist ohne die Kirche des Herrn eine Eitelkeit; sie werden alle nur durch den Sauerteig des Evangeliums schmackhaft; sie sind nur abgelaufen, damit die Reiche der Welt Gottes und seines Christus werden. Die mächtigsten Völker der Erde sind seit fast anderthalbtausend Jahren dem Christentum zugetan; ihre Kriegeszüge, ihre Meerfahrten, ihre Handelsverbindungen, ihre Missionen haben den heidnischen Völkern immer und immer wieder Gelegenheit gegeben, den Herrn und sein Evangelium kennen zu lernen. Und nun sollen tausendjährige Berührungen mit den Christen den Heiden nicht einmal so viel Kenntnis von dem Gotte der Christen beigebracht haben, daß sie nach völligerer Erkenntnis desselben hungrig werden könnten? Ist nicht der Name Jesu auch jetzt in aller Welt bekannt? Läuft heutzutage der Schall des Evangeliums so langsam oder gar rückwärts? Ist von der letzten Stunde, in der wir 1800 Jahre leben, welche eine Stunde der Mission, der Sammlung aller Schafe Jesu ist, noch so gar viel übrig? Ich erachte, es könne in einer Kürze dahin gekommen sein, daß allen Menschen das Evangelium genug gepredigt und die bestimmte Zahl der „Fülle der Heiden“ eingegangen sei. Ich glaube an die Möglichkeit, daß noch zu unserer Zeit der Herr alle Verheißung zu Ende bringen und sein ewiges Reich anfangen könne. So wenig die Apostel durch die Menge der Heiden gehindert wurden, das Kommen Jesu in der Herrlichkeit nahe zu glauben, so wenig, ja noch weniger sind wir gehindert, die Möglichkeit seines baldigen Kommens gelten zu lassen. Gott kann bald vollenden, was er versprochen hat. Ein Tag ist für ihn so lang wie tausend Jahre.

Johannes. Damit willst du wohl nichts anderes sagen, als daß vielleicht alle Heiden noch in unsern Tagen so viel vom Evangelium vernehmen können, als nötig ist, um am Tage des Gerichts keine Entschuldigung zu haben, — daß die meisten unter denen, die von unseren Zeiten hinabwärts zum Ende leben, durch verschuldete Unwissenheit, oder gar durch Verachtung erkannter Wahrheit verloren gehen, wenn sie verloren gehen.

Konrad. Allerdings.

Johannes. Ich fürchte, ich fürchte nur, du gehst noch weiter. Damit einerseits ohne Christum und sein auf Erden gehörtes Evangelium keine Seligkeit, andererseits Gott nicht ungerecht sei, wenn Er die Heiden verdammt, behauptest du vielleicht am Ende doch noch, daß es gar keine unverschuldete Unwissenheit unter den Heiden gebe!

Konrad. Du vergiffest, geliebter Freund, daß ich nur um Gottes und Jesu Ehre eifere. Oder vielmehr, du erkennst dies einigermaßen an, und büdest mir infolgedessen etwas auf, was ich mir nicht aufbürden lassen darf, was ich auch im Verlauf dieses Gespräches schon einmal abgelehnt habe.

Johannes. Und was wäre das?

Konrad. Die Behauptung von meiner Seite, daß es gar keine unver-

schuldete Unwissenheit unter den Heiden gebe. Das kann ich aus dem einfachen Grunde nicht behaupten, weil ich es nicht weiß.

Johannes. Was wäre dann eigentlich dein letztes Wort von der Unwissenheit der Heiden?

Konrad. Dies eine: „Gott ist gerecht. Wenn deshalb die Heiden oder irgendeiner von ihnen wegen seiner Unwissenheit verloren geht, so kann es keine unverschuldete gewesen sein.“

Johannes. Wenn es nun aber eine unverschuldete Unwissenheit unter den Heiden gibt?

Konrad. So wird der Herr an jenem Tage es klar machen auch an den Heiden, deren Unwissenheit unverschuldet war, daß er barmherzig und gnädig ist.

Johannes. Wie aber wird ihnen sein Erbarmen zuteil werden?

Konrad. Ich weiß nicht. Die Schrift sagt darüber nichts.

Johannes. Dennoch sprichst du jetzt tröstlicher von der Seligkeit der Heiden, als zu Anfang.

Konrad. Glaubst du? Ich glaube, mir ziemlich treu geblieben zu sein. Mit dem Bekenntnis meiner Unwissenheit begann — und schließe ich. Was ich dazwischen redete, ging bloß auf einen Versuch aus, Gottes Gerechtigkeit auf alle Fälle hin außer Zweifel zu setzen. Ich wiederhole aber auch diesverbal nur, was ich schon gesagt habe.

Johannes. Ich will nicht weiter in dich dringen, und die Absicht deiner Reden erkenne ich nicht. Du verteidigst die Gerechtigkeit Gottes auf alle Fälle hin, greiffst aber auch seiner Barmherzigkeit nicht vor. Du richtest nicht, sondern verweistest auf Gottes Gericht.

Konrad. Ach Bruder! Wie sollte ich richten? Gott schone m e i n e r. Ich verdamme nicht, ich spreche nicht frei. Ich verteidige Gottes Gerechtigkeit auch auf den schlimmsten, uns armen Zärtlingen empfindlichsten Fall hin, weil er dann in a l l e n Fällen gepriesen ist. Ich falle ihm aber nicht ins Amt. Mir scheint eine Anwendung eines Wortes St. Pauli auf der Heiden ewiges Los sehr anwendbar. Ich meine das Wort 1. Kor. 4, 5: „Richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbaren; alsdann wird einem jeglichen von Gott Lob widerfahren.“

Johannes. Ich kann mich mit dir völlig beruhigen.

Konrad. Wir können aber noch mehr tun, als uns beruhigen und dem Herrn überlassen, worüber wir doch nicht urteilen können.

Johannes. Was meinst du?

Konrad. Wir können unsrerseits mitwirken, daß auch verschuldete Unwissenheit, daß Missetat und Laster der Heiden Vergebung finden.

Johannes. Du kehrst zu unserm eigentlichen Thema zurück, zur Mission, und hier möchte ich auch eine Unwissenheit anklagen.

Konrad. So tauschen wir die Rollen, und du wirst dich etwa gar auch ein wenig sauer ansehen lassen müssen, wenn du mir in einer Klage über Unwissenheit gleich wirst? Werde ich etwa auch, wie zuvor du, die Unwissenheit gewissermaßen in Schutz nehmen müssen?

Johannes. Ich möchte es bezweifeln. Denn ich beklage eine verschuldete Unwissenheit der Christen, und daß ich's noch eigentlicher sage, ich beklage meine eigene Unwissenheit. Denn ich bin andern in diesem Stücke völlig gleich.

Konrad. Und was für eine Unwissenheit wäre das, damit ich dich auch ein wenig sauer ansehe?

Johannes. Hilf mir lieber! Ich meine die Unwissenheit über die Mission, über ihre Geschichte, ihre Erfolge.

Konrad. Du hast Recht. Diese Unwissenheit ist sehr allgemein. Die Heiden sind weit von uns entfernt. Ihr Elend und die Hülfe, welche sie durch die Mission erfahren, stehen und gehen nicht vor unsern Augen. Die Pfarrer haben größtenteils nicht viel Eifer, ihren Gemeinden die Sachen zu vergegenwärtigen. So bleibt das Volk teilnahmslos und kalt, wie eben in Rücksicht aller andern Dinge, von denen man nichts weiß.

Johannes. Du entschuldigst mich. Aber ich gebe mich doch schuldig. Denn so wenig ich von Mission weiß, so weiß ich doch längst so viel, daß es eigene Missionsblätter gibt. Hätte ich diese mehr beachtet, so würde ich längst mehr wissen und vielleicht in unserm heutigen Gespräche nicht so gar oft den Unwissenden und Ungeschickten haben spielen müssen.

Konrad. Ich kann dich leider in dieser Hinsicht nicht frei sprechen. Dein Selbstbekenntnis ist ganz recht.

Johannes. Welches von den bestehenden Missionsblättern rätst du mir nun für die Zukunft?

Konrad. Ich wollte, es gäbe ein Missionsblatt, welches in farbloser, einfacher Weise darstellte, was für und durch die Mission in der Welt geschieht; eine solche Missionschronik, die auf alle verschiedenen Gesellschaften und Missionen Rücksicht nähme, würde am meisten fruchten. Leider gibt es so etwas noch nicht.

Johannes. Was soll ich aber lesen, da es so etwas nicht gibt?

Konrad. Du wirst wohl gerne wissen wollen, was für und durch verschiedene Missionsgesellschaften geschieht, und deshalb wirst du schon mehrere Blätter*) lesen müssen. Denn meistens erzählt ein jedes Blatt hauptsächlich das, was gerade diejenige Gesellschaft angeht, von der es herausgegeben wird. Und wenn auch da und dort Manchfaltiges erzählt wird, so hat doch ein jedes Blatt seinen eigenen Ton, und ein jedes steht im Dienste besonderer Ansichten, welche nicht immer zu loben sind. Liesest du nun auch ein Missionsblatt, welches wenigstens das Interesse einer Gesellschaft ver-

*) Das von Holm redigierte, in Hamburg erscheinende, scharf markierte Missionsblatt der Weißbergemeinde nicht ausgeschlossen!

tritt, so würdest du doch unversehens in die einseitigen Ansichten hineingeraten, aus denen es geflossen ist. Liesest du mehrere Blätter, so wird dein Interesse dadurch erhöht, deine Kenntnis vollständiger und aus dem Gegensatz der leicht kennbaren verschiedenen Ansichten wird sich immerhin die eigene Ansicht in Missionsfachen leichter und richtiger herausbilden.

Johannes. Was soll ich aber meinen armen Nachbarn, die ich doch auch gerne mit der Missionsfache vertraut machen möchte, darbieten?

Konrad. Vielleicht wäre es am besten, du erzähltest ihnen von dem, was du gelesen, das Merkwürdigste. Du kannst ihnen auch aus den Blättern das Beste vorlesen; denn sie glauben doch eher, was gedruckt ist. Wolltest du ihnen aber etwas zum eigenen Lesen geben, so rate ich dir immerhin die „Dresdener Missionsnachrichten“. Sie sind nicht so mancfaltig und reichhaltig, auch nicht so verständlich geschrieben, wie die Calwer Missionsblätter, die dem Volke unter den übrigen Blättern mit Recht am besten gefallen. Aber deine Nachbarn sind Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche, und als solche werden sie zunächst wissen wollen, was durch die einzige deutsche, evangelisch-lutherische Missionsanstalt, die es gibt und die in Dresden ihren Sitz hat, erreicht wird. Auch sind die Dresdener Missionsnachrichten in ihren Ansichten der evangelisch-lutherischen Kirche zugetan. Du kannst sie mit ruhigem Gewissen verbreiten. Sie werden hoffentlich auch immer mehr werden, was sie sein sollen.

Johannes. Die übrigen Missionsgesellschaften und ihre Missionsblätter wären demnach der evangelisch-lutherischen Kirche nicht zugetan?

Konrad. Nein. Sie sind's nicht und wollen es auch nicht namens haben. Wenigstens in Missionsfachen wollen sie nicht pur evangelisch-lutherisch sein.

Johannes. Welchen Ansichten huldigen sie aber?

Konrad. Mehr oder minder, angelegentlicher und deutlicher oder weniger entschieden und offen diejenigen, welche du in diesem Büchlein Seite 36—38 ausgesprochen findest.

Johannes. Was für ein Büchlein ist es?

Konrad. Es ist betitelt: „Die evangelische Missionsgesellschaft in Basel im Jahre 1842.“

Johannes. Und was für Ansichten sind es denn, die da ausgesprochen werden?

Konrad. Ich stehe gar nicht an, sie in Bezug auf die bestimmten Unterscheidungslehren der evangelisch-lutherischen Kirche indifferentistisch oder gleichgültig zu nennen.

Johannes. Und weshalb nennst du sie so?

Konrad. Weil die Unterscheidungslehren der evangelisch-lutherischen und der andern Kirchen oder Konfessionen, obwohl einerseits als Särbungen (das ist doch am Ende soviel als Trübungen und Fälschungen) der Wahrheit, doch andererseits als so geringfügig dargestellt sind, daß ein Heidenprediger auf sie keine Rücksicht zu nehmen brauche. Nach dem Büchlein ist von den

Unterscheidungslehren wenigstens für die Heiden nicht viel zu hoffen, eher zu fürchten; man soll für die Heiden nur das Gemeinsame der Konfessionen festhalten und sich über das andere hinwegsetzen.

Johannes. Werde nicht ungerecht, mein Lieber! Du behauptest vielleicht doch zuviel von dem Büchlein und seinen Grundsätzen.

Konrad. Gar nicht. Zum Beweis höre, was ich schwarz auf weiß lese. „Die (Baseler) Missionskommittee war von Anfang an der Überzeugung, daß es die Absicht eines evangelischen (!) Missionars sein müsse, die reine Lehre des Evangeliums, nicht die besondere Färbung derselben in irgendeiner kirchlichen Fassung, sei es nun die lutherische oder calvinische oder irgendeine andere, den Heiden zu bringen.“ — „Der theologische Unterricht in der Missionsanstalt war stets darauf gerichtet, die großen und tiefen Grundlagen des gemeinsamen Glaubens der evangelischen (lutherisch-reformiert-unierten usw.?) Kirche zur Hauptsache zu machen, während die freie wissenschaftliche Untersuchung die Unterschiede der Konfessionen ohne Ansehen der Personen oder Kirchen nach der h. Schrift (?) beurteilt.“ — „Der Lehrer (= freie wissenschaftliche Untersuchung) scheute sich niemals, bald diesem, bald jenem der großen Reformatoren unrecht zu geben, wenn er das Wort Gottes nach richtiger, scharfer Auslegung (wissen?) und die Schlüsse einer durch den Glauben getragenen und durch den Geist Gottes erleuchteten Wissenschaft gegen sich hatte. Auf dieser breiten Basis klarer (?) Erkenntnis, evangelischer Wahrheit und evangelischer Liebe (?) stand sie seit 25 Jahren und wird mit Gottes Hülfe dabei bleiben. Sie bekennt sich als Missionsgesellschaft zum Worte Gottes, oder (?) wenn man ja eines kirchlichen (?) Ausdruckes bedarf, zu dem Gemeinsamen aller evangelisch-protestantischen Bekenntnisse. Einzelnen Personen in ihr, Lehrern, Zöglingen, Missionarien verwehrt sie dabei nicht im mindesten, von dem in den Bekenntnissen Verschiedenen dasjenige sich anzueignen oder festzuhalten, was ihnen laut der h. Schrift als das Richtige erscheint. Nur muß sich der Reformierte ebenso wohl als der Lutheraner gefallen lassen, die biblische Prüfung auf jede dieser Besonderheiten angewandt zu sehen und muß mit bescheidener Liebe das besondere Bekenntnis der übrigen achten. — Aus diesem Grunde läßt die evangelische Missionsgesellschaft ihre ausgehenden Missionarien kein Symbol unterzeichnen, weil sie höhere Bürgschaften als diese hinfällige, (NB. nicht objektive, sondern subjektive) hat, daß ihre Missionarien schriftgemäß lehren werden, und weil sie die Verpflichtung auf Symbole mehr für Sache der Kirche, der ordinierenden Kirchenleitung, als für die der freien Gesellschaft hält. Sie weiß wohl, daß niemand sich der bestimmten kirchlichen Fassung entziehen kann, in welcher er von Jugend an unterrichtet wurde, aber sie weiß auch, daß kindlich gläubige (?) Prediger in der Heidenwelt trotz dieser Unterschiede im Frieden stehen können und wirklich stehen, daß keinerlei Verwirrung durch die geringen Unterschiede, welche auch so noch bleiben, unter die Heidenchristen kommt. Sie achtet die kirchlichen Eigentümlichkeiten hoch, aber sie hält sie für die Heidenwelt für unbedeutend. Andern läßt sie hierüber gern ihre Meinung.“ Wie ist's, habe ich zu viel behauptet?

Johannes. Es ist leider so, wie du sagtest, — das Büchlein redet dasselbe in viel stärkeren Worten.

Konrad. So wirst du auch einsehen, daß ich nicht unrecht oder lästerlich geredet habe, wenn ich die Grundsätze des Büchleins indifferentistisch, d. i. gleichgültig gegen die Unterscheidungslehren der Konfessionen nannte.

Johannes. Wolltest du mir nicht das Büchlein mitgeben?

Konrad. Du kannst es behalten, ich habe es mehrfach.

Johannes. Aber warum nimmst du den Zettel aus dem Büchlein? Steht er in keiner Beziehung auf das Büchlein?

Konrad. Er enthält einen Auszug aus einem vor 130 Jahren geschriebenen Buche, dessen Titel hier zur Sache nichts tut*). Ich schrieb diesen Satz ab und legte ihn in das Baseler Büchlein, das mir gerade in die Hände gekommen war, als ich ihn las.

Johannes. Laß mich wenigstens hören, was der Zettel enthält.

Konrad. Es mag sein. Doch mache ich vorher die Bemerkung, daß ich sie nicht als eine Art von Motto in das Baseler Büchlein gelegt habe, sondern als einen Beweis, daß nichts Neues unter der Sonnen ist, auch nicht der Geist der gegenwärtig allgemeinsten christlichen Richtung. — Die Worte sind folgende: „Der Indifferentismus ist jetzt die Helena der Welt und läßt sich bald grob genug spüren, wenn hie und da alle Glaubens- und Lebenspunkte schlechterdings als leichte und geringe Dinge traktiert und nicht besser als die Würfel gebraucht werden; bald etwas subtiler, wenn man unter dem glatten Prätext des Friedens und der Pietät den Eifer für die geoffenbarte Wahrheit verdächtig machen und vernichten will. Das bringt leider der verderbte Genius Saeculi (Zeitgeist) mit sich, ja, es ist schon bei der Welt Mode worden, und möchte in kurzem eben die tyrannische Gewalt, die andere Moden haben, über die Menschen erlangen.“ — Der Anfang des Satzes ist von dem Verfasser auf die im Anfange des vorigen Jahrhunderts hervortretenden Bemühungen der Jesuiten gerichtet; denn diese suchten unter dem Vorwande, daß es ja doch am Ende gleichgültig sei, welcher Konfession man angehöre, die Leute zur Annahme der römisch-katholischen Konfession zu bewegen. Daß ich davon keine Anwendung auf die von uns berührten Verhältnisse gemacht haben will, versteht sich. — Du blätterst in dem Büchlein so aufmerksam?

Johannes. Ich verwundere mich, daß du so vieles darin angestrichen und mit Zeichen versehen hast.

Konrad. Es enthält viel Geschichtliches, welches ich meinen Bekannten vorzulesen pflege, um Teilnahme für die Mission zu erwecken. An dem Satzen, was darin zu finden ist, kann ich ihnen desto besser zeigen, was recht ist.

Johannes. Ich finde, daß du manche Zahlen besonders stark markiert hast.

Konrad. Wohl. Doch nicht immer aus einerlei Grund. — Nach dem Büchlein gäbe es auf 900 Stationen 5000 evangelische Missionsarbeiter

*) E. W. Bösher's abgewiesener Demas.

aller Konfessionen. — Durch diese sind etwa 400 000 Heiden „bekehrt“. Diese 400 000 werden als der zweitausendste Teil der noch unbekehrten nicht-christlichen Menschheit dargestellt, weil angenommen ist, daß 1000 Millionen Menschen, unter diesen 200 Millionen Christen, also 800 Millionen Heiden auf Erden seien. Man brauchte also, um verhältnismäßig diese Zahl von Heiden zu versehen, statt 5000 Missionsarbeitern 10 Millionen. — Nach derselben Rechnungsweise gäbe es in China noch 360 Millionen Götzendiener und monatlich „fielen eine Million unsterblicher Seelen ohne Unterricht, ohne Besserung, und — soweit wir wissen — ohne Rettung der Ewigkeit in die Arme. Ein volles Jahrtausend würde über der Bekehrung Chinas verfließen, auch wenn die Christenheit täglich 1000 Christen bekehrten würde.“ — Ebenso gäbe es in Ostindien noch 150 Millionen Heiden und Muhamedaner zu Christo zu sammeln.

Johannes. Das sind ja erschreckliche Zahlen. Ist man denn in dieser Berechnungsweise allgemein einig?

Konrad. Nein. Und eben daran sollen manche meiner Striche und Zeichen im Büchlein erinnern. Professor Wiggers zu Rostock sagt in seiner kirchlichen Statistik Seite 21: „Während man früher nur den zehnten Teil der Bewohner des ganzen Erdkreises, welche man zu 1000 Millionen annahm, den Christen beizählte, einen bei weitem größeren aber den Muhamedanern, gestaltet sich nach neueren Bestimmungen das Zahlenverhältnis der verschiedenen Religionen in der Weise, daß von 657 Millionen Menschen, welche den Erdkreis im ganzen bewohnen, 228 Millionen Christen sind, 320 Millionen Heiden, 100 Millionen Muhamedaner und 9 Millionen Juden, wonach also die Christen ungefähr den dritten Teil der ganzen Bevölkerung der Erde ausmachen würden.“ Während bei diesen verschiedenen Berechnungen die Zahl der Christen sich ziemlich gleich bleibt, ist doch in ihrem Verhältnis zu den übrigen Religionsparteien eine gewaltige Abweichung. Zwischen einem Drittel und einem Zehntel eines Ganzen ist ein großer Unterschied. — Ein anderer Gelehrter (Rheinwald im Repertorium 1835, IX, 167., s. Wiggers a. a. O.) rechnet etwas anders: 267 890 000 Christen, 3 260 000 Juden, 137 000 000 Muhamedaner, 463 150 000 Heiden, 872 000 000 Menschen. Das Verhältnis der Christen zu der Zahl der andern Religionsparteien bleibt aber dem von Wiggers angegebenen ziemlich gleich.

Johannes. Es bleibt freilich immerhin auch nach dieser Berechnung von Wiggers und Rheinwald zu tun genug übrig. Aber etwas leichter atmet man doch. Es ist doch ein gut Teil mehr schon geschehen.

Konrad. Und die Hoffnung richtet sich auch leichter empor, wenn das Verhältnis der Christen zu den Nichtchristen nicht so gar klein ist. Man greift auch leichter und mutiger zu einem Werke, das nicht als so gar unüberwindlich dargestellt wird. — Freilich! Dem Allmächtigen ist mit der einen Rechnung kein geringeres, mit der andern kein schwereres Werk zu gemessen.

Johannes. Was bezeichnen diese starken, langen Striche, durch welche du zwei Partien des Büchleins so augenfällig ausgezeichnet hast?

Konrad. Ich bitte dich, lies, ehe wir auseinandergehen, diese zwei Partien laut vor. Ich lese sie immer mit erneuter Teilnahme und höre sie auch immer wieder mit neuer Teilnahme an. Dein eigenes Gefühl wird dir bald sagen, was meine starken Striche andeuten sollen. Lies einmal zuerst da S. 18 ff.

Johannes. Wohlan, ich lese. „In Afrika arbeiten starke, furchtbare Feinde an der Zerstörung der armen Schwarzen. Nicht genug, daß man den Krokodilen, den Schlangen, den Tigern als Göttern dient und ihnen Menschen zum Futter gibt, daß man auch andern Götzen grausame Menschenopfer bringt; im Lande der Aschantes läßt der König Hunderte seiner Untertanen schlachten, nachdem sie vorher tagelang, ein Messer durch beide Wangen durchgesteckt, in schweigender Qual auf das Schlachtmesser gewartet haben. Die ärgste Geißel aber ist der Negerhandel, den die Christen aus Amerika an den Gestaden Afrikas treiben. Um Neger zu bekommen, bietet man den einheimischen Königen Branntwein, europäische Waren an. Jetzt verkauft der Fürst seine Untertanen, reißt das Weib aus den Armen des Mannes, den Sohn aus den Armen der Eltern, ja diese — verkaufen selbst ihre Kinder. Dies reicht aber nicht aus. Da wird Krieg angefangen. Man schleicht sich in die Nähe eines friedlichen Dorfes, zündet es an, umringt es, mordet die Alten, raubt die Jungen und schleppt sie nach den Handelsplätzen am Meeresufer oder durch die heiße Wüste nach Marokko, nach Algier und Tunis, nach Tripolis und Aegypten. Auf dem Wege aneinander gefesselt sterben sie vor Hunger oder Durst oder an Wunden vom Krieg. Da ist kein Erbarmen, kein Trost, keine Rettung. Die Mutter muß sehen, wie ihr Kind, das nicht gehen kann oder ihr zum Tragen zu schwer wird, mit Riemen auf ein Kamel gebunden wird, die ihm durchs Fleisch bis an den Knochen schneiden. Das gequälte Kind ist schon halbtot, die Mutter würde es gern mit Aufbietung ihres letzten Hauches tragen, aber nein! der rohe Befehlshaber schleudert das wertlose Wesen, weil es doch nicht mehr verkauft werden kann, in den heißen Sand. Da mag es hilflos verschmachten. Der Mutter wird es durch die Geißel des Treibers verwehrt, die letzten Seufzer ihres Kindes zu hören. So kommt der Zug ans Meer. Hier übernimmt der christliche Sklavenhändler die unglücklichen Geschöpfe. Es ist aber nicht gleich ein Schiff da. Man sperrt sie zu Tausenden in einen engen Stall. Hier erliegen den tödlichen Fiebern dieser Meeresufer ganze Scharen und sinken verschmachtend hin. Die Gestorbenen und die Lebenden bleiben beisammen und die unerträgliche Hitze macht den Stall zur Hölle. Die Überlebenden kommen aufs Schiff. In enge Räume, so niedrig, daß man darin bloß liegen kann, mehrere Lagen übereinander, nur durch Bretterböden geschieden, Körper an Körper, so werden sie angefesselt und wiederum sterben Scharen am Ersticken, an Krankheiten, ohne sich auch nur auf dem harten, hölzernen Lager umwenden zu können. Wenn ein Sturm wütet oder ein englisches Wachtschiff dem Sklavenschiff zu nahe kommt, so muß man der Last sich entledigen, um schneller zu segeln oder um nicht des Sklavenhandels überwiesen zu werden. Man wirft Hunderte von Schwarzen, gefesselt, damit

sie nicht schwimmen können, ins Meer. Wenn aber nichts dieser Art geschieht, so kommt man in Amerika, in dem freien christlichen Nordamerika, oder in den Kolonien der freiheitsliebenden Franzosen, oder in Brasilien an, und hier werden die Armen erlöst, um zu harter Arbeit auf den Pflanzungen verkauft zu werden. Dort arbeiten sie im Schweiß ihres Angesichts, bis das Heimweh sie verzehrt oder die Arbeit sie aufreibt. Sie werden als Viehstand betrachtet, denn von ehelichem Verbande, von geordneter Familie weiß man unter ihnen nichts. Doch genug von diesen Greueln, die gen Himmel schreien gegen das Christenvolk.“

„Es ist erwiesen, daß Afrika im ganzen durch den Sklavenhandel jährlich eine halbe Million seiner Einwohner verliert. — Es ist ebenfalls erwiesen, daß alle Mittel denselben nicht unterdrücken können, bis die Afrikaner gelernt haben, einander zu achten als Menschen, zu lieben als Brüder, bis sie durch Anbau ihres fruchtbaren Landes andere Mittel gewinnen lernen, um sich zu verschaffen, was sie von den Europäern bedürfen. Das aber können sie nur lernen durch das Evangelium, durch die Mission und durch Anweisung zu Ackerbau und Handwerken. Ist es Zeit, dorthin Missionarien zu senden, oder sollen wir noch länger warten? Dürfen wir uns daran hindern lassen durch das gefährliche Klima, das so viele Sendboten Christi ins Grab streckt?“

Konrad. Was sagst du nun zu dieser Mitteilung?

Johannes. Sie verdient deine starken Striche. Man möchte die Häute gegen Christen ballen, welche so vergessen können, was Geistes Kinder sie sein sollen, und man entbrennt von Barmherzigkeit gegen die schwarzen Millionen. Aber ich gestehe dir auch, daß meine Freudigkeit, für die Mission mitzuwirken, durch die Kenntnisaufnahme solcher Bosheit von seiten der Christenheit nicht zugenommen hat. Es sind starke Bollwerke, welche die freien Nordamerikaner und Franzosen den Fortschritten des Guten entgegenstemmen. Wenn einem nach solchen Mitteilungen einer läme und beweisen wollte, Gott wolle die Heiden entweder ohne Hilfe lassen oder ohne Christum selig machen, man würde eine Versuchung zu bestehen haben.

Konrad. Allzubewegt, ja allzubeweglich erscheinst du mir, mein Freund. Vergiß nicht, daß er (Röm. 3, 29) auch der Heiden Gott heißt, daß er seinem Sohne die Heiden zum Erbe und der Welt Ende zum Eigentum gegeben hat (Ps. 2, 8), daß er ihn zum Lichte der Heiden und zu seinem Heil bis an der Welt Ende gemacht hat (Ps. 49, 6), daß es ausdrücklich Lehre des Neuen Testaments ist, daß auch die Heiden Miterben seien und miteingelehbt und Mitgenossen der Verheißung in Christo durch das Evangelium (Eph. 3, 5, 6), daß die erlöste Schar der Ewigkeit unzählig und aus allen Heiden und Völkern und Sprachen versammelt sein und dem Herrn dafür danken wird, daß er sie erlöst hat mit seinem Blute aus allerlei Geschlecht und Zungen und Volk und Heiden (Offb. 5, 8, 9; 7, 9, 10).

Johannes. Ich danke dir für diese Erinnerung. Diese Worte Gottes, dem alle Dinge möglich sind, erquickten die Seele und stellen die Hoffnung wieder her. Mit unsrer Macht ist in so schwerer Arbeit freilich nichts getan.

Konrad. Du tust wohl, dich auf die Hilfe des Herrn zu verlassen, denn „Er ist's gar“, und Menschen haben in ihrem Vermögen gar wenig Hilfe. Aber erinnere dich, daß der allmächtige Gott selbst die tätige Teilnahme seiner Kirche zum Werke der Heidenbekehrung will und befiehlt, daß er Menschen durch Menschen bekehren und Menschen im Werke seiner Gnade zu Mitarbeitern machen will. Wie majestätisch, wie allmächtig, wie verheißend spricht er vor seiner Auffahrt:

„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“, Matth. 28, 18—20; Mark. 16, 15. 16; Luk. 24, 46. 47.

Wielange will er zum Werke der Heiden- und Völkerbekehrung helfen? „Alle Tage bis an der Welt Ende.“ Und wer ist der, welcher solches verheißt? „Der, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Und was begehrt er von seinen Jüngern und deren Nachfolgern bis ans Ende der Tage? „Hinzugehen, zu lehren, zu taufen.“ Und welches Volk schließt er aus? Wohin sollen wir nicht gehen? Keines schließt er aus, überallhin sollen wir dringen, und seinem Namen das Reich einnehmen! „Lehret alle Völker“, spricht er. Und was sagst du nun dazu?

Johannes. Sein Name werde geheiligt, sein Reich komme, sein Wille geschehe! Das sprech ich — und von ganzem Herzen. Gott gebe das Wort mit Scharen von Evangelisten und lasse es mit Flügeln des gewaltigen Windes zu allen Heiden kommen!

Konrad. Gott sei gelobt, der dir einen solchen Sinn gibt. Dazu sprech ich Amen. Die Fülle der Heiden möge bald und immer mehr eingehen!

Johannes. Und alle, die unsern Herrn Jesum Christum liebhaben, müssen helfen, seine Herde vollzählig zu machen! Ist er vom Himmel gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, so sing' ich ein Hosanna seiner Absicht. Ich, ein Christ aus den Heiden, bin fröhlich, daß ich ihn erkannt habe und wünsche allen Heiden mein Los.

Konrad. O wohl erinnerst du an unsre und unserer Väter Abstammung! Du hast recht! Wir selbst, wir Deutschen aller Stämme, sind durch Missionare schon bekehrter Völker zu Christo geführt. Bonifazius und Willibald und wie sie alle heißen, die Lehrer und Seelsorger deutscher Stämme, trafen unsre Lande, wie wir die Heidenlande treffen. Was unsre Lande durch den von Gott gesegneten Fleiß von Missionaren geworden sind, Wohnungen Jesu und seines Reiches, das können die gegenwärtigen Heidenlande durch den von Gott gesegneten Fleiß unserer Heidenboten auch werden. Sie werden es auch werden, dafür bürgt uns der Herr und sein Wort, — und darauf hat er uns die Erfahrung zum Pfand gegeben, welche wir schon in der Zeit unsers Lebens machten. Es sei, Gott Lob! Gottes Werk im vollen Zuge! — Hier lies einmal, was Seite 15 ff. des Baseler Büchleins zu finden ist.

Johannes. „Ostindien ist das am längsten von den evangelischen Missionaren bearbeitete Land und man begegnet hier in manchen Provinzen recht lieblichen Früchten der Predigt. Von Bengalen bis an das Hochgebirge Tibets hinauf ist sie erschollen, Tausende, ja Zehntausende von Heiden sind zu Christo geleitet, Hunderttausende haben das Wort vom ewigen Leben im Sohne Gottes in Schulen, Kapellen, auf den Straßen und Märkten gehört. Gegenden, wie die nächste um Kalkutta, die die um Rishnagore, wie die um Tinevelly im südlichen Indien, bieten den Anblick blühender Christendörfer, von Tausenden bevölkert, dar. Alle Millionen Indiens haben den Einfluß der Mission dadurch erfahren, daß es ihr gelungen ist, die englische Obrigkeit zur Abschaffung des Kindermords und der Verbrennung der Witwen zu vermögen. Einer Anzahl von vielleicht 100 000 Kindern wird dadurch jährlich das Leben gerettet, 800 arme Frauen jedes Jahr dem schauderhaften Flammentode entzogen. Wenn die Mission sonst nichts erreicht hätte, sie würde schon hiedurch die Teilnahme jedes nicht versteinerten Menschenherzens verdienen. Doch sie hat mehr getan und tut mehr. Sie sucht das jammervolle Elend des allen Kümmernissen und Schmerzen des Lebens, ohne irgendeine seiner Tröstungen, preisgegebenen weiblichen Geschlechtes zu vermindern. Sie will das Weib in die ihm von Gott gegebene Stellung als Gefährtin des Mannes emporheben. Darum trachtet sie, es zu erziehen, zu bilden und wo möglich christlich zu bilden. Mädchenschulen, Erziehungsanstalten sind errichtet und Tausende von armen Kindern, die in Hungersnöten verwaist auf dem Felde saßen, den Krokodilen, den Tigern oder dem Verschmachten ausgesetzt, ja von Schakalen angefressen, sind in dieselben aufgenommen. Immer weiter über das große Land breiten sich diese wohlthätigen Anstalten aus. Leider sind die reichen und angesehenen Heiden bis jetzt noch nicht bewogen worden, ihre Töchter unterrichten zu lassen. — Die Kasten, deren obere die untern ganz als Sklaven, ja als Tiere, als unreine Tiere behandeln, sollen dem Christentum weichen! Der Hindu soll nicht, weil er niedrig und arm geboren ist, vom Segen der Religion ausgeschlossen, er soll nicht ein Verfluchter, ein Ausgestoßener sein und ein elendes Dasein dahin schleppen! Der Friede Gottes, welchen das Evangelium bringt, soll alle Herzen ergreifen und beseligen, die Liebe soll von Menschen zu Menschen gehen und der Gedanke der Brüderschaft, der Menschheit, als einer Familie Gottes in das verödete Herz der Heiden einziehen.“

Konrad. Wie klingt nun das in deinen Ohren, Johannes?

Johannes. Wie Posaunen, die zum Aufbruch blasen, klingen mir diese Wünsche, die Befehlen ähneln! Wie Trompeten, die zum Streite rufen! Nun ist mir recht, als sollt' ich auch helfen, als wär' auch ich „an Beinen gestiefelt, zu treiben das Evangelium des Friedens!“ Mit wonnigem Mute durchdringt es mich, daß auch ich helfen darf! — Ich mag nun mehr weder reden noch hören! Meine ganze Seele heißt nun Amen. Hosanna, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe! — Es ist genug! Für dies Mal lebe wohl!

Zweites Gespräch

Konrad. Schön, daß ich dich wieder sehe. Seit unserm letzten Gespräche über die Mission dachte ich oft an dich. Ich glaubte dir damals beim Abschied am Gesichte anzusehen, daß du entschlossen warest, dein Möglichstes zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden beizutragen.

Johannes. Du irrtest auch nicht. Die Mission kam mir seitdem nicht aus dem Sinn. Ich habe mit manchem kundigeren Freunde ibretwegen gesprochen, auch manches gesehen, was auf sie Bezug hat. Du wirfst mich deshalb heute, wenn du mit mir ein ähnliches Gespräch zu führen Lust hast, vorbereiteter finden als das erste Mal.

Konrad. Demnach wäre deine Teilnahme seitdem nicht verringert worden. So groß sie aber auch sein mag, selbst und wirklich wirfst du doch wohl das Gebot des Heilands: „Geht hin in alle Welt“ nicht erfüllen. Oder ja?

Johannes. Nein, selbst gebe ich nicht. Und zwar habe ich in meinem Falle gar nicht zu untersuchen, ob ich zum Amte eines Missionars fähig sei oder nicht, denn es ist mir unmöglich, zu gehen. Wenn ich auch gar nicht in Anschlag bringen wollte, daß ich Weib und Kind, Beruf, — und zu dem neuen Berufe keine Vorbildung habe, so bin ich doch zu alt, um noch einen andern Beruf zu ergreifen. Du weißt, wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, so kommt etwas so Stätiges in die Lebensweise, daß eine Änderung gefährlich ist.

Konrad. Wohl! Es ist mir aber auch gar nie eingefallen, dich selbst zum Gehen anzuspornen. Wenn nur die gingen, welche jünger und zu einem solchen Berufe wohl begabt sind!

Johannes. Nach dem, was ich seitdem gehört und erfahren habe, darfst du selbst diesen Wunsch nicht allzu laut aussprechen.

Konrad. Und warum meinst du das?

Johannes. Die Erweckung zum Christentume eröffnet dem Menschen eine ihm vorher unbekannte Welt. Eine ganz neue Anschauung des Lebens pflegt durch sie hervorgerufen zu werden. Man sucht den Zweck des Lebens nun nicht mehr diesseits, sondern jenseits; die Welt wird uns in eine Anstalt zur Befeligung und Heiligung der Menschheit verklärt. Wie oft geschieht es nun da, daß neuerweckte Jünglinge von einem gewissen Überdruß ihres zeitlichen Berufes und Standes befallen und unfähig werden — wenigstens für eine Zeit lang, in jedweder ehlichen Hantierung einen göttlichen Beruf und ein weites Feld zur Ausübung christlicher Tugend zu erkennen! Sie begehren dann mehr oder minder ungestüm und hartnäckig, eine von denjenigen Berufsarten zu ergreifen, welche einen unmittelbaren Einfluß auf die Befeligung und Heiligung der Menschheit haben. Sollte es dir nicht selbst schon vorgekommen sein, daß Jünglinge nach der Erweckung gleich Pfarrer, Missionare oder mindestens Schullehrer werden wollten?

Konrad. Oft genug. Nun verstehe ich wohl, warum du meinen obigen Wunsch nicht allzu laut ausgesprochen wünschtest. Du fürchtest, es möchte der unreinen Lust, den Beruf zu ändern, Nahrung gegeben werden.

Johannes. Allerdings. In der ersten Aufregung der Erweckung hängt man sich oft an selbst ganz zufällige Äußerungen christlicher Leute, als wären sie Evangelium, zumal wenn das Wort der Freunde verwandte Saiten des eignen Herzens berührt.

Konrad. Ich gebe dir Beifall. Man muß sich hüten, erweckte Leute, besonders wenn sie jung sind, zu äußern Lebensänderungen zu veranlassen. Erweckt sein heißt oft so wenig! Kein unklarerer Zustand im Christentum als der der Erweckung, dieses kleinen Anfangs eines neuen Lebens. Da geht alles im Menschen in Aufregung empor — und die verborgenen Wasser brausen. Es ist noch Finsternis über der aufgeregten, brausenden Tiefe, und man kann deshalb noch nicht unterscheiden, was inwendig vom Herrn und was von der Welt ist. Einem Erweckten ist nichts nötiger als sich selbst und die Ordnung des Heils kennen zu lernen. Er muß selbst erst etwas werden und eine Gestalt gewinnen, ehe er sich um fremde Seligkeit bemühen und an das Außenwirken denken darf.

Johannes. Und doch will man in keinem Zustande mehr t u n als in diesem Anfangszustande. Was fängt man nicht alles an! Dazu ist im Tatendrang vieler Erweckten etwas Unbescheidenes, Selbstvertrauendes und, wie man bei uns zu sagen pflegt, „Meistergeschäftiges“. Man baut einen Turm und beginnt einen Krieg — und über ein Kleines, da sind die gewaltigen Wasser verlaufen und man sitzt beschämt und mutlos im Trockenen. Es ist schon mancher umgeschlagen und völlig zurückgefallen, bloß weil ihm sein erstes Wirken nicht gelang.

Konrad. Indem ich deinen Bemerkungen beistimme, fällt mir eine Erfahrung ein, welche ein recht deutliches Zeugnis von der Unklarheit vieler Erweckten ablegt. Ich habe nämlich solchen Jünglingen, welche in der ersten Sehnsucht nach Ergreifung irgendeines geistlichen Berufes sich befanden, öfters die Frage vorgelegt: „Meinst du denn, du habest die G a b e n , welche zu dem neuen Berufe nötig sind?“ Und was für eine Antwort bekam ich auf diese Fragen? Da rate einmal!

Johannes. Wenn ich aus eigener Erfahrung auf die Antwort raten soll, so glaube ich, deine Jünglinge werden das Worte Gaben in deiner Frage mißverstanden haben. Du meintest ganz nüchtern die natürlichen Verstandesgaben, welche Gott dem Menschen schon im Mutterleibe als Mitgabe für dies zeitliche Leben beizulegen pflegt, ohne welche man nicht lernen und studieren, nicht Missionar oder Pfarrer werden kann. Hingegen die Jünglinge verstanden unter dem Worte Gaben Gnadengaben des heiligen Geistes, welche in der Ordnung des Heils einem jeden Christen gegeben werden und auch jedem zur Erlangung der Seligkeit notwendig sind.

Konrad. Ganz richtig, denn ich bekam die Antwort: „Von mir selbst kann ich's nicht ausrichten. Gott muß mir die Gaben verleihen!“ Ich habe es oft erfahren und bin daher auch überzeugt, daß auch ganz geringe Lern- und Lehrgaben durch eine neue Richtung des ganzen Lebens, zumal durch die Richtung auf Christum hin, gehoben werden und Unvermutetes leisten

können. Aber wenn nun einer z. B. die Sprachen-, die Redez-, die Lehrgabe gar nicht hat, so wird sie ihm durch keine Bekehrung gegeben. Das Christentum macht nicht Leute von ganz andern Fähigkeiten aus uns, so wenig es das Temperament ändert, sondern es reinigt, heiligt und erhebt, was da ist. Es ist deswegen die Regel festzuhalten: „Ein jeglicher bleibe in dem Berufe, darin er berufen ist“ (1. Kor. 7, 20), d. i. er bleibe in dem Berufe, darin er sich bei seiner Erweckung befand.

Johannes. Vergiß jedoch nicht, deiner Regel die Ausnahmen beizugeben, die doch wohl auch sie hat. Du wirst gewiß nicht sagen wollen, es dürfe niemand seinen früheren Beruf ändern und z. B. Missionar werden.

Konrad. Bewahre Gott! Damit würde ich am Ende die heiligen Apostel selbst tadeln und den Herrn, der sie rief und selbst die Werkstätte seines Pflégewaters verlassen hatte. Auch würde ich ja bei so ausnahmsloser Strenge den Missionschulen, wie sie gegenwärtig sind, in keiner Weise das Wort reden können, wie ich es doch wirklich tue. Denn die Mehrzahl ihrer Zöglinge sind doch jedenfalls lauter Leute, die ihren Beruf geändert haben. Ich gestehe also Ausnahmen von meiner Regel ganz gerne zu und möchte nur ungeeignete Leute vom Missionsdienste zurückhalten, und das ebensowohl um ihrer selbst als um der Mission willen. Denn es ist gewiß kein Mensch unglücklicher als einer, der seinen Beruf, in welchem er heimisch war, verließ und einen andern erwählte, in welchem er ein Stümper bleibt, weil er desselben nicht mächtig werden kann. Ein geschickter Maurer ist doch etwas; aber was ist er, wenn er Hammer und Kelle weglegt und ein ungeschickter Missionar wird?

Johannes. Wir sind indes von unserm eigentlichen Thema abgekommen. Ich kann nicht unter die Heiden gehen, und wenn ich noch so tüchtig wäre. Was kann ich also für Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden tun?

Konrad. Je nun, du weißt, daß tüchtige Missionare und der Amtsesegen, welchen sie unter den Heiden bedürfen, purlautere Gaben des wunderbaren Gottes sind. So bete denn um die rechten Wunderleute für die Heiden zu dem Vater aller guten Gaben, der unsern Gebeten in Christo Jesu Erhörung zugesagt hat.

Johannes. Das tue ich im allgemeinen bereits. Die drei ersten, ja alle Bitten des Vaterunsers haben für mich einen reicheren Inhalt, seitdem ich sie auch für die armen Heiden bete. Ich habe mir aber auch vorgenommen, die einzelnen Missionsanstalten, die verschiedenen heidnischen Völker kennen zu lernen. Und dann will ich betend unter ihnen im Geiste wallen gehen und ihrer Bedürfnisse vor Gott gedenken. Ich will manchmal selige Stunden feiern, wenn ich, wie ein Hausvater vor den Lagerstätten seiner schlafenden Kinder, heimlich vor jedem Mann und Ort und Volk stehen bleibe, für welche ich etwas zu bitten oder zu danken weiß. Ich will in Jesu Namen beten, und mein Gebet soll wie ein priesterlicher Segen reichlich und still wie der erquickende Regen in der Nacht auf die Lieblinge meiner Sorgfalt herabsteigen.

Konrad. Dazu verleihe dir Gott seinen Heiligen Geist! Er mache dich zum wackern Väter, der öffentlich schauen darf, was er im Verborgenen betet!

Johannes. Ich danke dir für diese Einsegnung meines Entschlusses. Aber sieh, man sagt doch: „Bet und arbeit!“ Nur möchte ich für die Missionen nicht bloß beten, sondern auch arbeiten.

Konrad. Unterstütze von deinem Einkommen, vom Lohne deiner zeitlichen Berufsarbeit, die Missionen, so hast du auch für sie gearbeitet. Bete bei deiner Arbeit für die Missionen und denke daran, daß du auch mit für die Missionen arbeitest, so wirst du bei deiner Arbeit alle die Freude haben, die man empfindet, wenn man sich für einen geliebten Zweck bemüht. Es hindert dich auch niemand, wenn du zuweilen zu deiner Freude einen Tag oder eine Stunde und deren Arbeitslohn insonderheit der Mission widmen willst.

Johannes. Ich freue mich, daß ich zur Mission zehnten darf. Aber ich bin doch auch gleich wieder betrübt, wenn ich bedenke, daß alles, was ich tun kann, doch immer nur ein kleines Tröpflein im leeren Eimer der Missionen sein wird.

Konrad. Da bist du ohne Not betrübt. Der Heilige Geist erzählt mit Wohlgefallen von den großen Gaben, welche zu Moses Zeiten für den Bau der Stiftshütte (2. Mos. 25. 35. 36) und in Davids Tagen für den Bau des Tempels (1. Chron. 29. 30) gestiftet wurden. Aber der Herr der Herrlichkeit preist eher mehr als minder das Scherflein der armen Witwe (Luk. 21, 1—4). Tue, was du kannst, das übrige wird der Herr versehen.

Johannes. Ich bin mehr betrübt über die Armut der Missionen als über meine eigene. Es ist so viel zu tun und so gar wenig Kraft und Eifer vorhanden. Ich möchte knirschen und die Fäuste ballen, wenn ich lese und sehe, was man an Schauspieler, Musiker und Tänzerinnen, für Speis und Trank, Kleidung und Wohnung, Vergnügen und Lust, ja auf Ausübung von Lastern verwendet und verschwendet, während vergeblichen Geldmangels wegen die Seelen der Heiden ohne die rettende Predigt des Evangeliums bleiben. Gar nicht einmal zu reden vom Elend in unsern heimatlichen Gegenden, welches doch die seidenen und sammetnen Verschwender auf allen Gassen und Straßen anstarrt.

Konrad. Ich weiß. Aber ereifere dich nicht. Wer wird denn glauben und hoffen dürfen, daß die Welt und ihre Knechte jemals im Ernst die Missionen unterstützen und ihren eigentlichen Zweck fördern werden. Ob sie es gleich wollten, sollte man doch nicht oder wenigstens nicht ohne Bedingung drein willigen. Ich gestehe dir, daß mich manchmal eine Furcht anwandeln will, als könnten sich die Missionen noch einmal mit dem Weltgeist unieren (vereinigen), als könnten sie in Hoffnung größerer Unterstützung ihm und seinen Zwecken dienstbar werden, und um von ihm gefördert zu werden, ihn wiederum fördern. Ich fürchte die Welt, auch wenn sie Geschenke bringt. „Geschenke machen die Sehenden blind!“ Es schauert mir manchmal, wenn ich in politischen Zeitungen von dem großen Interesse lese, welches die Welt und ihre Politik und ihre Spekulationen an den Missionen nehmen.

Johannes. Bist du nicht ohne Not in Furcht, geliebter Freund? Es mag wohl noch Zeit haben, bis die Welt den Missionen kräftig beispringt. Ich dünkte, man könnte annoch auch von Weltleuten Gaben für die Mission annehmen.

Konrad. Ich gebe es zu, solange nur die Leute dieser Welt keinen Einfluß bekommen. Am Ende bedarf die Mission, so arm sie ist, der Welt doch nicht, so reich diese sein mag. Mich verdriest das sorgenvolle Wimmern, das oft treue Seelen bei Vergleichung der Bedürfnisse und Hilfsmittel der Missionen erheben. Ist's denn eine menschliche Sache, die wir vertreten? Stehen denn wir vorm Riß? Wenn die Missionen menschliche Spekulationen werden, dann mag man zagen! Aber hier spekuliert ein anderer.

Johannes. Aber soll man denn drauf und drein haufen? Soll man leichtsinnig sein? Soll man nicht rechnen und seine Kräfte messen?

Konrad. Ja doch! Das soll man allerdings und gutes Muts zugreifen und tun, was man kann.

Johannes. Wenn aber mehr zu tun ist, als man vermag, — wenn mehr Hilfe nötig ist, als geleistet werden kann?

Konrad. „Bet und arbeit, so hilft Gott allzeit“, ist ein altes Sprichwort.

Johannes. Und wenn keine Hilfe erscheint, keine Hilfsquellen sich eröffnen?

Konrad. Übers Können hinaus ist niemand verpflichtet. Geben und helfen ist selig; aber es ist größer, sich mit weinenden Augen in sein Unvermögen finden und glauben, daß Gott dennoch nichts dahinten läßt, was wir nicht vorwärtsbringen können.

Johannes. Es ist so bitter, die Hand vom Pfluge zu tun, wenn man so gerne säen und ernten möchte!

Konrad. Ob du oder dein Nächster das geliebte Werk vollbringt, das kann dir am Ende gleich sein. Es ist ja nicht die Folge, daß ein Werk ganz unterbleiben muß, wenn du es nicht tun kannst. Bist du doch nicht Gottes einziges Werkzeug. Der Herr hat manchen Gideon im Vorrat, den du nicht kennst. — Ich sage und wiederhole dir, daß Gott nichts Gutes dahinten läßt um der Schwachheit und Ohnmacht der Menschen willen.

Johannes. Wenn aber doch, wie es der Fall gewesen und immer wieder sein kann, ein gutes Unternehmen augenscheinlich ins Stocken gerät oder gar aufhört?! Was tröstet man sich dann?

Konrad. Es kann etwas „augenscheinlich“ ins Stocken geraten oder aufhören, ohne daß es wirklich und völlig stockt und aufhört. Wenn es aber trotz alles treu angewendeten Gebetes und aller Arbeit auch wirklich aufhörte, so ist der Herr mehr beteiligt als wir, — und wir können zu ihm, ohne des Willen kein Haar vom Haupte fällt, getrost sprechen: „Dein Wille geschehe!“ — Wir kommen übrigens hier auf ein Feld, das ich nicht gerne betrete. Es liegt auch von unserm Wege seitabwärts. Am liebsten möchte ich es mit einem Liedlein begrüßen und dann fürbaß gehen.

Johannes. Und dein Liedlein?

Konrad. Das sollst du hören.

Merk, Seele, dir das große Wort:
Wenn Jesus winkt, so geh;
Wenn er dich zieht, so eile fort,
Wenn Jesus hält, so steh.

Wenn Jesus seine Gnadenzeit
Bald da, bald dort verkündet,
So freu dich der Barmherzigkeit,
Die andern widerfährt.

Wenn er dich lobet, bücke dich,
Wenn er dich liebt, so ruh,
Wenn er dich aber schilt, so sprich:
„Ich brauch's, Herr, schlage zu!“

Wenn er dich aber brauchen will,
So steig in Kraft empor;
Wird Jesus in der Seele still,
So nimm auch du nichts vor.

Kurz, liebe Seel, dein ganzes Herz
Sei von dem Tage an
Bei Schmach, bei Mangel und bei Schmerz
Dem Lamm zugehan.

Johannes. So muß ich mich denn zufrieden geben, alles Gute vom Herrn hoffen und mein Tröpflein, weil's nicht mehr ist, wohl anwenden. Mein Tröpflein aber ist klein und läßt sich kaum teilen.

Konrad. Laß gut sein! Gebe nur jeder seinen Tropfen, so gibt es doch ein reichliches Trankopfer für den Altar Gottes. — Viele Tropfen, sagt man, geben ein Bächlein usw.

Johannes. Ja, ja! Aber wo ist denn der Kelch oder das Bächlein, darein wir unser kleines, unteilbares Tröpflein fallen lassen sollen?

Konrad. Rede ohne Sprichwort!

Johannes. Nun, ich habe gelesen, daß es mancherlei Missionsanstalten gibt, in Barmen, in Basel, in Berlin, in Dresden, in Hamburg usw. Das wären verschiedene Kelche oder Bächlein. In welchen oder in welches soll ich nun meinen Tropfen fallen lassen?

Konrad. Ich möchte die Antwort auf diese Frage am liebsten mit Schweigen übergehen. Es tut mir wehe, unter vielen Bedürftigen nur einem mein Wort verleihen zu sollen. Ich wollte, es gäbe nur eine einzige Anstalt, und diese Frage wäre überflüssig.

Johannes. Da es nun aber mehrere gibt und ich mein Scherflein nicht teilen kann, so ist doch meine Frage ganz natürlich und einfach überdies.

Konrad. Ohne Zweifel. Und die Antwort ist auch einfach. Wenn diese Anstalten alle gleich gut sind, so wirf deinen Tropfen in den leersten, ärmsten Kelch.

Johannes. Deine Antwort ist nicht ganz so einfach wie meine Frage. Es läßt sich vornherein vermuten, daß nicht alle Anstalten gleich gut sind. Sage mir, welche ist die beste, so hab' ich Antwort genug. Mit der besten möchte ich Gemeinschaft haben.

Konrad. Wieder ganz einfach. Aber welche hat man für die beste zu erkennen?

Johannes. Das frage ich ja dich.

Konrad. Vielleicht ist die für die beste zu erkennen, welche am meisten gewirkt und insofern sich am besten bewährt hat?

Johannes. Wieder eine Frage! Du examinierst, wie es scheint! Die wirksamste, mit äußeren Erfolgen am meisten gekrönte kann freilich die beste sein, aber —

Konrad. Recht so! Aber sie muß es nicht sein. Verzeih, daß ich dich wie einen Schüler examinierte. Aber man muß sich verwundern, wie ganz zu Schülern oft reife Männer werden, wenn es gilt, vom Erfolge eines Unternehmens nicht bestochen zu werden, und die Güte einer Sache von ihren Wirkungen zu scheiden. Wahrlich, das Gelingen ist in dieser Welt der Prüfstein des Guten nicht. Aus einem solchen Grundsatz sollten am Ende schreckliche Dinge folgen. Das Gute ist gut, alles Beifalls, aller Unterstützung wert, auch wenn es nicht gelingt. Es siegt aber und gelingt am Ende doch. Selbst sein augenblickliches Unterliegen muß den Weg zum Siege bahnen.

Johannes. Welche Anstalt achtest du also für die beste?

Konrad. Diejenige ohne allen Zweifel, welche ihren Sendlingen das hellste, reinste Licht, die lauterste Wahrheit zur Erleuchtung der Heiden mitgibt, welche vermöge des geistlichen Schatzes, den sie besitzt und mittheilt, die rechtgläubigsten und zugleich gläubigsten, die stärksten und weisesten Missionäre zu bilden vermag.

Johannes. Und welche wäre das?

Konrad. Nun, das wirst du wahrhaftig selbst entscheiden können. Das merkst du doch wohl, daß es sich hier um die Lehre handelt. Das Maß deiner Erkenntnis, des Lichtes in dir muß dich lehren, ob du ehrlichermaßen einer lutherischen, oder reformirten, oder unierten, oder methodistischen —

Johannes. Meine Erkenntnis, das Licht in mir — erspare dir das Weitere — spricht entschieden für die Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche. In ihr bin ich geboren, durch ihre Diener von Jugend auf unterwiesen, — innerhalb ihrer und durch ihre Lehre zum Frieden Gottes gekommen. Ich weiß keine Lehre, die erleuchteter, weiser, zufriedener, stärker machen könnte.

Konrad. Wohlan, so weißt du auch, welche Lehre das größte Glück für die Heiden sein wird, — in welches Bächlein du den Tropfen deiner Hilfe fallen lassen sollst. Ein evangelisch-lutherischer Christ ist schuldig, derjenigen Missionsanstalt anzuhängen, die seiner Kirche zugehört. Das ist so einfach, das versteht sich so ganz von selbst, daß ich aus guten Gründen das Gegenteil nicht herzuleiten vermag. Man sollte es einem Menschen, der nun einmal die Lehre seiner Kirche für die reinste unter der Sonne erkennt, gar nicht ver-

denken, wenn er wünscht und betet, daß alle Missionsanstalten, ja alle Lande jener Lehre zufallen möchten. Wenn er anders wünschte, anders betete, das sollte man ihm verargen.

Johannes. Ich pflichte dir vollkommen bei. Dennoch wünschte ich, verweilten wir ein wenig bei der Meinung, daß den Heiden nur das Evangelium des großen Gottes hinauszutragen sei. Du weißt, wie oft diese Meinung heutzutage geäußert wird und was für einen Zauber sie auf viele, besonders unerfahrene Gemüther ausübt.

Konrad. Nun? Werden denn etwa evangelisch-lutherische Missionare den Heiden das ewige Evangelium des großen Gottes nicht ebenso ernst und treu und mächtig wie reformierte, unierte, methodistische usw. predigen? Ist etwa die evangelisch-lutherische Kirche die, in welcher es an der Friedensbotschaft für arme Sünder fehlt? Predigen wir nicht die freie Gnade Gottes allen Menschen so unumwunden als irgendeine Kirchengesellschaft? Hat man etwa Lust, jedermann das Evangelium zuzugestehen, nur nicht denen, die es in der schönsten Harmonie aller anderen Lehren predigen? Die Bekenntnisse, die Lehrbücher, die Postillen, die Andachtsbücher, die Psalmen, die lieblichen Lieder, die Agenden unserer Kirche, — klingen und singen und reden und befehlen sie denn etwas anderes als „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“? Ich dächte, sie wären anerkannt und weltbekannt! Laß auftreten, wer mehr zum Herzen und freundlicher mit den Nüden zu reden weiß als die treuen Diener und Kinder unserer Kirche!

Johannes. Sie besorgen immer, daß evangelisch-lutherische Missionare die Streitpunkte der Konfessionen zu den Heiden tragen und dafür sorgen werden, daß die Heiden eher mit dem Unfrieden der deutschen Konfessionen als mit dem Frieden Gottes bekannt werden, der höher als alle Vernunft ist.

Konrad. Freilich! Aber setz' einmal den Fall, daß Leute unsrer Kirche von andern Missionaren so etwas befürchten und äußern würden, wie eifrig würde man sein, daraus unsre Lieblosigkeit und Schroffheit zu beweisen, während man gegen sich selbst nicht den geringsten Verdacht erhebt in gleichem Falle. Man besorgt von uns, was an und für sich das zweckwidrigste und törichtste Verfahren genannt werden müßte, — man besorgt es und bleibt uns doch die Antwort schuldig, wenn wir nach den Beispielen und Erfahrungen fragen, aus welchen eine so ungerechte Beschuldigung ihren Schein entlehnen könnte.

Johannes. Wenn aber die evangelisch-lutherischen Missionare nicht minder als andere das Heil der Heiden predigen und fördern, so gut wie andere zunächst von Sünde und Erlösung reden, so könnten sie ja, daß ich mit unsern Gegnern rede, in der Missionsache mit andern Missionaren vereinigt sein?

Konrad. Ich will nicht von der unterscheidenden Art, Weise und Weisheit unsrer Kirche in der Predigt des Evangeliums reden. Vielleicht ließe man, diese anlangend, dem Gewissen und der Einsicht unsrer Missionare

Gerechtigkeit widerfahren. Ich will dir auf deinen Einwurf nur antworten, daß du einigermaßen recht hättest, wenn die Missionen weiter keinen Zweck hätten, als Heiden zum Anfang des Christentums zu bringen. Sie wollen und sollen ja aber mehr tun, als einzelne oder viele erwecken, es sollen die Seelen weitergeführt, es sollen Gemeinden gesammelt und geleitet werden.

Johannes. Nun, und dann?

Konrad. Und dann? Dann ist es von entschiedener Wichtigkeit für die neubekehrten Heiden und Gemeinden, ihnen Seelsorger und Pfarrer von der reinsten Lehre und weisesten Praxis zu geben.

Johannes. Und warum?

Konrad. Weil sonst die Heiden, solange sie auch im Anfangszustande des Christentums bleiben oder absichtlich erhalten werden mögen, endlich doch alle Streitigkeiten, die wir hinter uns haben, und alle Sünden, welche dabei vorgekommen sind, selbst werden durchkämpfen müssen, denn die menschliche Natur bleibt sich an allen Orten und in allen Zeiten gleich. Dieselben Irrtümer, Abwege und Sünden tauchen überall wieder auf, wo man den Menschen nicht mit der vollkommenen Wahrheit bekannt macht und dafür sorgt, daß für jede entstehende Frage die rechte befriedigende Antwort, für jedes Bedürfnis die nachhaltige Stillung bereit sei. Warum sollen die zu hoffenden Heidengemeinden die Frucht der Kirchengeschichte nicht zu genießen bekommen? Warum soll sie ihnen vorenthalten, warum sollen für sie 18 Jahrhunderte ohne Segen, oder doch ohne den vollen Segen, der ihnen mitgeteilt werden kann, abgelaufen sein? Warum sollen sie all den Jammer selbst durchmachen, den unsre Väter und wir unter so viel Tränen und Seufzen getragen haben?

Johannes. Du fürchtest also gerade das, was man sonst von den lutherischen Missionaren fürchtet, von dem Grundsatz, die Heiden bloß methodisch zur Erweckung und in die Anfänge des Christentums zu leiten?

Konrad. Allerdings und gewiß nicht mit Unrecht. Auch sollte es nicht schwer werden, schon aus den im ganzen ganz jungen Missionserfahrungen unserer Tage, ja aus den arglosen Missionsberichten der in Arbeit stehenden Missionare selbst bestätigende Beispiele herauszufinden.

Johannes. Aber insoweit hätten dann die Gegner doch recht, als sie meinen, die lutherischen Missionare werden den heidnischen Scharen die Unterscheidungslehren ihrer Kirche bringen. Nur später, nicht gleich anfangs, sondern nach Erwachen der betreffenden Fragen, Zweifel und Bedürfnisse erfahren sie dieselben.

Konrad. Und nicht als Streitpunkte, nicht um sie untereinander uneinig zu machen, sondern als Wahrheiten, welche dem Streite vorbeugen, ihn nicht aufkommen lassen, ihn dämpfen. Unsre Unterscheidungslehren werden als Friedensworte in alle mögliche einzelne Lebensverhältnisse der neugekommenen, gläubigen Seelen eintreten.

Johannes. Du scheinst zwar fest überzeugt zu sein, daß diejenigen Fragen, welche unsre Unterscheidungslehren beantworten, überall einmal auftauchen

müssen, wo man im geistlichen Leben vorwärts schreitet. Es ließe sich aber doch vielleicht denken, daß die Heiden im Kindheitszustande einer glücklichen Unwissenheit darüber bleiben könnten. Verzeihe mir, daß ich wiederhole.

Konrad. Was du als möglich denkst, ist in meinen Augen gerade in Betreff der bekanntesten und genanntesten Unterscheidungslehren unsrer Kirche eine unmögliche Sache. Der Kindheitszustand, welcher harmlos über sie hinweghüpfen kann, dauert unmöglich lang.

Johannes. Ich sehe es doch nicht klar ein.

Konrad. Nun sieh, wir wollen nur einmal diejenigen Unterscheidungslehren hervorheben, in welchen sich alle reformierten Konfessionen, Farben und Sekten von unsrer Lehre unterscheiden, die Lehren von Taufe und Abendmahl. Die können den Heiden nicht verborgen bleiben.

Johannes. Ich ahne, wo du hinaus willst, aber rede nur weiter.

Konrad. Der Heide wird erweckt und will ins Christentum eintreten. Das geschieht durch die Taufe. So wie er das hört, muß er fragen: „Was ist die Taufe? Was gibt oder nützt sie?“ usw.

Johannes. Könnte man aber hier nicht Antworten geben, welche das Gemeinfame der verschiedenen Konfessionen zusammenfaßten? Man könnte vielleicht auf die erste Frage antworten: „Die Taufe ist eine Aufnahmezeremonie ins Christentum.“

Konrad. Wohl! Und wenn du diese Antwort gibst, so hast du, ohne es zu wissen, im Sinne einer bestimmten Konfession gesprochen. Der evangelisch-lutherischen Kirche bist du freilich nicht beigetreten, denn gerade die bestimmte Fassung jedes allgemeinen Gedankens ist es, wodurch sie sich auszeichnet. Dafür hast du aber der allerflachsten Auffassung der reformierten Lehre das Wort gesprochen. — Ist's deine Überzeugung, so darfst du nicht sagen, du bleibest bei den Hauptlehren, welche die Parteien gemein haben, denn du bist einer besondern Lehre beigetreten. Ist's aber deine Überzeugung nicht, so hast du deine wahre Überzeugung unehrlicherweise verleugnet. Und die Frage des Heiden hast du ohnehin nicht so beantwortet, daß er auf die Länge zufrieden sein könnte. Du hast also deinen Zweck doch nicht erreicht. — Die heil. Schrift redet im höhern Tone von der heil. Taufe. Der Heide wird ihre Worte lesen und es wird ihm klar werden, daß du ihm zu wenig gabst. Vielleicht schilt er dich bald selbst einen Ungläubigen, einen Unredlichen, einen Mißgünstigen. Und was antwortest du dann? Deine armselige Erklärung hat ihm ja allerdings den Segen der Taufe zurückgehalten, und wenn du ihn etwa gar nach so gegebener Erklärung tauftest und dabei mit großer Feierlichkeit zu Werke gingst, so bist du schuldig daran, wenn der Heide sich an die äußere Feier abergläubig hing. Den Inhalt kannte er nicht — durch deine Schuld, so hing er sich an die Schale. Geradeso wird es auch mit dem heil. Abendmahl sein.

Johannes. Freilich. Ich glaube, daß es beim heil. Abendmahl sogar in verstärktem Maße der Fall sein wird. Dem unbefangenen Sinne des Heiden

werden die Worte: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“ riesenhaft entgegengetreten. Man wird Mühe und Not haben, der lutherischen Lehre auszuweichen, — und bringt man es ja dahin, so fällt man sicher einer reformierten Lehre in die Hände.

Konrad. Ganz richtig. Es gibt keine anderen Auffassungen des heil. Abendmahls, als die, welche in der Geschichte ausgeprägt hervorgetreten sind. Die Unterscheidungslehren der Kirchen überhaupt sind von der Art, daß ein Christenmensch, er denke von ihnen, was er wolle, immer auf Seiten einer bestimmten Konfession und Kirche stehen muß. Separatauslegungen helfen hier nicht; man tritt mit jeder auf die eine oder andere Seite, — und will man's nicht zugeben, drückt man die Augen dabei zu, so geschieht es desto gewisser. So wie einer die Frage beantwortet: „Was lehrt die Schrift über den oder jenen Artikel des Glaubens?“ ist er im Falle, ein Bekenntnis der Schriftlehre und seines Schriftverständnisses zu tun, — er wird konfessionell. Die Behauptung, man gehöre gar keiner Konfession an, man nehme seinen Standpunkt außer und über den Konfessionen, ist deswegen entweder eine Äußerung der Beschränktheit, oder man müßte vom Hochmut verblendet sein, der sich mit Flügeln über die ganze geschichtliche Ausbildung der Kirche und ihrer Lehre erheben zu können glaubt.

Johannes. Aber würde nicht auch die entschieden reformierte Lehre in allen Unterscheidungspunkten dem Streite vorbeugen, Frieden bringen und also dasselbe leisten können, was du von der Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche rühmst?

Konrad. Ob es auch möglich wäre, würde dir denn ein Friede gefallen, der auf einer falschen Entscheidung der Streitfrage beruhte? Es gibt keinen wahren Frieden, als den der Wahrheit, so wie es keine wahre Liebe gibt, wo man von der Wahrheit weicht. — Übrigens widerspricht die reformierte Auffassung der Unterscheidungslehren dem Worte der Schrift zu sehr, als daß durch sie ein dauernder Friede gegründet werden könnte.

Johannes. Aber wenn nun auch die reine Lehre in ihrer völligen, ungetrübten Harmonie vorgetragen wird, wird es nicht unter den Heiden selbst Zweifler und Vernünftler geben? Du sagst ja selbst, die menschliche Natur sei sich überall gleich, überall kämen dieselben Abwege und Irrtümer zum Vorschein. Wird man nicht auch bei der reinsten Lehre zu fürchten haben, daß der Satan Zweifel und Zwist säe?

Konrad. Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit ist zuzugestehen. Aber die Wahrheit, die den Frieden der Seele wirkt und die Heiligen zu gemeinsamer Liebe verbindet, wird dann keine Schuld am Kriege haben, sondern der Unglaube, der Zweifel, die Vernünftelei. Ganz etwas anderes ist es, wenn der Streit seinen Ursprung in dem ungelebten Dünkel und hochmütigen Eigensinn der Menschen findet, wie das auch unter dem Sonnenschein der Wahrheit sein kann, und ganz etwas anderes, wenn die unvollkommene Gestalt der Lehre selber ihn veranlaßt, wenn die vorgetragene Lehre selbst den Samen des Streits in sich trägt, wie das bei der Lehre

unserer Gegner der Fall ist. Es ist, wie du merkst, ein Unterschied zwischen Streit und Streit.

Johannes. Aber Streit ist eben doch Streit — und es ist so traurig, daß die Wahrheit immer im Streite wandeln soll.

Konrad. Freund, du weißt, daß wir in der streitenden Kirche leben und daß, bis der Herr kommt, Streit sein muß. Jenseits ist die triumphierende Kirche, die sich in ewiger Ruhe ihres Sieges freut. Wer hinieden nicht mitstreitet, der ist unterlegen, — und die Ruhe des Besiegten und Gefangenen ist nicht zu beneiden.

Johannes. Aber daß es gerade die höchsten Dinge sind, die zu Zankäpfeln werden müssen!

Konrad. Je höher und herrlicher der Gegenstand, desto mehr ist er des Streites wert. Man streitet über Kronen und Länder, Leben und Ehre und über viele Dinge, welche der seligmachenden Wahrheit gegenüber keinen Wert haben. Man streitet aller Orten und Enden darüber, und niemand verwundert sich. Warum ist man denn so gar betrübt, wenn man um die Seligkeit und den Weg zu ihr streitet? Ich gestehe, daß mir diese Betrübniß verdächtig ist, daß sie mir wie ein Mangel an Liebe zur Wahrheit erscheint, daß mir Mut und Treue in Verteidigung der Wahrheit und An kämpfung gegen die Lüge und den Irrtum viel ehrenwerther erscheinen.

Johannes. Aber der Streit, auch wenn er um Hohes und Herrliches entbrennt, erregt so viel Leidenschaft, Ungerechtigkeit und Sünde. Das ist das Traurige!

Konrad. Gib den Heiden die reine Lehre nicht, so werden sie nicht für sie streiten, aber dann beginnen die Meinungskämpfe, in welchen alle Parteien fanatisch zu sein pflegen. Gib ihnen die reine Wahrheit, so werden sie Frieden haben; — entbrennt aber doch Streit, so wird wenigstens eine Partei, statt außerdem keine, Frieden haben, Frieden der Wahrheit und Gottes, Frieden mitten im Streit. Die Wahrheit wird dann ihre Kinder die rechte Art des Streites lehren, wird ihnen reine, unbefleckte Waffen geben, sie werden einen starken, ruhigen, überwindenden Kampf kämpfen und am Ende mit unschuldigem Herzen und gutem Gewissen zu dem hinzutreten, der treue Streiter krönt.

Johannes. Wollte Gott, es geschähe alle Zeit so! Leider aber geht es meistens nicht ohne Befleckung des Gewissens ab.

Konrad. Es wäre Unerfahrenheit, dies leugnen zu wollen. Aber es wäre auch Torheit, bei einiger Kenntniß des menschlichen Herzens es anders zu erwarten. Es ist genug, daß ein Freund der Wahrheit im Kampfe nicht sündigen muß, daß er zum leuchtenden Beispiel werden kann, wie an der Hand des Herrn Streit und Friede, Milddigkeit und Strenge zusammengehen. — Überhaupt dürfte man ja zur Erfüllung gar keiner Gebote, zur Ausübung gar keiner Tugend schreiten, wenn der Grundsatz gelten sollte: „Tue nichts, wobei dein Gewissen befleckt werden könnte“. Der nächste

Nachbar des Lichtes ist auf Erden immer der Schatten, und die Tugend hat immer das Schreckbild des entgegengesetzten Lasters an der Seite.

Johannes. Man wirft den Dienern und Kindern unserer Kirche vor, daß sie gar oft den Streit erregt hätten.

Konrad. Es sollte nicht schwer werden, den Gegnern mit demselben Vorwurf zu antworten. Wir dürfen hier nicht allzu blöde sein und brauchen es nicht zu sein. — Indes ging es den Dienern unserer Kirche gar oftmals so, daß man die Entschiedenheit und Schärfe ihrer Lehre zur Schärfe und Feindseligkeit der Gemüter umstempelte. Oft bestand ihr ganzes Verbrechen darin, daß sie eine Wahrheit verteidigten, die sich mit keiner Dunkelheit, keiner Halbheit vertrug. Es waren oft persönlich friedfertige Männer, die bekennen durften: „Ich halte Frieden, aber wenn ich rede, fahen sie Krieg an“.

Johannes. Fallen dir aber gar keine Beispiele ein, wo es anders herging?

Konrad. O ja! Mehr als eines. Warum sollte allein unsre Kirche das Sündenbekenntnis als Heuchlerin beten? Man kann aus manchen Schriften unsrer Väter trefflich lernen, was man festhalten und wie man es verteidigen müsse; aus manchen aber auch, wie man es nicht müsse.

Johannes. Sollte es nicht auch zu den Fehlern unserer Väter gehören, daß sie um die Unterscheidungslehren kämpften, so ernst und lange kämpften? Wäre es nicht besser gewesen, sie hätten sich lieber mit andern zum Schutze der Hauptlehren vereint?

Konrad. Du scheinst einen Augenblick mit denen gemeinschaftliche Sache zu machen, welche die Unterscheidungslehren für klein achten. Unsre Väter waren anderer Überzeugung, und ich muß dir gestehen, daß die Unterscheidungslehren unsrer Kirche mir wie Brennpunkte der Wahrheit vorkommen. Sie scheinen mir zu anerkannten Hauptlehren des Christentums sich zu verhalten, wie das leuchtende und brennende Ende der Kerze zur Kerze selber. — Aber auch wenn deine Ansicht (wenn du sie dir anders nicht bloß augenblicklich angeeignet hast, wie sich ein Advokat die Klage seines Mandanten aneignet) — auch wenn deine Ansicht wahr, also die Unterscheidungslehren der Kirche klein wären, so wären unsre Väter doch nicht zu beschuldigen, daß sie über dem Kleinen das Große aus der Acht gelassen hätten. Es hieß bei ihnen: „Dieses tun und jenes nicht lassen“. — Überhaupt aber ist keine religiöse Wahrheit für klein zu achten, eine jede ist unsrer Treue wert. Auch für ein Wörtlein Gottes das Leben einzusetzen, ist Tugend. Keineswegs unrecht, sondern vollkommen recht ist es, hieher jenes Gleichnis Christi vom Sauerteige und das Wort des Apostels zu ziehen, daß „ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäure“. Wer den Menschen kennt, kann leicht ermessen, wie völlig wahr das ist.

Johannes. Aber du wirst doch jedenfalls zugeben, daß nicht alle Lehren der Kirche gleiche Wichtigkeit haben?

Konrad. Gewiß gebe ich das zu, so wie ich zugebe, daß nicht alle Glieder des Leibes gleiche Wichtigkeit haben. Aber wie der ganze Leib leidet, wenn ein Glied, sei's auch ein kleines, leidet, so ist eine falsche Lehre, sei sie auch

unwichtig, der ganzen Glaubenslehre gefährlich. Wer eine falsche Lehre ergreift, zieht Folgen daraus, die für andere Lehren bedenklich werden können, und erfährt davon Folgen und Wirkungen auf Herz und Leben.

Johannes. Wie? Auch aufs inwendige und auswendige Leben der Christen dehnt du die Wirkung falscher Lehren aus? Behauptest du denn auch, daß alle und jede evangelische Lehre auf Herz und Leben wirkt?

Konrad. Das behaupte ich. Alle Lehren der Kirche sind evangelisch. Alle bringen dem Herzen Segen. Gleichwie alle Strahlen in der Sonne wurzeln und von der Sonne Licht und Wärme zu uns herabbringen, so wurzeln alle Lehren im Evangelium Gottes und bringen uns den Segen derselben ins Herz. Die Sonne mag keinen ihrer Strahlen missen, die Erde auch nicht. Gleich also wird das Evangelium durch jede Lehre verklärt und jede wirkt zu unserer Verklärung mit.

Johannes. Demnach verlören also die Heiden an jeder evangelischen Lehre etwas, an jeder eine kostbare Perle jener Welt, an jeder ein Förderungsmittel des geistlichen Lebens!

Konrad. Ja, das meine ich. Ich leugne zwar nicht, daß viele Seelen durch ein wenig Licht vom Himmel den Weg zum Himmel finden können. Aber deswegen bleibt denn doch wahr, daß man am hellen Mittag die Wege eher findet als beim Licht des Abendsterns. Je vollkommener die Erkenntnis, desto vollkommener kann das Leben sein und werden. Je mehr man die Wahrheit erkennt, desto mehr kann man sich dieselbe aneignen, desto mehr kann sie uns durchleuchten und durchglühen. Pietismus, Mystizismus usw. usw. — was sind sie anders als einseitige, teilweise Erkenntnis der ewigen Wahrheit? Wodurch bekommen sie ihren bestimmten Charakter, wenn nicht zunächst durch Verdunklung bestimmter Lehren? Harmonische Erkenntnis der vollen Wahrheit und gläubige Hingebung an dieselbe ist das beste Heil- und Bewahrungsmittel vor den mancherlei Verirrungen und Anfechtungen der Seele.

Johannes. Und diese harmonische Erkenntnis — worin anders setzt du sie nach dem Zusammenhang unsers Gesprächs, als in die reine Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche? So wäre es denn an uns, allen Menschen diese reine Lehre und ihre reine Erkenntnis zu wünschen?

Konrad. Ich erkenne die Möglichkeit, selig zu werden, auch in den anderen Hauptkonfessionen der Christenheit. Ich möchte keiner weniger als Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber das ist mir Überzeugung, daß es für erweckte Seelen keinen andern als konfessionellen Unterricht auf Erden gibt. Darum wünsche ich allen das Beste, wenn ich ihnen den Unterricht der evangelisch-lutherischen Kirche gönne. Denn das ist, man sage sonst gegen diese Kirche, was man immer will, doch über den Zweifel erhaben, daß ihre Lehre ihr Kleinod ist, daß sie von keiner der aus der Reformation hervorgegangenen Parteien in Reinigkeit der Lehre übertroffen wird. — Übrigens wundert es mich, daß man bei der konfessionellen Frage der Missionen immer nur die Heiden und werdenden Gemeinden in Anschlag bringt.

Man will doch in den Missionsanstalten selbst nicht Heiden zu Christen, sondern Christen zu Missionaren heranbilden!

Johannes. Und für die Missionare möchte, darin stimme ich dir völlig bei, konfessionelle Entschiedenheit zunächst noch wichtiger sein, als für die Heiden!

Konrad. Verstehst dich. Der Lehrer muß jedenfalls nicht bloß so viel wissen, als er seinem Schüler auf dieser oder jener Stufe des Lebens beizubringen hat, sonst wäre er selbst nur ein guter Schüler. Er muß selbst die verschiedenen Bildungsstufen hinter sich gebracht haben und zum christlichen Manne gereift sein, um wieder Schüler zu Männern zu bilden.

Johannes. Aber wird zur männlichen Bildungsstufe konfessionelle Ausbildung zu rechnen sein?

Konrad. Ohne Zweifel. Die konfessionellen Fragen werden früher oder später, wo nicht der Fortschritt christlichen Wesens gehemmt wird, emporkommen. Der Lehrer aber muß für alle denkbaren Fälle und Anfechtungen des geistlichen Lebens gereift und gerüstet sein. Er muß also auch für die Zeit, wo konfessionelle Fragen auftauchen, mit dem nötigen geistlichen Reichtum ausgestattet sein.

Johannes. Eine Missionsanstalt müßte demnach, wenn sie anders für die Heiden zur Genüge sorgen will, entschieden konfessionell, d. i. in unserm Falle, da von unserer Teilnahme an Missionsanstalten die Rede ist, entschieden der evangelisch-lutherischen Kirche zugetan sein.

Konrad. Freilich, wie wir ja beiderseits schon am Anfang dieses Gesprächs zugestanden und behauptet haben. Ich glaube, daß sich keine Missionsanstalt auf die Länge dieser Anforderung widersetzen kann.

Johannes. Eine Behauptung, welche du mir etwas mehr auseinanderzusetzen wollest!

Konrad. Gerne! Unsere Zeit hat in großer vorhandener Zerrissenheit von dem Herrn eine Sehnsucht und einen Drang nach Einigkeit und Einigung empfangen. Es ist dies in den weltlichen Interessen zu bemerken, nicht minder in den geistlichen. Die Geschichte der letzten zwei Jahrzehnte zeigt uns ein unaufhaltsames und überraschendes Streben, in der Erkenntnis einig zu werden. Die Lehren der verschiedenen Kirchen sind bereits wieder zu großer Anerkennung gekommen, — sie vereinigten immer mehr Streiter und Bekenner um ihre Symbole. Immer mehr bildet sich das christliche Leben zum kirchlichen aus. Bei dieser Gestalt der Dinge ist es für eine Missionsanstalt nicht wohl möglich, außer dem Bereiche der kirchlichen Bewegung zu bleiben, und ob es auch möglich wäre, so wäre es doch gefährlich.

Johannes. Daß es im Grunde unmöglich ist, scheint mir schon aus dem obenaufgestellten Satze zu folgen, daß am Ende jeder Christ auf Seiten irgendeiner bestimmten Konfession stehen muß. Aber warum es gefährlich sein soll, bei der Wiederherstellung der verschiedenen Konfessionen neutral bleiben zu wollen, das ist's, worüber ich noch Belehrung wünschte.

Konrad. Eine Missionsanstalt, welche nicht an eine der vorhandenen Konfessionen sich anschlüsse, würde je länger je mehr das Vertrauen aller Konfessionen verlieren müssen, und zwar in dem Maße, als jede Konfession wieder eifrigere Verteidiger und Anhänger bekäme. Denn die Behauptung, daß die Mission nicht Sache der Konfessionen und Kirchen sei, wird sich auf die Länge gewiß nicht halten können. Es werden sich je länger je weniger Verteidiger derselben finden. Sie ist aus Mangel an konfessioneller Bildung hervorgegangen und wird durch Zunahme dieser Bildung sterben. Alles, was sich allenfalls denken ließe, wäre, daß die Anhänger mancher Sekten, zu deren Charakter es gehört, einer allseitigen und genauen Ausbildung der Lehre zu widerstreben, jene Behauptung festhalten könnten. —

Johannes. Das heißt also nichts anderes, als eine Missionsanstalt, welche sich der kirchlichen Bewegung hartnäckig entzöge, müßte am Ende Sektensache werden?

Konrad. Du hast es gesagt, und ich weiß nicht, wie ich dem klaren Satze widersprechen könnte.

Johannes. Durch das Mißtrauen der Konfessionen und die Notwendigkeit, von der Teilnahme der Sekten gehalten zu werden, würde dann wohl auch dem äußeren Bestehen einer Missionsanstalt mehr Gefahr und Schaden erwachsen, als durch irgendeinen andern gefürchteten Uebelstand.

Konrad. Ich möchte nicht gerade diese Seite der Sache hervorheben. Abgesehen von der oft großen Zahl einer — in dem genannten Falle auch wohl mehrerer Sekten, ist es ja eine oft gemachte Erfahrung, daß Sekten für ihre Eigentümlichkeiten großen Eifer beweisen, weil gerade in diesen ihr Leben ist. Erlaube mir überhaupt, von der Zukunft zu schweigen und auf den Standpunkt der Gegenwart zurückzukehren. Es scheint mir nämlich schon jetzt eine sehr gefährliche Sache zu sein, daß man bei Abtrennung einer Missionsanstalt von allen Konfessionen nie recht sicher weiß, was für eine Lehre den Heiden hinausgetragen wird, zumal auch die Ordination meist nicht auf Grund unterzeichneter Konfessionen geschieht. Allein in die Hände eines oder doch jedenfalls weniger Männer, die gerade einer Missionsanstalt vorstehen, — weniger Männer, die überdies oft schnell andern ihre Stellen überlassen müssen, ist bei einem solchen Grundsatz das Wichtigste gelegt, was wir den Heiden hinausbringen sollen, die Lehre. Selbst die Anhänger einer Sekte müßten das gefährlich finden. Denn so gewiß es ist, daß fast alles Heil und Glück einer Anstalt auf den Personen der Lehrer beruht, so wird doch keine Sekte, geschweige eine Kirche so gar alles an die Personen hängen, daß nach den Überzeugungen gar keine Frage entstehen dürfte. Eine religiöse Anstalt ist dem Winde übergeben, wenn nicht die Konfession, sondern die Gabe der Lehrer die erste Frage ist. Es ist eine besondere Bewahrung Gottes, wenn eine Missionsanstalt der traurigen Wahrheit des ausgesprochenen Satzes längere Zeit entgeht.

Johannes. Nach diesem allen wird meine anfängliche Frage: „Wohin soll ich mein Tröpflein fallen lassen?“ nicht mehr zu früh kommen. Ich

weiß, daß du meinen Fragen noch länger standhalten würdest, gewiß würdest du noch vieles zur Erläuterung und Begründung deiner mir mitgetheilten Überzeugungen hinzufügen können. —

Konrad. Ja gewiß. Ich will nur z. B. erinnern, welch' einen Schatz von geistlicher Lebens- und Amtsweisheit die evangelisch-lutherische Kirche in ihren ganz auf ihre Glaubenslehre gebauten Pastoraltheologien usw. den Missionaren darzubieten hätte.

Johannes. Nun. Ich bin auch mit dem zufrieden, was du mir gesagt hast. Nur noch um eine Antwort bitte ich dich. Irre ich oder nicht, wenn ich die Missionsanstalt in Dresden für die erkenne, in deren Kelch ich meinen Tropfen fallen lassen muß?

Konrad. Du irrst nicht. Die Missionsanstalt in Dresden hat sich am offensten und unumwundesten für unsre Kirche ausgesprochen. Es ist wahr, sie ist noch jung und im Werden, aber ohne Früchte und zwar ohne gute Früchte ist sie doch nicht. Nach Maßgabe ihrer Kraft und Jugend hat sie sich bewährt. Laß uns helfen, soviel wir können, daß diese Anstalt unsrer Kirche wachse und zum Baume werde, unter dessen Zweigen viele Heiden Schatten finden.

Johannes. Ich kann mein Tröpflein nicht teilen, es ist zu klein. Ich will es aber auch nicht teilen. Ich will es in den Kelch derjenigen Anstalt fallen lassen, die das Beste für sich hat, das Bekenntnis der reinen Lehre. — Gäbe es keine evangelisch-lutherische und überhaupt keine protestantische Mission, so würde ich mich nicht schämen, sogar zu einer römisch-katholischen zu steuern. Das Christentum jeglicher Art ist doch immer weit über alles, auch das beste Heidentum erhaben. Nun es aber eine evangelisch-lutherische Mission gibt, so stehe ich auf ihrer Seite so fest als auf seiten meiner Kirche selber. Ich wünsche, daß die evangelisch-lutherische Mission groß werde, daß ihr alle andern Missionen zu Vorläuferinnen dienen mögen. Ist aber mein Wunsch zu groß, macht er die Bahn der lauter en Wahrheit zu breit, so freue ich mich auch so der andern Missionen. Wird doch Christus gepredigt! Ist doch die Möglichkeit gegeben, daß die Heiden selig werden!

5.

Predigt am 2. Pfingstfeiertag 1843 über Apg. 10, 42

Text: Apostelgeschichte 10, 42.

Es ist der Wille unserer väterlichen geistlichen Obern, daß am heutigen Tage den Gemeinden das große Werk der Mission an das Herz gelegt werde. Überall im Lande erschallt in der gegenwärtigen Stunde der Preis einer und derselben Angelegenheit. Überall redet man von der Mission. Überall redet man, sollten wir davon schweigen? Zwar bedürftet ihr, meine Lieben, nicht erst auf jene heilige Sache Gottes und seiner Kirche aufmerk-

sam gemacht zu werden. Eure Prediger — und zwar schon etliche vor mir — haben, sich ihrer desfallsigen Pflicht zu entledigen, nicht erst öffentliche Aufforderungen abgewartet. Nicht einmal das ist nötig, daß ich euch die Erlaubnis, Missionsvereine zu gründen, heute bekannt mache. Ihr wißt es schon geraume Zeit — und waret im Geiste zur Sache vereint, ehe förmliche Vereine die Erlaubnis der zeitlichen Obern erlangten. Aber sollen wir etwa deshalb heute nicht in den lauten Preis einer göttlichen Sache einstimmen, weil wir schon oft in unserer Stille Gott dafür gepriesen haben? Bedürfen oder wünschen wir etwa keine weitere Bekräftigung des Bekannten? Das sei ferne! Die Sache ist uns lieb, darum reden und hören wir gerne von ihr. Ich halte mich daher versichert, daß ihr auch meine heutigen Reden mit herzlicher Freude hören werdet.

Der verlesene epistolische Text ist, wie ihr euch erinnern werdet, der Schluß einer bekannten Geschichte, nämlich der Geschichte von der Bekehrung des Hauptmanns Kornelius. Wir haben diese ganze Geschichte am vergangenen zweiten Ostertage weitläufig und mit Rücksicht auf die Mission durchgegangen. Es ist daher unnötig, auch heute wieder den Text genau zu erklären. Es sei mir erlaubt, mich heute etwas freier zu bewegen, jedoch ohne den Text deshalb völlig beiseite zu legen.

Aus der Predigt über die gestrige Epistel wisset ihr, daß nur derjenige das Pfingstwunder recht versteht, welcher es als den Beginn der Ausbreitung der Kirche Gottes über den ganzen Erdbreis erkennt. Damals begannen sich die Fenster des Himmels zu öffnen, und das zuvor stille, innerhalb bestimmter Grenzen ruhende Meer des göttlichen Wortes fing damals an, die Völker zu überfluten. Die Geschichte der Kirche und der Welt seitdem zeigt uns am Ende nur eine Fortsetzung jenes herrlichen, göttlichen Beginns am Pfingsttage. Die Kirche ist seitdem keine ruhende mehr, sondern eine schäftige und mächtige geworden, — und wo sie lebt, da greift sie seitdem um sich. Neutestamentliche Kirche und Mission sind deshalb von einander unzertrennlich, — Pfingsten und Mission sind nichts anders als das kräftige Liebesleben der Kirche nach außen hin; denn stilles Leben der Kirche war schon vor Pfingsten da. Pfingsten und Mission sind darum in gewissem Sinne gleichbedeutend. Darum folgt auch auf die gestrige Epistel vom Pfingstwunder heute die schöne Missionsepistel von Kornelius, dem Hauptmann, dem Erstling der Heiden.

Aus ihr nehmen wir zwei Fragen und zwei Antworten. Die Fragen sind:

1. Was reizt uns zur Teilnahme am Werke der Mission?
2. Wie soll sich unsere Teilnahme äußern?

Die erste Frage ist wichtiger als die zweite, denn sie entzündet das Feuer göttlicher Liebe, von dessen Licht und Schein die zweite Frage und ihre Antwort redet. Die zweite Frage ist minder wichtig; denn wenn das Feuer einmal brennt, so leuchtet und wärmt es von selbst. Wir werden daher, die erste Frage weitläufiger als die zweite abzuhandeln, von der Sache selbst gedrungen.

I.

Was reizt uns zur Teilnahme am Werke der Mission?

Wir verstehen, wenn wir von der Kirche reden, natürlich zunächst keine andere als jene, welcher wir selbst angehören, welche nichts anderes ist als die Fortsetzung der ersten apostolischen Kirche. Darum verstehen wir auch zunächst unter der Mission nichts anderes als die kräftige Regung unserer Kirche zum Heile der Heiden. Fragen wir nun, was reizt uns, an dieser Liebesregung teilzunehmen, so sehen wir zunächst nicht auf die Anerkennung und Teilnahme, welche die Mission bisher in der Kirche selbst gefunden hat. Denn diese Teilnahme war bisher nicht groß, kann uns also durch die Macht des Beispiels nicht reizen. Unser protestantisches Volk in Bayern muß die Augen niederschlagen, wenn man seine Teilnahme am Missionswerke mit jenem gewaltigen Eifer der römischen Kirche und ihrer Glieder in Bayern vergleicht. Ferner dürfen wir auch nicht die Antwort auf unsere Frage von dem Erfolge der protestantischen Mission unter den Heiden entnehmen. Denn einmal sind die Erfolge, mit denen der Vorzeit oder mit denen anderer Kirchen verglichen, nur noch gering; — und dann ist der Schluß vom Erfolg und Gedeihen auf die Güte einer Sache von keinem sonderlichen Belang, zumal in einer Welt, in welcher das Irdische, Eitelle, Böse den meisten Erfolg von je und je errungen hat. Was gut ist, ist, ganz abgesehen vom Erfolge, unserer Teilnahme und unsers Eifers wert. Wäre das nicht der Fall, so müßte man am Ende den schmalen Weg des Herrn selbst vermeiden, darum weil er steil ist, und weil ihn die Menge nicht betritt.

Mehr als durch Beispiel und Erfolg wird unsere Teilnahme am Missionswerke durch die Überlegung des zeitlichen und ewigen Jammers der Heiden erregt. Dieser Jammer ist schauerhaft, er erregt das tiefste Mitleid, wenn man ihn betrachtet, — das Mitleid der Christen, das Mitleid auch derer, welche fern vom Genusse der himmlischen Güter an den äußerlichen segensreichen Folgen des Christentums, wie an den Brosamen einer reichen Mahlzeit, sich genügen lassen. Ja, wer kann lesen oder hören, was ihr, meine Lieben, oft gelesen und gehört habt, die bei den Heiden sich findenden zahllosen und erschrecklichen Übertretungen des dem Menschen eingebornen Gesetzes, die Unordnung, die Zerrüttung alles Glücks und Friedens, die Auflösung und Zerstörung aller natürlichen Bande, wie sie eben aus jenen Übertretungen folgen und folgen müssen? Wer kann das ohne Mitleid lesen oder hören? Es ist himmelschreiend, und sollte uns nicht bewegen? Wenn einer bei Tische sitzt und seines Nachbars Scheune in Flammen auflodert, bleibt er gewiß nicht am Tische sitzen. Wenn einer sein Heu aus überschwemmten Wiesen sammelt und ein Kindlein in das Wasser fällt, greift er gewiß nach diesem und läßt jenes. Und beim Elende der Heiden, das ärger als Feuer und Wasser ist, könnte man ruhig unter seinem Zeigenbaum und Weinstock, ruhig an seinem Tische und bei seiner Arbeit bleiben? Springt man da nicht hülfreich auf? Ruft man kein: „Helft“ in die Welt hinaus?

Ja, wenn nur von einem zeitlichen Elende die Rede wäre! Aber großer Gott, es handelt sich ja vom ewigen Elende unsterblicher Seelen! — Die Regentropfen fallen vom Himmel in die Flüsse und vereinigen sich in lautsloser Stille mit den Wellen: wer zählt sie jemals wieder heraus? Wenn Hunderttausende von Heiden, die hier unglücklich gewesen waren, ins Meer der Ewigkeit tagtäglich wie die Tropfen fielen, — wenn sie jenseits sich lösten und vergingen oder nichts wären, — ins Eitele verschäumten, — dann allenfalls wäre ein ruhiges Schauen in namenloses Elend dieser Welt verzeiblich? — Oder muß ich auch für mein „allenfalls“ bessere Seelen um Verzeihung bitten? — Aber nun zerrinnen und verschwimmen Menschen-seelen im Meere der Ewigkeit nicht; gesonderten Weges fallen sie von Ewigkeit zu Ewigkeit dahin, wissend und fühlend, was sie erfahren. Alle Tage gehen Hunderttausende von unglücklichen Heiden-seelen mit bewußtem Leid zum Tore der Zeit hinaus und hinein zum Tore der Ewigkeit! Dir schwindelt an des Todes Pforten, obwohl dich Jesu Hand hält und Jesu Wort tröstet: denke dich nun auf Sterbebetten finsterner Heiden! Selbst wenn den Heiden jenseits ein Paradies blühte, wäre es doch schrecklich, im Heidentume zu sterben! Schon das dunkle Leiden des Todes müßte deine Teilnahme erregen und herausfordern! Nun aber redet Gottes Wort von einem Paradiese der Heiden keine Silbe, es sind eigene Auslegungen und menschliche Träume, die davon schwärzen. Dagegen aber donnert eine Stimme, die nicht lügen kann, in die Welt hinein: „Welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verloren werden, und welche am Gesetz gesündigt haben, die werden durchs Gesetz verurteilt werden“. Röm. 2, 12. Nun denke an die Heiden, die hier ohne Gesetz in zahllosen, furchtbaren Sünden dahingehen! — Denke fürs erste nicht an die einzelnen Kornelius-seelen, sondern an die Massen von groben Sündern unter den Heiden — und sage: was wartet ihrer? Wer kann freisprechen, wenn Gott (Röm. 2, 12) verdammt? Wer kann Friede verheißen, wenn Gott (Röm. 2, 12) von ewigem Verlorensein spricht? Schrecklich ist's, im Heidentume zu sterben, — schrecklich, schrecklich ist's, im Heidentume außer dem Leibe und zu dem zu wallen, welcher, wie unser Text sagt, verordnet ist zum Richter der Lebendigen und der Toten! Welch' eine Enttäuschung, Welch' einen Jammer ewigen Todes erfahren täglich Hunderttausende von Heiden-seelen! Welch' ein Gedanke, daß täglich Hunderttausende unsterblicher Seelen verlorengehen! Und wir werden nicht zur Teilnahme an der hülfereichen Mission gereizt?

Man könnte darauf einwenden: „Es gehen Hunderttausende von Heiden verloren, aber auch Hunderttausende von Christen gehen tagtäglich verloren: ist ihr Verlust weniger beklagenswert als der der Heiden?“ Wir würdigen diesen Einwurf, aber weit entfernt, das Mitleid gegen die Heiden zu entkräften, führt er vielmehr einen neuen Grund des Mitleides herbei. Es ist ja ein gewaltiger Unterschied zwischen Heiden, die verlorengehen, und zwischen Christen, die verlorengehen. Diese gehen trotz aller Gnadenmittel, in deren reichem Besitz sie sind, verloren, während jene verloren-

gehen, ohne daß sich eine rettende Hand nach ihnen ausgestreckt hätte. Wenn ein Ertrinkender die Hülfe zurückweist und so dahinfährt, so geht er alleine durch seine Schuld verloren, sein Tod erweckt mehr Grauen als Mitleid. Aber wenn einer ertrinkt, ohne daß nur ein Versuch zur Rettung gemacht wurde, so weint man ihm gerne eine Träne des Mitleids nach. In hartnäckigem Eigensinn, nach Warnung und Vermahnung verderben — und ungewarnt, unvermehrt ins Todestal stürzen, ist zweierlei. — Sehet in unsern Text, geliebte Freunde! Er zeigt uns einen glücklichen Heiden, den Kornelius. Sein Lebensgang hatte ihn in die Nähe Israels gebracht; das Licht der Verheißung hatte ihn erleuchtet. So, wie wir ihn bei der ersten Bekanntschaft finden, erscheint er mehr als ein gläubiger Israelite, dem nichts als die Erfüllung der Verheißungen mangelt. Sein Eindruck ist nicht der eines blinden Heiden, welcher durch Ungerechtigkeit auch die Wahrheit natürlicher Gotteserkenntnis erstickt. Dazu sehen wir Engel, Apostel, ja den Heiligen Geist selbst um ihn geschäftig. Er vernimmt die göttliche Predigt, die außerordentlichen Gaben des Heiligen Geistes überströmen ihn, auch die ordentliche Gnade des Sakramentes der Taufe wird ihm zuteil. Es ist wahr, daß Gott bei der Bekehrung des Kornelius mehr im Auge hatte als sie allein. Ein Apostel soll mit dem Gedanken von der von keinem Juden zugegebenen Seligkeit der Heiden vertraut, — den Heiden selbst die offene Thüre zu Christo gezeigt werden. Aber nichtsdestoweniger ist doch Kornelius selbst der glückliche Erstling unter den Heiden, welcher die Freundlichkeit Himmels und der Erde genießt. Nun aber wendet von Kornelius das Auge auf unsere Heiden! Welch' eine Verschiedenheit! Da regt sich kein Bote der jenseitigen Welt, kein hoher Apostel besucht sie, sie hören keine Predigt, sie durchdringt die Kraft des Sakramentes nicht. Obnehin in unvergleichlich mitleidswürdigerem Zustand als Kornelius, haben sie Mangel an allen Gnadenmitteln. Wenn sich der Missionseifer der Christen zu ihrer Verlassenheit hülfreich wendete, könnte er Engel, Apostel und unmittelbare Gnadengaben ersetzen. Aber siehe, weil wir Mangel an Eifer haben, leiden sie Mangel an Gnade, Mangel an allen Gnadengütern, die zum ewigen Leben dienen. Es steht geschrieben: „Lieben Brüder, so jemand unter euch irren würde von der Wahrheit, und jemand belehrete ihn, der soll wissen, daß, wer den Sünder bekehrt hat von dem Irrthume seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und wird bedecken die Menge der Sünden!“ Dies sind die letzten Worte des heiligen Jakobus in seinem Briefe. 5, 19. 20. Dieses Glück, diese Seligkeit auf Erden könnten wir genießen — und wir wollen nicht? —

Und immer dringender noch tritt die Noth der Heiden zu uns heran! Es ist wahr, es gibt Millionen Heiden, welche von ihrer Noth und ihrem Mangel nichts innwerden, die, gleich dem Viehe der Erde zugewandt, durch ihre Lebenstage schlendern. Aber es gibt unter den Heiden auch ahnende, sehnfüchtige Seelen, es gibt manchen Kornelius in der weiten Heidenwelt, der, unzufrieden mit dem angeerbten Gögendienste, um Befriedigung der Seele seufzt, und betet. Es gibt manche Heiden, welche uns, wenn sie

könnten, im Traume erscheinen und mit durchdringendem Geschrei in unsere Nächte rufen würden: „Kommet herüber und helft uns!“ Ja, noch mehr! Wir bedürfen keiner außerordentlichen Gnadengaben mehr, um zum vollen Strome der ordentlichen, seligmachenden Gnadengaben geleitet zu werden. Aber der Herr, welcher will, daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen sollen, hat hie und da, in allerlei Volk, in früheren und auch in jetzigen Zeiten in der dichten Finsternis der Heiden Leute erweckt, die in fast prophetischer Weise und Macht von dem Lichte Zions zeugen und Sehnsucht darnach erwecken mußten. Wie manche Heiden fühlen also ihre Noth, ihre Verlassenheit, ihren Mangel, — wie manche warten auf Hülfe und dürsten und schreien, wie Hirsche in der Hitze nach den Wasserbächen, so nach Gott, nach dem lebendigen Gott! Um dieser Auserwählten willen sollte man eilen, Hülfe und Heil mit schnellen Flügeln hinausbringen! — Und es geschieht nicht?!

Freunde, ich las dieser Tage von einem Schiffe, das von Ostindien nach Europa segelte. Windstille bannte es auf die Meeresfläche. Brennender Durst tötete viele auf dem Schiffe, machte andere rasend, jedermann hoffnungslos. Da macht sich ein Wind auf und trägt das Schiff in die Nähe einer Insel. Alle hoffen wieder — und die Hoffnung gibt Kraft, fröhliche Melodien zu singen und zu spielen. Schon sieht, zählt man die Häuser am Ufer, schon labt der Anblick des köstlichen Landes, man sieht Gießbäche von den Felsen stürzen und Wolken über den Felsen in die Bäche sich entleeren. Da mit einem Male schweigt der Wind. — Das Schiff liegt still und fest. — Bis die Ruderboote Wasser bringen, sterben noch viele im Anblick des reichen Landes vor Durst dahin. — So ergeht es vielen Heiden! Weinende, tränenvolle Augen, Seufzer voll Verlangens kehren sich zu uns her, wie zur Insel der Glückseligkeit! Sollen wir warten, bis Boote kommen, um Wasser zu holen! — Wir wissen, wo es ihnen fehlt; sollen wir alle Tage Hunderttausende Durstes sterben lassen! Werden wir unsere Hände, unsere Füße regen? Werden wir nicht von der Sehnsucht der Heiden wie von einer heimlichen Macht erfaßt? nicht von Durst und Begier ergriffen, die Durstenden, die Sterbenden zu laben?

Doch was fragt man darnach? Wenn man selber in der Fülle sitzt, weiß man nicht, was Mangel heißt. So wissen auch wir nicht, was Elend des Heidentums ist. Alle meine bisherigen, Schritt für Schritt stärker werdenden Gründe schlagen nicht, bringen die Trägen, die Matten nicht zum Eifer. Die Theilnahme und der Erfolg, die Noth — die gegenwärtige und zukünftige, der Mangel, die Sehnsucht der Heiden: es läßt sich immer etwas, wenn auch nichts Grünliches, doch etwas die Trägen und Matten Befriedigendes dagegen sagen. Aber harret ein wenig, meine Freunde, wir wollen einen Grund für die Mission ins Licht stellen, dem sich kein Gewissen entziehen kann, das sich vor Jesu Christo beugt. Es gibt einen Grund dieser Art, einen Felsen! Sehet in unsern Text! Petrus steht auf ihm, da ihm das Licht aufgeht, da seine Rede am mächtigsten wird, da sie von Erweisung des Geistes und der Kraft begleitet ist. Diesen Grund, welchen Petrus bei

seinem Abgang von Cäsarea selbst nicht geahnt hatte, der ihm durch Offenbarung gezeigt und in der Folge der Zeit erst völlig klar wurde, den möchte ich euch mit Riesenzügen vor die Augen malen, ja mit Feuer des Heiligen Geistes in eure Seelen einsenken und einbrennen. — Er liegt in den Worten:

„Er hat uns geboten, zu predigen dem Volke“.

Wer hat geboten? Gott hat geboten. Was hat er geboten? Zu predigen. Wem soll man predigen? Dem Volke. Welchem Volke soll man predigen? Etwa allein dem jüdischen Volke? Kornelius und seine Hausgemeinde sind ja Heiden, und wir und unsre Väter sind auch Heiden! Also allem Volke, allen Völkern, wie die Schrift sonst sagt, — aller Kreatur, wie die Schrift auch sagt. Sagt doch St. Petrus selbst im Texte: „Von diesem Jesu zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen“, alle, sagt er, alle, die an ihn glauben, gleichviel ob Juden oder Heiden! Also frage nicht mehr: Welchem Volke soll man predigen? Du hast verstanden, was gemeint ist. Aber: — Wer soll predigen? Wem ist's geboten? fragst du. „Uns, uns ist geboten“, sagt St. Petrus. Sprich nicht: „Also die Apostel sind's, denen die Heidenpredigt geboten ist“. Diese waren es, aber sie sind es nicht mehr. Jetzt sind wir es, die gesamte Kirche, die auf den Gräbern der Apostel blüht. Wären nur die Apostel gemeint, so hätten sie ihren Auftrag nicht vollendet, den Zweck ihres Lebens nicht erreicht. Der Herr hat ihnen ja geboten: „Lehret alle Völker“ Matth. 28, 19 und „Prediget aller Kreatur!“ Mark. 16, 15. Wären nur die Apostel gemeint, so hätten sie unsterblich sein müssen, sie müßten noch leben, — oder der Welt Ende müßte in ihren Tagen gekommen sein, und wir müßten nach dem Ende der Tage unser armes Leben führen. Denn der Herr spricht ja im Missionsgebote: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“. Matth. 28, 20. Du siehest also, daß der Apostel sagt, „uns ist geboten“, und es nicht anders meint, als in dem Sinne: „uns und allen denen, die zu allen Zeiten und in allen Orten als Zeugen Jesu denen gegenüberstehen, welche Jesum nicht kennen“.

Daraus merken wir doch hoffentlich, daß die Mission nicht eine Menschen-satzung, sondern ein göttliches Gebot ist. Dafür wurde sie auch allezeit gehalten. Darum gingen ja die Missionare aller Zeiten in der Heiden Lande, ohne die Könige der Heiden um Erlaubnis zu fragen, und predigten, auch wenn es die Könige verboten hatten. Denn sie erkannten sich als Gottes Botschafter und ihr Tun als Gehorsam gegen ein unzweideutiges göttliches Gebot. Darum erkannten sie allezeit auch alles Ungemach, welches die Treue gegen Gottes Gebot nach sich zieht, als einen Segen, als ein Kreuz Christi und gingen durch Ehre und Schande, durch böse und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts innehaben und doch alles haben. 2. Kor. 6, 8.

Dafür, für ein göttliches Gebot, müssen auch wir die Mission anerkennen. Erkennen wir aber das, so brauchen wir keine Frage weiter als die

einzig: wollen wir Gott gehorsam sein oder nicht? Wer diese Frage mit einem Nein beantwortet, ist von all unserm Dringen frei. Wer aber mit Ja antwortet, der hat eben damit auch der Mission seine Teilnahme zugesagt. Wo Gottes Befehl klar vorliegt, braucht man keine Gründe, keine Untersuchung, keine Frage mehr. Befehle des Allerhöchsten sind über alle Zweifel erhaben. Gehorsam, nicht Fragen, Zweifeln, Untersuchen geziemt beiden, den Knechten und den Kindern Gottes. Darum, geliebte Freunde, wage ich mit Ruhe, aber auch mit allem Nachdruck am Ende dieses ersten Theiles meines Vortrages zu behaupten, ohne einiges Menschen Widerlegung zu befürchten oder zu fürchten:

Mission ist Christenpflicht.

Wo die Pflicht heischt, können alle weiteren Gründe, wenn es sein soll, schweigen.

II.

Ist nun aber unsere Pflicht erwiesen, so fragt sich: Wie erfüllen wir sie? Was erheischt sie? Wie sollen wir unsere Teilnahme an der Mission äußern oder betätigen? Darauf können wir kürzer antworten als auf die erste Frage.

Das Nötigste und Beste hat der Herr zum Heile der Heiden längst getan. Das Wort: „Es ist vollbracht“, welches der Sohn Gottes am Kreuz rief, hat seine Gültigkeit auch für die Heiden. Auch für sie ist das ewige Heil vollbracht. Auch ihnen gilt daher jenes andere Wort: „Es ist alles bereit!“ Wer sollte auch von dem vollen Tische seiner Gnade ausgeschlossen sein, nachdem er für alle genug getan, das Leben und volle Genüge für alle erworben hat? Ist er etwa nicht auch der Heiden Heiland? Ja, gewiß auch der Heiden Heiland! — Gleichwie nun des Sohnes Werk auch den Heiden gilt, so ist auch des Geistes kräftiges und seligmachendes Wort für alle, auch für die Heiden gegeben. Die Mahlzeit ist für alle bereitet, und die Einladung gilt allen. Die Quelle des lebendigen Wassers ist für alle eröffnet, Erlaubnis und Befehl, daß daraus alle trinken, ist gegeben. Was fehlt also noch? Was soll geschehen, daß, was Gott gönnet, auch von den Heiden genossen werde? Drei große Worte gibt es: das „Es werde“ des Schöpfers; das „Es ist vollbracht“ des Erlösers und den Lobgesang der Erlöseten: „Die Reiche der Welt sind Gottes und seines Christus geworden!“ Die zwei ersten Worte weisen auf die Vergangenheit, das dritte ist in der Erfüllung begriffen. Was bedürfen wir nun, daß wir es unter den Heiden in Erfüllung bringen?

Greifen wir nun etwa in den Säckel, Bruder? Halten wir an dem Punkt? Suchen wir nun die größte Münze zur Gabe? Nein, Freunde, noch ist's zu früh; das ist weder das Erste noch das Wichtigste, was von uns verlangt wird. Das, was wir brauchen, kann man nicht kaufen, es ist unbezahlbar, ja unschätzbar. Wenn wir haben, was ich meine, — oder wenn wir wenigstens hoffen können, es zu bekommen, dann ja, dann wollen wir auch geben. Bis dahin aber ist Geld und Staub von gleichem Werte und Unwerte. Sehet einmal in unsern Text! Was für eine Rolle spielt in ihm

und bei der Bekehrung des Kornelius das Geld? Entweder gar keine, oder doch, wenn ich so sagen darf, eine unsichtbare und verborgene. Nicht auf Geld wies der Engel den Kornelius, sondern auf den apostolischen Mann Petrus, welcher den hungernden, durstenden Heiden sein bescheiden Theil aus der Kasse Jesu reichen konnte. Männer bedürfen wir, wahre Nachfolger Petri, apostolische Wunderleute! Um sie müssen wir uns bekümmern! Sie müssen wir finden!

Petrus war Fischer gewesen, Gottes wunderbar umgestaltende Hand machte ihn zum großen Menschenfischer. Der Herr hat nicht gesagt, daß er unsere Heidenboten auch durch wunderbar umgestaltende Hand zu großen Menschenfischern machen wolle. Und doch bedürfen wir Wunderleute! Es ist ein Jammer mit den armen Stümpfern und kleinen Lichtern in die Finsternis der Heiden, und ihrer sind leider schon zu viele draußen! Darum bedürfen wir von Natur hochbegabte, starke und durch Gottes Geist gereinigte, geläuterte Heldenseelen. Wo finden wir sie? — Die heiligen Apostel bekamen völlig reine Lehre durch Wunderwirkung des Heiligen Geistes. Keine Lehre bedürfen auch wir für die Heiden. Denn nur der reinen Lehre bedient sich der Heilige Geist zur Umwandlung der Seelen; Irrtum und Mangel sind ferne von ihm. Darum bedürfen wir Männer, die Kraft des Geistes und Treue des Willens genug haben, um in anhaltendem Fleiß und Gebet zum Kleinod reiner Lehre hindurchzudringen, damit dereinst ihr Wort für die armen Heiden zum Gnadennittel werde. — Der heilige Apostel Petrus predigte, wie unser Tert erzählt, den Heiden. Durch seine reine Predigt würden die Heiden des Heiligen Geistes voll. Dennoch achtet er es für nötig, daß zu den außerordentlichen Gnadengaben die ordentliche, seligmachende Gnade der Taufe hinzukomme. Zur Stunde der erhabensten Erfahrungen bleibt seine heilige Seele nüchtern und stille und vergißt über dem Überfluß himmlischer Gaben das nicht, was vor allem nötig ist. Solche Männer bedürfen auch wir, Männer, die, was Gott geordnet, festhalten können zu jeder Stunde, Männer, die nüchtern und ruhig bleiben können, auch wenn sie in Beweisung des Geistes und der Kraft gepredigt und gewirkt haben. — St. Petrus erscheint uns in unserer Tertgeschichte als ein ernster Vetter, dem Andacht und Übung inwendigen Lebens unvergeßliche Tages- und Lebenspflicht bleibt, — aber nicht das allein, sondern auch Heimat und Süßigkeit. Solche Männer bedürfen auch wir. Wem der Reichtum des inwendigen Lebens nicht aufgeschlossen ist, der kann sich über eine Entsagung und Armut nicht trösten, wie sie einem jeden Arbeiter unter den Heiden zur Pflicht gemacht werden muß. Wer nicht mit dem reichen Geber aller Güter in herzlicher Erfahrung bekannt geworden ist, der versteht nichts von der herzlichen Freude der Aufopferung, welche den Heidenboten über Meer und Land in zeitliches Elend treibt. Wer nicht innerlich reich ist, durch Christi Gnade, in dem erstirbt die zeitliche Begierde nicht, — und doch erkennt man, wie den Vogel an den Federn, so die innere Größe und Kleinheit des Christen am Maße zeitlichen Begehrens. — Wo finden wir nun, geliebte Freunde, solche Männer, welche das Leben für köstlich achten, wenn es

Mühe und Arbeit ist, — welche am Ende mit Jeremia sprechen können: „Menschentage habe ich nicht begehrt, das weißest du. Was ich gepredigt habe, das ist recht vor dir.“? Leute genug erbieten sich zum Dienste der Heiden, aber sendet zwölf solche, wie wir sie bedürfen, so sollen die Heiden frohlocken und die Hölle soll mit Zähnen knirschen, und die Welt soll inne- werden, daß es noch ein anderes Reich gibt als das der Sichtbarkeit. Gehet uns, solche Männer gebt uns, sag ich, das ist das Notwendigste, was wir bedürfen! Haben wir diese, so ist es mir nicht bang der Gaben wegen. Solche Männer besitzen die Herzen derer, aus deren Mitte sie hervorgehen; — ihr Begehren der zeitlichen Dinge ist klein, und gerade sie werden die Fülle haben.

Aber wo sind sie? Sie sind verborgen. Der Herr kennt seine Helden; der sie bereitet hat, weiß ihre Stätten. Von ihm sind sie zu erbitten. „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!“ — Siehe, da haben wir in Worten Jesu unsere innigste, wahrste Teilnahme an der Mission angedeutet; sie besteht im Gebete, — im Gebete um von Gott ausgerüstete, ausgesandte und gesegnete Arbeiter in der großen Ernte Gottes. Missionsvereine sollen Gebetsvereine sein; sind sie das nicht, so arbeiten sie im Heiligtum mit unreinen Händen. Wer nicht beten kann, der hat die schönste, und ich setze dazu größte Wirksamkeit für die Mission verloren. — Ja das Gebet hat eine gewaltige Wirksamkeit. Es wirkt im Himmel, es wirkt im Herzen des Beters, es wirkt rings um den Beter her, nah und fern. Wir haben's erlebt, Brüder! Wie wenige Arbeiter Gottes sahen wir vor einer Reihe von Jahren im teuren Vaterlande? Und nun welche Schar von Evangelisten hin und wieder! Und wie verachtet war vor einer Reihe von Jahren das Werk der Mission, während es nun als ein großes und heiliges, in jeglichem Betracht segensreiches Werk von Menschen der verschiedensten Art gepriesen wird! Das ist Gebetserhörungs! So hat der Herr, der ins Verborgene siehet, öffentlich die Gebete seiner Gläubigen vergolten! Darum laßt uns ferner beten, daß wir von Tag zu Tag mehr unsere Lust an den Heiden schauen, die gen Zion aufbrechen und wandern! Daß wir ihre Lehrer, die sie zur Gerechtigkeit weisen, ihnen voranziehen sehen auf der edlen Pilgerstraße, wie Sterne im hellen Glanze! Laßt uns beten, wir werden Erhörung finden.

Aber eben weil wir das wissen, so sei auch mit dem Beten das fröhliche Geben vereinigt! Das Versprechen, zu beten, entbindet dich von der Pflicht der Mildthätigkeit nicht. Das Gebet ist kein Vorwand für geizige, lieblose Herzen; im Gegenteil, es ist die edelste, herrlichste Gabe der Liebe und Mildthätigkeit. Beten ist größer als Geben. Wer das Größere kann, kann auch das Kleinere. Wer dies nicht vermag, ist vielmehr unfähig für jenes. Ein Gebet, welchem die Gabe und die Tat nicht folgt, ist zwiefach tot, gleich den Toten, von denen das Wort gilt: „Ihre Werke folgen ihnen nicht nach“. Wer betet, entsendet einen eilenden Boten zum Herrn; wer die Gabe verweigert, verweigert dem Boten Vollmacht und Beglaubigung.

Darum, meine Geliebten, laßet uns beten und geben. Es ist ein Geist, der beten und geben lehrt, — und der Betet und Geber sind eine Person. Betet und gebet, — beides ist ein Geben, welches seliger als Nehmen ist. Die Liebe, die zum Gebete treibt, sättigt die Seele des Gebers, daß sie die Gabe nicht für Verlust achtet. Betet und gebet, — denn den Heidenboten zwar ziemt der Sinn apostolischer Armut; aber uns ziemt reiche Liebe, welche so viel als immer möglich den Heidenboten die Klage erspart, daß die irdische Hülle drücke den zerstreuten Sinn.

Betet und gebet! — Weiter vermögen wir ja ohnehin nicht viel, um unsere Teilnahme am Gebote des Herrn, an der Mission, zu beweisen! Beten und Geben — darin besteht unser ganzer Gehorsam gegen das Missionsgebot Jesu! Es ist so wenig, meine lieben Brüder! Laßet uns also desto fröhlicher gehorchen! Amen.

6.

Zuruf aus der Heimat
an die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas

1845

An Euch, geliebte Brüder des deutsch-lutherischen Bekenntnisses in Nordamerika, Ihr Genossen eines und desselben Blutes und Glaubens, richten wir diese Worte, und was uns treibt, Euch anzureden, ist nur Lust und Liebe zu Euch. Zwar seid Ihr von uns ausgegangen; aber dadurch ist mitnichten das Band zerrissen, welches uns und Euch umschlang. Deutsche Art und unserer Kirche Glauben ist mit Euch hinüber jenseits des Ozeans gewandert, um neue fruchtbare Saatfelder für heimatliche Segnungen zu finden. Was uns trennt und leiblich auseinander hält, — Berg und Tal und Meer; es ist doch nur gering anzuschlagen gegen das, was unsre Seelen einigt und versammelt. Ihr seid unser und wir sind Euer. Darum erheben wir die Stimme unsrer Liebe und Sehnsucht diesseits, und wünschen und hoffen, daß Ihr in Euren Fernen sie jenseits hören und mit geneigtem Ohre aufnehmen möget!

Seid uns gegrüßt, geliebte Brüder nach dem Fleische und nach dem Geiste! Der Gott unsrer Väter segne Euch an Euern und uns an unsern Orten, und mache immermehr eins aus uns, die wir ja eins sind! Er gründe uns allzumal in unserm allerheiligsten Glauben! Er lasse uns einmütig sein im Heiligtum, und die Einhelligkeit deutscher Zungen im Lob und Preis seines Namens sterbe weder hier noch jenseits aus, solange die Wellen um Lande brausen und sich Gottes Lande aus der Flut erheben! Wir grüßen Euch, und gesegnet seien alle, die unsern Gruß annehmen! Grüßet uns freundlich wieder, liebe Brüder!

Doch nicht leere Grüße entbieten wir Euch! Teilnahme an Euerem jenseitigen Lose und am Bau der Kirche in Euerem Abendlande, Sorge für

Euer zeitliches und ewiges Wohlergehen läßt uns Worte brüderlichen Rates und herzlicher Vermahnung an Euch richten. Verachtet unsern Rat und unsre Vermahnung nicht; prüfet sie lieber, behaltet und bewegt sie im Herzen, wenn sie gut sind. Unserm freundlichen, friedlichen Worte bereite der Herr bei Euch eine freundliche, friedliche Statt!

Zuerst reden wir zu denen unter Euch, welche im Busch und in der Einöde leben; dann wenden wir uns zu denen, die beisammen in größeren Gemeinden wohnen; dann haben wir ein treu gemeintes Wort an die ehrwürdigen Pastoren der deutsch-lutherischen Kirche Nordamerikas; und zuletzt bleibt uns eine Warnung und Vermahnung übrig an die Genannten alle.

I.

Also an Euch zuerst wenden wir uns, geliebte deutsche Glaubensgenossen, die ihr im Urwald zerstreut und an unwegsamen Orten wohnet. Möge unser Wort an Euch gelangen!

Ehedem wohntet Ihr in reich bewohnten Gegenden Europas; jetzt seid Ihr so einsam. Sonst hattet Ihr Kirchen und Schulen nahe, aber des täglichen Brotes wenig; jetzt gewinnt Ihr im Schweiß Euers Angesichts reichlich, was Ihr für Euch und Eure Kinder bedürftet. Dagegen vernehmet Ihr nicht mehr den Lobgesang der Gemeinde, nicht mehr das Gebet der heiligen Kirche, nicht mehr die seligmachende Predigt, nicht mehr den Segen des Dreieinigen, nicht mehr die geheimnisvollen, wunderbaren Worte Gottes in den heiligen Sakramenten: Ihr seid eine zerstreute, verlassene, hirtelose Herde. Ihr leidet bitterm Mangel an Seelenspeise und entbehret der Gnadenmittel, welche doch zur Erlangung ewiger Seligkeit unentbehrlich sind. Ihr selber fühlet, wie sehr Ihr darbet; manche bittere Träne der Sehnsucht mag Euch über die Wange rinnen. — Aber wie helfen? Wie dem geistlichen Verschmachten entrinnen? Prediger und Seelsorger Euers angestammten Glaubens findet Ihr nicht genug; dagegen bieten Euch immer aufs neue, mit unermüdlicher Geduld die Sendboten methodistischer Sekten und römische Priester ihre geistliche Hilfe an. Ihr kommet in Anfechtung, Ihr schwanket und zweifelt; endlich ergebt Ihr Euch und trinket von dem dargebotenen Wasser, welches unrein und ungesund ist und bleibt, obschon es einen Schein der Befriedigung gewährt. Ihr „entfallet von des rechten Glaubens Trost“ und werdet mißgläubig, um nicht völlig ungläubig zu werden. Nicht sagen wir von Euch allen; es gibt, Gott Lob! noch solche unter Euch, die, obschon hart angefochten, der Versuchung nicht unterliegen! Aber leider! viele, sehr viele sind unterlegen, und von Tag zu Tage unterliegen mehr! Wir sehen es mit Jammer. Wollte Gott, wir könnten Euch Scharen von Evangelisten in Eure Wälder und Wüsteneien schicken! Wollte Gott, wir könnten jede Hütte, jedes Blockhaus mit dem Troste, der Stärkung, der Erquickung der reinen Lehre besuchen und erfüllen lassen! Wir beten und arbeiten, um Euch solchen Segen zu verschaffen. Aber bis es gelingt, bis die Kirche Nord-

amerikas selber so erstarkt, daß sie aus ihrer Mitte zureichendere Hilfe zu bieten vermag! Was haben wir Euch bis dahin zu rathen? Was wüßten wir den Einsamen und Verstörten Nützlichs und Förderfames zu empfehlen? Was könnte sie auch bei großem Mangel an Wort und Sakrament in den Stand setzen, dem Glauben der Väter nicht entfremdet noch entwendet zu werden, sondern treu zu bleiben? Gott Lob, daß wir Euch etwas Segensreiches nennen, raten und empfehlen können. Es ist der Hausgottesdienst und gewissenhafte Treue in ihm. Man hat oft ohne Not, am verkehrten Orte und in verkehrtem Sinne das allgemeine Priestertum der Christen gepriesen; man hat oftmals in Kraft desselben sich über das von Gott gestiftete Predigtamt wegsetzen zu können geglaubt. Ihr aber, unsere Brüder, werdet in Eurer großen Noth billig an das allgemeine Priestertum der Christen erinnert. Euch muß es nicht bloß als Recht, sondern vielmehr als Pflicht vorgestellt werden, dasselbige zu üben. Gleichwie Abraham, da er ein Fremdling war im nachmaligen Heimatlande seines Samens, an seinem Hausaltare den Namen des Herrn anrief, obwohl er kein Priester war, wie Melchisedek, so sollen auch jetzt noch die Hausväter in Wäldern und Steppen als Hauspriester ihre Kinder und ihr Gesinde zur Anbetung Gottes, zum Lesen und Hören des göttlichen Wortes versammeln. Vermöge des Hausgottesdienstes haben sich die frommen Salzburger Bauern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gegen die Tyrannei und Lödung der Römischen aufrecht erhalten und geschützt. Ihr werdet es viel leichter können, da Euch in Eurem Lande keinerlei Zwang der Seelen, also auch keine Tyrannei der Römischen nahen kann und darf. Für Euch eröffnet der Hausgottesdienst noch stärkere und reichere Hilfsquellen. — Wolltet Ihr nun den Hausgottesdienst üben, so bedürftet Ihr neben der deutschen Bibel Dr. M. Luthers, — neben dem Konkordienbuche von 1580, welches die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche enthält, — und neben den unverfälschten Liedern unsrer Kirche, wie sie in alten Gesangbüchern und z. B. in R. v. Raumers größerer und kleinerer Sammlung von Liedern sich findet, — lautere, kräftige Erbauungs- und Lehrbücher. Wenige Dollars setzen Euch in den Stand, Euch eine kleine, aber hinreichende Hausbibliothek anzuschaffen. Der Rath irgend eines als treu erkannnten Pastors der deutschlutherischen Kirche wird so schwer nicht einzuholen sein. Wir erlauben uns, Euch für den Zweck häuslicher Erbauung und Belehrung insonderheit Veit Dietrichs kostbare Hauspostille*) und Nikolaus Hunnius' Inhalt der christlichen Lehre**) anzupreisen, nicht bloß, weil sie sich so trefflich für den Zweck häuslichen Gottesdienstes eignen,

*) M. Veit Dietrichs, weiland Predigers an der Pfarrkirche S. Sebald in Nürnberg, Hauspostille, das ist: Predigten über alle Sonn- und Festtags-Evangelien, sowie über die Leidensgeschichte Christi. Neu herausgegeben von Johann Tobias Müller, evang.-luth. Pfarrer zu Zimmendorf. Stuttgart. Verlag v. S. G. Riesching 1845.

**) Dr. Nikolai Hunnii, Superint. in Albed, Epitome Credendorum, oder Inhalt der ganzen christlichen Lehre. Auf's neue herausgegeben von Heinrich Brandt, Dekan und erstem Pfarrer zu Windsbach. Zweite Auflage. Ebd. 1845.

sondern auch, weil sie erst neuerdings in besonderer Berücksichtigung Eurer Bedürfnisse wieder abgedruckt worden sind,

Solltet Ihr wegen Einrichtung des Hausgottesdienstes verlegen sein, so findet sich vielleicht in Eurer Nähe ein erfahrener Glaubensgenosse. Wo aber nicht, so ist der Mühe wert, sich schriftlich an einen treuen Pastor unsrer Kirche um Rat und Belehrung zu wenden. Ja, es würde sich der Mühe und Kosten verlohnen, einen deutsch-lutherischen Pastor zu berufen, um sich die Weise des häuslichen Gottesdienstes lehren zu lassen. Wer weiß, wie leicht sich ein und der andere fromme Pastor willig finden ließe, von Hütte zu Hütte zu ziehen und den Hausgottesdienst in den Familien einzurichten! Welch eine segensreiche Arbeit würde damit vollbracht! Welch ein großer Dienst würde damit der Kirche Gottes getan! Wohl denen, welchen die Not der Einsamen und Verlassenen zu Herzen geht, welche ihren Einfluß und ihre Kräfte zur Hebung des häuslichen Gottesdienstes anwenden!

Ein zweiter Rat, den wir Euch geben möchten, betrifft den Unterricht der Kinder, die zu zerstreut wohnen, um sich zu einer Schule versammeln zu können. Im Busche Hausgottesdienst einzuführen, ist leicht, wofür nur guter Wille dazu da ist. Aber was soll mit den armen Kindern werden, die ohne Unterricht und Belehrung heranwachsen? Zwar bevölkern sich Eure Gegenden schnell und mit der Bevölkerung wächst Lust, Kraft und Drang, Schulen zu gründen. Aber es ist dann doch ein schrecklicher Gedanke, wenn auch nur ein einziges Geschlecht in Unwissenheit und Rohheit heranwachsen soll, — zumal im zweiten Geschlechte nach Euch eben deswegen ein geordneter Unterricht der Kinder desto schwerer wird herzustellen sein, weil die Väter dieser Kinder in eigener Unwissenheit den großen Wert des Unterrichts vielleicht nicht mehr fassen, wie es sein sollte. Was haben Eure Kinder gewonnen, wenn sie von Euch Hülle und Fülle des Leibes reichlich erben, wenn sie geistig und geistlich darben? Was hilft's, wenn sie mit Behagen „durch zeitliche Güter wandern und dabei die ewigen verlieren“? In dieser Gefahr der Seelen sehen wir keinen andern Rat, als den, daß Ihr selber, soviel es immer möglich ist, die Lehrer Eurer Kinder werdet! Da Ihr keine Schulen habet und in Euren gegenwärtigen Verhältnissen keine haben könnet, so bleibt Euch kein anderer Rat übrig! Dieser Rat wird auch nicht so unausführbar sein, als er auf den ersten Blick erscheint. Es ist wahr, daß Ihr sehr beschäftigt seid, daß Ihr alle Zeit und Kraft anwenden müßet, um den Boden in den Stand zu setzen, daß er Euch und Eure Kinder nähre. Aber auch bei Euch wechselt die Witterung und nötigt Euch zuweilen, in Euren Häusern zu bleiben; auch bei Euch wechselt der Winter mit dem Sommer und der Winter bringt Euch, wie unsern Landsleuten, ruhige Tage. Wir wollen fürs erste weiter gar nichts bitten, als daß Ihr die freie Zeit Euren Kindern widmet. Sei sie immerhin wenig und klein, so bleibt es doch wahr, daß es besser ist, eine kleine Zeit auf den Unterricht der Kinder zu verwenden, als gar keine. Auch sind ja nicht alle Glieder des Hauses immer in gleicher Weise von der zeitlichen

Arbeit in Anspruch genommen. Oft ist der Vater verhindert, aber vielleicht gewinnt die Mutter oder ein älteres Glied der Familie einige Zeit für die Kinder. Ihr werdet vielleicht sagen, daß Euch selbst die Kenntnisse abgehen, welche zum Unterricht der Kinder nötig sind. Aber es handelt sich ja zunächst nur um Mitteilung der ersten Anfangsgründe des zeitlichen und himmlischen Wissens, — vor allen Dingen um das Lesen, um einfaches Lernen und Verstehen des Katechismus, der Sprüche, der Psalmen und anderer heiligen Lieder, nur um Einprägung der biblischen Geschichte des Neuen, teilweise des Alten Testaments, — allenfalls um das Zählen — zu und ab, allenfalls um das altherkömmliche Einmaleins, um das Schreiben des Namens und andere bekannte, leicht zu lehrende und leicht zu lernende Dinge. Eine Lesetafel, ein Katechismus, ein Spruchbuch, das kleine Raumerische Gesangbüchlein, eine kleine biblische Geschichte, Eure Bibel — setzen Euch in den Stand, diese kleinen, aber wesentlichen und unschätzbaren Elemente der Erkenntnis mit eigener Hand in die Seelen Eurer Kinder niederzulegen. Werdet Ihr Euch auch anfangs ungeschickt zu diesen Dingen stellen, so wird bei kurzer Ausdauer Ungeschick und Verlegenheit entschwinden, Lust und Freude an die Stelle treten — und indem Ihr lehret, werdet Ihr lernen, in früherem Wissen befestigt werden und vorwärts schreiten. **Erinnert Euch an Eure eigene Jugend!** Wie viele unter Euch haben jene ersten Erkenntnisse noch in der Heimat durch den treuen Fleiß ihrer Väter oder Mütter erlangt! Und wer unter Euch hat nicht seine ersten Gebete, seine unvergeßlichsten Liederverse von seiner Mutter empfangen? Mit welchem Vergnügen denkt Ihr alle noch an die Zeit, da Ihr mit der Mutter betend Euch niedergelegt und wieder aufstandet? Es ist eine — fast möchte man sagen — angeborene Lust der Eltern, ihre Kindlein zu lehren, und daß sie ja nicht im Gewühle der Erde ersterbe, hat sie der Herr in seinem Worte durch heilige Befehle und Vermahnungen gestärkt. *) Darum, geliebte Brüder, entziehet Euch Euern Kindern, die entweder von Euch, oder gar nicht lernen, ja nicht unter dem Vorwand des Mangels eigener Kenntnisse und Geschicklichkeit. Wie viele von den bei den Gemeinden Nordamerikas angestellten Lehrern mögen wohl sein, die beim Antritt ihres Amtes mehr als viele unter Euch verstanden und gewußt haben? Wie viele wissen zur Stunde nicht mehr? Wir hören, daß man vor etwa zehn Jahren 130 000 bis 140 000 Sonntagschullehrer in Nordamerika zählte. Und wer waren sie denn? Etwa in deutscher Weise vorgebildete Lehrer? Mitnichten! Wir lesen allerdings, daß Männer in den höchsten Staatsämtern und deren Frauen, daß Gouverneure, Glieder des Kongresses, ausgezeichnete Richter und Rechtagelehrte, — wir lesen, daß der Generalanwalt der Vereinigten Staaten Benjamin F. Butler, ja der verstorbene Präsident Harrison usw. sich nicht schämten, sondern große Freude daran fanden, in freien Sonntagsstunden Schule zu halten. Beispiele, die ohne Zweifel die Väter zum Lehren der eigenen Kinder reizen können! Aber wer waren denn die meisten unter

*) 3. B. 1. Mose 18, 19. 5. Mose 6, 7; 11, 19; 32, 46. — 2. Mose 13, 8. Joh. 4, 6 usw. — 1. Mose 49. — 2. Tim. 1, 5; 3, 15.

jenen 130 000—140 000 Sonntagschullehrern? Wir nehmen die Antwort aus dem Munde eines Amerikaners: „Die Lehrer bestehen meist aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, welche zu den Kirchen und Gemeinden gehören.“ Werden die Euch, Ihr ausgewanderten Deutschen, an Kenntnissen überragen? Es wird ausdrücklich von ihnen bezeugt, daß sie durch Lehren in der Erkenntnis fortschreiten, während eine Million von Schülern von ihnen gleichfalls lernten, was sie hernach für diese und jene Welt befähigen soll. Adam Smith nennt die amerikanische Volkserziehung, namentlich die in freiwilligen Sonntagschulen, den „wohlfeilen Schirm der Nation“. Diesen Schirm könnt Ihr noch viel wohlfeiler haben, wenn Ihr einen Schritt weiter geht und selbst unterrichtet, das ist, wenn Ihr tut, wozu Euch die Not Eurer Kinder und die Liebe zu ihnen so mächtig treibt. Denn, wir wiederholen, Eure Kinder haben entweder Euch zu Lehrern oder gar keine Lehrer! — Solltet Ihr nicht wollen? Wir lesen, daß in Amerika Muttergesellschaften bestehen, welche zu keinem andern Zwecke gegründet wurden, als das Verlangen vieler Mütter, zur Erziehung ihrer Kinder tüchtiger zu werden, zu befriedigen. Diese Gesellschaften haben ihre eigene Literatur, z. B. ein Muttermagazin, das man in Europa (in London) so zweckmäßig gefunden hat, daß man es nachdruckte. Überhaupt finden sie große Teilnahme, obschon sie gerade in denjenigen Staaten der Union blühen, in welchen es an Schulen am wenigsten fehlt. Und Ihr in Euern Wäldern und Wüsteneien solltet Eure Kinder weniger lieben! Die Not, welche den Menschen doch so viel lehrt, sollte Euch nicht dahin bringen, daß Ihr — nicht sagen wir: Muttergesellschaften stiftet, die Ihr nicht bedürft, — aber ganz einfach tut, was Euern Kindern entweder Ihr oder niemand tut? Das lasset nicht von Euch gesagt werden! Tut, wir bitten und vermahnend Euch, an Euern Kindern die größte Wohlthat, lehret sie!

Solltet Ihr dennoch, wie es zu gehen pflegt, Euch der Sache nicht gewachsen fühlen, so gibt es auch hiefür Rat. Liebet Ihr Eure Kinder, so wird es Euch so schwer nicht fallen, zu zwanzig oder mehr Familien zusammenzustehen und auf gemeinsame Kosten einen Lehrer zu berufen, der Euch anweisen kann, wie man Kinder in den ersten Anfangsgründen des Lernens unterrichten müsse. Er wandert von Haus zu Haus und unterrichtet die Eltern. Die Eltern unterrichten dann die Kinder, — und der berufene Schullehrer wandert dann immerzu von Haus zu Haus, um die Eltern weiter zu führen und bei dem Unterricht der Kinder ratend und helfend zur Seite zu stehen. — O, daß Ihr unsern Rat annehmet! Daß Ihr es anfangs notgedungen tätet, um es hernachmals mit Dank und Freude festzubalten! Wäre nur erst eine Generation in solcher Übung treu geblieben, so wäre das nächste Geschlecht mit dem Geschäfte des Lehrens vertraut und für eine höhere Stufe der Bildung gereift. Es würde sich beweisen, daß ein lehrendes Volk am meisten lernt, und was mehr als alles das ist, daß ein Familienleben höherer, geistigerer Art da sich bildet, wo die leiblichen Eltern auch geistiger und geistlicher Weise Väter und Mütter ihrer Kinder sind!

Sehet auf Island und andere nordische Gegenden. Dort wohnt man auch zerstreut, wie Ihr! Dort dringt die Noth des Lebens auch zu rastlosem Fleiß in irdischen Geschäften, wie bei Euch! Dennoch finden die Eltern Zeit zum Unterricht der Kinder! Und mit welchem Segen unterrichtet man auf diese Weise seit Jahrhunderten! Vielleicht ist nirgends wahre Bildung in dem Maße Gemeingut, wie in dem kalten Norden! — Möchtet Ihr auf Islands Beispiel sehen und unserm Rate folgen!

Im Fall es etwa hie und da von Euch geschieht und Ihr Euch wandernde Lehrer berufet, so berufet einen solchen, der Euch und Eure Kinder im geistlichen Gesange unsrer Väter Unterricht erteilen kann. — Einer, der aus Liebe zu den heidnischen Ureinwohnern Nordamerikas sein Vaterland verließ, wurde einst beim Töne der Abendglocke tiefbetrübt durch den Gedanken, daß er jenseits, in den Wäldern und Wüsteneien Nordamerikas die wunderbaren Töne der Betglocke und das festliche Geläute nicht mehr hören werde. Er lebte wieder auf, als man ihm eine Glocke versprach, um den Heiden und sich selbst damit zum ewigen Frieden des Evangeliums läuten zu können. Aber was ist Klang ohne Sang? Der Herr wohnt unter „den Lobgesängen Israels“. Darum müsse es Euch in Euern Wäldern am Gesang der Väter nicht fehlen, und Eure wandernden Schullehrer müssen wandernde Kantoren sein. Jung und Alt läßt sich im Gesang unterrichten, damit Ihr nimmermehr lied- und tonlos werdet vor unserm Gott! Nichts lernt, wer Lust und einige Gaben hat, leichter als Gesang; kaum für etwas ist man in der Regel dankbarer als für heilige Lieder, die einem nach Inhalt und Melodie zum Eigentum geworden sind. Darum, lieben Brüder, vergesset nicht, singen zu lernen und den Gesang zu üben! Singet allein und mit Euern Kindern! Tretet familienweise zusammen und singet die Gesänge des deutschen Sions — nach altem Text und alter Weise! Es wird sich zeigen, wie viel Segen mit dem Gesang der alten Lieder zu Euch einkehren will! Die Liebe zum Herrn — zu seiner Kirche — zu Euerm Volke wird Euch unter dem Gesange unsrer Lieder wachsen!

Der Gesang erinnert an die Versammlungen des Herrn. Denn die Gemeinden sind ja, wenn sie im Hause Gottes versammelt sind, Sangvereine im höhern Chor. Da gedenken wir trauernd Euer, geliebte Brüder, in den Wäldern und Einöden, und beklagen Euch, daß Euch die Freude der gottesdienstlichen Versammlungen, und damit der Vorschmack des Himmels, versagt ist. — Wir sinnen auf Rat, wie Ihr Glieder von Gemeinen werden könntet!

Zu einer Gemeinde, zu einem Gotteshause, zu einem Pastor müßtet Ihr gehören, auch wenn Ihr noch so selten zu der heiligen Versammlung der Gemeinde kommen könntet, noch so weit zur Kirche zu reisen hättet, noch so wenig von den Segnungen des heiligen Amtes zu genießen bekämet. In wem der Gedanke einer heiligen christlichen Kirche lebendig geworden ist, dem ist es unerträglich, außer allem sichtbaren Gemeinverbände zu leben. Schon das Bewußtsein, Glied einer Gemeinde, Angehöriger eines Hirten zu sein, ist ein schönes, erfreuendes und erhebendes, ja ein heiligendes Bewußt-

sein. Wer dagegen eine Vereinzelung ohne Schmerz ertrüge, oder gar mit Lust und Wohlgefallen Separatist bleiben könnte, dürfte sich wohl schwerlich des Lebens aus Gott getrösten können, da ihm wahre Liebe mangelt. Darum raten wir Euch, geliebte, zerstreute, einsame Brüder, schließt Euch jedenfalls an eine deutsch-lutherische Gemeinde und ihren Hirten so innig an, als es immer geschehen kann! Einmal oder einigemale des Jahres solltet Ihr jedenfalls, auch wenn es mit Aufopferung geschehe, Euch mit der Gemeinde zum Genusse des heiligen Mahles vereinigen. Je einsamer man für gewöhnlich lebt, desto süßer ist einem und desto nachhaltender wirkt die gemeinsame Andacht mit einem Haufen von Pilgern zum ewigen Leben. Hat man den Vorschmack der ewigen Einigkeit der himmlischen Gemeinde in den Gottesdiensten des Herrn empfunden, so weiß man dann auch in dürrer Wüsten, daß man nicht allein ist.

Wir haben von einer Gemeinde vernommen, die lange zuvor, ehe sie einen Pastor hatte, in ihrem Mittelpunkte ein Kirchlein erbaute, in welchem sie sich zu versammeln pflegte, auch ohne Pastor. Ein schönes Vorbild für zerstreute, von ihrer Pfarrkirche weit entfernte Niederlassungen! Ein Häuslein im Walde, eine arme Bethlehemskirche in der Einöde bauen, das ist auch für wenige Familien eine Kleinigkeit, wenn nur der heilige Wille und Lust zu den heiligen Versammlungen des Höchsten vorhanden ist. In einem solchen Hause kämet Ihr zu gemeinsamen Familiengottesdiensten zuweilen zusammen, sänget die gelernten Lieder, betet die Gebete der Kirche, lässet Gottes Wort, Luthers und Veit Dietrichs Postillen usw. Zuweilen könnte Euer Pastor in Eurer Versammlung erscheinen, wie Ihr zuweilen bei ihm in der Mutterkirche erschieonet. Wie manche Freudenstunde könntet Ihr in einer solchen „Stiftshütte“ feiern, wie leicht könnte sie eine Hütte Gottes unter den Menschenkindern werden. Der Zusammenhang mit der Gemeinde und der ganzen Kirche würde durch ein so leichtes Mittel sehr erleichtert.

Wir müssen Euch solche Filialkirchen um so mehr raten, als man es je und je und zwar aus guten Gründen in unsrer Kirche für undienlich und unrecht erkannt hat, den Gottesdiensten fremder Konfessionen beizuwohnen. Es kann nicht im allerheiligsten Glauben erbauen, wenn man der reinen Lehre widerstreitende oder doch nicht von ihr durchdrungene Predigten hören muß. Wohlgefallen an dem, was nicht lauter in der Wahrheit ist, ist sündlich und gefährlich, — und übermütiger Leichtsinns wäre es, seine Förderung bei Gottesdiensten suchen zu wollen, bei welchen man, wenn man ihnen ja beizuwohnen müßte, ein heiliges Mißtrauen und ein scharfes Ohr mitbringen sollte. Wir warnen Euch darum mit demselben Ernste vor fremden Gottesdiensten, mit welchem wir Euch ermahnt haben, den Zusammenhang mit der wahren Kirche und ihren Gemeinden auf jede Weise zu suchen und festzuhalten. Je fester Ihr mit Eurer Kirche zusammenhanget, desto weniger werdet Ihr in den unruhigen Streit der Konfessionen gezogen werden, desto ruhiger könnet Ihr Euch dem Bauen und Erbauen überlassen. Das ist der Segen entschiedener Hingabe an die Wahrheit, daß man gleich von Anfang an erkennt, wen man zum Freunde, wen zum Feinde

haben werde. Innerhalb öffentlich anerkannter Scheidungen und Grenzen kann dann eine jede Gemeinde mit den von ihr gepriesenen Gnadengütern wuchern und durch die That und ihre zunehmende Verklärung beweisen, daß, wo und wie sie vom Herrn erkannt und angenommen sei. Kein Friede ist herrlicher als der vollkommener Einigkeit in der Wahrheit; nächst diesem aber keiner als der, welcher sich bei offenen, ehrlichen Segnern findet. Die zusammen nicht weiden können, finden Frieden, wenn sie wie Abraham und Lot — ein jeder friedlich seine Wege — gehen.

II.

Was wir unsern Brüdern, welche in den Wäldern und Prärien zerstreut wohnen, geraten haben, gilt großenteils auch den Gemeinen, deren einzelne Glieder und Familien näher beieinander, in größeren Niederlassungen und Städten wohnen. Der Hausgottesdienst soll in allen christlichen Familien einheimisch sein, und die eigene Teilnahme der Eltern am Unterrichte der Kinder bringt auch da den größten Segen, wo man nicht, wie im Busche, durch den Mangel an Schulen zu ihm gedrungen und gezwungen wird. Möge nun unser freundliches Wort an die Zerstreuten das bevorwortet, dem eine gute Statt bereitet haben, was wir den Gesammelten, den Gemeinen in Dörfern, Flecken und Städten zu sagen haben. Es ist hauptsächlich zweierlei.

a. Nicht selten geschieht es, daß sich unsre lutherischen Glaubensgenossen in Nordamerika in Kirchen und Schulen mit fremden Konfessionen vereinigen. — Man nimmt Prediger an, welche sich durch Wort und Unterschrift anheischig machen, nach den Bekenntnissen zweier von einander abweichenden Konfessionen zu predigen und zu lehren, was doch eine rein unmögliche Sache ist und deshalb auch von keinem versprochen werden kann, der zugleich weiß, was er verspricht, und ehrlich ist. Möchte das bei Euch, geliebte Brüder, nie wieder geschehen! Möchtet Ihr Euch lieber an eine entferntere Gemeinde Eures Glaubens anschließen und Euch durch Hausgottesdienst und die vereinte Andacht mehrerer Familien mit ihr im Zusammenhang erhalten, als einem Toren oder Betrüger huldigen, der verspricht, was kein Mensch halten kann! Ein treuer Hirte Eurer Kirche wird Euch aus der Entfernung besser leiten und weiden, als ein solcher Betrüger in der nächsten Nähe. — Doch zweifeln wir nicht, daß es einer eifrigen, wenn auch kleinen Gemeinde oftmals möglich sein wird, einen eigenen Pastor zu berufen. Wache, nüchterne Kinder der Kirche können alles wissen, nur nicht eines treuen Hirten reines Wort! Das ist ihnen teurer als alles, und wert, mit jeglicher Aufopferung gewonnen zu werden. — Häufig geschieht es auch, daß man seine Kinder Schulen und Anstalten vertraut, ohne auch nur zu fragen, welcher religiösen Richtung die Vorsteher und Lehrer huldigen. Kein Mensch überhaupt, also auch kein Lehrer — hat es in seiner Macht, sein Leben und seinen Beruf dem Einfluß seiner religiösen Überzeugungen zu entziehen. Der Macht der jedenfalls tiefsten Richtung der Seele entgeht nichts. So werden auch Schulen immer — auch wenn sie

sich mit Religionsunterricht gar nicht beschäftigen — von der Religion und Konfession der Lehrer abhängig sein. So ganz Sache des Heiligtums ist alles Lehren. Wer wird das leugnen können, der nur einige Kenntnis von dem Unterschied z. B. der römischen und evangelischen (lutherischen) Schulen und Anstalten hat? Wenn ein Lehrer gar nicht die Absicht hat, durch sein Lehren seiner Konfession Macht und Einfluß zu verschaffen, so wird er dennoch, sei es auch unbewußt, sei es sogar wider Willen, ihren Zwecken dienen. Und nun erst, wenn der Lehrer mit Bewußtsein und Anstrengung aller seiner Kräfte seiner Konfession dient, wenn er alles, was er lehrt, sei es gleich Mathematik usw., zur Ehre und Ausbreitung seiner Kirche lehrt! Welcher Einfluß wird dann von ihm auf empfängliche jugendliche Herzen ausgeübt werden! Welche Eroberungen wird er machen, zumal wenn er seinem Lehrfache gewachsen und wenn er ein Mann ist. Denn keine Waffe in aller Welt überwindet und überwältigt mehr als männliche Vollendung. Bei so bewandten Umständen ist es wahrlich unverantwortlich, bei der Wahl der Schulanstalten für die Kinder auf die religiöse Richtung der Lehrer und Vorsteher keine Rücksicht zu nehmen. Ja, ein solches Verfahren würde nicht einmal begreiflich sein, wenn es sich nicht aus der eigenen blinden Gleichgültigkeit der Eltern in Sachen der Religion erklären ließe. Wer seiner Konfession nicht bloß durch Geburt, Erziehung und Gewöhnung angehört, wer ihr von Herzen, nach ernster Prüfung zugetan ist, dem muß es mächtig daran liegen, daß seine Kinder ihr nicht entfremdet noch entwendet werden, sondern sie im Gegenteil immer mehr kennen und lieben lernen. So wird denn auch ein der lutherischen Kirche treu ergebener Christ der religiösen Erziehung seiner Kinder die größte Sorgfalt zuwenden. Er wird sie nicht in methodistische Sonntagschulen schicken, nicht in die englischen Freischulen, in welchen — mild zu reden — der väterliche Glaube keine Beachtung findet, — er wird eine Schule suchen, in welcher der Name des Herrn hochgelobt und der Glaube seiner Kirche unverhohlen bekannt, gelehrt und verteidigt wird. Aber ach, wie ganz anders handeln viele unserer Glaubens- und Stammesverwandten in Nordamerika! Wie viele fragen nur nach wohlfeiler Lehre! Wie viele geben ihre Kinder unbedenklich in die Hände der Jesuiten und anderer Anhänger des römisch-katholischen Glaubens! Wie viele machen sogar Aufwand, um nur ihre Lieblinge in solchen Anstalten unterzubringen! Davor möchten wir Euch warnen, geliebte Brüder! Im Hintergrunde aller Wohltaten, welche die römische Kirche und die Sekten Euch und Euern Kindern erweisen, steht ihre religiöse Richtung. Sie reichen Euch und Euern Kindern umsonst oder wohlfeil vielleicht eine Fülle von irdischer Erkenntnis; aber sie erwarten zum Dank dafür an ihren Altären Eure und Eurer Kinder Seelen, Eure Hingebung an ihre falschen Lehren. Sie statten Eure Kinder mit irdischer Weisheit aus in der Hoffnung, sie auch auf ihren Weg zur Ewigkeit zu bringen. Hütet Euch, daß ihre Rechnung und Erwartung nicht zu Eurem und Eurer Kinder ewigem Schaden hinausgehe, daß nicht Eure Kinder unvermerkt der ewigen Wahrheit abhold werden und den Glauben

der Väter mit dem verwechseln, den ihre Lehrer, ihre Wohltäter, als den heilsamen umfassen und preisen. Daß doch keiner unter Euch zu spät erwachen möge, keiner erst dann, wenn ihm der Wolf das geliebte Lamm davon trägt! Möchten doch die Eltern, wie wenn sie verlassen im Busche wohnten, ihre Kinder lieber selbst unterrichten, als sie in Seelengefahr bringen! Möchten sie, im Falle es Kenntnisse für einen besonderen Beruf gilt, lieber alles anbieten und aufopfern, um ihre Kinder ohne drohenden Verlust des ewigen Heiles für diese Welt reif und tüchtig zu machen!

b. Wohl schließt sich hier das an, was wir den Gemeinden sagen möchten, welche das Glück haben, treue Hirten des reinen Bekenntnisses zu besitzen. Je größer in Nordamerika die Gefahr ist, welche von den Sekten droht, desto nötiger ist der genaueste Zusammenhang der Herden mit ihren Hirten. Es ist nicht eine anmaßende Behauptung hochmütiger Pfaffen, sondern eine unumstößliche Erfahrung alter und neuer Zeiten, daß ohne Führung, ohne Hirtenamt kein Häuflein von Kindern Gottes, geschweige größere Gemeinen empfindlichem Seelenschaden entgehen können. Sowie sich die Schafe von ihren Hirten zerstreuen, geraten sie in eine große Gefahr, zerstreut und eine Beute der Feinde zu werden. Deswegen muß der Hirte Mittelpunkt seiner Gemeinde sein und bleiben, — und zwar nicht bloß wegen menschlichen Rechts, sondern auch wegen göttlicher Ordnung. Die heilige Schrift sagt ausdrücklich, daß der heilige Geist den Gemeinen Hirten und Lehrer setze, — und die heiligen Apostel und ihre Schüler erkannten in dem Hirten- und Lehramte des heiligen Geistes ein notwendiges Gnadenmittel für entstehende und gewordene Gemeinen. Sie setzten hin und her in den Städten Älteste oder Bischöfe, Hirten und Lehrer, und befahlen den Gemeinen, ihren Lehrern Gehorsam zu leisten. Keinem aufmerksamen Leser der Apostelgeschichte und der apostolischen Briefe kann es entgehen, welche eine große Wichtigkeit der Herr, der heilige Geist, und seine Apostel auf das Hirtenamt legen. Darum dürfen wir Euch, geliebte Brüder, das Hirtenamt und die Einigkeit der Gemeinen mit den Hirten desto getroster empfehlen, ohne deshalb bei Euch in Verdacht zu kommen, als träten wir dem allgemeinen Priestertum der Christen zu nahe. Nicht von dem Rechte der Gemeinen im Vergleich oder gegenüber den Hirten handelt es sich, sondern von einem Amte zum Heile der Gemeinen, welches nicht minder göttlich ist als das Recht des allgemeinen Priestertums und darum diesem nicht widersprechen kann. Mißversteht uns nicht, geliebte Brüder! Wir begehren nicht eine Priesterherrschaft unter Euch aufzurichten, sondern wir empfehlen Euch in der Einigkeit mit den Hirten ein Geheimnis der Wohlfahrt und des Gedeihens für diese und jene Welt, eine Schutz- und Trutzwaffe gegen Verführung der Seelen durch falsche Lehre und die mannigfaltige List des bösen Feindes. Was die Römischen zu schlimmem Exempel, das sollten unsre Gemeinen zu heilsamem Exempel, sich selbst zu großem Nutz und Frieden niemals aus den Augen verlieren, daß nämlich ein treuer Hirte in allem dem, was geistlich ist, seiner Herde Haupt und Führer ist und sein soll.

Wir wissen es wohl, daß in diesem Leben die Gemeinde Gottes niemals

völlig dem Urbild ähnlich wird, welchem sie entgegenstreben soll. Wir wissen es und begehren nicht unbarmherzig über die Zustände des bloßen Anfangs und der Unvollkommenheit zu richten, welche wir hier und da finden. Weisagen sie doch Vollendung, und sind sie doch jedenfalls besser, als der jammervolle Zustand des Todes, in welchem noch so viele Gemeinen liegen, die den Namen haben, daß sie leben! Aber alle Barmherzigkeit und Schonung verhindert doch nicht, fordert vielmehr, daß man immer zum Urbild den Blick der Gemeinen zu erheben suche. So erkennen wir auch ganz wohl alle die Wohltat, welche man in Deutschland und Nordamerika den mannichfaltigen christlichen Vereinen verdankt; aber wir erkennen auch andererseits, daß Vereine, wie sie zu sein pflegen, nur mangelhaft erreichen, was erreicht werden könnte und sollte, wenn die Kirche und ihre einzelnen Gemeinen eine höhere Stufe der Vollendung erreicht hätten. Gleichwie die Kirche Gottes im ganzen und großen der von Gott gewollte Verein für alles Gute ist und unter ihrem Haupte Christus und ihm nach alles Gute üben soll, so soll auch jede einzelne Gemeinde ein treues Bild der Kirche Gottes, eine Kirche im Kleinen sein, also ein Verein zu allem Guten unter ihrem irdischen Hirten und Führer und ihm nach. Weil man zu allem Guten vereinigt ist, sollte man keiner Vereine zu einzelnen guten Werken bedürfen; kein einzelnes, gutes Werk sollte über andere hervorgehoben, keines so gefördert werden, daß Werkerei und Eitelkeit willkommenen Spielraum fände. Da sollte es z. B. keiner Krankenvereine bedürfen. Ist doch jede rechte christliche Gemeinde in ihren Versammlungen auch zum Gebete für ihre Kranken vereint. Alle sind einmütig und einbellig mit dem Hirten! Der Hirte kennt die Kranken Glieder seiner Gemeinde; er kennt auch die unter seinen Lieben, welche zu leiblicher und geistlicher Krankenpflege von Gott Gabe und Geschick empfangen haben. Dieselben stellen sich freiwillig ihm zur Hilfe dar, oder gehen auf seinen Wink freudig ans Geschäft. Und wie es mit Krankenvereinen ist, so ist es auch mit Armenvereinen und allen andern Vereinen. Eine Gemeinde, wie sie sein soll, duldet keine Armut, keine Not in ihrer Mitte: aller Herz, Hand und Habe sind allezeit dem Herrn und seinen Brüdern bereit, voran des Hirten Herz und Hand und Habe. Alle Glieder sind barmherzige Brüder und Schwestern, Armenpfleger, Krankenpfleger ist jeder, der dazu begabt ist. Jeder übt sich in guten Werken — und allen guten Werken gibt Maß und Ziel, zeigt Weg und Weise das Wort des Herrn durch den Mund treuer Hirten. Alles geschieht vom Brennpunkt des göttlichen Wortes aus in seliger Eintracht mit dem heiligen Amte. In jeder Gemeinde erkennt man (wir reden von dem, wie es sein soll) einen Teil der einen heiligen Kirche, die inwendig ein Tempel des heiligen Geistes ist und auswendig im Geschmeide aller guten Werke einbergeht! Alle Gemeinen zusammen aber sind — sollen sein — einander gleich in Lehre und Leben, in Erkenntnis und Werk, in aller Tugend, in allem Lob! Alle Hirten untereinander — alle Gemeinen mit den Hirten — sollen einig sein in allem Guten! — Traurig, wenn diese Erinnerung mit Lächeln, mit verzagender Gebärde aufgenommen, als unbrauchbar verworfen wird, weil

sie im unvollkommenen Leben von Vollkommenheit predigt! Glücklich hingegen, wenn sie uns anspornt, dem Ziele der himmlischen Berufung nachzujagen und in Geduld und guten Werken nach dem ewigen Leben zu ringen! Dazu helfe uns Gott!

III.

An Euch nun, ehrwürdige, teure Brüder, Hirten und Bischöfe der deutsch-lutherischen Gemeinen Nordamerikas, wendet sich unser Wort. Gleichwie wir die Gemeinen ermahnt haben, sich ihren Hirten aufs engste anzuschließen, so erbitten wir Eure Herzen und all Eure Kräfte fürs Heil der Gemeinen. Lebet und sterbet, Ihr Hirten, für die Herden! Von keinem unter Euch geschehe etwas, was die Herstellung jener heiligen Einigkeit zwischen Hirten und Herden hindert, in der wir das schönste Bild der höheren Einigkeit und Liebe zwischen Christo und seiner Braut erkennen. Ein jeder von Euch sei mit vollkommener Aufopferung seines Leibes seiner Gemeinde Heiland — in dem Sinne, in welchem es ohne Lästerung gesagt werden kann, in welchem es jeder Nachfolger des Erzhirten sein soll. Gleichwie der hochgelobte Heiland sich selbst für seine Kirche gab und opferte, so soll jeder Pastor sich am Anbruch jedes Tages, mit jedem Glockenschlage aufs neue dem Herrn darbringen zum Opfer, bereit und willig ohne Zaudern, zu dulden und zu tun, was der Gemeinde frommt. Der Tropfen Zeit und Kraft, welcher jedem verliehen ist, werde ungeteilt dem Heile der Gemeinen gewidmet! So seid Ihr opfernde Priester nicht im Sinne des Papsttums, sondern im Sinne Christi. In Armut und Blöße, in Gefahren und Schrecken und Ängsten, in Leid und Arbeit, im Schweiß des Angesichts, von der Jugend bis zum Alter, in jeglichem Stande, Ihr seiet nun ledig oder in der Ehe, Ihr gehet nun leichtere oder schwerere Wege, Ihr lebet oder sterbet: so seid und bleibet immer, teure, ehrwürdige Brüder, Freunde des Bräutigams, die im Leben nichts zu schaffen haben, als die vertraute Herde dem ewigen Hirten, Christi erwählte Braut, wie fromme Knechte Knechte, dem hochgelobten Bräutigam zuzuführen.

Damit Ihr aber das, ein jeder seiner Herde, am besten tun und allzumal dem Herrn zurichten könnet ein bereitet Volk, so seid nicht allein einig ein jeder mit seiner Herde, sondern seid selber einig untereinander, Ihr Hirten! Wenn Ihr einig seid, werden auch Eure Herden einig und zusammen eine Herde des guten Hirten sein; wenn Ihr entzweit seid, wird man es auch in den Gemeinen überall spüren und sehen. Nichts stärkt die Gemeinen mehr in der Einigkeit und Liebe, als wenn sie sehen, daß ihre Hirten einig sind. Ach, es ist traurig, wenn die Hirten, welche Herolde einer vollkommenen, schon seit achtzehnhundert Jahren gefundenen Wahrheit sein sollten, wie die Blinden am hellen Tage noch nach Wahrheit forschen und fragen! Sind wir denn noch den Griechen gleich, die immer lernen und nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen? Ist denn wirklich der stolze Wahn moderner Wissenschaftlichkeit und das Geräusch der Schulen süßer als die demütige Einfalt, die sich an Christi klare Offenbarung und die gewordene

Weisheit der Jahrhunderte hält? Oder fürchtet man, daß es mit der Wissenschaft zu Ende sei, wenn sie, gleich den Weisen von Morgenland, nicht mehr suchet, sondern der gefundenen Wahrheit sich freut, sie anbetet und ihr alle ihre Schätze heiligt? Sie hat wahrlich genug zu tun, auch wenn sie Ruhe fand! Nicht die Schule, sondern die Geschichte, — nicht die Mühe des gelehrten, fragenreichen Denkers, sondern der friedenvolle Streit erleuchteter, gottverlobter Hirten gegen alle Wölfe, die nur dem kurzichtigen Toren verhassten notwendigen Kriege der Kirche Gottes — haben die Harmonie der vollkommenen, reinen Lehre aus Gottes Wort zu Tage gefördert. Im Streit und Gegensatz der Zeiten hat der Geist der Wahrheit Gottes Kirche in alle Wahrheit immermehr geleitet. Er wird es ferner in gleicher Weise tun und je nach der Zeiten Art und Bedürfnis die uralte Wahrheit in immer neuem Lichte zeigen. Und dazu wird er sich, wie von jeher, seine Werkzeuge zureichten und sie mit mancherlei Gaben zieren. Es wird ihm an Schriftgelehrten, an Weisen und Lehrern nicht mangeln, — und heilige Wissenschaft wird in seinem Heiligtume grünen. Darum haben wir nicht ängstlich zu sorgen, denn er wird's tun. Eine Bedingung immer schönerer Entwicklung ist treues Halten an schon erschienenener Entwicklung. Immer neu beginnen wollen, wo der Herr zur Vollendung eilt; alles selbständig (wie man träumt) ergründen wollen, wo es sich von Hingabe an die Sprache Gottes in seinem Worte und in der Geschichte handelt, — über der Geschichte schweben wollen, die doch den sich Sträubenden mitfortreißt, statt am Lichte des Wortes ihren Faden zu verfolgen und an ihm sich aus dem Labyrinth des Lebens hinauszuleiten: das gebar unserer Kirche die immer neuen Verwicklungen, die niemand preist als der Satan und wen er in seinen feinen Netzen gefangen hält. Nicht also, meine Brüder! Die Kirche hat wohl Schulen, aber sie ist keine Schule, auch keine hohe Schule, sondern die männliche Reife der Menschheit, welche sich nicht mehr wiegen und wägen läßt von jeglichem Winde der Lehre, Schalkheit der Menschen und Tauscherei. Betenden Herzens wendet sie ihr reines, sonnenhaftes Auge in allem Streit und Zweifel dem Licht entgegen, welches aus den klaren, jedermann verständlichen Worten des ewigen Buches strahlt. So ist und wird sie allezeit, was sie soll, — der Preis der Menschheit, Christi Beute aus der Zeit für alle Ewigkeit, die Kirche, welche sichtbar und unsichtbar zugleich ist, eine hier, eine dort, eine überall, eine ewig!

Das laßt uns nie vergessen, teure Brüder! Die Kirche wird eine vor der Welt und mächtig zum Segen der Welt, wenn ihre Glieder, und vornehmlich ihre Diener einig sind. Eins und einzig, das fällt zusammen. Darum laßt uns einig sein im Bekenntnis der Wahrheit, im Bekenntnis der Kirche, in ihrer Lehre, in der Anwendung derselben auf alle Dinge, in ihrer Theorie, in ihrer Praxis, — und ihr einsfältiges, klares, tiefes Pastorale leite uns in all unserm Tun. Selber willig, dem Zuruf nachzuleben, rufen wir Euch zu: Seid einmütig und einhellig untereinander! Und ob sich irgend Zwiespalt zeigte, der werde ausgetilgt, ehe die Sonne untergeht! Nötiger als alles, was von Menschen abhängt, ist für die Gemeinen, für die gesamte Kirche,

fürs Heil der Welt die Einigkeit der Hirten in der uralten, lauteren Wahrheit!

Damit aber die Einigkeit desto sicherer sei, so werde in der Lehre nichts für gering geachtet, jede Differenz der Lehre ausgetan! Kleiner Irrtum zieht größeren nach und ein wenig Sauerteig kann den ganzen Teig versäuern. Laßt Euch darum nicht kleinlich von den Schwägern irren, die es kleinlich nennen, wenn man mit heiliger Strenge über der reinen Lehre wacht! Laßt Euch nicht schrecken, wenn sie höhrend auf die Streitigkeiten der Kirche nach Luthers Tode weisen und Euch mit demselbigen Urteil bedrohen, welches sie über jene alten „Zänker“ zu sprechen pflegen! Auch jene Differenzen nach Luthers Tode waren keine Kleinigkeiten, waren vielmehr des Streites wert. Nicht, daß die Väter stritten, sondern daß sie hie und da in einer Weise stritten, die sich nicht geziemte, müssen wir beklagen. Und ob wir es beklagen, dürfen wir doch nie vergessen, daß uns unsre Väter in saurem Schweige und unter mancher Last von Sünd und Schwachheit ein kostbares Erbe vollkommener Weisheit und Lehre in jener Eintrachtsformel (1580) hinterlassen haben, die schon so vielen dürstenden Geistern völlige Befriedigung und vielen unruhigen Seelen die Arznei des Friedens brachte. Halten wir ob dem teuern Erbe, bekennen wir uns zu den Siegen unsrer Väter! Ihnen gleich wollen wir in der Lehre nichts für klein achten, die Lüge auch im kleinsten Teile hassen, — nach vollkommener Eintracht aus allen Kräften streben! Ihnen ungleich, zur Erfüllung der Gebete, welche sie für uns vor dem Throne Gottes opfern, wollen wir niemals streiten, wie es sich nicht ziemt.

Wären wir nur erst in der Lehre völlig einig, es würde uns an mancherlei anderer Einigkeit dann gewiß nicht fehlen. Die Wahrheit ist das Band des Friedens und die Einigkeit in der Lehre und die rechte, von Gott gewollte Gemeinschaft. Sie sollen wir über jede andere Einigkeit schätzen, mit ihr uns über den Mangel jeder andern Einigkeit trösten. Tun wir das entschlossen, entbehren wir großmütig alles andre, leben wir treu dem Grundsatz, zu allernächst nur diese Einigkeit zu fordern, — aber wir scheinen es auch nur. Der hat Wassers genug zu trinken, der an der Quelle Herr ist, und Liebe genug zu genießen haben die, welche einmütig und einbellig in der Wahrheit sind. Nicht Bruderliebe, nicht Freundschaft, nicht wohniges Zusammenleben wird fehlen, wo man in der Lehre einig ist. Indem wir männlich das große „Es ist genug“ der Augustana Art. 7 erwählen, alles andre auf den Himmel sparen, werden wir dennoch des Himmels Vorschmack reichlich haben. Indem wir das Band der unsichtbaren Kirche über alles preisen, werden wir auch zu einer sichtbaren Kirche verbunden.

Wir verkennen nicht, daß wir im Heimatlande uns selber also vermahnend müssen! Verkennet auch Ihr nicht, ehrwürdige, teure Brüder jenseits des Ozeans, daß Ihr dieser Vermahnung bedürft! Wir dürfen unsre Reihen enger schließen und das Bewußtsein der einen ebenso möglichen als großen und segensreichen Einigkeit nähren und mehren! Aber auch Ihr dürft's

und bedürftet's! Um Euch her sproßt der Irrtum in zahllosen neuen Sekten ephemerisch empor. Unter Euch lagert sich die römische Drängerin, welche das zu ernten begehrt, was alle andern gesäet haben. Tretet enger zusammen auf dem Fels des Bekenntnisses, auf welchem der Herr seine Kirche baut! Ihr, so wenig Euer sind, seid stark genug zum Siege, wenn Ihr einig seid in der Lehre und lebendig in Eurer Einigkeit! Erwecket nur die große Gabe der einen und reinen Lehre! Zwölf Apostel haben durch Einnütigkeit die Welt überwunden und die Erde mit Wahrheit und Weisheit erfüllt. Solltet denn Ihr, zwar keine Apostel, aber doch auch des Herrn berufene Diener durch Einnütigkeit Eures Amtes dem Herrn nicht unter unsern Brüdern eine Hütte bauen können, darin er wohnen und sich erweisen könne? Ist etwa Immanuel nicht mehr bei seinen Knechten, der doch verheißen hat, bei ihnen zu sein bis ans Ende der Tage, wenn sie sich aufmachen zu predigen und die Völker unter seine Flügel zu sammeln? Seid einig, geliebte Brüder, und Ihr seid stark!

Vor allen Dingen aber tut ab, was wider die Wahrheit und wider die Ordnung und wider das Amt der heiligen Kirche ist. Die Mißbräuche im Sakrament, — das verkehrte Wesen der Lizenzen, welches mit Eurem Notstand keineswegs entschuldigt werden kann, da Ihr Unbewährten und Vagabunden, vor denen Ihr Euch mit Recht fürchtet, eine Lizenz zum heiligen Amte im Grunde ebensowenig als die Ordination erteilen könnt, — die Verrücktheit der Angst- und Fabrikbank zweideutiger Erweckungen, die Dampfmaschinen der neuen Maßregeln usw. tut hinweg. Dagegen bedient Euch in heiliger, fröhlicher Freiheit der alten segneten Maßregeln Eurer Kirche. Lasset den Römischen die Qual ihrer Ohrenbeichte, aber verschmähet nicht um blinder Vorurteile willen die Privatbeichte, die Ihr nach den Bekenntnissen der Kirche nicht aufheben sollet. Sie ist eine Mutter aller Seelsorge und für sie gibt es kein Surrogat. Unwissenheit und Unerfahrenheit, Trägheit samt dem leidigen Hochmut erheben sich am Ende allein wider ein Institut der Kirche, welches so wenig als andere nach subjektiven Ansichten und Vorstellungen gerichtet werden darf. Es handelt sich allewege in der Kirche nicht um Ansichten, sondern um bestimmtes Wissen und Erfahren. Um zu erfahren aber muß man sich wohlwollend in Erfahrung begeben, und während man selbst übt und erfährt, nicht nach Bestätigung der vor-gefaßten Ansicht, sondern nach Übereinstimmung der eigenen Erfahrung mit dem Worte der Wahrheit und der Erfahrung früherer Zeiten forschen. Denn auch im Erfahren bedarf man des Leitsterns; des ungeleiteten, unberatenen Wanderers Erfahrung wird kein verständiger Mensch für entscheidend in der Frage halten. — Und kurz, geliebte Brüder, ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend, was lieblich ist, was wohl lautet, dem denket nach! Wahrheit ist das Erste — und wer die Wahrheit hat, der hat billig auch alles andere, was die Wahrheit selber hat. Die heiligen Psalmen und Lieder, die edlen Gebete und Liturgien, die Postillen und Erbauungsbücher Eurer Kirche, ihr himmlischer Gesang, ihre heilige Musik, es ist alles Euer, es werde von Euch ergriffen und behalten. Die Gesangbuchsnöten des Hei-

matlandes, — wahr, sofern man die Not ansieht, welche man mit vorbandenen schlechten Gesangbüchern hat, eingebildet, soferne man leichtlich helfen könnte und an vollen Strömen dem Verschmachten nahe kommt, — tut sie kurz von Euch, indem Ihr einfältig nehmet, was und wie es Euch die Übereinstimmung wahrhaft kirchlicher Gesangbücher der Vorzeit überliefert hat. Hier ist Stimmenmehrheit der Vorzeit ein sichereres Auskunftsmittel als die Stimmenmehrheit der Gegenwart, in welcher jeder an allen, alle an jedem eine unerträglich kleinliche, unpoetische Kritik ausüben. Nehmet und erfahret, was da ist, — so in Psalmodie und Lied, wie in allem, was liturgisch heißt. Verderbt nicht durch selbstgefälliges Geschwätz die edle Zeit, redet Euch nicht in Einfälle und Torheiten hinein. Lernt am Alten erst den Zusammenhang der Jetztzeit mit der Geschichte! Seid Ihr im Zusammenhange, so wird sich finden, worin Ihr Gabe habt und worin nicht. Dann werdet auch Ihr etwas können für die Nachwelt, wenngleich nicht Alles.

IV.

Endlich, Brüder, erlaubet uns das letzte Wort an alle deutschen Glaubensgenossen in Nordamerika zu reden, seien sie Hirten oder Herden!

Ihr seid Deutsche. Eine schöne Sprache habt Ihr über den Ozean gerettet. Im Gewirr der Sprachen, die man jenseits spricht, ist keine schöner. Behaltet, was Ihr habet! Ihr habet durch Gottes Gnade das gute Teil. Vertauschet Eure Sprache nicht mit der des Engländers; Ihr machet nur schlechten Tausch. Wer wird Reichtum für Armut, Wohlklang für Übellaut, Gestalt für Schatten eintauschen? Alle Einwanderer achten etwa ihre Sprache höher als Ihr, da doch niemand mehr Ursache hätte, die seinige hochzuachten, als gerade Ihr. Ihr schämt Euch Eurer Sprache? Welch eine verkehrte Scham hat Euch befallen! Schämt sich auch ein Weib darum, daß sie schöner ist als andere? Und ob sie sich schämete, wird sie nach dem Häßlichen greifen, die Schönheit zu bedecken? Oder achtet Ihr die Völker, zu denen Ihr gekommen seid, für höher als die, von denen Ihr ausgegangen seid? Habt Ihr größere Eile, Euch ihnen hinzugeben, als sie Lust haben, sich Euch hinzugeben? Eilt auch ein jenseitiger Stamm so wie Ihr, das Vaterland zu vergessen und ihm fremd zu werden? Ihr wißet nicht, was Ihr tut, sonst würdet Ihr treuer über Euerm Kleinod wachen. Eure Sprache ist neben Eurer Kirche Euer größtes Kleinod, das Ihr in die Wüstenei Eurer Wälder mit hinübergenommen habet. Überleget wohl, was Ihr verlieret, wenn Ihr diese edle Gabe Euers Gottes undankbar dahinwerfet! Wir wollen es Euch mit großen Buchstaben vor die Augen malen. Mit Eurer Sprache verliert Ihr:

Eure Geschichte,
damit das leichteste Verständnis der Reformation,
damit das leichteste Verständnis der wahren Kirche Gottes;
ferner Eure wunderschöne deutsche Bibel,
Eure Lieder, die bis in den Himmel wiederklingen,

Eure Katechismen, die ihresgleichen nicht haben,
 Eure Postillen, die so herzlich sind,
 Eure Erbauungsbücher, die so kindlich beten,
 Eure Liturgien,
 Eure ganze heimatliche Literatur, die geistliche und jede andere,
 endlich Eurer Väter Sinn und Art, ja auch die Achtung diesseits
 und jenseits bei den Zeitgenossen; denn der ist wahrlich keiner
 Achtung wert, der seine Erstgeburt für ein Linsengericht dahingibt.

Das verliert Ihr! Und was gewinnt Ihr dagegen? — Was verliert
 Ihr, wenn Ihr Eure Sprache entschlossen und ohne Fragen beibehaltet?
 In Euch alleine wird es liegen, samt Eurer Sprache alle Vorteile der neuen
 Welt zu behalten und zu genießen. Ja, an Euch alleine wird es liegen,
 durch die Mittel, die Euch Eure Sprache darreicht, alle andern Stämme an
 Geist und Weisheit zu überflügeln. Ihr werdet alles gewinnen, wenn Ihr
 Eure Sprache und Eure Kirche nicht verliert!

Darum behaltet, was Ihr habet! Behaltet es für Euch und Eure Kinder!
 Ergethet weder Euch noch Eure Kinder den fremden Nationen!

In Euern Häusern,
 in Euern Dörfern,
 in Euern Städten,
 in Euern Schulen,
 in Euern Kirchen,
 in Euern Synoden

lebe und herrsche die deutsche Sprache Eurer deutschen Kirche, das beste
 Wort des besten Sinnes, der schönste Laut zum edelsten Gedanken. Ferne
 aber bleibe von Euch die Strafe, die sich an Verachtung Eurer Mutter-
 sprache knüpft. — Denn wahrlich ein Deutscher, der nicht deutsch ist, ist ein
 gestrafter Mann auf Erden, weil ihm alle Privilegien, die ihm Gott vor
 den Nationen aus Gnaden gab, entwendet — und mit nichts erstattet
 werden!

Gott sei mit Euch, deutsche Brüder! Gott erhalte Euch uns und seiner
 Kirche! Durch Euch bei Euch jenseits, durch uns bei uns diesseits blühe
 und gedeihe Gottes Kirche! Es müsse wohlgehen Jerusalem in allen Landen,
 und die Braut des Herrn freue sich überall auf dem Erdboden!

Amen.

Geschrieben im Namen und Auftrag gleichgesinnter Brüder in verschiedenen
 Gauen Deutschlands.

Wilhelm Löhe,
 lutherischer Pfarrer zu Neuendettelsau
 in Franken.

Bestimmende Unterschriften

Der Ertrag der in Deutschland bleibenden Exemplare
ist zum Besten der nordamerikanischen Sache

Ein Teil der nachfolgenden Unterschriften des „Zurufs aus der Heimat an die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas“ wurde dem Unterzeichneten bis zum 10. Julius d. J. zugesendet und von verschiedenen Seiten zugleich der Wunsch ausgesprochen, daß ein zweiter Termin zur Übersendung von Unterschriften gegeben werden möchte. Dieser Wunsch wurde insonderheit aus einer Gegend des Königreichs Sachsen im Namen mancher Glieder der lutherischen Kirche ausgesprochen, welche durch ihre Unterschriften den Zurfuf ausgewanderten Verwandten und Freunden empfehlen und ihnen mit demselben zugleich ein Zeichen des Andenkens und herzlichen Gruß zusenden wollten. Das fand man denn auch ganz lieblich und schön. Deshalb wurde ein zweiter Termin bis Ende Augusts angegeben. Auch da noch wurde mehrfach versichert, daß der Zurfuf an viele, die ihn mit Freuden unterschrieben haben würden, gar nicht gekommen sei. Man glaubte jedoch die Liste der Unterschriften schließen zu müssen. — Eine immerhin nicht unbedeutende Anzahl von ehrenwerten Namen bekräftigt den „Zurfuf“. Er ist für unsre Brüder in Nordamerika gewichtig und wichtig geworden. Er ist vielstimmig geworden und doch einstimmig im schönsten Sinne des Worts. Er bekrundet eine Einmütigkeit des Geistes im alten Heimatlande auf eine Weise, welche gewiß auch unsre überseeischen Brüder zu gleicher Einmütigkeit einladet. Mannigfaltig, wie die streitende Kirche Gottes vor dem Herrn steht, stehen diese Namensunterschriften vor den Augen des Lesers. Hirten der Gemeinden und Glieder der Herde, hochgelahrte und weise und ungelehrte, hochgestellte und niedrige Brüder Christi und Gottes Kinder findet man hier beisammen. Ihr Ja und Amen macht den Zurfuf zu einer wahrhaftigen Stimme aus der Gemeinde an die Gemeinde. Und das war ja auch die Absicht der Unterschriften.

Es ist zwar hic und da ein Zweifel geäußert worden, ob wohl auch alle und jede Unterschriften aus dem Herzen geflossen seien. Man wüßte aber wahrlich nicht, was in aller Welt einen Mann, der nicht Lust hatte, zur Unterschrift dieses Zurufes bewogen haben sollte. Vielleicht darf man im Gegenteil annehmen, daß gerade diese Unterschriften eine seltene Übereinstimmung der Seelen bekrunden und zwar eine noch zahlreichere, als es scheint. Denn das stumme Ja und Amen derer, die nicht unterzeichnen konnten, ist vielleicht ebenso zahlreich oder gar zahlreicher als das laute derer, die unterschrieben haben. Hier ist Beweis, daß auch in dieser Zeit der Verwirrung und Vereinzelung, die nur im Verneinen der alten Wahrheit gemeinsam handeln zu können scheint, einmütiges und einhelliges Zeugnis für die alte Wahrheit möglich nicht allein, sondern auch von Gott geschaffen und vorhanden sei.

W. L.

MD. 24. September 1845.

Inhalt: Dessau

St. Lippold, Pfarrer zu Keupzig
Baden

Carl Eichhorn, luth. Pfarrer zu Vofsheim Peter Stern, Lehrer zu Oberschöps
Bayern

Ingolstadt
Dr. Leonhard Volkert, Pfarrer der evang.-
luth. Gemeinde

München
Heinr. Beck, Stud. der allg. Wissen-
schaften

Dr. W. v. Biarowsky, Vikar an der
protest. Kirche

Wilhelm Bieringer, Rat und Archivar

Dr. Chr. Fr. Böckh, Dekan und Stadt-
pfarrer an der protest. Kirche

Joh. Christ. Edelmann, Pfarrer an der
protest. Kirche

Ed. Engelhard, Kandidat des Predigt-
amts

Fr. Güll, Schullehrer an der protest.
Pfarrschule

Dr. Christian Ernst Nikolaus Kaiser,
Oberkonsistorialrat

Adolf Julius Knaus, Kandidat des Pre-
digtamts

Braunschweig

Adolf Bräß, cand. theol.

Frankfurt am Main

Dr. jur. H. Viktor Andreae, Rechtsan-
walt

C. Brönnner, Buchhändler

Rudolf Burnitz, Baurat

Joh. Christian Deichler, luth. Pfarrer
an der St. Peterkirche

J. Friedrich Ende, cand. theol.

Dr. C. Glöckler, Pfarrer zu Bonames
Rudolf Hörle, cand. theol.

G. König, Maler

H. Kraussold, Kandidat des Predigt-
amts

J. W. H. Leydel, Vikar an der protest.
Kirche

Emil Medicus, Stud. der allg. Wissen-
schaften

Christian Paul Müller, Kandidat des
Predigtamts

Fr. v. Olivier, Maler

W. Ortlough, Schullehrer und Kantor
an der protest. Kirche

Joh. Poppel, Kupferstecher

Andreas Rutz, Kandidat des Predigt-
amts

J. v. Schnorr, Prof. an der k. Akademie
der bildenden Künste

J. G. Schreiner, Lithograph

Dr. Gottbils Heinrich v. Schubert, Hof-
rat und Professor

Estland

Ludw. v. Maydell

Julius Pilgrim, cand. theol.

Georg Eduard Steig, luth. Pfarrer an
der St. Paulskirche

Dr. theol. Theodor Vömel, Rektor des
luth. Gymnasiums

G. J. A. Wagner, Kaufmann, Mitglied
des Kirchenvorstands

Chr. Winter, Buchhändler

Franken

Oberfranken

Alhornberg (bei Nürnberg)

Thiermann, Pfarrvikar

Aussäß

Hans, Freiherr von und zu Aussäß, Dr.
jur. utr., Rittergutsbesitzer u. l. baye-
rischer Kammerherr

Fischer, luth. Pfarrer

Bayreuth

Dr. Friedrich Layritz, Stiftsprediger zu
St. Georgen

Emil Wagner, Pfarrer

Berndorf

Friedr. Linde, Konsistorialrat u. Pfarrer
Buch am Forst

Siegmund Fleischer, luth. Pfarrer
Buchau

E. Ranke, Pfarrer

Gemünda a. A.

Weidmann, Pfarrer

Guttenberg

A. Popp, Pfarrer

Helmbrechts

Meinel, Pfarrvikar

Hof
 A. A. Angermann, Webermeister
 G. Christian Fischer, Schuhmacher
 J. Nik. Fischer, Schuhmacher
 J. C. Hager, Weber
 Christian Kästner, Zeugschmiedmeister
 A. Preller, Rammachermeister
 J. A. Reuß, Webermeister
 J. G. Trautner, Schuhmacher
 A. Weiler, Flaschner
 J. Wunderlich, Weber
 Kirchenlamitz
 Opel, Pfarrverweser
 Kirchleus
 Lindner, Pfarrer
 Krögelstein
 M. Rupprecht, Pfarrer
 Kulmbach
 E. Bachmann, zweiter Pfarrer
 J. Meyer, dritter Pfarrer
 Ch. Hoffmann, vierter Pfarrer
 Langenstadt
 Herzog, Pfarrer
 Mengersdorf
 Koedel, Pfarrer
 Michelau
 Georg Christian Gademann, Dekan und
 Distriktschulinspektor
 Mühlhausen
 Seitz, Pfarrer
 Münchberg
 Meinel, Dekan und erster Pfarrer
 Gademann, zweiter Pfarrer
 Münzert, dritter Pfarrer

Nadelhofen
 Frauenholz, Pfarrer
 Alha
 Johannes Schiele, Pfarrverweser
 Alfalter
 Simon, Schullehrer
 Altenmuhre
 H. Japf, Vikar
 Altensittenbach
 Leonhard Ullherr, Ortsvorsteher
 Altheim
 S. H. Nürnberger, Pfarrer und Kapi-
 telsjenior
 Ansbach
 Christoph Carl Hornung, Pfarrer
 Camill von Liederstern, cand. theol.,
 Inspektor am Altmuseum

Pfeffen
 C. Börger, Pfarrer
 Pommersfelden
 Schilling, Pfarrer
 Redwitz
 Wilhelm Sörtsch, Pfarrer
 Zeulmann, Altuar
 Rugendorf
 Gottlieb Wagner, Pfarrer
 Schnabelwaid
 August Götz, Pfarrer
 Schney
 Ernst Wilhelm, Graf von Broddorff
 auf Schney
 Richter, Pfarrer und Kapitelsjenior
 Schwarzenbach a. S.
 Kenzel, erster Pfarrer
 Wunderlich, zweiter Pfarrer
 Steppach
 Imhof, Pfarrer
 Strößendorf
 Fr. W. Herold, Pfarrer
 Thierstein
 Wilferth, Pfarrer
 Thurnau
 S. Bäumler, Konsistorialrat, Dekan und
 erster Pfarrer
 L. Hebart, zweiter Pfarrer
 Veitlam
 Degel, Pfarrer
 Weißdorf
 Brandner, Pfarrer

Mittelfranken

Fr. Ziel, cand. theol., Lehrer der latein.
 Schule
 Artelshofen
 Fischer, Pfarrer
 Auernheim
 Brock, Pfarrer
 Baiersdorf
 Johannes Dietlen, Pfarrer
 Brodswinden
 Friedr. Dümmler, Pfarrvikar
 Bruck
 Ernst Reichold, Pfarrer
 Burgarrnbach
 Dr. J. L. Beck, Pfarrer
 Doos (bei Nürnberg)
 Carl Krämer, Werkmeister
 Th. Conrad, Solienschläger

Eßersmühlen
 Johann Conrad Steuerer, Pfarrer
 Egenhausen
 J. E. M. Schneider, Pfarrer und Senior
 Erlangen
 Dr. Ch. M. L. J. Drechsler, ord. Prof.
 an der Universität
 Dr. Gottlieb Christoph Adolf Harleß,
 ord. Professor der Theologie
 Dr. C. Heyder, Privatdozent
 Dr. J. W. Jr. Höfling, ord. Professor
 der Theologie
 Dr. J. Conrad Irmischer, zweiter Pfarrer
 an der Neustadt-Kirche
 Dr. Friedrich Nägelsbach, ord. Professor
 der Philologie
 Dr. Karl v. Raumer, Professor
 Dr. Rudolf v. Raumer, Privatdozent
 Dr. G. Friedr. Wilhelm Rücker, Gym-
 nasia!professor
 Dr. Adolf v. Scheuel, ord. Professor
 der Rechte
 Dr. Heinr. Schmidt, Repetent an der
 Universität
 Dr. Gottfried Thomasius, ord. Professor
 der Theologie
 Erlensee
 Joh. Mich. Enzing-Müller, Maler und
 Kupferstecher
 Fischbach
 Chr. Göz, Pfarrer
 Frantenhofen
 H. J. Schlier, Pfarrer
 Frauenaurach
 Speerl, Pfarrer
 Gürk
 Fr. A. Seiffert, zweiter Pfarrer und
 Bezirksschulinspektor
 Dr. August Burger, dritter Pfarrer
 Kraussold, vierter Pfarrer und Bezirks-
 schulinspektor
 Eduard Lehmus, fünfter Pfarrer
 Lösch, Pfarrvikar
 A. Amann, Brillenfabricant
 J. A. Barth, Großpfagner
 A. Bauer
 J. G. Blegner, Kupferdrucker
 G. Brendel, Goldschlager
 J. A. Dänzer, Drechslermeister
 J. Th. Dänzer, Chirurg. Instrumenten-
 fabrikant
 P. C. Dörner sen.
 Albert Eckert, Schlossermeister
 G. Espermüller, Goldschlager
 Th. Faber, Vorstenerleger

Ch. Federtlein, Schreiner
 Wilhelm Fronmüller, Kaufmann
 G. M. Göllnicht, Posamentier
 Wolfgang Göz, Schuhmachermeister
 L. Habersellner, Kosolisfabrikant
 Hauck, Magistratsrat
 Hirschmann, Schullehrer
 J. Hofstätter, Kaufmann
 G. S. Käppel, Schreiner
 J. Chr. Kirchdorfer, Bäcker
 J. Klampfer, Drechslermeister
 A. Kübler, Goldschlager
 G. Link, Schneidermeister
 J. A. Linz, Gotteshauspfleger
 M. Löbe, Gemeindebevollmächtigter
 J. Mornenburg, Webermeister
 C. Ott, Kaufmann
 Ch. J. Ottmann, Bierbrauer
 J. M. Ottmann, Brauereibesitzer
 Reusch, Essigfabrikant
 Kiegel, Spiegelfabrikant
 C. Schmeißer, Missionszögling
 J. A. Schmeißer, Messerschmied
 Schmidt, Gotteshauspfleger
 E. Schröder, Magistratsrat
 A. Schuh, Webermeister
 G. Schuster, Bürstenfabrikant
 P. Seiffert, Zirkelschmied
 S. Seubert, Schuhmachermeister
 Stengel, Brauereibesitzer
 G. S. Stumptner, Büttner
 L. Untermeier, Goldschlager
 A. Wagner, Goldpapierfabrikant
 G. Wagner, Schreiner
 J. Weinmann, Webermeister
 J. A. Wolf, Goldarbeiter
 E. S. Wolf, Goldarbeiter
 G. Chr. Wolf, Maurer
 J. G. Wolf
 M. Zucker, Schreiner
 Gedenheim
 Düll, Pfarrer
 Geißlingen
 Bauer, Pfarrverweser
 Gollach-Ostheim
 Reindel, Pfarrer
 Gollhofen
 Hahn, Pfarrer
 Gunzenhausen
 J. W. Bauerreiß, zweiter Pfarrer und
 Dekanatsverweser
 Albrecht Bischoff, dritter Pfarrer und
 Subrektor
 Friedrich Müller, Verweser der ersten
 Pfarrstelle

Happurg
Moriz Ulmer, Pfarrvikar
Hensensfeld
Joh. Paul Omeis, Pfarrer
Herrenbergtheim
Albinger, Pfarrer
Hersbrud
Bullemer, Dekan und Stadtpfarrer
Jorns, Pfarrer und Distriktschulinspektor
Dr. Carl Ulmer, Studienlehrer
Joh. Jobst Berwind, Schullehrer
Georg Andreas Pemsel, Färber
Joh. Georg Scharrer
Joh. Andreas Schmidt
Christian Schügler, Schullehrer
G. Andreas Sörgel, Magistratsrat
Joh. Conrad Sörgel, Landrat
Georg Zeltner, Bierbrauer
Immeldorf
Joh. Tobias Müller, Pfarrer
Kraftshof
Lauerbach, Pfarrer
Langenzenn
Gottlob Weigel, erster Pfarrer
G. W. S. Loshge, zweiter Pfarrer
Dr. F. A. Schrader, Pratt. Arzt
H. A. Trentle, Apotheker
Lichtenau
Alt, Pfarrer
Lohr (bei Rothenburg)
Grießbach, Pfarrvikar
Meinheim
Fr. Mergner, Pfarrvikar
Neuhaus
Helmreich, Pfarrer
Mürnberg
J. J. Diegel, dritter Pfarrer an der heil.
Geistkirche
J. C. C. Heller, dritter Pfarrer bei St.
Lorenz
Georg Neumann, Pfarrverweser zu St.
Peter
Albert Franz Pürckhauer, erster Pfarrer
bei St. Jakob
Heinr. Reuter, dritter Pfarrer bei St.
Sebald
Joh. Samuel Sondermann, dritter Pfar-
rer bei St. Jakob
B. St. Steger, dritter Pfarrer bei St.
Agidien
Christian Vorbrugg, erster Pfarrer an
der Kirche zum heil. Geist
Friedr. Bauer, Katechet

Dr. Joh. Paul Endler, Gymnasialpro-
fessor
J. G. Döhlemann, Kand. des Predigt-
und Lehramts
Fr. Wilh. Jubig, Predigtamtskandidat
G. A. J. Schmidt, Cand. theol., Alas-
lehrer an der Handelsgewerbschule
Christian Seybold, Cand. theol.
Eduard Stirner, Cand. theol.
Wilhelm Baer
Fritz Beck, Bäckermeister
J. C. Böhmländer, Mechanikus u. Drechs-
lermeister
J. G. Böhmländer, Gesanglehrer am
Portschs Töchterinstitut
J. Th. Böhmländer, Kirchner bei St.
Jakob
J. Ad. Brunner, Garlock
G. P. Dendtel, Schneidermeister
Julius Engelhard, Agent
Heinrich Fabricius, Kaufmann
Fr. Feldheimer, Böttnermeister
Christoph Fleischmann, Buchhändler
Carl Fleischmann, Goldarbeiter
Ad. Frank, Schuhmachermeister
Heinr. Fritschel, Bilder- und Galanterie-
warenhändler
J. J. Frosch, Großpfagner
P. Gruber, Gürtlermeister
Andreas Hack, Bäckermeister
Chr. Hader, Spielwarenfabrikant
Joh. Sel. Tob. Hatkeß, Kaufmann
J. J. Hertlein, Zimmermann
J. G. Häupler, Lehrer
E. P. Herdegen, Gürtlermeister
J. C. Hermann, Lehrer an der Handels-
gewerbschule
Georg Himmel, Buchbindermeister
P. A. Kiefher, Schreinermeister
J. A. König, Metzgermeister
Georg Kraft
J. G. Krauß, Peitschenfabrikant
Erdmann Martin, Webermeister
Joh. Karl Meißner, Wechselsensal
Georg Meißner, Kaufmann
J. Christoph Pfeislen, Schmiedmeister
Ludw. Reinhard, Rechtspraktikant
Remshard, Lehrer
J. G. Ringler, Schulverweser
J. A. Rudel, Schneidermeister
J. Schmidt, Lehrer am Portschs Töch-
terinstitut
A. Schubarth, Drechslermeister
J. J. W. Schulz, Kupferdrucker
J. L. Seybold
Abt. Singer, Rotgießermeister

Gottlieb Freiherr v. Tucher, Kreis- und
Stadtgerichtsrat
Andreas Vold, Essigfabrikant
J. Fr. A. Heintz. Wolf, Lehrer
Joh. Georg Zeltner, Bierbrauer
Heinrich Zeltner, Kaufmann

Obernzenm

Ch. H. S. Erdert, Patrimonialrichter
G. H. Schneider, Pfarrer

Offenhausen

H. Ch. Ernst Meißner, Pfarrer
Ostheim

W. Döderlein, Pfarrvikar
Ottensoos

S. A. C. Sommer, Pfarrer

J. G. Bayer,
Joh. Andreas Eckstein,
J. R. Gabsteiger,
G. Krottner,
Kettner,
G. Schuster,

Burscheffinger

Pappenheim

Stöber, Dekan und erster Pfarrer

Petersaurach

Johann Leonhard Kündinger, Pfarrer

Poppenreuth (bei Nürnberg)

Panzer, Pfarrvikar

Rostal

Jordan, Vikar des ersten Pfarrers
J. Zind, Vikar an der zweiten Pfarrstelle
Friedrich Bauer, Zimmergeselle
Joh. Georg Bauer, Schuhmachermeister
Mich. Beyerlein, Webergeselle
Johann Bernthal, Wagnermeister
Georg Konr. Bernthal, Webergeselle
Andr. Bieringer, Schneidermeister
Friedr. Bieringer, Webermeister
Heintz. Bieringer, Webermeister
Adam Bloß, Bauer
Georg Bloos, Tagelöhner
Jakob Buchinger

Joh. Friedr. Dörfler, Webermeister
Joh. Dörfler, Webergeselle aus Kadolzburg

Georg Friedr. Eckert, Müllermeister
Matthias Eckstein, Maurermeister
Sebast. Erhard, Schuhmacher
Mich. Göß, Maurer
Georg Göß, Bauer
Andr. Gruber, Webermeister
Sebast. Gruber, Webermeister
Joh. Georg Gugel, Maurer
Mich. Heinlein, Maurergeselle

Peter Hörlein, Bauer
Konr. Hoffmann, Tagelöhner
Cajetan Hotter, Köbler
Joh. Adam Jordan
Joh. Adam Jordan, Bauer
Mich. Jordan, Bauer
Heinrich Keller, Bauer
Joh. Mich. Keller, Bauer
Joh. Georg Kreutlein
Joh. Adam List, Zimmermeister
Joh. Georg List, Zimmermann
Georg Mißsam, Bauer
Joh. Mizom
Konrad Mohr, Maurer
Joh. Nüchterlein, Schreinermeister
Johann Jakob Nüchterlein, Schreinermeister
Georg Friedrich Ostertag, Schneidermeister
Wolfg. Ostertag, Tagelöhner
Jakob Rauschert, Nagelschmied
Johann Roth, Bauer
Georg Roth, Bauer
Joh. Andr. Schaffert, Schmiedgeselle aus Kadolzburg
Mich. Schmeißer, Schuhmachergeselle
Joh. Peter Schuster, Schuhmacher und Maurergeselle
Thom. Spanner, Maurergeselle
Joseph Ubler, Bauer
Lorenz Vogel, Bauer
Georg Vogelhuber, Köbler
Heintz. Wackersreuther, Wagner
Leonh. Wackersreuther, Zimmergeselle
Karl Walthner, Seilermeister
Peter Walther, Glasermeister
Heintz. Weber, Bauer
Joh. Mich. Weiß, Webermeister
Mich. Winkler, Köbler
Joh. Mich. Wisner, Maurer
Joh. Zißler, Webermeister
Joh. Mich. Zißler, Webergeselle
Martin Zuder, Bauer

Roth

Heintz. Bombard, Dekan und erster Pfarrer
Joseph Wörlein, Pfarrvikar
Adolf Wunderer, Subrektor

Rückersdorf (bei Nürnberg)

Lorenz Paul Lindner, Pfarrer

Rügland

Wilhelm Volk, Pfarrer

Sausenhofen

Alb. Schaumberg, Pfarrer

Schönberg

Joh. Christoph Friedr. Wild, Pfarrer

Schwabach

Friedr. Küster, zweiter Pfarrer
 Ad. Schott, vierter Pfarrer
 Wilhelm Kohl, Pfarradjunkt
 Wilhelm Glimser, Pfarrverweiser in
 Schwabach und Dietersdorf
 Adolf Hartmann, Stadtpfarrvikar
 J. A. Schmidl, Präsekt am Schullehrer-
 seminar
 S. W. Haas, Apotheker
 G. H. Hasold, Strumpfabrikant
 Seutendorf
 G. L. Grißhammer, Pfarrer
 Egerer, Vorsteher
 Blödel, Pfleger

Steinbühl (bei Nürnberg)

V. M. Heyne, Fabrikbesitzer
 Johann Zeltner, Fabrikbesitzer
 Stetten
 J. J. Scheuermann, Pfarrer
 Trautskirchen
 Gotth. Veilsodter, Pfarrvikar
 Uffenheim
 Beck, Dekan und erster Pfarrer
 Vogel, zweiter Pfarrer
 Kern, Pfarradjunkt

Uffenheim

Vogel, Pfarrer
 Unteraltensbarnheim
 Egloff, Pfarrvikar
 Unterasbach
 Ferdinand, Karrer, Pfarrer
 Unternibert
 Grüber, Pfarrer

Uttenreuth (bei Erlangen)

J. G. Kelber, Pfarrer
 Porra
 Obermüller, Pfarrer
 Wallesau
 J. Ph. Mayr, Pfarrer
 Weihenzell
 J. H. Sanger, Pfarrer
 Weingartensgreuth
 Krieg, Pfarrer
 Welbhausen
 Heym, Pfarrer
 Heym, Pfarrvikar
 Weßheim
 Beck, Pfarrvikar
 Wezendorf
 C. Sippel, Ökonom
 Windabach
 Ch. Ph. Heinr. Brandt, Dekan, Distrikts-
 schulinsektor und erster Pfarrer
 H. Hartß, zweiter Pfarrer und Subrektor
 Gottlieb Schaller, Pfarrvikar
 Christian Hensolt, cand. theol. und Pfarr-
 waisenhausinspektor
 Karl Tierhammer, cand. theol. und Lehrer
 am Pfarrwaisenhaus
 Karl Römbold, cand. theol. und Lehrer
 am Pfarrwaisenhaus
 Karl Hausleiter, Lehrer am Pfarrwaisen-
 haus

Zirndorf

J. G. W. Oppenrieder, Dekan und erster
 Pfarrer
 A. A. Schmidt, zweiter Pfarrer
 W. S. A. Spiegel, Pfarrvikar

Unterfranken

Neuses am Berg
 Friedr. Bischoff, Pfarrer

Königreich Hannover

Herzogtum Bremen

Arbergen

Wyncken, Pastor
 Basbeck
 G. Bredenkamp, Interimsprediger
 Beverstedt
 J. H. Büggel, Schullehrer
 Borstel
 E. Kerstena, Pastor

Bremervörde

Aug. Wilh. Becker, Superintendent und
 Pastor
 C. Camman, Kaufmann
 Fischer, Amtsassessor
 Berend Junge, Bürger
 Gottfr. Ernst Georg Rüd Meyer, Küster
 und Schullehrer
 Fr. Rutenberg sen., Rademacher
 C. H. Viets, Lehrer
 Chr. Woost, Schneidermeister

Büßfleth
 H. Pfannkuche, designierter Pastor
 Caffeebruch
 P. Meyer, Schullehrer
 Hollern
 J. H. Wolf, Pastor
 Lamsfeldt
 E. Feidler, Pastor
 Leesum
 Schöttler, Pastor
 Mulsum
 L. Pfannkuche, Pastor
 Neuenwalde
 C. Colpe, Pastor

Obern timer
 C. Mühlenstedt, Pastor
 Oetel
 H. Harms, Pastor
 W. Willemer, Kandidat
 Ubr. Friedr. Diekmann, Organist und
 Schullehrer
 Georg Franz v. Hassell, Lieutenant a. D.
 Oßen
 J. A. Wendt, Pastor
 Steinkirchen
 L. Holthusen, Pastor
 Roth, Kandidat
 Zeven
 C. Labusen, Pastor

Fürstentum Calenberg

Alfferde
 Schreiber, Pastor
 Altenhagen
 Bauer, Pastor
 Dedensen
 Halle, Pastor
 Hagen
 Carl Hausmann, Pastor
 Hämelschenburg
 H. Danert, Pastor zu St. Marien
 C. A. Th. Erck, Kand. des h. Predigtamts
 Hameln
 S. W. Hapke, Kand. des h. Predigtamts
 Ernst Jßland, Amts-Auditor
 Kirchwehren
 Niemack, Pastor

Lachem
 S. Vaethgen, Pastor
 E. Schulz, Kand. des h. Predigtamts
 Lenthe
 Mirow, Pastor
 Linden
 W. Credner, Pastor
 Münden
 Morig Petri, Pastor
 Lauenstein, Kand. des h. Predigtamts
 Lauenstein, Rektor der Schule
 Siegenger, Dr. jur.
 Obßen
 D. Pape, Pastor

Fürstentum Göttingen

Göttingen
 A. Schulze, Pastor
 S. Baumgarten, Kand. des h. Predigt-
 amts aus dem Braunschweigischen
 Dr. Geßfers, Gymnasialdirektor
 Geismar
 Ph. Sander, Pastor
 Grone
 Karl von Helmolt, Pastor

Jühnde
 A. Giesede, Pastor
 S. Kawe, Bauermeister
 Mengershausen
 L. Evers, Pastor
 Waake
 W. Rastropp, Pastor

Stadt Hannover

E. Niemann, Dr. theol., Konsistorialrat
 Ludw. Adolf Petri, Dr. theol., Pastor
 C. Beyer, Kand. des h. Predigtamts
 August Hoppenstedt, Amts-Assessor
 Herman Küster, Seminarinspektor
 A. Lehnert, Subkonrektor am Lyzeum

O. L. Münchmeyer, Kand. des h. Predigt-
 amts
 Parisius, Kand. des h. Predigtamts
 O. S. Köbbelen, Seminarinspektor
 G. W. Schramm, Kandidat des h.
 Predigtamts

Fürstentum Hildesheim

Bertum	Oesfelse
Hans Brakebusch, Pastor	Brauns, Pastor
Breinum	Peine
C. Mannes, Pastor	J. Lilie, Kand. des h. Predigtamts
Clauen	Sack
Daniel Isenberg, Pastor	Th. Wolpers, Pastor
Eberholzen	Schellerten
Joh. Heinr. Wilh. Arnemann, Pastor	Boës, Pastor
Föhrste	Schwiecheldt
C. S. Jahns, Pastor	Hardeland, Pastor
Gadenstedt	Sehlem
Georg Vordemann, Pastor	A. Woltmann, Pastor
Hildesheim	Sorsum
O. Sied, Landes-Oekonomie-Kommissär	H. Wendebourg, Kand. des h. Predigtamts
G. Jathe, Kollaborator am Gymnasium	Wehrstedt
Lafferde	C. Jenter, Pastor
A. Probst, Pastor	Woltershausen
Lamspringe	Reinmann, Pastor
Aug. Friedr. Otto Münchmeyer, Pastor	Wrisbergbolzen
Oberg	Dr. Karl Guden, Pastor
E. Stalman, Pastor	

Grafschaft Hoya

Büden	Mehringen
Joh. Georg Heinr. Schlöttke, Pastor	A. Cordes, Kand. des h. Predigtamts
J. C. Fr. Wegener, Kand. des h. Predigtamts	Stegemann, Dr. jur. und Siebenmeyer
	Weghold
Drakenburg	Carl Joh. Philipp Spitta, Pastor
Georg Friedrich Christian Gottlob	
Woldenhaar, Pastor	

Fürstentum Lüneburg

Brökel	Groß Burgwedel
W. Wittrod, Pastor	v. Lüpke, Pastor
Burgwedel	Sänigsen
Ph. Harms, Kand. des h. Predigtamts	Julius Dankworth, Pastor
Celle	Molzen
Adolf Jffland, Kanzleiauditor	C. L. Priele, Pastor
Dorfmark	Nege
Chappuzeau, Pastor	G. S. W. Schreiber, Pastor
Düshorn	Wigendorf
J. Oelgen, Superintendent und Pastor	Dankwerts, Pastor
Megenheim, Kand. des h. Predigtamts	Sienemann, Kand. des h. Predigtamts
Eddeffe	
Karl Ernst, Pastor	

Fürstentum Osnabrück

Neuentkirchen	Osnabrück
Biermann, Pastor	S. Arens, Pastor am Straßhause
Krumstroh, Kand. des h. Predigtamts	

Herzogtum Verden

Daverden

Büttner, Pastor
A. Hoyer, Kand. des h. Predigtamts

Verden

Behn, Pastor
Krome, Pastor

Hessen-Darmstadt

Lich

Carl Gottfried Anthes, cand. rev. minist.

Lauenburg

Berkenstein

C. Friedr. Bischoff, Pastor

Möllen

Ernst Genzken, Pastor primarius
Ad. Murath, Diakonus

Rageburg

Carl Friedrich Wilhelm Latenhusen,
Superintendent des Herz. Lauenburg

E. H. von Reiche, Töchterlehrer

Aug. Wächter, Pastor

Chr. Ludw. E. Zander, Professor

H. C. W. v. Linstow, Regierungsassessor

Schlagsdorf

Sr. W. L. Arndt, Pastor

Livland

Dorpat

Friedr. Adolf Philippi, Prof. der Theologie

Mecklenburg

Bützow

Bernhard von Maltzan, Amtsauditor

Jabel

J. C. J. Reuter, Pastor

Malchow

Adolf Friedrich Franke, Advokat
Ferdinand L. G. Stolzenburg, Pastor

Gr. Posserin

J. H. Hoyer, Präpositus

Rostock

Dr. Becker, Prof.

Carl von Maltzan, Landrat

v. Schrödter, Oberappellationsgerichtsrat

Dr. Wiggers, Konsistorialrat und Prof.

Oberpfalz

Ploßberg

Hoffmann, Pfarrer

Königreich Preußen

Oberkirchenkollegium der lutherischen Kirche
in Preußen

Dr. E. Huschke, Professor d. Rechte,
Direktor

v. Haugwitz, Oberlandesgerichtsrat und
Kirchenrat

A. Senkel, Pastor der luth. Gemeinde
Strehlen und Kirchenrat

H. Barschall, königl. Strafanstaltsdirektor
in Brandenburg und Kirchenrat

L. O. Ehlers, Pastor der Gemeinde Lieg-
nitz und Kirchenrat

Sr. Lasius, Pastor der Gemeinde Berlin
und Kirchenrat

J. H. C. Wedemann, Pastor der Gemeinde
Breslau und Kirchenrat

A. Grumpler, Kaufmann und Kirchen-
rendant

W. A. Platz, königl. Regierungs-Kanz-
list, Sekretär

Mark Brandenburg

Berlin

A. Rirsch, Prediger und Lehrer am
Missionshause

Klein, Prediger

E. H. Schneider, Hilfsprediger in der
luth. Gemeinde

Plenz, Prediger
Daniel Hoffmann, Galeriediener
Joh. Gustmann, Schuhmachermeister
Joh. Gottfried Aplet, Gerichtsst.

zu Charlottenburg

Hugo Eggen, Schuhmachermeister
W. S. Lange, Posamentier
Fr. W. Kleinert, Schuhmacherm.
H. Wöldecke, Schuhmachermeister
Moriz Berendt, Geschichtsmaler
George Petrilates, Kassendiener
Karl Meyer, Lathierer
Ernst Weincke, Lithograph
Chr. Albrecht, Tuchmacher
Th. Bahn, Kaufmann
J. Barnack, Schneider
J. Berendt, Kaufmann
Blasing, Rentant
E. S. Blatti, Glasermeister
Busse, Schneider
Dietrich, Quartiermeister
C. Dir, Barbier
Ewst, Gärtner
J. G. Feiertag, Schuhmacher
C. Sielgraf, Geschichtsmaler
Förster, Färber
Fr. Günther, Weber
A. Hindenburg, Posamentier
Fr. A. Hoppe, Tischlermeister
Hüper, Tischler
Dr. A. Jacobi, praktischer Arzt
Jähnisch, Nagelschmied
A. John, Weber
L. Jorgesen, Tischler
Kaper, Weber
Serd. Kaufmann, Schuhmacher

Kirchenvorstände

Th. Kölln, Nagelschmied
J. Kroll, Schneider
G. Kupper, Uhrmacher
Lange, Küster
Langner, Möbelfuhrmann
H. Lehmann, Weidenbändler
Chr. Leinert, Schneider
Lerche, Schneider
C. J. G. Voelkoldm, Lithograph
Lubahn, Drechsler
Lubahn, Schneider
Mennicke, Barbier
C. Meyer, Lehrer an der luth. Gemeindeg-
schule
C. A. Müller, Tischlermeister
Papcke, Arbeitsmann
Poertzel, Nagelschmiedmeister
Jos. Richter, Weber
Scheidler, Maurer
J. S. Schiebel, Shawlweber
Schröder, Tischler
Schulz, Schuhmacher
Aug. v. Schlabrendorff, Hauptmann
Thiesen, Antiquar
Tig, Antiquar
Dr. Voltolini, prakt. Arzt
Walter, Viktualienhändler
Wetter, Schneidermeister
H. A. Wille, Tischlermeister
Triebel
Heinr. Wilhelm Schulze, Webergeselle
Züllichau
J. G. H. Reinsch, Pastor des Züllich-
auer Pfarrsprengels
Christian Bothe, Schneidermeister, Vorst.
der luth. Gemeinde

Pommern

Haser, Pastor der luth. Gemeinden Ubedel und Versien

Posen

Bromberg
Wagner, Pfarrer
Fraustadt
Dr. Böck, Kreisphysikus
Ernst Schmidt, Bäckermeister
Lissa
Aug. Sievert, k. Vermessungsrevisor
Gust. Härtwig, Alempnermeister
Luschnitz
Bayer, Wirtschaftsinspektor
Posen
Oster, Pastor
Prittisch
Karl Wolff, Pastor der luth. Gemeinden

zu Prittisch, Meseritz, Zielenzig und
Driesen
Christian Hahn, Amtmann in Gollmütz,
Kirchenvorsteher der Gemeinde
Prittisch
Christian Heinze, Eigentümer in Prittisch,
Kirchenvorsteher der Gemeinde
Prittisch
Gottlieb Kinzel, Gärtner, Kirchenvor-
steher der Gemeinde Prittisch
Gottlob Sauer, Schneidermeister, Kir-
chenvorsteher der Gemeinde Prittisch
Gottlob Zimmermann, Gärtner in Lie-
busch, Kirchenvorsteher der Gemeinde
Prittisch

Christian Frischner, Eigentümer in
Prittisch
Gottlieb Streiter, Eigentümer in Prittisch
Gottlob Woydt, Aktuar in Gollmütz
Gottfried Handschke, Hutmacher in
Meseritz, Vorsteher der luth. Gemeinde
Gottlob Semerau, Schuhmachermeister
in Meseritz, Vorsteher der luth. Ge-
meinde
Gottlieb Zimmermann, Eigentümer in
Winice bei Meseritz, Vorsteher der
luth. Gemeinde
August Hoyer, Bürger in Meseritz

Gottlob Aniebel, Ackerbürger in Meseritz
Gottlob Prieße, Bürger in Meseritz
Gottlieb Schulze, Ackerbürger in Meseritz
Wilhelm Bormann, Bürger und Tuch-
machermeister in Zielenzig, Vorsteher
der luth. Gemeinde
Gottlieb Endemann, Ziegler in Zielenzig
Vorsteher der luth. Gemeinde
Friedr. Redlich, Bürger und Schuh-
machermeister, Vorsteher der luth.
Gemeinde
Friedr. Dreßler, Bürger in Driesen und
Vorsteher der dasigen luth. Gemeinde

Preußen

Danzig
Joseph Brelowsky, Bernsteinarbeiter
Marienwerder (in Westpreußen)
Carl Börnsen, Stellmachermeister
Eduard Fleischmann, Maler
Friedrich Gahmann, Schneidermeister
Johannes Meyer, Schneider
Friedr. August Rohr, Klempner
Carl Sontowsky, Schuhmachermeister
J. H. Wagner, Färber

Neuenburg

Carl Ludwig Bachmann, Tischlermeister
Friedr. Hollstein, Schuhmacher
Joh. Gottfried Tilemann, Schuhmacher
Carl Ferdinand Wiedring, Lehrer

Thorn (in Westpreußen)

Dr. Schröder, Pastor
Viber, Kaufmann, Vorsteher der luth.
Gemeinde
Püchelt, Fleischermeister, Vorsteher der
luth. Gemeinde

Wittwer, Zimmergesell zu Mocker bei
Thorn, Vorsteher der luth. Gemeinde
Wilhelm Döhring, Handschuhmacher-
meister, Schulvorsteher
Joh. Carl Hähnel, evang.-luth. Lehrer
zu Thorn
Bunghart, Mousquetier des 53. Infan-
terie-Regiments
Zibarth, Fleischer
J. Grimm, Schuhmacher
Friedr. Jeschke, Gärtner zu Mocker (bei
Thorn)

L. Anie, Seilergesell aus Calbe a. S.
L. G. Köhler, Buchbinder
Martin Remrowski, Schuhmacher
Joh. Paull, Schuhmacher
Philipp, Seilermeister und Schulvorsteher
Carl Schelke, Schneider
Johann Thiel, Brettschneider zu Mocker
Wottrich, Registrator
Joh. David Ziecke, Schneidermeister

Rheinprovinz

Köln
August Niemer, Kaufmann
Essen
W. Jocke, Oberbergamtssekretär

Saarbrücken

August Simon, Gymnasiallehrer

Sachsen

Erfurt
G. Wermelstich, Pastor
H. Silß, Kirchenvorsteher
W. Silß, Kirchenvorsteher
Friedr. August Grenzdoerffer, Kantor und
Lehrer der lutherischen Gemeindeschule
H. Hettwig, Kirchenvorsteher

L. Stidel, Kirchenvorsteher
H. Volkmar, Kirchenvorsteher
W. Wegstraß, Kirchenvorsteher

Halle

Heinr. Ernst Ferdinand Guericke, Dr.
und prof. theol.

Schlesien

Achthaben (bei Neustadt)
Martin Rieger, Weber

Altcranz

Gottlieb Jengler, Dominial-Anteilsbesitzer

Bernstadt
Kluge, Pastor

Breslau
A. A. Algöver,
C. S. Erdmann, Bräuer
Adolf Grobbs,
Carl Gottlob Gebauer,
Joh. G. Hubrich,
Fr. Midsam aus
Amerndorf in Franken
Wilhelm Pleg,
Gottlieb Schleicher,
C. Fr. Schneider
Christoph Seidel,
Gottlieb Seidel,
Adam Stache,
Joseph Willisch,
Johann Marcus Zimmer,
Dr. v. Rheinhaben, Landgerichtsrat
W. S. Brandt, cand. theol.
Hermann Lagel, cand. theol.

Zitfener

Brieg (bei Glogau)
Christian Taubert, Schafmeister
Theod. Scholz, Wirtschaftsschreiber

Freystadt
H. A. Gögner, Pastor
C. Fr. Siebiger, Züchner
J. G. Rutsch, Müller
J. G. Schöber, Landwirt
Gleiwitz

Julius Bärenfeldt, Trompeter der vier-
ten Eskadron des 1. zweiten Ulanen-
regiments

Fidelius Feiner, Gerber
Joseph Gawron, Former auf der k. Eisen-
gießerei

Carl Hointz, Fördermeister auf der k.
Eisengießerei, Vorsteher der luth. Ge-
meinde

Carl Kluge, Pfefferkühler
Joh. Scarabisch, Hüttenarbeiter auf der
k. Eisengießerei

Gottlob Schubert, Wurstfabrikant

Glogau

Ernst Thiel, Feldwebel der fünften Pio-
nierabteilung

Adolf Trebandt, Tuchappreteur

Groß Liffen
Eduard Drescher, Amtmann
Grünberg (Züllichauer Sprengel)
August Henschel, Tuchmacher und Vor-
steher der luth. Gemeinde
E. W. Senfstleben, Tuchmacher und Vor-
steher der luth. Gemeinde

J. S. Kleint,
Carl Grundte,
Wilh. Schmidt,
S. Treugott Nicolai } Tuchmacher-
gesellen

G. A. Storch, Schneidermeister
Ehrenfried Liebr, Kürschnermeister
Gottlieb Faustmann, Nagelschmidt

Lissa (bei Breslau)

Berger, Pfarrer

Neustadt
Ernst Glach, Tuchwäckermeister, Gemein-
devorsteher

Ratibor
A. S. G. Gaudian, luth. Pastor zu Ratibor
Chr. S. Hornung, Kaufmann
Paul Kulutsch, Kunstweber
Carl Luft, Kaufmann und Vorsteher der
luth. Gemeinde

Wilh. Luft, Obermüller

A. Ker, Buchbinder und Vorsteher der
luth. Gemeinde

Sam. Rosinsky, OLG.-Exekutor
Carl Gottlieb Schach, Ober-Landes-Ge-
richts-Kanzlist

Joh. Gottlieb Schill, Ober-Landes-Ge-
richts-Kanzlist

J. S. W. Weniger, Lieutenant a. D. und
Steuer-Aufscher

Schabeneau

Gottlieb Köpfker, Schneidermeister
Schnellwalde (bei Neustadt)

Martin Bedert, Webermeister und Vor-
steher der luth. Gemeinde

Gottlieb Wilde, Bauerauszügler
Thomas Wilde, Bauer

Schwitz (bei Namslau)

E. G. Kellner, Pastor

Tschepplau (Glogauer Kreis)

Johannes Schubert, Ökonome-Inspektor
der Gräfl. v. Schlabrendorff-Sepp-
auer Güter

Reuß-Greiz

Greiz
Dr. Schmidt, Superintendent zu Greiz
C. J. Horlbeck, Schulinspektor
S. R. Hoffmann, Seminarlehrer und Vi-
kar des geistlichen Amtes

E. Merz, Rentant
H. Schenderlein, Armenlehrer und
Kand. des geistlichen Amtes

Königreich Sachsen

- Constappel
 Ernst Grünzer, Pastor
 Deutzen bei Borna
 Heint. Döring, Pastor
 Dresden
 Carl Graul, Direktor des luth. Missions-
 seminats
 J. S. Jende, Direktor der Taubstummen-
 anstalt
 Ph. Aug. Klien, cand. rev. minist.
 M. Gustav Ernst Christian Leonhardi,
 Prediger an der Kirche zum h. Kreuz
 M. Carl Fürchtegott Leuschner, Diakonus
 an der Kirche zu Friedrichstadt
 Justus Naumann, Buchhändler
 Carl Friedr. Otto Rudel, cand. theol.
 J. Heint. Schloßmann, Tuchhändler
 Otto Moritz Stübel, Dr. jur.
 Dr. J. Benjamin Trautmann, Lehrer am
 Missionshause, Geschäftsführer der
 sächsischen Hauptbibelgesellschaft und
 des Dresdener Vereins zur Unterstüt-
 zung der luth. Kirche in Nordamerika
 Fr. H. Spengler, Predigtamtskandidat
 Fr. Ed. Winter, cand. rev. minist.
 Carl, Freiherr v. Wirsing, königl. Re-
 gierungsrat
 Dürwintzen
 M. Blüher, Pfarrer
 Ernstthal
 M. Friedr. Wilhelm Herz, an der Stadt-
 schule
 Carl Himmelreich
 Fr. Wilh. Himmelreich
 Fr. Gottlob Krüger
 Joh. Gotthilf Lippold
 Franz Julius Neubert
 Fr. Wilhelm Neubert
 Fr. Wilhelm Otto
 Georg Peter Ferdinand Oren
 Carl Gotthold Rößler
 Joh. Gottfried Schmidt
 Fr. Wilhelm Winter
 Eutritzsch (bei Leipzig)
 M. Kunad, Pastor
 Glauchau
 Dr. theol. et phil. A. G. Rudelbach,
 Konsistorialrat, Superintendent und
 Pastor primar.
 Dr. Emil Grandt, cand. theol.
 Grimma
 Dr. A. S. Müller, Lehrer der Religion
 an der k. Landesschule
 Dr. Friedr. Palm, Prof. an der k. Landes-
 schule
 Dr. H. V. Diersch, Oberlehrer an der k.
 Landesschule
 J. M. Gebhardt, Buchhändler
 Th. Kretschmar, Lehrer
 A. Nicolai in Böhlen bei Grimma
 Großstädteln
 M. Zehme, Pastor
 M. Carl Zehme, cand. theol.
 Hohenstadt (bei Grimma)
 S. M. Schubarth, Pfarrer
 Hohenstein
 Carl Friedr. Beche
 Carl Eduard Dietrich
 Aug. Hermann Frigische
 Joh. Gottlieb Frigische
 Friedr. Wilhelm Herrmann
 Kallenberg
 Moriz Meurer, Pfarrer
 Kaufungen
 H. Theod. Füllstruß, Pfarrer
 Chr. Gottfr. Nikol, Schulmeister
 Langenberg
 Joh. Gottlieb Martin
 Joh. Michael Martin
 Langenchursdorff
 Franz Friedr. Niedner, Pfarrer
 Lauterbach
 G. K. Florey, Pfarrer
 Leipzig
 Anders, cand. theol.
 Bernhard Johannes Caspari, cand. theol.
 Dr. Carl Paul Caspari, Lizentiat der
 Theologie
 Dr. Franz Deligisch, Liz. u. a. o. Prof. der
 Theologie
 Gärtner, cand. theol.
 Dr. Horst Eduard Grieschel, Nachmittags-
 prediger zu St. Pauli
 Dr. B. Gräfe, Katechet zu St. Petri
 Dr. Chr. Gottf. L. Großmann, Super-
 intendent
 Dr. Carl Großmann, Katechet zu St.
 Petri
 M. Alopfer, Lehrer an der Armenschule
 Dr. Otto Kreußler, ord. Lehrer an der
 Nicolaischule
 Dr. Lindner, prof. theol.
 Dr. Wilh. Bruno Lindner, Lic. theol.,
 Frühprediger zu St. Pauli
 Märker, cand. theol.

- Dr. E. E. Michaelis, Katechet zu St. Petri
 Dr. Emil Wilh. Rob. Naumann, ord. Lehrer zu St. Nicolai und Stadtbibliothekar
 Dr. Julius Leopold Pasig, Nachmittagsprediger an der Universitäts-Kirche Rosenkranz, cand. theol.
 M. Friedr. Selle, Katechet zu St. Petri
 M. Schäfer, Lehrer
 M. Gottlob Schneider, Katechet zu St. Petri
 Dr. Friedr. Aug. Schütz, Katechet zu St. Petri u. Observator der Stadtbiblth.
 G. Seyffarth, Professor der Archäologie
 M. Hermann Walter, Katechet zu St. Petri
 P. J. Viebrach, Stadtgerichts-Sportelkassierer
 A. A. Böheim, Kürschnermeister
 M. K. Böheim, Schneidermeister
 G. Ewald, Kaufmann
 S. Fischer, Schuhmachermeister
 Ernst Franke, Instrumentenmacher
 J. A. Geißler, Kolporteur
 E. Gerold, Kürschner
 A. G. Glitz, Buchbindermeister
 G. Th. Götsch, Gärtner
 S. W. Göttfching, Schuhmachermeister
 A. A. Henlepp, Markthelfer
 G. Hennig, Kaufmann
 E. W. Herrmann, Nadlermeister
 S. E. Heyde, Antiquar
 Peter Huber, Schneidermeister
 J. A. E. Jena, Schuhmachermeister
 J. W. Jena, Schneidermeister
 C. Karpe, Schuhmacher
 Ed. Koch, Tischler
 J. H. Koch, Instrumentenmacher
 Jul. Koch, Schneider
 C. A. Kriebel, Markthelfer
 Mertens, Postsekretär
 S. L. Mezger, Schriftgießer und Stempelschneider
 Gottlob Müller, Buchdrucker
 Friedr. Querling, Glasermeister
 Chr. Gottl. Rothschild, Beutler
 A. Schlegel, herrschaftlicher Bedienter
 M. Schlierf, Schneidermeister
 J. Schmidt, Schneider
 S. G. A. Schumpelt, Korbmachermeister
 J. S. Siegel, Gärtner
 Spiegelbauer, stud. theol.
 L. S. Tube, Kunstgärtner
 J. G. Vogel, Schuhmachermeister
 K. Wedemeyer, Schuhmacher
 Thilo Winkler, Instrumentenmacher
 Leutzsch
 M. Oskar Wille, Pastor
 Lichtenstein
 Chogky, des. Diakonus
 Merane
 Dr. Hermann Gustav Mehlhorn, Direktor der Bürgerschule
 Mugscheroda (bei Rochlitz)
 A. G. Schneider, Lehrer
 Neukirch (bei Baugen)
 Albert Freiherr von der Trend, Pastor
 Joh. Gottlieb Ehrenreich Lehmann, Diak. Plauen
 Hermann Wolff, Pastor
 Proßscheida (bei Leipzig)
 M. Blüher, Pastor
 Röhrsdorf
 A. Fr. Schneider, Pastor
 Steinbach
 A. G. Lippert, Pfarrer
 Störmtal (bei Leipzig)
 Aukt Emil Tauberth, Pastor
 Strebling (bei Dresden)
 J. G. Klaus, Schullehrer
 Tettau
 Gottlob Heinr. Schnabel, Pfarrer
 St. Thetla
 M. Plag, Pastor
 Weistropp
 M. Chr. Jul. Aug. Schönborg, Pfarrer
 Wernsdorf (bei Glauchau)
 Johann Scharffenberg, Pastor
 Wollenburg
 Sr. W. C. Kranichfeld, Pfarrer
 Ziegelhain
 M. Georg Moriz Götsch, Pfarrer
 Zittau
 Jentsch, cand. theol.
 Rönisch, Postmeister

Sachsen-Coburg

Untersiemau

Carl Alt, Gerichtsdirektor

Sachsen-Weimar

Hottelstädt	Weimar
Eduard Wesselhöft, Pfarrer zu Hottelstädt mit Ottstädt am Ettersberge bei Weimar	C. Herzog, großherzogl. Amtskommissar C. Feuerhake, Schuhmachermeister Fr. Linde, Schuhmachergesell
Christian Schönheinz, Kirchenvorsteher	Bauernfeind, Diakonus zu Gessell

Schleswig

Bülderup

H. N. Hansen, cand. theol.

Schwaben und Neuburg (Bayern)

Artstried	Carl Beck, Buchhändler
Conrad Rüdel, Pfarrer	Christian Friedr. Hederer
Appelschhofen	Christoph Gruber
August Sartorius, Pfarrer	Johannes Kähn, Tierarzt in Baldingen
Augsburg	Friedr. Krauß, Schullehrer
Bombard, Dekan u. Pfarrer zu St. Jakob	Joh. Michael Löffler, Schulverweser
Löffler, Senior u. Pfarrer zum h. Kreuz	Christoph Mebold, Konditor
August Krauß, zweiter Pfarrer zu St.	Johann Georg Schiele, Bürger
Anna und Kreissholarch	Georg Volk, Schullehrer

Oettingen (am Ries)

Schäfer, erster Pfarrer zu den Barfüßern	Theod. Friedr. Karrer, zweiter Pfarrer und Senior
Burkhard, zweiter Pfarrer zu den Barfüßern	Johann Maurer, Zeugschmiedmeister

Eckheim

Andreas Rüdke, Pfarrer

Sorheim

Benedict Heinr. Le Bret, Pfarrer

Friedenhausen

Carl Friedr. Wachter, Pfarrer

Karlshuld auf dem Donaumoos

Georg Pächner, Pfarrer

Kempten

Friedr. Georg, Pfarrer

Löpsingen

Friedr. Carl Wild, Pfarrer

G. S. Hausleiter, Schullehrer

Nördlingen

J. Fr. Wucherer, Prediger am Hospital und Pfarrer zu Baldingen

J. Matth. Meyer aus Ansbach, Pfarrer

Georg Friedr. Müller aus Neustadt a. N., Pfarrvikar

Gottlieb Laible, cand. theol. und Studienlehrer

Adolf Schiller aus Rothenburg, Pfarrverweser

Johann Maurer, Zeugschmiedmeister

Segringen

Fr. Beyer, Pfarrer

Untermagerbein

Klamin Vogtmann, Pfarrer

Untermarsfeld auf dem Donaumoos

Dr. Friedr. Nagel, Pfarrer

Unterringingen

Carl Wilhelm Edwin Pöschel, Pfarrer

Johann Friedr. Reigner, Schulverweser

Johann Kaspar Vösch

Volkrathshofen

Carl Dietlen, Pfarrer

Wallerstein

Freiherr v. Löffelholz, fürstl. Ottingen-Wallerst. Domainen-Kanzlei-Assessor

Freiherr v. Sedendorff, fürstl. Ottingen-Wallerst. Oberforstmeister und Forst-

rat

Justus Georg Felix Stettner, Pfarrer der evang.-luth. Gemeinde Ehdingen-Wallerstein im Ries

Waldeck

A. Wolff, Pastor zu Pyrmont

Württemberg

Aalen

Julius Hartmann, Dekan und Stadtpfarrer

Dr. Heinr. Merz, Diakonatsverweser

Altdorf

L. G. Laib, Pfarrer

Friedenshofen
 Friedr. Carl Molly, Pfarrer
 Heilbronn a. N.
 J. Ferdinand Kleinmann, Oberamts-
 pfleger
 Holzgerlingen
 C. E. Walz, Pfarrer
 Dr. K. E. Ph. Wackernagel

Liebenzell
 Georg Rapp, Pfarrer
 Stuttgart
 Samuel Gottlieb Liefching, Buchhändler
 Jakob Friedrich Liefching, Buchhändler
 Dr. Wolfgang Menzel
 Weil (im Schönbuch)
 J. V. Strebel, Pfarrer

7.

Die Heidenmission in Nordamerika

Ein Vortrag in der Generalversammlung des protestantischen
 Zentralmissionsvereins zu Nürnberg den 2. Juli 1846

Was wir den Heiden in ihre Wildnis bringen sollen, in welchem Geist, durch welche Mittel, zu welchem Zweck es geschehen soll, das alles haben wir im Hause des Herrn vernommen, wohin es auch gehörte. Eine andere Frage möchte sich mehr für diese Versammlung eignen, die nämlich: Wohin zunächst könnten wir uns mit der Botschaft des Evangeliums wenden? Zur Bekehrung welches abgöttischen Volkes könnten und sollten wir unsre Kräfte vereinen? — Es soll der Name des Herrn Jesus allen Völkern gepredigt, es sollen alle Lande seiner Ehre voll werden. Daß dies auch geschehe, dafür sorgt der, der Mittel und Wege genug in seiner Macht hat, alles auszuführen, was er haben will. Er wendet seine Kraft und Liebe allen Völkern zu. Unsre Kraft hingegen ist so klein, daß sie nicht geteilt werden kann, wenn wir haben wollen, daß sie Hülfe schaffe. Wir dürften uns weislich bescheiden, irgendwo zu helfen. Erkennen wir das als richtig an, so wird die oben getane Frage für uns bedeutend. Die Frage also: „Wo helfen wir?“ zieht unser Nachdenken auf sich. Ich maße mir nicht an, eine entscheidende Antwort zu geben. Es mag ein jeder seine Antwort haben. Ich für meinen geringen Teil wage meine Antwort zur Beurteilung vorzulegen und will mit dem, was ich sagen werde, durchaus niemandem meine Überzeugung aufdringen. Ich stimme für die roten Indianer in Nordamerika.

Man könnte die Herzen der Christen für diese Heiden dadurch zu gewinnen suchen, daß man an die Verschuldung erinnerte, welche sich Protestanten aufgeladen haben, indem sie jene Indianer von ihren Wohnsitzen vertrieben und mit zum Teil schauderhafter Grausamkeit gegen sie verführten. Man könnte sagen: Was Protestanten verschuldet haben, sollten Protestanten auch wieder gut machen und bezahlen. Man könnte diesen Satz begründen, indem man spräche: Zwar haben nicht deutsche Protestanten jene Verschuldung auf sich geladen, aber es ist doch immer noch etwas Gemeinsames zwischen allen aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen, so daß eine der andern Verschuldung als die ihrige erkennen könnte. — Man

könnte ferner den Indianern von Nordamerika die Herzen dadurch zu gewinnen suchen, daß man nachwiese, wie leicht es vergleichsweise sei, in Nordamerika Missionen zu erhalten. Denn es ist gewiß, daß man mit derselben Summe, welche ein einziger Missionar in Ostindien bedarf, drei oder mehreren Missionaren in Nordamerika die nötige Unterstützung bieten könnte. Doch glaube ich, daß es alles dessen nicht bedarf; eine ganz einfache Betrachtung der Indianer, so wie sie sind, und ihrer Verhältnisse dürfte hinreichen, um sie als einen würdigen Gegenstand für unsre Missionsbestrebungen erkennen zu lassen.

Man hat zuweilen gemeint, es sei kaum der Mühe wert, sich dieser Indianerstämme anzunehmen, es seien so wenige, sie verkämen und stürben aus. Wäre es auch so, so sollte man meines Erachtens um so mehr von Erbarmen getrieben werden, diesen vom Schauplatz der Welt verschwindenden Stämmen den letzten Dienst zu erweisen, ihnen mit der Fackel des ewigen Evangeliums heinzuleuchten in die Ewigkeit. Es ist übrigens gar nicht einmal an der Zeit, die Zahl der Indianer Amerikas als so gar klein vorzustellen. Wenn man alle Indianer des östlichen Nordamerikas übersehen und sein Auge auf den fernsten, westlichen Landstrich dieses Erdteils wenden wollte, auf das in unseren Tagen so viel besprochene Oregongebiet, so wären schon in diesem Winkel der Welt 120 000 Indianer zu finden. Sollten nicht schon diese, ich sage 120 000 Seelen, ein würdiger Gegenstand unserer Hülfe sein? Nun sind aber in den unabsehbaren Gebieten Nordamerikas östlich vom Oregongebiete noch Hunderttausende jenes Volkes zerstreut. Es ist wahr, daß einzelne Stämme ausgestorben oder dem Aussterben nahe sind, aber man hat in neueren Zeiten oft genug vernommen, daß die Zahl der nordamerikanischen Indianer im ganzen jedenfalls noch dieselbe sei, wie zur Zeit, da Nordamerika gefunden wurde. Schlagen wir die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten und ihren Gebieten mit denen, die am mäßigsten schätzen, etwa nur auf 500 000 oder 600 000 Seelen an, so wird man doch wahrlich nicht mit dieser Zahl dartzum wollen, daß es nicht der Mühe wert sei, sich mit den nordamerikanischen Indianern zu befassen! Diese Zahl könnte an und für sich selbst schon unsere Liebe anziehen.

Freilich sind diese nordamerikanischen Indianer zum Teil ein körperlich herabgekommenes Volk. Aber sie sind es auch nur zum Teil, und die es sind, sind es vielleicht eben so sehr durch die Verführung der Europäer als durch Sünden und Übel, welche in ihrer eigenen Mitte empor- und gewachsen sind. Sittliche Versunkenheit sollte überhaupt die missionierende Kirche nicht abstossen; sie ist doch selbst nur im Blute dessen gereinigt, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist! Gegenüber dieser sittlichen Versunkenheit der Indianer darf indes ihre leibliche und geistige Anlage gewiß hervorgehoben werden. Sie sind kein riesiges Geschlecht, nicht die Stärke zeichnet sie aus; aber wer hätte nicht schon ihre Gewandtheit und ihr Geschick des Leibes bewundert? Dazu besitzen sie so viele Anlagen des Geistes, daß man ihren Kräften nur andere

Gegenstände, ihren Fähigkeiten nur bessere Wirkungskreise wünschen möchte. Einmal an der Hand des Evangeliums in die Reihe derjenigen Völker eingeführt, die Beruf haben, die Aufgabe des menschlichen Geistes zu lösen, würden sie nicht die Geringsten in der Erfüllung dieses Berufes und in der Lösung dieser Aufgabe sein. Diese verlorenen Söhne der Wildnis könnten gerade vermöge der angeborenen Anlagen ihres Leibes und Geistes Gefäße der Ehre Gottes und Werkzeuge zum Heile vieler Menschen werden.

Eine fernere Ermunterung, uns der Indianer anzunehmen, können wir von ihrem religiösen Sinn hernehmen. Man müßte wider die Wahrheit reden, wenn man behaupten wollte, sie stünden an Aberglauben hinter andern Heiden zurück. Ihre abergläubischen Zeremonien und Gebräuche sind so mannigfaltig, daß man im Gegenteil versucht wird, in ihnen nicht bloß den Witz und den geistigen Reichtum dieses Volkes, sondern auch das religiöse Bedürfnis desselben nachzuweisen. Denn wenn sie mit der Sinnenwelt zufrieden wären, eine geistige Welt nicht ahneten und suchten, würden sie sich nicht so viele, wenn schon vergebliche Mühe geben, mit derselben in Verbindung zu treten. Doch braucht man am wenigsten bei den Indianern Nordamerikas den vorhandenen Sinn fürs Religiöse auf eine so gesuchte Art nachzuweisen. Ihre Begriffe von Gott und göttlichen Dingen sind bekanntlich zu diesem Nachweis hinreichend. Sie sind viel reiner, der Wahrheit viel näher, als die anderer Heiden. Man könnte eine Art von vorlaufender Gnade Gottes in ihnen erkennen. Man hat sogar vielfache Beweise, daß diese Indianer von dem Funken Wahrheit, der ihnen noch übrig ist, getrieben und geleitet wurden, die helle Flamme zu suchen. Die plattköpfigen Indianer im Oregongebiete warteten nicht, bis die Christen ihrer gewahr wurden und sich ihrer annahmen; sie sandten freiwillig eine Botschaft den weiten und gefährlichen Weg über die Felsenberge bis St. Louis, um nach dem Herrn zu fragen, und nahmen hernach das trübe Wasser, welches die Jesuiten von dorthier ihrem Durste bieten konnten, mit Freuden an. Ebenso willig, die Wahrheit anzunehmen, bezeigen sie sich auch in andern Gegenden. So wissen wir, daß die Indianer in Michigan persönlich und schriftlich oftmals Prediger und Lehrer begehren. Mag nun gleich hinter dieser häufigen Nachfrage nach Gottes Wort viel unreine Absicht sich verbergen, so verbürgt sie den Boten des Evangeliums doch die Aussicht, gehört zu werden, — so beweist sie doch, daß keine völlige Abneigung gegen das Evangelium vorhanden ist.

Es wird so oft bei Missionsberatungen hervorgehoben, daß man aufsehen müsse, wo Gott eine Thür aufthue. Was will aber dieser Ausdruck anders sagen, als man müsse zunächst den Heiden das Evangelium predigen, deren Verhältnisse leichte Anknüpfungspunkte und die Hoffnung eines guten Erfolges darbieten? Nun sollte man denken, das, was zuletzt von den religiösen Bedürfnissen der Indianer gesagt ist, beweise, wofern es nämlich wahr ist, daß bei ihnen eine offene Thüre sei. Denselbigen Beweis könnte man aber auch aus den äußeren Lebensverhältnissen der Indianer führen.

Diese Indianer wohnen zum Theil mitten unter den Christen, zum Theil in der Nähe von Christen, jedenfalls in Gegenden, die mit jedem Tage zugänglicher werden. Sie leben unter christlichen Gesamteinflüssen und könnten sich, wenn sie wollten, dem Umschwung christlicher Ideen nicht entziehen. Wie, wenn man nun diese Verhältnisse weise benützte! Sollte nicht gerade unter den nordamerikanischen Heiden eine Ernte Gottes reif und weiß geworden sein, die nur der Sichel wartet? Man könnte sagen, es sei nötiger und liebevoller, sich Heiden zuzuwenden, die weniger als jene Indianer von christlichen Einflüssen in die Mitte genommen sind. Aber darauf könnten unsre Landleute eine schlichte Antwort geben, denn sie finden es am nötigsten, da die Sichel anzuschlagen, wo das Feld weiß ist. Auch ist es himmelschreiende Lieblosigkeit, da nicht zuzulaufen und zu helfen, wo die Hülfe leicht gereicht und gern angenommen wird. Soll man auch einen verschmachten lassen, darum weil er dürstet? Soll man ihn vernachlässigen um derer willen, die nicht dürsten? — Zwar wendet man ein, daß es nicht so gar leicht sei, den Indianern zu helfen, weil jeder kleine Stamm eine andere Sprache redet. Im Oregongebiete, unter den 120 000 Indianern, von denen schon gesprochen wurde, herrschen an fünfzig verschiedene Sprachen, und diese Sprachen sind nicht leicht, sie sind schwer. Aber dieser Einwand vermehrt, bei den übrigen lockenden Verhältnissen, nur den Eifer. Es ist hier eine unverkennbare Schwierigkeit angedeutet, aber keine unüberwindliche. Theils lernen diese Indianer, wenigstens die, welche unter Christen und in der Nähe von Christen wohnen, die englische Sprache reden, in welcher ihnen dann auch gepredigt werden kann; theils ist die Wirksamkeit durch Dolmetscher nicht so unnatürlich, als sie für den ersten Augenblick scheint. Gold hört nicht auf Gold zu sein, wenn es durch die zweite Hand gegeben wird; so bleibt Gottes Wort auch im zweiten Munde Gottes Wort und verliert seine Wirkung auch im Munde eines Dolmetschers nicht. Wie große Dinge sind in vorigen Zeiten durch Vermittlung von Dolmetschern unter den Heiden geschehen! Es ließe sich viel sagen, um die Wirksamkeit durch Dolmetscher annehmlicher zu machen. Wir wollen aber lieber daran erinnern, daß die Kenntnis der Sprachen, welche die Indianer reden, zunimmt, und daß es Männern, welche Sprachengaben besitzen, keineswegs allzuschwer ist, den Dialekt des Stammes zu lernen, unter dem sie arbeiten. Wirklicher Aufenthalt wäre fürs Werk der Mission in der Mannigfaltigkeit der indianischen Sprachidiome bloß dann zu erkennen, wenn ein Missionar alle oder mehrere Stämme bedienen sollte. Das fordert aber niemand. Es lernt eben jeder Missionar eine Sprache, die seines erwählten Stammes.

Offentlich wird über den letzten Sätzen nicht vergessen worden sein, daß ich behauptete, die Möglichkeit, etwas auszurichten, sei gegeben. Ich glaube aber auch dazusetzen zu dürfen, daß mein Satz durch bisherige Erfolge bestätigt wird. Ich glaube, es werden unter den theuern Brüdern, zu denen ich rede, manche sein, welche gleich mir die ersten Nachrichten von der Arbeit der herrnhutischen Brüdergemeinde unter den nordamerikanischen In-

dianern aus dem Munde eines verehrten, nun beimgegangenen akademischen Lehrers vernommen haben. Die lieblichen Erzählungen von dem seligen Gelingen dieser Arbeiter sind mir wenigstens bis auf diesen Tag erinnerlich. Und wie manche ähnliche Erfahrung möglichen Gelingens haben die Prediger auch anderer Religionsgesellschaften gemacht! Es würde zu weit führen, mich darauf einzulassen. Es sei mir nur erlaubt, zum Beweise möglichen Erfolgs auf die Arbeit der Römischen unter den Indianern hinzuweisen. Ich weiß, daß man nicht gerne eine Berufung auf die Missionsarbeiten der Römischen wird gelten lassen wollen. Allein Verstand in der Auswahl ihrer Arbeitsfelder beweisen sie doch. Sie würden ohne Erfolg unter den Indianern nichts begonnen haben. Sie haben aber begonnen, und rühmen in dem *Catholic Almanac*, der für Nordamerika jährlich erscheint, die Früchte ihrer Arbeit. Vor nicht vollen zehn Jahren gingen zwei römisch-katholische Missionare ins Oregongebiet, nach nicht vollen zehn Jahren ist in diesem Gebiet ein apostolisches Vikariat gegründet, und 6000 Indianer gehören zur Herde des apostolischen Vikars. Im Staate Missouri haben römisch-katholische Missionare in den letzten Jahren eine Schar von 1200 Indianern für ihre Kirche gewonnen, und zwar behauptet der *Catholic Almanac*, diese 1200 seien unter den Indianern jener Gegenden die einzigen, welche dem Laster des Trunks und andern Ausschweifungen nicht ergeben seien. 6000 und 1200 Seelen in so wenigen Jahren, das ist keine kleine Ernte! Selbst wenn es mit der Bekehrung der 7200 ein bloß äußerliches Ding wäre, es wäre doch nichts Kleines. Denn abgesehen davon, daß diese 7200 und ihre Kinder und Kindeskinde jedenfalls in der römischen Kirche dem Heile näher sind als im Heidentum, daß also zum mindesten eine große Hoffnung für viele Seelen, die schon in der Welt sind, und für noch viel mehrere, die da kommen werden, gewonnen ist, — ist es doch nichts Geringes, 7200 Menschen zu einem jedenfalls von ihrem vorigen ganz verschiedenen Leben zu gewöhnen. Die Römisch-Katholischen wissen das auch, und werfen deshalb ihre Netze überall aus, wo sie Indianer finden. Im *Wisconsin Territory* haben sie von *Milwaukee* aus drei Missionsstationen gegründet, über deren ebenso Kühnheit als verständige Anlage man sich nur wundern kann. Neuesten Nachrichten zufolge soll auch in *Michigan* das römische Netz ausgeworfen werden, und es fehlen für den Augenblick nur die Mittel.

Schade, wenn wir, wenn unsere Kirche zurückbliebe und die Einladung, an Christi Sieg über diese Indianer teilzunehmen, umsonst an sich ergehen ließe! — Ein kleiner Anfang ist zwar lutherischerseits bereits gemacht, aber wahrlich schade, wenn es bei diesem Anfang bliebe und aus Mangel an Teilnahme der Funke, welcher vorhanden ist, nicht zur Flamme werden könnte.

Vor einer Reihe von Jahren ging ein in Basel gebildeter Missionar, Friedrich Schmidt, nach Amerika. Er nahm hernachmal aus deutschen Einwanderern bestehende Gemeinden im Staate *Michigan* in und bei *Ann Arbor* an. Mit ihm zusammen wagten es noch zwei oder drei gleichge-

sinnte Pastoren in seiner Nähe, eine deutsche Synode zu bilden. Sie machten ihre Konstitution in öffentlichen Zeitschriften bekannt, und mit Verwunderung las man, daß sie nicht bloß deutsch, sondern auch lutherisch sein wollten. Diese kleine Synode warf nun gleich ihr Auge auf die zahlreichen Indianer, die es im Staate Michigan gibt. Schmidt war schon mit der Absicht nach Amerika gegangen, nicht bloß den Deutschen, sondern auch wo möglich den Heiden zu dienen. Er und seine Freunde bildeten deshalb eine Missionsgesellschaft, die Mut genug hatte, vornherein den Satz aufzustellen, daß sie keine Missionare wolle ausgeben lassen als solche, welche die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche annähmen. Diese offen ausgesprochenen Grundsätze forderten Beifall und Theilnahme von seiten derjenigen, welche die kirchliche Mission lieb haben.

Man wendete sich an Schmidt und trug ihm und andern Freunden in Nordamerika einen Gedanken vor, der schon seit Jahren hie und da besprochen worden war. — Die hohen Apostel, welche ausgerüstet mit Sprachen und Gaben und Wundern in die Welt hinausgingen, Gottes Kirche zu bauen, wie verfahren sie? Überall, wo es nur möglich war, wendeten sie sich zuerst an die Kinder der Verheißung, an die im römischen Reiche hin und her ansässigen Juden, an die jüdischen Kolonien in der Welt (wenn wir so sagen dürfen), — und von ihnen aus, unter der Beihilfe der Judenchristen, suchten sie die Heiden zu gewinnen. Sie suchten vor allen Dingen für ihre Wirkksamkeit feste Aus- und Eingangspunkte. — Die Apostel der Deutschen, welche von England herüberkamen und einen Segen hatten, der bei weitem nicht so verächtlich anzusehen ist, wie es von etlichen in unsern Tagen zu geschehen pflegt, wie verfahren sie? Die Götzenzeihen fielen unter ihren Arten, aus dem Holz bauten sie dem Herrn ein Kirchlein, einen Aufenthalt für eine kleine Kolonie von Mönchen und Nonnen daneben. In dem Kirchlein trat der Gottesdienst, im täglichen Leben der Christen die Sitte und der Wandel vor die Augen der Heiden, zu welchem sie gezogen werden sollten. Es war auf einmal der Herr und seine Kirche, soweit man das mit Wahrheit sagen kann, im Lande der Heiden ansässig — und an diese Wohnsitze der Kirche, an diese Metropolen schloß sich alles andere an. Die Missionare waren nicht so gar verlassen, das Zusammenleben machte ihren Aufenthalt heimatlicher, und aller Segen, aller Trost, alle Stärkung, die in der Gemeinschaft liegt, kam ihnen zugute. — Sollen wir abermals auf die Römisch-Katholischen unserer Tage hinweisen? Zwei Missionare kamen ins Oregongebiet. An die kanadischen Einwanderer (Franzosen von römischer Konfession) schlossen sie sich an; von ihren Wohnsitzen aus, mit ihrer Hülfe suchten sie Stätten, wo sie alsbald ihre Gottesdienste vor die Augen der Heiden bringen konnten; sie bauten Kapellen, schifften nach Europa, holten Nonnen zur Errichtung von Schulen und Instituten und kurz, sie suchten sich feste Bleibstätten, Aus- und Eingangspunkte zu gewinnen, von denen aus sie all ihre Weisheit und Klugheit, all ihre Geduld und Stärke entfalten konnten. Als einst Stephan Schulz, das Ränzchen auf dem Rücken, nach Baiersdorf kam,

wurde er von einem Schacherjuden für einen Händler gehalten und deshalb angesprochen. Schultz nahm in seiner Weise das Gespräch an und pries dem Juden das schöne Sabbatskleid, das er zu verkaufen habe. So schön das war, so unvermeidlich diese Art des Auftretens, bei der man mit einem Händler verwechselt werden kann, nach den gegenwärtigen Umständen unserer Missionen ist, so ist es doch traurig, wenn die Missionare wie geistliche Schacherer das Land durchwandern, und es ist viel schöner, wenn sie, selbst angetan mit dem Sabbatskleide, in der Hülle und Fülle, mit dem ganzen Segen christlichen Gottesdienstes und Gemeinwesens unter den Heiden auftreten können. Hat doch auch ein Baseler Sendling aus Ostindien geschrieben, daß er für seine Gegend viel davon hoffen würde, wenn neben ihm eine kleine Christengemeinde stünde, von welcher die Heiden in der täglichen Berührung zeitlicher Geschäfte das Annahen zu Gott in seinem Worte lernen könnten.

Diesen Gedanken, durch eine Kolonie zu missionieren, legte man Friedrich Schmidt in Ann Arbor und anderen Freunden in Amerika vor. Sie fanden ihn alle schön. Schmidt selber mit dem von ihm gezogenen Missionare Auch suchte selbst einen günstigen Punkt zu einer solchen Niederlassung aus. In Michigan, wo der Cass River in den Saginaw River mündet, der von da in die Saginaw-Bay fließt, ist nun bereits die Kolonie gegründet und trägt den Namen Frankenmuth, weil sich das Gemüt fränkischer Lutherner in der Ausführung der Sache aussprach. Bis der Herbst dieses Jahres erscheint, wird die Zahl der Kolonisten in Frankenmuth über hundert sein. Sie weidet unter ihrem Hirten, Pfarrer August Krämer, der alle nötigen, namentlich auch Sprachengaben genug hat, um den Indianern bald selbständig zu dienen. Diese Kolonie hat seit 1845 manchen innerlich und äußerlich harten Tag und zum Teil heisse Kämpfe zu erdulden gehabt; die Erfahrung eigener Sünde und Schwachheit haben alle ihre Glieder ohne Ausnahme zu reichlicher Demütigung machen müssen. Doch ist keiner bis jetzt der Sache müde geworden. Gleichwie unter ihnen allen kein einziger ist — meines Wissens, welcher durch fremdes Zureden zu diesem Plane, eine Missionskolonie anzulegen, sich gewendet hat, so hat auch noch keiner den andern abwendig gemacht. Sie stehen noch immer mit frischem Mut, und ihre Briefe haben bis daher immer gelaute, daß es je länger je besser gehe.

Es versteht sich, daß bei Gründung einer Niederlassung einige Zeit vergeht, bis man ans Wirken nach außen denken kann. Doch hat die Glocke, welche treue Freunde den Kolonisten mitgegeben haben, auf welcher die Worte stehen: *Concordia (1580) res parvae crescunt*, den Heiden schon zum ewigen Frieden geläutet. Ein Missionshaus ist von den Kolonisten, wie wir hören, unter Beihilfe der Indianer gebaut. Die ersten Anfänge zur Schule sind gemacht, und die ersten Reisen zu den Heiden sind getan. — Gegenwärtig erfreut sich Pastor Krämer eines namentlich fürs Schulamt ganz befähigten, im März dieses Jahres abgegangenen Genossen, der schon in Deutschland einer Schule vorgestanden hat.

Nicht weit von Frankenmuth ist ein Indianerdorf Siboying (nach einer andern Orthographie Sibewaying). Auch hier ist ein Missionshaus gebaut und die nötige Einrichtung getroffen. Bisher arbeiteten in Siboying Friedrich Schmidts Jögling Sinke und der Missionar Dumser, dem es aber wegen seiner Abneigung gegen die streng lutherische Gesinnung der andern Freunde und gegen die Satzung des dortigen Missionsvereins, die Concordia von 1580 anzunehmen, schwerlich hat heimatlich werden können. Vielleicht steht bereits an seiner Stelle ein im März d. J. abgegangener, zuvor in der Gemeinde der separierten Lutheraner von Berlin zum Schiffs-pastor seiner mit ihm abgegangenen Freunde ordinierter, wohlbegabter junger Mann.

Jeder von den beiden Stationen Frankenmuth und Siboying wurde zur Begründung künftigen Unterhalts ein Stück trefflichen Landes (80 und 71 Acres) und das nötige Vieh angekauft. Die Kosten wurden größtenteils von den Gliedern des bayerischen Centralvereins dargereicht und es wurden überhaupt bis jetzt 1800 fl. zur Gründung und Führung dieser Mission in die Hände des bisherigen Synodalpräses der lutherischen Gemeinden in Michigan, Friedrich Schmidt, niedergelegt, — eine kleine Summe, im Verhältnis zu welcher die Leistung groß genug ist.

Es wäre also allerdings von seiten der lutherischen Kirche ein kleiner Anfang zu einer Indianermision gemacht, und bis jetzt darf man ohne Zweifel die Hoffnung auf gutes Gelingen nähren. Bis jetzt dürften wenige protestantische Missionen unter so günstigen Umständen ihren Anfang gemacht haben. Fürs erste haben die Mitglieder der Kolonie schon reichlich bewiesen, wie gut es ist, schon aus der Mitte einer Gemeinde heraus ein solches Werk zu beginnen. Sie haben eine Menge äußerer Dienste tun können, welche in Anfangszuständen sehr ersprißlich sind. Fürs zweite genießt die Missionskolonie und die werdende Mission des Schutzes und der Leitung werdender, zunehmender Synoden. Welch ein mißliches, ja in vielen Dingen unmögliches Ding ist es, daß eine in der Mitte des europäischen Kontinents lebende Kommittee über Meere hin eine Mission leiten soll! Man kann zugeben, daß z. B. was die Lehre anlangt, oder was Anordnungen im ganzen und großen betrifft, eine entfernte Kommittee oder ein entfernter Freund leiten und raten kann. In den meisten Fällen aber ist das Hin- und Herschreiben äußerst beschwerlich, und die Notwendigkeit, für jeden wichtigeren Schritt die Genehmigung der fernern Kommittee einzuholen, verhindert oftmals, günstige Gelegenheiten fürs Heil der Sache zu benützen. Die Kommitteen selber kommen gleichfalls durch die Aufgabe, auf einem Felde das Kommando zu führen, das sie nicht kennen, in nicht geringe Verlegenheit und Gewissensnot. Sie hängen von den Berichten der Missionare ab, die Missionare aber können, wie das natürlich ist, rücksichtlich der Wahrheit ihrer Berichte nicht kontrolliert werden, wie es sein sollte; es kommt alles auf ihre Redlichkeit an. Es mag indes das eben Gesagte eine Begrenzung finden, wie es will, so bleibt es doch wahr, daß man nicht soll regieren wollen, wo man nicht

kontrollieren kann. Und das wird auch außer Zweifel sein, daß niemand befugter sei und geschickter, eine Heidenmission zu leiten, als diejenige Kirche, welche den Heiden und der Mission örtlich am nächsten ist. Diesen Vorteil genießt die Indianermission in Nordamerika jedenfalls. Gott wird geben, daß sich noch im Laufe dieses Jahres eine nicht geringe Anzahl gleichgesinnter lutherischer Prediger von Missouri bis Newyork zu engerer Gemeinschaft zusammenschließen. Diese alle werden in ihren verschiedenen Synoden die Indianermission in Michigan oder Wisconsin oder Missouri oder wo sie sei zu ihrem Auzapfel machen. Sie werden nahe genug sein, um allezeit Einsicht zu nehmen, und fern genug, um die Übersicht über das Missionsgebiet zu haben. Wie ruhig wird man dann diesen Synoden und ihrem Vereine die Leitung der Indianermission überlassen können, während wir hier zu Lande in die uns natürlichen Schranken eines Hilfsvereins für die Missionen der lutherischen Kirche Nordamerikas unter den Indianern zurücktreten. — Einen nicht geringen Vorteil genießt auch unsere werdende Indianermission durch das neuentstehende Predigerseminar in Fort Wayne, Indiana. Zwar steht dies Seminar noch nicht, aber die Lokalitäten, die nötigen Gelder, ein tüchtiger Rektor, mehrere hannoversche, von urteilsfähigen Theologen unsrer Kirche geliebte und gelobte Kandidaten der Theologie zur Übernahme der Lehrerstellen haben sich gefunden, — und damit das Seminar gleich vornherein als ein fertiges erstehen könne, so segeln bereits zwölf Schüler für dasselbe auf dem Atlantischen Meere, sämtlich mit dem Nötigen für einen dreijährigen Kurs versehen. Dieses Seminar wird auch für die Ausbildung von Heidenmissionaren ganz wohl benützt werden können. Bisher wurden die Missionare in Deutschland, fern vom Kampfplatz, auf dem sie streiten, von Lehrern, die selbst diesen Kampf nicht aus Erfahrung kennen, gebildet. Es mag diese Art und Weise der Bildung ihre Vorteile haben; aber wenn man es besser haben kann, darf man gewiß nicht an der alten Weise hartnäckig hangen. Die Anstalt in Fort Wayne wird vielleicht alle Vorteile deutscher Missionsvorbildung haben, und dazu alle die Vorteile unmittelbarer Anschauung der Landesverhältnisse, kleiner Entfernung von dem Arbeitsfeld unter den Heiden, möglicher Erkenntnis der Sprachen jener Heiden, zuweilen eines Ferienaufenthalts in der Missionskolonie oder auf andern Heidenstationen usw. Diese Vorteile gewährt bis jetzt schwerlich eine andere protestantische Missionsanstalt.

Die Erwähnung des Seminars führt mich übrigens auf noch etwas anderes, was mir sehr wichtig scheint. Die Missionare, welche wir bisher gebildet haben, sind in ihrer Ausbildung von denjenigen Dienern Gottes, welche innerhalb der Kirche dienen, sehr verschieden. Ein Missionar und ein deutscher Prediger werden sich, wenn man die Brille abgelegt hat, mit der man gerne Missionare ansieht, ungefähr wie Schullehrer und Pfarrer zueinander verhalten. Die Missionsseminarien und die Schullehrerseminarien haben vieles miteinander gemein. Dieser widerliche Unterschied unter Trägern desselben göttlichen Amtes wird weggelassen, wenn die Missionare und die Diener der innern Mission in Fort Wayne mutatis

mutandis ganz gleich gebildet werden. Aus einem Hause werden sie einerlei Bewußtsein, einerlei Ziel im Herzen heraustragen. Die Einheit der innern und der äußern Mission wird durch eine Bildung gleicher Art von allen innerlich festgehalten und äußerlich bekannt werden.

Überhaupt, teure Brüder, ist das ein starker Empfehlungsgrund für die amerikanische Indianermision, daß sie den Unterschied der innern und äußern Mission nicht für uns, die wir die letztere unterstützen, aber für das amerikanische Arbeitsfeld selber aufhebt. Die Römischen wissen von diesem Unterschied nichts. Auch Basel hat schon für entwerdende Kirchen (z. B. Abessinien) ebenfogut wie für die armen Heiden Jöglinge und Mittel verwendet. Uns hat es der Feind angetan, daß wir diesen Unterschied so scharf hervorheben und hervorheben müssen. Unser Zentralmissionsverein darf den Heiden helfen, während er die verkommenden Christen und Gemeinden schmachten lassen muß. Reich nach außen, ist er blutarm nach innen. Einigermassen gut gemacht wird dieser Fehl gerade dadurch, daß man die Indianermision in Nordamerika unterstützt. Denn dort ist nicht nur fürs Seminar, sondern für die ganze lutherische Kirche innere und äußere Mission eins. Die Kirche, welche sich durch die innere Mission stärkt, ist der Stamm, an welchen sich aller Gewinn aus der Heidenwelt anschließt. Ihre äußerste Grenze ist Frankenmuth: die Missionskolonie soll nicht bloß von Deutschland, sondern auch durch bekehrte Heiden wachsen. So ist die ganze dortige Kirche: sie entsteht durch den Einwanderer und durch den Eingeborenen. Wer die Kirche stärkt, stärkt sie auch für die Heiden. Wer Missionare sendet, sendet sie nicht bloß den Heiden, sondern auch dem armen Kolonisten, der in der Nähe der Heiden sein einsames zeitliches Glück unter Seelengefahr sucht; der Kolonistenpastor fördert den Heidenmissionar, und dieser wird oft genug Arbeit tun müssen, welche jenem zugehörte. Des Pastors Nachbar ist der Missionar. Sie geben zusammen zur Synode, um da miteinander über der Christen und über der Heiden Heil und Segen zu beraten. Mannigfaltigere Kämpfe und ein reicheres Leben als wir teilt man dort zusammen, indem innere und äußere Mission so nahe zusammengehen.

Ich möchte hoffen dürfen, durch dies alles die nordamerikanische Heidenmission empfohlen zu haben. Ich möchte nun nach diesem allen in kurzen Umrissen bezeichnen dürfen, was geschehen sollte, was ich hoffen möchte, was ich wenigstens wünsche.

Frankenmuth, wünsche ich, möge ein Erstling manch anderer Missionskolonie werden, — oder wenn nicht ein Erstling vieler Missionskolonien, doch ein Erstling vieler Missionsgemeinden; denn es können schon vorhandene Gemeinden wie Frankenmuth benützt werden, nämlich dem Missionar Ausgang und Eingang, Unterstützung, Trost und Ruhe zu geben. Ich möchte eine Missionskolonie oder Missionsgemeinde in Wisconsin, besetzt von einem studierten Pastor und zwei oder drei Diakonen aus gewöhnlichen Missionsseminarien, die unter seiner Leitung die Heiden aufsuchen und Stationen gründen könnten. Ich wünsche eine gleiche Missions-

station für Indiana und Missouri. Ich wünsche nicht eine solche Station für jeden Staat. Ich wünsche, daß alle Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses ihren Beruf erkennen mögen, Missionsgemeinden für die Indianer zu sein. Ich wünsche, daß unsere jenseitigen Glaubensgenossen bald so erstarken mögen, innerlich und äußerlich, daß sie die Mission mit Macht fördern, den Römern nach und weiter als diese in alle Winkel dringen, wo Heiden sind, auf daß es kund werde, daß der rechte Gott sei zu Zion. Alle Länder, — auch Nordamerika von Newyork bis zu den Wellen des Stillen Ozeans — mögen mit der Erkenntnis der ungetrübten Wahrheit bedeckt und der Ehre des Herrn Jehaoth voll werden.

Uns an unserm Teile wünsche ich, daß wir mit vereinten Kräften da helfen, wo es nötig und leicht ist, — daß wir weise und mutig genug sein mögen, eins recht zu tun, weil wir nicht alles recht tun können.

Indes unterstelle ich diesen ganzen Vortrag und meine geringe Meinung dem Gutdünken und Urtheil teurer Brüder. Ich wünsche weder mehr noch weniger anerkannt zu sehen als die Wahrheit.

8.

Prediget das Evangelium aller Kreatur

Predigt, am Missionsfest 1847 gehalten

über Mark. 16, 15

Ein kurzes Wort, aber ohne Zweifel ebenso groß und majestätisch als kurz; groß und majestätisch nicht bloß, weil es von dem großen König unmittelbar vor seiner Aufahrt zu dem ewigen Throne gesprochen wurde, sondern auch, weil es so voll gewaltigen Inhalts ist. Das Neue Testament redet so vieles und Herrliches von dem, was wir mit dem Worte Mission zu bezeichnen pflegen, daß man ob der Menge und des Glanzes erstaunt, sowie einem nur erst die Augen dafür aufgegangen sind. Wenn man die Worte des Neuen Testaments zusammenstellen und vorlesen sollte, welche sich darauf beziehen, so würden sich alle, die Ohren haben zu hören, am Schlusse durch die Erkenntnis der Sünde tief gedemüthigt fühlen, daß sie eine solche Sache gering, jedenfalls zu gering geachtet haben, von welcher Gottes Wort so vieles und Großes spricht. Doch ist für alles zumal das kurze Wort, welches ich euch vorgelesen habe, der zusammenfassende Ausdruck, das Thema, der Mittelpunkt, von dem alle Strahlen auslaufen und zu dem sie wieder heimkommen, — und in dem kurzen Worte wurzeln alle Reden und Taten der heiligen Apostel und Evangelisten und die Geschichte des Reiches Gottes im Neuen Testamente. Dies kurze Wort, das in keinen Mund paßt als in dessen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, dieser mächtige Befehl über alle Kreatur, dieser reiche Segen über alle Kreatur — sei nun bei dem, was ich sagen möchte, meine Sonne,

die mich erleuchtet, — sei, bitt ich Gott, der zusammenfassende, göttliche Ausdruck für alle meine Deutung und am Ende der Gesamteindruck, welchen die Beantwortung der folgenden Fragen auf euch machen möchte. Meine Fragen aber sind diese:

1. Warum soll man sich um der Heiden Seligkeit bemühen?

2. Was soll man zu diesem Zwecke thun?

3. Wer soll es thun?

Gott sei mir gnädig zum Reden, euch, geliebte Brüder, zum Hören! Amen.

Wir, liebe Brüder, sind glücklich zu preisen. Noch ehe wir geboren wurden, stiegen die Gebete der Kirche schon für unser ewiges Wohl zum Himmel. Kaum waren wir geboren, so wurde alsbald der Gluch unsrer sündigen Geburt von uns genommen und wir wurden durch die Taufe ins Reich des Herrn versetzt. Seitdem geht uns der Herr nach mit seinem Wort und Sakrament, mit seinem Geiste, seinem Leibe, seinem Blute, um uns zum ewigen Leben zu speisen und zu nähren. Und ob wir auch die heiße Liebe des Herrn mit kaltem Undank erwiderten, weicht doch der Herr nicht von uns, behandelt uns als die Seinen und erweist uns Treue bis zum letzten Hauch — und er hat uns nur, sei's früh, sei's spät, das Herz gewonnen, so nimmt er unsre Geister auf unter die Geister der vollkommenen Gerechten und unsre Leiber in den Schoß seiner Erde, die nichts verliert, aus welcher die entschlafene Menschheit grünen wird wie das Gras, wenn nun fallen wird der Tau des grünen Feldes. Wir sind glücklich zu preisen! — Aber wie unglücklich sind diejenigen, welche von dem einigen Erlöser des menschlichen Geschlechtes und von seiner Treue nichts erfahren! Laß sie im Purpur der Ehren geboren sein, laß sie im Überfluß aufwachsen, laß sie weise und klug sein, wie es immer die menschliche Natur vermag, laß das Glück der Erde, welches keinem je treu gewesen ist, ihnen zuliebe treu werden und denke dir es so groß du willst: es wird dir doch alles als eitel und nichtig erscheinen, sowie du dich erinnerst, daß sie von allen Segnungen, welche in der Christenheit auch der Armste genießt, keiner einzigen sich erfreuen. Für sie betete niemand, da sie noch im Mutterleibe waren; keine Taufe, keine Absolution entündigt sie, keine Predigt des Evangeliums zeigt ihnen den Weg, kein heiliges Mahl speist und tränkt sie zum ewigen Leben, sie werden von dem ewigen König nicht als Schafe behandelt und geweidet, — und ihr ewiges Los, man sage nun, wie und was man will, ist doch so ungewiß, daß man nicht absehen kann, mit welchem Troste sie ihr Herz im Sterben erquicken sollen. Wie mancher Knecht des Herrn wurde an Sterbebetten der Christen von Freude und Dank durchdrungen, weil es doch einen Sterbenstrost gibt, weil man mit lautem Preis einer ewigen Gnade den kämpfenden Seelen zurufen konnte: „Euch kann man doch trösten!“ Wie schaurig aber ist der Abschied sterbender Heiden. Es ist unbegreiflich, oder ja, es ist begreiflich, aber nur aus dem tiefen Verderben des menschlichen Herzens, daß die Heiden das Grauen des Todes und die dunkle Hoffnungslosigkeit, welche um ihre Sterbenden her ist, ertragen können, ohne zu versinken.

Ach, wie sind die Heiden so unglücklich und wir so glücklich! — Das Glück macht oft mild gegen andere: wenn jemand einen Freudentag hat, wird er zu Lieb und sanftem Urtheil aufgelegt, auch wenn er's sonst nicht war, und gibt gerne, auch wenn er's sonst nicht tat. Die Heiden sind so unglücklich und wir so glücklich: können wir denn das bedenken, ohne uns ihrer zu erbarmen, ohne ihnen unser Glück zu gönnen und es ihnen, soviel wir das vermögen, zu geben? Wort und Sakrament sind die Brunnen unsers Glücks, warum dringt uns denn unser Glück und das Unglück der Heiden nicht, auch ihnen diese Brunnen zu eröffnen und dem armen Erdreich, welches dem Fluche so nahe ist, ihre Wasser zuzuleiten? Es sollte uns ziehen, ja das Erbarmen sollte uns treiben, unser Glück andern zuzuwenden, — und wenn wir an der Erlaubnis des Herrn zweifelten, von welchem Wort und Sakrament kommt, so sollten wir um diese Erlaubnis beten, bis wir die Zuversicht bekämen, daß wir den Heiden, unserm Fleisch und Blut, geben dürfen, was wir haben, bis wir ein Zeichen des Wohlgefallens an dem hätten, was wir wünschen und wollen, nämlich an der Errettung derer, die noch sind, was wir auch waren, nämlich Heiden. —

Indes das Erbarmen Gottes mit dem Elende der Heiden ist größer als das unsrige, und ehe wir jenes Elend erkennen und beklagen konnten, hat der Herr nicht bloß die Erlaubnis gegeben, seine Wohltaten den Heiden zuzuwenden, sondern zeug unsers Textes den ausdrücklichen *B e f e h l*.

Man hat verneint, daß Christus ein Gesetzgeber sei, und behauptet, er müsse ganz ein Gnadenspende genant werden. Es ist auch vollkommen wahr, so wie es gemeint ist, und man soll Gesetz und Evangelium nicht vermengen, Christum und Mosen nicht verwechseln. Dennoch aber, geliebte Brüder, ist Christus in einem gewissen Sinne Gesetzgeber, denn er hat ein Gesetz gegeben, welches aus der Gnade stammt, durch Gnadenkräfte und Begnadigte ausgeübt wird, in seiner Erfüllung nichts als Gnade um Gnade verbreitet, voller Gnaden ist, der Gnade rechte Hand, nicht aber ein Widerspruch der Gnade, dieser ersehntesten Eigenschaft in Gottes Herzen. Dies Gesetz verhält sich zu dem großen, uralten und doch immer neuen Gebote der Liebe, welches der Herr in der Nacht, da er verraten war, feierlich wiederholt hat, wie zum Feuer das Licht und zum Glanze der Abglanz, — es ist eine erweiternde Deutung jenes Liebesgebotes, die schönste Verklärung der Bruderliebe zur allgemeinen Liebe, darum daß es alle Menschen zu Jesu Brüdern und Gottes Kindern machen will. Dies Gesetz hat der hochgelobte Herr gesprochen vor seinem letzten Segen, ehe er aufzuehr zum Throne seines Vaters, in dem herrlichsten Augenblick, den die Erde bis jetzt gehabt hat: — es ist der letzte, majestätisch erklärte Wille dessen, der wiederkommen und nach dem Gehorsam forschen wird. Ich brauche es nicht erst zu sagen, teure Brüder, wie das Gesetz des Neuen Bundes heißt, welches alle Kinder Gottes treiben soll. „Prediget das Evangelium aller Creatur“ — so lautet das letzte Gebot des Herrn.

Was darf man am leichtesten gebieten, meine Freunde? Welches Gebot wird mit der größten Freude aufgenommen werden? Welches hat Aussicht

auf die treueste Erfüllung? Doch wohl dasjenige, welches unsern Wünschen am meisten entspricht und das zum Befehl erhebt, wofür man sich mit tausend Freuden die Erlaubnis erbeten hätte. So sollte es mit dem letzten Befehle unsers Herrn sein. Mitleid mit der hirtlosen, unzähligen Schar der Heiden sollte uns voll Sehnsucht machen, ihnen helfen zu dürfen, und der Befehl, zu helfen, sollte von uns als der willkommenste, welcher gegeben werden konnte, mit Jubel und Dankpsalmen aufgenommen werden. Ich weiß es wohl, meine Brüder, daß wir von Natur nichts Gutes können und daß den Menschen, der seine Ohnmacht erkennt, jeder göttliche Befehl, je herrlicher und heilsamer er ist, nur desto trauriger und niedergeschlagener macht. Aber wir sind ja, seitdem wir getauft sind, nicht mehr wir allein, sondern wir haben Christum angezogen und besitzen in ihm Gerechtigkeit und Stärke. Durch ihn, der mit uns ist und von uns bis zur Stunde nicht gewichen, so mangelhaft auch unsre Treue und Gehorsam, so groß unser Ungehorsam gewesen sein mag, — durch ihn vermögen wir das Gute. Seine Segenskräfte umgeben uns und keiner unter uns kann sagen, er könne nicht, wenn ihm der Herr befiehlt. Wenn wir nun seinen Befehl hören, den Heiden Liebe zu erweisen, so braucht uns die angeborene Ohnmacht nicht niederzuschlagen; wir gehorchen in seiner Kraft, die uns seit unsrer Taufe beigelegt ist, — wir wissen, daß jeder seiner Befehle mit einer Verheißung des Gelingens begleitet ist und daß namentlich der letzte Befehl des Herrn die Verheißung bei sich hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Deshalb können wir uns mit Mut und Kraft erheben, wir können mit Freuden unsere Segeln aufspannen und unser Schiff durch die Kraft des Befehles Christi in ruhiger Zuversicht bis zu der Anfurth treiben lassen, der wir begehren.

Der Herr hat seinen Befehl gegeben, und es ist kein Zweifel, daß er vollzogen werden wird. So gewiß der jüngste Tag kommen wird und mit ihm das Ende dieser Welt und der Anfang jener ewigen Herrlichkeit, so gewiß wird auch Christi letztes Gebot erfüllt werden. Der Herr selbst hat es gesagt. Aus seinem Munde wissen wir, daß ein jüngster Tag kommen wird; aus seinem Munde, daß er eher nicht kommen wird, als bis das Evangelium allen den Kreaturen gepredigt ist, die nach seinem Ratschluß in die Welt kommen werden. Sein Wort kann nicht gebrochen werden. Die Sündflut kam nicht, bevor der letzte der Patriarchen zu der Ruhe Gottes eingegangen war, und ehe das letzte Kindlein getauft ist, das der Herr versehen hat zur Wiedergeburt, und der letzte Christ gestorben, welcher theilhaben soll an der Auferstehung der Gerechten, ehe die ganze eine Herde Christi versammelt und das letzte Glied seinem geheimnisvollen Leibe eingefügt ist, wird der Himmel und die Erde nicht vergehen. Johannes, der Prophet des Neuen Testaments, hat sie alle versammelt gesehen jenseits des kristallinen Meeres, am Throne Gottes, denen das Evangelium zum ewigen Leben gepredigt werden wird. Sie werden versammelt vom Morgen und vom Abend und von allen Enden der Erde, aus allen Geschlechtern und Zungen und Sprachen — eine unzählbare Schar. Sie

kommen alle durch den letzten Befehl des Herrn und durch den treuen Gehorsam derer, die da viele zur Gerechtigkeit weisen und wie die Sterne leuchten werden immer und ewiglich.

Der letzte Befehl des Herrn wird vollzogen werden — und er ist vollzogen worden und wird auch jetzt vollzogen. Es ist uns nicht alles aufgeschrieben, was in früheren Zeiten geschehen ist, wir wissen wenig; wie groß die Ernte des Herrn in der Vorzeit gewesen ist, das wird unser Auge mit Staunen und Verwunderung an jenem Tage sehen. Der Herr wird erweisen, daß er seinem heiligen Gebote zu aller Zeit einen größeren und reicheren Gehorsam geschenkt hat, als wir uns träumen lassen. Aber so wenig wir wissen, so finden wir dennoch in der Geschichte der Vorzeit Beweis genug, daß der Befehl des Herrn vollzogen und den Völkern das Evangelium gepredigt worden ist. Und noch wird's gepredigt, ja unsre Zeit darf mit Wahrheit eine Zeit der Missionen genannt werden. Die ganze abendländische Kirche in allen ihren Konfessionen, die römische mitnichten ausgeschlossen, ist in einem weit größeren Maße als früherhin von einem Eifer beseelt, Jesu Schafe aus aller Welt zusammenzuführen. Das Netz des Herrn ist ausgeworfen, viele stehen bereit, es ans Land zu ziehen. Er wird seine Menschenfische segnen und das Netz wird voll werden, je mehr der Abend der Welt kommt.

Und wir sollten müßig stehen, hilflos die Hände in den Schoß legen und nicht wissen, warum wir uns um der Heiden Seligkeit bemühen sollen? Haben etwa wir allein kein Mitleid mit dem namenlosen Elend der Heiden in der Zeit und sonderlich in der Ewigkeit? Oder geht uns allein der letzte Befehl des Herrn nicht an, haben wir allein in unsrer Kirche eine Aufgabe empfangen, durch welche wir von dem Gehorsam befreit wären, den ihm alle Konfessionen widmen? Wir, die wir uns — hoffentlich nicht ohne Recht — rühmen, das Evangelium Christi reiner und völliger als andere zu erkennen, sollten, etwa gerade deswegen, keinen Beruf, keine Pflicht, kein Recht haben, dem letzten Befehle Christi, der doch alle angeht, zu gehorchen? — Auch wir sind müde, das namenlose, das furchtbar wachsende Elend der Welt anzusehen und zu ertragen, auch wir sehnen uns nach dem Ende der Zeit, nach dem Anfang der Ewigkeit und beten ohn Unterlaß mit brünstigem Verlangen das Gebet der Braut: „Komm bald, Herr Jesu.“ Und unsre Sehnsucht nach dem jüngsten Tage wäre uns kein Grund mehr, dem Herrn denjenigen Gehorsam zu leisten, von welchem er sein Kommen abhängig gemacht hat? — Es ist die letzte Stunde. Nachdem der Herr am Kreuze vollbracht hat, ist kein Geschäft mehr übrig, als daß alle seine Schafe zu ihm gesammelt werden. Das ist's, was noch übrig ist, zu tun, — das ist das letzte, größte Werk, welches Gott vollbringt durch seine Knechte, — dazu steht diese Welt noch, dazu gebuldet sich noch der Herr, dazu trägt er noch die Bosheit der Boshaften, dazu schiebt er noch auf die Erhörung des Gebetes, welches die Seelen unter jenem ewigen Altare beten, dazu hält er noch zurück Kron und Lohn der Seinen. Und alle seine Knechte haben dies Werk je und je im Auge gehabt und sich nach seinem

Befehle darin gemüht, — und noch eifern sie alle dem Ziele entgegen, während wir erst fragten, warum wir uns um der Heiden Seligkeit bemühen sollten? Es sollt uns nicht schon der Eifer aller andern Grundes genug sein, auch zu eifern? Das sei ferne! Eifer um Christum und seine heilige Kirche, ein himmlischer Sinn, Gemeinschaft der Heiligen und Liebe lassen sich ohne treuen Fleiß um der Heiden Seligkeit nicht denken. Religionseifer ohne Missionseifer gibt's in der Christenheit nicht, sollt es wenigstens nicht geben, auch bei uns nicht geben, ferner nicht geben.

Was alle Tage geschieht, das kann auch heute geschehen, meine Freunde! Wofür der eine glüht, das macht den andern frostig, — und wenn einer, was er meint, nach bestem Wissen und Gewissen gesagt hat, so kommt ein zweiter und widerstrebt ihm, — und alle Dinge haben ihren Gegensatz. Wir haben uns nun wohl an das erinnert, was uns antreiben kann, der Heiden Seligkeit zu suchen, — und alles, was gesagt wurde, bekrundet unsere Behauptung, daß das Werk der Mission ein Gotteswerk sei. Wie, wenn nun aber mancher unter uns wäre, der auf dasjenige, was bereits geschieht, als auf ein Zerrbild hinwiese, welches mit dem nicht stimmte, was der Herr geboten hat? Wenn vom Ungeschied und scheinbar kleinen Erfolg unsrer Missionen Gründe hergenommen würden, den oder jenen in seinem Eifer wieder abzukühlen, nachdem er vielleicht eben erst die Sünde seiner Lauigkeit erkannt und Besserung gelobt hat? — Es dürfte gut und nützlich sein, sofort die zweite Frage zu beantworten, die wir aufgestellt haben, und uns recht klar zu machen, was man denn eigentlich für die Heiden tun soll, damit wir gerade auf das dringen können bei uns und andern, die Aufgabe erkennen, die der Herr gegeben, und gerecht sein und bleiben, wenn es die Beurteilung des Gehorsams gilt, der gegenwärtig von uns und anderen dem Befehle Christi geleistet wird. Scheinen wir damit auf Geringeres einzugehen, als wir schon verhandelt haben, so scheint es doch nur so, und wir werden uns damit nur gürten, desto richtiger und mächtiger zu tun, was wir sollen, und dem Ziele, das uns auf diesem Wege heller und kenntlicher wird, sicherern Fußes und entschlosseneren, geduldigeren Mutes nachzueilen.

Vor allem dürfen wir nicht Gottes Werk und der Menschen Werk verwechseln oder vermengen. Gott hat sich in seinem heiligen Werke Menschen zu Werkzeugen erlesen und gibt ihnen die Ehre, sie seine, sich ihren Mitarbeiter zu nennen. Er tut auch alles, was Seelen zum Heile gedeihen soll, mit seinen gesegneten Mitarbeitern und nichts ohne sie, so daß man ihn verwirft, wenn man sie verwirft. Aber so hohe und ehrenvolle Worte die heiligen Schriften auch von der Arbeit der Knechte Gottes gebraucht und so völlig wahr sie auch sind, so bleibt doch die Arbeit Gottes groß und die seiner Knechte klein, und man kann von den Knechten das, was Gottes ist, ebensowenig verlangen, als man es ihnen zuschreiben darf. Der Landmann säet und pflanzet, Gott gibt das Gedeihen. Ohne des Landmanns Arbeit kommt Gottes Gedeihen nicht, seine Arbeit ist nach Gottes Rat notwendig

und unentbehrlich, aber die Hauptsache ohne allen Vergleich bleibt eben doch das Gedeihen, das nicht in der Macht des Landmanns steht. Ebenso ist es mit dem Werke Gottes unter den Heiden. Nicht ohne, sondern mit und durch Menschen tut es der Herr, aber wenn die Heiden unter der Bemühung der Menschen gläubig und selig werden, so gebührt davon Ruhm und Dank dem Herrn, welcher allein Leben und Unsterblichkeit hat und gibt. Und umgekehrt, wenn irgendwo der treuen Arbeit frommer und weiser Knechte das Gedeihen mangelt, so ist um deswillen ihr Dienst nicht geringzuschätzen, denn er ist ganz derselbe wie dann, wenn ihn Gott segnet und die Menschen nicht widerstreben. Es ist geschehen, was geschehen sollte, und man kann des Erfolges wegen völlig ruhig sein, wenn Gottes Knechte Gehorsam geleistet und es an der nötigen und möglichen Weisheit nicht haben fehlen lassen. Befohlen ist nun in unserm Texte *predigen*; das ist's, was Menschen tun können, die Frucht der Predigt ist Gottes. Es ist dem h. Timotheus wohl *verheissen*, daß er seine Zuhörer und sich selig machen werde, wenn er anhalten werde an der lauteren Predigt des Evangeliums und es ist ihm damit große Ehre zugesprochen; aber *befohlen* ist es ihm nicht, befohlen ist ihm nur das Evangelium und er hat alles getan, was er schuldig war, wenn er den Dienst eines Evangelisten erfüllt. Unser Text enthält nicht die ganze Fülle des letzten Gebotes Christi in dem Maße, wie es jene hochberühmte Stelle Matthäi am letzten enthält. Während Matthäus neben dem Lehren und Predigen des Evangeliums noch bezieht, daß die, welche Jünger des Herrn werden wollen, getauft und gelehrt werden, zu halten alles, was Christus seinen Jüngern befohlen hat, redet unser Text allein vom Predigen. Markus enthält allein Christi Befehl für die Gründung seiner Kirche, während Matthäus auch für den Bau und die Vollendung der Kirche Christi Befehl aufbewahrt hat. Halten wir aber gleich diesen Unterschied fest, so liegt es doch im Zusammenhang unsres Textes selber, zur Predigt die *Taufe* hinzuzunehmen. Es kommt ja unmittelbar auf unseren Textespruch das Wort: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden“ — und wie der Glaube als eine menschliche, so erscheint die Taufe als eine göttliche Besiegelung der Predigt. Durch Predigt und Taufe wäre demnach das eigentliche Werk des Heidenpredigers geschehen, und wie hinter den großen Evangelisten der apostolischen Zeit, so kommen heute noch hinter unsern Heidenpredigern die Hirten und Lehrer, welcher Beruf es ist, das angefangene Werk fortzuführen und die gewonnenen Seelen zur Heiligung und Vollendung zu leiten. So predigte der heilige Diakonus Philippus in Samaria das Evangelium und taufte, dann aber zog er weiter zum Kämmerer von Moabitenland, nach Adod und in andere Städte und überließ die samaritanische Gemeinde der Pflege aus ihrer Mitte erwählter Ältesten und Hirten.

Die Arbeit des Heidenpredigers scheint sich damit allerdings auf wenig zu beschränken. Demütig gegen Gott erkennt sich ein solcher nur als Gottes Werkzeug zu Predigt und Taufe, bescheiden gegen Menschen räumt er dem nachfolgenden Hirten und Lehrer seinen Stuhl an den Orten ein, wo ihn

der Herr gesegnet hat. Aber indem der Herr befiehlt, aller Kreatur zu predigen, also einen weiten, weiten Wirkungskreis für Heidenprediger eröffnet, zerstört er uns den Wahn, als hätte er ihnen eine kleine Arbeit anvertraut. Erkennen wir auch schon, daß zwischen den ersten Aposteln und Evangelisten einerseits und unsern heutigen Missionaren der große Unterschied ist, daß die Apostel allgemeine Lehrer aller Völker waren und in verschiedenen Landen wirkten, während sich unsre Missionare je nach ihrer Fähigkeit und Tüchtigkeit ein bestimmtes Land und eine bestimmte Gegend zum Ackerfeld erwählen, auf dem sie nicht bloß predigen und taufen, sondern auch hernachmals selbst Prediger und Hirten sein wollen; gestehen wir gleich gerne zu, daß die Ausdehnung der Arbeit auf alle Kreaturen d. i. alle Heiden nicht unsre einzelnen Heidenprediger, sondern die ganze Kirche angeht, so ist doch auch in einem und demselben Volke gar mancherlei Kreatur des Herrn und es ist nicht so etwas Leichtes, den verschiedenen Menschen in einem Lande das Evangelium in der Weise zu predigen, die ihnen am segensbringendsten werden kann. Der Heidenprediger muß sich doch kraft unsers Textes als einen Schuldner aller und jeder Kreaturen erkennen, die er erreichen kann: er ist fremd und bleibt in gewissem Verstande immer fremd — und soll doch dem Kinde und dem Greise, dem Manne und dem Weibe, dem Großen und dem Geringen die Botschaft des ewigen Evangeliums süß und lieblich machen. Keine kleine Arbeit, keine leichte Arbeit! — Aber doch auch wiederum keine allzuschwere. Es ist ja doch immer ein und dasselbe Evangelium, das allen verschiedenen Menschenklassen gepredigt wird, und die heilige Einfalt, die es den Niedrigen verständlich zu machen strebt, wird allen Fähigkeiten gerecht. Auch ist ja das Evangelium, das Zeugnis von Christo, dem auferstandenen Erlöser der Welt, eine Botschaft, die gleichsam mit angeborener Majestät alle Ohren, die nicht durch Gewohnheit stumpf geworden sind, anzieht und allen Geistern unausweichlich in den Weg tritt. Es ist ein Gotteswort, mächtig von Tat nicht weniger als jenes erste Schöpfungswort: „Es werde“, eine Kraft Gottes, selig zu machen, eine Rede voll himmlischer Weisheit, welche die Lüge vertreiben, die Seelen überzeugen, zum Glauben bringen und ein Neues schaffen kann. Und nicht minder segensvoll und kräftig ist die Taufe, dies Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes, von welchem jedoch zu reden unser Text keine Veranlassung gibt. Gewiß, kein Schwert und Feuer ist in den Händen der Menschen mächtiger und wirksamere als Evangelium und Taufe: wir dürfen, werden sie nur so gut gebraucht, als es irrsame Menschen vermögen, nicht zweifeln, daß sie ihren Segen bringen, zu dem sie gegeben sind.

Wir wollen uns auch in unserm Glauben an die Genugsamkeit und den reichen Segen der evangelischen Predigt und Taufe nicht dadurch irremachen lassen, daß uns hie und da mit Sängern auf den Zustand der Völker hingewiesen wird, welche die Einflüsse der evangelischen Predigt erfahren und zum Teil die Taufe empfangen haben. Wir haben kein Recht, von Heiden und wilden Völkern zu verlangen, daß sie alsbald in europäisch-

christlicher Weise leben sollen, sowie sie das Evangelium gehört und sich seinem Einflusse hingegeben haben. Ist es doch auch unter uns eine Ungerechtigkeit, schnell über diejenigen abzuurteilen, welche unter dem Scheine und Schatten des Evangeliums anscheinend langsam vorwärtsschreiten. Es gibt Menschen, welche äußerlich keine glänzenden Beispiele von Belehrung genannt werden können, innerlich aber dennoch einen gewaltigen und nicht sieglosen Kampf kämpfen und ein Werk des heiligen Geistes in sich verbergen, das vor Gott mehr leuchtet als manch berühmtes Beispiel eines tugendreichen Lebens. Auch kann ja eine und dieselbe Frucht des Geistes in verschiedenen Menschen ein größeres oder kleineres Zeugnis des heiligen Geistes sein. Dies läßt sich auf neu bekehrte Heiden anwenden. Bei der unaussprechlichen Versunkenheit der heidnischen Völker ist irgendetwas ein Erfolg schon Beweis, daß der Herr sich ihrer angenommen hat und ihnen seine Pflege angedeihen läßt, und wir müssen, um Gottes Taten in der Wahrheit zu schauen, vor allen Dingen uns entwöhnen, über erst getaufte Heiden strenger zu urteilen als über längst getaufte, längst gelehrte, längst mit Christi Leib und Blut gespeiste Christen, welche alsbald dem ewigen Verderben zugesprochen werden müßten, wenn nicht des Heilands Treue und Langmut es verwehrt.

Nicht umsonst, meine teuern Brüder, haben wir die nächste Pflicht, welche wir den Heiden schuldig sind, gemäß unserm Texte auf die Predigt zurückgedrängt. Nicht umsonst wurde behauptet, daß die einfache Predigt des Evangeliums unter den Heiden weder allzuschwer noch unfruchtbar sei. Ich wünschte noch zu sagen, wer die Pflicht der Heidenpredigt üben sollte, und dabei ist es gut, vorauszuwissen und festzuhalten, was man soll, überzeugt zu sein, daß der Herr in seinem letzten Befehle nichts verlangt hat, was den Seinigen unmöglich wäre.

Wer soll die erkannte Liebespflicht an den Heiden üben? Das ist meine letzte Frage und ich antworte unbedenklich: Alle sollen sie üben. Wir finden in der Apostelgeschichte, daß die Apostel, daß die Ältesten, daß die Diakonen, daß Evangelisten gepredigt haben, aber wir finden auch ausdrücklich bezeugt, daß nach der Zerstreuung der Gemeinde von Jerusalem, welche auf Stephani Tod folgte, alle zerstreuten Christen gepredigt haben. Und so, meine Freunde, sollte es sein. Den letzten Befehl des Herrn sollten alle erfüllen, welche das Amt der Versöhnung haben, aber nicht bloß sie, sondern alle, welche mit Heiden zusammentreffen. Die Diener des Herrn sollten dem Herrn die verlorenen Schafe suchen helfen, aber auch die ihm nicht im heiligen Amte dienen, sollten wie in den ersten Zeiten von Lieb und Sehnsucht nach dem Heile der Welt gedrungen werden, den Heiden das Evangelium zu sagen. So gut in den ersten Zeiten nach dem Zeugnis der alten Schriftsteller viele Christen ihre Häuser und Habe verließen und den Heiden die einfache Predigt des himmlischen Reichs und die heiligen Evangelien brachten, so gut ihre brünstige Liebe von dem Herrn mit strömendem Segen für ihre Arbeit erwidert wurde, ebensogut könnten auch jetzt fromme

Jünger Christi mit dem schönsten Gelingen für gleiche Aufopferung gesegnet werden. Das einfache Evangelium von den Taten des großen Gottes in Christo Jesu, die heiligen Evangelien den Heiden zu bringen, dazu hätten auch unter unserm Volke viele Erkenntnis und Befähigung genug. Aber, meine Freunde, hier liegt die große Sünde der Christenheit. Alle Christen sollten, was sie heißen, allewege, also auch auf Reisen sein, und wenn sie in der Heiden Landen anwesend sind und reisen, sollten sie es auch da sein und erkennen, daß da, wo des Herrn Name nicht gepredigt ist, jeder Gläubige zum Prediger werden soll von Gottes wegen. Wir wollen nicht einmal sehr darauf dringen, daß man reisen sollte, um die Heiden aufzusuchen und sie zu erleuchten: in unserer Zeit ist ohnehin Reisen etwas viel leichteres als ehemals, und wenn nur alle diejenigen, welche aus andern Gründen als aus Gehorsam gegen das Gebot des Herrn reisen, täten, was sie sollen, wie ganz anders würde es stehen. Bald ist kein Land mehr, wohin der Europäer, der Amerikaner nicht dränge, kein Volk mehr, welches nicht um des Handels willen aufgesucht würde. Ist's denn von Christi Gliedern zu viel verlangt, daß der Herr, ihr Haupt, in allen Landen, unter allen Völkern von ihnen gepriesen werden soll, er, durch den sie andere Völker so weit überragen? Kann denn der Kaufmann, der Gelehrte, der Seefahrer und Schiffsmann, der Krieger, — können diejenigen, welche irdischen Berufes willen die Inseln des Ozeans und die fernsten Küsten betreten, so gar ihres Berufes vergessen, aller Kreatur zu predigen? Sie kommen zu aller Kreatur auf Erden, sie sehen, was für ein Elend unter denen ist, die Christum nicht kennen, die besseren unter ihnen seufzen, daß in den Landen, wo sie verweilen, keine Diener des Evangeliums sind, und es fällt ihnen gar nicht ein, daß sie das Elend in der Nähe schauen, um es nach Kräften selbst zu mildern. Ach, wenn alle die, welche unter den Heiden leben, täten, was sie könnten, um den Heiden das Evangelium bekannt zu machen, es würde bald anders werden und die gerechte Klage, daß nicht genug zum Heile der Heiden geschehe, würde verstummen. Was wird der Herr, der zu allen sein letztes Wort gesprochen hat, einst zu denen sagen, die eine Heidenseele, eine Kreatur ohne die Predigt des Evangeliums gelassen haben, da sie doch hätten irgendwie predigen können! Wie wird der Herr demaleins mit allen sprechen, welche nur seine Segnungen, nicht aber seine Gebote für eine allgemeine Angelegenheit seiner Christenheit erkannten! Wie oft hebt man hervor, daß das Priestertum des Neuen Testaments ein allgemeines sei, wenn es gilt, damit ein Recht zu behaupten, und wenn es die Pflicht gilt, vergißt man es! Laßt uns, Brüder, an unsre Brust schlagen und unsre Schuld bekennen. Wollen wir den festen Entschluß fassen, wohin Gott uns in unserm Berufe führt, den Namen des Herrn nicht zu verleugnen, sondern überall ihn zu bekennen, wo es Segen bringen kann. Wollen wir unsre Kinder von ihren seligen Pflichten unterrichten, demaleins überall, wo es not tut, den Namen des Herrn anzurufen und alles anwenden, was in unserer Macht steht, um dem Grundsatz die Geltung zu verschaffen, die ihm gebührt, — dem Grundsatz nämlich, daß alle zur Predigt des Evan-

geliums pflichtig seien, die an Orten leben, wo ihn niemand predigt. „Wo diese schwiegen, müßten die Steine schreien“, sagt der Herr: es sei unsre Sache, zu verhüten, daß, so weit unsre Stimme reicht, der stummen Creatur das laute Zeugnis nicht zugeschoben werde. Der Gott, welcher im ersten Kapitel der Apostelgeschichte nur den Aposteln verheißt, daß sie den Heiligen Geist empfangen sollen, — im 11. Kapitel aber dem heiligen Petrus zeigte, daß auch Heiden wie Kornelius in die Verheißung eingeschlossen seien, er, der seine Segnungen über alle verbreitet, zeige uns die unumstößliche Wahrheit immer klarer, daß auch sein letztes Gebot allen gegeben sei, die nur irgend in den Fall kommen können, es zu erfüllen.

Aber allerdings, die meisten von uns gehen nicht zu den Heiden, können auch nicht gehen, weil ein von dem Herrn gegebener Beruf sie in den Grenzen der Heimat festhält: wir können meistens die Liebe, die nicht ruhen kann, sondern für andere sorgt, nur an denen üben, die wir in der Nähe haben, und das sind keine Heiden. Darum könnten wir uns für unberufen und ausgeschlossen halten vom letzten Befehle Christi. Zwar sind wir ein Leib mit denjenigen, welche zu den Heiden gehen, — und des Leibes Werke sind allen Gliedern zuzurechnen. Was wir daheim tun, tun wir auch im Sinne und Gehorsam derer, die abwesend sind, und was die Heidenprediger verrichten, ist zugleich in unserm Sinne getan. Die verschiedenen zeitlichen Berufsarten, Gaben und Werke der Christen sind ein zusammenhaltendes Gotteslob, an dem jeder seinen Teil hat. Nichtsdestoweniger gibt es doch Werke, die allen befohlen sind, von welchen darum niemand losgesprochen oder ausgenommen ist, die nicht einzelnen Berufsarten gegeben sind und von besonderen Gaben abhängen — und gerade die Sorge für die Heiden ist ein solches Werk, das allen geboten ist, an welchem allen gleichviel gelegen sein muß, weil es sich von der Vollendung des Leibes, der Kirche Christi, um das Kommen Jesu Christi zur ewigen Hochzeit und den Beginn des ewigen Lebens handelt. Können wir nicht alle gehen und predigen, so würde es uns doch sehr schmerzlich sein, zur Herbeibringung der Glieder Christi, die noch kommen sollen, nichts zu tun und keinen Teil haben zu können gerade an dem größten Werke der letzten Stunde. St. Jakobus spricht vom „Seligsein des Christen in seiner Tat“ — und es ist gewiß eine besondere Seligkeit, die ein Christenherz innerwird, wenn es ein Werk vollbringen darf, welches zur Ehre Christi, zum Heil der Welt, zur Herbeiführung des Endes so nötig und vom Herrn gesegnet ist. St. Paul sagt, daß er „seinen Lauf vollende mit Freuden“, er sagt es im Bewußtsein eines täglichen Sterbens und Aufgeopfertwerdens um Christi willen und um der Heiden willen: sollte denn unser Lauf so gar verschieden sein von dem Laufe Pauli, daß wir auch nicht einen Tropfen jener Freude genießen könnten, die in der Aufopferung zum Heile der Heiden liegt? Wir können doch nicht in Christo leben, ohne für das göttliche Wachstum seines Leibes und die Ausbreitung seines Reiches mitzuzorgen! Wir können, so wahr wir Christen sind, nicht stumm, tatlos und träge dem Eifer anderer zusehen und all unser Verlangen nach der Heiden Heil in unfruchtbare Seufzer auflösen lassen. Was

Gott verbunden, kann kein Mensch scheiden und keiner darf es: in Christo leben und für seines Reiches Mehrung ein brünstiges Verlangen, das hat Gott verbunden, wer das voneinander scheidet, scheidet sich selber von der rechten Liebe Christi und ergibt sich in eine innere Abgeschiedenheit der Seele, in eine Selbstzufriedenheit, die den Samen eines schrecklichen Selbstbetrugs, ja eines geistlichen Todes in sich trägt. Denn ein Christ kann nicht allein sein, nicht an sich und seiner Seligkeit genug haben, weil er zur Gemeinschaft der Heiligen geboren ist. Was können wir also zur Erfüllung des letzten Befehles Christi tun, wir, die wir dabei sind?

Dreierlei Opfer benennt uns die Heilige Schrift, welche uns übriggeblieben sind, nachdem uns Christus durch sein ewiges Opfer versöhnt hat. Zur Darbringung dieses dreifachen Opfers haben wir die priesterliche Würde in unserer Taufe empfangen und wir gehören zum priesterlichen Geschlechte, weil wir diese Opfer dem Herrn darbringen dürfen. Erstens geben wir unsre Leiber Gott zum Opfer in Reinigkeit und Keuschheit, in Arbeit und Leiden, — zweitens bringen wir ihm unsre Seelen im Gebete dar samt Dankagung und Lobgesang, — und endlich übergeben wir ihm unsre Güter und unsre Habe. Diese drei Dinge nennt der Apostel Opfer, zu allen dreien werden wir vernahmt, daß wir sie allwege darbringen fürs Heil der Welt. Die Prediger, welche unter den Heiden arbeiten, bringen dem Herrn im Geschäfte der Heidenbekehrung dies dreifache Opfer: ihren Leib, ihre betende Seele, ihr Hab und Gut, sie behalten nichts übrig und werden arm um Christi willen, und das ist die Herrlichkeit ihres Lebens und der Rauch ihres Opfers ist angenehm vor Gott. Unsre Leiber können wir dem Herrn im Werke der Heidenbekehrung nicht aufopfern, da wir bereits auf den Altären des uns gewordenen Berufes unsre Zeit und Kraft dem Herrn gewidmet haben; aber die Opfer des Gebets und unserer zeitlichen Güter können auch wir zur Förderung des edelsten Liebeswerkes, das den Heiden zum Heile vollbracht wird, darbringen.

Da haben wir, geliebte Brüder, den uns vorgezeichneten Weg zur Erfüllung des letzten Befehles Christi. Betet, betet, und auf die Altäre des angebeteten Gottes legt dar die Opfer eurer zeitlichen Güter und Gaben, je nach dem Vermögen und guten Willen, welche der Herr darreicht. Eure Gebete höret und erhöret Jesus Christus, der Hirte der Schafe, der je nach kundgewordener Sehnsucht des menschlichen Geschlechtes das Heil der Verlorenen mehrt. Betet also! Und die Opfer eurer zeitlichen Güter übergebet dem Herrn. Gleichwie die Gaben, welche St. Paulus für die armen Christen in Judäa sammelte, Gott ein Opfer und süßer Geruch waren, so werden auch eure Gaben dem Herrn angenehm sein, wenn sie als wirkliche Opfer erlöster Seelen gegeben werden, die reich geworden in Christo Jesu ihre Freude dran finden, arm zu werden um Gottes willen und dem, von dem sie alles haben, auch alles wieder heimzugeben.

Betet, Brüder, — betet allerdings in euern Kammern und macht es zu einer stehenden Bütte, zu einer nie verlöschenden Flamme des Gebetes, den Herrn um seines Reiches Zukunft und um die Vollendung seiner heiligen

Kirche zu bitten. Aber vergeßet auch nicht, daß es ein schöneres und seligeres Gebet gibt, als das im Kämmerlein! Wenn uns der heilige Apostel befehlt, zu tun Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, wenn er den Männern befiehlt, heilige Hände aufzuheben ohne Zweifel, so befiehlt er das gemeinschaftliche Gebet der Gläubigen in den kirchlichen Versammlungen. Das ist eine unaussprechliche Seligkeit der Gemeinen Christi, sich in seinen Häusern zum Gebete versammeln zu dürfen, da eins zu werden, um was sie bitten wollen, alle für einen, einer für alle zu ihrem gnädigen König zu beten. Da empfindet man, was die Gemeinschaft der Gläubigen ist, da wird man einen Vorschmack jenes Lebens inne, wo alle Engel samt allen Geistern der vollendeten Gerechten in sicherster Zuversicht, in völliger Hingabe an den Herrn Herrn bitten, was er selbst will. Wer wissen will, was die heilige Kirche, was Gemeinschaft der Heiligen sei, der achte auf das Gebet der Gemeinde und nehme Teil daran, der lerne und erfahre, was es sei: damit ist er gewiß in einer Schule der heiligsten, innigsten Liebe und seine Seele wird weit und groß werden, Bruderliebe und gemeine Liebe zu üben. Wenn wir zusammen beten, da sind wir ein priesterliches Volk, da sind wir groß, da beginnen wir wieder zu werden, was wir im Anfang waren, Herren aller Dinge zur Ehre Gottes des Vaters, zum Segen der Welt. Da bekommt der Geist wieder Macht über alles Leibliche, da regieren wir mit Christo Jesu, da sind wir unsers Wandels und Anrechts an der himmlischen Stadt der erlösten, starken Geister Gottes gewiß. Sehet Apg. 4, wie man zusammen beten muß, und wie sich der Erdboden unter der betenden Gemeinde von Jerusalem bewegt! Denket daran, wenn ihr im Hause des Herrn zusammenkommet — und weil ihr nicht hinausgehen und den Heiden predigen könnet, so werdet eins und entschließt euch, dem Herrn in gemeinsamen Gebeten seine Verheißungen für die Heiden vorzuhalten, und prediget in kindlichem Glauben dem Herrn Herrn von seinem gnädigen Willen und der Offenbarung seiner Hirtenliebe, auf die wir warten. Das, meine Freunde, sind die seligsten Missionsstunden, wenn man in den Kirchen zusammen für das Heil der Heiden betet, — und solche Stunden haben wir bereits, dürfen sie nicht erst gewinnen. Wir kennen die Gebete, die in unsern Versammlungen gebetet werden. Wir wissen, wenn im öffentlichen Gebete die Bitte kommt für die Diener und Hörer des Wortes, die Gott in seine Ernte senden wolle und die er allbereits gesandt hat. Auf den Augenblick, wo diese Bitte erschallt, harre die Gemeinde, die allen Heiden Heil und Frieden wünscht, — und wenn sie nun erschallt, da wollen wir die Worte mit dem Feuer unsers Herzens durchströmen, und das Opfer unsrer Lippen für der Heiden Heil dem Herrn mit heißer Inbrunst darbringen — und der Herr wird die kurze, aber volle Bitte, die wir einmütig und einhellig tun, aufnehmen in Gnaden, und wir selbst werden spüren, daß wir in kurzer Frist eine große und heilige, eine mächtige, heilsame Tat getan haben. — Und wenn wir einmal gehindert sind, liebe Brüder, im Hause des Herrn zum gemeinen Gebete gegenwärtig zu sein: wir kennen die Zeit, wo sich die Gemeinde versammelt,

und den Ton der Betglocke, welcher allen Abwesenden andeutet, daß die heilige Versammlung das Gebet des Hochgelobten betet, welche alle Abwesenden aufruft, in ihren Geschäften stillezustehen und im Geiste sich mit der Versammlung zu vereinigen. Das Zeichen komme uns niemals unverstanden, jedesmal ersohnt, und wir wollen heute eins werden, wir seien in, wir seien außerhalb der Kirche, beim Schalle der Betglocke das heiligste Gebet auch als ein Opfer für die Heiden darzubringen.

Thun wir das, meine Brüder, beten wir, lernen wir miteinander beten, lernen wir die selige Gemeinschaft des Gebetes kennen, üben und pflegen wir das kirchliche Gebet für die Heiden, dann bleiben die Gaben und irdischen Güter nicht aus, welche wir auf die Altäre Gottes zum Heile der Heiden niederlegen sollen. Wenn das Herz voll Gebetes ist, bleibt die Hand nicht ohne Gabe und selbst der Arme wird zuweilen sein Scherflein finden, dessen Gabe Jesus sieht und lobt. Die da ernstlich beten, werden im Geringeren nicht minderen Ernst beweisen. Beten ist eine größere Tat als Geben; es ist nicht möglich, daß einer beten könnte, ohne zu geben. Ein betend Herz kennt den wahren Reichtum und hat Freude daran, um Christi willen arm zu werden, welcher selbst arm geworden ist, um viele reich zu machen. Der, welcher seinen Heiligen Geist in unser Herz gibt, auf daß er uns beten lehre, schenkt uns denselben Geist auch dazu, daß wir frei werden von der Sklaverei des irdischen Besitzes und dem Herrn mit allem dienen, was wir haben und vermögen. Wer beten kann, würde gerne all seine Habe an ein Glas Narden wenden für Jesu Haupt; wie sollt er sie nicht anwenden zum Opfer, das dem Herrn ein süßer Geruch und im Trostbecher aller Heiden ein Tropfen werden kann.

So wenn es werden würde: wenn alle Christen ihre Pflicht darin erkennen und ihre Lust darin finden würden, den letzten Befehl des Herrn zu vollbringen, wenn jeder entweder ein Evangelist oder ein opfernder Priester zum Heile der Heiden würde: dann würde gute Zeit werden auf Erden und der Segen Abrahams würde mit Macht über die Heiden kommen. Ob es aber schon nicht allgemein so werden wird, so müsse es doch also werden im Kreise der Heiligen des Herrn, und die Deinen, o Herr Jesu, laß also tun. Ihr Leib, ihre Seele, ihr Hab und Gut sei dein. Opfernd und im beständigen, heiligen Dienste laß uns leben und sterben. An deinen Altären laß uns wohnen und bleiben: da gönne den irrenden Schwalben ihr Nest, bis wir von dannen fliegen und zu den Deinigen kommen und dir ewiglich Opfer und Anbetung bringen mit allen erlöseten Heiden aus allen Landen und aus allen Völkern. Wer das begehrt, der spreche: Amen.

9.

Rechenschaftsbericht

der Redaktoren der kirchlichen Mittheilungen aus und über
Nordamerika über das, was seit 1841 geschehen ist,
samt Angabe dessen, was sofort geschehen sollte

1847

Es war im Jahre 1841, daß ich bei einem Besuche in Erlangen den Stader Aufruf für die ausgewanderten deutschen Glaubensgenossen in Nordamerika sah. Ich nahm ihn mit und benützte ihn, um durch geeignete Mittheilungen aus demselben die Leser des Nördlinger Sonntagsblatts, dessen Redakteur ich nahe verbunden bin, mit der Noth unserer Stammesgenossen in Nordamerika bekannt zu machen und zu teilnehmender Fürsorge zu bewegen. Der Aufsatz, welchen ich lieferte, (Sonntagsblatt 1841 Nr. 2) blieb nicht ohne Erfolg, und es wurden theils mir, theils der Redaktion des Sonntagsblattes so viele Gaben zugestellt, daß wir bald eine Summe von 600 fl. beisammen hatten. Bereits während diese Summe heranwuchs, hatte sich zwischen mir und meinem Freunde Wucherer die Frage nach der zweckmäßigsten Verwendung des Geldes erhoben. Wir hätten es kurzweg an den Stader Verein einschicken können, da ja ein Aufruf von Stade unsere ganze Tätigkeit hervorgerufen hatte. Wir trugen aber damals Bedenken, es zu thun. Dagegen fanden wir es ganz tunlich, durch unsere geringen Erfolge die Tätigkeit des eben entstandenen Dresdener Vereins für Nordamerika zu unterstützen. Denn zu selbständigem Wirken hatten wir keine Lust, zumal wir, wie es schien, einen Verein hätten stiften müssen, also noch einen zu den vielen, welche ohnehin schon den Bewohnern unserer Gegenden eine Art von moralischem Zwang antaten. Man hatte uns auch immer gesagt, daß in einem Binnenlande, wie unsre Heimat ist, eine selbständige Missionsarbeit nicht gedeihen könne.

Da wir nun eben drauf und dran waren, unser Geld nach Dresden zu schicken, schickte uns seinerseits der Dresdener Verein einen jungen Mann zu, der für Amerika vorbereitet werden wollte, — und dadurch bekam unsre Sache eine unerwartete Wendung. Ein wackerer Schüler meines Freundes Wucherer, der Schuhmachergeselle Adam Ernst aus Ottingen, arbeitete zu Asch in Böhmen und las da den Hilferuf für Nordamerika. Schon längst hätte er gerne sein Leben dem Missionsberuf weihen mögen; nun wußte er erst recht, wohin, und sein Verlangen wendete sich zu den deutschen Lutheranern Nordamerikas. Seine Freunde in Asch bestärkten ihn in seinen Vorsätzen, und er bat deshalb den Dresdener Verein für die lutherische Kirche Nordamerikas um Ausnahme unter die Dresdener Jöglinge. Wäre er aufgenommen worden, so würde eben dadurch unser Entschluß, unsre Gaben nach Dresden zu schicken, befestigt und zur Ausführung gebracht worden sein. Allein die Dresdener Freunde wiesen den Bittsteller ab, und machten ihn aufmerksam, daß er in seinen heimatlichen bayerischen

Gegenden Gelegenheit genug finden könne, sich für eine heilbringende Tätigkeit in Nordamerika vorzubereiten. Ernst wandte sich nun an seinen ehemaligen Seelsorger, Herrn Pfarrer Wucherer, in dessen Sprengel er sein Handwerk erlernt hatte, — und nun hatten wir doch einen unverkennbaren Wink empfangen, die Sache selbständig anzugreifen. Wir taten also von außen her gedrungen, was zu tun wir nicht begehrt hatten.

Bald fand sich zu Ernst noch ein junger Mann, der Lodwebergesele Georg Burger von Nördlingen, wie das in den nordamerikanischen Mittheilungen, Nr. 1 des Jahrgangs 1843, von meinem Freunde Wucherer weitläufiger erzählt wird. Wir hatten nun zwei Schüler und mußten uns besinnen, wie wir es weiter anfangen wollten, um zu unserm Ziele zu kommen. Wir müssen gestehen, daß es uns ging, wie allen, die ein neues Werk ohn alle Unterweisung anfangen: wir wußten nicht Bescheid. Nur soviel sahen wir, daß wir aus unsern zwei Schülern nichts Großes machen könnten. Zwei Schullehrer, die etwa nebenher auf ihrem Handwerk arbeiten und sich ihren Unterhalt selbst verdienen könnten, — das war's, was wir aus ihnen machen wollten. Dazu hofften wir auch das noch aufbringen zu können, was außer den 600 fl. nötig war. Wir gaben zwar schon damals die Möglichkeit zu, daß sich unsre Arbeit erweitern könnte; aber ein Blick auf unsre Mittel überzeugte uns, daß wir für's erste alle weiteren Überlegungen sparen konnten. Nachdem die zwei jungen Männer genugsam vorbereitet schienen, gaben wir ihnen eine Ausstattung und eine Instruktion, so gut wir beide hatten, und ließen sie am 11. Julius 1842 gehen. Und nun hatten wir gute Ruhe und warteten, was weiter werden sollte.

Indes war im Sommer 1842 Pastor Wynken, von Geburt ein Hannoveraner aus Lesum, der aber nach vollendeten Studien nach Amerika gegangen war und bereits seit Jahren die jenseitigen Nothstände persönlich kennen gelernt hatte, nach Deutschland gekommen. Sein Nothruf war es, welcher von dem Stader Verein verbreitet worden war und in Deutschland allenthalben großen Eindruck gemacht hatte. Was er schriftlich angeregt hatte, blies seine persönliche Gegenwart allenthalben, wo er hinkam, zur hellen Flamme an. Er kam auch in unsere fränkischen Gegenden, und wie mancher schämte sich wohl, neben der brennenden Flamme seines Liebeseifers kühl zu stehen. Wir gewannen ihn herzlich lieb und er hinwiederum uns. — Nachdem er uns verlassen hatte, schickte er ein von ihm über die jenseitigen Zustände angefertigtes Manuscript an seine Erlanger Freunde, welche es zwar nicht für gut fanden, es ganz zu veröffentlichen; sie veranstalteten aber einen Auszug daraus, welchen sie in der Harleßischen Zeitschrift für Protestantismus und Kirche (S. Februarheft des Jahrgangs 1843) abdrucken ließen. Besondere Abdrücke dieses Auszugs wurden in reicher Anzahl allenthalben verbreitet.*) — Diese Schrift konnte zwar ihrer Beschaffenheit nach unter dem Volke keinen großen Anklang finden; aber in

*) Titel des Sonderdrucks: „Die Noth der deutschen Lutheraner in Nordamerika. Ihren Glaubensgenossen in der Heimat ans Herz gelegt von Fr. Wynken, Pastor in Fort Wayne in Indiana. Erlangen 1842 bei Theodor Bläsing.“

den gebildeteren Klassen hat sie nicht wenig Erbarmen und Mitleid für die deutschen Lutheraner Nordamerikas erweckt, und gewiß hat auch mancher von den Freunden, welche uns hernachmals die Hände gereicht haben, die erste Ermunterung durch Wynckens treffliches „Pamphlet“ (so nennt er's selbst in amerikanischen Zeitschriften) bekommen.

Während sich nun im Vaterland immer mehr Eifer für Nordamerika erzeugte, eröffneten sich in Nordamerika selbst immer mehr die Kanäle, dahin wir unsere Wasser (daß wir in Hoffnung prunkend reden) ergießen sollten. Bereits am 26. September 1842 waren Ernst und Burger in New York angekommen und trafen gleich hier am Gestade des atlantischen Ozeans den Mann, welcher ihnen, wie von Gott gesendet, zur Wirksamkeit verhelfen sollte. Dies war der vormalige Pfarrer von Newark bei New York Friedrich Winkler, welcher zum zweiten Professor am theologischen Seminar in Columbus berufen war, Liebe zum deutschen Vaterlande im Herzen trug und auf den Universitäten Deutschlands auch eine deutsch-theologische Bildung gewonnen hatte. Dieser sowohl, als Pastor Stohlmann an der St. Matthäuskirche in New York, fanden Wohlgefallen an dem bescheidenen Vorhaben der zwei jungen Männer und an ihrer Instruktion. Die letztere nahm Prof. Winkler, der ihnen voran nach Columbus reiste, in Abschrift mit sich und gewann damit den nachfolgenden Inhabern des Originals das Wohlwollen manches einflußreichen Mannes. Ja, als bald nach Ankunft Ernsts und Burgers eine Versammlung der Ohio-Synode gehalten wurde, fanden unsere Boten und deren Instruktion so viel Beifall, daß ein eigener Ausschuß der Synode ernannt wurde, durch den uns die Synode zur Fortsetzung unserer Bemühungen in der angegebenen Weise ermuntern ließ. S. kirchliche Mittheilungen aus und über Nordamerika. Jahrgang 1843, Nr. 2. — Daß uns ein so schneller und glücklicher Erfolg nicht wenig anfeuerte, ist begreiflich, und wir wundern uns jetzt noch mehr darüber als im Anfang, weil wir seitdem oft genug erfahren haben, wie schwer sich die jenseitigen Synoden auf Vorschläge und Pläne einlassen, die nicht auf amerikanischem Boden gewachsen sind.

Zugleich erfuhren wir, daß Ernst und Burger eine ganz erwünschte Stellung in Columbus selbst gefunden hatten. Ernst war bald nach seiner Ankunft in Columbus schon in voller Arbeit als Schuhmacher, und wartete zu, ob sich für ihn eine Gelegenheit zeigen wollte, im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Burger, dessen Handwerk (Lothweberei) jenseits keinen Boden fand, war gezwungen, sich alsbald um Erreichung des Zwecks zu bemühen, zu dem er nach Amerika gegangen war. Es zeigte sich auch bald für ihn die Aussicht, in Columbus selbst eine deutsche Schule zu errichten. Da er jedoch Lust hatte, ins Seminar einzutreten und sich noch mehr auszubilden, überließ er seinem Freunde Ernst die Schule. So versah denn Ernst anfangs die Schule mit steigendem Glück und arbeitete dabei abends auf dem Handwerk; Burger hingegen studierte im Seminar und gab der Vorbereitungsklasse dabei Unterricht im Lateinischen.

Nach Eintreffen dieser Nachrichten traten wir mit mehreren teilneh-

menden Freunden in Nürnberg zusammen und besprachen uns, welche Mittel und Wege zu ergreifen seien, um die Sache emporzubringen. Bei dieser Beratung war man nicht völlig einig, ob man vor allen Dingen die Lehrkräfte des Seminars vermehren oder sich mit fernerer Ausrüstung von jungen Männern wie Ernst und Burger befassen sollte. Jenes schien die gründlichere Hilfe, allein nicht bloß fehlten die Männer, welche zu Seminarprofessoren taugten, sondern auch die Mittel, ihnen ein sorgenfreies Leben und Wirken zu sichern. Auch war zu befürchten, daß eine nicht verlangte Hilfeleistung dieser Art, welche den bereits angestellten Professoren zu nahe getreten wäre, gar nicht angenommen werden würde. Hätten wir die Sache gekannt, wie wir sie hernach kennen lernten, wir würden gar keinen Gedanken gefaßt haben, für das Seminar zu sorgen, — für welches ein Direktorium besteht, das leicht als Eingriff in seine Rechte und Pflichten deuten konnte, was wir aus Sorge für das Wohl unserer Brüder geraten und angeboten haben würden, und als tadelnden Vorwurf jede Verbesserung, welche wir vorgeschlagen hätten. Wir hielten es darum für gut, genau das zu tun, was die Ohio-Synode von uns gewünscht hatte, nämlich Zuweisung von mehr jungen Männern, wie Ernst und Burger waren, — und außerdem (denn auch das war gewünscht worden) Zusendung von Büchern.

Auf derselben Versammlung in Nürnberg wurde man auch eins, die „kirchlichen Mittheilungen aus und über Nordamerika“ herauszugeben. Für einen zu gründenden Verein zur Abhilfe der Noth unserer Brüder in Nordamerika glaubte man theils keine Genehmigung erlangen zu können, theils hatte man auch keinen Willen. Sollte nun die ganze Sache innerhalb der Grenzen eines Privatunternehmens geführt werden, so durfte keine Sammlung von Beiträgen, keine Aufforderung zum Geben usw. veranstaltet werden, und doch mußte man mehr Mittel in die Hand bekommen, als wir selber zu schaffen vermochten. Diese glaubte man denn durch die massenhafte Verbreitung der nordamerikanischen Nachrichten zusammenbringen zu können. Zwar sah man vornherein, daß die Noth der amerikanischen deutschen Lutheraner vielen nicht zu Herzen gehen würde, daß die im Blatte zu gebenden Nachrichten für viele kein Interesse haben würden; aber man hoffte, durch eine Anzahl einflußreicher Freunde dem Publikum für die Abnahme dieses Blattes andere Gründe als die des bloßen Lesens zur Erbauung und Unterhaltung beibringen zu können. Man wollte ein Blatt zu 1 Kr., den ganzen Jahrgang von zwölf Blättern zu 12 Kr. verkaufen und den Leuten sagen: Wenn ihr ein solches Blatt nehmt, unterstützt ihr eben damit die Sache, die ihr, wenn ihr wollet, aus dem Blatte selber näher kennenlernen könnt. — Sie sollten also das Blatt aus Barmherzigkeit für die nordamerikanische Noth kaufen; nicht war die Meinung, für jedes Blatt einen Leserkreis zu gewinnen, welcher dann zusammen den kleinen Betrag gezahlt hätte, sondern ein Mann ein Blatt — wenn nicht jeder Mann mehrere Blätter, das sollte bei der Verbreitung Grundsatz sein. Der Grundsatz wurde auch wohl aufgefaßt, wie die anfängliche

Verbreitung bewies. Hernach scheint er mehr und mehr in Vergessenheit gekommen zu sein, und es wurden dann dieselbigen Forderungen und Ansichten, wie sie bei andern Blättern üblich sind, auf die nordam. Mittheilungen angewendet. Die Verbreitung dieses Blattes hat darum — wenn man bloß aus der Anzahl der verbrauchten Exemplare den Schluß machen will, nicht zu sondern abgenommen. Doch werden noch immer 5500 Exemplare gedruckt und auch ziemlich abgesetzt.

Was die Gestalt des Blattes anbelangt, so war man von Anfang fern davon, durch dasselbe die Zahl der populär sein sollenden Missionsblätter voll Histrorien, Bildchen und pietistisch stereotyper Reden zu vermehren. Das Blatt sollte eine Art Aktensammlung sein und es den Freunden der Sache durch Darlegung von Thatfachen möglich machen, ihren Zusammenhang und historischen Verlauf festhalten zu können. Freilich täuschten wir uns so ziemlich in der Hoffnung, daß die Sache selbst interessant genug sei, um zum Lesen der Blätter, zur Kenntnissnahme ihres Verlaufs Lust zu machen. Die Sache wuchs, die Blätter wurden bisher von Jahr zu Jahr interessanter, — aber wie erstaunten wir oft, wenn uns selbst von Freunden des Unternehmens Fragen vorgelegt wurden, auf welche sie sich, wenn sie die Blätter gelesen hätten, die Antwort völlig genügend selber hätten geben können. Es war uns manchmal wunderbar zu Mute, wenn wir merkten, daß unser Mahnen, vom Blatt Notiz zu nehmen, gerade so aufgenommen wurde, als gelte es eine Anerkennung unsers Schreibens und Tuns, an dem uns doch in der That gar nichts läge, wenn nur die Sache bei Missachtung bestehen könnte. — Wir haben oft gegenseitig geäußert, wie gern wir die ganze Sache im tiefsten Schweigen treiben würden, wenn wir nur in Deutschland oder wo sonst tausend Männer fänden, deren jeder im Jahr hundert Gulden für Amerika verschaffte.

Jedoch zurück zur Sache. Bald nach jenen ersten rein erfreulichen Nachrichten aus Nordamerika enthüllten sich die Schattenseiten. — Das Seminar in Columbus hatte in Winkler einen zweiten Professor gefunden; der erste war ein gewisser Herr Schäffer, der in Nordamerika keinen ganz bedeutenden Namen zu haben scheint. In diesen beiden Männern begegneten sich zwei verschiedene Richtungen: Winkler war deutsch gesinnt und drang darauf, daß das Seminar deutsch und lutherisch im eigentlichen Sinne sei. Schäffer hingegen war bereits dem Englischen zugeneigt und dem Deutschen schon ziemlich entfremdet, wie er sich denn in seinem ersten Schreiben an uns ausgebeten hatte, englisch schreiben zu dürfen; so abhandengekommen war ihm bereits die Fähigkeit und Lust, deutsch zu schreiben, und wie er englisch gesinnt war — so war — was sehr oft zusammengeht — seine Überzeugung auch nicht allwege dem Bekenntnis der lutherischen Kirche ähnlich. Wenigstens haben wir's nicht anders finden können. Die beiden Richtungen stießen sich im Seminar durch ihre beiden Vertreter — und um das hier gleich zu bemerken, der Gegensatz war um so unversöhnlicher, da Winkler den Buchstaben der Seminarconstitution, die ganz deutlich und lutherisch klingt, für sich hatte. Die Seminaristen, unter denen Burger

während seines Dortseins kein unbedeutendes Ingrediens war, schlugen sich meist auf Winklers d. i. auf die deutsche Seite — und es begann nun eine Zeit des Ringens und Kämpfens, welche notwendig in den gegenwärtigen Zuständen ihr Ende finden mußte. Wir kommen darauf zurück.

Dieselben Gegensätze, wie im Seminar, fanden wir auch bald in den Gemeinden, unter den Pfarrern, auf der Synode, welche uns durch einen eigenen Ausschuß zur Fortsetzung unserer Fürsorge ermuntert hatte. Die Gemeinden waren aus mancherlei protestantischen Parteien zusammengesetzt, die Kirchen hießen reformiert-lutherische, die Pfarrer waren verpflichtet, nichts gegen die Unterscheidungslehren der verschiedenen Parteien zugleich zu lehren, aus denen die Gemeinden zusammengesetzt waren, sie mußten beim Sakramente Formen wählen, mit denen sie sich vor allen Parteien rechtfertigen konnten. An eine Bemühung, die Deutschen bei deutscher Sprache und Sitte zu erhalten, war obnehin kaum zu denken. Man war bereits zu überzeugt, daß Ohio dem Juge und der Strömung des Anglizismus auf die Dauer nicht widerstehen könnte, als daß man es der Mühe für wert gehalten hätte, das drohende Unglück, vom englischen Wesen verschlungen zu werden, noch wenigstens eine Weile hinauszuschieben.

Bereits dämmerte damals (1843) die Überzeugung, daß Gottes Absicht, in welcher er unsre Freunde nach Columbus geführt hatte, nicht war, ihnen dort einen bleibenden Wirkungskreis anzuweisen, sondern nur, ihnen dort im lebendigen Widerstreit der kirchlichen und sprachlichen Gegensätze Gelegenheit zu verschaffen, das recht klar kennen zu lernen, was unsern Brüdern in Nordamerika not tat und tut. Der Herr hatte uns in Ohio auf die Grenze des Ostens und Westens von Nordamerika gestellt: hinter uns lag das Gebiet jener „verpfuschten“ Richtung eines englisch-lutherischen Wesens in seinen verschiedenen Schattierungen; vor uns lagen die unabhsehbaren Strecken des Westens und seines unbebauten Landes voll neuer oder noch nicht lang angekommenen Ansiedlern, unter denen uns eher gelingen konnte, deutsch-lutherische Gemeinden zu gründen. Das letztere wollten wir: es lag uns mehr an dem lutherischen Elemente, als an dem deutschen; wir sahen aber, daß dort beide sehr ineinander greifen und daß wir nur zum Unheil unserer ganzen Sache von dem deutschen Elemente absehen konnten. Überdies ist es ja doch natürlich, daß Deutsche unter deutschen Auswanderern ihr kirchliches Werk deutsch treiben.

Während uns nun das alles immer klarer wurde, veränderte sich jenseits die Lage unserer beiden Freunde und sie bekamen nach und nach so viele Verstärkung, daß, was sie erkannt hatten, von ihnen auf eine nachdrücklichere Weise behauptet werden konnte. Zuerst verließ Ernst Columbus und übernahm eine Gemeinde in Union Co, Ohio, in deren Mitte er am 25. Juni 1843 seine Antrittspredigt hielt. (S. Kirchl. Mitteilg. 1843 Nr. 4 und 9, 11.) Dagegen kam der ehemalige Schulverweser von Wattenbach (Pfarrei Immeldorf) Paul Baumgart, ein redlicher Proselyt aus den Juden, am 18. November in Columbus an und nahm die von Ernst ver-

lassene Schule wieder auf. (Kirchl. Mitt. 1845 Nr. 7, 8, 10, 12; 1844 Nr. 2.) — Burger hatte auch das Seminar verlassen und in van Buren Township, Hancock Co., Ohio, am 18. Oktober seine erste Gemeinde angenommen. (S. Kirchl. Mitt. 1845 Nr. 9, 12.) — Baumgart war mit Herrn Dr. Sihler, von Geburt einem Schlesier, welcher sich mit dem Dresdener Verein für die deutschen Luthreraner in Amerika in Verbindung gesetzt hatte, übers Meer gefahren, und dieser, welcher gleich anfangs mit unsern Freunden Ernst und Burger zusammentrat und für sie und fast für alle nachfolgenden Boten aus Deutschland der richtige Mittelpunkt wurde, nahm in Pomeroy, Meigs Co., Ohio, zwei Gemeinden an. — Am 18. Junius 1844 fuhrn Georg Wilhelm Hattstädt von Langenzenn, Konrad Schuster von Cadolzburg und Johann Georg Zwerner aus Haag von Bremen ab (s. Kirchl. Mitt. 1844, 10) und kamen am 29. Juli wohlbehalten in New York an. Der erstere sollte Geistlicher, der zweite Schullehrer, der dritte Kolporteur sein. Dem letzteren gelang es nicht. Er setzte mit Hilfe der übrigen Freunde die ihm mitgegebenen Bücher ab und verrechnete das Geld; aber wir konnten ihn nicht mit den nötigen Mitteln versehen, um das Geschäft in einer erklecklichen Weise zu betreiben, und er selbst verstand nicht genug Englisch, um sich bei seinen Reisen im Lande umher genugsam helfen zu können. Schuster wurde Schullehrer bei Dr. Sihler in Pomeroy (Kirchl. Mitt. 1845, 2) und Hattstädt Pfarrer in Monroe, Michigan, wo er am 9. Oktober 1844 ordiniert wurde. (Kirchl. Mitt. 1845, 1.) — Am 5. September 1844 fuhr auch der Kandidat August Schmidt aus Mecklenburg von Bremen nach Amerika ab. Mit diesem, der sich mit unsern Dresdener Freunden in Verbindung gesetzt hatte, reiste Andreas Sauerpelt von Haag bei Wunsiedel, der das Altdorfer Schullehrerseminar verlassen und sich eine Weile privatim auf die Übernahme des geistlichen Amtes vorbereitet hatte. (Kirchl. Mitt. 1844, 12; 1845 Nr. 1.) Sie kamen am 19. Oktober in New York an. Schmidt übernahm die Gemeinde in Cleveland am Erie See, und Sauerpelt begab sich ins Seminar nach Columbus, um dort seine Studien zu vollenden. Es waren also Ende des Jahres 1844 aus zwei Arbeitern bereits acht geworden, Zwerner nicht gerechnet. Rechnen wir, wie billig, den Professor Winkler zu den Unsrigen, so waren ihrer neun.

¹ Zwar waren diese neun auf der im Jahr 1844 zu Janesville, Ohio, versammelten Synode nicht alle zugegen, wie das ja der Zeit nach auch nicht möglich war. Aber die zugegen waren, taten zusammen mit einigen damals Gleichgesinnten redlich das Ihrige, und Gott gab seinen Segen, daß der deutsch-lutherischen Sache ein — freilich nur vorübergehender — Sieg gewonnen wurde. — Im Seminar zu Columbus waren schon geraume Zeit vor der Synode die Gegensätze so hart aufeinandergestoßen, daß beiden Professoren, Schäffer und Winkler, von dem Direktorium auferlegt wurde, ihr Amt niederzulegen. Da sich die Studenten auf Winklers Seite geschlagen hatten, so mußte wohl Schäffer dem Befehle Gehorsam leisten und das Seminar verlassen; Winkler aber fuhr fort zu lehren und es wurde

ihm auch nachträglich vom Direktorium befohlen, fort zu lehren. So schien denn das Seminar dem deutschen Elemente wieder gewonnen zu sein. Aber es schien nur so, es war alles zu fürchten, wenn bei der Synode die Sache zur Verhandlung käme. Wider alles Vermuten aber drang auf der Synode zu Janesville die deutsche Richtung durch. Die englische Sprache als Lehrmittel wurde verabschiedet, deutsche Sprache und Art behielt den Sieg. Freund und Feind war durch diesen Erfolg überrascht worden. Die ersten Berichte waren voll Freuden. Kaum trauten wir unsern Augen, als wir sie lasen. (Kirchl. Mitt. 1844, 11; 1845, 2.)

Nachdem die Synode von Janesville auseinandergegangen war, begannen die englisch gesinnten Glieder derselben sich auf die Synode des folgenden Jahres 1845 vorzubereiten, um wo möglich die Beschlüsse von 1844 wieder umzustossen. Sie schlossen sich eng untereinander zusammen und warben, soviel sie konnten. Unsere Freunde merkten bald nach der Synode von Janesville, wie es in Lancaster, wo die Synode im Jahre 1845 zusammentreten sollte, ergehen würde, und als die Trinitatiswoche 1845 herankam, war vor der Schlacht der Sieg schon auf Seiten der Englischen, denn sie hatten die Stimmenmehrheit gewonnen. Die Stimmung war auch eine solche geworden, daß eine Bittschrift um Abstellung offener Mißbräuche, welche der Synode von unsern Freunden überreicht worden war, in keinem einzigen Punkte berücksichtigt wurde. Unsern Freunden blieb nun nichts übrig, als sich von der Ohio-Synode, die auf eine solenne Weise sich gegen die ganze deutschlutherische Richtung erklärt hatte, auf eine ebenso solenne Weise loszusagen. Sie — und mit ihnen die indes neu angekommenen Arbeiter, von denen wir gleich reden werden, traten am zweiten Sonnabend des Septembers 1845 im Cleveland zusammen, berieten sich vom 15. bis 18. September und unterzeichneten am letzten Tage den Absagebrief an die Ohio-Synode, welchen wir Kirchliche Mittheilungen 1846 Nr. 1 mitgeteilt haben. (Vergl. 1845, 10, 12.)

So war denn eine Verbindung aufgelöst, welche beiderseits unter schönen Hoffnungen geschlossen war. Es schied sich, was von Anfang her sich nicht vereinigt hätte, wenn man sich beiderseits richtig erkannt hätte. Indes dürfen wir nicht vergessen, daß dennoch die verlassene Ohio-Synode zur Wahrheit ganz anders steht als die sogenannte Generalsynode, deren Häupter die Herren Schmucler, Kurz und Morris sein werden. Der Lutheran Observer und die Lutherische Hirtenstimme, beides Organe dieser englisch-lutherischen Fraktion, reden in einem Tone, welcher von dem Tone, den man im Organ der Ohio-Synode, dem Lutheran Standard, findet, sehr verschieden ist. Wir haben einen großen Teil des vorigen Jahrgangs vom Lutheran Observer und Lutheran Standard vor uns. Der letztere freundet uns mehr an, als wir gehofft hätten, während der Lutheran Observer uns fremd und fern steht. Ist gleich auch der Standard ganz offen und unverhohlen auf der Seite des Anglogermanismus (Anglizismus), wie das von einem in englischer Sprache geschriebenen Blatte nicht anders zu erwarten ist, so opponiert er doch andererseits frei der Gettys-

burger Richtung, will von der Worlds Convention in London und vom Anschluß an die Quasi-Generalsynode nichts wissen, empfiehlt seinen Lesern die symbolischen Bücher, von denen englische Übersetzungen angeboten werden, und übersetzt ihnen nach und nach so streng lutherische Bücher, wie *Summius' Epitome Credendorum* ist usw. — Möge, wenn auch in Ohio die deutsche Richtung keinen Halt mehr finden soll, doch die lutherische Bestand haben, und die Ohio-Synode es wenigstens als ihren Beruf erkennen, wahrhaft lutherische Literatur in englischer Sprache herbeizuschaffen und die lutherische Kirche unter den Englisch-Redenden zu vertreten.

Auf dem Konvent zu Cleveland waren anwesend: Winkler, Sihler, Wyncken, Ernst, Burger, Selle, Schmidt, Husmann, Richter, Deger, Romanowski, Schuster, Hattstädt, Trautmann, Baumgart, Lochner, Kornbausch und zwei Jöglinge von Winkler und Sihler, namens Wernle und Fricke. Selle, Husmann, Richter, Wernle und Fricke sind nicht von uns ausgegangen; einerlei Gesinnung und Streben verband sie aber mit unsern Freunden. Wyncken hatte seine Gemeinde in Fort Wayne verlassen und Gemeinden in Baltimore, Maryland angenommen, wodurch er von dem Kampfplatz und Wirkungskreise unserer Brüder so weit entfernt wurde, daß er an ihrem Tun und Kampf keinen eigenen Anteil nehmen konnte. Baumgart hatte, wie Professor Winkler, nach der Synode von Lancaster Columbus geräumt und eine große Schule bei Wyncken in Baltimore angenommen; Winkler war Pastor in Detroit, Michigan geworden. Deger, Romanowski, Trautmann, Lochner und Kornbausch waren mit Pastor Krämer am 20. April 1845 von Bremen abgefahren und am 2. Junius in New York angelangt. Sie waren außer Kornbausch, welcher auf eigene Faust eine Wirksamkeit für die lutherische Kirche in Nordamerika suchte und auch wirklich fand (er ist Schullehrer in der Nähe von Monroe, Michigan), fürs Pfarramt bestimmt und fanden auch alle in kurzer Zeit Arbeit genug. (Vgl. Nr. 45. 46.) Von Romanowski haben wir beizumerken, daß er in näherer Verbindung mit unsern Dresdener Freunden steht und von der Gemeinde in Pomeroy anstatt Sihlers, der Wynckens Gemeinde in St. Wayne annahm, zum Pastor erwählt wurde.

Während nun die neu angekommenen Boten ihre Arbeitsplätze suchten und auch fanden, trat, besonders auf Betrieb von Sihler und Ernst, ein Gedanke ins Leben, welcher von unverkennbarer Wichtigkeit für die ganze Sache war. Man sah es, wie gesagt, kommen, daß die Verbindung mit der Ohio-Synode von keiner langen Dauer sein konnte, daß ein Riß erfolgen würde. Daß diese Voraussicht mit Schmerz verbunden war, versteht sich. Zu Heil und Frieden unsrer Brüder hatten wir jenseits das Werk angenommen, und doch hießen und heißen wir exklusiv, die wir gerne alles vereinigt sähen, was vereinigt sein kann, und keine Verbindung lösen möchten, die Gott zusammengefügt hat. Desto herzlicher sehnten wir uns darnach, daß unsre Freunde jenseits einen Anschluß finden könnten. Nun

hatten wir das Beste von jenen sächsischen Geistlichen und Gemeinden vernommen, welche von dem berüchtigten Stephan nach Amerika geführt, schrecklich getäuscht, aber auch durch Gottes Zügung gnädig enttäuscht und durch das Feuer einer heißen Prüfung geläutert worden waren. Deshalb gaben wir auch bereits 1844 unsern abreisenden Freunde Hattstädt den Auftrag, über New Orleans und den Mississippi hinauf zu reisen, die Ansiedlungen der Sachsen und namentlich den Pastor Karl Ferdinand Wilhelm Walther in St. Louis zu besuchen und womöglich eine Einigung anzubahnen. Hattstädt war verhindert, den Plan auszuführen, überlieferte aber ihn und alle unsere zu dem Behufe aufgeschriebenen Fragen an Ernst, welcher dann mit Sibler über die Ausführung verhandelte. Beide, Sibler und Ernst, suchten erst eine schriftliche Verbindung herzustellen, und als das trefflich gelungen war, reisten beide, und mit ihnen in eigenen Angelegenheiten Lochner, im Mai 1846 nach Louis, wurden vortrefflich aufgenommen, und zusammen mit den Freunden in Missouri arbeiteten sie jene „Vorlagen zu einer evangelisch-luth. Synodalverfassung“ aus, welche wir Kirchl. Mitt. 1846, S. 9. mitgeteilt haben. Im Julius darauf kamen die Pastoren Walther und Löber zu der Kirchl. Mitt. 46, 10 berührten Konferenz unserer Brüder in Fort Wayne, die Synodalvorlagen wurden modifiziert angenommen und beschlossen, daß man ein Jahr lang dieselben prüfen und den Gemeinden bekannt machen wolle, um sich dann bei der im Jahre 1847 nach Chicago, Illinois, angesetzten Konferenz — welche nun bereits vorüber sein wird — nach nochmaliger Beratung zu einer großen, aus mehreren kleineren zusammengefaßten Synode zu vereinigen.

Die Synodalvorlagen entsprechen nun freilich dem nicht, was wir unsern nordamerikanischen Brüdern, von Schrift und Geschichte belehrt, ausgedacht hatten. Aber jedenfalls sind sie mehr geeignet, einer werdenden sichtbaren Gemeinde Gottes in Nordamerika zum Zusammenhalt zu dienen, als was wir sonst von Kirchen und Synodalordnungen aus Nordamerika empfangen und gelesen haben. Während wir uns mit denselben weit vom Ziele einer wahrhaft schriftmäßigen Kirchenverfassung sehen und fühlen, sind sie für Nordamerika ein Fortschritt, gegen den sich die independentische und republikanische Gesinnung jenseitiger, auch wackerer Gemeinden widersetzen dürfte. Wir sind sehr begierig, zu vernehmen, was auf der Konferenz von Chicago definitiv beschlossen wurde, und wollen darum fürs erste über unsere Verfassungswünsche gar nichts sagen. — Jedenfalls aber dürfen wir vertrauen, daß zwischen unsern Freunden und den sächsischen Brüdern in Missouri, Illinois usw. eine Kirchengemeinschaft aufgerichtet ist und fortbestehen wird, — und damit ist viel geschehen. Diese Einigung stärkte Gott und mehrte auch ferner die Zahl seiner Knechte, d. i. solcher Knechte, die — entschieden und liebelustig zugleich — Säulen einer wahren Gemeinschaft der Heiligen sein und immermehr werden können.

Während jenseits die Wirksamkeit unserer Freunde immer bedeutender

wurde, boten sich im Vaterlande immer mehr junge Männer theils aus dem Handwerksstande, theils aber auch aus dem Schulstande für den Dienst der Kirche an. Dadurch trat die Frage immer bestimmter hervor, wie man sie bilden, zu welchem Maße von Erkenntnis und Tüchtigkeit man sie fördern müßte, ehe man sie in das amerikanische Arbeitsfeld gehen ließe. Eine eigentlich gelehrte Bildung zu geben, war nicht einmal in unserer Macht, und die meisten unserer Kandidaten für Amerika wären dazu wohl auch zu alt gewesen, gar nichts zu sagen davon, daß die Not unserer Glaubensbrüder den langsamen Weg gelehrter Bildung geradezu verbot. Wir waren überzeugt, daß unter unsern Freunden in Amerika auch gelehrte Männer sein müßten; aber wir hofften immer, es sollten sich aus den theologischen Kandidaten des Vaterlandes zuweilen etliche finden, welche den Wirkungskreis in Amerika dem vorzögen, der sich für sie im Vaterlande finden könnte, — und wir haben uns auch in unserer Hoffnung nicht getäuscht. Zwar aus unserm Franken und Schwaben fand sich bisher kein theologischer Kandidat, der neben der erforderlichen Tüchtigkeit auch Erlaubnis der Eltern gefunden hätte zu gehen; aber in Hannover fanden und finden sich immerzu erwünschte Arbeiter aus dem Kandidatenstande, so daß wir aller Sorge, als möchte unser Werk in Amerika auf die Dauer die nötigen gelehrten Kräfte zu seinem Bestehen entbehren, uns ruhig entschlagen können. — Es fragte sich also, wie aus Handwerkern und jungen Schullehrern in möglichster Bälde tüchtige Leute für Kirchen und Schulen in Nordamerika herangezogen werden könnten. Die Erfahrung belehrte uns, daß bloße Schullehrer zur Abhilfe der jenseitigen Not nicht genug leisten könnten; man brauchte Leute, welche zugleich Pfarrer und Schullehrer sein konnten. Sollten wir uns eine Bildung zum Ziele stecken, wie sie auf gewöhnlichen Missionsseminarien erreicht wird? Das wollten wir nicht. Wir hatten oft genug Gelegenheit gehabt, Zöglinge von Missionsseminarien kennen zu lernen, und es war uns immer widerlich aufgefallen, daß sie so gar viel Ähnliches mit den meisten unserer jungen, eben aus dem Seminare entlassenen Schullehrern hatten. Es schien uns von dem Seminarleben und der Seminarbildung überhaupt manch auffallendes Übel kaum getrennt werden zu können. Wir entschlossen uns daher, mutatis mutandis uns die ersten Herrnhuter Missionare zum Vorbild zu nehmen und Nothelfer zu erziehen, welche, durch ihre Bildung zur Einsicht angewiesen, nichtsdestoweniger ganz bestimmt wüßten, was sie sollten und wollten, und mit den Mitteln vertraut wären, welche zur Erreichung ihres Zweckes dienen konnten. Je länger wir dem Gedanken nachgingen, desto mehr empfahl er sich uns und desto freudiger wurden wir, ihn zu verfolgen. Ob freilich, was wir wollten, von uns auch erreicht wurde? Ob nicht unser eigenes Tun zuweilen seminarmäßig wurde? Ob unsere Freunde in Amerika nicht bald dem Standpunkt untreu wurden, auf den wir sie gestellt hatten, und unter dem eiteln amerikanischen Geschlechte nicht eilends ihre Bildung als eine Art Seminarbildung geltend zu machen Lust bekamen? — Das und dergleichen sind Fragen, die wir gar nicht um unserwillen unbeantwortet

lassen. Jedenfalls aber dürfen wir versichern, daß unsere Freunde, wenn sie nach oft sehr kurzer Vorbildung und Vorbereitung in die jenseitige Anstalt eintreten, sich als sehr bildungsfähig erwiesen und schnell zu einer amtlichen Tüchtigkeit heranreisten, welche den Vergleich mit der Tüchtigkeit anderer ganz wohl aushält. Wir dürfen es, auch angesichts der Feinde dieser Sache, wagen zu versichern, daß die Leistungen unserer Nothelfer bisher keineswegs hinter denen so mancher studierten Jünglinge zurückgeblieben sind.

Bei der großen Anzahl derjenigen, welche sich für den Dienst der Kirche in Nordamerika anboten und bei der Verschiedenheit ihrer Gaben und Ausbildung mußten sich mehrere Pfarrer in den Unterricht teilen; einer mußte sogar auf eine Zeitlang einen Gehilfen annehmen. Dennoch stand diese Schularbeit in keinem Verhältnis zu unsern Amtsgeschäften, und wir mußten sehnlich wünschen, daß für die Ausbildung amerikanischer Nothelfer in anderer Weise gesorgt würde. Da nun ohnehin die Hoffnung, die wir eine Zeitlang gefaßt hatten, daß das Seminar von Columbus deutsch-lutherische Prediger ausbilden würde, dahinsiel, lag es um so mehr im Interesse unserer ganzen Sache und ihrer Vertretung in Nordamerika, das Columbus-Seminar schnell und gut zu ersetzen. Schon während die Sache von Columbus noch schwebte, hatten wir die nötigen Vorschläge gemacht, und da die Brüder in Nordamerika noch rechtzeitig sich für Annahme derselben erklärten, schickten wir ihnen bereits im Herbst 1846 elf Schüler, die schon ziemlich vorbereitet waren, in der Person des Herrn Kandidaten Wolter aus Hamburg einen ganz tüchtigen zweiten Lehrer und zum Ankauf und zur Einrichtung von Lokalitäten mehrere tausend Gulden, die wir — ein wenig mühselig — zu diesem Zwecke aufgebracht hatten, und Dr. Sihler als Vorstand und erster Lehrer der Anstalt konnte also eher, als er selber hoffte und dachte, — noch 1846, das Seminar eröffnen. Alle einlaufenden Berichte beweisen, daß wir in Sihler und Wolter die rechten Leute getroffen haben, an denen ein Nothelfer-Seminar heranwachsen kann, und die selbst mit ihrer Anstalt groß werden können. — Unsere Lehrtätigkeit besteht deshalb im Heimatlande nur noch darin, Jünglingen, die sich bereit erklären, in das Seminar von St. Wayne eintreten zu wollen, zur Prüfung ihrer Gaben und Gesinnung einen Vorbereitungsunterricht zu geben, ein Geschäft, welches wir mit einer Anzahl von jungen Theologen in Nürnberg und Augsburg teilen dürfen. Erprobte junge Leute gehen dann von uns nach St. Wayne.

Diese Seminarangelegenheit wurde auf dem Konvent zu St. Wayne im Jahre 1846 des näheren besprochen, und unsere sächsischen Brüder brachten eine interessante Frage auf, für deren bejahende Beantwortung man sich auf jenem Konvente vorläufig entschied.

Sie hatten nämlich selbst schon länger her eine Anstalt in Altenburg, Missouri, zur Ausbildung von gelehrten Theologen gestiftet. Rektor Gönnert und Pastor Löber leiten sie und führen die jungen Leute von den Anfängen aller Erkenntnis in deutscher Weise stufenaufwärts bis ans

Ende derjenigen Studien, welche man hier zulande auf Universitäten macht. So löblich das ist, so geht doch auf diesem Wege die Sache nur langsam vorwärts, und die amerikanische Kirche kann die Früchte dieser Anstalt nur spät und wegen Armut derer, welche sie aufrecht erhalten, nur spärlich genießen. Da kam man denn bei dem St. Wayne Konvent auf den Gedanken, ob es nicht am besten wäre, das Seminar von Altenburg mit dem von St. Wayne zu vereinigen. Die Meinung war nicht, daß eine Anstalt in die andere übergehen sollte: der gelehrte Kurs sollte neben dem Nothelferkurs bestehen, und die Freunde hofften guten Einfluß des einen auf den andern. In Bedeutung hätte nun dadurch allerdings die ganze Sache in St. Wayne gewonnen, auch wäre durch die Vereinigung eine kräftige Demonstration der Einigkeit zwischen den sächsischen Brüdern in Missouri und unsern Freunden gegeben worden, — und das mag's denn auch gewesen sein, was den Konvent von St. Wayne zur vorläufigen Befähigung der Vereinigungsfrage bewog. Wir unsrerseits, die wir ja nur dienen wollen und uns zwar bescheiden, im Urtheil über die zweckmäßigsten jenseitigen Anordnungen hinter unsern Brüdern zurückzustehen, widersprechen dem Vereinigungsgedanken nicht geradezu: aber das Nebeneinanderstehen der beiden Anstalten hatte doch auch seine bedenklichen Seiten, und wenn man die Menschen nahm, wie sie sind, konnte man sich einen andern als segensvollen Einfluß der einen auf die andere denken. Wir äußerten deshalb unsere Bedenken, bauten möglichst richtig am Nothelferseminar fort und überließen es der heurigen Konferenz von Chicago (oder wohin sie etwa verlegt worden ist), einen endlichen Entschluß zu fassen. Irren wir nicht, so wird die Frage heuer mehr verneinend beantwortet werden, und unsere Liebe und Sorge wird sich auf zwei Anstalten zu erstrecken haben. Jedenfalls ist für die gegenwärtigen Verhältnisse Nordamerikas die Nothelferanstalt die wichtigste. — Vielleicht bewahrt aber auch sie ihren Charakter nicht völlig rein, vielleicht schließt sich an sie in kleinen Anfängen ein Kurs gelehrterer Ausbildung für die Fähigen an. Wenigstens treibt jetzt schon ein trefflich befähigter Schüler (Lange) außer dem Latein, was mehrere lernen, Griechisch und Hebräisch. Er war schon vor seinem Abgang aus Deutschland fähig, das griechische Neue Testament mit leichter Mühe zu lesen und zu verstehen und ihm vorgesagte hebräische Psalmenverse ohne Anstand ins Deutsche zu übersetzen.

An die neuentstehende Synode und das Seminar von St. Wayne wird sich von nun an alles anschließen, was von uns ausgeht. Außer den eils Seminarerschülern und Herrn Kand. Wolter, welcher zweiter Lehrer am Seminar St. Wayne geworden ist, gingen im Jahre 1846 drei hannöversche Predigtamtskandidaten (Siß, Francke und Röbbelen) und sechs Nothelfer (Lehmann, Streckfuß, Slessa, Scholz, E. Wolff und Türk) übers Meer. Alle schlossen sich der neuen Synode und dem Mittelpunkt unsrer Tätigkeit, dem neuen Seminare an. Einen siebenten, der sich an diese Vereinigungspunkte nicht angeschlossen hat, zählen wir nicht zu den Unsern. Auch heuer werden wieder drei hannöversche Kandidaten, von

welchen wir einen sehr hoffnungsvollen bereits kennen lernten, und sechs oder sieben Schüler für das Seminar abgehen. Ein bereits ordinierter Pfarrer und drei Nothelfer werden eben jetzt mit vollen Segeln ihrem Ziel entgegenfahren. Auch diese heurige Verstärkung unsrer Freunde in Nordamerika wird sich eng an unsre andern Brüder, also auch an Seminar und Synode anschließen, und da es jenseits auch unter bereits im Amte befindlichen Geistlichen nicht an Beitritt und Anschluß fehlen wird, so wird sich unsre gute Sache und deren Vertretung gleichfalls immerzu heben und mehren.

Ehe wir die jenseitigen Verhältnisse genauer kannten, konnten wir unsern Freunden rücksichtlich der Annahme von Gemeinden außer konfessioneller und nationaler Entschiedenheit und evangelischer Mildigkeit wenig Verfassungsmaßregeln mit auf den Weg geben. Mit der Zeit mehrte sich Einsicht und Verstand. Weit entfernt, daß wir durch Erfahrung von unserem Grundsatz, in der Regel nur Lutheranern und zwar deutschen die helfende Hand zu bieten, abgekommen wären, haben wir ihn immer schärfer festsetzen und handhaben müssen. Sooft einer unserer Freunde eine Gemeinde übernahm, fanden sich Leute, welche unter dem Scheine völliger Entschiedenheit die lutherisch ausgeprägten Kirchenordnungen unterschrieben, die aber bei dem nächsten Hervortreten der Unterscheidungslehren oder der Ausübung des Schlüsselamtes sich als ganz andere zeigten, und weil sie es nicht Namens haben wollten, daß sie beim Eintritt in die Gemeinde geheckelt, aus dem Pastor einen Heuchler machten, ihn katholisirender Tendenzen ziehen und bei dem unverständigen Volke für ihre Lästereien Beweis aus den Cerimonien nahmen, welche unsere Freunde den älteren Aelnden unsrer Kirche gemäß herzustellen suchten. Keine einzige Gemeinde unter allen, die von unsern Freunden gegründet wurden, blieb ohne Trennung, gleichviel, ob ein mehr streng oder ein mehr sanft gearteter Pfarrer sie auf die rechten Wege zu leiten suchte. Je mehr bei Gründung der Gemeinden die konfessionelle Entschiedenheit des Pfarrers zurücktrat, je nachgiebiger er sich in Hoffnung künftiger besserer Einsicht der sich meldenden Gemeindeglieder erwieis, desto mehr hatte er nachmals zu büßen. Wir könnten vieles einzelne zum Beleg erzählen. Je mehr aber diese Erfahrungen sich geltend machen, desto mehr erkannten sowohl wir, als unsre jenseitigen Brüder im Amte, daß es schwer sei, eigentlich lutherische Gemeinden in denjenigen Gegenden zu gründen, in welchen durch das Zusammenleben mit Sekten aller Art und durch die Bemühungen der Methodisten, dieses Ungeziefers der neuen Welt, unionistischer Fanatismus, durch das Zusammenleben mit Engländern die englische Sprache überhandgenommen hatte. Immer mehr wendete man deshalb das Auge in den Westen, den Hüfen der neuangekommenen Einwanderer nach, bei welchen das Andenken an die Heimat noch frisch und der Einfluß des amerikanischen Wesens wegen noch allzuschwer lastender Sorgen der ersten Jahre gering ist. Ihnen nachziehen, sie auffuchen, ihre Kinder taufen, die Traurigen und Kranken trösten, die Launen stärken usw. . . kurz die Geschäfte des dem Pastor voranziehenden,

bewahrenden und sammelnden Reisepredigers wurden uns immer wichtiger. Wie wir alle Zeit uns nach unseren Kräften richteten, so haben wir's auch da getan. Wir haben bisher den Reisepredigergedanken nur im kleinen ausgeführt. Vielleicht haben wir aber eben damit Weisheit und Erfahrung für größere Dinge gesammelt, und ohne Zweifel ist der Gedanke, den unsre Freunde ausführten, an und für sich viel wert und hoffnungsreich. Dr. Sibler schickte nämlich unsern Freund Deger in das Williams=County im nordwestlichen Winkel von Ohio, ganz an der Grenze von Indiana und St. Wayne mit dem Auftrag, die Glaubensgenossen aufzusuchen und zu Gemeinden zu verbinden; wenn er sie zu Gemeinden verbunden habe, könne er ihr Pastor sein. Ganz in gleicher Weise schickte er den in Nordamerika zum tüchtigen Pastor herangereiften Konrad Schuster in das Eckhardts=Co. und unsern Freund Streckfuß hieß er die Grafschaften im nordöstlichen Winkel von Indiana durchreisen (Toble=, de Calb=, Steuben=, La Grange=Co.). Auf diese Weise mußten die genannten Brüder Reiseprediger werden, und die gefundenen Gemeinde oder die gefundenen Gemeinden waren der Mühe Lohn. Ganz derselbe Gedanke, nur in umgekehrter Fassung, wird von dem trefflichen Pastor Büniger in St. Louis bei der diesjährigen Konferenz unserer Freunde in Form eines Antrags vorgebracht worden sein. Der Antrag dürfte gewesen sein, jeden Pfarrer für das ganze County, in dem er arbeitet, verantwortlich zu machen. Wie also Sibler die jungen Brüder in die Grafschaften schickt, um sich Gemeinden zu holen, — so will Büniger, daß jeder Pfarrer, der eine Gemeinde hat, die ganze Grafschaft, d. i. alle in ihr wohnenden Lutheraner, zusammenbringe. Beide wollen Countypfarrer, und daß jede Gemeinde eine Metropole der Umgegend werde.

Gott segne die Brüder, daß sie einen so heiligen Gedanken mit der nötigen Geduld und Treue in Ausübung bringen und weder Zeit noch Kraft, weder Gut noch Blut schonen, um ihn hinauszuführen. Aber es darf freilich dabei nicht bleiben. Wir haben unter unsern Freunden Leute, deren Wirksamkeit und persönliche Kraft weiter reichen kann, als die Grenzen einer amerikanischen Grafschaft gehen, die weite Strecken zu erkunden und für Countypfarrer die engeren Wirkungskreise aufzusuchen alle nötige Fähigkeit, Gewandtheit des Lebens und der Sprache haben. Darum haben wir im vorigen Jahre unserm Freunde Ernst die Mithilfe zur Ausführung eines schönen, aber beschränkten Planes versagt, was ihn schmerzen mußte, ihn aber nach Wisconsin hingewiesen, wo Hunderte von Gemeinden ratlos waren, bis jemand kommen und ihnen zeigen wird, wie sie sich zur Kirche ihrer Väter gemeindeweise versammeln sollen. Wir hoffen, Ernst werde bereits sein Pferd gesattelt haben, um in Gemeinschaft mit Sihlers wackerem Schüler Fricke, vielleicht auch mit Streckfuß jene noch rohen, aber bildungsfähigen Ansiedlungen aufzusuchen.

Indes wird es immerhin nicht gar so leicht sein, die Deutschen zu vereinen, bei Kirche und Sprache zu erhalten, wenn sie sich einmal mitten unter dem Wogen fremdartiger Elemente niedergelassen haben. Ohne Ende

steigt dem Betrachter des jenseitigen Elends der Gedanke auf, daß sich diese Massen deutscher Lutheraner von vornherein gemeindenweise, ja gemeindenweise möchten zusammengesiedelt haben. Immer erneut sich der Seufzer: „Ach daß man sie so herausuchen muß aus allen möglichen Stämmen! Daß es so schwer ist, die Geister zuhauf zu bringen, nachdem die Leiber so sündlich zerstreut und vereinzelt sind!“ Und da man hier nun einmal nicht mehr helfen kann, da in tausend und abertausend Fällen das unglückliche Versehen gar nicht mehr gut zu machen ist, was liegt zunächst, wenn nicht der Wunsch, daß doch in Zukunft der Zerstreuung und Vereinzelnung gewehrt, die Einwanderer zu gemeinsamer Ansiedlung vermocht und ganze Gegenden in aller Stille nur mit deutschen Glaubensgenossen besetzt werden möchten! Kein Mensch nimmt sich der Kolonisten an. Ist's denn nicht Lieb und Tugend, wenn die Diener der Kirche es tun und möglichst sorgen, daß die Kolonisation vom Geiste der Kirche durchdrungen werde?! — Wir klagen's Gott, wenn dieser einfache, naheliegende, heilsame Gedanke übersehen oder verderbt wird! Die Auswanderung ist's nicht, von der wir reden, aber die Einwanderung in Amerika, und die Einwanderer, diese sollten Augenpunkte aller derer werden, welche Kirche und Volk lieben und ihrer Kirche, ihrem Volke eine schöne Zukunft gönnen.

Ein kleiner Anfang zur kirchlichen Kolonisation ist gemacht. Mögen unsere Leser unserer Erzählung noch einige Aufmerksamkeit schenken: wir eilen dann schnell zum Ende!

Im Jahre 1844 ging unser schon erwähnter Freund Hattstädt nach Amerika und wurde Pastor in Monroe, Michigan. Michigan lag anfangs ganz außer dem Bereich unserer Gedanken. Wenn unsers Bleibens in Ohio nicht war, so wollten wir dem Zuge der Auswanderer nach das Auge in den fernen Westen richten. Was zwischen Ohio und unsern Freunden in Missouri liegt, das etwa hätten wir uns zum Arbeitsfeld erwählt, wenn wir nämlich überhaupt für so weite Länderstrecken Kräfte genug gehabt hätten. Michigan lag uns seitabwärts, unbeachtet, nicht geachtet. Eine Gemeinde in Monroe, Michigan schrieb mehrmals an einen unter uns, ihr einen Prediger zuzusenden. Wir sprachen öfters davon, aber ich war immer schnell mit der Antwort da: Für Michigan haben wir niemand. Zuletzt gaben wir auch, wie einen Trost, jener Gemeinde die Weisung, sich von Professor Winkler, damals noch in Columbus, einen Prediger auszubitten. Die Leute wandten sich auch an Winkler, der ihnen zur Antwort gab: er wolle ihnen den ersten Prediger schicken, der aus Bayern kommen würde. Der erste war Hattstädt, der dann auch wirklich Pfarrer in Monroe wurde, ohne zu wissen, daß er im Grunde gegen unsre Absichten handelte. — Gerade in jener Zeit hatte sich auch eine kleine lutherische Synode in Michigan gebildet, und wir lasen ihre öffentliche Ankündigung mit großem Vergnügen. Als uns deshalb Hattstädt von Vokation, Ordination und Amtseinführung schrieb, gaben wir uns gerne zufrieden. Ja, wir freuten uns sogar über die neue Verbindung mit Michigan und der dortigen kleinen Synode. Dieselbe hatte es unternommen,

zugleich für die zahlreichen Indianer im Norden und Nordosten Michigans Sorge zu tragen, Missionare für sie auszurüsten. Wir sahen dort die Verbindung zwischen äußerer und innerer Mission hergestellt, die in unserer Heimat so ungehörlich getrennt erschien, wie nirgends. — An Hattstädts Berufung nach Michigan schloß sich bald der Gedanke, auf eine tätige Weise für jene amerikanischen Heiden, an denen sich Protestanten so oft versündigt haben, mitzuforgen.

Gerade damals kam von Orford her, wo er Lehrer der deutschen Sprache gewesen war, der philologische Kandidat August Crämer aus Kleinlangheim in Unterfranken, und sprach seinen Entschluß aus, nach mancher wunderlichen Föhrung, die ihm geworden, seine Lebenszeit und Kraft dem nordamerikanischen Werke zu weihen. Er war ein Mann, dem, war er einmal für eine Sache, jede Aufopferung zuzutrauen war, christlich und kirchlich angeregt, wohlbegabt, namentlich für Sprachen, des Englischen mächtig. Er oder niemand unter den uns bekannten Freunden mußte einen Gedanken ausführen, den wir gefaßt und bereits oft überlegt hatten, der sich namentlich für Nordamerika zu schicken schien, nämlich den einer Verbindung von Kolonisation und Mission, Mission durch eine Kolonie und von ihr aus. Crämer ging ganz in die Sache ein, und da man in dem Hause, wo Crämer wohnte, oftmals in Mußestunden die Sache besprach, so war ein wackerer, tüchtiger Hausknecht der Familie der erste, welcher sich zum Kolonisten darbot; von ihm aus kam der Gedanke an andere — und bald hatte man ein schönes Häuflein junger fränkischer Landleute beisammen, die mit Crämer es wagen wollten, sich in Michigan niederzulassen und ihm bei seinen Bemühungen für die Heiden nach Kräften beizustehen, wenn er ihr Pastor sein wollte. — In Michigan selbst fand der Gedanke Beifall. Der Präsident der dortigen Synode, Pfarrer Schmidt in Ann Arbor, bereiste zugleich mit einem schwäbischen Landmann, der zum Missionsdienste von ihm zugerichtet war (Nuch), die für Mission und Kolonisation geeignet erscheinenden Gegenden und bezeichnete hernach dem ankommenden Pastor Crämer mehrere Plätze, unter denen dieser in Übereinstimmung mit seiner Gemeinde denjenigen auswählte, auf welchem nun Frankenmuth steht und gedeiht.

Zwar hat nun die Folge gezeigt, daß die kleine Synode von Michigan es mit ihrem Bekenntnis zur lutherischen Kirche nicht eben genau nahm. Pastor Schmidt in Ann Arbor, der sich so freundlich mit uns zusammengetan hatte, hatte auch nach Basel um einen Missionar geschrieben und bekam von dorthen zur Zeit, da er's vielleicht nicht mehr erwartete, eben da auch Crämer ankam, einen jungen Mann, der sich in Franken (er ist selbst Franke) allenthalben als Feind unsers Unternehmens gezeigt hatte und der nun in all seinem Hass gegen „exklusives“ Luthertum mit einem so entchiedenen Lutheraner wie Crämer zusammenarbeiten wollte und sollte. Dieser Missionar (Dumser), dann die Bedienung aus Lutheranern und Reformierten zusammengesetzter Gemeinden durch die Synodalmitglieder und ähnliche Dinge brachten unsern Freunden, nach vergeblich versuchter

Beseitigung der Übelstände, die Nothwendigkeit, sich von der kleinen Synode Michigan zu trennen, — eine Nothwendigkeit, welche um so gebieter hervortrat, als eine Verbindung mit den sächsischen Brüdern, an der so viel lag, nimmermehr vollzogen worden wäre, wenn man sich von seiten unserer Freunde auf Temporisieren in Hoffnung zukünftiger Wendung der Gegner gelegt hätte. Es war auch nicht zu zögern: wer die odiosen Umstände kennt, unter denen die Trennung erfolgte, — die wir, wenn nötig veröffentlichen könnten, — der wird nicht im mindesten anstehen, die Trennung zu billigen.

Damit trennte sich denn auch die Missionskolonie Frankenmuth von jener Synode; aber ihr Werk blieb nicht stehen. Nicht bloß wuchs Frankenmuth seitdem und wächst noch durch neue Ansiedler, sondern auch die Mission beginnt gute Früchte zu bringen und findet immer mehr Beifall. Vielleicht wird die lebhafteste Teilnahme, welche der Zentralauschuß des bayerischen Missionsvereins der neuen Missionsstation unter den Heiden zugewendet hat, auch auf den Verein selbst übergehen, so daß dies aus seinen Grenzen hervorgegangene Werk in seine beständige Pflege aufgenommen und durch diese zu einer größeren Ausdehnung gelangt. Da bereits auch ein Dresdener Jüngling zu Crämers Beistand abgegangen ist, so ist es offenbar, daß auch der Ausschuß des Dresdener Missionsvereins auf die Indianermission aufmerksam geworden ist und hilfreich zur Seite stehen dürfte. Wenn Gott sein gnädiges Gedeihen schenkt, könnte die Zukunft dieser Mission eine erfreuliche werden.

So sehr indes die Tätigkeit des Pastors Crämer durch seine Gemeinde und die Heidenmission in Anspruch genommen ist, so wird ihm doch noch eine Sorge zufallen, die nicht minder bedeutend ist, zu deren Übernahme er aber selber sich bereit erklärt hat. Er fand nämlich einige Stunden von Frankenmuth einen Fleck vortrefflichen Landes, 3000 acres groß, welcher um eines Brückenbaues willen von der Regierung äußerst wohlfeil veräußert werden soll, und sprach seinen Wunsch, daß auf demselben eine zweite Kolonie gegründet werden sollte, gerade zu einer Zeit aus, wo eine Anzahl besserer Auswanderer der fränkischen Gegenden sich um Rat wegen ihrer Ansiedlung an den Unterzeichneten gewendet hatten. Diese waren schnell willig, die 3000 acres zu kaufen, und zwar um einen höheren Preis, als Crämer angezeigt hatte, damit, wo möglich, der Anfang zu einem im Dienste der kirchlichen Kolonisation wandernden Kapital aus dem Überschuß gewonnen werden könnte. Die nötige Summe konnte angewiesen werden — und bereits schwimmt die neue Kolonie Frankentrost mit einem Nothelfer, der ihr als Crämers Diakonus vorstehen soll, auf dem Ocean dem amerikanischen Ufer entgegen. Der Herr kann sie auf dem Meere erhalten und alle Hindernisse der Ansiedlung beseitigen. — Es wird lebhaft werden in der Gegend von Frankenmuth und heimlich dazu — und irren wir nicht, so ist Frankentrost nicht die einzige Gemeinde, welche sich an die Metropole Frankenmuth anschließen wird: es könnte ein Frankenlust und Frankentruz, ein Schwabenruh und manch

andere größere Niederlassung von Frankenmuth abwärts entstehen — und kurz, es könnte in diesen Anfängen darin ein Fingerzeig für diejenigen liegen, welche den Gedanken von kirchlicher Durchdringung der Kolonisation gefaßt haben. — Was ist zum Gedeihen der Sache weiter nötig als Beratung derer, die sich nun einmal vom Auswandern nicht abhalten lassen, die aber in der Regel so gerne Rat annehmen, wenn es die Wahl einer neuen Heimat gilt.

Vielleicht irren wir, aber uns schien es so, als wäre gerade die etwas abgesonderte, meerringschlungene Lage Michigans für die Aufrichtung und Erhaltung einer deutsch-lutherischen Kirche besonders günstig, als hätten die Seen und die vereinzelte Lage das englische Element abhalten. Denn das englische Kanada dürfte fürs deutsche Element weit weniger zu fürchten sein als ein amerikanischer Freistaat. Würde überdies das jenseits des Michigan-Sees liegende Wisconsin eine Heimat deutscher Einwanderer, so wäre desto weniger zu fürchten. — Indes wollen wir uns gerne Träumer schelten lassen, da wir ja nicht wissen, ob Gott seinen gnädigen Segen zu unserm Tun sprechen wird.

Sei es übrigens, wie es wolle, die Aufgaben, welche uns vorliegen, scheiden sich klar, und wir erlauben uns, sie mit knappen Worten hieher zu zeichnen, — zur Überlegung, zur Berichtigung, zur Begutachtung, zur Bestätigung. Gerne schließen wir uns fremder Meinung an, wenn wir sie für besser erkennen, haben's auch oft genug in dieser Sache schon tun müssen.

Drei Gebiete scheiden sich vor unsern Augen:

1. Michigan — der Ausgangspunkt für Mission und Kolonisation;
2. Indiana — der Ausgangspunkt für Reiseprediger in die Nähe und Ferne;
3. Missouri und Illinois — das theologische Gebiet, wo sich übrigens sowohl Mission als Kolonisation als eine große Tätigkeit für Reiseprediger ebensogut wie in Michigan vereinigen ließen.

Michigan — Indiana ist unser Osten,

Missouri unser Westen.

Ad 1. Michigan sollte einen Agenten in New York*) haben können, der unentschlossene lutherische Einwanderer zu seinen neuen Kolonien anwies, ihnen aber auch die Bedingungen, unter denen man den Anschluß von Einwanderern wünscht, mitteilen könnte. Zu diesen Bedingungen gehört Konfession — Kirchenordnung (wie in der Metropole Frankenmuth) — deutsche Sprache.

Wenn man dem Pastor Brohm in New York einen Diakonus geben könnte, den er auch für seine Schularbeit sehr nötig braucht, hätte man an ihm und seinem Helfer eine gewünschte Agentur.

*) Baltimore ufw.

Michigan sollte freiwillige — oder von uns besoldete — Agenten in Havre, Bremen, Hamburg haben, welche unter den Auswanderern Kenntniss der jenseitigen kirchlichen Zustände, Lust zur Kirche und zu solchen Ansiedlungspunkten, wie Frankennuth usw. durch Wort und Schrift verbreiten könnten. — Theologen wären auch hier die besten Agenten, namentlich, wenn sie von den Auswanderern für ihre Bemühungen keine Gebühren zu nehmen brauchten.

Michigan sollte Freunde an allen lutherischen Pfarrern in Deutschland haben, und diese Freunde sollten die Auswanderer in ihren Gemeinden bereits mit den nordamerikanischen Zuständen und mit dem Werke vertraut machen, welches Pastor Crämer in Frankennuth zur Sammlung der Einwanderer begonnen hat. — Möchten doch unsere Brüder im Amte ihre armen Schafe nicht so gar unberaten hinausgehen lassen in Wälder und Wüsteneien! Möchten sie ihre Pflicht erkennen! — Was Michigan als Ausgangspunkt der lutherischen Indianermission haben sollte, davon Schweigen wir. Es mag an anderem Ort erläutert werden.

Was jetzt Michigan haben sollte, könnte bald auch Wisconsin bedürfen.

Ad 2. Indiana und Umgegend sollten Reiseprediger haben. Von Indiana, das ist zunächst von St. Wayne aus sollten Scharen von Evangelisten ausgehen können, um die Zerstreuten zu sammeln.

Ad 1 und 2. Da Michigan und Indiana in der Zukunft ihre meisten Arbeiter von dem Seminar in St. Wayne bekommen sollen, so sollten die Lehrer dort reichlich besoldet und vermehrt, die Lokalitäten (mit denen es etwas anderes auf sich hat als mit Kirchen, zu deren Erbauung wir zunächst nichts verwenden möchten) für Lehrer und Schüler wenigstens anständig zugerichtet, Studenten unterstützt werden können usw. Es sollte dahin gearbeitet werden, dort einen Stapelplatz deutscher kirchlicher Literatur zu gründen. Die Seminarbibliothek, die allerdings schon ziemlich herangewachsen ist, da wir selbst schon Tausende von Büchern für sie abschicken konnten, sollte von deutschen Autoren und Verlegern bedacht werden usw.

Da die deutschen Gemeinden in Nordamerika meist noch arm sind, namentlich die, an welchen unsre Freunde stehen, so sollte man nicht an ihre Pflichten, zu deren Übung vornehmlich die Kraft noch fehlt, sondern an die barmherzige Bruderliebe denken, die wir ihnen schuldig sind. Die Anstalt von St. Wayne sollte ein besonderes Augenmerk unserer Fürsorge sein.

Ad 3. Das Seminar Altenburg sollte ein Pflegekind deutscher Universitäten werden. Wie eine Kolonie deutscher Wissenschaft sollte es betrachtet werden. Die Studenten lutherischer Universitäten und anderer hoher Schulen derselben Konfession sollten es unterhalten. Die Professoren sollten von ihm Notiz nehmen und ihr Auge nicht von ihm wenden. Gelehrte Literatur der deutsch-lutherischen Kirche sollte auch dort, wie in St. Wayne, zusammenfließen. Es sollten Zöglinge von dort zuweilen an deutschen Uni-

versitäten ihre Studien vollenden können. Mit einem Worte, es sollte das Altenburger Seminar das Verbindungsglied für deutsch-lutherische Wissenschaft und der Kanal werden, durch welchen der Reichtum deutscher Wissenschaft unsern amerikanischen Brüdern zukäme.

Der von Pastor Walther in St. Louis herausgegebene Lutheraner, die einzige deutsch-lutherische Zeitschrift, welche gegenwärtig in Nordamerika besteht, dürfte wohl auch der Beachtung, Beratung und Fürsorge deutsch-lutherischer Professoren der Theologie empfohlen werden.

Schon jetzt, noch weit mehr aber für die Zukunft ist die einzige (allerdings noch kleine) gelehrte Anstalt der deutsch-lutherischen Kirche Nordamerikas von der größten Wichtigkeit und Bedeutung.

Um der theologischen Anstalt willen und um der vergleichsweise reichen Anzahl gelehrter Pastoren willen nannten wir Missouri samt dem angrenzenden Illinois das theologische Gebiet.

Ad 2. 3. Da der Anglogermanismus und Anglizismus so große Fortschritte unter unsern amerikanischen Brüdern machen und die Kunde des Deutschen, ja die Reinheit und Geläufigkeit der deutschen Sprache täglich abnimmt, davon aber auch für das Bestehen der deutschen Kirche in der Tat sehr viel abhängt, so sollte von allen Freunden unserer heiligen Sache in Amerika erwogen werden, in welcher Weise deutsche Sprache und Geschichte, so eng verwandt, jenseits am besten gepflegt werden könnten. Insonderheit dürfte überlegt werden, ob nicht Lehrstühle historischer Sprachkunde nach Grimms Vorgang in St. Wayne und Altenburg geeignet wären, die Pastoren der deutsch-lutherischen Gemeinden in der Liebe zum deutschen Elemente zu erhalten und zur Vertretung des deutschen Elements in ihren Gemeinden und Gegenden zu befähigen und zu ermuntern.

Ad 1. 2. 3. Unse Pastoren in den Gemeinden Nordamerikas sind fast alle blutarm. Sie opfern Zeit und Kraft und Gesundheit auf und erreichen, Gott Lob! manches. Aber sie würden mehr tun können, wenn wir imstande wären, sie besser zu unterstützen. Bei unsern geringen Mitteln konnten wir manchem, der es sehr bedürfte, seit Jahren keinen Dollar Unterstützung reichen. — Es sollte in St. Wayne eine Unterstützungskasse für Pastoren errichtet werden können. Der Ausschuß, der zur Verwendung der wenigen Unterstützungsgelder schon gegenwärtig besteht (Dr. Sihler, Krämer, Ernst), könnte über die einzelnen Unterstützungen verfügen und jährlich Rechnung legen.

Es sollte Kolportiert werden können. Die Kolporteure sollten Reiseprediger sein, die mit Pferd und Wagen reisen könnten. Diese sollten mit Bibeln, Katechismen, Predigtbüchern, Gebetbüchern, Kalendern usw. versehen sein, verkaufen und schenken können, — namentlich kleinere Sachen sollten sie in Masse geben können. Die Methodisten gewinnen auf diese Weise viel. —

Und was sollte man nicht alles können!

Man wirft den Lutheranern so gerne Mangel an Liebe und Einigkeit vor; aber wenn es sich ziemte, wollten wir uns wohl viel der Liebe rühmen, mit welcher dies amerikanische Werk getrieben wird. Es finden sich Freunde der Sache in Schwaben, in Franken, in Sachsen, in Hannover, in Mecklenburg, in Schlesien, in den Ostseeprovinzen. Wir in Schwaben und Franken, auch unsere Brüder in Hannover und Schlesien wirken ohne Verein, — unsere Brüder in Sachsen haben einen Verein, in Mecklenburg ist man soeben im Begriff, einen zu gründen. Jedes Land führt seine Kasse, seine Rechnung. Die Formen des äußeren Betriebs sind so verschieden und doch ist in Jahren nicht ein einziger Fall der Mißstimmung vorgekommen, und in immer steigender Einigkeit haben wir alle zu einem Ziele gestrebt. Besonders haben wir, ich und mein Freund Wucherer, mit dem ich mich völlig einig weiß, indem ich dies schreibe, von der Liebe unserer Brüder zu singen und zu sagen. Wir haben bisher in den Hauptsachen den Ton angegeben, und mit welchem Vertrauen sind uns unsere Brüder allenthalben entgegengekommen! Wir unsererseits haben das Vertrauen nicht mißbraucht und allezeit gerne so handeln wollen, daß wir unsern Brüdern mit leuchtenden Augen ins Angesicht sehen können.

Bei solchen Erfahrungen, wie wir sie in Deutschland und in Amerika machten, haben wir gut hoffen und in die Zukunft schauen. Der Herr wird die Herzen durch dies Werk ferner einigen, wie bisher. Er wird es einen Einigungspunkt seiner Kinder sein lassen. Wir sagen es, durch seine gnädigen Erweisungen ermutigt, voraus, als wären wir Propheten. Oder tun wir unrecht? — Sollten wir namentlich Euch, für welche insonderheit diese Blätter geschrieben sind, damit Ihr an ihnen einen Überblick der bisherigen Tätigkeit und der vorliegenden Aufgaben findet, — sollen wir Euch erst bitten, ferner, wie bisher, mit uns nach einem Ziele zu streben? Ihr habet uns keinen Anlaß gegeben, zu denken, daß Ihr ein anderes Ziel und andere Wege zu demselben erwählen wollet. Wir legen diese Blätter des Nachweises mit ruhiger Zuversicht in Eure Hände und versichern fröhlich, daß wir nichts anders meinen als Ihr, nämlich die Ehre des Hochgelobten und das Heil der Brüder!

Der Friede sei mit allen Brüdern! Amen.

Neuendettelsau, den 18. Mai 1847.

Dies schrieb zugleich im Namen
seines abwesenden Freundes Wucherer
W. L.

Bemerkung. Da seit dem 18. Mai sich so mancher Fortschritt der amerikanischen Sache ergeben hat, so bitten wir unsre Freunde, die neuesten nordamerikanischen Blätter der Prüfung für wert zu halten. Neuendettelsau, den 5. November 1847.

10.

Ein Versuch, auf die deutschen Auswanderer nach Nordamerika
und auf die dortige Kolonisation kirchlich einzuwirken

1848

Anfangs, als die Herausgeber dieser Blätter im Einverständnis mit teuern Freunden ihre Tätigkeit für die ausgewanderten deutschen Glaubensgenossen in Nordamerika begannen, dachte keiner von ihnen daran, auf Auswanderung und Kolonisation irgendeinen Einfluß zu suchen. Wir wußten von den nordamerikanischen Verhältnissen wenig und Nordamerika als Land an und für sich selbst interessierte uns nicht mehr als andere Länder der weiten Erde. Wir hatten aber von der Not unserer Glaubensgenossen gehört, und diese zu stillen hätten wir gern einen Beitrag getan. Wir nahmen uns auch kein endloses Werk vor, sondern dachten, unter Gottes gnädigem Segen müßte es wohl dahin zu bringen sein, daß in einer Reihe von Jahren in Amerika selbst eine Gemeinschaft sich fände, welche dem Übel steuern könnte. Nach getaner Arbeit wollten wir ruhen und, so wir lebten, unsre heimatlichen Herden wieder alleine weiden, ohne für andere zu sorgen. Es ist anders gekommen. Eins gab das andere, und wir wurden durch die Umstände dahin geführt, noch etwas anderes ins Auge zu fassen als die möglichste Hebung amerikanischer Seelennöten, nämlich die *V e r h ü t u n g* dieser Not.

Es konnte nicht anders sein, wir mußten, je mehr wir die Not unserer amerikanischen Glaubensbrüder erkannten, auch nach der Quelle und Ursache fragen, aus welcher alle diese Not entsprungen war. Wir wußten wohl, daß in früheren Zeiten viele Tausende nach Nordamerika ausgewandert waren, um in der neuen Welt, von allem Zwang befreit, dem Gott ihrer Väter in der Weise dienen zu können, welche sie für die rechte erkannt hatten. Wir wußten auch, daß diese Menschen jenseits fanden, was sie suchten. Glaubensfreiheit, und mehr dazu, nämlich ihr reichliches irdisches Auskommen. Bei unsern Glaubensgenossen war es anders gewesen. Sie waren in Zeiten ausgewandert, wo eine allgemeine Laueheit in religiösen Dingen das ganze Vaterland bedeckt hatte; die spürten bei ihrer Auswanderung keine geistliche Not; was sie in Amerika wollten, waren goldene Berge zeitlichen Glückes. Da ging es ihnen denn großen Theils nach Willen, sie fanden ein zeitlich Glück ohne Himmelsglück; zum Theil ging es ihnen nach Würden, sie fanden weder zeitliches noch ewiges Glück. Sie waren selbst schuld an ihrem Elend. Da sie nur Gelderwerb oder sonst zeitlichen Nutzen suchten, so war bei der Wahl ihrer Niederlassung die Beschaffenheit des Bodens, seine gesunde Lage, die Möglichkeit des Vertriebs der zu hoffenden Felderzeugnisse u. dgl. ihre erste Frage. Ob sie unter deutsche Landsleute kämen oder nicht, socht sie wenigstens nicht sehr hart an; ob sie zu Glaubensgenossen kämen oder nicht, socht sie gar nicht an. Wenn sie dann einsam in ihrer neuen Heimat, in ihren Urwäldern saßen

oder auf ihren Prairien, so fiel ihnen, zumal wenn sie so fort arbeiten mußten, doch zuweilen die Heimat ein und manche stille Träne rann vor Sehnsucht nach den Gottesdiensten und dem Segen des heiligen Gotteswortes, welches auf deutscher Erde verachtet worden war. Da konnte man nun keine Glocken zum Gottesdienste zusammenläuten hören, in keine Kirche gehen, keine Predigt hören, kein Sakrament genießen, die Säuglinge blieben ungetauft, die Kinder ungelehrt und ununterrichtet, und das Herz merkte nun doch, daß es zu Gott geschaffen war und daß es keine Ruhe findet außer bei Gott. Was nun tun? wie helfen? Da die Auswanderer keinen Gottesdienst nach der frommen deutschen Väter Weise fanden, schlossen sie sich, um nur die schreiende Not irgendwie zu befriedigen, an irgendeinen andern an und gingen blindlings mit den andern Leuten, welche in ihrer Nähe wohnten, zu Kirche und Altar. Viele Tausende fielen von dem luther. Glauben ab, weil sie bei der Wahl ihres Ansiedlungsplatzes sich zerstreut und nach kirchlicher Gemeinschaft nicht gefragt hatten. Das sahen wir und schlossen natürlich, daß bei gleichem Lichtsinn das gleiche Los auch die Auswanderer der jetzigen Tage treffen müsse und daß dem Übel geistlicher Verwahrlosung und Verarmung die Art nur dann an die Wurzel gelegt sei, wenn die Auswanderung im kirchlichen Sinne geschähe und die Auswanderer zur Wahl ihres Ansiedlungspunktes von kirchlichen Grundsätzen geleitet würden. Anschluß an lutherische Gemeinden, oder Zusammentritt der Auswanderer zu neuen lutherischen Gemeinden — das war's, was wir bald als durchaus notwendig erkannten.

Wir sahen das wohl, aber was half es? Wir wußten wohl, daß es Auswanderungsvereine usw. gab; aber wir konnten uns ihnen nicht anschließen, weil wir einmal die Auswanderung an und für sich selbst nicht unterstützen wollten und bei jenen Gesellschaften mit unserem Begehren, die Auswanderung kirchlich zu bestimmen, gar kein Ohr gefunden haben würden. Selbst eine Auswanderungsgesellschaft zu stiften, lag uns für unsern Beruf zu ferne, und ob wir bei der völlig kirchlichen Gestaltung unserer etwaigen Pläne nur viele Teilnahme gefunden haben würden, steht dahin. So trugen wir unsere Erkenntnis vom rechten Hilfswege in uns und wußten sie nicht zu betätigen.

Indes kam bald ein Anlaß, weiter zu gehen. Wir faßten den Gedanken, in einer Gegend Nordamerikas unter oder in der Nähe von Indianerbanden eine Missionskolonie zu gründen*), an welcher die Heiden christliches Leben sehen könnten, während ihnen der christliche Glaube gepredigt würde. Bei Freunden, die wir in Nordamerika hatten, fand der Gedanke Anklang, es wurde uns die Gegend am Saginawfluß in Michigan als ein günstiger Platz genannt, und eine Anzahl christlicher Jünglinge und Mädchen vom fränkischen Bauernstande faßten den Entschluß, unter der Leitung des Pastors August Trämer von Kleinlangheim die Kolonie zu gründen**).

*) Mitteilungen 1845 Nro. 1.

**) Mitteilungen 1845. Nro. 5. 7. 9. 10. 11. — 1846. 6. 11.

So entstand im Jahr 1845 Frankenmut am Cass-River, der in den Saginaw mündet. Auch diese Kolonie hatte einen schweren Anfang, aber bald hob sie sich und Gott gab ihr und ihrem zum Heile der Heiden gefaßten Entschluß Gedeihen. Die Kolonisten hörten sehr bald auf zu klagen und die hoffnungsvollsten Briefe kamen nun übers Meer herüber. Als nun das Frühjahr 1846 kam, sprachen nicht wenige Freunde und Verwandte der ersten Kolonisten ihren Entschluß aus, diesen nachzuziehen. Um diese Zeit war es, daß wir einsahen, es könnten, nachdem einmal ein Anhaltspunkt durch Frankenmut gegeben war, leicht in jenen Gegenden von Michigan noch mehrere Kolonien entstehen, welche, wenn sie auch nicht gerade um der Indianermission willen gestiftet wurden, doch Sammelpunkte für die lutherischen Auswanderer aus den fränkischen Gegenden werden könnten. Daher rieten wir einem Teile der Auswanderer, welche dem ersten Häuflein vom Jahre 1845 nachziehen wollten, zur Errichtung einer zweiten Kolonie, damit für künftige Nachzügler bereits eine Auswahl gegeben und dadurch die Gegend von Frankenmut desto mehr ein Sammelpunkt verschiedener Auswanderer des lutherischen Bekenntnisses werden möchte. Schnell entschlossen sich auch eine Anzahl auswandernder Familien zusammenzustehen. Sie reisten unter Anführung eines treuen Herzens, des nunmehrigen Pastors Gräbner ab und gründeten noch schneller Frankentrost. Beide Kolonien, wenige Stunden voneinander entfernt, sind schon jetzt nicht unbedeutende Orte. Wir verweisen rücksichtlich ihres Gedeihens auf No. 10 des heurigen Jahrgangs S. 77 ff. und können mit Wahrheit sagen, daß wir noch von keinem Augenzeugen auch nur einen einzigen ungünstigen Bericht vernommen haben.

Wir wiederholen hier, ehe wir weiter reden, was wir schon mehrfach, z. B. Mittheilungen 1847, No. 1, gesagt haben, daß wir keinen einzigen Menschen, der nun in Nordamerika ist, sei es durch gerade Rede oder durch List zu einem Auswanderungsentschluß zu bringen suchten. Wir haben vielen abgeraten, keinem zugeraten, und alles, was wir getan haben, hielt sich streng innerhalb der Grenzen schon entschlossener Auswanderer, denen wir nicht abzuraten wagten. Wir bringen diese Wiederholung, weil man uns von verschiedenen Seiten her nur gar zu gerne das Gegentheil aufgebürdet hätte, wir aber nicht willens sind, etwas von uns sagen zu lassen, was der Wahrheit nicht gemäß ist.

Während es sich nun mit Frankenmut und Frankentrost machte, erweiterte sich unser Kolonisationsgedanke und wir dachten an ein wandern = des, im Dienste der Kolonisation stehendes Kapital. Wir verstanden darunter ein Kapital, von welchem alljährlich ein zusammenhängender Fleck Landes in der Nähe der beiden Kolonien gekauft und an eine Gesellschaft lutherischer Auswanderer wieder verkauft werden könnte. Das Kapital sollte von Ort zu Ort wandern und Stätten bereiten. Wir griffen die Sache in Verbindung mit zwei Freunden in Nürnberg an und die Sache kam, unter dem Jauchzen unsrer Freunde in Michigan, zustande. Zwei von uns verschafften mehrere tausend Gulden. Um dieselben sollte der

Platz zu einer neuen Niederlassung gekauft werden. Beim Verkauf sollten auf jeden Acker Landes einige Groschen gelegt und durch diesen Überschuß nicht bloß die Zinsen, sondern auch alljährlich ein Teil des Kapitals abgezahlt werden. Zum Abtrag des Kapitals wollten wir auch sonst manchen Beitrag gewinnen und wir hatten schon gerechnet, daß in einer kleinen Reihe von Jahren sich das Kapital selbst bezahlt haben und ganz frei im Dienste der Kolonisation stehen würde. Kämen aber auch Hindernisse einer sehr schnellen Abzahlung, so hatten wir doch gar keinen Zweifel, daß sich die Sache ganz wohl machen würde.

Im Herbst 1847 war ein hannoverscher Theologe, namens Georg Friedrich Ferdinand Sievers, ein Mann, der schon in seiner Heimat Proben seiner praktischen Tüchtigkeit gegeben hatte, nach Amerika abgegangen und hatte sich in New York entschlossen, Pastor der neuen, projektierten Kolonie Frankenkluft zu werden, welche Pastor Krämer in Frankennut zu gründen hoffte. Er ist es auch geworden. Frankenkluft wurde von unserm wandernden Kapital gekauft und bereits angelegt. (S. Mitteilungen 1848. Tro. 9 S. 69 f.) Alle Nachrichten lauten ermutigend, zumal auch in der nahen Stadt Saginaw sich etliche unserer Auswanderer niedergelassen haben und Anlaß zur Sammlung einer kleinen Stadtgemeinde wurden, die ernstlich an einen lutherischen Kirchbau denkt und zu deren Mehrung Pastor Sievers, welcher auch diese Gemeinde versteht, mehrere Stadtlots für etwaige Ansiedler voraus gekauft hat.

So war nun ein schöner Anfang gemacht, und während man allenthalben über nationale Kolonisation berät, sind wir schon durch die Tat zuvorgekommen. Denn das nationale Element trug sich auf unsern kirchlichen Kolonisationsplan wie von selbst über. Wir sprechen es offen aus, daß wir gerade jene Gegend von Michigan, wo unsere Kolonien blühen, für einen sehr geeigneten Zufluchtsort des deutschen Elementes erkennen. Der Zug der gemischten Einwanderung geht südlich über Michigan und den Michigansee hinweg nach Wisconsin und Iowa, und mit diesem Zuge auch die anglogermanische Strömung; rings um Michigan her ist Wasser und die nächsten Nachbarn sind nicht die Vereinigten Staaten, sondern die Engländer in Kanada, welche dem deutschen Elemente bei weitem weniger gefährlich sind als die Einwohner der genannten Staaten. Unsere Freunde in Michigan haben auch den Plan von dem wandernden Kapital ganz wohl aufgefaßt und verbreiten deshalb eine von Pastor Krämer in deutscher und englischer Sprache verabfaßte kleine Schrift, welche den Titel führt: „Staat Michigan. (State of Michigan.) 1848. An Emigranten. (To emigrants.)“ Wir lassen hier einen Auszug aus dieser Schrift folgen, welcher über die äußerlichen Verhältnisse der Gegend Aufschluß gibt.*)

„Im Staate Michigan bietet der Teil, welcher südlich von der nördlichen Grenze von Saginaw County gegen die südliche Reihe der Counties

*) Für teilnehmende Leser siehe hier die in Frankennut (und Frankentrost) angenommene Kirchenordnung, welche jedoch durch den Zusammenhang mit der Synode von Missouri, Ohio usw. einige Modifikationen erlitten hat. [Sie befindet sich am Ende dieses Aufsatze.]

liegt, Ansiedlern mehr Vorteile als vielleicht irgend ein anderer Teil der westlichen Staaten. In Morfes Geographie (in 1845 publiziert) wird Michigan als im Zentrum der großen amerikanischen Seen liegend und an merkantilischen Vorteilen alle inneren Staaten der Union übertreffend geschildert.

Die Bevölkerung, welche im Jahre 1840 5000 Seelen zählte, stieg bis auf 300 000 in 1847. Der Boden eignet sich für den Anbau aller englischen Getreidearten, aber besonders für Weizen und Korn, auch für Schaf- und Viehzucht. Diese Bemerkungen beziehen sich vorzugsweise auf das Saginawtal, welches die Counties Genesee, Shiawassie, Tuscola, Midland, Gratiot und Sanilac umfaßt. Der Saginaw, mit den Nebenflüssen: Tittibawassie, Flint, Shawassie, Cass und Mad River, ist einer der größten Flüsse des Staates und ergießt sich in den See Huron, wo er einen der besten Häfen der Seen bildet.

Obengenannte Counties umfassen mehr als 10 000 Aker Land, welche von den Agenten des Staates ausgewählt und jetzt zu 1 Thlr. 25 Cents per Aker ausgedoten werden; durch Ankauf von state liabilities, welche in Detroit und anderen Plätzen zu einem bedeutenden Diskonto verkauft werden, würden Ansiedler obiges Land jetzt zu 70 bis 80 Cents per Aker sichern können.

Saginaw County allein hat mehr als 120 Meilen schiffbaren Wassers. Saginaw City und Lower Saginaw sind gegenwärtig die bedeutendsten Städtchen und haben mehrere Stores und Mühlen; letzteres hat im verflossenen Jahre mehr als 6 Millionen Fuß Bauholz verarbeitet und nach Chicago, Buffalo und New York versandt.

Saginaw hat sowohl mit New York wie auch westlich und südlich mit Chicago und St. Louis eine ununterbrochene Wasser-Kommunikation; Mehl kann auf ersterem Platze zu ungefähr 90 Cents per Saß verladen werden.

Die Entfernung von Detroit nach dem County-Sitz von Genesee ist ungefähr 60 Meilen per Dampf- und Eilwagen.

Hausgeräte und schwere Waren können über Wasser billiger nach Saginaw transportiert werden als über Land.

Die dort wohnenden Ansiedler sind größtenteils von den östlichen Staaten, mit einigen Europäern, Engländern, Schotten und Deutschen (lutherischer Konfession); von den letzteren sind ungefähr 400 in den letzten zwei Jahren gekommen, haben ihren Prediger und Schullehrer mitgebracht und haben sich teilweise auf der Regierung gehörenden Ländereien niedergelassen; viele haben vom Staate Land zu ungefähr 80 Cents per Aker gekauft. Nahe an diese Niederlassungen grenzend sind noch ungefähr 25 Quadratmeilen von schönem Gouvernment- und Staatsland, bedeckt mit Eichen-, Ahorn-, Eschen-, Butternuß-, Wallnuß- und Fichtenbäumen; das Land ist hügelig und leicht urbar zu machen, weil die Waldungen nicht sehr dicht sind.

Folgender Auszug, welcher eine wahre Beschreibung des Landes gibt, ist aus einem Briefe an den Herausgeber des Boston Atlas und datiert vom 12. März 1842. — Der Schreiber sagt: daß er, nach Durchreisung der Staaten Ohio, Indiana, Illinois und Wisconsin, nach Saginaw im Staate Michigan kam, wo er einige Tage verweilte und die Umgebung ansah; er fand hier einige der schönsten Landesstrecken, die er gesehen, von fünf schiffbaren Flüssen in verschiedenen Richtungen durchschnitten. An den Ufern eines der Flüsse war ein Kornfeld, reif zum Ernten, welches seiner Ansicht nach 140 Busbel Ähren per Aker liefern würde, und wie er später erzählte, 160 Busbel auslieferte. Zum Schlusse sagt er: dieser Landstrich biete Ansiedlern größere Vorteile als irgendeiner, den er in den westlichen Staaten gesehen, wenn er die Vortrefflichkeit des Bodens, die schönen Waldungen und Wohlfeilheit des Bodens berücksichtige, mit Märkten, Mühlen, Kaufleuten und Handwerkern fast vor der Thür; Wild in Überfluß, die Flüsse mit Fischen gefüllt, das beste Wasser, und über dem ein gesundes Land.“

So schön nun alles im Gang wäre, so haben sich doch in den Verhältnissen des Jahres 1848 Hindernisse gefunden. Fürs erste kam die dänische Blockade unserer deutschen Einschiffungshäfen, sodann die böse Zeit, welche die deutsche Auswanderung hemmt, da es wohl viele Verkäufer, aber wenige Käufer unsrer deutschen Güter und Gütchen gibt. Es fragt sich daher, ob der Plan mit dem wandernden Kapital nicht von uns zurückgezogen werden muß, weil er bei einer bevorstehenden Abnahme der Auswanderung (welche wir, um uns recht von Herzen zu freuen, lieber inneren als äußeren Ursachen verdanken möchten) weniger nötig sein dürfte. Wir haben sogar schon Schritte zur Zurückziehung des Geldes getan, damit aber bei unsern jenseitigen Freunden wenig Freude erregt. „Nur noch einmal wenn wir das Geld hätten umsetzen dürfen“, meinte Pastor Crämer unter Darlegung seiner Gründe und Beklagung der deutschen unseligen Verhältnisse.

Wir haben übrigens von Anfang her erkannt, daß nicht bloß jenseits die rechten Wege für Kolonisation im kirchlichen Sinn eingeschlagen werden müßten, und wir haben daher auch einen Anfang gemacht, den in den deutschen Seehäfen zusammenströmenden Auswanderern, von denen sogar viele noch bei der Einschiffung rücksichtlich des Ortes ihrer Ansiedelung ganz unentschlossen und unwissend sind, Rat und Hilfe an die Seite zu geben. Wir haben einen hannoverschen Kandidaten, Hr. Schäfer, veranlaßt, in Bremen einen längeren Aufenthalt zu nehmen, und er hat es auch seit Ostern d. J. getan. Wir sind mit ihm schon anfangs dieses Jahres über folgende mutmaßliche Direktiven eins geworden und er hat rücksichtlich ihrer diesen Sommer und Herbst über Erfahrungen gesammelt, welche wir vielleicht demnächst in einem von ihm selbst ausgearbeiteten Aufsatze unsern Lesern vorlegen können.

Einige Direktiven für die etwaige Aufstellung eines eigenen Seelsorgers für die Auswanderer in Bremen

§ 1. Es erscheint sehr wünschenswert, für die Zukunft diejenigen Mißgriffe bei der Auswanderung zu vermeiden, durch welche bisher so viele Tausende von Auswanderern der Pflege ihrer Kirche entrißen, den Einflüssen der Sekten ausgesetzt, von diesen verführt und zugleich dem deutschen Wesen völlig entwendet und entfremdet wurden.

§ 2. Diese Mißgriffe scheinen vermieden zu werden:

a) durch mögliche Zusammenfassung der Auswanderer desselben Glaubens zu Gemeinden gleich bei der Einschiffung und hernach durch gemeindeweise Niederlassung in Amerika.

b) Durch Direktion der einzelnen Auswanderer zu deutsch-lutherischen Gemeinden in Nordamerika, als z. B. zu den neuen Ansiedlungen in Michigan am *Glusse Cass*.

§ 3. Die im vorigen § sub lit. a. b. bezeichneten Maßnahmen sollen durch Aufstellung eines eigenen Seelsorgers für die Auswanderer in Bremen ins Werk gesetzt werden.

§ 4. Der Geschäftskreis dieses Seelsorgers wäre folgender:

A. ein eigentlich geistlicher, indem er die Auswanderer mit den Gnadenmitteln bedient und insonderheit sein Augenmerk darauf richtet, den Bräutleuten entweder vor oder bei oder nach der Einschiffung die Wohltat der Trauung zuzuwenden.*)

B. ein seelsorgerischer im weiteren Sinne, indem er für das geistliche Wohl der absegelnden Auswanderer in Amerika selbst Fürsorge trifft.

§ 5. Bei Ausübung der im vorigen § sub lit. B. benannten Pflichten ist es wichtig, die Auswanderer in folgende verschiedene Klassen einzuteilen:

a) in diejenigen, welche bei ihrer Einschiffung schon für bestimmte Ansiedlungsplätze entschieden sind;

b) in diejenigen, welche bei ihrer Einschiffung noch nicht wissen, wo sie sich ansiedeln sollen.

§ 6. Die erstere Klasse hat entweder ihren Ansiedlungsplatz so gewählt, daß neben dem zeitlichen Wohle das geistliche unvergessen blieb, oder es ist das nicht der Fall. Jenen ist nur so an die Hand zu gehen, daß sie ihren guten Vorsatz unter den möglichst wenigen Hindernissen hinausführen können. Diese sind zu belehren, zu warnen, wo möglich von dem gefaßten Vorsatz abzubringen und zu einem besseren anzuleiten.

§ 7. Die zweite Klasse (s. § 5) ist das eigentliche Arbeitsfeld des Seelsorgers und ihr ist, als der zugleich leichtsinnigsten und verlassendsten, am meisten an die Hand zu gehen.

*) Wir bemerken hier sogleich, daß Hr. Rand. Schäfer zur Ausführung von § 4a keine Hoffnung fand, da der Senat von Bremen ihm nur eine private Bemühung zum Wohle der Auswanderer zugestehen konnte.

§ 8. Sind von der zuletzt genannten zweiten Klasse viele Familien vorhanden, so wird es wohlgetan sein, sie mündlich und etwa auch schriftlich (d. i. durch zu dem Behufe aufgesetzte und gedruckte Traktate) auf die große Wichtigkeit aufmerksam zu machen, welche es für Auswandernde haben muß, sich

- a) je nach den Stämmen,
- b) je nach Konfessionen,
- c) jedenfalls aber in größerer Anzahl

an Orten niederzulassen, wo sie in Verbindung mit Glaubensgenossen treten können.

§ 9. Sind diejenigen, welche auswandern wollen, ohne über ihren Ansiedlungsplatz bereits ins reine gekommen zu sein, einzelne Familien oder Personen, so kommt es darauf an, sie zu Gemeinden zu dirigieren, wo sie neben dem zeitlichen Fortkommen genugsame Berücksichtigung ihrer geistlichen Bedürfnisse finden.

§ 10. Im Falle sich mehrere Familien schon vor ihrer Ankunft in Bremen zu einer gemeinschaftlichen Ansiedlung vereinigt, sich aber einen Ort oder eine Gegend ausgesucht hätten, die von der Verbindung mit andern lutherischen Gemeinden ziemlich abgeschlossen wäre, so würde es die Aufgabe des Auswandererseelsorgers sein, ihnen Mittel und Wege zu zeigen, wie ihre isolierte Lage von den Folgen einer solchen Abgeschlossenheit befreit und ihre Ansiedelung allenfalls auch ein Sammelpunkt für andere zerstreute Glaubensgenossen derselben Gegend werden könnte.

§ 11. Um seine Aufgabe recht vollständig zu erreichen, könnte der Auswandererseelsorger sich außer der Beratung derjenigen, welche an ihn gewiesen sind und seine Belehrungen suchen, auch damit beschäftigen, daß er die Versammlungsplätze von Auswanderern in Bremen aufsuchte und sich mit Pastoren oder anderen angesehenen Personen in Gegenden, wo die Auswanderung unter den Lutheranern im Schwang geht, in schriftliche Verbindung setzte, ihnen zur Verbreitung unter den Auswanderern gedruckte Darstellungen der religiösen Verhältnisse in Nordamerika usw. zusendete und so die Bäche oder Ströme der Auswanderung schon an ihren Quellschöpfungen kirchlich zu bestimmen suchte.

§ 12. Von den Auswanderern, welche er an bestehende lutherische Gemeinden dirigieren soll, würde er hinreichende Legitimation ihren kirchlichen Bekenntnisses und christlichen Wandels zu fordern haben, damit nicht lutherische Gemeinden Nordamerikas mit ungleichartigen Elementen überschüttet und statt gehoben, kirchlich verderbt würden. Zeugnisse von den § 11 bezeichneten, vertrauenswürdigen Personen werden hiebei oft mehr zu beachten sein als Zeugnisse unbekannter Pfarrämter und Gemeindeverwaltungen.

§ 13. Auswanderer oder Auswanderergesellschaften, welche den Rat und die Direktion des Bremer Emigrantenpastors angenommen haben, bekommen von demselben Adressen an die nordamerikanischen Gemeinden,

denen sie sich anschließen wollen, oder unter Umständen an benachbarte bewährte Pfarrer, auch wohl an den Synodalpräses oder Vizepräses der uns befreundeten nordamerikanischen Synoden.

§ 14. Wenn die Auswanderer oder Auswanderergesellschaften bestimmt erklären, sich einer unter uns bekannten, schon bestehenden Kolonie oder Gemeinde anschließen zu wollen, so sendet der Seelforger ein Verzeichnis derselben nach Namen, Alter, Stand und wo möglich auch nach Vermögen den treffenden amerikanischen Pastoren mit Dampfsgelegenheit zu, damit ihnen vor ihrer Ankunft die Stätte möglichst bereitet werden könne.

§ 15. Es wird auch dem Emigrantenseelforger geziemend, die Auswanderer mit Bibeln (ed. Stuttgart) und andern nötigen Erbauungs- und Schulbüchern zu versehen, wobei er jedenfalls auf die in jenfeitigen Gemeinden eingeführten Schriften die gebührende Rücksicht nehmen wird.

§ 16. Um die Auswanderer desto besser beraten zu können, wird der mehrgenannte Seelforger sich genau mit den Fortschritten der lutherischen Sache im allgemeinen und dem Bestande der lutherischen Gemeinden im einzelnen, so wie sie in Nordamerika sind, bekannt zu machen haben.

§ 17. Einschlägig und ersprießlich dürfte es auch sein, wenn er sich mit tüchtigen, wo möglich kirchlich gesinnten Reedern und Schiffskapitänen in Verbindung setzen würde, um vermöge dieser Verbindung den Auswanderern desto besser mit Rat und Tat beizustehen.

§ 18. In allen seinen Geschäften, den oben bezeichneten oder welche es sonst sein mögen, handelt der Emigrantenseelforger in Bremen genau im Sinne und Interesse der lutherischen Kirche.

Daß wir mit Anstellung eines eigenen Auswandererseelforgers keinen verkehrten Gedanken gehegt haben, wissen diejenigen wohl, welche sich einigermaßen mit dem Auswanderungswesen bekannt gemacht haben. Ist doch in Bremen auch ein eigener römisch-katholischer Missionär, namens J. Engeln, von welchem erst in diesem Jahr ein eigenes Gebetbuch für Auswanderer („Raphael. Der Geleitsmann für katholische Auswanderer. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1848) erschienen ist.

Ob wir nun den angefangenen Versuch, für lutherische Auswanderer zu sorgen, werden fortsetzen können, hängt nicht bloß davon ab, daß wir durch Gottes Fügung die nötigen Mittel haben, sondern auch davon, daß wir allezeit auch die rechten Männer finden, welche die von Herrn Kandidaten Schäfer gemachten Erfahrungen weiter verfolgen und in Ausübung bringen können. Ob Herr Schäfer selbst, dessen Herz für die Sache schlägt, ihr ferner wird in der angefangenen Weise dienen können, wissen wir nicht. — Jedenfalls eignete sich diese Fürsorge für die Auswanderer in den Hafenstädten mehr für unsre Brüder am Seegestade, und wir können uns nicht verwehren, den Wunsch auszusprechen, daß der sich kräftigende Verein von Stade, dem wir ein herzliches „Glück auf!“ zurufen, diese Sache zu der seinigen machen und nicht bloß Stade, sondern insonderheit auch Hamburg ins Auge fassen möchte! Möchte sie jedenfalls von den Freunden

der lutherischen Kirche Nordamerikas in ihrer Bedeutung erkannt und um so mehr gefördert werden, als von allen Auswanderungsvereinen schwerlich für eine kirchlich völlig ausgeprägte Sache wenig zu hoffen steht. — Dem Herrn sei alles und jedes zu Gedeihen befohlen.

[Kirchenordnung für Frankenmüt]

I. Von der Lehre und Kirche

1) Wir bekennen uns zu allen Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche: zur Augsburgerischen Konfession, deren Apologie, zu den beiden Katechismen Luthers, zu den Schmalkaldischen Artikeln und zur Konkordienformel — oder kurzweg zu dem lutherischen Konkordienbuch von 1580, wie es in Dresden zuerst ans Licht trat. Eben damit bekennen wir uns zur lutherischen Kirche selber. Ihr gehören wir, unsre Kinder, unsre Kirche und Schule, unsre Pastoren und Schullehrer ohne Rückhalt an.

2) Unsre Prediger und Schullehrer beschwören den vollen Inhalt der lutherischen Konkordia von 1580, nicht bloß quatenus (s o w e i t sie mit dem Worte Gottes übereinstimmt), sondern quia (w e i l sie mit dem Worte Gottes übereinstimmt); nicht bloß aus Fügbarkeit und Gehorsam, sondern aus eigener innigster Überzeugung. Diese Bestimmung ist in den Ordinationseid aufzunehmen.

3) Unsre Prediger und Schullehrer predigen und lehren d e u t s c h ohne Ausnahme, deutsch zu sein und deutsch zu bleiben, ist unser ernstlicher Entschluß. Wir gründen eine immerwährend deutsche Gemeinde. — Auch darauf sind unsre Prediger und Schullehrer zu verpflichten.

II. Von der Berufung der Lehrer

4) Unsere Pfarrei wird im Erlebigungsfalle entweder durch Berufung eines lutherischen Pastors oder durch Wahl eines der sich meldenden lutherischen Kandidaten besetzt.

5) Die Pfarrei wird im Erlebigungsfalle durch den von uns anerkannten Präses der Synode, welcher wir uns angeschlossen haben, ausgeschieden, sofern es nötig ist, und an ebendenselben sind auch etwaige Meldungen abzugeben.

6) Der Synodalpräses veranstaltet entweder persönlich oder durch einen von ihm zu diesem Geschäfte ernannten Pfarrer der Nachbarschaft, der jedoch unser Vertrauen besitzen muß (widerigensfalls ein anderer zu ernennen ist), die Wahl eines Wahlausschusses.

7) Der Wahlausschuß wird aus der Mitte der großjährigen Mannspersonen der Gemeinde gewählt und die Großjährigkeit für diesen Fall auf das zurückgelegte 18. Jahr festgesetzt.

8) Die Zahl der Mitglieder des Wahlausschusses richtet sich je nach der Zahl der großjährigen Gemeindeglieder, so jedoch, daß sie nicht wohl unter 4 heruntersteige. Der Synodalpräses gibt bei gleichen Stimmen den Ausschlag durch seine Stimme.

9) Zur Wahl des Wahlausschusses geben alle Konfirmierten beider Geschlechter die Stimmen.

10) Dem Wahlausschuß teilt der Synodalpräses alle Meldungen gleich nach Einlauf mit, worauf der Ausschuß die Stimmung der Gemeinde auf irgendeinem Wege erforschen mag.

11) Nach abgelaufenem Meldungstermin bestimmt der Synodalpräses mit dem Wahlausschuß den Wahltag, an welchem der Präses persönlich oder durch einen bevollmächtigten benachbarten Pfarrer am Pfarrort erscheint.

12) Zur Wahl versammelt sich der Ausschuß mit dem Synodalpräses oder dessen Stellvertreter in der Sakristei oder an einem andern schicklichen Ort.

13) Während der Wahlverhandlung ist die Gemeinde unter Leitung eines benachbarten Pfarrers zum Gebet um den heiligen Geist versammelt. Sie verharrt singend und betend in der Kirche bis zum Schluß der Wahlverhandlung.

14) Das Resultat der Wahl wird sofort von dem Synodalpräses der Gemeinde bekanntgemacht und ihr der Name und die Lebensverhältnisse des Gewählten mitgeteilt, soweit es schicklich ist.

15) Hierauf singt man das *Te deum laudamus* deutsch, und die Gemeinde wird nach dem Gebet für den Neugewählten entlassen.

16) Ist der Gewählte anwesend, so kann er, wofern er schon ordiniert ist, sogleich der Gemeinde

vorge stellt, — wenn er noch nicht ordiniert ist, sogleich mit Beziehung des andern fungierenden Geistlichen ordiniert werden.

17) Es kann aber beides — Vorstellung und Ordination — auch aufgeschoben werden.

18) Will die Gemeinde mit dem neugewählten Pastor nach Vorstellung oder Ordination das heilige Mahl halten, so ist es desto schöner.

19) Ist der Gewählte abwesend, so wird er durch den Synodalpräsidenten im Namen der Kirche förmlich berufen und ihm zur Ordination Termin gesetzt.

20) Die Ordination geschieht jedenfalls vor Augen und Ohren der Gemeinde in unsrer Kirche durch den Synodalpräsidenten oder dessen Vertreter.

21) Nur im äußersten Notfall kann der Gewählte an einem andern Ort vor Augen und Ohren des mitanwesenden Wahlausschusses ordiniert werden.

22) Ist der Gewählte ein schon ordinierter Pfarrer, so wird er durch den Synodalpräsidenten oder dessen Vertreter der Gemeinde vorgestellt und ihm Amt und Befugnis überantwortet. Jedenfalls bezeugt der Gewählte auch dann publice und eidlich seine Treue gegen die Konfession.

23) Im Falle bei Erlebigung der Pfarrei die ganze Gemeinde einstimmig wäre, einen Pastor zu berufen, so bedarf es keiner weiteren Wahl, sondern es ist die Einstimmigkeit der Gemeinde und der Name des Mannes, für den sie stimmt, dem Synodalpräsidenten oder dessen Vertreter am Wahltage des Wahlausschusses kundzutun. Eines Wahlausschusses bedarf es dann nicht.

24) In diesem Falle soll der Synodalpräsident der Gemeinde nicht zuwider sein, wenn der Gewählte lutherischer Konfession und tüchtig zum heiligen Amte ist.

25) Kann jedoch der Synodalpräsident das Gegenteil beweisen, so ist die Wahlverhandlung in oben angegebener Ordnung fortzusetzen.

26) Der einstimmig Gewählte ist in oben angegebener Weise zu vokieren, zu ordinieren, vorzustellen.

27) Soll ein Diakonus, ein Kantor, Organist, Mesner oder Schullehrer gewählt werden, so verfährt man bei dem Diakonus gerade wie bei dem Pastor. Bei den andern Kirchenbedienten und Schullehrern ist der Pastor regelmäßiger Bevollmächtigter und Vertreter des Synodalpräsidenten und berichtet an letzteren nach geschehener Wahl oder bei sich ergebenden Umständen.

III. Von der Entlassung der Lehrer

28) Ist ein bereits eingesetzter Pastor oder ein anderer Kirchenbedienter überwiesen, daß er unwürdig oder untüchtig sei, so kann ihn die Gemeinde nicht entlassen, sondern sie bringt ihre Klage bei dem Präsidenten der Synode vor.

29) Der Synodalpräsident stellt im gegebenen Falle sofort die Untersuchung über Würdigkeit und Tüchtigkeit an und legt die heilige Schrift, namentlich die Forderungen St. Pauli in den Pastoralbriefen, sowie die der heiligen Schrift entsprechende Konfession von 1580 zugrunde.

30) Klagt die Gemeinde gegen einen unwürdigen und untüchtigen Pastor nicht, so begibt sich der Präsident ungefordert an Ort und Stelle zur Visitation. Wird der Pastor — oder welchen Namen ein Kirchenbedienter trage — von dem Präsidenten bei der Visitation für unwürdig oder untüchtig erkannt, so wird er von dem Präsidenten entlassen.

31) Stimmt die Gemeinde mit dem Urtheil des Präsidenten nicht überein, so kann sie denselben vor der Synode zur Rechenschaft ziehen und die Synode kann den Entlassenen, wenn er unschuldig befunden wird, in integrum restituieren.

32) Im letzteren Falle hat der Präsident dem restituierten Pastor auf Verlangen Schadenersatz zu leisten.

33) Bei Entlassung eines niederen Kirchenbedienten oder Schullehrers kann der Pastor den Antrag stellen, sei es mit, sei es ohne die Gemeinde, und der Präsident hat nach Besund der Sache zu entscheiden. Auch bei niederen Kirchenbedienten und Schullehrern ist auf Grund der Briefe des heiligen Apostels zu entscheiden, und bei groben Sünden ist der Schuldige natürlich nicht bloß zu entlassen, sondern auch zu exkommunizieren.

IV. Von der Pfarrbefoldung und dem Solde der Kirchendiener überhaupt

34) Der Ertrag des Pfarrguts samt allen Akzibenzien und Rechten der Pfarrstelle gehören dem Pfarrer vom Tage seines Amtsantritts an. — Ebenso ist es mit dem Solde aller andern Kirchendiener und Lehrer.

35) Während der Vakanz fällt der Ertrag des Pfarrgutes einem nach und nach zu errichtenden Pfarr-Witwen- und Waisen-Fonds der Gemeinde zu. Daß es richtig geschehe, ist Sorge des Synodalpräses, der sogleich nach Erhebung der Pfarrei ein tüchtiges Gemeindeglied und einen Pfarrer der Nachbarschaft zur Rechnungsführung zu bestellen und hernach die Rechnung aufs strengste zu visitieren hat.

36) Die Akzibenzien gehören während der Vakanz dem fungierenden Geistlichen, welchem die Gemeinde vom Kirchengute auch seine Reisekosten und Diäten nach Landesbrauch zu ersetzen hat.

37) Die Einkünfte des Diaconats sind nach § 35. 36 zu behandeln, da ein Diaconus von dem Pastor nur durch Unterordnung unterschieden ist.

38) Die Einkünfte der übrigen vakanten Stellen der Kirchen- und Schuldiener fallen für die Zeit der Vakanz in den Kirchenfädel, können aber auch den Vertretern und Verweßern durch Beschluß der Kirchenguts-Verwaltung überlassen werden.

39) Die Akzibenzien werden nur für solche Amtshandlungen entrichtet, welche um einzelner Personen willen verrichtet werden. Die Gemeinde ist über dieselben zu befehlen, damit nicht etwa der Wahn begünstigt werde, als bezahle man Gottes Gnadengüter.

40) Die Akzibenzien werden in folgender Weise entrichtet:

- für eine Taufe in der Kirche,
- „ „ Haustaufe im Pfarrort,
- „ „ Haustaufe außerhalb des Pfarrorts,
- „ die Bestätigung einer Nachtaufe ganz wie für eine Taufe in Kirche oder Haus, im Ort oder auswärts,
- „ die Konfirmation.
- „ eine Trauung in der Kirche,
- „ „ Hausrauung im Pfarrort,
- „ „ Hausrauung außerhalb des Pfarrorts,
- „ „ Hochzeitspredigt,
- „ einen Kirchgang und Aussegnung neuer Eheleute;
- „ die Aussegnung einer Sechswöchnerin;
- „ eine Krankencommunion im Pfarrort,
- „ „ „ „ außerhalb des Pfarrorts,
- „ ein Begräbnis mit bloßer Einsegnung,
- „ „ „ „ Grabrede,
- „ „ „ „ Leichenpredigt,
- „ „ Zeugnis.

41) Obwohl gegen das richtig verstandene Beichtgeld nichts einzuwenden ist, so wollen wir es doch nicht zulassen. Vielmehr überlassen wir es den Beichtkindern, zu andrer Zeit ihren Beichtvätern Liebe und Ehre durch Gaben zu erweisen.

42) Betreffend die Abholung eines Pfarrers oder Diaconus usw. ist die Gemeinde willig, zu tun, was in ihren Kräften und billig ist. Sie wird namentlich ihrem Pfarrer oder Diaconus gerne ... Meilen weit mit dem nötigen Fuhrwerk entgegenkommen.

V. Vom Kirchengute

43) Jeder Kolonist bestimmt ein Stück des von ihm erkauften Landes zu Kirchengute.

44) Wo möglich, sorgt man dafür, daß alles Kirchengut auf einem Fleck und arrondiert sei.

45) Die Kirchenkollekte durch Klingelbeutel ist zum Kirchengute bestimmt, sonderlich zur Mehrung des Stammvermögens durch Landkauf.

46) Vom Kirchengute wird, soweit es nicht durch freiwillige Gaben der Gemeinde geschieht, Kirche und Gottesader, Pfarrhaus samt Pertinenzien, Einfriedigung und notwendige Anstalten zur Aufbesserung des Pfarrgutes, Mesnerhaus, Schulhaus usw. bestritten.

47) Von den Überschüssen des Kirchengutes sollen die Armen der Gemeinde bedacht werden. Die Armen sind die nächsten Anverwandten der Kirche, so daß Kirchengut auch Armengut ist.

48) Das Kirchengut steht unter Aufsicht des Pfarrers.

49) Die Rechnung führt ein Pfleger, der mit dem Pfarrer, als Vorstand, und einigen von der Gemeinde zu diesem Zweck beigeordneten frommen und einsichtsvollen Männern über alles beschließt.

50) Rein in der Religion und Konfession lauer oder in seinen Sitten nicht unsträflicher Mann kann dem Pfarrer zum Pfleger oder Stiftungsverwaltungsmitgliede erwählt oder beigeordnet werden.

51) Die Zahl der Verwaltungsmitglieder muß gleich sein, damit bei Stimmengleichheit des Pfarrers Stimme den Ausschlag gebe.

52) Die Stiftungsverwaltung muß auch darum aus frommen und unbescholtenen Männern bestehen, weil sie zugleich das heilige Amt der Armenpflege führen soll.

53) Die Rechnung über das Kirchengut wird dem Synodalpräses vorgelegt und von ihm bestätigt und revidiert.

54) Die Kirchenverwaltung teilt der Kirchengemeinde als solcher, nicht als politischer Gemeinde die Rechnungsführung mit und kann bei dem Synodalpräses in Anklagezustand gesetzt werden.

55) Wider die Beschlüsse des Synodalpräses kann die Kirchengemeinde, der Pastor, der Verwaltungsausschuß bei der Synode Klage erheben.

VI. Vom Pfarrgute

56) Es entsteht durch freiwillige Schenkungen an Land und Kapital, durch Vermächtnisse, Gaben usw.

57) Es steht unter Verwaltung des Pfarrers.

58) Der Pfarrer kann über die Verwaltung des Pfarrgutes bei dem Synodalpräses und der Synode verklagt werden.

VII. Von der Visitation

59) Die Gemeinde wird alljährlich von dem Synodalpräses oder einem Vertreter desselben visitiert.

60) Die Kirchenvisitation erstreckt sich nicht bloß auf Verwaltung des Kirchen- und Pfarrguts, auf Kirchenbücher und Registratur, sondern auch — und zwar besonders — auf Lehre und Wandel des Pastors und der andern Kirchen- und Schuldiener, auf Gottesdienst und Ordnung, auf Schmutz und Reinlichkeit der heiligen Orte, kurz auf alles, was Amt und Amtsführung, Zucht und Ordnung betrifft.

61) Insbesondere sollen bei Gelegenheit der Visitation die Gradus admonitionum in betref der schlechten und sündigenden Gemeindeglieder sowie Exkommunikationen vorgenommen werden.

62) Könnten die Visitationen zugleich in die Stelle der alten Festexamen eintreten, so wäre es desto besser. Es könnte dann wohl auch von dem Visitator die Konfirmation vorgenommen werden.

NB. S. die Instruktion für Visitatoren.

VIII. Vor der Exkommunikation und öffentlichen Absolution

63) Offenbare, reuelose Sünder werden exkommuniziert.

64) Die Exkommunikation von der Gemeinde geschieht nach Anwendung der Gradus admonitionum, unter Vorwissen und Billigung des Synodalpräses, durch den Pfarrer, öffentlich und feierlich.

65) Zurückstellung vom heiligen Abendmahl ist in des Pfarrers Ermessen zu geben, obwohl er dem Präses und dieser der Synode auch in diesen Dingen verantwortlich bleibt.

66) Der öffentlichen Exkommunikation folgt bei eintretender Reue des Exkommunizierten öffentliche Abbitte gegen die Gemeinde und öffentliche Absolution.

67) Die Wiederaufnahme geschieht nach Zeugnis und Bericht des Pastors (und Diakons, wo einer ist) unter Vorwissen und Billigung des Synodalpräses.

58) Ein Exkommunizierter kann kein Gemein- oder Kirchenamt bekleiden.

69) Ein Exkommunizierter kann nur zur Predigt gegenwärtig sein, aber nicht Sakramente genießen, Patenstelle vertreten, Zeuge bei der Trauung sein usw.

IX. Von Ehesachen

70) In unsrer Gemeinde kann kein Glied eine gemischte Ehe schließen.

71) Alle Kinder unsrer Gemeinde werden in und für die lutherische Kirche erzogen.

72) Heimliche Verlobungen, welche ohne Vorwissen der Eltern und Vormünder geschlossen sind, gelten in unsrer Gemeinde nicht.

73) In unsrer Gemeinde ist es verboten, die 3. Mose 18 und 20 verbotenen Personen zu ehelichen. Wir dehnen jedoch zur Schonung der Gewissen und um der bösen Zeit willen die Verbote nicht auf die analogen Grade aus.

74) Für Glieder unsrer Gemeinde gibt es nur einen Scheidungsgrund, nämlich die Hurevei. Matth. 19.

75) Unrechtmäßig geschiedene Personen können in unsrer Gemeinde nicht verbleiben, es sei denn daß offenbare Reue, welche auch gern den Fehl wiedergutmacht, wenn es sein kann, sich erweise.

76) Unrechtmäßig geschiedene und wegen Schuld geschiedene Personen können nicht wieder heiraten.

X. Von der Gottesdienstordnung

77) Wir bedienen uns bei unsern Gottesdiensten der Adheschen Agende und der darin enthaltenen Ordnung.

78) Wir lassen Hochzeit- und Leichenpredigten zu.

79) Zur Beichte meldet sich jedes Beichtkind persönlich bei seinem Beichtvater einen oder einige Tage vor der Beichte.

80) Wir üben sämtlich die Privatbeichte und verlangen die Privatabsolution.

81) Unser Pastor genießt mit uns das heilige Abendmahl und nimmt es aus seiner eignen Hand. Seine Absolution und was ihm sonst nötig ist an Seelsorge, übt der von ihm erwählte Seelforger mündlich oder schriftlich.

82) Privatkommunionen gibt es bei uns außer den Krankenkommunionen und andern Notfällen keine.

83) Rottausen verrichten bei uns die Hebammen nur in den äußersten Notfällen; wo möglich, wird der Pfarrer gerufen; wenn dies nicht möglich, verrichtet sie ein unbescholtener christlicher Mann.

84) Unter Vorwissen und Aufsicht unsers Pfarrers können sich die Glieder unsrer Gemeinde nach Belieben versammeln, singen, beten und lesen.

85) Am Sonntag stehen wir freiwillig von jeder weltlichen Arbeit ab, die nicht von Not und Liebe gebieterisch erheiht wird.

XI. Von der Schule

86) Es ist unser ernstlicher Entschluß, unsre Kinder selbst zu unterrichten.

87) Im Falle wir unsern Entschluß ändern sollten, gelten die in den früheren §§ enthaltenen Bestimmungen.

XII. Abfall von der Konfession

88) Abfall von unsrer Konfession zieht die Notwendigkeit nach sich, unsre Gemeinde zu verlassen. Wir gründen eine politische Gemeinde, die nur aus Lutheranern besteht.

11.

Etwas über die deutsch-lutherischen Niederlassungen
in der Grafschaft Saginaw, Staat Michigan

1849

Man hat in neuerer Zeit die Wichtigkeit der deutschen Auswanderung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika von sehr verschiedenen Gesichtspunkten anerkannt und vielleicht von einem jeglichen mit Recht. Von seiten der Nationalität wurde sie auf Landtagen und auf der Frankfurter Reichsversammlung vielfach besprochen, und wer unter uns Deutschen wollte nicht bedauern, daß der breite Strom deutscher Auswanderer, welcher überwältigend hätte wirken können, so gar versplittert und vertropft und daß eben damit der Beruf der deutschen Nation in der neuen Welt völlig versäumt und verleugnet wurde? — Man hat ferner die Auswanderung nach Nordamerika von seiten der Humanität und des menschlichen Erbarmens aufgefaßt. Und wem sollte diese Auffassungsweise nicht Beifall abgeloct, ja abgezwungen haben? Viele Tausende von armen Deutschen verfallen daheim untrettbar dem Proletariat. Es ist für Vereine wie für Staaten unmöglich, die schrecklich anwachsende Verarmung zu dämpfen oder auch nur aufzuhalten. Dagegen wäre es mit Aufwand von viel wenigeren Kräften, als man jetzt vergeblichen Erbarmens in ein bodenloses Faß ausschüttet, sehr leicht möglich, Tausenden von Armen in Nordamerika ein hinreichendes Auskommen zu verschaffen. Ja, wenn man nur ohne alle Aufopferung von Kräften vereinten Sinnes dahin arbeitete, daß die vielen Tausende, welche gegenwärtig im letzten Stadium der Verarmung sind und gerade noch soviel haben, als nötig ist, um übers Meer zu fahren und sich ein kleines Erbe zu kaufen, an die rechten Orte gebracht und ihnen fürsorgend an die Hand gegangen würde: es würden damit viele Quellen der Verarmung zugestopft und könnte damit zum Heil des Vaterlandes sicherer und Größeres gewirkt werden, als wenn man die bereits Verarmten deportierte und versorgte. — Weiter hat man die nordamerikanische Auswanderung im allgemein religiösen Interesse betrachtet. Und es ist ja wahr, es ist himmelschreiend wahr, daß viele Ausgewanderte in den Wäldern und Prairien Nordamerikas mit ihren Weibern, Kindern und Kindeskindern in einen Zustand versinken, welcher sich vom Heidentum wenig unterscheidet und noch gefährlicher ist als dieser. Völlig der Bearbeitung des Bodens hingegeben, in schwerer Arbeit täglich ermüdend, immermehr abgestumpft für das Höhere, je länger er sein Erdwurmleben fortsetzt, vergiftet der amerikanische Farmer sein besseres Teil und die Rücksicht auf die Ewigkeit verschwindet ihm. Was hilft's dann, wenn sich mitten in Wäldern goldene Erntefelder lichten und eine sorgenlose irdische Zukunft lacht. Es ist ja doch mehr verloren als gewonnen! Wer sollte in Erwägung des nicht zum Erbarmen gereizt und getrieben werden? Es ist eine herzzersehneidende Betrachtung, Menschen sorglos, froh und glücklich zu sehen, die keine Aussicht auf ein Jenseits, auf ein seliges Jenseits haben. — Man hat endlich auch angefangen, die Aus-

wanderung vom konfessionellen Standpunkt aufzufassen. Dieser Standpunkt schließt den der menschlichen Barmherzigkeit und allgemeinen Religiosität ein und verträgt sich vortrefflich mit dem nationalen, da die Konfession mit der ganzen Geschichte der Nation verwachsen zu sein pflegt. Daß Konfessionskirchen für ihre Auswanderer sorgten, geschähe ganz in ihrem eigenen Interesse, da sie sich auf diese Weise erhalten und ausbreiten; auch fühlt sich doch eine jede mit der Kirche selbst gewissermaßen identisch, und da die Kirche eine Liebesgemeinschaft ist, sollte sie die Liebe zunächst an ihren Hausgenossen üben. Um so unverantwortlicher ist die unmütterliche Treulosigkeit, in welcher die Konfessionskirchen bis nahe zu diesen Tagen — mit wenig Ausnahmen — die Auswanderer sich selbst überlassen haben.

Der Schreiber dieser Zeilen bekennt sich zu dem letzten, dem konfessionellen Standpunkt in Angelegenheiten der deutschen Auswanderung. In diesem Sinne hat er in Übereinstimmung mit einigen Freunden privatim und völlig in den Schranken eines Privatunternehmens für die Auswanderung gewirkt, ohne jedoch irgendwen zur Auswanderung anzureizen oder anreizen zu wollen. (Siehe die seit 1845 erscheinenden „Kirchlichen Mittheilungen aus und über Nordamerika“, namentlich 1845, Nr. 5, 7, 9, 10, 11; 1846, Nr. 6, 7, 11; 1847, Nr. 1 und 3; 1848, Nr. 2, 9, 10; 1849, Nr. 1.) Er erlaubt sich, die Erfolge dieser Bemühungen hier kürzlich vorzulegen, worauf sich das Weitere, was zu sagen ist, von selbst ergeben und rechtfertigen wird.

Im April des Jahres 1845 ging unter Anführung des in Mecklenburg ordinierten Pastors Aug. Crämer aus Kleinlangheim in Unterfranken eine kleine Anzahl fränkischer Landleute aus der Gegend zwischen Nürnberg und Ansbach nach der Grafschaft Saginaw im nordamerikanischen Staate Michigan. Sie verließen eine liebe Heimat, keinerlei Noth drang sie zu gehen; sie weiheten sich einem schönen Gedanken, dessen Ausführung ihnen durch Gottes Gnade wohl gelungen ist. Ihr Pastor wollte in jenen Gegenden den roten Indianern als Missionar dienen und sie wollten unter seiner Leitung, ihm zum sichern Aus- und Eingang, zur möglichsten Unterstützung seiner Missionsarbeit eine Niederlassung, eine Missionsgemeinde gründen, an deren Gottesdienst und Wandel die Heiden mit Augen schauen sollten, wie schön und gut es bei Christo sei. Der P. Friedrich Schmidt in Ann Arbor, ein Baseler Jüngling, der sich aber damals entschieden lutherisch gab und aussprach, hatte im Verein mit einem andern kundigen Manne einige Plätze in der Grafschaft Saginaw ausgesucht, welche er für die Ausführung des ihm mitgetheilten Planes als geeignet empfahl. Einer von diesen wurde gewählt, und hier, am Flusse Cass gründete Crämer mit den Seinigen Frankenmuth. Es gab Mühseligkeit und Hindernis genug, wie überall, wo man neue Niederlassungen gründet; aber die böse Zeit ging vorüber und die Hindernisse schwanden. Im Jahre 1846 folgten den ersten Ansiedlern an hundert Seelen aus der Heimat nach, und nun, kaum vier

Jahre nach der Gründung, ist Frankenmuth bereits eine ansehnliche Niederlassung und eine Mutter für andere Niederlassungen in der Gegend geworden. — Die ersten Frankenmuther Ansiedler nahmen aus der Heimat zwei Glocken mit sich und freuten sich, im Urwald von Saginaw den nahen Heiden den ewigen Frieden einzuläuten. Auf einer dieser Glocken ist das Bild des heiligen Märtyrers Laurentius angebracht zum Andenken an eine teure Laurentiuskirche in der Heimat und an den ersten, welcher den Gedanken einer Missionskolonie erfaßte und sich zur Ausführung entschloß, an Laurentius L. Unter dem Bilde, um die Glocke stehen die Worte: Concordia (1580) res parvae crescunt, d. i. „durch Eintracht werden kleine Sachen groß“. Die Jahreszahl 1580 neben dem Worte Concordia oder „Eintracht“ deutet in einer Art von Witz auf die Concordia hin, in welcher alle Frankenmuther Eintracht wurzeln sollte, nämlich auf das Bekenntnisbuch der Lutheraner von 1580, welches bekanntlich den Namen Concordia führt. Der Wahlspruch auf der Glocke hat bisher weder in der Mission noch in der Kolonisation betrogen. Aus einer Missionskolonie sind bereits zwei Indianerniederlassungen geworden, dazu aus einer deutsch-luth. Niederlassung drei, aus einer Gemeinde vier, wie sich das alles im Verlauf dieser Erzählung ergeben wird. Auch Frankenmuth selbst ist gewachsen. Schon anfangs 1848 standen 38 Wohnhäuser samt den dazu nötigen Scheunen, und die Gemeinde bestand aus 175 Seelen. Seitdem hat sich die Niederlassung verstärkt. Das 34' lange, 28' breite Kirchlein will nicht mehr ausreichen. Es sammeln sich immer mehr Auswanderer nach Frankenmuth, und es ist nicht ohne Beispiel, daß Deutsche, welche bereits in andern Gegenden Michigans wohnten, sich nach Frankenmuth begaben, um da ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Pastor Krämer gibt seiner Gemeinde im ganzen ein gutes Zeugnis, ebenso auch der Vizepräsident der evang.-lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. a. St., welcher im Jahre 1849 dortselbst Visitation hielt. Auch die Gemächlichkeit des Lebens nimmt zu. Eine Schneidemühle ist erhaltenen Nachrichten zufolge im Gang, eine Mahlmühle wird es bereits auch sein. Ein Arzt aus Deutschland wohnte bis in die neuere Zeit dort (nun seit kurzer Zeit in Saginaw City). Ein Kaufmann hat sich eingerichtet. Die Poststation ist etwa 1½ Stunden entfernt. Obnehin sind andere Niederlassungen, englische nämlich, um von den „Töchtern“ Frankenmuths zu schweigen, nicht sehr fern, und man kann alle Lebensbedürfnisse bequem auf dem Flusse herbeischaffen. Bedauerlich ist zunächst nur, daß die Einwohner von Frankenmuth ihre Häuser so zerstreut und voneinander entfernt gebaut haben. Es wollte jeder Ansiedler auf seinem Lande wohnen. Doch ist der Fehler nun eingesehen. Nahe an der Kirche sind 10, eine Viertelstunde nordöstlich 9—10, nicht weit von da wieder 4—5 Häuser (anstatt der früher zerstreuten Hütten) in gerader Richtung und näher zusammengebaut. — Auch die Heidenmission gedeiht. Es ist in Frankenmuth neben der deutschen eine Indianerschule, und eine sehr zahlreiche Indianerfamilie hat sich auf dem Missionslande der Kolonie angebaut und findet bereits Feldbau und feste Ansässigkeit ganz schön. Doch, von der Heidenmission soll hier keine Rede sein!

Anfangs hatte man wirklich weiter nichts im Sinn als die Gründung einer Missionskolonie; von deutscher Kolonisation im allgemeinen war keine Sprache. Als aber Frankennuth von den Verwandten und Freunden der ersten Auswanderer immer mehrere an sich zog, da erwachte der Gedanke, ob nicht jene Gegend überhaupt geeignet wäre, ein Sammelpunkt deutsch-lutherischer Auswanderer zu werden. Je mehr man den Gedanken bewegte, desto mehr empfahl er sich, zugleich aber auch der, noch eine und die andere Niederlassung in jener Gegend zu gründen, damit die Anziehungskraft der Grafschaft Saginaw und zugleich die Auswahl des Landes und der lokalen Verhältnisse größer würde. Es kam dazu auch der Umstand, daß das Land von Frankennuth über 6 fl. kostete, während ringsum Land genug zum halben Preis oder für ein Drittel zu haben war. Man wünschte die Gegend auch ärmeren Ansiedlern angenehm zu machen. Das sollte nun zunächst durch eine zweite Niederlassung geschehen.

Im Jahre 1847 zog ein Haufe fränkischer Landleute unter Anführung ihres Pastors Heinrich Gräbner aus Burghaig nahe Kulmbach in Oberfranken übers Meer und gründete ein paar Stunden nordwestlich von Frankennuth die Niederlassung Frankentrost. Hier ist das Land ganz wohlfeil und doch trefflich, wenn es gleich von dem teureren Frankennuth Lande an Güte übertroffen wird. — Mit dieser Anlegung der Niederlassung ging es nun schon besser, da man die Frankennuth'schen Erfahrungen zur Seite hatte. Man legte nun schon eine regelmäßige Häuserreihe an, und es soll daher Frankentrost ein ganz liebliches Ansehen haben. „Frankennuth ist schön“, schreibt ein Augenzeuge, „aber noch schöner ist es in Frankentrost. Oft sagte ich zu meinem teuren Freunde Gräbner: „Du wohnst an dem schönsten Punkte in dem weiten und großen Amerika“, so wohl gefiel es mir. Frankentrost liegt zwei gute Stunden von Frankennuth. Der Weg von dem einen Ort zum andern ist sehr angenehm. Als ich das erste Mal hinging, ist mir der Weg wohl etwas lang geworden, weil es immer durch den Wald geht, aber um so größer war meine Freude, als ich die Niederlassung erblickte. Da kam ich hinaus aus dem Dunkel und was liegt vor mir? Ein schönes deutsches Dorf, desgleichen man selten in Amerika sehen wird. Das schöne, niedliche Pfarrhaus steht in der Mitte des Dorfes, und mit Freude und Vergnügen erinnere ich mich an die Tage, die ich in demselben verlebte. Da mußte ich mir manchmal erst vergegenwärtigen, ob ich auf amerikanischem oder auf deutschem Boden sei.“ In einem Brief vom 7. Januar 1849 schildert der Kirchenvorstand von Frankentrost diese Kolonie und ihre ersten Anfänge in folgender Weise: „Frankentrost liegt zwei Stunden von Frankennuth nördlich und ebenso weit östlich von Saginaw City auf einer Ebene, doch so, daß diese Ebene einen Rücken bildet, auf welchen unser Dorf gebaut ist. Bäche haben wir zwei, einer läuft durch das südliche, der andere, stärkere durch das nördliche Teil des Landes; letzterer läuft fast das ganze Jahr, so daß er auch eine Mühle treibt, ersterer bloß Frühjahr und Spätherbst oder wenn es sonst Regenwetter gibt. Überhaupt hat unser Land ein starkes Gefäll, und das

Wasser ist leicht wegzuweisen oder läuft von selber weg, auch nimmt der Boden viel Wasser an, da er teilweise aus gutem Sand und weichem Lehm besteht, — oben natürlich ist schwarzer Boden. Auch haben wir gutes Trinkwasser. Unser Wald ist mit hohen und starken Bäumen bewachsen, namentlich mit vielen Eichen von mehreren Arten, dann Zucker- und Nußbäumen, Buchen, Linden, Eschen, Elben, Eisenholz und dergleichen, auch gibt es Pflaumen- und Kirschbäume und viele (wilde) Weinstöcke an dem nördlichen Bach. Unser Dorf bildet jetzt noch nur eine Straße von Osten nach Westen und bildet zwei Hälften, eine südliche und eine nördliche; in der Mitte ist das Kirchen-, Pfarr- und Schulgut, 96 acres, worauf das Pfarrhaus gebaut ist. Wir theilten unser Land in ein dreifaches Los und jeder ist mit seinem Land zufrieden. In dieser Verlosung ist des Herrn Land nicht zu verkennen gewesen; wir waren damals grade zwanzig Familien, und immer fünf Familien hatten den vierten Teil, und da gelang es nun so, daß nicht einer einen Acker mehr oder weniger nehmen mußte, als er grade beehrte. Hätte der Herr es nicht grade so gefügt, so würde es mancherlei Verwirrung gegeben haben usw. Der Gesundheitszustand ist besser, als in den Orten umher. Wir haben mehrere Familien, in denen (NB. fast 2 Jahre nach der Ansiedlung) noch gar niemand krank gewesen ist, und die krank waren, wurden doch immer bald wieder gesund, obgleich wir viele Mühe und Entbehrungen hatten.“ Diese Nachrichten werden noch aus einem Briefe des Pastors Gräbner vervollständigt, welcher (S. Kirchl. Mittheilungen 1848 Nr. 10, S. 80) schreibt: „Die Gemeinde besteht jetzt, anfangs 1849, aus dreißig Familien, welche die Kirchenordnung unterschrieben haben. Die Seelenzahl beläuft sich bis dato auf 102. Das Trinkwasser ist bei uns ganz ausgezeichnet, was eine rechte Wohltat für uns ist. Es ist viel besser als in Frankennuth, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil unsre Leute Brunnen gegraben haben, die Frankennuthen dagegen alle Bachwasser trinken. Der Boden ist hier sehr gut, die schwarze Holzerde liegt an den meisten Stellen über einen Fuß tief. Gibt Gott seinen Segen und Gedeihen, so wird gewiß Frankentrost ein recht lieblicher und blühender Ort. Das Gerücht, welches sich bei Ihnen verbreitet hat, als sei Frankentrost so ungesund gelegen, ist total erlogen. Überall trifft man jetzt Fieberkranke, in unserm Dorfe dagegen zeigt sich seit mehreren Wochen keine Spur vom Fieber und im ganzen sind von meinen Leuten, ich glaube, keine zwölf von dieser amerikanischen Landplage heimgesucht gewesen.“ — Seitdem diese Briefe geschrieben sind, hat Frankentrost Zuzug erhalten. Es zählt jedoch manche ärmere Einwohner, die ihr Brot in der Nähe bei älteren Ansiedlern suchen, und vom Tagelohn ihre Schuld für ihr Land oder ihren Unterhalt für die Zeit, wo sie daheim sind und ihr Land klären usw., bestreiten. Doch werden auch sie bald über das erste mühevollen Stadium ihrer Ansiedlung hinaus sein, und dann erst wird Frankentrost ein recht einladender, lieblicher Ort werden, wo man vergessen kann, daß es nicht an einem schiffbaren Flusse liegt, wie Frankennuth, und seine Bedürfnisse zwei Stunden lang auf Landwegen herbeischaffen muß.

Da es mit diesen beiden Niederlassungen bei allen Schwierigkeiten, die es zu überwinden gab, im ganzen recht gut gelang, so kamen wir bereits ein Vierteljahr vor Eintritt der Bewegungen im Frühjahr 1848 auf den Gedanken, ein, wie wir uns ausdrückten, „wanderndes Kolonisationskapital“ aufzubringen. „Kolonisationskapital“ nannten wir die Summe, die wir im Sinne hatten, weil sie ganz im Sinne kirchlicher Kolonisation stehen sollte. „Wandernd“ nannten wir sie, weil sie zum Ankauf des Erstlingslandes neuer Niederlassungen dienen, und nach Verkauf desselben zu gleichem Zwecke an immer neue Orte wandern sollte. Wir wollten mit der Summe immer ein zusammenhängendes Stück Landes ankaufen, vermessen und zum Kern einer Ansiedlung auslegen lassen. Dann sollte das ganze Landstück, Parzelle für Parzelle, nur an einwandernde Lutheraner verkauft und auf demselben unter einem gleich anfangs aufgestellten Pastor eine rein lutherisch-konfessionelle Gemeinde nach Art und Kirchenordnung, wie in Frankenmuth und Frankentrost, organisiert werden. Auf jeden Acre sollte ein kleiner Aufschlag beim Wiederverkauf gelegt und dadurch die Kapitalzinsen und eine kleine Abzahlungsrate gewonnen werden. Zur Abzahlung sollte alljährlich auch aus der amerikanischen Kassa für innere Mission eine kleine Summa verwendet, das Kapital in einer Reihe von Jahren frei und selbständig gemacht und der amerikanischen Kassa insoweit als Eigentum belassen werden, bis um die Metropole Frankenmuth eine Anzahl von lutherischen Pfarreien entstanden und zu einer Synode, der wir es zum angestammten Zwecke als Eigentum überweisen könnten, vereinigt sein würden. Die Pfarreien und Kirchen sollten durch ein von jedem Ansiedler zu machendes Geschenk an Land oder an Geld (welches zu Landankauf verwendet werden sollte) dotiert werden. Bei der Hoffnung, je länger je mehr kirchlich entschiedenere Auswanderer sich nach Saginaw City wenden zu sehen, schien uns der Plan nichts Unmögliches oder Unwahrscheinliches zu haben. Es schien uns gar nichts Besonderes, wenn das Kapital alljährlich umgewendet, alljährlich wieder eingelöst, alljährlich neu zu seinem Zwecke gebraucht werden würde, und wir hofften das, obschon wir Hindernisse und Störungen genug voraussahen, namentlich bis unsere Freunde in Saginaw City selbst den Gedanken recht aufgefaßt und verarbeitet haben würden. — Der Plan wurde gefaßt, ein, für den Zweck allerdings nur kleines, Kapital aufgebracht und der Platz zu einer neuen Niederlassung — Frankenlust — angekauft.

Soll etwas sein, so findet sich auch der rechte Mann dazu. Im Jahre 1847 hatte sich der hannoversche Hilfsprediger zu Husum bei Nienburg, G. E. Fr. Ferd. Sievers, entschlossen, sein Vaterland zu verlassen und sich der innern Mission unter den ausgewanderten Deutschen in Nordamerika zu widmen. Zur Zeit, wo wir hier in Bayern mit ihm in Verbindung traten, nämlich kurz vor seiner Abreise, konnten wir ihm nichts von unserm Plane mittheilen. Er erfuhr jedoch bei seiner Ankunft in New York davon und entschloß sich auf der Stelle, sich nach Frankenmuth zu Pastor Krämer zu begeben, dort zu überwintern und wo möglich, die Gründung der Kolonie

Frankenlust zu übernehmen. Im Jahre 1848 zog ihm dann eine Anzahl fränkischer Landleute zu und so nahm denn wirklich Frankenlust seinen Anfang. Nicht sehr weit von dem vielversprechenden Städtchen Lower Saginaw, da wo der Squaquaning in den Saginaw-Fluß mündet, zwischen zwei Armen des erstgenannten Nebenflusses, die sich kurz vor der Mündung vereinigen, ist die neue Niederlassung ausgelegt und die kleine Gemeinde arbeitet rüstig vorwärts, um bald ihren beiden Schwestern Frankenmuth und Frankentrost an Gemach des Lebens gleichzukommen oder sie vermöge der Vorteile ihrer herrlichen Lage zu übertreffen. (S. Kirchl. Mittheilungen 1848 Nr. 9. Neueste Nachrichten Nr. 22.) Den zweien von uns, welche das Kolonisationskapital auf eigenes Risiko aufgebracht hatten, kamen indes Bedenken über Bedenken. Die Unruhen des Jahres 1848 drückten den Güterwert in unsern Gegenden herunter; viele, die gerne den drohenden Verhältnissen entronnen und übers Meer gezogen wären, konnten nicht verkaufen; auch schreckte die Furcht vor der Blockade der Elb- und Wesermündung. Aus diesem Grunde kamen wir seltener in den Fall, jemand, der nach Amerika reisen wollte, Ansiedlungsorte zu empfehlen, und da wir nie jemand zur Auswanderung aufgefordert oder angereizt hatten, so taten wir's auch jetzt nicht. Frankenlust bekam drum weniger Zuzug als die früheren Kolonien. Es schien uns nun auch, als könnte das von uns entlehnte Kapital bald einmal zurückgefordert werden. Wir gedachten daher zuweilen, den ganzen Plan mit dem wandernden Kapital schnell wieder fallen zu lassen, und ergriffen auch wirklich Gelegenheit, 2000 fl. schnell wieder zurückzuziehen. Obnehin ängstigte uns ein Umstand. Frankenlust hat ausgesucht gutes Indian-Reserve-Land, wie Frankenmuth, aber eben deswegen kostete es auch ebensoviel wie das in Frankenmuth, und dieser Preis war zu hoch, als daß noch ein zur Zins- und Kapital-Rückzahlung genügender Aufschlag hätte daraufgelegt werden können. Pastor Sievers mußte die Zinszahlung anderweit decken — und so ging es mit der Ausföhrung unseres Planes ein wenig mühselig.

Nun entschlugen sich aber unsere Freunde in Saginaw nicht ebenso leicht als wir des Planes. Sie baten, ihn wenigstens nicht ganz zurückzuziehen, und ehe wir's uns versahen, waren sie mutig zu einem vierten Unternehmen geschritten. Nicht bloß hatte Pastor Sievers gleich von den für die erstverkauften Länder eingegangenen Geldern einige Stadtlots bei Saginaw City gekauft, weil er wahrnahm, daß sich hier eine deutsch-lutherische Gemeinde bildete und daß sich vom Süden Michigans her manche Glaubensgenossen in das nahrhafte Städtchen zogen; sondern er kaufte nun auch im Frühjahr 1849 in Übereinstimmung mit Pastor Crämer 5192 acres neuen Landes zu sehr wohlfeilem Preise. Das Land liegt aber nicht bei Frankenlust, sondern am Cheboygeningflusse, vier englische Meilen von drei verschiedenen Orten, von Frankenmuth, Frankentrost und der englischen Niederlassung Tuscola am Cass-Flusse. Dieser Kauf wurde dadurch möglich, daß Sievers auf einmal einen großen Teil des Frankenluster Landes verkaufen konnte und deshalb eine nicht unbedeutende Summe zu seiner

Verfügung dalag. Wir bekamen erst Nachricht, als alles fertig war; da wir aber ohnehin wieder etwas mutiger geworden waren, konnten wir unsere nachträgliche Zustimmung desto leichteren Herzens erteilen.

So lag denn nun und liegt noch Land zu einer vierten Niederlassung bereit, und in den Herzen derer, welche sich für die Sache interessierten, tauchte ein früherer Gedanke wieder auf, der nämlich einer Niederlassung von armen Brautleuten, welche im Vaterlande keine Hoffnung haben, einen eigenen Herd begründen zu können. Zwar steht es nicht in der Macht der Unternehmer des Plans, völlig Armen ein Asyl zu eröffnen; so viel müßten unsre Armen jedenfalls haben, als nötig ist, um an Ort und Stelle gelangen zu können. Doch wäre es möglich, ihnen ein Stück Landes und eine Hütte zu überlassen und ihnen in arbeitslosen Tagen, an welchen sie ihr Landstück nicht in Anspruch nähme, Arbeitsgelegenheit und Verdienst aus Tagelohn zuzuweisen, damit sie hievon nach und nach ihr Land und ihre Hütte abzahlen könnten. Der Plan ist nicht reif und kann auch nur durch tätige Teilnahme unserer Freunde in Saginaw City reifen. Aber er kann und wird doch, will's Gott, reifen: warum sollten wir das nicht hoffen? Wie manches Brautpaar, das hier der Sünde und dem Proletariat verfällt, kann auf dem neuen Lande nach Leib und Seele gerettet werden! Haben wir doch Beispiele, daß das stille, arbeitsvolle Leben in unsern Kolonien, wo zugleich Gottes Wort die Fülle und seelsorgerische Liebe ist, auch auf Gemüther, welche im Vaterlande für alles Gute erstorben schienen, siegreicher gewirkt hat, als beide das auburnsche und philadelphische System zu wirken pflegen. — Eine Hauptbedingung des Gedeihens hat Gott bereits in Gnaden gegeben, nämlich einen gerade für eine solche Aufgabe tüchtigen Seelsorger. Herr Kandidat Ernst Ottmar Clö t e r von Bayreuth, der lutherischen Kirche zugetan und bereits ordiniert, ist in den letzten Wochen bereits über Havre nach Nordamerika abgegangen. Er wird sich zunächst zu Pastor Sievers nach Frankenlust begeben, mit welchem er völlig gemeinschaftliche Sache machen muß. Da in Saginaw City sich bereits eine kleine lutherische Gemeinde konstituiert hat und eben eine Kirche gebaut wird, da ferner diese Gemeinde im Winter von Frankenlust aus nur mit großem Ungemach und bedeutender Gefahr für die Gesundheit des Pastors versehen werden kann, so wird sich Herr Kandidat Clöter dem Pastor Sievers als Pastor Vikarius für die Gemeinde in Saginaw-City anbieten. Dadurch wird Pastor Sievers Zeit und Kraft für das ihm nahe liegende Lower Saginaw gewinnen und vielleicht auch dort eine lutherische Gemeinde sammeln können. Herr Kandidat Clöter dagegen wird in Saginaw-City, dem Mittelpunkt von Frankenlust, Frankentrost und Frankennuth, nicht bloß die Erfahrungen der drei älteren Pastoren kennenlernen und benützen können, sondern es wird ihm auch möglich sein, das neue Land zu bereisen, es vermessen zu lassen und alles vorzubereiten, was nötig sein wird, im Jahre 1850 das Asyl zu eröffnen. Den ganzen unter seiner Hand gereiften Plan wird er hoffentlich bis anfangs 1850 in Deutschland bekannt machen können. Der Gedanke einer „Armen-

Bräutleute-Kolonie“ hat schon während der letzten Zeit seines Verweilens im Vaterlande seinen ganzen Beifall gewonnen. Gott kann ihm zur Lust Weisheit und Kraft verleihen und es kann dort drüben am Cheboygning-River in baldem eine Blume himmlischer Barmherzigkeit erblühen.

Wer das bisher Erzählte erwägt, der wird zugestehen müssen, daß die deutsch-lutherische Kolonisation und Kirche in der Grafschaft Saginaw nicht ganz unbedeutende Anfänge gemacht hat. Frankenmuth, Frankentrost, Frankenlust, dazu die werdende Gemeinde in Saginaw-City, die projektierte Kolonie am Cheboygning-River, das sind bereits Anziehungspunkte genug. Dazu kommen noch die jungen Indianerniederlassungen. Pastor Crämer kaufte nämlich für einen Haufen Indianer, welche Lust hatten, Ackerbau zu treiben, ein Stück Landes, welches auch bereits Früchte getragen hat und zum Teil schon abgezahlt ist. Es scheint also dort ein zivilisiertes Indianerdorf unter den Einflüssen unserer Kolonien und ihrer Pastoren zu entstehen, und wer weiß, ob sich dies Dorf nicht über kurz oder lang in die Reihe unserer Pfarrdörfer in Saginaw „Co“ stellen wird. Ebenso finden wir in nicht allzuweiter Entfernung von unsern Kolonien das Indianerdorf Bethanien, wo Missionar Baierlein Samen austreut, der auch nicht umsonst gestreut sein, sondern aufgehen und reiche Frucht tragen wird. Dies rege Leben und Weben der lutherischen Kirche kann in jener Gegend nur guten Einfluß haben und wir knüpfen daran im Aufschauen zum Vater der Barmherzigkeit die Hoffnung, daß die dortigen Prediger und Lehrer einen Sieg um den andern gewinnen werden.

Bei so bewandten Umständen glauben wir sofort verpflichtet zu sein, daß wir die Verhältnisse des Klimas und Bodens etwas eingehender schildern, ehe wir zum eigentlichen Zielpunkte dieses Aufsatzes übergehen. Wir erlauben uns zu diesem Zweck hier einen kleinen in deutscher und englischer Sprache erschienenen Aufsatz des Pastors Crämer einzurücken und dann einige Auszüge aus Briefen folgen zu lassen.

1. Crämers Aufsatz über den Staat Michigan

Im Staate Michigan bietet der Teil, welcher südlich von der nördlichen Grenze von Saginaw County gegen die südliche Reihe der Counties liegt, Ansiedlern mehr Vorteile als vielleicht irgend ein anderer Teil der westlichen Staaten.

In Morse's Geographie (in 1845 publiziert) wird Michigan als im Zentrum der großen amerikanischen Seen liegend und an merkantilen Vorteilen alle inneren Staaten der Union übertreffend geschildert.

Die Bevölkerung, welche im Jahre 1810 5000 Seelen zählte, stieg bis auf 300 000 in 1847. Der Boden eignet sich für den Anbau aller englischen Getreide-Arten, aber besonders für Weizen und Korn, auch zur Schaf- und Viehzucht. Diese Bemerkungen beziehen sich vorzugsweise auf das Saginaw-Thal, welches die Counties Genesee, Shiawassee, Tuscola, Midland, Gratiot und Sanilac umfaßt. Der Saginaw, mit den Nebenflüssen:

Tittibawasssee, Flint, Shiawasssee, Cass und Mad River, ist einer der größten Flüsse des Staates und ergießt sich in den See Huron, wo er einen der besten Häfen der Seen bildet.

Obengenannte Counties umfassen mehr als 100 000 Acker Land, welche von dem Agenten des Staates ausgewählt und jetzt zu \$ 1 25 per Acker ausgebaut werden; durch Ankauf von state liabilities, welche in Detroit und anderen Plätzen zu einem bedeutenden Diskonto verkauft werden, würden Ansiedler obiges Land jetzt zu 70 bis 80 Cents per Acker sichern können.

Saginaw County allein hat mehr als 120 Meilen schiffbaren Wassers. Saginaw City und Lower Saginaw sind gegenwärtig die bedeutendsten Städtchen und haben mehrere Stores und Mühlen; letzteres hat im verflossenen Jahre mehr als 6 Millionen Fuß Bauholz verarbeitet und nach Chicago, Buffalo und New York versandt.

Saginaw hat sowohl mit New York, wie auch westlich und südlich mit Chicago und St. Louis eine ununterbrochene Wasser-Kommunikation. Mehl kann nach ersterem Platze zu ungefähr 90 Cents per Fass verladen werden.

Die Entfernung von Detroit nach dem County-Sitz von Genesee ist ungefähr 60 Meilen per Dampf und Eilwagen.

Hausgeräte und schwere Waren können über Wasser billiger nach Saginaw transportiert werden als über Land.

Die dort wohnenden Ansiedler sind größtenteils von den östlichen Staaten, mit einigen Europäern: Engländern, Schotten und Deutschen (Lutherischer Konfession); von letzteren sind ungefähr 400 in den letzten zwei Jahren gekommen, haben ihren Prediger und Schullehrer mitgebracht und haben sich teilweise auf der Regierung gehörenden Ländereien niedergelassen; viele haben vom Staate Land zu ungefähr 80 Cents per Acker gekauft. Nahe an diese Niederlassungen grenzend sind noch ohngefähr 25 Quadratmeilen von schönem Gouvernment- und Staats-Land, bedeckt mit Eichen-, Ahorn-, Eschen-, Butternutz-, Wallnuß- und Fichtenbäumen; das Land ist hügelig und leicht urbar zu machen, weil die Waldungen nicht sehr dicht sind.

Folgender Auszug, welcher eine wahre Beschreibung des Landes gibt, ist aus einem Briefe an den Herausgeber des Boston Atlas und datiert vom 12. März 1842. — Der Schreiber sagt, daß er, nach Durchreifung der Staaten Ohio, Indiana, Illinois und Wisconsin, nach Saginaw im Staate Michigan kam, wo er einige Tage verweilte und die Umgebung ansah; er fand hier einige der schönsten Landesstrecken, die er gesehen, von fünf schiffbaren Flüssen in verschiedenen Richtungen durchschnitten. An den Ufern eines der Flüsse war ein Kornfeld, reif zum Ernten, welches, seiner Ansicht nach, 140 Bushel Ähren per Acker liefern würde, und wie er später erfuhr, 100 Bushel auslieferte. Zum Schlusse sagt er: dieser Landstrich biete Ansiedlern größere Vorteile als irgend einer, den er in

westlichen Staaten gesehen, wenn er die Vortrefflichkeit des Bodens, die schönen Waldungen und Wohlfeilheit des Landes berücksichtige, mit Märkten, Mühlen, Kaufleuten und Handwerkern fast vor der Thür; Wild im Überfluß, die Flüsse mit Fischen gefüllt, das beste Wasser, und überdem ein gesundes Land.

Folgende Prediger begleiteten die Deutschen, welche sich in Saginaw ansiedelten: Herr Pastor Krämer, Sievers und Gräbner. Ersterer schrieb in einem Briefe an einen Amtsbruder in New York folgendermaßen: Es tut uns sehr leid, dieses ausgezeichnete und fruchtbare Land, mit einem Überfluß an schiffbaren Flüssen und sonstigen Fazilitäten, die Produkte an den Markt zu bringen, so dünn bevölkert zu sehen, da es doch den Seehäfen soviel näher ist, als der weite Westen, die Reise nach dem letzteren mit soviel größeren Unkosten verbunden, auch die Transportation der Produkte so viel teurer ist.

Deutsche Lutheraner, welche nach hier kommen, finden hier zwei organisierte Gemeinden; an der einen bekleide ich, an der andern Pastor Sievers die Predigerstelle; eine dritte ist im Entstehen begriffen unter der Pflege des Herrn Pastor Gräbner.

Emigranten raten wir, bei ihrer Ankunft in Boston oder New York sich wegen ihrer Reise nach dem Westen, der sichersten und besten Reisewege, auch der damit verbundenen Kosten usw. die Herren Agenten der dort organisierten Gesellschaften zu konsultieren; diejenigen, welche in Detroit landen und in das Innere des Staates Michigan zu gehen wünschen, können bei Herrn Chauncey Hulbert gehörige Auskunft erhalten.

Wir könnten uns auf Hunderte der geachteten Männer hinsichtlich der Beschaffenheit des Bodens berufen, doch sind folgende Herren persönlich dort gewesen, kennen alles genau, und sind Männer, welche unbedingtes Zutrauen verdienen:

Herr M. Hoffmann,	New York City	Gentl. J. Mc. Neal, Boston, Mass.
“ P. A. Cowdry		Herr J. B. Hunt, Washington City
“ J. S. Macie,		“ W. T. Carroll, Washington City
“ C. M. Leuph,		“ C. S. Carroll, Liv. Co. N. Y.
“ T. S. Newbold,		“ D. S. Sigbee, Liv. Co. N. Y.
“ A. S. Peters,		“ A. J. Schultz, Ulster Co. N. Y.
“ E. A. Leroy.		“ W. Thomas, Col. Co. N. Y.

2. Einige Auszüge aus Briefen

Pfarrer Sievers schreibt: „Sie wünschten nicht bloß über das Trinkwasser, welches in Saginaw County untadelig ist, sondern auch noch über manches andere Auskunft zu haben. Zuerst bemerkte ich, daß die Flüsse sämtlich Sand führen, daß aber nur die Ufer der Flüsse und oft auch nur auf einer Seite sandig sind, daß aber tiefer ins Land hinein Lehmboden ist, teils starker, ungemischter, teils mit feinem Sande gemischt. Zuckerbäume,

Eichen und Buchen sind die vorherrschenden Baumarten. Die Flüsse, namentlich der Saginaw-Fluß selbst sind fischreich, im Frühjahr bis zur Überfüllung. An Steinen ist gänzlicher Mangel. Doch werden durch Schiffe aus Inseln der Saginaw-Bay guter Kalk und raue Sandsteine eingeführt, die nicht übermäßig teuer sind. Für Handwerker, Schmiede, Tischler, Schuhmacher, Schneider, Bierbrauer, Bäcker, Drechsler, ganz besonders jedoch für Maurer wären Lower Saginaw und noch mehr Saginaw City gute Plätze; auch Kaufleute mit etwa 3000 bis 4000 fl. Anfangskapital haben sehr gute Aussicht. Um Saginaw-City ist Land zu kaufen, etwa 10 bis 12 Dollars der Acker. Abgetklärte Bauernhöfe sind viel zu kaufen und zu pachten. Als Pacht wird eine Hälfte des Ertrags abgegeben, wenn der Pächter Vieh, Schiff und Geschirre hergibt; im andern Fall nur ein Drittel. Bares Geld wird nie verlangt. Im ganzen Saginaw- und Tittipiwassetteale, auch am Laß sind Bauernhöfe verhältnismäßig billig zu kaufen. Man kann auch 70 bis 80 acres geklärtes Land mit guten Bretthäusern und fertigen Scheunen genug kaufen; aber freilich muß 1 acre geklärtes Land immer auf 12 bis 15 Dollars berechnet werden; die Häuser werden billig in den Kauf gegeben. — In Bezug auf Handwerker muß ich noch bemerken, daß welches Namens sie seien, ihnen ein erbärmliches Fortkommen bevorsteht, wenn sie sich nicht von vornherein der amerikanischen Weise anbequemen. Es ist unleugbar, daß in allen äußern Künsten und praktischen Grissen des Lebens die Pantees den Deutschen weit vorausgehen, und das muß ein Handwerker einfach einsehen, anerkennen und ganz ruhig das erste Halbjahr lernen. Daß ein Handwerker in Saginaw seinen Hausplatz 120' lang, 60' breit meistens mit 100 Dollars bezahlen muß, ist Ihnen bekannt“.

„Über das Klima ist im allgemeinen folgendes zu bemerken: Die Sommer sind heißer, die Winter viel länger als in Deutschland. Man darf sich nicht dadurch irren lassen, daß das Vieh sich im Winter meist im Freien und auch auf den besteingetrichteten Bauernhöfen nur in Verschlägen aufhält, die nach drei Seiten gegen Wind und Wetter geschützt und mit einem Dache versehen, nach der Südseite aber völlig frei und offen sind, denn das Vieh ist viel härter als in Deutschland, lebt auch am liebsten von Baumzweigen, wenn es nicht zahmes Heu haben kann. Die Winter sind also viel länger (vom Anfang November bis Ende April), aber heitere, schöne Sonnentage sind häufiger als die trüben nebligten Schneetage. Das Wetter, die Luft ist sehr veränderlich, wahrscheinlich wegen Einflusses der Seen. Die Monate halten so ziemlich Schritt mit Deutschland; doch wagt niemand vor Ende April Gartenfrüchte und Kartoffeln zu pflanzen; aber es ist auch nicht nötig, die Früchte hier so früh zu pflanzen und hinauszubringen, da das Wachstum enorm schnell ist, wenn die heiße italienische Sonne einmal ihre Strahlen entwickelt. Das Arbeiten am frühen Morgen und am späten Abend ist hier der Gesundheit nicht zuträglich. Die Tracht leinener Hemde macht bald der Tracht baumwollener Platz, da ein Arbeitsmann viel schwitzt und das kalte Leinenzeug ihm nicht be-

hagt. In der Regel werden auch unter den baumwollenen Hemden noch rote wollene Unterhemden getragen, was die Ärzte für das hiesige Klima fast für notwendig erklären“.

„Noch ist des Siebers zu erwähnen. Wer in dieses neue Land kommt, wird (von 30 vielleicht einer ausgenommen) innerhalb der ersten Jahre ernstlich vom Sieber ergriffen. Doch ist in der Regel keine Lebensgefahr dabei. Ausbrechen der Galle ist nicht nur ein tüchtiges Heilmittel, sondern auch gut, um dem Sieber vorzubeugen. Im Frühjahr namentlich sollen selbst die Gesunden brechen und abführen. Die harte Lebensart der ersten Jahre, das viele wilde, nasse Land, die Ausdünstung, das viele Salzfleisch, da frisches Fleisch eine Seltenheit ist, trägt zur Entwicklung einer großen Masse Galle bei. Kräftige Sieberarznei von Chinin hebt die Krankheit in der Regel bald. — Die See wirkt gewaltig auf das Land ein. Bei Nordwind steigen alle Flüsse vom Saginaw-Fluß bis zu den kleinen, weil der Wind das Huron-Wasser in die Saginawbai treibt. — Am 17. Februar war ich unterwegs; da hatten wir 20—22 Grad Kälte und einen furchtbaren Nordostwind, dem ich entgegenwandern mußte. Als ich an unsers nächsten Nachbars Haus kam, ward ich von demselben mit der Nachricht erschreckt, daß mein Gesicht und Ohren erfroren seien. Es war wirklich so und erst die bereitwilligste Pflege meines Wirts konnte meine Glieder retten. Er mit zwei Frauenzimmern tauten jedes einen Teil des Gesichtes mit Eisstücken auf. Nach dreistündiger Rast vollendete ich dann meine Tour nach Frankenlust, wo man sehr bestürzt über meine Erscheinung war. Niemand hatte den Tag draußen zu arbeiten gewagt. Ich hatte selbst erst unterwegs Kenntniss von dem scharfen Ostwinde erhalten, sonst würde ich nicht ausgegangen sein. Ein Glück war's, daß ich mich nicht verirrt hatte, da die Luft oft stockfinster war von den dicken Schneewolken, die mir ins Gesicht getrieben wurden und da der Weg oft kniehoch mit Schnee zugeweht war.“

Man sieht den voranstehenden Mittheilungen gewiß die unbemäntelte Wahrhaftigkeit an. Sie heben zu sehr auch das hervor, was ungünstig lautet, als daß Betrug dahinter stecken sollte. Man erschrecke übrigens vor dem Ungemach nicht. Ähnliches und anderes findet der Ansiedler in Nordamerika überall; manches verschwindet durch Akklimatisation und Kultur des Bodens. Wäre der Aufenthalt in Nordamerika auf die Dauer unangenehm, so würde nach Jahrhunderten die Einwanderung gewiß ins Stocken geraten sein. Was insbesondere unsere Kolonien anlangt, so haben wir viele schriftliche Berichte gelesen und manche mündliche Erzählung von Augenzeugen vernommen, welche, bei großer Verschiedenheit der Berichterstatter, im ganzen vortrefflich zusammenstimmen. Lage, Boden, Wasser, Klima, sonstige Verhältnisse werden einmütig so dargestellt, daß — alles ineinander gerechnet — das Los der Auswanderer auf das Liebliche gefallen sein muß.

Es ist bereits bemerkt worden, daß wir die Kolonie Frankenmuth gar nicht im Interesse der Auswanderung und Kolonisation gegründet haben,

sondern lediglich im Interesse der Heidenmission. Es ist Gottes freundliche Führung, daß wir nach jahrelanger genauer Kenntnisaufnahme die Gegend für die nationalkirchliche Seite der Auswanderung so bedeutend finden können. Für Landbau, Handel und Gewerbe liegt sie günstig wie eine. Die Seen und vielen Wasserwege haben ihren bedeutenden Vorteil für jegliche Art der Kommunikation. Daß Michigan nur an der Südseite mit andern amerikanischen Freistaaten zusammengrenzt, daß westlich jenseits des Michigansees das noch wenig bevölkerte Wisconsin, östlich das nicht amerikanische, sondern englische, wenig einwirkende Kanada, daß der Staat selbst etwas einsam liegt, daß die Einwandererströmung südlich an Michigan vorüberzieht, dies und dergleichen kann nur für andere Zwecke Fehl und Mangel sein, in unsern Augen und für unsere Zwecke ist es eitel Vorzug und Vorteil. Wir brauchen stillere außerhalb der Strömung gelegene Sammelorte sowohl für den Anbau der Nationalität, als für den der Kirche. Mögen ferner die amerikanisierenden, deutsche Nationalität verzehrenden Lüfte vor Michigan übergehen, das kann uns nur lieb sein. Wir begehren nichts als deutsche Auswanderer lutherischer Konfession auf die deutsch-lutherischen Niederlassungen in Saginaw County aufmerksam zu machen. Suchen sie neben dem irdischen Fortkommen und Gedeihen einen Vergungs-ort, Wachstum und Pflege für deutsche Nationalität und lutherisch-kirchliche Richtung, so können sie es dort finden. Kann dort bei fortdauerndem Zuzug deutscher Lutheraner das deutsche Element dem englischen nicht widerstehen, die lutherische Kirche sich in ihrer wahren Eigentümlichkeit nicht entfalten: wo in ganz Amerika wird es dann, soweit man's bei den jetzigen Umständen ermeßsen kann, geschehen können?

Es haben oftmals uns befreundete lutherische Pastoren in andern Gegenden Nordamerikas verlangt, daß wir ihnen zu Stärkung und Mehrung ihrer Gemeinden und deutschen Elementes in ihnen Auswanderer aus der Heimat zuweisen möchten. Dennoch haben wir's nie getan. Die wenigen zur Auswanderung entschlossenen Deutschen, welche wir zu beraten hatten, wollten wir nur an den vergleichsweise besten Ort weisen, wo deutsche Kirchlichkeit mehr Gewährung als anderwärts zu haben scheint. Jahrelange Erfahrung und Beobachtung hat uns die Überzeugung aufgedrungen, daß sich in den nordamerikanischen Staaten das deutsche Element im allgemeinen gegen das englische nicht wird halten können. Warum sollen wir unsere Leute, unsere Volks- und Stammesgenossen an Orte weisen, wo sie voraussichtlich das deutsche Wesen nicht aufs dritte Glied vererben? Warum sollen wir zur Mehrung der anglogermanischen Rasse beitragen, die sich der deutschen Nationalität so übermütig feindlich gegenüberstellt? Warum sollen wir sie in den unaufhaltsamen Strudel nationaler Verwandlung stürzen, zumal solange wir noch eine Gegend Nordamerikas wissen, wo sich's der Mühe und des Versuchs noch lohnen könnte, dem deutschen Elemente durch Vereinigung unserer geringen Kräfte eine bleibende Stätte zu erstreben? Diese Stätte ist nun eben Michigan, insonderheit der Teil am

Saginawbusen, und rings um jene Gegend nach Osten und Norden. Dahin haben wir alle gewiesen, die uns um Rat fragten und wie wir die deutsch-lutherische Richtung in Nordamerika billigten. Die Gemeinden, welche dort entstanden sind und sich bisher immer gemehrt haben, sind deutsch; sie sind auch ganz unvermischt lutherisch und nehmen in ihren Gemeindevorband nur Lutheraner auf. Dort mehrte sich das Werk mit gleichartigen Elementen, und wir bauen vielleicht unserm Volk für zukünftige böse Zeiten ein sicheres Asyl.

Hier sind wir nun am Punkte, wo wir die Absicht dieser Zeilen herauszetren lassen müssen. Wir tun es in folgenden einfachen Sätzen, welche wir unsern Lesern vorlegen und zu freundlicher Überlegung empfehlen möchten.

1) Ein Thema, welches man gegenwärtig mit besonderer Vorliebe abzuhandeln pflegt, ist die innere Mission. Zu ihrem Gebiete rechnet Wichern in seinem neuesten Buche: a) die kirchliche Fürsorge für die ausgewanderten Deutschen in Nordamerika, b) die Fürsorge für die, welche eben im Begriff sind auszuwandern. Wir möchten behaupten: Wer für die Auswandernden kirchlich sorgt, verringert zugleich die erstgenannte himmelschreiende Noth der Ausgewanderten, indem er verhütet, daß die neuen Auswanderer nicht in den Jammer der früheren geraten. Woher kommen die schweren Seelennöthen der letzteren? Weil sie leichtsinnig ausgewanderten, sich national und kirchlich zersplitterten und in ihrer Vereinzelung dann keine Hilfe fanden. Hält man also die Auswanderer gleich bei ihrem Aufbruch vom alten Vaterland zusammen, dirigiert man sie entweder zu schon bestehenden deutsch-lutherischen Kolonien oder gibt man ihnen einen Seelsorger zum Anführer, welcher sie in eine passende Gegend in die Nachbarschaft schon bestehender Gemeinden führt, unter welchem sie neue Niederlassungen und Gemeinden gründen können, so ist für sie alle Noth der vorausgegangenen Brüder vermieden und sie brauchen hernachmals nicht um Hilfe zu rufen, sie werden selbst je länger je mehr helfen können. — Darum bleibe man nicht bei der kirchlichen Fürsorge für die längst ausgewanderten, verkommenen Brüder stehen; man sorge auch für die Auswandernden in der bereits im allgemeinen angegebenen Weise — und man hat doppelt und dreifach geholfen. —

2) In unsern Gemeinden haben wir allenthalben viele junge Männer und Mädchen, welche armuthshalber keine Hoffnung haben, in ihrer Heimat unterzukommen. Sie vermögen es nicht, ehelos und keusch zu leben; so geraten sie in Sünden; ihre außerehelichen Kinder wachsen in Armut und zum Theil in Verachtung auf, während sie selbst, die Eltern, je länger, je mehr alle Scham ablegen und durch schamlose Armut zu Diebstahl und allerlei andern Sünden getrieben werden. Den Eltern folgen die Kinder nach — von einem Geschlecht aufs andere erbt Sünde und Fluch. Was für Schauer erregende Beispiele lassen sich hier namhaft machen! Wir überlassen es dem Leser, sie selbst zu suchen, da man sie leider ohne Mühe überall

findet. Hätten die Armen in ihrer Jugend rechtzeitig in die Ehe treten und sich und ihre Kinder redlich nähren können, so wäre all der unzählige Jammer, der im Worte Proletariat liegt, nicht über sie gekommen. — Also erbarme man sich! Man tue, wie es bei unsern Vorfahren, den Deutschen, herkömmlich war, man lasse einen Teil der jungen Mannschaft ziehen und sich neue Wohnsitze suchen. Kolonisation und Auswanderung sind so alt wie die Welt, und es ist beides, kurzfristig und vergeblich, ihnen Ziel und Ende setzen zu wollen. Man füge sich in Gottes Fügung; aber man setze die Kinder des Landes nicht aus, man lasse sie unter Hirten und Seelsorgern in die neue Heimat ziehen, man unterstütze die Armen irgendwie — zur Überfahrt, durch Land, durch Arbeit usw. Man sammle für jede wandernde Schar, wo möglich, einen Kern völlig lediger, unbescholtener Jünglinge und Mädchen, man gebe ihnen wo möglich einige gereifere Männer dazu, man weigere sich dann nicht — und je fester der bessere Kern ist, desto weniger — auch reumütigen Gefallenen die Wohlthat rettender Auswanderung zuteil werden zu lassen usw. — Der Segen des Allmächtigen wird darauf ruhen. Dieselben Menschen, welche hierzulande ohne Zweifel verloren gewesen sein würden für Zeit und Ewigkeit, werden, wenn es ihnen möglich gemacht ist, einen eigenen Herd zu bauen, ehrbare, rechtschaffene Bürger sein und ihr Geschlecht wird im Segen wachsen und zunehmen.

3) Die geeignetsten Männer, den Auswanderern in den Gemeinden ratend zur Seite zu stehen, sind die Pastoren. An sie zunächst richten wir die Bitte, die vorausstehenden Schilderungen unsrer Kolonien zu beachten und sie ihren Auswandernden mitzuteilen, soferne sie dem lutherischen Bekenntnis angehören und sich der in den Hauptsachen noch ungeänderten, im Jahrgang 1848 der „Kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika“, Nr. 11 und 12, S. 86 ff. mitgeteilten Kirchenordnung unterwerfen wollen. Finden sich passende Auswanderer, so dürften sie zu gemeinsamer Reise, zu gemeinsamer Niederlassung in einer der älteren Gemeinden oder in der Nähe derselben, zur Annahme eines gemeinsamen Hirten, entweder schon vor der Abreise und für die Reise, oder doch bei Betreten der neuen Heimat zu ermuntern sein. Gerne würde der Schreiber dieser Zeilen und seine mit ihm längst verbundenen Freunde aus den gemachten Erfahrungen Rat zur Inswerksetzung alles Nötigen geben. Im Raume dieser Blätter ist es nicht wo möglich, ein Kern von entschiedenen Christen, welcher der Auswanderer jeder Fall ein anderer und erfordert, wenn auch im ganzen immer ähnliche, doch im einzelnen abweichende Ratschläge. Im allgemeinen bleiben gemeinsames Reisen, gemeinsames Niederlassen unter einem Pastor — und wo möglich, ein Kern von entschiedenen Christen, welcher der Auswanderer-gesellschaft die von ihr selbst gewünschte durchgreifende lutherisch-christliche Richtung geben kann, die Hauptsache. Ohne einen solchen Kern würde es in unsern Kolonien so schnell nicht gelungen sein.

4) Sollten sich in den Gemeinden lutherischer Pastoren arme Brautleute oder Gefallene finden, welche Lust hätten, sich auf dem oben erwähnten neuerkauften Lande in der Nähe von Frankenthum, Frankentrost und Tus-

cola niederzulassen, so würde man ihnen, falls sie das Nötige zur Reise und zum ersten Unterhalt an Ort und Stelle haben oder redlich aufbringen, soviel möglich durch Land und Hütte usw. an die Hand gehen. Doch muß erst der Plan des Herrn Rand. Clöter abgewartet werden, ehe wir bestimmte Zusicherungen machen können. Zeugnisse der Seelsorger über den gesamten Lebenslauf eines jeden Paares und über die Gründe der Hoffnung, die man in Ansehung ihrer Besserung hat, müßten vorgelegt werden.

5) Endlich möchten wir auch hiemit die Anfrage stellen, ob nicht hie und da einer, dem Gott Reichtum gegeben hat, Lust hätte, eine freiwillige Gabe oder ein unverzinsliches Darlehen zur völligen Abtragung und Selbstständigmachung des Kolonisationskapitals, vielleicht auch zu dessen Vergrößerung — denn es ist klein — auf den Altar Jesu niederzulegen. Es könnte, wenn es gewünscht würde, für dieses Kapital eine eigene Verwaltung aufgestellt werden, so wie sich die zwei Freunde, welche sich bis jetzt in dieser Sache an die Spitze gestellt haben, jeglichem Wunsche freiwilliger Teilnehmer fügen würden, welcher innerhalb des Gedankens deutsch-lutherischer Kolonisation in der Grafschaft Saginaw, Staat Michigan, ausführbar ist.

Schließlich befehlen wir die ganze Sache, ihre Erweiterung und heilsamere Gestaltung dem Vater der Barmherzigkeit, dem sie in Christo Jesu zu Ehr und Dienst gereichen oder untergeben soll! Ihm sei ewig Lob und Preis! Amen.

Neuendettelsau, 19. Jul. 1849.

Wilhelm Löbe, Pfarrer.

Auskunft zu geben sind auch bereit:

Ed. Stirner, Pfarrer in Fürth
Fr. Bauer, Katechet in Nürnberg
H. Volk, Essigfabrikant in Nürnberg.

12.

Innere Mission im allgemeinen

1850

Man hat von verschiedenen Seiten her Bedenken gegen den Namen „innere Mission“ erhoben, welche ihren Grund wohl nur in der Unklarheit haben, die über den Begriff der innern Mission noch obwaltet. Je mehr sich dieser Begriff klären wird, desto mehr werden die Bedenken verschwinden, und man wird dann auch einen Ausdruck unangefochten lassen, der zwar nur in dieser Zeit entstehen konnte, in ihr aber und für sie seine Berechtigung hat.

In der neueren Zeit hat die Welt den Ausdruck Mission sehr häufig in dem Sinne eines Auftrags oder einer Aufgabe, von mancherlei Art die-

selben auch seien, gebraucht. Man hat von der Mission des Königreichs Bayern, von der Mission des Frankfurter oder Erfurter Parlaments geredet, und in dieser Weise ist uns der Ausdruck Mission ganz geläufig worden. Wenn man aber in der Kirche von Mission spricht, so hat man da nicht irgend einen Auftrag oder irgend eine Aufgabe im Sinne, sondern den Auftrag und die Aufgabe, welche der Herr vor seiner Auffahrt Mark. 16, 15 den Seinigen gibt: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Mission ist also nichts anderes als die Aufgabe, die Kirche Jesu zu berufen, zu sammeln, zu erleuchten und zu erhalten zum ewigen Leben, — eine Aufgabe, welche nur der Geist des Herrn lösen kann, welche er aber durch Menschen löst, so daß sie allerdings in einer gewissen Weise auch als Aufgabe der Kinder Gottes hingestellt werden darf und sogar muß.

Auf diese Weise haben wir die Mission in jenem weiten Sinne genommen, in welchem sie genommen werden muß, wenn man alle Stellen, die von ihr reden, zusammenfaßt. Wer nur z. B. jene große Hauptstelle Matth. 28, 18—20 zur Prüfung liest, wird mit dieser weit ausgedehnten, das ganze Seelenwerk umfassenden Deutung des Wortes übereinstimmen.

Fragen wir nun nach dem Gebiete, auf welchem diese Aufgabe zu lösen ist, so finden wir es zweiteilig. Der erste Teil schließt alles ein, was getauft ist und dadurch im weiteren Sinn zur Kirche gehört, der andere Teil alles, was nicht getauft ist. Da der Herr will, daß allen Kreaturen, das ist allen Menschen das Evangelium gepredigt werde, — will er auch, daß es den Ungetauften wie den Getauften gepredigt werde. Hier haben wir die einfache Scheidung zwischen äußerer und innerer Mission. Was zur Lösung des göttlichen Auftrags an den Ungetauften geschehen muß, ist die äußere Mission, — und innere Mission begreift eigentlich alles, was man zur Erfüllung jenes Auftrags an den Getauften zu tun hat.

So einfach diese Scheidung ist, und so richtig sie auch sein dürfte, so wäre es dennoch möglich, daß sie manchem befremdlich vorkäme. Versteht man doch inagemein unter innerer Mission etwas viel Beschränkteres und Engeres, als eben angedeutet wurde. Die Betrachtung der gegenwärtigen Beschaffenheit der Kirche hat nämlich geneigt gemacht, die Welt nicht mehr in zwei, sondern in drei Gebiete zu teilen. Auf dem ersten wohnen die Ungetauften, auf dem zweiten und dritten aber die Getauften, — auf dem zweiten diejenigen Getauften, welche, dem Worte in einem gewissen Maße treu, sich fürs ewige Leben erziehen lassen, auf dem dritten aber die, welche entweder abgefallen oder in der Gefahr des Abfalls sind, welche religiös und deshalb sittlich immer mehr verkommen. Und was nun die Kirche in treuer Liebe zur Rettung dieses jammervollsten dritten Teils der Menschheit nach dem Sinne des Sünderheilandens zu tun hat, das bezeichnet man gern vorzugsweise, obwohl nicht völlig wahr, mit dem Namen „innere Mission“. Es liegt in diesem Gebrauch des Namens eine

Art von bitterer Selbstironie der Kirche, welche heutzutage besonders viele Elemente der dritten Gattung in ihrem Schoße trägt und deshalb mehr die rettende Tätigkeit an den verkommenen als die leitende, weisende, heilende Tätigkeit an gutwilligen Schafen Jesu zu üben hat. — Wenn wir uns nun in diesen Sprachgebrauch des neunzehnten Jahrhunderts finden und fügen, so versteht es sich von selbst, daß es nicht ohne Wehmut und Protest geschehen kann.

Es ist übrigens möglich, daß manche auch mit einer solchen Sügsamkeit in den gegenwärtigen Sprachgebrauch noch nicht zufrieden sein, daß sie behaupten werden, es sei hiemit immer noch keine Rücksicht auf das genommen, worinnen sich die innere Mission heutzutage am meisten erweise, nämlich auf den großartigen Schwung der Liebe und Barmherzigkeit gegen die irdischen Leiden und Lasten der Menschen. Wir glauben indes bei unsrer Fassung der innern Mission getrost beharren zu können, nicht bloß, weil die Übung der Barmherzigkeit gegen Erdenleiden auch bei dieser Fassung ihre — und zwar richtige — Stelle und Würdigung findet, sondern auch, weil die Fassung allseitiger, weiter, reicher, einem liebevollen Herzen genugtuender, und vor allem, weil sie dem Worte Jesu gemäß ist.

Aus dem bisher Gesagten erhellt also, daß die Mission, wie im Munde des Herrn, so der Sache nach nur eine ist. Ein Befehl ist es, den Christus gibt, — allen Creaturen das Evangelium und damit Glauben und Seligkeit zu bringen. Einerlei Absicht ist's, die er im Sinne hat, Sammlung, Zubereitung, Vollendung seiner Kirche. Einerlei Mittel sind es, die gebraucht werden: Wort und Sakrament. Was verschieden ist, sind nur die Gebiete: die äußere Mission arbeitet unter den Ungetauften, die innere unter den Getauften. Um des verschiedenen Gebietes willen sind aber die beiden nicht getrennt, sondern innerlichst verbunden, gleicher Würde und Ehre, gleicher Liebe und Treue wert. Was Gott zusammengefügt hat, soll kein Mensch scheiden.

Da es sich hier gar nicht darum handelt, etwa Ganzes und Erschöpfendes über innere Mission zu geben, sondern allein eine richtige Fassung des Begriffs „innere Mission“ und richtige Grundsätze bei ihrer Übung anbahnen zu helfen, so können wir uns, wenn wir nur zum Zweck gelangen, es ganz wohl gefallen lassen, einen Augenblick über innere Mission im Sinne derjenigen zu sprechen, welche gewohnt sind, sich unter derselben fast nichts anderes zu denken, als die Aufgabe, die sogenannten sozialen Not- und Ubelstände zu heben. Es ist ja wahr, daß gerade die zivilisiertesten Länder Europas — unser deutsches Vaterland leider eingeschlossen — von einem leiblichen Elend überzogen sind, vor dessen drohender Gestalt und furchtbarer Ausdehnung man sich entsetzen kann. Armut und Hilflosigkeit greift schauerlich um sich, — Pauperismus, Proletariat, Kommunismus und wie die Namen alle heißen, mit denen das 19. Jahrhundert seinen Jammer klassifiziert, jagen jede Seele auf, sie sichs gern möchte heimatlich und behaglich sein lassen im süßen Vaterland. Aber woher kommt all der Jammer?

Ueben diesem leiblichen Jammer steht und geht eine sittliche Versunkenheit und ein offenkbarer Abfall vom Evangelium, welche beide nicht bloß an sich schrecklicher und verderblicher sind als alle jene beweinswerte Not des Leibes, sondern von achtsamen und durch Gott geschärften Augen als Quellen der letzteren erfunden werden. Die leibliche Not namentlich unsers Volkes ist eine Folge, eine unabwendbare Strafe der Sittenlosigkeit und des Abfalls vom Worte Gottes, ein Fluch des Allmächtigen, den keine Macht der Erde, auch nicht die der innern Mission heben kann. Kaum ist's ein Tropfen am Eimer des Elends, welcher, solange die Herzen der Elenden bleiben, wie sie sind, von der treuen Bemühung barmherziger Menschenliebe weggesaugt werden wird. Wohlverstanden! Wir sprechen nicht der in unserm Sinne gefaßten innern Mission, sondern nur der pur auf Verbesserung der äußern Lage gerichteten Bemühung das rechte Gedeihen ab. Man sei ja fleißig zur Linderung und Hebung der materiellen Not: aber das Übel wurzelt in der Sünde und im Unglauben, und wer helfen will, der vergesse das beste, tiefest greifende Mittel, die geistliche Hilfe nicht. -- Wenn eine Last zu deinen Füßen liegt, welche du heben und tragen sollst und doch nicht kannst, so ist eine doppelte Hilfe möglich. Entweder es wird die Last verringert oder es wird die Kraft vermehrt. Was willst du lieber? Was dient am meisten zu Gottes Preis und deiner Vollendung? Offenbar, wenn die Kraft vermehrt wird. Ist nun tausendfache Erdennot über das Vaterland ausgebreitet, so hilf ab, wo und wie du kannst; vergiß aber nicht, daß die Wurzel in der Unsittlichkeit und im Unglauben liegt. Hebe die letzteren, die Seelenübel, schaff, wenn du kannst, Glauben und gut Gewissen; so wirkst du Kraft der Ertragung und rechten Überwindung der ersteren und erweckst die Wunderleute, die durch inneres Glück und Genesen alles Unglück und alle Krankheit des zeitlichen Lebens übermögen. Das schaffen, das wirken wir nur durch das Wort Gottes — und allerdings nur an denen, welche das Wort annehmen; denn wem das Wort nicht hilft, dem ist nicht zu helfen. Das Wort Gottes macht demütig — und eben damit willig zur Ertragung der allgemein verschuldeten Lebenslast; es macht gläubig, und eben dadurch stark zum schweren Werke; es gießt Liebe ins Herz — und eben damit Lust zur Duldung und Entfagung um des Geliebten willen; es gibt eine unverwelkliche, ewige Hoffnung — und eben damit Geduld bis in den Tod. Es kann aus dem versunkenen Armen und verworfenen Proletarier einen frommen Dulder, ja einen Märtyrer machen, der unter dem Jubelgeschrei der heiligen Engel sich und viele seinesgleichen bußfertige Sünder zum ewigen Leben rettet, Kronen und Palmen entgegengeht. — Darum ist auch für die unglückliche und sittenlose Bevölkerung unseres Vaterlandes, für Proletarier und Arme das Wort Gottes mit seiner Kraft, seinem Troste, seiner heiligenden Kraft nötig, und die innere Mission muß sich deshalb, wie die äußere, zunächst und vor allem andern mit der Verbreitung und Predigt desselben durch Rede und Schrift, durch Seelsorge und Zucht — und durch Erweckung des Geistes heiliger Zucht befassen.

Vielleicht lächelt mancher bei Erwähnung der Zucht und wünscht vor allem, daß ich diesen Vortrag und seinen Lauf doch ja nicht mit weiteren Ausführungen über diesen Punkt unterbreche. Allein ich unterbreche nicht, — ich gehe meinen Gang, wie er mir richtig scheint, — ich habe die bestimmte Überzeugung, daß auch die Zucht eine von dem Herrn und seinen Aposteln gewollte, reich gesegnete Anwendung des Wortes Gottes ist, und daß es zur Aufgabe der innern Mission gehört, für Zucht im Sinne von Mtth. 18, 15 ff. zu wirken. In dem, was die heilige Schrift Neuen Testaments von der Zucht lehrt, besitzt die Kirche, wenn sie es gläubig faßt und übt, eine moralische Macht, gegen welche, so unscheinbar und gering sie in den Augen mancher sein mag, keine physische Gewalt der Erde in Anschlag kommen kann. Solange die Kirche auch nur etwas von Zucht übrig hatte und übte, war sie nicht nur selbst nicht verächtlich, sondern eine, ja die größte Wohltäterin des Vaterlandes und des Staates. Je mehr sie das christliche Volk aus der von dem Herrn auf das bestimmteste befohlenen Zucht entließ, desto mehr wurde sie selbst Ursache, daß ihr Wort nicht geachtet wurde, daß das Volk verwilderte, sich mit ihr am Wort und Sakrament frevelnd veründigte und schwerem Gotteszorn entgegenreiste. Die Regierungen hatten ein Volk, in welchem durch kirchliche Zucht eine heilige Scheu erhalten war, gut regieren; als ihnen die Kirche ein zuchtlos Volk übergab, verweltlichte mit der entarteten Kirche der Staat, — Zuchtlosigkeit drang überallhin. Die Kirche, die mit der Zucht ihre Haltung aufgeben hatte, half dem Staate nicht mehr; so half ihr auch der Staat nicht mehr, er trat sie nieder und sie hatte, weil keine Zucht, keine Macht und Kraft mehr, der wohlverdienten Behandlung den gesegneten Widerstand entgegenzusetzen. Die Zwecke gingen auseinander, die Trennung von Staat und Kirche bereitete sich vor — und wer ward schuldig, wenigstens mit-schuldig daran und an der ganzen heillosen Gestaltung der neueren Zeit, wenn nicht die Kirche, die ihre Würde verlor, als sie in der Zucht ihre größte Macht und den Schmuck der Heiligung aufgab? — Die Bedeutung, welche ich hiemit der Zucht beilege, ist groß. Irre ich, will ich mich weisen lassen. Aber etwas ist gewiß an dem, was ich sage. Es ist nicht zu berechnen, was für ein Aufenthalt des Bösen in der heiligen Zucht der sonst wehrlosen Kirche liegt, — und welche sittliche Kraft erweckt und gefördert wird, wenn Sinn und Lust zur Zucht erweckt und gefördert wird. Drum finde ich das Wort im allgemeinen und insbesondere auch das Wort von der Zucht für groß und heilsam und aller Treue der innern Mission wert. —

Es muß also vor allem für die Seele gesorgt werden, das ist gewiß — und mit dem Seelenwerk hat sich die innere Mission vor allem zu befassen. Indes der Mensch ist Leib und Seele in der innigsten Verbindung; das Christentum achtet den Leib im Verhältnis zur Seele, wie das Weib im Verhältnis zum Manne als auch Miterben des ewigen Lebens. Es vernachlässigt daher den Leib nicht, indem es die Seele pflegt. Sein heilig Wort im Munde — in der Hand das leibliche Brot, so steht der Erlöser der Menschen unter den fünf Tausenden und in der Welt, und er, welcher

seinen Jüngern befiehlt, mit der Predigt in alle Welt zu gehen, — spricht auch beim Abschied von seinem Lehramt in der Zeit Mtth. 25, 35 ff.: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, — krank und ihr habt mich besucht, — nackt und ihr habt mich gekleidet“ usw. Und so vermögen es denn auch wirklich die Seinigen nicht, nur das Wort den elenden verkommenen Getauften zu bringen; sie üben auch Barmherzigkeit — und ihr Herz und Sinn geht dahin, daß sich der Brüder Leib und Geist möge freuen in dem lebendigen Gott. Schon wegen dieser inneren Notwendigkeit, welche in der Ganzheit des Menschen, in seinem Bestehen aus Leib und Seele gründet, ist es unmöglich, daß sich die innere Mission der leiblichen Barmherzigkeit und ihrer Werke entschlage. Auch sie trägt, wie Christus, im Mund die Seelenspeise und in der Hand leibliche Hilfe und Gabe. Aber der Leib bleibt ihr das zweite, nicht das erste, — die leibliche Barmherzigkeit folgt ihr erst aus der geistlichen, — wie Lieb und Werke aus dem Glauben, — und es ist ihr wichtiger, den Glauben zu verbreiten, als die verweslichen Samenkörner irdischer Hilfsleistungen, welche, so hoch man sie schätze, gegen die Ausbreitung des Wortes und Glaubens dennoch im Abstand sind, wie Leib und Geist, Erde und Himmel. Muß sie wegen dieser Fassung und richtigen Folge ihrer Tätigkeit etwas an Popularität verlieren, so tut das ihrer wahren Wirkung keinen Eintrag; es ist ihr ein wenig Schmach ganz gut, damit sie nicht weltförmig werde und von dem Beifall derer nicht verpestet, die in der innern Mission nicht Christi Mission, sondern nur ein Mittel zu zeitlichen Zwecken sehen.

Ist es nun mit der innern Mission so getan, und gründet sie wirklich im Befehl des Herrn Mk. 16, 15: „Gehet hin und prediget das Evangelium aller Creatur“; dann kann es auch gar nicht geleugnet werden, daß sie zu n ä c h s t Befehl und Aufgabe des heiligen Amtes ist. Denn zu seinen Jüngern, den Zwölfen, hat der Herr gesprochen: „Gehet hin in alle Welt“, — und als er auffuhr, hinterließ er den Heiden und Juden Apostel und Evangelisten, den werdenden und gewordenen Gemeinden Hirten und Lehrer, welche die Heiligen zurichten sollten zum Werk des Amtes, zu Gottes Bau und Tempel nach Eph. 4, 8 ff. Die äußere, die innere Mission, alles ist dem heiligen Amte, dem Presbyterate, zu welchem auch der Apostel und Evangelist zählt, zunächst übergeben, — und aus dem Presbyterate, dem Amte, welches den Geist gibt, entwickelt sich wie in den apostolischen Tagen so immer wieder in richtiger Folge und wie von selbst für die heilige Leibespflge das Amt der Diaconie, das neben dem Presbyterate engverbunden steht, wie das Weib neben dem Manne. Nichts, was zur innern oder zur äußern Mission gehört, ist deshalb vom Amte emanzipiert. Wer deshalb die innere Mission dem Amte, oder diesem seine rechte Stellung in und zu der innern Mission entziehen will und eine andere Ordnung und neue Maßregel geben, der widerstrebt in der Tat Christi Ordnung und mag zusehen, daß er die Kirche nicht verstore, statt erbaue.

Indes ist damit nicht gesagt, daß das heilige Amt in der Gemeinde alleine stehen und für die innere Mission wirken solle. Das Amt geht in allem

Guten vor, regelt und ordnet die gesamte Tätigkeit der Gemeinde; aber unter ihm, unter seiner treuen Pflege blühen und gedeihen alle Gaben der Gemeinde. Es wäre eine unwürdige, pfäffische Fassung des heiligen Amtes, wenn man ihm das Monopol des Wortes, das Monopol der Seelsorge, das Monopol der Zucht, das Monopol der Liebe, am Ende gar das Monopol aller geistlichen Gaben zuschreiben wollte, wenn unter den geistlichen Herren sich keine Seele, keine Gabe regen dürfte, ohne von den Hochmütigen und Unbescheidenen den Vorwurf des Hochmuts und der Unbescheidenheit zu ernten. Wie in der ersten Kirche alle geistlichen Gaben der Gemeindeglieder freien Spielraum nur innerhalb der Ordnung und Leitung der Ältesten fanden, wie sie von diesen nicht unterdrückt, nicht gedämpft, sondern neidlos, freudenvoll zum Nutzen und Segen in die Gemeinde geführt, auf den Leuchter gestellt, gereinigt, gestärkt wurden 1. Kor. 12—14, so soll auch jetzt das heilige Amt zwar alle Mission leiten und ordnen, auch vor allem selbsttätig sich beteiligen, aber dazu aller Gaben in der Gemeinde sich neidlos bedienen, sie fördern, heben, läutern und also recht segensreich machen. Dazu vermahnt uns das Wort und das Beispiel der apostolischen Gemeinde, — und dazu drängt uns ja auch unsre Not. Die protestantische Kirche hat kein amtliches Diakonat; sollten denn die, welche das Amt tragen, nun nicht wünschen, daß sich viele Familien fänden, wie das „Haus Stephana“ 1. Kor. 16, 15, von dem der Apostel sagt, daß sie „sich selbst verordnet hätten zum Dienste der Heiligen“? Sollte nicht ein freiwilliges Diakonat unter dem Amte des Wortes in unsern besseren Gemeinden erblühen können? — Die protestantische Kirche hat viel zu wenig Zirten und Lehrer, sollten nicht von den wenigen mit allem Fleiß und aller Treue diejenigen Glieder Christi aufgesucht, geleitet und gebraucht werden, die wie Aquilas und Priscilla eine schöne Gabe des Wortes oder eine Gabe der Vermahnung oder sonst eine schöne Gabe haben? Sollen doch alle Gaben, wie der Apostel sagt, „zum gemeinen Nutzen“ dienen — und wer soll sie dahin fördern, wenn nicht wir, die berufenen Zirten und Lehrer? Wie wollen wir denn, namentlich in größeren Gemeinden, mit unserer himmelshohen Aufgabe zustande kommen, wir armen, einsamen, belasteten Leute? Es gebe uns nur Gott zu aller unserer Mission recht viele freiwillige, treue Diakonen und begabte Kinder Gottes, die uns die Hände halten, wenn wir beten, und uns helfen, wenn wir den Zirtenstab führen.

Von diesem Standpunkte aus ist's drum auch falsch, wenn man den Grundsatz aufstellt, nur studierte Missionare seien zur Mission zu verwenden. Nicht bloß sind der Studierten, die nicht in der bequemerem Stellung des Heimatlandes einen gerechten Ersatz für ein langes Studium suchen, die nicht um des Brotes halben studieren, die für weitere Fernen lernten und größere Aufgaben, für Christum und sein Reich, gar wenige; sondern es zeigt auch die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß die Gaben sich nicht an das gewöhnliche Studium binden. Zur Gabe Bildung, so soll es sein; aber wo Gabe und Bildung ist, wie auch, auf welchem Wege die letztere gewonnen sei, da entziehe man nicht Licht und Raum, sehe nicht

neidisch und geringschätzig herunter, da helfe vor allem der Hirte, und unter dem Hirtenstabe entfalte sich alle Zier, aller Schmuck, alle Gabe des heiligen Geistes.

Wir freilich in unsrer Zeit sind arm an rechten Trägern des Amtes und arm sind die Gemeindeglieder an geistlichen Gaben. Ach wie tot sind die Gemeinden, und wieviele Hirten sind gleichfalls tot oder der Irreligiosität zugetan! Das macht die innere Mission so schwer, daß derer, welche mit rechter Begeisterung und rechter Ruhe sie treiben können, so wenige sind. Wie gerne, wie herzlich gerne schloße sich mancher Seelsorger zum guten Werke an Gemeindeglieder an — und hat keine! Und umgekehrt, wie gerne, wie herzlich gerne schloße sich manches Gemeindeglied zum guten Werk an seinen Hirten und findet ihn nicht bereit, nicht tüchtig! Was bleibt da übrig in solcher Not? Soll Gottes Werk um der Ungläubigen und Trägen und Untüchtigen willen gehindert werden? Mitnichten. Die Hirten, die Gottes Geist begabt und willig gemacht hat, und die Glieder der Gemeinde, die da können und wollen, schließen, unter Berücksichtigung jeglichen Verhältnisses und gerechter, nicht ungerechter Pflege jeder Pietät, sich zusammen. Einer wache über den andern — die frische Luft brüderlicher Bestrafung und Zucht reinige die Einigkeit und stärke die Arme zum guten Werke Jesu. An sich arbeitend, mögen sie innere Mission treiben, wie sehr es immer möglich ist, — und geruhig Christi Schmach von sogenannten Schwachen und Bösen tragen.

In dem eben dargelegten Sinne ist diese Gesellschaft für innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche ans Licht getreten, welche am heutigen Tage ihre erste Jahresfeier hält. Ihre Grundsätze sind im „Korrespondenzblatt der Gesellschaft“*) vorgelegt, und zwar in Nr. 1.

Aus diesen öffentlich vorgelegten Grundsätzen ist ersichtlich, daß sie ihren Zweck, der lutherischen Kirche mit Gottes Wort und Liebestat zu dienen, in vier besonderen Abteilungen zu erreichen sucht. Die vier Abteilungen sind folgende:

1. Innere Mission durch Prediger und Lehrer unter den verlassenen Glaubensgenossen;
2. Innere Mission durch Verbreitung von Schriften;
3. Innere Mission durch Fürsorge für die auswandernden Glaubensgenossen und für lutherische Kolonisation;
4. Innere Mission durch Abhilfe lokaler Übelstände des geistlichen und leiblichen Lebens.

Ganz dem Worte Gottes hingegeben ist die Wirksamkeit der zwei ersten, nahe zusammengehörigen Abteilungen. Ganz auf dem Gebiete der ursprünglichen Diakonie bewegt sich die vierte Abteilung. Bei der dritten Abteilung ist es schwer zu sagen, ob sie mehr dem Worte oder mehr der leiblichen Hilfeleistung gewidmet ist.

*) Zu beziehen durch die Redaktion. Nürnberg, Tegelgasse Nr. 703.

Als die Gesellschaft mit ihrem Plane zuerst hervortrat, wurde ihr häufig zum Vorwurfe gemacht, daß die Zwecke der 4. Abteilung zu sehr hinter den andern zurücktreten. Schon daß sie an der vierten Stelle standen, gefiel manchen nicht. Es liegt aber im Begriff der innern Mission, wie wir ihn fassen, daß sie an der vierten Stelle stehen und hinter den andern zurücktreten mußten. Die Werke der Diakonie, welche das Leibliche betreffen, konnten nun einmal unmöglich über die Werke des Presbyterats gestellt werden, welche unmittelbar das Heil der Seelen schaffen. Auch schien es manchen, wie wenn in einer schon vor Erscheinung des Korrespondenzblattes gedruckten Erläuterung der einzelnen Geschäftskreise oder Abteilungen der 4. Geschäftskreis zu kurz abgefertigt wäre. Als Hauptgrundsatz dieser Abteilung war nämlich hingestellt: „Anregung lokaler Barmherzigkeit und helfender Weisheit, weniger eigenes Zugreifen der Gesellschaft für lokale Zwecke.“ Sodann war der Abteilung zu besonderer Pflicht gemacht, Kenntnis von allen Schriften und Anstalten zu nehmen, welche sich auf die sozialen Übelstände beziehen, das Beste und Nützlichste bekannt zu machen, über Armen- und Krankenpflege zu belehren, in einzelnen Fällen zu raten oder zu belehren. Vor Vieltheorie wurde gewarnt. Es schien nun hiemit, namentlich im Gegensatz zu der gewöhnlichen Auffassung der innern Mission keineswegs zuviel, sondern zuwenig getan. Da aber nach unsrer Anschauung die Geschäfte der vierten Abteilung zur Diakonie gehörten, die Diakonie aber ein ganz auf den Ort beschränktes Gebiet hat, so mußten wir auf Erweckung lokaler oder gemeindlicher Liebe dringen und darauf beharren. Und da die vierte Abteilung der Gesellschaft nur nach und nach und nur, wenn Gott es fügte, in eine Art von Archidiaconat über den gemeindlichen Diakonen eintreten konnte, so mußte ihr eine bescheidene, möglichst befähigende, ein langsames Reisen zulassende Stellung angewiesen werden. Der eine und andere unter uns hatte von Anfang an die bestimmte Überzeugung, daß die Abteilung 4 nur dann gedeihen und zu größerer, weiterer Wirksamkeit heranreifen würde, wenn sie sich recht demütig und willig in den ihr vorgezeichneten, oben erwähnten Weg ergäbe.

Hie und da wurde es uns auch zum Vorwurf gerechnet, daß wir streng auf konfessionelle Entschiedenheit aller Teilnehmer drangen. Wie konnten wir aber anders sein, als wir sind und waren? Und wie konnten wir andere Teilnehmer als unsersgleichen annehmen, da Abteilung 1—3 unsrer Gesellschaft ganz offenbar auf dem Gebiete der Konfession stehen? Der uns über diese Art Beständigkeit Vorwürfe machen wollte, würde tauben Ohren predigen. Nicht einmal weise und verständig erschiene uns derjenige, welcher auf dem Gebiete der innern Mission inkonfessionell wäre. Nicht bloß mußten wir uns die engen Grenzen der Konfession stecken, weil wir nach den uns voraussichtlich zufließenden Mitteln nur engere Grenzen zum Wirkungskreise machen konnten; sondern wir wußten auch ganz wohl, aus eigener und fremder Erfahrung, daß eine große Entschiedenheit in Lehre und Gesinnung nur desto tüchtiger zu Tat und Wirksamkeit macht. Ganz abgesehen davon, daß nur bei der Wahrheit — und sind die Konfessionen

der lutherischen Kirche nicht Wahrheit? — die rechte Liebe wohnt. — Mag uns gleich um unsers treuen Beharrtens willen nur eine kleinere Schar von Teilnehmern zufallen; wir sind desto einiger, und das gibt uns nach Gottes Willen eine desto größere Kraft. Auch fällt uns gar nicht ein, da und das zu wirken, wo und was wir nach unsrer Artung nicht können.

Endlich belächelte uns mancher, wenn wir bei gegebener Gelegenheit hervorboben, wir seien kein Verein, sondern eine Gesellschaft. Es schienen so manchen die beiden Ausdrücke gar zu gleichbedeutend, als daß es der Mühe wert sein sollte, einen Unterschied zwischen ihnen aufzuspüren. Es ist nun wohl möglich, daß wir in die Ausdrücke zuviel von unserm Sinn legten, indem wir sie schieden, wie wir taten; aber das ist gewiß, daß wir keinen modernen Verein, sondern eine Gesellschaft in dem von uns gegebenen Sinne gründen wollten. Ein Verein schien uns, soviel wir aus den so oft wiederkehrenden Erscheinungen des Tages erblicken konnten, ein Haufe Leute, die sich vorgenommen haben, irgend einem guten Zwecke zu dienen, — die nun zur Ermöglichung und Erleichterung ihrer Arbeit aus ihrer Mitte einen oder etliche der Menge verantwortliche Vereinsbeamte erwählen. Die Vereine haben alle eine demokratische Basis und leiden deshalb alle an oder unter der Wandelbarkeit der Menge und Mehrzahl, an einer Wandelbarkeit, die nicht zu vermeiden ist, und vor der man sich doch, was geistliche Sachen anlangt, sehr zu hüten hat. Dagegen verstanden wir unter Gesellschaft ein Häuflein zusammengehöriger, miteinander durchaus einverständener Menschen, welche ein Unternehmen vornehmlich in dem Sinn und mit dem Vorsatz leiten, keiner fremdartigen Meinung Raum und Einwirkung zu gestatten. Sie wollen nicht bloß ihre Sache fördern, wie es am besten ist nach ihrer Erkenntnis, sondern sie auch nie andern überliefern als ihresgleichen. — Es ist bei dieser aristokratischen Form, wenn man sie so nennen will, die Bildung einer heilsamen Tradition am leichtesten möglich. Bei Vereinen ist das kaum möglich — und ihre Entstehung trägt wegen der demokratischen Basis eine Weissagung und einen Keim des Todes in sich. Die meisten von den Männern, welche vornherein zu der Gesellschaft für innere Mission zusammentraten und, sie leugnen es nicht, einer falschen Richtung in der innern Mission entgegentreten wollten, hatten längst vorher schon einträchtig miteinander für die Zwecke der innern Mission gearbeitet. Es schien ihnen an der Zeit, öffentlich hervorzutreten und es Brüdern in weiteren Kreisen auf diese Weise möglich zu machen, Kenntnis von ihrem Tun zu nehmen und sich allenfals verstärkend anzuschließen. Sie hatten aber gar keine Lust, ihre Arbeit und von Gott gesegnete Wirksamkeit einem Verein von wechselnder Gestalt in die Hände zu legen und sichere Überzeugungen und Erfahrungen dadurch erst wieder in Frage zu stellen, daß man sie vom Stimmenmehr eines gemischten Vereins — denn gemischt sind Vereine am Ende doch fast immer — abhängig machte. Sie wollten vor wie nach wirken, weil ihr Tag noch währte, und sie Gott noch nicht von ihrer Aufgabe entbunden zu haben schien. Sie wollten bleiben, was und wie sie waren; aber sie suchten für ihre wachsende Arbeit

Verstärkung an materiellen und geistigen Kräften. Das war die Absicht ihres Hervortretens in die Öffentlichkeit. Der langjährige Besitzstand, eine langjährige Erfahrung, die allerdings gemacht wurde, und gemacht werden mußte, schützt uns wohl in Anbetracht unseres Zusammenschlusses und Hervortretens vor dem Vorwurf des Hochmuts und der Anmaßung und wird auch denen, die am liebsten zu einer Sache von bereits erfolgtem Gedeihen helfen, nicht abschreckend, sondern vielmehr anziehend sein. Wir können nicht anders, wir müssen auf Vertrauen rechnen und Anspruch machen. Wir wollen auch gern den immer neuen Vorwurf des Hochmuts zu immer erneuter Seelenprüfung anwenden. — Übrigens kann sich jedermann aus dem Nr. 1 des Korrespondenzblattes vorgelegten Plan überzeugen, daß es auf Herrschen nicht abgesehen ist. Vielleicht gewährt kein Verein seinen Teilnehmern eine so große Freiheit der persönlichen Bewegung wie unsre Gesellschaft.

Wir haben nun bisher die Erfahrung gemacht, daß unser Plan bei wahrhaft Gleichgesinnten Wohlgefallen fand. So gehen wir denn getrost vorwärts und harren der ferneren Hilfe Gottes. Es können neben uns Vereine auf Vereine entstehen; wir neiden und feinden gewiß keinen an. Unser Publikum ist von der Art, daß es wohlgefällig unsre Zwecke und unser Tun ansieht, es aus unsern Veröffentlichungen kennenlernt, in und bei der Sache bleibt und deshalb nicht leicht abgezogen werden wird. Unsre kleine Schar, die ja doch auch immer um einen ernstern Christen nach dem andern wächst, geht ihren gewiesenen Weg auf wohlgebahnter Straße, tut ihre Arbeit mit Freuden und ist seelenvergnügt, Gottes Frieden und seinen Beifall zu haben und zu schauen. Der Herr segne ferner die Gesellschaft und ihre Zwecke — und führe durch seinen Geist viele Christen zur konfessionellen Entschiedenheit: dann verstärken sie auch unsre Schar, wenn sie von uns wissen, — oder, wenn sie von uns nicht wissen, haben wir doch gewonnen. Denn was wollten wir gerne, was lieber, als daß alle würden, wie wir, der kirchlichen Richtung ergeben, nur ohne unsre Sünden und Gebrechen! — Herr Jesu! Amen.

13.

Wirksamkeit der Gesellschaft durch Kolonisation

1850

Unter den Ereignissen der neueren Zeit, welche ein unbestreitbares weltgeschichtliches Interesse haben, hat gewiß die Auswanderung, insonderheit die nach Amerika, einen der ersten Plätze. Zwar steht sie in der Geschichte nicht an sich, wohl aber durch ihren Charakter einzig da. — Wanderungen, Auswanderungen, Einwanderungen hat es je und je gegeben, — und deutsche Wanderungen im fünften und den folgenden Jahrhunderten haben die Welt verändert und ihr eine andere Gestalt als zuvor gegeben, seit mehr als einem Jahrtausend die Weltgeschichte bestimmt. Die Wanderung der Ostfranken von den Ufern des Main und der fränkischen Saale an den Rhein und über

diesen Strom hinüber hatten das große Frankenreich, die Bildung eines Frankreichs und Deutschlands zur Folge. Die Rückkehr einer großen Schar von Franken vom Rhein her in die verlassenen heimatlichen Gegenden an Main und Saale ist der Anfang des nunmehr sogenannten Frankens und fränkischen Stammes, zu dem wir uns zählen. Der Zug des Hengist und Horst nach Britannien ist eine sächsische Auswanderung, ohne welche es kein England und kein englisches Volk in dem heutigen Sinne gäbe. Und wer könnte alle die Einflüsse deutscher Wanderungen genug berechnen? — Was Wunder, wenn es auch jetzt eine deutsche Wanderung gibt?

Indes ist allerdings die gegenwärtige deutsche Wanderung etwas anderes als jene früheren Wanderungen. Jene waren Völkerwanderungen, Wanderungen von Stämmen, oder man rief die frische Jugend auf, in bellem Haus sich eine neue Heimat zu suchen, wo sie wachsen und sich ausbreiten konnten. Jetzt ist es anders. Einzelne von verschiedenen Stämmen gehen aus, andere einzelne folgen; Gemeinsinn ist nirgends vorhanden, auch nicht in der Auswanderung. Tropfenweise finden sich in den Hafenstädten Flüsse und Ströme der Auswanderung zusammen: die Zahl der Gehenden ist Legion, der Zahl der alten wandernden Stämme vergleichbar. Aber wie sie diesseits im Hafenort zusammenfließen, so fließen sie im Hafen jenseits des Meeres wieder auseinander. Ein jeder wagt die Auswanderung auf eigene Faust — seine persönlichen, keine gemeinsamen, großen Zwecke verfolgt der Auswanderer.

Vielleicht ließe sich eine größere Ähnlichkeit zwischen unsern Auswanderungen und den Kolonien der alten Welt nachweisen, wenigstens insofern, als auch bei jenen Kolonien mehr der freie Wille des einzelnen in die Betrachtung kam. Jedenfalls aber können auch die Kolonien der alten Welt uns einen Beitrag zur Bestätigung des Satzes geben, daß Auswanderung nichts so Abnormes sei, als der spießbürgerliche Sinn des Binnenländers gerne annimmt. Alle bedeutenderen alten Völker haben kolonisiert, die Phönizier, die Griechen, die Römer, — und nicht das geringste, sondern vielleicht das gesuchteste Kolonisationsvolk waren gerade die Juden, deren Kolonien ohne Zahl über den ganzen Erdboden verbreitet waren und den Aposteln und Evangelisten die erwünschtesten Anknüpfungspunkte auch für die Mission unter den Heiden boten.

Wenn uns nun dergleichen Betrachtungen und Vergleichen den übermäßigen Schauer vor der Auswanderung nehmen, so müssen wir nur wünschen, daß unsre Auswanderer, namentlich die, welche nach Nordamerika ziehen, von den Kolonien und Wanderern der alten Welt etwas lernen, zäh an ihrer Nationalität und allem Guten hangen, was sie aus der deutschen Heimat mitnehmen. Allein das eben ist es, daß sie hier echte Deutsche sind. Unsere Vorfahren drangen in alle europäischen Länder. Aber deutsch gemacht haben sie die Länder und Völker nicht. Ihr Einfluß war mächtig genug, die alten Völker und deren Art zu ändern; aber er war nicht stark genug, um zu verhüten, daß sie nicht selbst umgeändert würden. Allenthalben waren sie ein gutes Ingredienz zur Mischung, — allenthalben

entstand durch sie ein Neues, aber eben ein Drittes, was von der deutschen Art ebenso abwich wie von derjenigen, welche die alten Völker hatten. Und so ist's auch in Nordamerika. Es ist keine Unmöglichkeit, daß sich in irgend einem günstig gelegenen Winkel Nordamerikas ein kleines Deutschland bilde; aber im ganzen ist gar nicht anders anzunehmen, als daß in Nordamerika ein Mischvolk entstehen werde — ein anglogermanisches, welches nach der Vorsehung Gottes zu Großem berufen sein kann. Das ist nicht zu vermeiden, — und es fragt sich, ob der Deutsche, der sich hierin so willig finden läßt, seiner Bestimmung mehr entspreche oder mehr widerstrebe.

Bedauerlicher ist eine andere Mischung und Änderung der auswandernden Deutschen, worin sie auch wieder den alten deutschen Wandervölkern gleichen. Die Deutschen verloren gerne, wohin sie kamen, ihre Bildung und Religion, und nahmen die Religion der von ihnen überwundenen Völker an. Das ist nun allerdings in den Zeiten der Völkerwanderung nicht zu bedauern gewesen; was sie verloren, war das Heidentum, was sie annahmen, war das Christentum. Gott schickte unsere deutschen Väter so gerne nach Italien in die Schule und Christenlehre — und sie kehrten belehrt zurück; der römische Bischof wurde ein geistlicher Vater und Papst für viele unter ihnen. Mehr zu bedauern ist es, daß unsere Auswanderer in Nordamerika so gerne und leicht ihre väterliche Religion vergessen. Gehen auch viele von den hiesigen Kirchen wenig befriedigt hinüber, man sollte doch denken, das Heimweh sollte sich auch auf die heimatliche Kirche erstrecken, und im Schmerz über die Entbehrung sollten sie über die deutschkirchlichen jammervollen Zustände wegsehen und mehr das erkennen, was die Kirche — die lutherische nämlich — ihrer Anlage nach sein soll und kann. Aber sie sind ihrer Kirchen satt, der allgemein christliche Geist des amerikanischen Volkes sticht gegen den gegenwärtigen deutschen, immer allgemeiner werdenden Indifferentismus gewaltig ab; die allgemeine Duldung macht sie leichtsinnig in betreff der Kirchen- und Sektenunterschiede; sie geben sich der nächstbesten Sekte hin — sind sie doch alle protestantisch und evangelisch! — und wissen nicht, was sie tun, nicht, daß sie sich damit ergeben, ihre ganze deutsche Grundrichtung zu verlieren.

So war's. Hunderttausende von Beweisen begegnen dem, der Nordamerika durchkreist. So ist's — so wird's sein. Geh nach Bremen, nach Hamburg, in die Wirtshäuser, auf die Auswandererschiffe: sieh die Leute, höre sie reden und sag, ob du Hoffnung von vielen hast, daß es anders werden wird. Schrecklich rächt sich die Bekenntnislosigkeit, die Lehruneinigkeit und Zuchtlosigkeit der deutschen Kirche: ihre auswandernden Kinder wenden ihr den Rücken — und die, durch welche sie Macht und Einfluß zum Heile vieler Tausende üben könnte, kennen sie kaum, verachten sie und sind leicht durch jede Sekte über den Verlust der Mutterkirche getröstet.

Da erwacht denn der Geist der innern Mission, und man wünscht, dies Übel zu verhüten. Die Auswanderung ist im Leben des Auswanderers eine Epoche, die ihn mächtig und im Innersten aufregt. Menschen, die früher weder zu denken noch zu fühlen schienen, erweisen sich auf einmal ganz

anders; es ist mit ihnen etwas zu machen und zu reden — und wenn ihnen nur jetzt wenigstens die Kirche mit liebender Barmherzigkeit in den Weg träte, wer weiß, wie vielen die Zeit des Abschieds, der Seefahrt, der ersten schweren Ansiedlungszeit eine Zeit geistlicher Heimsuchung und Bekehrung würde. Bestätigende Beispiele fehlen uns nicht. Sich selbst überlassen geht der träumende Deutsche sorglos oder sorgenvoll seinen Weg; jenseits tut er, wie's kommt. Geleitet geht der Auswanderer ganz anders. Sinn und Verstand erwacht. Unsere Kolonien in Michigan, die bereits ein Augenpunkt des Neides und des Wohlgefallens vieler in Nordamerika geworden sind, beweisen, daß man Deutsche zusammenhalten kann, daß sie ein Ferment für die Bevölkerung ihrer Umgegend und Träger eines die Welt strafenden und überwindenden Glaubens werden können.

Schon deshalb haben wir eine Abteilung unserer Gesellschaft für innere Mission der Fürsorge für Auswanderer gewidmet. Diese Abteilung III sucht die Seelsorger und andere Christen in den verschiedensten Gegenden des Vaterlands zur Seelsorge und Beratung der Auswanderungslustigen zu erwecken. Sie lockt niemand zur Auswanderung, sie wird viele davon abhalten, die sich aber nicht wollen abhalten lassen, wird sie leiten, ihnen Weg und Ziel angeben und sie entweder nach Michigan, Saginaw Co. oder an andere empfehlenswerte Orte weisen. Sie wird von Abteilung I Seelsorger, von Abteilung II Schriften für Auswanderer empfangen; sie wird, wie eine besondere Unterabteilung von I und II, die Auswandernden hier, zur See und jenseits mit dem Worte Gottes zu versorgen suchen.

Aber allerdings, auch die Pflichten der Barmherzigkeit und die Werke der Diakonie wird sie üben. Sie wird dem Auswanderer den besten Hafen zur Abfahrt, das beste Schiff, den besten Weg zum Hafen, die besten Ruheorte auf der Reise sagen — und den mühevollen Pilgern allenthalben Stecken und Stab sein. Sie wird den Weges- und Landes-Unkundigen vor Betrug der Einwohner in den Hafenstädten, der Wirte und Händler schützen. Sie wird ihm sein Verhalten auf der See und im jenseitigen Hafen vorzeichnen, soweit er nämlich Rat annehmen mag. Sie wird ihm in der neuen Heimat treue Freunde und Ratgeber, Arzt und Arznei, Ruhe und Arbeit verschaffen. Und ohne Zweifel wird sie auf diese Weise wie eine Unterabteilung von Abteilung IV handeln und verfahren.

Es ist bereits oben gesagt, daß es der Abteilung III nicht in den Sinn kommt, jemand zur Auswanderung zu reizen. So wird sie auch die Armen, die hier auf keinen grünen Zweig gelangen können, nicht durch lockende Versprechungen zur Auswanderung verführen. Allerdings aber wird sie Armen, welche jenseits neben dem Seelenbrot ein weniger sorgenvolles Dasein suchen, mit besonderer Liebe an die Hand gehen. Es ist eine Sache, welche außer der Frage und gewiß ist, daß Arme, welche nur soviel besitzen, daß sie sich bis an einen nahrhaften Ort zu fristen vermögen, sich in einer Kürze so viel verdienen können, als nötig ist, um ein eigenes Hauswesen zu gründen. Auch das ist keine Frage, daß verarmende Familienväter, welche der Bettelarmut sicher entgegengehen, weil sie ihr wenig Vermögen von

Jahr zu Jahr mehr zusetzen, sich und den Ibrigen helfen können, wenn sie zu der Zeit gehen, wo sie für sich und die Ibrigen zur Überfahrt und ersten Ansiedlung das Nötige noch haben. Bei diesen bestimmenden Erfahrungen, die jeder Kundige bestätigen wird, ist es eine Thorheit, arme, ledige Leute oder Brautleute, die hier nicht zum Ziel gelangen können, wohl aber zu immer größerer Beschwörung des Gewissens, oder verarmende Familien von dem sichersten Hafen der Hilfe abzuhalten, wenn sie ihm von selbst zustreben. Ihnen wollen wir, nachdem sie selbständig zum Entschluß gekommen, mit Rat und Tat an die Hand gehen.

Wir reizen niemand zur Auswanderung; aber wir finden es nach gemachten achtjährigen Erfahrungen ganz unbegreiflich, warum Staatsbehörden und Gemeinden nicht öfter und aufmerksamer die Auswanderung der Armen überlegen. Während keine Macht der Welt den Pauperismus und das Proletariat aufhalten oder austilgen kann, während Millionen ins löcherige Saß der Armut ohne allen Erfolg geschüttet und gegossen werden, reichen verhältnismäßig viel kleinere Mittel hin, um heimatlichen Gemeinden große Lasten abzunehmen und viele Arme zu glücklichen und zufriedenen Menschen zu machen. Es ist hier nicht auszuführen, aber wir äußern es als unsere bestimmte Überzeugung, daß man das beste Hilfsmittel gegen die Armut, nämlich das beste irdische Hilfsmittel, mit Füßen tritt, wenn man die Armentkolonisation verachtet. Und es wird jedenfalls ein Gedanke sein, welchen wir nirgends verleugnen werden, daß Armenkolonien, versteht sich wohlorganisierte, die besten Rettungsanstalten für Leib und Seele der Armen sind.

Nach diesem allen erinnere ich an unsere fränkischen Kolonien im Staate Michigan, Grafschaft Saginaw. Nicht ferne von dem betriebsamen, am Saginawfluße trefflich gelegenen Städtchen Saginaw, in welchem selbst ein deutsch-lutherisches Gemeinlein von Pastor Elöter geleitet wird, liegt Frankenmuth, welches der Senator Thomson in New York eine der blühendsten deutschen Kolonien nennt, und Frankentrost, wo viele Arme einem fröhlichen Glücke entgegenringen. Nahe an dem Städtchen Unter-Saginaw, nahe am Saginawbusen ist das glückliche Frankenlust. Eine Zahl von circa 55 Seelen, welche in der Nähe von Frankenmuth und Frankentrost eine Armentkolonie zu gründen unter Pastor Hermann Kühn am 22. April von Bremerhaven abgefahren sind, ist am 19. Mai glücklich in New York angekommen. Ein Häuflein lutherisch gewordener Indianer, 30 Seelen fleißige, treue Leute, die einen Pastor berufen und eine Kirche gebaut haben, wünschsen deutsche Brüder in ihrer Mitte. Acht englische Meilen südlich von diesem Gemeinlein in Sibewaiing wohnen Deutsche bereits bei Indianern und bitten um Verstärkung. Am Pine River, fünf englische Meilen von der Missionsstation Bethanien, feiert ein schönes, wohlfeiles Landstück und begehrt deutsche Hände, um zum Besten der Mission angebaut und von einer Missionskolonie bewohnt zu werden. In der Mitte aller Orte wird ein Pilgerhaus zu einer Kolonie Pilgerhaus einladen. Aller dieser Punkte wegen verweisen wir auf die nordamerikanischen Mitteilungen.

Jedenfalls sind in jener Gegend die deutsch-lutherischen Kolonien bereits eine Macht für die äußere und innere Mission geworden. Alle Umstände sind zu empfehlen — und es ist nur zu wünschen, daß, was unter Gottes Segen geworden, zum Heile vieler und zum Preis der Kirche ferner gedeihen und groß, namentlich, daß es zur Zuflucht armer Glaubensgenossen werden möge.

14.

Zum Schelwig'schen Aufsatz in Nr. 12 der Mittheilungen von 1851

1852

Mein lieber Bruder!

Der Aufsatz in Nr. 12 des vorigen Jahrgangs von Schelwig hat der Voraussage gemäß seine Wirkung nicht verfehlt. Er erscheint als ein vernichtender Streich gegen die Heidenmission geführt, vielen wie ein Donner Schlag aus heiterem Himmel; besonders denen größte Verlegenheit bereitend, welche diese Angelegenheit irgendwie leiten und an der Spitze von Missionsvereinen stehen. Schelwigs Meinung wird als Ihre eigene Meinung aufgefaßt. Das Wort „zur Widerlegung“ in der Überschrift wird entweder übersehen oder so gedeutet: widerlegt mich oder es, wenn ihr könnt. Und in der That, es ist nicht so leicht, die Gründe zu widerlegen, ja wenn die Voraussetzungen richtig sind, sind sie gar nicht zu widerlegen, denn wer wird „ohne Beruf“ in so wichtigen Dingen etwas tun wollen und können. Um so mehr erscheint es als ein beabsichtigter Angriff auf das ganze Missionswesen zugunsten der nordamerikanischen Mission. Es ist auch nicht zu leugnen, daß damit die Existenz aller Heidenmissionsvereine bedroht ist. Es ist bei der Vorliebe für die Heidenmission in unserer Zeit und bei dem merkwürdigen Einfluß, den sie auf die christliche Erweckung und Belebung unverkennbar ausgeübt hat, vorauszusehen, daß es einen Sturm geben wird. Es ist hier der Augapfel der Zeit angetastet; es kann vor diesem Gericht, wenn es recht ist, keine Unternehmung der Art leicht bestehen. Es sind den Feinden der Sache die schärfsten Waffen in die Hände gegeben. Wenn das Volk für Heidenmission nichts mehr tun will, ist's nicht zu verwundern; das Volk stutzt auch darüber, auch unsere Freunde kennen sich nicht aus. Der Unverstand im allgemeinen ist groß. Man kann leicht gegen alle Mission mißtrauisch werden. Man weiß nicht zu scheiden. Man fürchtet Verwirrung und fragt, warum gerade jetzt neuen Sündstoff?

Das sind die durch den Aufsatz erregten Besorgnisse. Ob und inwieweit sie alle gegründet sind, will ich nicht untersuchen. Aber so viel scheint mir gewiß, daß von Ihrer Seite in der Sache etwas geschehen muß, und das ist der eigentliche Zweck dieses Schreibens, Sie zu veranlassen, in einem der nächsten Blätter sich darüber auszusprechen, irgendwie beruhigend, indem Sie eine Lösung geben oder ankündigen, wenn Sie es für heilsam erkennen, eine Bewegung herbeizuführen und sich die Leute erst bestimmen zu lassen.

So viel ist gewiß, daß die Lehre vom Beruf in unserer Zeit sehr vernachlässigt ist, daß vieles ohne Beruf geschieht und daß diese Lehre streng genommen nicht wenig von unserem Tun verurteilt und zur Sünde macht.

Das Vorstehende schrieb mir ein treuer Freund am 29. Februar d. Js. — Ich hatte den Aufsatz in No. 12 der Mitteilungen mit aller Absicht einrücken lassen, und mein herzlicher Wunsch war, daß er „zur Prüfung, Widerlegung und Würdigung“ der in seinen Zeilen ausgesprochenen Ansichten dienen sollte. Alles sollte geprüft, das Falsche widerlegt, das Gute gewürdigt werden. Dieser mein Wunsch ist ihm auch an der Stirne zu lesen. Wenn er nun hie und da mehr aufregt als anregt, so ist mir das zwar leid; aber ich nehme die Aufregung für Staub und glaube, daß in diesem Staube doch auch Nachdenken und Prüfung heimlich ihr Werk haben werden. So sind wir eben; ungelehrt und unerfahren in kirchlichen Dingen, wie wir gemäß unserm Bildungsgang größtenteils sind, — dazu voll Behagen im Genuß der Werke, die wir seit längeren Jahren wirkten, voll Mißbehagen, wenn eine Störung auf gebahntem Wege kommt, werden wir gerne aufgeregt, wenn sich auch ein treu meinender Finger auf die wunden Flecke unseres Tuns und Treibens, unseres lieben Lebens legt, wenn eine Nötigung eintritt, weiter zu denken, etwas in unsern Meinungen und Werken zu ändern und zu bessern. Auch ein weicher Finger und ein leichter Druck scheint unseren weichen Sinnen von harter Hand zu kommen. — Indes was liegt dran, daß wir einen weichen Finger hart nennen, wenn es nur vorwärts kommt, wenn wir nur im Unvollkommenen nicht ruhen dürfen, sondern vorwärts zur Vollendung gezogen werden. — Der Schelwigsche Aufsatz berührt eine Zeitfrage, wie ich denen gegenüber zu sagen wage, welche den Abdruck desselben gar nicht zeitgemäß finden werden. Warum soll nicht zeitgemäß sein, was einen Fehler rügt, den wir allzulang gemacht haben und immer wieder machen? Ist's nicht zeitgemäß, Falsches aufzugeben, Besseres zu erwählen, einen Grund verfehlter Arbeit zu erkennen, damit man im Segen arbeite? Ich finde Besserung immer zeitgemäß, zumal, wenn uns die Folgen unserer Fehler in die Hände gehen. — Es wäre mir übrigens lieber gewesen, wenn andere ihre Urteile über die Sache vor mir abzugeben hätten, so wenig mir daran liegen kann, meine geringe Meinung zurückzuhalten, wenn sie von mir verlangt wird. Stimme ich doch Schelwig und Konsorten (denn er ist nicht der einzige Vertreter der missionsfeindlichen Ansicht unter den lutherischen Theologen) — keineswegs in allen Stücken bei! Ist doch meine Absicht der erneuten Veröffentlichung mit den Worten: „Zur Prüfung, Widerlegung und Würdigung“ ganz ehrlich ausgesprochen! Ich erlaube mir jedoch kurz zu sein und bitte die Leser, die angeregte Frage selbst zu erwägen und mein Urteil zur Klärung der eigenen Ansicht zu benützen.

Ganz stimme ich meinem lieben Brieffschreiber oben bei, wenn er sagt, daß „die Lehre vom Beruf in unserer Zeit schwer vernachlässigt ist“. Über die Notwendigkeit der Ordination und die Bedeutung derselben gab es je und je eine Meinungsverschiedenheit in der lutherischen Kirche; dagegen

herrschte je und je unter allen denen, welche der lutherischen Kirche angehörten, die größte Übereinstimmung in betreff der Nothwendigkeit des Berufs zum geistlichen Amte. Die nächste beste lutherische Dogmatik oder Kasuistik kann einem jeden, der Lust hat, sich über die Lage zu unterrichten, Auskunft geben. S. 3. B. Bechmanns Theol. Conscientiaria Sect. I., Cas. II. oder Gottholds Manuale Casuisticum XIX S. 136 ff. Nun finden wir aber Eph. 4, 11 verschiedene weitere und engere Berufskreise angegeben, welche als von dem Herrn selbst bestimmt und abgegrenzt dargelegt werden. „Der Herr“, spricht Paulus, „hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern.“ Diese Berufskreise alle bis auf unsern Tag zu erhalten hat dem Herrn nicht gefallen. Gerade die zwei Ämter, welche einen allgemeinen Auftrag an alle Menschen hatten (wenn man nämlich die verschiedenen Stufen des einen Amtes „Amt“ nennen darf), haben aufgehört. Weder finden wir seit dem Heimgang der heiligen Zwölfe und St. Pauli weitere Apostel, noch können wir Evangelisten auffinden. Daß der Papst kein göttliches Recht habe, sich einen apostolischen Beruf zuzuschreiben, wird von allen Protestanten zugestanden; ebenso werden die Leute, welche wir Missionare zu nennen pflegen, selten von einem auf die Stufe der Evangelisten erhoben. Wir werden es alle dem Manne Schelwig zugestehen, daß für uns das Amt nur mehr in der Gestalt des Hirten und Lehrers vorhanden ist und daß es in seiner gegenwärtigen Gestalt nur einen engen Wirkungskreis habe, der noch überdies durch ein entscheidendes Wort 1. Petr. 4, 15 recht fest begrenzt und verwahrt wird. Gibt es nun aber kein apostolisches und Evangelistenamt mehr, so hat niemand mehr einen Beruf, welcher sich über die ganze Welt oder einzelne unbekannte Lande hin erstreckte, niemand kann mehr die Heidenlande zu seinem Bistum rechnen, niemand von dem Amt eines Heidenboten reden, niemand hat ein solches Amt, niemand kann es geben, niemand kann Heidenboten berufen, senden, ordinieren. So konsequent der Papst handelt, wenn er, als Erbe apostolischer Vollmacht, Missionare sendet usw., so inkonsequent handeln die Protestanten, wenn sie trotz ihrer Erkenntnis, daß es kein allgemeines apostolisches Amt mehr gebe, Missionare berufen, senden oder ordinieren wollen. Wir können nichts anderes senden als Hirten und Lehrer; die aber setzen geordnete Wirkungskreise und christliche Verhältnisse voraus, in welche sie berufen werden.

Daß bei solchen Überzeugungen Schelwig und Konf. durch Sprüche wie Matth. 28, 18 ff. oder wie Röm. 10, 15 („Wie sollen sie predigen, wo sie nicht gesandt werden?“) in geringe Verlegenheit gebracht wurden, beweisen im Schelwigschen Aufsatz selbst die Stellen, welche sich mit den genannten Sprüchen beschäftigen. Die Sprüche werden aufs engste mit der apostolischen Wirksamkeit in Verbindung gesetzt, auf die Apostel ist alles gesagt, mit ihnen stirbt die Anwendung ab. Will man nun aber diese Auslegungen auch nicht gelten lassen, wie denn allerdings der zweite Teil von Vers 20 in Matth. 28 so Verpflichtung wie Segen und Unterstützung

der Heidenpredigt weiter deuten lehrt und Röm. 10, 15 auch ganz wörtlich stehenbleiben kann, ohne daß man die Worte allein und nach ihrem ganzen Inhalt auf die Apostel beziehen müßte, so bleibt doch immer das gewiß, daß wir nur Hirten und Lehrer haben, welche in christlichen Gemeinden wirken, und daß das amtsmäßige Senden zunächst nur auf sie eine Anwendung erleidet.

Man könnte von der Ansicht aus, daß das heilige Amt nur „das geistliche Priestertum in Funktion“ sei, versuchen, der Gemeinde und dann einzelnen Gemeinden das Recht zuzuteilen, daß sie Heidenboten senden. Man könnte sagen, das Apostolat und die Fülle seiner Gaben ist auf die Gemeinde der Heiligen übergegangen. Aber wenn schon auf Grund der heiligen Schrift Zweifel erhoben werden können, ob die Braut überhaupt mit ihrem geistlichen Priestertum auch die Ämter des neuen Testaments habe und trage, so wird um so mehr eine Berechtigung der Gemeinde, Lehrer in Amtsgewalt zu den Heiden zu senden, angezweifelt werden können. Man wird für dergleichen Ansichten keine Sicherheit und Zuversicht gewinnen; sie wird sich bei dem großen Mangel an einschlägigen Schriftstellen vielleicht nur als ein Theologumenon, als einen Denkversuch von Gottesgelehrten, darstellen.

Bei der reformierten wie bei der römischen Ansicht vom Amte kommen andere Schlüsse. Die Reformierten in Genf haben auf Grund ihrer Überzeugungen je und je gesendet; ihre Ansichten halfen ihnen früher zu Missionsversuchen als die lutherische den Lutheranern; auch hat ihre Ansicht sich in den Missionsgesellschaften der Protestanten aller Denominationen, auch bei denen der lutherischen Kirche breitgemacht. Aber lutherisch war das nie (man vergl. Balduins institut. pastoral. S. 518. Hartmann S. 117 VII) — und man wird deshalb, je mehr man das Missionswesen auf lutherische Grundlagen erbauen will, von keinem Amte der Heidenboten reden, keine Missionare berufen, aussenden und als solche ordinieren können. Möglich, daß man hiemit manchem Missionskomitee, das bisher Missionare gesendet usw. hat, zu nahe redet; aber es braucht sich deshalb kein solches Komitee aufzulösen oder sein Werk liegen zu lassen, sondern nur eine falsche Ansicht abzutun, um eine bessere und großartigere, segensvollere zu fassen.

Noch weniger braucht man deshalb für die Heidenmission besorgt zu werden, die nach wie vor Pflicht und Lust der Kirche und ihrer Kinder bleibt. Schelwig redet richtig vom Beruf, aber er macht, so sehr seine Worte für unsern gewöhnlichen Missionsbetrieb anzumerken sind, dennoch ganz unrichtige Folgerungen. Wenigstens scheint es mir so.

Es gibt freilich kein Amt der Heidenbotschaft, so wie es ein Presbyteriat, ein Hirten- und Lehramt der Gemeinden gibt. Aber hier tritt das allgemeine Priestertum aller Christen in seiner vollsten Bedeutung auf. Vermöge seines in der Taufe überkommenen Priestertums ist jeder Christ unter den Heiden verpflichtet, die Tugenden des, der ihn berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte, zu verkündigen mit Wort und Tat und sein Licht leuchten zu lassen, auf daß die Leute den

Vater im Himmel preisen lernen. Hieraus erwächst für alle diejenigen Christen, welche unter den Heiden, in deren Nähe und in ungesuchten Verbindungen mit ihnen leben, die heiligste Missionspflicht, wenn hier das Wort Mission zu brauchen ist. „Inter barbaros est casus necessitatis. De tali casu hoc est B. Lutheri iudicium L. de potest. ecclesiae vocandi ministros Tom. 2, Jen. Germ. f. 233: Cum quis eo in loco est, ubi non sunt Christiani, non est opus alia vocatione, quam quod Christianus est, intus a Deo vocatus et unctus, ibi debitor est et praedicare debet ex charitate.“ (S. Vehm. u. Gotth. I. c., Bald. C. C. Lib. 4 c. 4 cas. 1. König Cas. Consc. S. 309 ff.) Zu deutsch: Luthers Meinung ist diese: „Unter den Heiden ist ein Nothfall. Wenn einer an einem Ort ist, wo keine Christen sind, so braucht er keinen andern Beruf, als daß er ein Christ ist, innerlich von Gott berufen und gesalbt; da hat er Schuldigkeit und Pflicht, zu predigen, und das kraft der Liebe, die in ihm ist.“ So einfach wahr das ist, so wenig Nachdruck wird doch der einfachen Wahrheit gegeben. Denn was geht eigentlich daraus hervor?

1) Die schreckliche Verschuldung zahlloser Christen, die mit Heiden in Verbindung stehen und in Berührung kommen, ohne auch nur an ihre priesterliche Pflicht zu denken; die vielmehr diese priesterliche Pflicht verleugnen und durch den Heiden gegebenes böses Beispiel mit Füßen treten.

2) Die unverkennbare Verpflichtung derjenigen Kirchen, welche inmitten oder in der Nähe von Heiden wohnen, oder deren Glieder mit Heiden vielfach in Verbindung und Berührung kommen, vor allen andern Kirchen sich die Bekehrung der Heiden angelegen sein zu lassen. — Missionsvölker, Missionskirchen, Missionsgemeinden!

3) Unsere Pflicht, diejenigen Kirchen, welche mit Heiden in natürlicher Verbindung stehen, zur Erkenntnis des ihnen und ihren Kindern zunächst stehenden Liebeswerkes zu bringen und ihren Eifer zu reizen. Vor andern wäre der Missionseifer derjenigen Mitglieder von berufenen Missionsgemeinden zu erwecken, welche mit dem heiligen Amte betraut sind und der Herde in allem Guten voranzugehen haben. — Laßt uns unsre Liebe zu den Heiden vor allem hiedurch erweisen, daß wir unsre Glaubensgenossen in der Heidenmitte oder Heidennähe usw. zu ihrer Pflicht aufrufen, sie stärken und unterstützen, wenn ihr guter Wille erwacht.

Diese drei Sätze lassen sich mit den Schelwig'schen Grundsätzen ganz wohl vereinigen; sie sind die richtigen praktischen Konsequenzen, nicht aber Schelwigs abschüssiges Urtheil über alle und jede Heidenmission. Wie wenig hätte er seine Rede wenden dürfen, so wäre er auf dasselbe gekommen.

Indes dürfen wir, meines Erachtens, noch einen Schritt weiter gehen, ohne im mindesten gegen die Lehre vom Berufe, vom Amtsberufe anzustoßen. Wenn es dann keinen Beruf, keinen Amtsberuf gibt, den Heiden das Evangelium zu predigen, wohl aber einen priesterlichen Beruf des Christen überhaupt, einen Liebesberuf: was hindert's dann, daß einer, daß mehrere, daß ganze Kolonien, Pfarrer an ihrer Spitze, in die Heiden-

lande ziehen und ihnen aus freier Liebe die gute Botschaft bringen? Sie maßen sich keinen Amtsberuf an, sie greifen in kein Amt, sie kämpfen nicht aufs Ungewisse, die Liebe Christi dringt sie also — und wenn sie darob sterben, ich meine, sie sterben trotz Schelwig als Märtyrer Gottes, als treue Zeugen, die im Leben in kein fremd Amt gegriffen, sondern Hosianna geschrien haben den Barbaren, damit es die Steine nicht schreien müssen. — Wenn jene ersten Herrnhuter Missionare sich entschlossen, nach Westindien zu gehen und Sklaven zu werden, um einer Sklavin mit dem Evangelium zu nahen, was war da zu tadeln, wenn sie dies rein als Laien, aber dennoch als geistliche Priester ausgeführt hatten? Was ist das anders als jene von Gott gesegnete Liebespredigt der nach Stephani Tod zersprengten Gemeindeglieder von Jerusalem, — als jene Liebe, von welcher Eusebius erzählt, da viele verkauften, was sie hatten, und arm, ohne Gemach, von Ort zu Ort zogen und unter dem Segen Gottes viele, viele Seelen in Christi Netzen fingen? Wer wollte die Liebe, den Entschluß, das Werk solcher Männer und Frauen richten? Wer nicht lieber den Finger auf den Mund legen und von Grund der Seele um Segen seufzen?

Wenn aber solche freie und freiwillige Liebe Gott und Menschen wohlgefällt, warum sollten andere, die so nicht entflammt sind, solche Brüder, welche sich selbst zum Dienste der Heiden verordnet haben, nicht unterstützen, ihrem guten Willen nicht zur Hilfe kommen, ihre Fähigkeiten nicht ausbilden, ihnen nicht mit Rat und Tat an die Hand gehen, sie beim Abgang nicht als Opfer Jesu segnen und für sie beten? Ja, warum sollte man solche Freiwillige nicht aufrufen dürfen? Und wenn Laien ohne Beruf des Amtes sich dem Herrn in solchem Liebeswerke hingeben dürfen, warum nicht auch Pfarrer, sofern sie keinen Beruf verleugnen oder aufgeben, sofern sie nicht von dem Wort gebunden sind: „Gehorsam ist besser denn Opfer“? — Ich weiß in aller Welt nicht, was von all dem der Lehre vom Beruf widersprechen soll; wohl aber dünkt mich, daß Schelwigs Anwendung der Lehre vom Beruf dieser heiligen Liebe widerspricht, die Beruf aus der Höhe und gutes Gewissen in sich trägt, auch wenn sie sich keiner Sendung und keines zeitlichen Amtsberufes getrösten kann. Mir scheinen die Abschiedsworte Christi Matth. 28, 18 ff. weiter zu reichen als auf die apostolische Zeit, und aus V. 20 deute ich mir, daß die freie Liebe eine Erbin dessen sei, was zuerst dem apostolischen Amte übertragen war.

Wenn Schelwig auf das Alte Testament verweist und wie die Juden nicht missionieren sollten, so vergißt er, daß Gott sein alttestamentliches Volk durch alle Führungen desselben zu einem alttestamentlichen Missionsvolke und zu einem Lichte für die ganze Welt gemacht hat. Was sind die danielischen Monarchien, wenn nicht großartige Veranstaltungen des Herrn, seinen heiligen und heilsamen Namen allen damaligen Völkern bekannt zu machen? Und wie wenig handelten die Israeliten nach Schelwigs Ansicht! Welches Volk war je in dem Maße ein Kolonisationsvolk wie Israel! Wo waren sie zur Zeit Christi nicht! Wo gewährten sie den Aposteln nicht die ersten Anknüpfungspunkte? Sie waren mit und ohne ihr Wissen und

Wollen Vorläufer Christi, und das nicht ohne Gottes Willen, sintemal Christus nicht zunächst das an ihnen tadelte, daß sie Land und Meer umzogen, um Jüngengenossen zu machen, sondern daß die Pharisäer diese gewonnenen Seelen zu zwiefachen Teufelskindern machten. — Auch unsere politischen und merkantilischen Verhältnisse sind so, daß zu bemerken ist, wie die christlichen Völker überallhin, an alle Enden der Erde geführt werden. Die Bedingungen einer großartigen Missionstätigkeit sind gegeben, aber benützt werden sie nicht: warum? Weil die freie Liebe zu den Heiden fehlt; weil die Mission nur Pfarrerssache ist, nicht Kirchensache; weil sie namentlich bei den Völkern und Leuten nicht genugsam Kirchensache ist, deren Verhältnisse Gott also geordnet hat, daß sie zu den Heiden Zugang haben. Es fehlt an der Kirche. Sie lebt nicht, wie sie soll, darum belebt sie nicht, wie sie soll. Sie muß leben, dann wird sie beleben. Die Mission muß aufhören, Sache der Pfarrer und Missionshäuser zu sein; sie muß Sache aller werden und die Missionshäuser, Missionskomitees, und wie alle die vereinzelteten Vehikel des größten Gottes- und Liebesgedankens heißen, müssen im wirkenden, webenden Licht- und Lebensmeer der missionierenden Kirche nur wie Kernpunkte und Feuerherde sein. — Da muß freilich Gott helfen, sonst stümpern wir immer nur; und bis es besser wird, bleibt auch nichts übrig, als fortzustümpern, jedoch mit dem Gewinn, den wir aus Aufträgen wie der von Schelwig haben können.

15.

Neueste Nachrichten von den deutsch-lutherischen Kolonien
im Saginawtale, mit besonderer Berücksichtigung
der äußeren Verhältnisse

Sür solche geschrieben, welche jene Kolonien um ihres kirchlichen
Charakters willen lieb haben und ihnen Gutes gönnen

1852

Wir haben schon zweimal eine Übersichtskarte des deutsch-lutherischen Missionswerkes in Nordamerika ausgehen lassen, und da beide Auflagen vergriffen sind, wäre es an der Zeit, eine neue dritte Auflage zu veranstalten. Allein der Stationen sind bereits zu viele und der Wechsel im Personal ist zu groß, als daß wir, zumal aus solcher Ferne, etwas Richtiges geben könnten, würde doch eine solche Karte kaum länger richtig bleiben als von der Zeichnung bis zum Stich. Da nun aber gegenwärtig die Kolonien in der Grafschaft Saginaw in Michigan die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf sich ziehen: so hat derselbe treue Freund der amerikanischen Sache, welcher schon zweimal die Übersichtskarte geliefert hat, den Staat Michigan nach einer trefflichen Karte dieses Staates gezeichnet. Es gibt neuere amerikanische Karten von Michigan, in welchen die fränkischen Kolonien eingetragen sind; wir haben aber noch keine von ihnen gesehen, weshalb unsere über die Kolonien seit Jahren eingegangenen Nachrichten

noch einmal durchgegangen werden mußten, um dem Zeichner genaue Anhaltspunkte zu geben, nach denen er zeichnen könnte. Bei dieser Gelegenheit entstand die nachfolgende Übersicht des dortigen Geländes, welche, wie wir glauben, manchem unsrer Leser nicht uninteressant und unlieb sein wird. — Die Karte selbst wird etwas später erscheinen.

Der Staat Michigan besteht aus zwei Halbinseln, deren eine sich von Norden hin zwischen dem Obern, Michigan- und Huron-See der südlichen entgegensetzt und von dieser nur durch eine schmale Wasserstraße getrennt ist, während die andere südlich auf der breiten Basis der Staaten Indiana und Ohio steht und sich wie ein Fels zwischen dem Michigan-See im Westen und dem Erie-, St. Clair- und Huron-See im Osten erhebt. Die nördliche Halbinsel ist von der südlichen sehr verschieden: sie ist bergig und hat am Oberen See (Lake Superior) einen außerordentlichen Reichtum an Eisen und Kupfer.*) Die südliche Halbinsel hingegen ist ein niedriges, flachhügeliges Land voll großer und kleiner Flüsse, Seen und Teiche. Wer sich die Mühe gibt, auf einer guten Spezialkarte zwischen allen den Flüssen und Flügchen die Wasserscheide zu suchen, hat Not, sie herauszufinden, so wenig Abdachung und Neigung hat das Land. Bei der großen Flachheit und dem Wasserreichtum fehlt es denn auch nicht an seichteren und tieferen Sümpfen, welche aber, da sie leicht abzuführen sind, bei zunehmender Kultur verschwinden oder eine andere Natur annehmen werden. Bei dieser Beschaffenheit des Landes läßt es sich denken, daß dem Einwanderer nicht eine Gegend in gleichem Maße wie die andre anzuraten sein wird.

Der Süden von Michigan, südliche Halbinsel, ist bereits reichlich bewohnt und bebaut und die Auswanderer- oder Einwandererströmung, welche durch ihn hin viele Tausende hinüber nach dem ferneren Westen geführt hat und noch führt, gab immer auch einen Teil der Ankömmlinge dem reichen Lande ab. Denn viel fruchtbares und schönes Land findet sich ja in Michigan allenthalben. — Der Norden der südlichen Halbinsel Michigans ist noch unbebaut und unbewohnt, sumpfiges Wald- und Prärieland, von Waldstreifen durchzogen, von vielen für untauglich zur Ansiedlung gehalten. — Die Kultur dringt von Süden nach Norden hinauf.

Ungefähr in der Mitte des Landes senkt sich von Nordost nach Südwest die Saginaw-Bai, zum Huron-See gehörig, in die Halbinsel ein und nimmt die Wasser des bedeutendsten Flußsystems von Michigan auf, nämlich die Wasser des Saginaw-Gebietes. Von allen Richtungen her treffen Flüsse zusammen, namentlich der Caß, Flint, Titibawassee, Chioawassee, Badriver, um unter dem Namen des Saginaw-Stromes vereinigt in die Bai gleiches Namens zu gehen. Dieser Saginaw-Strom ist so die „Pulsader einer reichen, flachen, niedrigen Landschaft, in der kaum einige Erhöhungen angetroffen werden, und zum Teil begrenzt von einer

*) S. die treffl. Schrift: „Die Mineralgegenden der Vereinigten Staaten Nordamerikas am Lake Superior, Michigan und am obern Mississippi, Wisconsin, Illinois, Iowa.“ Von Berggrat Fr. C. L. Koch, Göttingen 1851.

weiten grasreichen Prairie“. — Der Saginaw-Fluß selbst hat wenig Gefälle und kann, wenn auch die Einfahrt von der See her hie und da durch Sandbänke und Sandanschwemmungen gehindert ist, doch mit größeren Dampf- und Segelschiffen befahren werden. Das Wasser des Saginaw-Flusses und vieler kleineren Flüsse steigt und fällt, je nachdem der Wind es in die Bai hinaus- oder in den Strom hineinweht. Mehr Gefäll haben die oben genannten Flüsse, aus denen der Saginaw zusammenfließt, daher sie auch, namentlich im Sommer, bei niedrigerem Wasserstande der Schifffahrt mehr Hindernis bieten, während die kleineren Flüsse, die in den Saginaw münden, einerlei Los mit diesem haben und von kleinen Dampfbooten befahren werden können.

Im Saginawtale herrscht eine große Regsamkeit, welche bis jetzt namentlich zwei Mittelpunkte gefunden hat, Lower Saginaw oder Hampton und Saginaw City. Lower Saginaw liegt nahe am Einfluß des Saginawflusses in die gleichbenannte Bai. Bis 1850 bestand Lower Saginaw aus vier Sägmühlen und wenigen am Ufer zerstreuten Häusern, ein Ort ohne Reiz, zumal in den Prairien am Ufer des Stroms auch keine Spur von Anbau zu finden war und seawärts das Land sich tief und sumpfig hinstreckt. *) Bereits ist es anders geworden, und man hat schon einige Male die Ansicht ausgesprochen, es sollte ein lutherischer Pastor dorthin gesetzt werden, weil sich leicht eine Gemeinde um ihn sammeln könnte. —

Viel bedeutender aber als Lower Saginaw ist Saginaw City, welches weiter hinauf im Tal, nicht weit vom Einfluß des Titibawassee- und Caß-Flusses am linken Ufer des Saginawflusses liegt. Vor einigen Jahren noch zweifelte man, ob nicht auch diese Stadt (sie verdiente kaum noch den Namen) das Schicksal so vieler anderer teilen würde, die schnell angelegt werden und dann verödet liegen bleiben. Aber bereits im Herbst 1850 schrieb man herüber: „Seit einem Jahr ist Saginaw City aus einem ganz unbedeutenden Städtchen ein volkreicher Platz geworden.“ Am Ufer deuten lange Warenhäuser an, daß es da etwas zu kaufen und zu verkaufen gibt. Zwischen Lower Saginaw und Saginaw City ist eine tägliche Dampfverbindung. Von Detroit kommen in der guten Jahreszeit — denn der Winter hemmt die Verbindung — regelmäßig alle Wochen Dampfschiffe, und monatlich fährt der Saginaw Propeller, ein großes Dampfschiff, zwischen Buffalo und Saginaw City. Das Land kostete schon 1849 in der nächsten Umgebung 10—12 Dollars, ein Hausplatz von 120 Fuß Länge und 60 Fuß Breite 100 Dollars. Jede von den dortigen Sägmühlen

*) Zwei Meilen vor dem Einfluß des Saginaw in die Bai ist noch eine Sägmühle. Sonst finden sich nur einige Fischehütten, von Franzosen bewohnt, die sich von Fischelei und Viehzucht nähren; sie besitzen viele Pferde und Rindvieh. Auch in Lower Saginaw selbst nähren sich Franzosen von der reichen Fischelei des Stroms. Das Städtchen zählt nach den neuesten Nachrichten vierzig bis fünfzig Häuser und Hütten, zieht sich aber doch eineinhalb bis zwei Meilen vom Ufer hin. Die Einwohner sind größtentheils *Nankes*, *Etors*-Leute (Handelsleute), Sägmühleneitzer (sieben), Handwerksleute und nur drei bis vier Familien Deutsche. — Das Land ist zu schlecht, als daß sich die Einwohner wie in Saginaw City oder Caß Saginaw nähren sollten.

beschäftigte schon 1849 mehrere hundert Arbeiter in Wald und Mühle, und solcher Mühlen sind auf einer Uferstrecke von einer Stunde sechzehn gewesen. Die Bretter, welche man dort gewinnt, gehen zum Teil bis Chicago und New York. Bei der reichlichen Arbeitsgelegenheit kann der arme Ansiedler schnell zu etwas kommen und was sein größter Vorteil ist, für Landankauf etwas erübrigen. Denn Verbindung von Gewerbe und Landbau ist sehr vorteilhaft und belohnt sich reichlich. — Da immer mehr deutsche Einwanderer kamen, trat am 29. Januar 1849 eine kleine deutsch-lutherische Gemeinde unter dem Pastor von Frankenlust Herrn Ferd. Sievers, der damals von Frankenlust aus die dortigen Lutheraner pastorierte, zusammen, wählte aber späterhin den oberfränkischen Kandidaten der Theologie Herrn Ottmar Clöter zum Pastor, weil P. Sievers bei den dortigen Wegen und der nicht unbedeutenden Entfernung auf Saginaw nicht genug Zeit und Kraft verwenden konnte. Die kleine Gemeinde ist unter Clöter sehr gesichtet worden; die wenigsten konnten ein hervortretendes lutherisches Leben vertragen und viele hingen sich an einen Basler Jögling, der nun alles, was deutsch und lutherisch sein will, aber mit den Kolonistenpfarrern nicht auskommen kann, um sich vereinigt. Zwölf treue Familien haben zusammen mit P. Clöter eine Frametkirche, die erste im County, gebaut — und zwar ohne fremde Beihilfe —, und der Pastor rühmt das Leben und den Eifer der kleinen, nun auch allmählich wachsenden Gemeinde. Gegenwärtig wird nahe am Landungsplatz der Dampfboote, gegenüber dem Courthause (Gerichtshof) durch Gaben fränkischer Liebe ein größeres Framnhaus in der Absicht gebaut, ankommenden Fremdlingen, die niemand kennen, einen Ruhepunkt für Leib und Seele — und einem Schullehrerseminare für Lutheraner den ersten Anhaltspunkt und Aufenthalt zu gewähren. Ein treuer und der Sache gewachsener Mann, Herr G. M. Großmann aus Hessen, in Hamburg zum Pastor des Schiffs geweiht, auf welchem er fuhr, wird, um zum Seminar den Anfang zu machen, mit fünf Seminaristen von schon gereifter Einsicht bereits am Orte seiner Bestimmung eingetroffen sein. Vielleicht werden die Frametkirche, das Pilgerhaus und das Schullehrerseminar von Saginaw City unter Gottes Segen der Mittelpunkt und das Augenmerk der fränkischen Kolonien, von denen wir noch zu berichten haben; vielleicht werden beide miteinander groß, heben und tragen einander.

Zwischen den beiden Städten Lower Saginaw und Saginaw City, deren Bewohner einander per Dampf in zwei bis drei Tagen erreichen können, das ganze Tal entlang ist große Regsamkeit. Bereits sind an dem Ufer noch vier Städte ausgelegt: Brooklin, Buonavista, East Saginaw und Silwaukee.*) Die erste, Brooklin, ist einein-

*) So nach Koch. Direkte Nachrichten haben wir nur von Brooklin, East Saginaw und Silwaukee. Letzteres soll 6 engl. Meilen unterhalb Santinaw City liegen, aus fünfzehn bis zwanzig Häusern und Hütten bestehen und mit Ausnahme von einigen deutschen Arbeitern ganz von Yankee bewohnt sein. Von Brooklin haben wir Nachricht durch P. Rühn. Nach den neuesten Nachrichten von P. Deindörfer zu schließen, muß es entweder mit East Saginaw zusammenhängen oder identisch sein. Das erstere ist wahrscheinlich. Nach Deindörfer liegt East Saginaw

halb Meilen unterhalb Saginaw, am rechten Ufer des Flusses, da wo die Plankroad zum Flusse mündet, abgesteckt. Die Kaufleute Normann Little u. Komp. von Saginaw City sind die Urheber des Unternehmens. Die Aktien sind größtenteils von New Yorker Kaufleuten gezeichnet, die in Saginaw-County Land besitzen. Von den übrigen drei Städten wissen wir noch wenig. — Und nicht bloß die industrielle Bedeutung der Landschaft findet ihren Ausdruck in der Anlage so vieler Städte, sondern es findet auch der Erdboden seine Anerkennung. Rings um Saginaw City her und in der Gegend hat der Pantee längst gesiedelt, weshalb man im Saginaw- und Titibawassee-Tale Bauernhöfe genug verhältnismäßig billig kaufen kann. Man kann Abteilungen Landes von 70—80 acres mit guten Bretterhäusern und fertigen Scheuern, den Ader zu 12—15 Dollars kaufen; die Häuser werden dann billig in den Kauf gegeben. Man kann auch Bauernhöfe pachten; als Pacht wird die Hälfte des Ertrags abgegeben, wenn der Pächter Vieh, Geschirre usw. dazugibt; im andern Fall nur ein Drittel; bares Geld wird nie verlangt. Auch entstehen immer mehr kleinere und größere Zusammensiedlungen in der Nähe der großen Städte, ohne daß jemand dazu Anlaß oder Anleitung gibt. So haben z. B. einige oberfränkische Familien aus der Gegend von Bayreuth zwei engl. Meilen nördlich von Saginaw City eine lutherische Niederlassung gegründet, der sie den Namen Hermannsau gaben. Die Niederlassung hält sich zur Friketkirche in Saginaw City.

Besonders aber möchten wir mehrere Ansiedlungen erwähnen, die uns nahe angehen, weil sie entweder von unsern fränkischen Landsleuten oder zu lutherisch kirchlichen Zwecken gegründet worden sind. Sie liegen nicht alle im Saginaw-County, aber sie sind alle das Werk eines und desselben Geistes. Wir meinen folgende:

1. In der Nähe von Saginaw City:

- a. Frankennut, 1845 gegründet;
- b. Frankentrost, 1847 gegründet;
- c. Frankenbühl, 1850 gegründet;

2. in der Nähe von Lower Saginaw:

- a. Frankenkluft, 1848 gegründet;
- b. Amelith, 1850 angekauft,
bis jetzt zur Niederlassung nur vorbereitet.

3. Die lutherischen Missionsstationen:

- a. Bethanien, im Gratiot County.
- b. Shebawang.
- c. Sibiwaiing.

circa $\frac{1}{2}$ oder 1 Meile unterhalb Saginaw City und zieht sich $1\frac{1}{2}$ Meilen am Ufer hin. Es hat 150—200 von Pantees bewohnte zerstreute Häuser und Hütten, 2 engl. Sägmühlen und 1 Mahlmühle. Daß es eine eigene Post hat, haben wir selbst schon an dem Postzeichen gesehen.

Es sei erlaubt, von jeder einzelnen Ansiedelung einiges zu sagen.

Frankenmut

liegt am rechten Ufer des Laß-Flusses, welcher sich in den Chiawasssee ergießt und mit diesem nach Hinzukommen des Titibawasssee den Saginaw bildet, — und erstreckt sich bereits zwei Stunden lang zwischen den englischen Niederlassungen Bridgeport*) und Tuscola**) in einer den Urwald durchziehenden Klärung. Es ist ursprünglich zur Missionskolonie gegründet, weshalb auch noch ein Missionshaus da ist; das Missionsland dürfte bereits zu Missionszwecken verkauft sein. Die Frankenmutter Missionsstation hat aufgehört, weil P. Crämer, der erste dortige Pfarrer und Missionar als Professor nach Fort Wayne berufen wurde, wo er größeren Segen stiften konnte — und weil die andern drei Stationen in größerer Bedeutung hervortraten. Die Niederlassung ist gesund und verhältnismäßig schön gelegen; sie hat in sieben Jahren ihres Bestehens so zugenommen, daß man schon im Vorjahr an achtzig Blockhäuser und einige Framehäuser mit einer entsprechenden Anzahl von Blockheuern zählte. Die Kirche, bisher ein großer Blockkasten, wird nun bereits zum zweiten Male gebaut und die beiden schönen Glocken, welche die ersten Kolonisten mit hinübernahmen, werden nun wohl auch, nachdem sie so lange getrennt von der Kirche in einem besonderen bedachten Glockenstube hingen, ihren rechten Platz in einem Türmchen finden. Die Kolonie ist bereits zu einem gedeihlichen Dasein gekommen und die Kolonisten halten sich für sehr glücklich. Sie hat eine eigene Säg- und Mahlmühle, einen Arzt, drei Kaufleute, durch welche alles zu verwerten ist, und eine eigene Post. Die Straßen und Wege werden nun wohl auch besser werden, da nicht bloß die Plankroad bei Bridgeport bis August dieses Jahres vollendet sein soll, sondern auch die immer mehr nach Frankenmut und Umgehend ziehenden Einwohner die Lebensbequemlichkeit guter Wege erreichbarer machen und verwirklichen werden. Der treffliche Herr Pastor K. A. W. Köbbelen aus Hannover und Kantor Pinkepank sind Helden und geistliche, sehr geschätzte Segensquellen der Niederlassung. — Von Frankenmut nach Saginaw City rechnet man circa dreieinhalb Stunden. Es kommt auf die augenblickliche Beschaffenheit des Weges an.

*) „Denken Sie sich, die große Ebene zwischen Nürnberg und Jürth wäre mit lauter schlank gewachsenem Laubholz oder vielmehr Laubwald bedeckt; mitten durch ginge in gerader Linie ein ziemlich breit ausgehauener Weg, in der Mitte mit hohen Dielen belegt; alle zehn oder fünfzehn Minuten käme halb rechts halb links eine Frame- oder Blockhütte mit einer 20—25 acres großen Klärung; manchmal auch einige Blockhütten oder Framehäuser beisammen — und zwischen diesen zerstreuten Niederlassungen wieder nichts als Wald, so haben Sie ungefähr ein Bild von Bridgeport. Es zieht sich über 4 engl. Meilen längs der Plant-Road hin.“ „Frankenmut macht einen schöneren und angenehmeren Eindruck als die einzelnen Klärungen von Bridgeport und Saginaw.“ (Deinbörfer.) Zwischen Bridgeport und Saginaw City liegen an der projektierten Plankroad sieben engl. Höfe.

**) Tuscola ist nur 1 engl. Meile von Frankenmut entfernt. Es ist die Hauptstadt des gleichnamigen County.

Frankentrost

Frankentrost liegt zweieinhalb Stunden oder 7 engl. Meilen von Frankenmuth und 8 engl. Meilen von Saginaw City, wenn der Weg gerade gut ist. In Frankenmuth wohnt jeder Ansiedler auf seinem Eigenthum, daher die Zerstreung und große Ausdehnung, welche aber den Frankenmuthern, da sie auch wirklich ihre Vorteile hat, besonders gefällt. Frankentrost hingegen ist zusammengebaut und einem jeden einzelnen Anbauer sein Land hinter seiner Wohnung langhin gemessen. Die Ansiedlung liegt zwar eben, aber die Gegend bildet einen Rücken, so daß alles übrige Wasser leicht abgewiesen werden kann;*) daher ist Frankentrost auch eine gesunde Niederlassung. Zwei Bäche durchziehen die Niederlassung, der nördlichere fließt das ganze Jahr und ist der stärkere, der südlichere hat nur im Frühjahr und Herbst Wasser. Das Land ist trefflich, wenngleich nicht wie das Frankenmuth Indian-Reservation; es ist daher auch wohlfeiler. Die Niederlassung fing verhältnismäßig stark an, da gleich anfangs dreißig Familien unter ihrem erwählten Herrn Pastor Phil. Gräbner aus Burgbaig bei Kulmbach zusammen in den Busch gingen. Meist arme Familien, haben sie sich nichtsdestoweniger alle gehoben, und es ist in betreff des Irdischen keinerlei Klage, sooft sich auch Leid und Mißgunst namentlich über diese Niederlassung ergossen haben. Der Zuwachs der Kolonie ist langsamer gewesen; jedoch ist sie in den fünf Jahren ihres Bestehens gewachsen. Die Ansiedler rühmen insonderheit das Wasser ihrer Brunnen, glauben aber, daß Frankenmuth ebenso treffliches Wasser haben würde, wenn man dort, wie sie, statt das fließende Wasser zu trinken, Brunnen graben würde. Ein dort in der Gegend Bekannter meinte, sie machten nun in Frankenmuth auch Brunnen, es sei aber das Wasser dennoch bei jedem Ansiedler verschieden, weil jeder sein Loch von anderer Tiefe macht. — Das Land wird zwischen 2—3 fl. zu haben sein.

Frankenhilf

ist unter den fränkischen Niederlassungen die jüngste, welche nach den gegebenen genauen Nachrichten und unserer trefflichen Karte wenigstens zum Teil in die Grafschaft Tuscola gehören muß. Das dortige Land ist durch besondere Umstände sehr wohlfeil gewesen und vorsorglich von treuen Händen ein nicht unbedeutendes Areal zu dem Zweck angekauft worden, daß ärmere Einwanderer eine Erleichterung genießen möchten.***) Der erste Anfang wurde aber gar nicht durch Franken gemacht, da diejenigen, welche zu dem Ende nach Michigan gegangen waren, vor den Mühseligkeiten einer anfangenden Kolonie erschrakten. Der Gründer ist ein treuer, beharrlicher, gebildeter Schwabe, der mit wenigen Seelen den Plan der neuen Ansiedlung festhielt und mit nur wenigen Seelen unter

*) Einer, der die Niederlassung nur im Winter gesehen und viel Mäße traf, widerspricht der obigen vom Kirchenvorstand von Frankentrost herrührenden Nachricht.

**) Es sollte ursprünglich eine Zufluchtsstätte für fränkische Arme werden. Daher auch der Name. Der jetzige Pastor will den Gedanken einer Armenkolonie auch keineswegs fahren lassen.

besonderem Schutz und Schirm Gottes auch ausführte.¹⁾ Seine Treue wird gesegnet sein. Voriges Jahr waren es wenigstens fünf Familien, achtzehn Seelen, welche beisammenwohnten und bis anfangs Dezember nach ihrem Wunsch einen eigenen tüchtigen Pastor in der Person des Herrn Johann Deindörfer von Roßstall bekamen.²⁾ Sie denken bereits an einen Kirchbau, haben auch schon den Anfang eines Kirchengutes gemacht (40 acres Land und 33 Dollars bar). — Frankenbils liegt 4 engl. Meilen nördlich von Tuscola, 4 Meilen östlich von Frankentrost und ebensovielen nordöstlich von Frankenmut. — Das Land wird auf etwa 2½ fl. pr. acre kommen.

Ungefähr 6 Meilen nordöstlich von Frankenbils ist Roches, der Mittelpunkt des Township für Frankenbils.

Zwischen Frankentrost und Frankenbils hat sich ein Haufe von deutschen ungläubigen Gebildeten angesiedelt,³⁾ vor deren Einfluß man große Furcht hatte. Vielleicht aber wissen sie sich doch in jener Einsamkeit nicht zu halten und räumen gleichartigen Elementen den Platz. Wenigstens ist das schon an einem und dem andern eingetroffen.

Frankenlust

ist, was die Aussicht in die Zukunft und die Lage anlangt, ohne Zweifel die bedeutendste. Es liegt 3 engl. Meilen von der Niederlassung Portsmouth und 4 von dem auf dem rechten Ufer liegenden Lower Saginaw. Am 4. Julius 1848, am Feiertag der amerikanischen Freiheit, an welchem das Land rings von Böllern und Flintenschüssen zur Freudenfeier erscholl, zogen siebzehn größtenteils arme Franken unter Anführung eines treuen Pastors, des Hannoveraners Ferd. Sievers, auf ein durch Freundsahnde für sie erkauftes Areal von 600 bis 700 acres. Oberhalb Lower Saginaw mündet links in den Saginaw ein kleines Wasser, der Squaquaning, zwei Ruten breit, an den tiefsten Stellen sieben Fuß tief, reichlich mit Schilf bewachsen.⁴⁾ Er hat zwei Arme, die 1½ Meilen vor dem Ausfluß in den Saginaw zusammenkommen. Da wo beide Arme zusammengehen, im Winkel jetzt steht das Kirchlein von Frankenlust und den Fluß hinauf liegt die Niederlassung. Die drei schon genannten Frankentolonien haben nur Waldland, Frankenlust aber hat dicht am Fluß, 5—10 Ruten breit, Prairie, nasse und trockene. Am Rand der Prairie erhebt sich 6—8 Fuß hoch über

¹⁾ Herr Ammon aus Memmingen bezog sein mit einer Rede über 1. Sam. 7, 12 von P. Rühn eingeweihtes Haus am 11. Septbr. 1850. Bis Mitte Mai 1851 war die Ammonsche Familie allein mit einem einzigen Verwandten.

²⁾ Der neue Pastor ist mit dem christlichen und kirchlichen Geist seiner kleinen Herde wohl zufrieden.

³⁾ Sie nennen ihre Ansiedlung Chebongening nach dem Flüschen und bestehen aus zwanzig bis fünfundzwanzig Familien und sonst einigen lebigen Leuten, sämtlich aus Westfalen. Es wird ihr friedfertiges Benehmen gerühmt.

⁴⁾ Der Squaquaning ist Privatgut der Kolonisten und so wenig es scheint, doch zur Schifffahrt so geeignet, daß ein Dampfschiff von 120 Fuß Länge bis mitten in die Niederlassung fahren kann.

die Prairie das Waldland. Kein Haus steht auf der Prairie, welche der Überschwemmung ausgesetzt ist, alle stehen auf Waldland. Drei Brücken führen über den Squaquaning. Eine eigene Scow (Fähre) ist vorhanden, um alle Bedürfnisse von Lower Saginaw herbeizuholen. Die Ansiedler kommen schnell empor. Alles ist zu verwerten, alles zu haben. Seit 1851 hat die Ansiedlung einen eigenen tüchtigen Arzt. Dazu geht der Weg von Saginaw City nach Lower Saginaw durch die Ansiedlung, und so schlecht er auch gegenwärtig ist, so gibt doch auch er Hoffnung für die Zukunft. Die ganze Wegstrecke von Saginaw City bis Frankenlust beträgt 12 engl. Meilen und von Frankenlust bis Lower Saginaw 4; da sich nun an diesem Wege jetzt schon viele, namentlich auch deutsche Ansiedlungen befinden und immer neue entstehen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er in kurzer Zeit fahrbar werden wird. Zwar geht auch bei Frankenmut eine Straße, aber sie ist nicht von derselben Bedeutung wie die von Saginaw City nach Lower Saginaw. — Dies alles und der treffliche, fruchtbare Boden, der sich für Weizen und Roggen, Mais und Kartoffeln, Kürbis und Melone, für Nährendes und Erquickendes vortrefflich eignet, — und der herrliche Wald üben Anziehungskraft aus. Das Land ist Indian Reservation und kostet daher wie in Frankenmut $2\frac{1}{2}$ Dollars (6 fl. 15 kr.); aber es wird dennoch gesucht, und die Bemerkung, daß die Lage die ungünstigere unter den Kolonien sei, übt keine große Kraft auf die aus, die dort sind und wählen sollen. Sie trösten sich, daß die Prairie trockengelegt werden wird und daß bald die Strecke von Frankenlust bis Lower Saginaw durchgehauen sein und dann der Wind von der See her wehen und volle Gesundheit bringen wird. Man rühmt schon diesen Winter, daß ein halb Jahr lang außer einer Familie, die es selbst verschuldet hat, kein Kranker in der Kolonie gewesen sei. — Die Krone der Kolonie ist der treue Pastor mit seiner lauteren und innigen Amtsführung, mit seinem Herzen voll Lieb und Treue, mit seiner Gabe und seinem Geschick, — und, was nicht zu vergessen ist, mit seinen zeitlichen Wohlthaten, die er aus eigener Habe und aus der Hand anderer den öffentlichen Angelegenheiten seiner Gemeinde zugewendet hat.

Amelith

Der Gründer des neuen Niederlassungsplatzes ist der Schwiegervater des P. Sievers in Frankenlust, der seit kurzem leider verstorbene Braunschweigische Bergrat Koch*), welcher, erfahren in großen Unternehmungen des äußeren Lebens, da er dem Schwiegersohne anno 1850 die Braut zuführte, demselben sich wie Jethro dem Mose mit Rat und Tat zur Seite stellte. Er kaufte südwestlich von Frankenlust ein zusammenhängendes treff-

*) Von Bergrat Koch stammt auch die treffliche, jedem Auswanderer zu empfehlende Schrift: „Die deutschen Kolonien in der Nähe des Saginaw-Flusses. Ein Leitfaden für deutsche Auswanderer nach dem Staate Michigan in Nordamerika. Entworfen nach eigener Anschauung und Erfahrung von Hr. C. L. Koch, herzoglich braunschweigischer Bergrat. Mit 1 Karte und einem Plan. Braunschweig. George Westermann. 1851.“

liches Areal von 2000 acres, baute mitten aufs Land ein großes Blockhaus, welches die ersten Ansiedler aufnehmen und späterhin zur Kirche umgewandelt werden soll, ließ eine Strecke Landes klären, damit die ersten Ankömmlinge es unverweilt benützen könnten, und sorgte sogar für eine Mühle, welche durch Pferdekraft getrieben werden soll. Das Land wird ohne allen Nutzen abgegeben und ist ganz der kirchlichen Kolonisation gewidmet. Zwar wohnt bis jetzt niemand auf dem Lande; doch aber hat ein Franke auf dem Wege zwischen Frankenlust und Amelith 160 acres Land gekauft und sich mit seinem Schwiegersohne darauf angesiedelt, und von den vielen Ankömmlingen, welche heuer nach der Grafschaft Saginaw ziehen, wird wohl doch der eine oder andere ans Werk greifen und Amelith beginnen. Das Blockhaus von Amelith ist von der Kirche in Frankenlust gerade 3 engl. Meilen entfernt; die äußeren Bewohner beider Niederlassungen werden eine Meile voneinander sein. — Frankenlust und Amelith haben auch noch rings Tausende von trefflichen Äckern Landes, 3. Tl. wie bei Frankenlust und einer Strecke von Amelith Indian Reservation. In Amelith selbst wird der acre Landes trotz aller Vorteile, welche die Niederlassung bietet, kaum höher als $2\frac{1}{4}$ Dollars (3 fl. 37½ kr.) zu stehen kommen.

Bethanien

Bethanien ist ein Indianerdorf, gerade in der Mitte von Michigan, an einem Zufluß des Titibawassee in der Grafschaft Gratiot gelegen. Bei den schlechten und unbequemen Wegen ist es 50 engl. Meilen von Saginaw City, 64 von Frankenmut, 58 von Frankentrost, 64 von Frankenlust und 100 von Sibiwaing entfernt; durch zunehmende Wegbesserung wird es näher rücken. Schon vor einigen Jahren glaubte Missionär Baierlein, dieser Missionsstation der Leipzig-Dresdner Gesellschaft nicht besser als dadurch aufhelfen zu können, daß man in der Nähe eine Niederlassung gründete, welcher der Missionar zugleich als Pastor vorstünde. Der Wunsch fand keine Erfüllung. In eine solche Entfernung von aller kultivierten Welt wagt sich nicht leicht ein deutscher Landmann. Nach den neuesten Nachrichten siedelten sich aber Yankes nahe bei Bethanien an und helfen zu dem, was wir nicht vermögen. — Es ist nun außer Missionar Baierlein auch Missionar Miegler dort und schon daraus ersichtlich, daß die Hoffnung, einen Zug zu tun, noch nicht erstorben ist. Es werden auch hie und da zur Gemeinde Alte und Junge hinzugetan, erst zuletzt wieder wurden fünfzehn Seelen*) durch die Taufe Christo einverleibt. Gott segne ferner sein Werk!

Sibiwaing, Huron Co.,

liegt nach einer Angabe von P. Kühn 55 engl. Meilen nordöstlich von Lower Saginaw auf dem östlichen Ufer der Saginaw-Bai am Sibiwaing

*) Es sind circa einhundert Indianer dort, von denen vierzig Christen und die übrigen dem Christentum nicht abgeneigt sind.

River. (Range 9 East, XVI. North. Sect. 8. 9. 10. 17. 22 und die Hälfte von Sect. 15 und 21.) Auch diese Niederlassung ist eine Missionsstation, die zugleich zum Sammelpunkt für Einwanderer dienen kann und bereits für manche gedient hat; 1850 waren zwölf Kolonisten*) dort. Die Lage des Orts ist sehr gesund und zur Viehzucht geeignet. Auch dort wünscht man die Mission durch den Zuzug von Kolonisten zu stärken. In Sibiwaiing stehen die Missionare Auch und Röder. — Das Land zwischen Frankentrost und Sibiwaiing, sowie auch zum Teil das zwischen Lower Saginaw und Sibiwaiing wird für Einwanderer sehr empfohlen. — Wenn man Sibiwaiing auf der 2. Aufl. unserer nordamerikanischen Missionskarte einzeichnen wollte, so müßte man das Zeichen an die Saginawbai senkrecht über der 60 bei Frankentrost machen.

Shebahyang, Huron Co.

Anderer Shibayongk

liegt 6 engl. Meilen nördlich von Sibiwaiing, auf unser Karte 2. Aufl. vor dem kleinen armseligen Flüßchen, hinter welchem 19 steht, ungefähr senkrecht über dem C von Laß, auch am Ufer von einem nicht verzeichneten Flüßchen. Der Ort ist eine kleine Niederlassung lutherischer Indianer, die ein eignes Kirchlein gebaut haben, welches am 27. Juni 1850 eingeweiht wurde. Auch dort wird Zuzug gewünscht. Man hofft, daß christliche Ansiedler durch den Geist ihres täglichen Lebens den Sinn der indianischen Brüder desto mehr zu unserm Herrn neigen und mit ihm verbinden werden. Die Gemeinde wird von den Missionaren in Sibiwaiing bedient.

Von Sibiwaiing aus werden auch die Indianerfamilien bedient, welche jenseits der Bai in Point au Grès (auf der 2. Aufl. unser Karte die Nr. 26 hervorragende südliche Spitze) wohnen. — Ungefähr 12 engl. Meilen nördlich von Pt. au Grès sind die reichhaltigen Gipslager Michigans, die in Händen von Spekulantⁿ sind und noch nicht benützt werden. Man benützt überhaupt den Gips nur zum Düngen der Prairien, selten unter den Kalk zum Bauen von Zisternen, um sie wasserhaltig zu machen.

Range 2 East, XIX. North, Sect. 21, nahe an den Forks, ist die Indianer Niederlassung, welche wir auf Wunsch der dortigen Indianer anstatt ihrer von unserm kleinen Kolonisationskapitale zahlten. Die Indianer sind zwar Methodisten geworden, aber sie ziehen doch nicht mehr wie früher herum, sondern haben sich nun auf dem ihnen lieben Erbe ihrer Väter angesiedelt, Hütten gebaut und Felder geklärt, was für Indianer schon rühmlicher Fleiß ist. Sie haben auch unser Darlehn bereits wieder zurückgezahlt. Der Häuptling heißt Shaonebese.

*) Es sollen meist Würtemberger, sehr wohlgeuntete Leute sein. Rote sind etwa fünfzig bis sechzig. — In der neuesten Zeit wurde Missionär Auch von der Indianergemeinde Shebahyang als Pastor berufen. Missionär Röder, in Fort Wayne vorgebildet, ist in Sibiwaiing geblieben und versieht die Schule, welche trotz der Widerwärtigkeit des Häuptlings dort blüht. — So nach Mittheilungen, welche während des Drucks dieser Blätter einkamen.

Die Kolonien in der Grafschaft Saginaw sind, seitdem sie entstanden sind, einer Menge von üblen Gerüchten ausgesetzt gewesen. Bald wurde der Boden und seine Ertragsfähigkeit, bald das Wasser, bald das Klima, infolgedessen natürlich auch die gesunde Lage, bald sogar die Aussichten der Kolonien in betreff der Handelsverbindungen und der Absatzwege für die Bodenerzeugnisse angegriffen. Wir haben mit aller Mühe und bei aller vorhandenen Willigkeit, auch üble Nachrichten aufzunehmen, nichts gefunden, was nicht andere Gegenden Nordamerikas ebenso anginge. Es mag wohl wahr sein, daß in Hinsicht auf einzelne Eigenschaften des Landes und seiner Verhältnisse manche nordamerikanische Gegenden die Grafschaft Saginaw übertreffen, z. B. gewisse Gegenden von Iowa; aber alles in alles gerechnet, und namentlich die kirchlichen Verhältnisse gehörig gewürdigt, wüßten wir nicht, warum nicht die Grafschaft Saginaw als Ansiedlungsplatz namentlich für Leute derselben Konfession empfohlen werden könnte und müßte. Alle Anfangszustände sind schwer, das ist richtig; aber sie werden nicht dadurch überwunden, daß man sich von ihnen abwendet und um ihretwillen den Blick in die Zukunft verliert, sondern dadurch, daß man treu und beständig dem Ziele entgegenarbeitet. Würde nur das Saginawtal und das umliegende Gelände eine vorherrschend deutsche Gegend und siegte nur lutherisch kirchliche Gesinnung; es würden heilsame Folgen genug übrigbleiben, auch wenn sich die deutsche Sprache nicht halten könnte. Man würde doch an dem Anglizismus die vorherrschend deutsche Richtung und Bestimmung merken und der Deutsche würde dennoch in jener Gegend viel heimatischer sein als im übrigen Nordamerika. — Doch die Erreichung dieses Ziels steht am wenigsten in der Hand dessen, welcher dies schreibt. Es steht nicht in seiner Macht, auch nur eine Seele nach Saginaw Co. zu dirigieren. Was Gott gefällt, geschehe. — Indes sagen wir die Wahrheit, so gut wir sie wissen.

Über die Bodenverhältnisse erlauben wir uns eine Mitteilung hieher zu setzen, welche aus einem noch sehr heimwehkranken Briefe genommen ist. Absichtlich nehmen wir sie aus einem solchen Briefe, weil da am wenigsten Parteilichkeit und absichtliche Übertreibung zu vermuten ist. „Was die hiesige Landesart betrifft, so ist im ganzen richtig, daß der Boden wenigstens für Jahre hinaus sehr fruchtbar ist, denn eine ziemlich beträchtliche — von $\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Fuß dicke Schicht von Dammerde, gebildet aus den verfaulten Überresten der seit mehreren Tausend Jahren unbenützt wuchernden Waldungen, bedeckt das ganze Land. Jedoch kann es sein, daß die Fruchtbarkeit sehr nachläßt, wenn jene obere Schicht einmal ausgebaut ist; denn der Untergrund ist meistens schlecht. Das ganze Land ist eben, kein einziger Berg weit und breit. Nur wo die Flugbetten das Land ausgehöhlt haben, findet man bisweilen anmutige Hügelpartien. (Ist zunächst fürs Saginawtal und Umgebung gesagt; Bergrat Koch findet doch noch mehr Abwechselung.) An diesen Stellen kann man auch die geologische Beschaffenheit des Landes am ersten sehen. Den Untergrund bilden Steinmassen von zerstörtem Urgebirge. Gneis, Quarz, Spenit u. dgl. findet

man in großen Stücken, deren abgerundeter und abgeschliffener Form und buntem Durcheinanderliegen man es ansieht, daß sie durch eine große Gewalt müssen hieher geschafft worden sein. Auf diesem Steinlager ist eine Lehm- und Lettenbank ausgebreitet, die von 8—10 Fuß mächtig ist und die verschiedensten Sorten von Lehm, Letten und Ton zeigt; auch Quarzsand und kleine Kieselsteine, in Lehm eingesprengt, finden sich sehr häufig. Es geht aus der Betrachtung des Landes offenbar hervor, daß es nicht in seinem Urzustande ist, sondern einen gewaltigen Umsturz erlitten hat. — Die Bäume in den Urwäldern sind nicht so ungeheuer groß, als man sich bei uns oft vorstellt, und zwar deswegen, weil sie nicht lange stehen. Der Boden ist sehr locker und feucht, und sie fallen deshalb immer um, wenn sie eine bestimmte Höhe erlangt haben, was das Gehen in den Wäldern äußerst beschwerlich macht. Eichen stehen am längsten, man findet sie nicht selten von 4—5 Fuß Durchmesser. Doch ist ein solcher Baum selten gut, sondern fast immer hohl. Das hiesige Holz schießt schnell auf, schwindet aber auch mehr als das Holz, das auf unserm alten Boden wächst, so daß Blockhäuser in kurzer Zeit Öffnungen bekommen, durch welche man mit der Hand langen kann. Das wertvollste Holz ist das Föhrenholz, weil davon gebaut und Bretter geschnitten werden. Die amerik. Föhre ist aber von der deutschen verschieden. Das Holz ist rötlich und hat einen sehr starken gewürzhaften Harzgeruch; die Nadeln sind länger. Außer der Föhre gibt es kein Nadelholz, desto reicher sind aber die Waldungen an andern Holzarten. So gibt es z. B. allein fünfundzwanzig Arten Eichen, sehr viele Fußbäume, welche treffliches Werkholz liefern, Platanen, Zuckerrohr, Linden, Eschen u. dergl. Das beste Land ist das, auf welchem es viele Zuckerhörn und Lindenbäume gibt.“

Ungünstigere Schilderungen als die obigen haben wir in sieben Jahren keine gelesen, und doch sind sie an und für sich selbst nicht ungünstig, sondern günstig; andere Berichte sind des Lobes voll, sowie vom Boden und seiner Ertragsfähigkeit geredet wird.

Von dem Frankenhilfer Land sagt derselbe Berichterstatter: „Es trägt den schönsten Wald, Ahornbäume, Eichen, Linden, Schwarzeschen, Fußbäume usw., aber keine Föhren, hat tiefen Boden und zum Untergrund sandigen Lehm, Ton und nur an sehr wenigen Stellen an der Ostgrenze Letten.“

Von dem Frankenluster Lande sagt Bergrat Koch in seiner Schrift über die deutschen Kolonien S. 7: „Der Wald besteht aus stundenweiter Erstreckung aus schlankem, schönem Laubholz, namentlich verschiedenen Eichen, Ahorn (darunter viel Zuckerhörn), Buchen, Wallnußarten, einzelnen Linden, Ulmen, auch Eichenholzstämmen; an einigen etwas feuchten Stellen befinden sich Birken und Eschen, und da, wo kleine sandige Erhebungen vorkommen, sehr schöne Fichtenarten, welche herrliches Material für Sägemühlen liefern. Der Boden ist durchgängig mit einer Humusschicht von 4 bis 12 Zoll bedeckt, darunter ein mehr oder minder sandiger Klei oder auch Lehm. Einzelne Geschiebe von älteren Gebirgsarten, wie solche in un-

zähliger Menge über ganz Michigan, selbst bis am Lake Superior zerstreut liegen, finden sich auch hier, kommen aber für die Kultur in gar keinen Betracht.“

Was von Frankenhilf gesagt ist, gilt auch für Frankentrost, was von Frankelust auch mehr oder minder für Amelith. Doch sind Frankelust sowie Frankenmut höher zu stellen, weil sie Indian=Reservation=Land haben, d. i. ausgezeichnetes Land.

Mit dem Indian=Reserve=Land hat es die Bewandnis. Als die amerikanische Zentralregierung zu Washington den Indianern das Land abkaufte, ließ sie durch besondere Ingenieure die besten und bestgelegenen Landstrecken aussondern, um von dem späteren Verkauf die Indianerschuld zu zahlen, daher Indian=Reserve=Land. Anfangs verkaufte man dies Land zu 10 Dollar per Acker. Da es nun zu diesem Preise zu wenig Abnehmer fand, ging man auf 5, endlich auf 2½ Dollars herunter, was gegenwärtig noch der Preis ist. Es kostet also in Frankenmut und Frankelust, welche beide auf Indian=Reserve=Land gegründet sind, der Acker Landes 6 fl. 15 kr. Das Land ist aber auch vortrefflich. Um beide Kolonien her gibt es noch genug Indian=Reserve=Land. Man glaubt, daß später, wenn die ganze Indianerschuld abgetragen sein wird, der Acker auf 10 sh (10 Schilling oder 1¼ Dollars oder 3 fl. 7½ kr.) kommen wird. — Zu diesem Preise von 10 Schillingen oder 1¼ Dollars wird das Government= oder Kongreßland, d. i. die noch freien Ländereien innerhalb der amerikanischen Staatenunion, verkauft, und zwar nicht bloß in Michigan, sondern auch in den übrigen Staaten. Staatsland endlich heißt solches, welches vom Government oder Kongreß dem Staate (also hier zunächst dem Staate Michigan) zur Tilgung seiner Schulden und für innere Verbesserungen geschenkt worden ist. Der Staat zahlt nun die verakkordierten öffentlichen Arbeiten nicht mit Geld, sondern mit Anweisungen auf solches Land, mit State= oder Landwarrants, den Acre zu 1½ Dollars gerechnet. Diese Landwarrants stehen aber viel niedriger im Kurs als 1½ Dollars, da die ursprünglichen Inhaber meist keinen Gebrauch vom Land machen, sondern es losschlagen, so gut es gehen will. Man kann sie zuweilen zur Hälfte haben, woher es kommt, daß das Staatsland wohlfeiler ist als das Kongreßland. Ebenso verhält es sich mit dem Soldier=Land=Warrant. Jeder aus dem mexikanischen Krieg heimgekehrte und ausgediente Kriegsmann bekommt nämlich außer seinen 7 Dollars per Monat und freier Kost noch eine Anweisung auf 100 Acres Land, die er sich aus den noch unverkauften, vermessenen Ländereien der Union aussuchen darf, wo er will; der eigentliche Wert eines solchen Soldier=Land=Warrants ist 160mal 1¼ Dollars = 200 Dollars (500 fl.). Auch diese kann man viel wohlfeiler haben (110 bis 130 Dollars). Bei Ankauf und Verwendung dieser Papiere, mit welchen allerdings viel zu gewinnen ist, muß große Vorsicht angewendet werden. Man muß sie untersuchen lassen, ob sie nicht falsch sind. Ankauf und Untersuchung geschieht am besten in New York.

Was das Wasser in den fränkischen Kolonien anlangt, so ist es nicht überall gleich. Vom Frankennuter und Frankentroster Wasser ist bereits die Rede gewesen. Von Frankenuft und Amelith sagt Bergrat Koch: „Das Trinkwasser wird durch einige kleine Quellen, mehr aber durch 6—12 Fuß tiefe Brunnen gewonnen; es ist dem Geschmack und Aussehen nach gut und kann unbedingt zum Kochen und zu anderem häuslichen Gebrauch benützt werden. Für die Gesundheit möchte es zuträglich sein, das zum Trinken bestimmte Wasser zu kochen und im Keller abzukühlen, um die feinen organischen Stoffe, die wahrscheinlich darin enthalten sind, zu zerstören.“ (S. 8).

Vom Klima sagt Koch (S. 8) übereinstimmend mit andern Nachrichten: „Das Klima ist für Feld und Gartenfrüchte überaus günstig; Weizen und Roggen gedeihen vortrefflich, Mais und Kartoffeln ausgezeichnet, nicht minder Kürbis als Viehfutter und Melonen als Erquickung für die Menschen in den warmen Monaten usw. Alle Arten Obst, besonders aber Apfel, mit Ausnahme der Zwetschgen, die merkwürdigerweise überall in Nordamerika nicht vorkommen oder doch bald ausarten, gedeihen sehr gut, und die feineren Arten wie Pfirsiche werden im Freien als Hochstämme behandelt und bekommen im Winter keine Bedeckung. Der Winter ist ziemlich lang, doch nicht übermäßig streng, ungefähr wie im nördlichen Deutschland; der Frühling bekanntlich kurz, worauf dann im Monat Juni die wärmere Jahreszeit eintritt, welche bis ziemlich Ende August hindurch dauert. Viele Gewitter kühlen die Luft öfters ab, aber es treten eigentlich nur selten kalte Perioden im Sommer ein, wie das der Fall in Deutschland ist; denn da die Wärme der bezeichneten drei Monate in Wahrheit nicht größer ist als die der Sommermonate im nördlichen Deutschland, etwa wie in Hannover und Braunschweig, so würde es sonst nicht zu erklären sein, wie hier manche Gewächse im Freien vorkommen und gedeihen, welche dort schon künstliche Pflege bedürfen. Die Ernte des Winterkorns beginnt Mitte Juli, die des Sommerkorns Ende August und die des Mais und Buchweizen um die Mitte Septembers, so daß die Erntearbeiten sich sehr gut verteilen. Vom September beginnt die kühlere Jahreszeit und gewährt dann einen schönen Anblick, da er in den mannfaltigsten Farben spielt: von Grün durch Gelb, Orange bis ins Scharlachrot.“

Was Bergrat Koch von der Gegend um Frankenuft in betreff der Gesundheit sagt, gilt überhaupt für das Saginawtal und die fränkischen Kolonien, wenngleich offenbar Frankenuft am meisten davon betroffen ist. Er sagt: „Die niedere Lage, die Nähe der großen Prairie (an den Saginawufern), die Ausdehnung des Urwaldes und der frischauflagernde Boden der begonnenen Kulturen sind die Elemente für das Wechsel- (s. g. kalte) Fieber, was denn auch in dem Monat August bis etwa Mitte September besonders die neuen Einwanderer zu befallen pflegt. Die ganz neue ungewöhnliche Lebensart, die Lebensmittel, hauptsächlich Mehlspeisen und gesalzenes Schweinefleisch, die harte Arbeit der ersten Kultur, Hausbau und was dazu gehört, und der zum großen Teil hier übel angebrachte Sleiß,

vor dem Frühstück und zu lang am Abend im Freien zu arbeiten, treten hier als wichtige Elemente, jene Krankheit zu fördern, hinzu. Böseartig wird diese Krankheit nur bei Vernachlässigung; denn wer rechtzeitig den Arzt ruft und dessen Anordnungen befolgt, wird bald wieder seine Arbeit beginnen können; und da es Erfahrung ist, daß nur hauptsächlich die neuen Einwanderer heimgesucht werden, allmählich aber die Natur dem Klima sich anpaßt, so wird man um so weniger hieran Anstoß nehmen, als auch anderwärts fast überall die Einwanderer in den ersten Jahren an derselben Krankheit zu leiden haben. Berücksichtigen wir nun ferner noch, daß durch die fortschreitende Kultur der Wald mehr und mehr gelichtet wird und binnen wenigen Jahren in der Richtung von Frankenlust nach Lower Saginaw verschwindet, so daß von daher die reine Luft der Bai herüberströmt, ferner daß die Prairie, wenigstens die naheliegende, allmählich in gute Wiesen wird umgewandelt werden, und daß der Umbruch des Waldlandes sich immer mehr von den Wohnungen zurückzieht, so läßt sich erwarten, daß von Jahr zu Jahr sich dieser Uebelstand vermindern und vielleicht gar verschwinden werde. — Sind doch jetzt schon größere trockene Flächen in der Prairie, wo nach den daselbst gefundenen Resten von Fluß-Konchylien noch vor zwanzig bis dreißig Jahren Wasser stand.“

Nach diesem allen wird es gut sein, wenn wir noch den Weg von Detroit, der bedeutendsten Stadt von Michigan, bis in die Kolonien genauer angeben.

Detroit liegt an dem Strome, welcher den Erie-See mit dem St. Clair-See verbindet, und ist eine schon ältere, bereits sehr bedeutende, schön gelegene Stadt. Hier kauft man am bequemsten alle zur Ansiedlung nötigen Sachen und schafft sie von da mit in die neue Heimat. Im Handelshause Chauncy Hurlbut, Woodward Avenue ist ein deutscher Kommiss und nahe dabei hat sich ein Franke aus Weibenzell bei Ansbach ansässig gemacht. Seine Wohnung ist ungefähr dreihundert Schritt von Bissels Warenhaus entfernt, von welchem die meisten Saginawboote abgehen. Seine Adresse ist: „Leonhard Hahn“) Dealer in Groceries & Provisions. Atwater-Street near the Pontiac Rail-Road Depot Detroit.“ (Leonhard Hahn, Spezerei- und Provianthändler. Wasserstraße nahe dem Pontiaaeisenbahnhof.) In Detroit ist auch eine in innerem und äußerem Zunehmen begriffene luth. Gemeinde, welcher ein reichbegabter Mann, Herr Gottlieb Schaller aus Kirchenlamitz im Sichelgebirge als Pastor vorsteht. Auch soll nahe Detroit gegenwärtig eine deutsche Kolonie gegründet werden. — Von Detroit aus kann man entweder zu Wasser oder zu Lande in die fränk. Kolonien kommen. Es kommt wöchentlich einmal von Buffalo her ein Dampfboot, das bei Detroit anlegt und von da nach Saginaw City führt, und solange die Landstraßen nicht besser als bis in die neueste Zeit bestellt sein werden, wird es immerhin das geratenste sein, sich der Dampfboot-

*) Herr Leonh. Hahn ist nach neueingetroffenen Nachrichten auch eingerichtet, Auswanderer in Logis zu nehmen. Auch hat er ein Kommissionsgeschäft errichtet, welches imstande ist, auch denen zu dienen, welche in Detroit sich einkaufen oder Arbeit suchen wollen.

gelegenheit zu bedienen, welche ohnehin auch die wohlfeilere sein dürfte. In guter Jahreszeit kann man es wohl wagen, zu Land nach Saginaw City zu gehen; dann wird man wenigstens das Gepäck auf dem Wasser nach Saginaw schaffen. Zu früh im Jahre kann man jedoch den Wasserweg nach Saginaw noch weniger als den Landweg betreten. Der Winter ist in jenen Gegenden doch nicht bloß lang, sondern zuweilen auch streng. Konnte man doch im vergangenen Winter die Flüsse viele Wochen lang zu Wagen passieren, so waren sie gefroren. Anfangs Mai war noch kein Dampfschiff von Detroit in Saginaw angekommen, der Schnee noch nicht völlig aus den Wäldern gewichen. — Man fahre übrigens zu Wasser, wann es sei, es wird immer besser sein, sich des Dampfbootes als eines Segelschiffes zu bedienen.

Auf dem Landweg rechnet man von Detroit bis Saginaw City 95 englische Meilen.

Von Detroit bis Pontiac führt eine Eisenbahn, welche freilich an Solidität mit unsern deutschen Eisenbahnen keinen Vergleich aushalten kann. Man macht die 25 englische Meilen per Dampf in drei bis vier Stunden. In derselben Richtung läuft eine Plankroad (Bohlen- oder Dielestraße), welche, wenn wir nicht irren, dieselbe ist, von der wir sogleich einiges mehr sagen wollen.

Von Pontiac nach Flint sind 30 engl. Meilen. Diese ganze Strecke Landes und noch 11 Meilen über Flint hinaus ist schönes, hügeliges, vielbebautes Land. Der Weg bis Flint ist gut, wenn auch nicht chaussiert, und fährt auf demselben täglich ein Postwagen. Der Weg führt über Waterford, Clarkston, Springfield, Grandblank. Zwischen Waterford und Clarkston ist der höchste Berg von Michigan, der sich 400—500 Fuß über den Spiegel der kleinen Seen in der Gegend erhebt.

Von Flint bis Saginaw City sind 34 engl. Meilen. Die ersten 11 Meilen sind, wie gesagt, gut und schön; aber von Pinerun bis Bridge Port (nahe Frankenmuth) ist fast nichts angebaut, das Land ist auch wenig tauglich und der Weg ist schlecht. Doch muß in Pinerun viel Viehzucht sein, weil das meiste Vieh von da oder Flint in die Kolonien kommen soll. — Der Weg ist so schlecht durch die Knüppeldämme, welche ihn sehr holperig machen. Es ist aber bereits eine Plankroad*) in Angriff genommen, welche bis August dieses Jahres bis nahe Saginaw City vollendet sein muß. Die Frankenmuther freuen sich, zeug der an die Ihrigen in der Heimat geschriebenen Briefe, sehr auf die neue Plankroad, die auch ihrem Verkehr mit dem Süden so wesentlichen Vorschub zu leisten verspricht. Daß ihre Freude nicht unvernünftig sei, findet man, wenn man

*) Neuesten Nachrichten gemäß haben Speculanten, welche im Osten von Frankenmuth wohnen, den Entschluß gefaßt, eine Plankroad von Tuscola nach East Saginaw bauen zu lassen. Diese würde dann durch das ganze Frankenmuther und Frankentrotter Land gehen und vieles zum Aufblühen der Kolonie beitragen. Die Straße soll heuer bereits in Angriff genommen werden. Es würde dann auch alles überflüssige Holz leicht verwertet werden können und für ärmere Leute die Arbeitsgelegenheit sich noch vermehren.

sich vorstellt, wie eine Plankroad, ein Holzplantenweg beschaffen ist. Auf zwei festen hölzernen Unterlagen werden 3 Zoll dicke, 8 Fuß lange eichene Bohlen quer aufgenagelt, wodurch ein für jedes Fuhrwerk, für Pferde und Fußgänger sehr angenehmer Weg entsteht.

Ist diese Plankroad hergestellt, „so wird man die Strecke von Detroit nach Saginaw, 95 Meilen, zu Lande in ca. 15 Stunden zurücklegen können, und wenn man die Zeit des Abgangs des Dampfschiffes von letzterer Stadt den Fluß hinunter trifft, in 18—19 Stunden nach Frankenlust gelangen“. In noch kürzerer Zeit kann man dann auch Frankenmut erreichen.

Da bereits voriges Jahr von Detroit nach Saginaw City eine Telegraphenlinie vollendet wurde, so wird man jetzt schon von Frankenlust nach New York und umgekehrt eine Nachricht in wenig Stunden bringen können.

Bei alledem können wir nicht umhin, aufmerksam zu machen, daß Deutschland seine entschiedenen Vorzüge hat. Die Auswanderer schreiben so oft in ihren Briefen an Verwandte und Freunde: „Schöner ist's nicht als in Deutschland, aber besser ist's.“ Sie wollen mit ihrem „besser“ sagen: vorteilhafter ist's, man kann es eher zu etwas bringen. Sie haben recht. Wer schönes, anmutiges Land gewohnt ist oder sucht, muß nicht nach Amerika, nicht in die Grafschaft Saginaw gehen. Diejenigen Gegenden Nordamerikas, in denen sich der Arme und der Reiche in die Höhe schwingen und emporbringen können, sind Wildnis und Wüstenei, deren Anblick das tiefste Heimweh zu erregen pflegt. „Man kann sich in Deutschland“ — so schreibt ein Heimwehkranker, der aber nummehr längst genesen ist — „gar keinen Begriff vom Ansehen einer nordamerikanischen Landschaft machen. Der Anblick ist so armselig und traurig, daß die Leute, wenn sie hereinkommen, oft mit großen Erwartungen von dem herrlichen Lande, in Tränen ausbrechen und sich gar nicht zufrieden geben wollen. Da ist durch den Wald kein Weg, sondern über umgefallene Bäume, durch Dickicht und lange Sümpfe, durch die man nur mühsam auf hingestürzten Stämmen kommen kann, führt der Weg in die Ansiedlung. Eine öde Stille herrscht in diesen Wäldern, welche nur bisweilen durch das unheimliche Achzen einer Eule oder das Pfuchzen der Eichhörnchen oder einen Wildruf unterbrochen wird. Singvögel gibt es gar nicht. Um die Ansiedlung herum halten sich oft Schwärme von Staren und Tauben auf; sonst sind die Wälder leer von Vögeln. Endlich, nachdem man sich todmüde gewatet, geklettert und gestolpert hat, kommt man an eine Ansiedlung. Da sieht es auch traurig aus. Ein freier Platz von einem Zaune von kreuzweise übereinander gelegten Riegeln, in der Mitte eine elende Hütte, von unbeschlagenen Blöcken aufgeführt. Mancher würde wohl erstaunen (und viele sind auch wirklich, wie ich selbst, erstaunt), wenn sie das in Deutschland so viel genannte Frankenmut, die bei weitem bedeutendste Kolonie sahen. Das elendeste Dorf hat Paläste dagegen. Manchem Bauern, der in Deutschland einen schönen Bauernhof besitzt, würde es nicht einfallen, ihn zu

verkaufen und nach Amerika zu gehen, wenn er einmal einen Blick hieher werfen könnte. — Und doch, kann man sagen, gefällt es der Mehrzahl der Eingewanderten hier! Im ganzen sind es nur wenige, welche sagen: „Wenn wir in Deutschland geblieben wären!“ Das macht die gute Gelegenheit, sich einen Besitz zu erwerben, der leichte Verdienst für den Arbeiter und die Freiheit der Ansässigmachung. Deshalb bleibt der Satz richtig, daß derjenige wohl tut, nach Amerika zu gehen, der in Deutschland keinen Besitz hat noch Aussicht, sich einen zu erwerben. — Was übrigens von der hiesigen Gegend (der Briefschreiber ist in Saginaw City) gilt, das gilt von ganz Amerika, nur mit dem Unterschied, daß die hiesige Gegend noch vor vielen andern einen großen Vorzug wegen ihrer günstigen Lage und ihres fruchtbaren Bodens haben dürfte.“

Man sieht wohl, es gehört ein guter, frischer und geduldiger Mut dazu, um nach Amerika zu gehen. Man muß es in Deutschland hier entweder recht schlimm oder recht gut haben, wenn man gehen soll, weil es viel zu überwinden gibt. Und wer nicht für die Zukunft leben will oder kann, der bleibe dabei. Die Erde ist allenthalben des Herrn und wir mit ihr!

Einige Adressen und Ratschläge

Wer geistlichen Rat, Gottes Wort und Sakrament sucht, der gehe zu:
Rvd. Brohm, luther. Pastor, Fourth Street, Nro. 592.

Wer kaufmännischen Rat sucht, gehe zu:
I. H. Bergmann, Front Street Nro. 191.

Wer Rat wegen der Weiterreise oder gefundener Hindernisse braucht, begeben sich zur:
Agentur der deutschen Gesellschaft, Greenwichstreet, Nro. 95.

Wer Logis sucht, gehe
zu Wirt Flidner, Greenwichstreet, Greenwichhouse, Nro. 82.
oder in die Schweizerhalle, gleichfalls in der Griemutschstr. .

Wer in New York über Albany bis Detroit akkordiert, lasse sich über Personen und Frachtgeld Quittungen geben, um sich an den Zwischenplätzen, wo gern aufs neue Zahlung verlangt wird, ausweisen zu können.

Wer Albany und Buffalo und die dortigen Betrügereien vermeiden will, gehe auf der Erie-Eisenbahn bis Dunkirk, wo er sich bis Detroit einschiffen kann.

Wer über Buffalo geht, suche den dortigen deutsch-luth. Pastor Franke auf, wenn er Rat bedarf.

In Detroit angekommen, gehe sogleich einer von der Gesellschaft zu Herrn Leonhard Zahn (s. S. 214) und hole ihn, — oder miete man sogleich einen von den dort stehenden Karren und schaffe sein Gepäck zu Hrn. Zahn. Es sind immer auch einige deutsche Karrenführer dort. Hr. Zahn wird dann das Gepäck ins Warenhaus bringen lassen, von wo das Saginaw-Dampfsboot abgeht.

In Saginaw-City gehe man unverweilt zu P. Ottmar Clöter oder zu P. Großmann im Pilgerhaus nahe dem Landungsplatz oder zu dessen Freund, Herrn Johannes Weege.

16.

Über die Geschichte der Gesellschaft für innere Mission

1856

Diese Konferenz, meine verehrten und lieben Brüder und Freunde, ist eine Konferenz der Gesellschaft für innere Mission im Sinne der luth. Kirche, und Sie wissen, daß lange Zeit für diese Gesellschaft keine öffentliche Versammlung gehalten worden ist. Wir hielten es dabei für das Beste, zunächst einen Rückblick auf dieser Gesellschaft bisherige Geschichte zu geben. Das ist uns aber leider vereitelt worden; denn derjenige, der es übernommen hatte, Pf. Wucherer, ist durch Krankheit verhindert, hieher zu kommen, und es ist deshalb nach seinem Wunsch, daß ich wenigstens eine Andeutung desjenigen gebe, was er hat geben wollen. Er selbst wird vielleicht später in öffentlichen Blättern ausführlicher Mitteilung darüber machen nach dem schriftlichen Material, das er darüber in den Händen hat.

Die Geschichte dieser Gesellschaft hat eine Ähnlichkeit mit manchen Strömen. Denn es gibt Ströme in der Welt, die eine Weile auf der Oberfläche der Erde dahingehen, dann plötzlich unter die Erde verschwinden, so daß ein Unkundiger meint, der Strom ströme nicht mehr. Aber bald bricht er wieder hervor, und es beweist sich, daß er gelebt hat sein eigenes segensreiches Leben. So ist diese Gesellschaft auch. Viele haben gedacht, ob sie nicht gar gestorben sei. Aber ich dünke, sie könnte wohl in dieser Zeit ein Strom gewesen sein und könnte es wieder sein. Ihre Anwesenheit, meine Freunde, ist wenigstens kein Gegenbeweis.

Die Gesellschaft hat, ich möchte sagen, drei Perioden. Eine davon hat sie noch nicht, aber Gott der Herr wird sie ihr vielleicht geben.

Die erste Periode ist die, wo sie gar keine Gestalt hatte, wo die, die ihr angehörten, in aller Stille wirkten, ein jeder in seinem Kreise. In dieser Zeit ist die bedeutendste Tätigkeit die für Amerika gewesen. Ebe eine Gesellschaft da war der Form nach, hat eine treue Gesellschaft von Menschen gesorgt für die verkommenen Deutschen in Amerika. Ebenso für die Schriftenverbreitung. Es sind viele Schriften im Lande, denen man es nicht mehr ansieht, daß sie aus unsern Händen gekommen sind.

Da kam das Jahr 1848 mit seiner Unruhe und Aufregung, und es drängten sich die Gleichgesinnten näher zusammen, entschlossen, nicht abzulassen und den Uebeln der Zeit in einer geschlossenen Phalanx entgegenzutreten. Und wir haben nicht nur die Anregung von 1848 aufgenommen, sondern haben auch bessere Bahnen eröffnet. Es kam nämlich der Strom der innern Mission, der sich an den Namen Wichern knüpft. Wir konnten mit dem konfessionslosen Stand dieser innern Mission nicht übereinstimmen. Wir wollten nicht mit diesem Strom die Flut der guten Werke in die Kirche einströmen lassen, sondern uns an die Pforten stellen und ihm wo möglich

eine konfessionelle Bahn weisen. Wir wollten Panier aufwerfen und die Fahne recht hoch tragen, auf der geschrieben steht, daß die rechte Liebe und der rechte Glaube für immer miteinander verbunden sein müssen und keins von dem andern getrennt sein kann. Damals hat sich die Gesellschaft Statuten gegeben und besteht seit jener Zeit unter einer bestimmten Form. Dies ist die zweite Periode. Lange hat sie bestanden und man hat sie bestehen lassen, ohne daß die Obrigkeit fragte; in der neueren Zeit hat sie angefangen, darnach zu fragen, und es scheint, daß sie ganz zufrieden oder wenigstens stille zufrieden ist mit dem, was wir getan. Sie hat uns nichts in den Weg gelegt, sondern hat sich nur nach dem erkundigt, was ihr bedenklich schien. Da hat uns nun geschienen, ob nicht wirklich eine Zeit gekommen, in welcher wir eine dritte Periode beginnen könnten. Nämlich bisher hat die Gesellschaft unter der Form ihrer letzten Statuten ihr Wesen getrieben. Aber es hat vieles gefehlt. Die Glieder haben sich gegenseitig nicht gekannt. Kein Mensch hätte sagen können, wer zu der Gesellschaft gehört. In dem Sinn hat einer von uns mit Zustimmung der übrigen, die an der Spitze der Abteilungen stehen, eine Schrift verfaßt und hinausgeschickt, und in Folge derselben haben viele ihre Übereinstimmung und ihren erneuten Beitritt erklärt. Wir sind nun zusammengekommen, eine neue Zeit anzubahnen, die sich dadurch auszeichnen sollte, daß der weitere Kreis der Gesellschaft sich näher kennenlernte und eine gewisse Organisation bekäme.

Zuvor aber möchte ich noch einiges über die Bedeutung der Gesellschaft sprechen. Ich glaube, das Bedeutendste in der Kirchengeschichte der neuern Zeit in der lutherischen Kirche sind die freien Kirchenbildungen in Nordamerika und Deutschland. Der letzte Artikel der Augsburgerischen Konfession „über der Bischöfe Gewalt“ enthält die Grundsätze der lutherischen Kirche über dasjenige, was man für die Grundlage des äußern Bestehens der Kirche gehalten hat. Aber diese Grundsätze sind bei uns nie zur Anerkennung gekommen. Die Kirche ist sogleich unter die Obhut der Fürsten gekommen nach Gottes Willen, und das war dem Volke der großen Menge nach sehr gut. Aber die Kirche hat auf diese Art ihre Grundsätze nicht in Anwendung bringen können.

Dagegen nach Amerika zog ein großer Strom von Auswanderern. Dort wurden neue Kirchen gegründet, und man fing an zu fragen: Wie fangen wir das an? In Amerika ist die Kirche Privatsache, ob sie gleich die öffentlichste unter der Sonne ist durch Gott den Herrn, und hat vom Staate keine Hilfe. Diese große lutherische Kirche in Amerika war Veranlassung, daß alle die Fragen über Kirche und Amt, die sie bewegten, auch in Deutschland wieder hervorgetreten sind. Die deutsche Kirche hätte gewissermaßen in der letzten Zeit nicht viel zu tun gehabt, wenn nicht diese Fragen auch sie bewegt hätten. Erinnern Sie sich nun, daß die großen Synoden in Amerika von uns aus gegründet worden sind, daß die ersten Prediger dahin von uns aus oder doch wenigstens unter unserm Segen und mit unserer Unterstützung ausgegangen sind.

In Deutschland entstanden im Gegensatz gegen die Union Gemeinden, die nicht unter dem Kirchenregiment standen: Preußen, Baden, Nassau, Hamburg usw. Unter diesen ist keine einzige, die nicht mit der Gesellschaft für innere Mission in Verbindung gestanden hätte. Alle diese freien Kirchenbildungen sind unter ihrem Segen und unter ihrer Beihilfe zur Welt gekommen. Sie ist ihre Geburtshelferin und Hebamme gewesen. Diese freien Kirchenbildungen haben aber nun einen großen Segen für die Landeskirchen gehabt. Die Landeskirche kommt durch sie zur Erkenntnis vieler Mängel. Der Gedanke, die Kirche könne nicht leben ohne weltlichen Schutz, ist widerlegt. Der Weg ist gezeigt, wie Gemeinden mit zugezogen werden können, und das Kirchenregiment kann viel draus lernen. Es könnte durch diese freien Kirchenbildungen eine Wiedergeburt der Landeskirchen entstehen. Damit hat die Gesellschaft für innere Mission als Hebamme der freien Kirchen auch einen großen Segen für die Landeskirchen gebracht. —

Und noch mehr. Da die Union sich in allen Landen verbreitet hat, hat sie auch ihre Gedanken und Meinungen dahin verbreitet, wo sie nicht eingeführt ist. Die lutherische und die reformierte Kirche unterscheiden sich vom Anfang an hauptsächlich dadurch, daß die lutherische Kirche geglaubt hat, die Lehre vom Abendmahl sei so groß, daß man nicht mit denen zusammenstehen könne, die darin von der reinen Lehre abweichen. Luther hat sich um keines andern Artikels wegen getrennt. Dagegen die reformierte Kirche hat gesagt, daß man um dieses Artikels willen nicht auseinandergehen müsse. Man sei durch den Gegensatz gegen die Römische Kirche genug gebunden. Die reformierte Kirche kann allerlei Gegensätze in sich dulden, sie ist eine Mutter der Sekten.

Hat die lutherische Kirche in der Anwendung dieses Satzes geirrt, dann hat sie allerdings Unheil gebracht, dann hat Luther durch den zweiten Teil der Reformation alles wieder niedergerissen, was er durch den ersten gebaut hat. Wenn wir aber auf ihn und auf alle, die ihm nachgegangen sind, diesen Vorwurf nicht werfen wollen, müssen wir zugestehen, daß der Artikel vom Abendmahl ein trennender der Konfessionen ist, und müssen gegen alle Abendmablmengerei und gegen alle Unvorsichtigkeit der Pfarrer in betreff der Abendmablgemeinschaft kämpfen. Entweder muß man reformiert werden und den Grundsatz annehmen, daß dieser Artikel nicht von so hoher Bedeutung sei, oder man muß Luther recht geben, und dann darf man keine Abendmablmengerei dulden. Der Kampf für Reinheit der Abendmablgemeinschaft ist nur ein bedeutendes Ingrediens der Gesellschaft für innere Mission gewesen. Sie hat sich offen und frei dazu bekannt, daß man in keiner Weise Abendmablmengerei dulden dürfe, und wenn in der vaterländischen Kirche in dieser Hinsicht wieder Reinheit besteht, so hat zu diesem Segen unsere Gesellschaft besonders viel beigetragen und verdient Dank.

Wenn dies alles aber Wahrheit ist, so müssen Sie heut mehr Lust haben, der Gesellschaft beizutreten, und Ihr Mut wird dadurch wachsen, aufs neue kräftig sich an ihr zu beteiligen. —

Anhang

Aus den Beiblättern der „Kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika“

1.

Warum bekenne ich mich zur lutherischen Kirche?

1840

Diese Frage klingt engherzig und mancher, der sie hört, abnt eine Antwort, mit welcher er nicht einverstanden sein kann. Von einer „lutherischen Kirche“ reden, und das in einer Zeit, wo man von nichts als von Fortschritt, vom Verlassen des Alten, vom Anbahnen neuer kirchlicher Zustände träumt, — das scheint bedenklich. „Wenn nur nichts Verkehrtes zutage kommt! Wenn nur die Liebe nicht verletzt und die Hoffnung künftiger wahrer Einigung der getrennten Kirchenparteien nicht gebindert wird!“ — Sei ruhig, lieber Leser! Fürchte nichts! Höre die Antwort und prüfe aus ihr die Frage. Erscheint dir nach ruhiger Prüfung der Antwort die Frage aus einem fanatischen Geiste entsprungen zu sein, so kannst du ja das Blatt beiseite legen und wir haben dennoch Frieden. Ich habe nicht vor, eine Lärmposaune zu blasen. Es gilt nie Streit, sondern Frieden, nicht Beleidigung derer, die anders denken, sondern bloß die Treue gegen das, was wir haben, und die Erfüllung des heiligen Gebotes: „Behalte, was du hast, auf daß dir niemand deine Krone nehme.“ Auch gilt es nicht ein eigensinniges Beharren auf dem Alten. Wir wollen nicht wehmütig dem Abendrot nachweinen, wenn bereits Morgenrot auf den Bergen liegt. Nur das sagen und weisagen wir, daß die Sonne, die aufgeht, keine andre ist, als die gestern unterging, auch wenn der neue Tag keinen Regen und Wind wie der gestrige mitbringt. „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!“ Dabei bleibt es. — Also, lieber Leser, laß mich antworten und prüfe die Antwort.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

1) nicht weil sie Luthers Namen trägt. Luthers Name ist mir lieb und wert, und ich danke Gott, daß es einen Luther gab. Ich will mich auch seines Namens nicht schämen und mich lutherisch nennen, solange ich mich ohne Mißverstand nicht nennen kann, was ich doch bin, einen katholischen Christen im echten und rechten Sinne des Worts. Aber ich bin nicht auf Luther getauft, habe auch nie auf Luthers Worte geschworen, weiß im Gegenteile, daß die lutherische Kirche manches nicht nachsagt, was Luther gesagt hat. Man hat auch nie verkannt, daß der Name „evangelisch“ bei weitem schöner ist als der Name „lutherisch“. Wir würden uns auch ohne weiteres „evangelisch“ nennen, wenn sich nicht neuerdings in Deutschland die

Unierten und in Amerika die Rationalisten diesen Namen angemessen hätten. Desto weniger können wir uns gegenwärtig des Namens „lutherisch“ entschlagen. Doch ist's und bleibt es wahr: der Name ist's nicht, weshalb ich der lutherischen Kirche meine Treue widme.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

2) nicht um der äußerlichen Gestalt willen, die sie in unsern Tagen hat.

Sie hat unschätzbare Güter, um deren willen ich ihr anhänge. Aber ihre Gestalt, ihre Erscheinung vor der Welt, das gestehe ich, ist eine Anechtsgestalt fast überall. Weil sie so reich ist an innerlichen Gütern, hat sie von Anfang an versäumt, ihrer Gestalt wahrzunehmen. Deshalb suchen die Menschen bei ihr auch das am wenigsten, was sie doch vor allen hat. Es ist wohl wahr, die Menschen sollten nicht auf die äußerliche Gestalt, sondern auf den innern, geistigen Besitz sehen. Aber so sind eben die Menschen und man muß mit ihnen Mitleid haben und ihnen das Finden der ewigen Güter erleichtern. Es sind der Schwachen gar viele, welche einer menschlichen Führung und einladender Formen bedürfen, um zur himmlischen Wahrheit zu kommen. Wenn die lutherische Kirche die ihrer innern Würde entsprechende Verfassung und Form hätte, so würden sich viele edle Seelen längst aus der römischen Kirche zu ihr versammelt haben; nun aber wissen sie wohl, was sie veranlassen, aber sie erkennen nicht, wohin sie gehen sollen. Verfassung und Form sind für die, welche draußen sind, wie lockende Pforten zu den wesentlichen Gütern der Kirche, — und am Ende ist's auch wahr, daß die heiligste und reichste Kirche auch Beruf hat, die schönste nach außen hin zu sein. — Ach, und gerade da fehlt es der lutherischen Kirche so sehr! Sie ist so gebeugt und ihr Gewand ist so ärmlich! Und das hindert sie so sehr in ihrem Berufe, den sie hat, nach außen hin zum Segen der Welt zu wirken! — Ich hänge ihr von ganzer Seele an, aber sie muß gewaltige, große innere Vorzüge haben, das kann ich dir, Leser, sagen! Sonst würde ich mich nicht zu ihr bekennen. Ihre Verfassung und äußere Form würden mich eher von ihr scheuchen; um ihrer willen würde ich mich nicht zur lutherischen Kirche bekennen.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

3) nicht, weil ich in ihrer Mitte geboren und erzogen, von ihren Dienern getauft, unterrichtet, konfirmiert, absolviert, mit Christi Leib und Blut gespeist und getränkt, zum Amte eingeweiht usw. bin. Alles das sind unaussprechliche Wohltaten; aber sie sind es größtenteils nur, wenn eben die lutherische Kirche die rechte ist. Wenn sie's nicht ist, kann mich das alles an sie nicht fesseln. Dann ist es nur ein Beweis, daß man auch in ihr von Gott nicht völlig verlassen, daß auch in ihr noch manche göttliche Wohltat zu finden ist. Ich bekenne mich aber nicht zur lutherischen Kirche, weil sie nicht völlig verlassen ist!

Ich bekenne mich zu ihr

1) um ihres Kleinods willen. Die lutherische Kirche hat manches nicht, was ich ihr wünsche, aber sie hat etwas, was sie bei allen Mängeln, an denen sie leidet, doch zur wahren Kirche macht, — um dessen willen ich es leicht und schön finde, ihr in ihrem äußerlichen Elend treu zu sein. Weißt du, was ich meine? Ich meine ihr durchaus reines Bekenntnis und ihre dem Bekenntnis gemäße reine Lehre. Wer hat je nachgewiesen, daß ihr Bekenntnis in irgend einem Lehrpunkt falsch sei? Ich meine unter ihrem Bekenntnis nicht bloß die Augsburgische Konfession, sondern die ganze Konkordia von der Augsburgischen Konfession bis zur Konkordienformel. Du kennst diese Schriften nicht, lieber Leser, sonst würdest du mit mir übereinstimmen. Lerne sie kennen, so wirst du übereinstimmen. Was ist schöner, lieblicher, kräftiger und munterer als Luthers Katechismen? Was ist katholischer als die Augsburgische Konfession und ihre Apologie? Was ist überlegter und tapferer als die Schmalkaldischen Artikel? Und was ist mehr mit Unrecht verlästert als die schöne Eintrachtsformel in ihrer reinlichen, aber milden Begrenzung aller Lehren? Leser, ich wiederhole dir's, du kennst die Glaubensbekenntnisse deiner Kirche nicht. Lerne sie kennen, auf daß du wissest, warum du deiner Kirche anhangst.

Es gibt Leute, welche die Behauptung aufstellen: kirchlich sei allein, was in den Bekenntnissen der Kirche steht. Was nicht wörtlich in ihnen enthalten ist, wollen sie nicht annehmen, weil es nicht kirchlich sei. Darum bekennen sie sich zu den Bekenntnissen der lutherischen Kirche, aber eine kirchliche Lehre außerhalb dieser erkennen sie nicht an. Worin die Gottesgelehrten der besten Zeit auf Grund der heiligen Schrift, im Einklang mit den Bekenntnissen einhellig lehren, das ist doch wohl kirchlich, auch wenn es nicht wörtlich in den Bekenntnissen stünde! Die Lehre geht weiter als das Bekenntnis, aber deshalb wird sie dem Bekenntnis nicht entfremdet! Ich scheide darum wohl zwischen Schrift und Bekenntnis, zwischen Bekenntnis und Lehre, aber ich freue mich der großen, reichen, alle Winkel menschlicher Verhältnisse erleuchtenden Lehre der lutherischen Kirche. Ich wüßte nicht, wo in aller Welt voller, reicher, reiner, milder und einfältiger Gottes Wort von Menschenlippen geflossen wäre als in der lutherischen Kirche, als von den Lippen ihrer Lehrer, namentlich jener großen unübertroffenen Lehrer, die gleichzeitig oder bald nach der Konkordienformel (1580) lebten. Ich nenne statt vieler einen, den großen Johannes Gerhard. Von ihm und ihm ähnlichen Lehrern bekenne ich, daß mich neben dem Bekenntnis nichts mehr an die lutherische Kirche fesselt als die Lehre dieser Lehrer.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

2) weil ich aus ihrem Bekenntnisse und ihrer Geschichte weiß, daß sie sich von der Kirche vor Luther nicht m u t w i l l i g losgerissen hat, daß sie nicht etwas Neues, nie Dagewesenes aufrichten, daß sie nur das wahrhaft Alte, das wahrhaft Apostolische und Katholische von den u n p a s s e n

Zutaten der frühern Jahrhunderte reinigen wollte, daß sie sich an die Zeugen der Wahrheit in allen Jahrhunderten vor ihr anschloß, vor allem an das Zeugnis der heiligen Apostel. Darum ist sie auch nicht bloß drei Jahrhunderte alt, sondern sie ist die Fortsetzung der wahren apostolischen und katholischen Kirche der vorigen Zeiten und darum älter als jede andere Kirchengemeinschaft, die jetzt auf Erden ist. Auf die uralte Wahrheit gegründet ist sie selber uralte, — und auch darum bekenne ich mich zu ihr.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

3) weil sie bei ihrem Anschluß ans Altertum wohl unterschieden hat, was die Kirche aus christlicher Freiheit, was auf Grund apostolischer Praxis, was auf Grund ausdrücklicher apostolischer Gebote eingerichtet und angeordnet hat. Sie feiert z. B. mit dem Altertum den Sonntag, aber nur weil sie, wie die Kirche des Altertums, in freier Liebe sich für diesen Tag der seligsten Erinnerungen entschied, nicht weil sie abermals ein jüdisches Sabbatagebot aufzurichten beehrte. Sie freut sich ferner der Stufen des heiligen Amtes, die sich im Neuen Testamente finden: der Engel, der Presbyter, der Diakonen, der Evangelisten — aber in heiliger Treue gegen das geschriebene Wort macht sie aus der schönen apostolischen Praxis nicht ein göttliches Gebot für alle Zeiten, weil sich dazu kein ausdrückliches Wort und Gebot geschrieben findet. Dagegen erkennt sie das Amt selber für eine göttliche Stiftung, in ihrer Glaubenslehre gibt es einen Artikel von dem heiligen Amte und sie läßt Gottes Knechte nicht zu Menschenknechten werden.

Durch diese heilige Unterscheidung unterscheidet sie sich selber von den andern Kirchengemeinschaften, die nur Gebote kennen, apostolische Praxis und Entschlüsse heiliger Freiheit zu Geboten stempeln und damit in viele Gefahren des Todes und der Erstarrung geraten, wie das an dem Beispiel der anglikanischen, der morgenländischen und der römischen Kirche bewiesen werden könnte.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

4) weil ihr eben in dieser Nr. 3 angegebenen Scheidung zwischen christlicher Freiheit, apostolischer Praxis und apostolischem Gebot große Festigkeit und zugleich große Bildungsfähigkeit gewährt ist. Von apostolischen Geboten wie von apostolischen Lehren — weicht sie nimmer: apostolisches Wort bleibt ihr unbeweglicher Grund für alle Zeiten. Darin ruht ihre Festigkeit und ihre Einigkeit mit allen Kindern Gottes in allen Ländern und Zeiten. Findet sie aber sonst in der Vorzeit etwas Löbliches und Schönes, das kann sie wählen, nach ihrer Freiheit; findet sie in gegenwärtiger oder künftiger Zeit irgend etwas, das der Kirche dienen und ihre Kinder fördern kann, so erwählt sie auch das in heiliger Freiheit und schreitet also in ruhigem Gewissen mit den Zeiten vorwärts. Besonders bleibt ihr in ihrer Freiheit apostolische Praxis lieb:

lich und ehrwürdig. Sie kehrt, wo Zeiten und Verhältnisse es gestatten, mit Dank und Freude zu dieser Praxis wieder; kann's nicht geschehen, so weiß sie, daß sie im Elend wandelt und im Jammertal geht und daß die Kirche dennoch die Kirche ist, auch wenn ihr nicht gestattet ist, zu der besten Praxis einzukehren. — **S**est, **s**trebsam, **f**ügsam — das sind Eigenschaften, welche in diesem Maße und in dieser Weise keine andere Kirche hat, — das sind Eigenschaften, die der lutherischen Kirche auch nach dem Urteile derer eine Zukunft sichern müßten, welche nicht glauben, daß sie die Verheißung hat, von den Pforten der Hölle nicht überwältigt zu werden.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

5) weil sie so einig und in ihrer Einigkeit so kenntlich ist. Nur wer innerlich, im Geiste einig ist, ist wahrhaft einig. Im Geiste einig sein heißt in Gedanken und in Grundsätzen einig sein. Die Kirche ist nicht von dannen; ihre Einigkeit ist in himmlischen Gedanken, ihr Handeln geschieht nach himmlischen Grundsätzen. Himmlische Gedanken sind Gottes geoffenbarte Worte, himmlische Grundsätze göttliche Gebote. In denen sind sie einig. In einerlei Weise versteht sie dieselben — und ihr Verständnis himmlischer Gedanken und Grundsätze gibt ihr Bekenntnis an den Tag. Im Bereich der römischen Kirche finden Franziskaner und Dominikaner, Griechen und Armenier usw. — d. i. verschiedene Lehren und Gedanken, also tiefinnerste Uneinigkeit ihre Hausung. Auch die anglikanische Kirche kann sich in ihrem Bistum von Jerusalem mit den Deutschen zusammenfinden, die mit ihr nicht einig sind. Aber die lutherische Kirche kennt keinerlei Zweideutigkeit. Nur die in ihren Bekenntnissen mit ihr zusammenstimmen, sind die Ihren. Sie dringt auf tiefste, innerste Einigkeit der Seelen und begehrt nicht, daß ihre Zahl vor der Welt größer sei, als sie vor Gott ist. Wer sollte nicht sehen, daß dies ein Vorzug ist? — Und ist das, worin sie einig ist, nicht kenntlich? Weiß man etwa nicht, was unter „Bekenntnissen“ in ihrem Sinne zu verstehen ist? Es gibt keine reformierte Kirche, weil es kein einziges allgemein gültiges reformiertes Bekenntnis gibt. So manches Land, so manches Bekenntnis, heißt es bei den Reformierten. Kann man etwa ein Gleiches von den Lutheranern sagen? Gewiß nicht! Worin sie einig sein wollen, das ist bekannt. Sie haben allgem ein angenommenes und geltendes Bekenntnisse. Ihre Heerlager sind überall an den Fahnen kenntlich!

Vielleicht redest du von Lutheranern, die nicht lutherisch sind, und suchst damit den Ruhm der Einigkeit zu vernichten? Dann freilich wärest du selber kein treusinniges Glied der Kirche, — und sehr verständig wärest du auch nicht. Lutheraner, die nicht lutherisch sind, sind eben keine Lutheraner. Das Unkraut auf dem Weizenacker ist nicht Weizen, sondern Unkraut, wie es jeder Acker hat.

Ich bekenne mich zur lutherischen Kirche:

6) weil sie ein Segen aller der Kirchengemeinschaften

geworden ist, unter denen sie lebte. Die englische Kirche heißt man eine *ecclesia lutherizans*, d. i. eine lutherisierende Kirche, und es ist nachweisbar, wieviel Einwirkung in der ersten Zeit lutherische Gedanken auf sie gehabt haben. Auch ihren 39 Artikeln kannst du es hie und da ansehen, daß sie bei der Augsburgerischen Konfession in die Schule gegangen sind. Die reformierten Kirchen Deutschlands sind allenthalben von lutherischen Gedanken durchdrungen. Die römische Kirche verdankt keinem Papste so viel als der lutherischen Reformation und Kirche. Es ließen sich dicke Bücher von dem Einfluß schreiben, den die heilige Lehre unserer Kirche nach allen Seiten hin ausgeübt hat. Die neueste Zeit würde dazu mitnichten die wenigsten Belege liefern. In Erkenntnis dessen freue ich mich um so mehr, der lutherischen Kirche anzugehören.

Ich bekenne mich zu ihr

7) um der Kraft willen, vermöge welcher sie sich trotz ungünstiger Verhältnisse überall aus dem Staube erhebt. Seit wie lange her ist es, daß man nicht mehr sagt, es sei aus mit ihr, d. i. mit ihrer Erscheinung und ihrem Dasein in der Welt? Vor zehn oder fünfzehn Jahren war einer, der von ernster Umkehr zum Glauben der Väter sprach, wie eine Mißgeburt und wie ein Ungetüm angesehen. Das ist merkwürdig anders worden. Von dem hohen Norden bis zu den Alpen hinauf, von dem weiten Osten der russischen Ostseeprovinzen bis in den weiten Westen Nordamerikas stehen die Zeugen der Kirche — und das nicht vereinzelt, sondern nahe genug, um ihren gegenseitigen Zuruf zu hören, und viele vom Volke hören mit auf ihren Zuruf. Wer hat diese Zeugen erweckt und wer hat ihnen das Volk gegeben, das mit ihnen zum alten Glauben sich bekennt? Wer gibt ihnen den Sieg in einer Welt, der nichts widerwärtiger, nichts unleidlicher und unmöglicher schien und scheint als gerade die Zeugen dieser Kirche? Woher die Kraft zum Sieg? Es ist des Herrn Kraft. Hier ist Immanuel d. i. Gott mit uns! Und deshalb bekenne ich mich zu dieser Kirche.

Mag der Name „lutherisch“ sinken! die Kirche, welche unter diesem Namen verborgen ist, wird bleiben! Sie wird neugeboren werden und nicht mehr, wie früher, ihre Form und Gestalt vernachlässigen. Der Herr wird ihr den Sieg geben und sie zum Segen setzen allen Völkern!

So denke ich, so hoffe ich, was du, mein Leser? Ich wollte dir das in diesem ersten Beiblatt zum Eingang sagen. Mehr und anders ein andermal.

Indes leb wohl und überlege meine Worte!

2.

Etwas über Kirchengemeinschaft

1846

Wenn sich die Kommunikanten zum Sakrament des Altars melden, so kommen nicht allein eingeborene und ansässige Leute, welche der Pfarrer der Gemeinde kennt oder kennen kann, sondern es kommen auch viele, von deren Heimat, Leumund, Wandel, Konfession und Religion er keine weitere Kunde hat und für den Augenblick haben kann, als die er aus ihrem eigenen Mund entnimmt. In diese Klasse gehören z. B. die Handwerksgehilfen, die Knechte und Mägde. Der Handwerksbursche durchstreift die halbe Welt, die Knechte und Mägde dienen alle Jahre an andern Orten und versuchen sich an allen Orten ihrer Heimat. Kein Gedanke daran, daß sie beim Weggang aus ihrer Vaterstadt, aus ihrem Flecken oder Dorfe sich von ihrem Pfarrer ein Zeugnis über ihre Verhältnisse, ihren Leumund, ihre Konfession geben ließen, um es an jedem neuen Ort vorzuzeigen und beim Weggang bestätigen zu lassen! Ja, auch kein Gedanke, daß den meisten Pfarrern, bei denen sich neue Dienstboten melden, auch nur der Einfall käme, an der Würdigkeit und Tüchtigkeit derselben zu zweifeln: wie einer sagt, so heißt und ist er. Unter diesen Umständen könnte es ganz leicht kommen, nicht bloß, daß Reformierte und Römische, sondern auch daß Juden einen Besuch bei unserm Abendmahl machten. Oder weshalb sollte das nicht sein können? Warum sollte etwas der Art nicht auch schon vorgekommen sein? — Ist nun das nicht ein Beweis vom Verfall der kirchlichen Ordnungen, so wüßte ich nicht, woher einen stärkeren bringen.

Wenn dieses Übel nicht vermieden werden könnte oder wenn es auch nur schwer wäre, es zu vermeiden, so könnte man sich eher zufriedustellen lassen. Allein es ist in der That nicht schwer, die Unordnung abzutun; es hat Zeiten gegeben und gibt auch in unsrer Zeit noch Orte, wo sie abgetan ist. Warum sollte es schwer sein, anderwärts und allerwärts ein Gleiches zu bewirken?

In den ersten Jahrhunderten waren reisende Brüder die Mittelspersonen, durch welche die Gemeinden miteinander in lebendige Verbindung und Berührung kamen. Diese Pilgrime wurden überall gerne und mit Freuden aufgenommen. Damit aber kein Mißbrauch geschehen konnte, trug ein jeder ein von dem Bischof im Namen der Gemeinde ausgefertigtes Zeugnis bei sich, welches in einer bestimmten, allgemein angenommenen Form abgefaßt war und das er überall, wo er sich aufhielt, vorzeigen mußte.

Geradeso halten es unsre Brüder, die Lutheraner im preussischen Staate noch. Sooft in die Gemeinde des Schreibers dieser Zeilen Handwerker aus jenem kirchlichem Verbande einsprachen, zeigten sie ihm ihren Pilgerbrief, in welchem ihr Wandel und ihre Gemeinschaft an der Kirche und ihren Sakramenten bezeugt war. Es ist mir nicht vorgekommen,

daß ich bei näherer Bekanntschaft mit solchen Personen diese Pilgerbriefe lügenhaft gefunden hätte: ein Beweis, daß in jenen Gemeinden Wachsamkeit und Leben ist. — Gingen die, welche mit bei ihrer Ankunft dergleichen Zeugnisse vorgewiesen hatten, wieder ab, so verlangten sie immer, daß ich ihnen ein Zeugnis ihres Wandels und, wofern das vorgekommen war, ihres Beichtens und Abendmahlgehens ausstellte. Sie zeigten es dann etwa in ihrer Heimat zum Ausweis ihres Wandels in der Fremde wieder vor.

Was wäre nun Schweres daran, wenn von den kirchlichen Behörden die Verordnung gegeben würde, die Pfarrer sollten keinen Dienstboten oder Handwerksgefelln zum heiligen Abendmable zulassen, der nicht ein Zeugnis seiner Taufe, seiner Konfession, seines Wandels und seiner Abendmahlsgemeinschaft vorlegen könnte? Wie leicht wären da die näheren Bestimmungen so zu treffen, daß Betrug vermieden werden könnte und möglichem Irrtum zuvorgekommen würde.

Freilich hinge damit ein zweites zusammen. Die Hirten müssen nicht allein die Schafe, sondern die Schafe müssen auch die Hirten erkennen können. Ein wandernder Handwerksbursche müßte nicht bloß sich ausweisen können, es müßte ihm auch möglich gemacht werden, in der ganzen Welt die Gemeinschaft seines Glaubens zu finden. Gibt es doch nicht bloß Handwerksburschen und Dienstboten, welche bei den Reformierten reformiert, bei den Römischen römisch usw. sind, sondern auch Pfarrer, die des Unterschiedes nicht wahrnehmen. Es wäre darum nötig, daß den Dienstboten und wandernden Handwerkern usw. nicht bloß ihr Pilgerbrief, sondern auch ein alphabetisches Verzeichnis derjenigen Gemeinden mitgegeben werden könnte, welche lutherischer Konfession sind, damit sie sich bei ihrem Wandern einigermaßen darnach richten könnten.

Bei diesem zweiten Vorschlag werden alle mit uns einverstanden sein, solange wir Vorsicht nur in betreff der Kirchengemeinschaft mit den Römischen empfehlen. Dagegen ist es uns grade, als hörten wir Zähne knirschen, wenn wir, was doch so richtig und altherkömmlich ist, die Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft nur unter Lutheranern, nicht aber zwischen diesen und Reformierten oder Unierten aufgerichtet wissen wollen. Indes schreiben wir dies nicht, um Zähneknirschen hervorzurufen, sondern alleine zur Erinnerung für Gleichgesinnte, welche in der vorgeschlagenen Maßregel nicht bloß das Trennende, sondern auch das Einigende zu finden vermögen. Mag uns scheuten, wer da will. Es wird auch solche geben, die uns recht verstehen.

Diesen möchten wir den Vorschlag machen, nicht zu warten, bis etwas der Art „von oben herab“ festgesetzt wird. Eltern können ja ihre Kinder selbst anhalten, sich beim Wandern einen Pilgerbrief von ihrem Pfarrer ausstellen zu lassen und ihn fortzuführen, solange sie wandern. Bessere Wanderer werden gerne das geistliche Visa einholen. Auch können ja Eltern selber darauf denken, ihren Kindern ein Verzeichnis der lutherischen Gemeinden zuzustellen. Der Freund kann es dem Freunde, der Seelsorger dem Beichtkind geben. Es kann leicht jedermann seinen Nächsten zur Beobachtung der kirchlichen Ordnung und Gemeinschaft ermuntern.

Während wir unsern Lesern das eben Vorgetragene zur Überlegung anheimstellen, bemerken wir ihnen, daß wir zum freiwilligen Gebrauch ein

Geistlich Wanderbüchlein für lutherische Christen

in Kommission der Bedtschen Buchhandlung in Tübingen und der Nawtschen Buchhandlung in Nürnberg in kurzem werden erscheinen lassen. Es wird leeren, aber wohlgeordneten Raum zu Pilgerbrief und Visa, ein Verzeichnis der lutherischen Gemeinden hin und her und noch einiges zur Warnung und Belehrung für reisende Lutheraner enthalten. Kosten wird es möglichst wenig.

Lieber Leser! Wie traurig ist es, wenn manchmal leibliche Brüder in der Welt zerstreut sind, ohne voneinander zu wissen und nacheinander zu fragen. Sie sollten in Gemeinschaft leben, gewiß meinst auch du so. Wenn du aber darin beistimmst, warum sollen denn die nicht miteinander in Gemeinschaft leben, die eines Glaubens sind? Wir beten alle Tage: „Ich glaube eine, heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen“ — und es ist recht schön, wenn wir dabei unsre Augen aufheben und die Gemeinde der Heiligen d o b e n im freien Jerusalem suchen und finden. Es ist aber nicht schön, wenn wir gar nicht wissen, in welchen Gegenden und Orten auf E r d e n wir die Gemeinde der Heiligen zu suchen haben. Gottes Heilige sind ja doch und müssen doch auch da sein, wo sein Wort rein und lauter gepredigt wird und die Sakramente nach der Einsetzung Christi verwaltet werden, — wo das lautere Bekenntnis der Kirche gilt. Ich weiß, was du einwenden willst und kannst, aber schäme dich nur nicht, den dritten Artikel auf unsre Kirche anzuwenden, du kannst und darfst deshalb doch auch außer ihr, an Orten, wo du's nicht suchst, Gottes Kinder vermuten. In deiner Kirche suchst und findest du sie; außerhalb derselben findest du sie durch die Gnade des großen Gottes zuweilen ohne Suchen.

Ein Freund stand mit dem andern abschiednehmend unter freiem Himmel. Er deutete auf den Abendstern und sagte: „Sooft wir den sehen, wollen wir aneinander denken.“ Ich will dir, Leser, etwas anderes sagen, das soll schöner sein: „Sooft wir den dritten Artikel beten, wollen wir aneinander und an alle Glaubensgenossen, an die erwählten Fremdlinge hin und her' (1. Petr. 1, 1), an die Pilgernden und Herbergenden, an Gottes große Familie denken — und für sie beten.“

5.

Eine Verteidigung

1847

Wir haben uns vorgenommen, in diesen Beiblättern Mitteilungen über die lutherische Kirche aller Lande, zugleich aber auch über einzelne Lehrpunkte unserer Kirche zu geben, und zwar besonders über solche, deren Bekannt-

schaft wir bei vielen vermissen oder die wir häufigem Mißverständnis ausgesetzt sehen oder über die sonst Streit in diesen Tagen und also Verständigung wünschenswert ist. Aus diesem Grund nun sehen wir uns bemüht, einmal nach *Vorderindien* hinüberzuschauen, weil auch dort lutherische Gemeinden unter den Heiden im Entstehen sind, also auch dort die lutherische Kirche ist, und weil uns von dort eine Botschaft und Klage zukommen, die wir im Interesse unserer Kirche und ihrer Wirksamkeit unter Christen und Heiden nicht unberücksichtigt, nicht unbeleuchtet lassen dürfen.

In No. 9 des Calwer Missionsblattes von diesem Jahre nämlich liest man folgenden Korrespondenzartikel aus *Vorderindien*:

„— — Kein Christ sollte einen andern wahren Christen von seiner Gemeinschaft ausschließen und sich über ihn erheben. Der Stolz und die Eigenliebe verstecken sich hinter sogenannter Gewissenhaftigkeit und dem Halten an dem Buchstaben der Bibel. Aber es steht auch geschrieben: Daran wird jedermann erkennen usw. Kürzlich hatte ich einen von den Brüdern hier, welche die Dresdener Gesellschaft nach Indien sandte. Da ich sechs Jahre lang keinen deutschen Landsmann gesehen hatte, so wallte mir das Herz nicht wenig. Ich genoß viel Segen in seinem Umgang und fing an, wieder deutsch zu sprechen, was ich so ziemlich vergessen hatte. Ich traute ihn mit einem wackern Frauenzimmer, der zweiten Tochter meines Vorgängers, die wir zum Theil erzogen haben. Du kannst aber kaum glauben, wie mir das Herz blutete, als wir uns um den Tisch des Herrn versammelten und er zu Hause blieb, weil ich über die Lehre vom Abendmahl nicht mit ihm einstimmig dachte. Die Glieder meiner Gemeinde ärgerten sich sehr und wußten nicht, wie es komme, daß einer, der doch, wie ich, vorgebe, die Liebe Christi dringe ihn, ins Heidenland herauszukommen, um den armen Leuten diese Liebe anzupreisen, sich nicht mit uns in Liebe am Tische des Herrn vereinigen könne. Einige meiner Leute sprachen mit ihm; er konnte ihnen aber keine genügende Antwort geben. Er sagte ihnen, die Konsubstantiation sei ein Geheimnis, das wir glauben müssen, ohne es zu verstehen, und er würde seines Amtes entsetzt werden, wenn er das heilige Abendmahl mit uns genösse. Einer sagte ihm ins Gesicht, er würde besser getan haben, gar nicht hierherzukommen. Ich ließ ihn mehreremale predigen; aber ich zweifle, ob er bei seiner Ausschließlichkeit einen guten Eindruck gemacht haben wird. Ich sage dieses nur, um zu zeigen, was ein solcher Sektengeist, wie der der strengen Lutheraner, in Indien anrichtet, und um Dich zu bitten, jenem Geist entgegenzuwirken, wo Du nur immer kannst. Er sollte nie ins Heidenland gekommen sein, er schadet den lieben Brüdern selbst. Soviel ich weiß, verließ uns der Bruder mit der Überzeugung, daß wir in unserem Wandel und in unserer Lehre die Liebe walten lassen, und ich hoffe, sein Besuch werde ihm in jeder Hinsicht zum Segen gereichen. Erfahrung macht klug.“

Die Klage ist sehr scheinbar und gemacht, vieler Herzen einzunehmen, und die Vorwürfe sind hart, aber eben deswegen bedürfen beide einer nähern Beleuchtung. Der Hauptvorwurf, der sich durchs Ganze hindurchzieht, ist der der Lieblosigkeit, den sich der Dresdener Bruder habe zu Schulden kom-

men lassen. Wir stimmen dem Anfang bei: „Kein Christ soll einen andern wahren Christen von seiner Gemeinschaft ausschließen und sich über ihn erheben.“ Wir bekennen uns auch von Herzen zu dem Wort des Herrn: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habet.“ Wir finden aber nicht, daß der Dresdener Bruder diese Liebe verletzt oder verweigert hätte. Im Gegenteil bezeugt der Korrespondent selbst: „Ich genoß viel Segen in seinem Umgang.“ Wie wäre das möglich gewesen, wenn der Bruder nicht in seinem Glauben Liebe dargereicht hätte! So finden wir auch nicht, daß er mit dem Korrespondenten keine christliche Gemeinschaft hätte haben wollen: predigte er doch für ihn, ließ er sich doch sogar von ihm trauen! Nur freilich, das Abendmahl genoß er nicht mit jenen, mit denen er zwar christliche Gemeinschaft pflegte, so viel und so weit er nur konnte, von denen er aber konfessionell getrennt war und ist, und zwar getrennt in und über dem Sakrament des Altars. Er heuchelte nicht, und das ist die schwere Verletzung der Liebe, die ihm schuldgegeben wird.

Die Augsburgerische Konfession sagt in ihrem 13. Artikel, daß die Sakramente einestheils Zeichen seien des göttlichen Willens gegen uns, andernteils aber auch Zeichen, daran man die Christen erkennen möge. Wie uns also in den Sakramenten die höchsten Beweise göttlicher Gnade gegeben werden, so legen wir durch die Teilnahme an denselben das feierliche Tatbekenntnis unseres Glaubens ab. Für diese Behauptung spricht wohl deutlich genug 1. Kor. 10, 16—23; 11, 26. Wäre nun die christliche Kirche in allen Stücken einig geblieben, so gälte das Bekenntnis, das ein Christ von der Wahrheit ablegt, nach außen nur gegen Nichtchristen, Juden, Heiden usw.; aber nachdem nun dadurch, daß viele nicht an der ganzen, vollen Wahrheit des Evangeliums blieben, die christliche Kirche geteilt ist und verschiedene Konfessionen oder Bekenntniskirchen entstanden sind und namentlich die Scheidung in der Lehre von den Sakramenten, insonderheit von dem Sakramente des Altars am deutlichsten und offenbarsten hervortritt (natürlich, weil hier die Blüte des Bekenntnisses sich entfaltet): so wird die Teilnahme am Abendmahl einer Sonderkirche auch zum feierlichen Bekenntnis ihrer Lehre und ihrer Gemeinschaft. Oder wie geschieht denn der Übertritt von einer Sonderkirche zur andern als damit, daß man am Abendmahl der letztern teilt? Wie geschieht die Ausschließung aus einer kirchlichen Gemeinschaft als damit, daß die Teilnahme an den Sakramenten, namentlich am Abendmahl verweigert wird? Sagen wir nun nicht recht, daß einer, der am Abendmahl einer Konfession teilnimmt, die nicht die seinige ist, heuchelt? Denn er bekennet sich damit tatsächlich zu einer Lehre und kirchlichen Gemeinschaft, zu der er sich im Herzen, und wenn man ihn befragt, auch mit dem Munde nicht bekennet. Ist aber heucheln ein Zeichen von Liebe oder ist es wider die Liebe? Ja wider die höchste Liebe, die Liebe der Wahrheit. Die Liebe der Wahrheit ist aber die Liebe Gottes, denn Gott ist ein Gott der Wahrheit. Darf nun einer, der Gott liebt, die Wahrheit Gottes verleugnen, sei's auch im Kleinsten und Geringsten? Das wird nie-

mand behaupten wollen. Wenn aber einer die Wahrheit bekennt und dem Irrtum widersagt, also Gott die Ehre gibt und damit Gottesliebe beweist, versündigt er sich damit gegen die Liebe zu den Brüdern? Im Gegenteil, er beweist eben damit auch ihnen Liebe, indem er vor ihnen von der Wahrheit zeugt und durch sein Zeugnis sie auf die etwa noch nicht erkannte Wahrheit aufmerksam macht oder in der erkannten bestärkt. Sollte das denn nun Lieblosigkeit sein, wenn einer mit dem Apostel spricht: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit“ (2. Kor. 13, 8) und demgemäß auch handelt?

Freilich, wenn der Korrespondent aus Vorderindien recht hat, daß da „der Stolz und die Eigenliebe sich hinter sogenannter Gewissenhaftigkeit und dem Halten an dem Buchstaben der Bibel verstecken“, dann ist's etwas anderes. Aber weiß der Korrespondent das auch gewiß? Ist's wirklich nicht möglich, daß man nicht bloß aus sogenannter, sondern aus wahrer Gewissenhaftigkeit in der Lehre vom Abendmahl am Buchstaben der Bibel oder besser: am einfachen Worte des Herrn einfältig festhält? Kann das nicht aufrichtige demütige Überzeugung, sondern muß das allemal Stolz und Eigenliebe sein? Oder kann es zwar ein demütiger aufrichtiger Glaube sein, solange er nicht anderer Meinung gegenüber bekannt wird, und muß er alsbald durch wörtliches oder tätliches Bekennen in Hochmut und Eigenliebe ausarten? Wir glauben nicht, daß jemand, auch der Korrespondent nicht, solcherlei Behauptungen vertreten werde. Aber dann sei es uns zu fragen erlaubt, wie er die angezogene Behauptung seinem Bericht voranstellen und damit von vorneherein über des Dresdener Bruders *H e r z r i c h t e n* konnte? Dann möge man es uns zugut halten, wenn wir der Meinung sind, daß ihm selbst bei diesen Worten abhanden gekommen sei, was ihm an seines Bruders Tat zu mangeln *s c h i e n*. Wenn man bei solchen Anlässen (was man so gern tut) an die leidenschaftliche und ärgerliche Weise erinnert, mit der in vorigen Zeiten von den Orthodoxen über diesen und ähnliche Punkte gestritten worden sei, so werden wir nie leugnen, daß jene Weise nicht die der Liebe gewesen sei, werden immerhin zugeben, daß die lautere Lehre von vielen mit unlauterem Eifer, die heilige Sache mit unheiligem Mute vertreten worden sei. Jetzt aber kann man, Gott sei Dank! den allerwenigsten solch verwerfliche Verteidigung der Wahrheit nachweisen; allein nun muß es schon Lieblosigkeit sein, wenn einer mit aller Ruhe bekennt: „Lieben Leute, da geht unser Weg auseinander; so weit wir miteinander gehen können, geh ich von Herzen gerne mit euch und wollte, ich könnt' es durchaus, aber da geht's nimmer, so laßt mich in Gottes Namen bleiben.“ Nein, man verlangt von ihm, daß er wider sein Gewissen tue, daß er heuchle, und vermag er's nicht über sich zu gewinnen, so muß es Stolz und Eigenliebe sein, was ihn abhält — ist das etwa Liebe? —

Aber *Ä r g e r n i s* wird dadurch gegeben, und auch der Dresdener hat durch sein Benehmen veranlaßt, daß sich die Gemeindeglieder des andern sehr ärgerten an seinem Zurückbleiben, d. h. daß sie sich ärgerten an seinem stillen Bekenntnis der Wahrheit, die sie nicht kannten und nicht zu fassen

vermochten. Nun so wie die sich an dem Bekenntnis der reinen Lehre vom Abendmahl ärgerten, so ärgerten und ärgern sich die Rationalisten an dem Bekenntnis des lauteren Evangeliums überhaupt, soll man es deswegen vor ihnen unterdrücken? so ärgert sich die Welt überhaupt an dem stillen eingezogenen Wandel eines rechten Christen, soll er deswegen mit ihr machen und die Wahrheit Gottes verleugnen, damit jene sich nicht ärgern, damit sie ihm nicht den Vorwurf der Lieblosigkeit, des Stolzes, der Eigenliebe machen könne? Wir führen diese Exempel nicht an, um den Korrespondenten und seine Freunde den Rationalisten und Weltkindern gleichzustellen, sondern um daran recht augenscheinlich zu zeigen, daß man sich vom Bekenntnis der Wahrheit durch das Bedenken, daß andere, die sie nicht zu fassen vermögen, Ärgernis daran nehmen, nicht abhalten lassen darf. Dieselbe Treue aber, die man der erkannten Wahrheit im allgemeinen schuldig ist, muß man ihr auch im einzelsten Punkte leisten. Was tat denn Paulus zu Antiochien, da er sah, daß Petrus nicht richtig wandelte nach der Wahrheit des Evangelii? Schwieg er, um kein Ärgernis zu geben? Nein, er widerstand Petro unter Augen und strafte ihn, daß er um der Menschen willen heuchelte und die erkannte Wahrheit durch die Tat verleugnete, und fragte nichts darnach, ob die anwesenden Judenchristen sich daran ärgerten oder nicht, ob sie ihn der Lieblosigkeit bezichtigten oder nicht, ob sie meinten, er hätte besser getan, er wäre nicht nach Antiochien gekommen, als so; denn er konnte nichts wider die Wahrheit tun, sondern nur für die Wahrheit. (Vgl. Gal. 2, 11—18.) Man wende uns nicht ein, daß dies Exempel ja gerade wider uns spreche, indem Paulus den Petrus darüber gestraft habe, daß er tat, was der Dresdener in Vorderindien, daß er sich von den Brüdern absonderte und nicht mehr mit ihnen essen wollte, aus Furcht vor den Judenchristen wie jener aus Furcht vor dem Dresdener Missionskomitee. Das scheint nur so, wenn man die Sache oberflächlich betrachtet. Der Unterschied aber ist der: die Christen zu Antiochien waren einig im Bekenntnis, Petrus war einig mit ihnen und aß darum auch mit den vormaligen Heiden, was ihm vorgelegt ward. Da kamen die von Jerusalem, die noch irrtümlicherweise fest an den jüdischen Satzungen hielten und deswegen von den ehemaligen Heiden und ihrem Tisch sich sonderten, und Petrus tat's ihnen zuliebe auch, tat's wider seine Überzeugung und heuchelte. So strafte ihn Paulus, daß er aus falscher Liebe oder Furcht durch eine äußere Tat seines Herzens Glauben verleugnete, also darüber, daß er tat, was der Korrespondent von dem Dresdener als ein Zeichen der Liebe verlangte. Petrus heuchelte durch Nichtessen, der Dresdener sollte heucheln durchs Essen, das äußere Zeichen ist nach den verschiedenen Umständen ein verschiedenes, die Sache aber ist dieselbe, und Paulus straft das, unbekümmert darum, wer sich an seiner Schroffheit ärgere, denn das Hauptärgernis ist ihm die Verleugnung der Wahrheit.

Wir wissen wohl, daß man unsere Behauptungen im allgemeinen gelten lassen wird und muß, aber ihre Anwendung auf den besondern Fall der Abendmahllehre und des Abendmahlagenußes will man nicht zulassen, weil der Zwiespalt der Meinungen über diesen Punkt bei der sonstigen

Einigkeit in Lehre und Leben in gar keinen Betracht kommen sollte, da er doch keine Hauptlehre betreffe. Das ist die jenseitige Meinung von der Sache. Allein unsere Kirche erkennt die Lehre von den Sakramenten nicht als eine Nebensache, sondern als ein Hauptstück ihres Bekenntnisses, das für Lehre und Leben von der eingreifendsten Bedeutung ist. Auf eine nähere Auseinandersetzung dieser Behauptung können wir uns hier nicht einlassen, wo wollten wir Raum hernehmen? Unsere Bekenntnisschriften sowie ältere und neuere Lehrer unserer Kirche legen deutlich genug Zeugnis dafür ab. Dabei verwahren wir uns aber feierlichst gegen ein mögliches Mißverständnis, als wollten wir nämlich damit sagen, daß einer, der in der Lehre vom Abendmahl irrt, ebendeswegen der Seligkeit verlustig gehen müsse, weil wir diese Lehre für eine Hauptlehre erklären. Man kann bei redlichem Herzen mit sehr mangelhafter Erkenntnis durch wenige Stücke der Wahrheit selig werden; aber sollte deswegen bessere oder völliger Erkenntnis gleichgültig und sollten die übrigen Stücke der Wahrheit darum lauter Nebendinge, sollte deswegen die volle Wahrheit des treuen Bekenntnisses nicht wert sein? Man kann mit wenig Erkenntnis selig werden, und man kann bei reicher Erkenntnis verlorengehen, wenn man wider besseres Wissen und Gewissen handelt. Vgl. Röm. 14, 23. Wir wissen wohl, daß Paulus an der angezogenen Stelle von äußerlichen, gleichgültigen Dingen und von den Schwachen im Glauben redet, die an solchen noch ängstlich hängen. Aber gerade darum führen wir sie an, darum nehmen wir sie für uns in Anspruch. Denn daß wir mit unserer Ansicht von der Teilnahme an fremdem Abendmahl recht haben, davon unsere Gegner so bald zu überzeugen, schmeicheln wir uns nicht. Wir sind in ihren Augen die Beschränkten, die Engherzigen, die Buchstabenknechte, mit einem Worte solche Schwache im Glauben, von denen Paulus Röm. 14 redet, die am Äußern kleben. Sie dagegen sind die Weitberzigen, die Freien, die Starken. Wohl, so mögen sie aus Röm. 14, 4 lernen, ob sie ein recht Gericht richten, wenn sie tun, wie der Korrespondent aus Vorderindien in seinem Schreiben. So mögen sie aus dem ganzen Kapitel lernen, ob es recht getan sei, einen zu drängen, etwas wider sein Gewissen zu tun, sollte auch sein Skrupel in seiner Schwachheit seinen Sitz haben; und ob das wohl Liebe sei, seine Schwachheit (d. i. seine Gewissenhaftigkeit) als ein Erzeugnis der Menschenfurcht und Borniertheit darzustellen? Denn so steht der Dresdener da, wenn von ihm erzählt wird, er habe gesagt: „Die Konsubstantiation müsse man glauben, ohne sie zu verstehen, und er würde seines Amtes entsetzt werden, wenn er das heilige Abendmahl mit uns genösse.“ Hätte der Dresdener zu seiner Rechtfertigung nichts anderes vorzubringen gewußt als das, so wäre allerdings seine Haltung borniert und jämmerlich gewesen. Wir wollen keineswegs zweifeln, daß er diese Worte auch vorgebracht hat, aber wir zweifeln billig, daß er sie als Hauptgrund vorgebracht habe. Daß er noch andere Gründe gehabt und ausgesprochen, bezeugt der Korrespondent selbst mit den Worten: „Einige meiner Leute sprachen mit ihm; er konnte ihnen aber keine genügende Antwort geben.“

Also ließ man seine innern Gründe nicht gelten, man fand sie nicht genügend, man drängte und bestürmte ihn, so daß er endlich, um sich Ruhe zu verschaffen, auch jenen äußern Grund vorbrachte. Und nun hat hoffentlich die Sache ein etwas anderes Gesicht. Dies ihr natürliches Gesicht hätte man ihr lassen sollen. Überhaupt warum ärgert man sich in den Heidenländern nicht an der unkirchlichen Behandlung der Taufe von seiten der Baptisten? warum dringt man nicht in sie, daß sie ihre etwa in einer evangelischen Gemeinde gebornen Kinder alsbald taufen lassen, und warum beschuldigt man sie nicht der Lieblosigkeit, wenn sie an unserer Kindertaufe nicht teilnehmen wollen? Warum stößt man sich nicht an dem strengen Charakter der englisch-bischöflichen Kirche, die keinen zum Missionar annimmt, der nicht ihre 39 Artikel unterschrieben hat, die in ihrer Lehre von der bischöflichen Sukzession so etwas unbiblisch ausschließendes hat? Warum respektiert man da überall die kirchliche Überzeugung und trägt die Abweichung in Geduld? Und warum müssen allein die Lutheraner bei ihrem „Halten am Buchstaben der Bibel“ (ja am Wort der Schrift) die Lieblosen und Stolzen sein? Sollte vielleicht ihr Bekenntnis deswegen etwas so Verletzendes haben, weil es so wahr, so schriftgemäß ist? Oder soll ihr Wesen Schwachheit sein, ist dann ihre Schwachheit vielleicht deshalb so unerträglich, weil sie so gewissenhaft, so sehr ans Wort des Herrn als ihren Stäben und Stab gebunden ist?

Doch es sei genug. Den Eindruck, den der Schluß des angeführten Schreibens auf uns gemacht hat, brauchen wir nicht zu schildern, den wird jeder Leser selbst fühlen. In einem stimmen wir dem Korrespondenten bei, daß es am besten sein wird, wenn man solche Kollisionen oder Zusammenstöße soviel als möglich vermeidet, wenn jeder Teil sein Arbeitsfeld für sich bebaut, wenigstens solange, als „die Starken“ sich nicht darein finden, „die Schwachen“ zu tragen, und als man nicht verstehen will, daß Liebe zur Wahrheit nicht Verleugnung der brüderlichen Liebe sei.

Wir aber haben uns zu dieser Verteidigung gedrungen gefühlt, einmal wegen Sprichw. 31, 8, sodann um bei dieser Gelegenheit ein Wort der Verständigung über eine Sache zu reden, über die wir noch so viele redliche Herzen in Ungewißheit und Schwanken sehen, und wie sie sich so leicht durch scheinbare Klagen zur Ungerechtigkeit gegen ihre eigene Kirche und deren Kirche hintreiben lassen. Möge nun jedes mit ruhigem Geist und nüchternem Sinn unsere Worte prüfen.

II. Judenmission

1.

Reden bei der Taufe eines jüdischen Jünglings

Am Abend des ersten Pfingsttages 1836

Anmerk. Den Anfang machte Gesang. Dann folgte 1. die Beichtbehandlung der Taufzeugen, welche mit dem Täufling das heilige Abendmahl empfangen wollten. Darauf folgte wieder ein passender Liedervers. Hierauf 2. die Taufrede an den Täufling selbst. Dann wieder ein Liedervers. Hierauf der Taufakt. Sodann ein Vers gesungen. Dann das heilige Abendmahl. — Der Täufling konnte auch ohne daß sich die Beichtrede an ihn besonders wendete, zum heiligen Abendmahl zugelassen werden, weil er zuvor privatim vermahnt war, auch selbst gebeichtet hatte, in der Taufrede öffentliche Vermahnung, in der heiligen Taufe selbst Absolution empfangen hatte.

1.

Unser Anfang sei gemacht im Namen des Herrn, des hochgelobten Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Es segne uns Gott, unser Gott, es segne uns Gott und gebe uns seinen Frieden! Amen.

Ihr seid, geliebte Brüder, hierhergekommen, um einen Täufling zum Sakrament der heiligen Taufe und nach diesem zu dem Abendmahl des Lammes Gottes zu führen. Ihr wollet einen sündenbefleckten, aber reumütigen Sünder zu dem Bade der Wiedergeburt und Erneuerung im heiligen Geiste geleiten, damit er gewaschen werde und das Kleid der Gerechtigkeit Jesu Christi empfangen. Ihr wollet einen verlorenen Sohn zu dem himmlischen Vater zurückführen — in seine Arme, zu seinem Tische, zu neuer, unvergänglicher Kindschaft. Ihr tretet, diesen Täufling an der Hand, vor Gott und sprecht voll Freuden: „Hier, Vater, ist dein Kind wieder, das verloren war, — Christus, Erzbirte, hier dein verlorenes Schaf, — heiliger Geist, dein Schüler; dreieiniger Gott, nimm hin, nimm hin diesen Menschen zum ewigen Eigentum!“ Löblich, meine Brüder, ist euer Beginnen; aber wie, besinnet euch auch euer selbst! Einst, da ihr getauft wurdet, sprach die heilige Kirche auch zu einem jeden unter euch: „Nimm hin das weiße, heilige und unbefleckte Kleid, das du ohne Flecken bringen sollst vor den Richtstuhl Christi, daß du das ewige Leben habest!“ Brüder, habt ihr, die ihr einen andern zum Empfang des reinen, hochzeitlichen Gewandes herzuführen, — habt ihr selbst noch dieses Kleid, seid ihr auch jetzt noch, in dieser Stunde, in der Gerechtigkeit Jesu Christi, in euren Tausschmuck gekleidet? Stehet ihr in dem gewissen, festen Glauben, daß euch, obwohl ihr so durch eure Werke, wie von Natur nur arme, nackte, ewiger Scham und Schande anheimgefallene Geschöpfe seid, nichtsdestoweniger die heilige Unschuld Christi, ja Christus selbst geschenkt und gelassen ist, daß ihr bei Gott in Gnaden stehet, weil in euch, obwohl gleichsam in ärmlichen Gefäßen, die

eine unbezahlbare Perle liegt? — Ihr wollet einen andern zur Abwaschung seiner Sünden führen; aber, die ihr einst selber in der Taufe abgewaschen worden seid, lebt ihr jetzt noch von den Kräften eurer Taufe, seid ihr durch sie aller Bosheit abgestorben, und wenn an jedem Abend der vergangene Tag euer Gewissen mit Schwachheitsünden befleckt hat, hat dann die Gewißheit eurer Taufe Macht genug, euch in den Frieden Gottes zu betten, — preiset ihr täglich mit immer erneuter Beugung, immer völligerer Demut, mit immer innigerer Hingebung an den barmherzigen Gott die Anstalt des Heils, in welcher gleich bei dem Eintritt durch die heilige Taufe ein unvergänglicher Trost für das ganze Leben gereicht wird? — Ihr wollet diesen Jüngling hier herbeiführen, daß sein alter Adam begraben werde im Wassergrabe und herauskomme ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe; aber habt ihr selbst durch tägliche Reue und Buße euren alten Adam begraben und täglich wieder einen neuen Menschen an den Tag gebracht: ein Herz, das nach Gott und göttlichem Wesen verlangt, gleichwie ein Hirsch nach frischem Wasser schreit, — das mit unverdrossenem Mute der Heiligung nachjagt, ohne welche niemand den Herrn sehen wird, — das zu seinem Ziele läuft und recht läuft, also daß es dem Ziele näher kommt und Hoffnung hat, es zu erreichen? — Ihr wollet euren lieben Täufling, wenn er gewaschen, wenn er ins Kleid der Gerechtigkeit gekleidet, in seinem hochzeitlichen Kleide zum Abendmahl des Herrn führen, daß er sich mit ihm vollends und auf ewig verlobe; aber seid ihr selbst ledig von jeder andern Verbindung, die euch hindern könnte, ganz des Herrn, eures Heilands, zu sein? Seid ihr frei von Leidenschaft der Welt? Gibt es nichts, das euch die Erde lieber macht als den Himmel? Sesselt euch keine vergängliche Freude mehr an die Welt? Erkenntet ihr beides, Glück und Unglück, Arbeit und Ruhe, Sorge und Sorglosigkeit nur als Kreuz, von Jesu Christo erworben, und jedes Kreuz nicht als eine Bürde, welche zur Erde drückt, sondern vielmehr als Flügel und Fittig, der euch zum Himmel entführt? Kommt euch der Ruf: „Auf! Dem Bräutigam entgegen!“ nicht zu bald, ist er nach euerm Herzen? Ist es wahr, wollt ihr jetzt, bei diesem Abendmahl, auch das dem Herrn aufopfern, woran bisher das Herz noch mit abgöttischer Liebe hing, — ist's euer heiliger, mannhafter Ernst, euch euerm Seelenfreunde Christo mit Leib und Seele und ewig zu verloben? — Ihr wollet diesen Menschen zum Frieden Gottes und seiner Kirche führen, damit er schmecke und sehe, daß die Engel an Weihnachten mit Wahrheit sangen: „Friede auf Erden!“ und Israel bei dem Einzug des sanften Königs von Zion nicht Lügen redete, da es jauchzte: „Friede im Himmel!“ Aber habt ihr selbst, zu Ehren des von Jesu Christo gestifteten Gottesfriedens, der auch euch bereitet ist, Frieden gehalten mit allen Menschen, soweit es christlich und also, soviel an euch und möglich war? — Ihr wollet eine Seele aus Israel zu dem einigen Messias führen, in welchem wir alleine Heil und alle Menschen den Namen empfangen haben, in dem sie selig werden können: ihr führet andere zu Christo; seid ihr aber

selber Christen in der That und in der Wahrheit, hat keiner unter euch jemals Anlaß gegeben, daß um seinetwillen der Name Christi unter dem Volke Israel verlästert wird, hat keiner irgendwie Israel in seinem langsamen Gang zu seinem Messias aufgehalten, keiner irgend einmal getan wie die, um deren willen Israel sich schämt, in die Gemeinschaft der Kirche Gottes zu treten? Hat ein jeder sein Licht leuchten lassen, damit Israel die guten Werke der Christen sehen könnte, den Gott der Christen zu preisen und sein auch zu begehren gereizt würde? Ja, — nicht auf Israel sehen, nicht auf die, welche draußen sind, — waren wir Christen angesichts der Christen, waren wir Christen vor unsern Nachbarn, in unsern Häusern, vor Weibern und Kindern, Brüdern und Schwestern, — ach, waren wir Christen, wenn niemand um uns war, wenn nur der Allgegenwärtige gegenwärtig war?

Und endlich, Brüder, — o denkt daran! — er, der Vater, der uns liebt, aus Liebe zu uns den Eingeborenen in den Tod gegeben hat, — er, der Sohn, dem einst vor Liebe zu uns das Herz gebrochen, der liebevoll auch jetzt noch, auch in dieser Stunde für uns bittet, — er, der Geist, welcher die Ausgänge unsers Herzens bewacht, uns warnt vor Dieben, die da Einlaß wollen, und wenn wir ihm aufstun, unter dem Freudengeschrei der Engel bei uns Einzug hält, — er, der Hochgelobte und Dreimalheilige, hat uns, seit wir leben, nicht verlassen, ist immerdar um uns gewesen von Mutterleibe an: wie oft aber, wie oft wandelten wir vor seinem Angesichte, wie oft waren wir mit unserm Geiste bei ihm? Ach, Brüder, erinnert euch, war es wirklich oft?

Brüder! Ein schöner Tag ist uns heute aufgegangen, der Tag der Pfingsten, und wir haben ihn im Frieden hingebracht, einen Segen um den andern durch das Wort des Geistes hingenommen; — dem schönen Tage schienen schöne Abendstunden nachzufolgen — und wir dachten uns das Geschäft so selig, das wir in diesen Stunden haben — denn was ist seliger, als dem Erzhirten Jesu Christo eine Seele zuzuführen. Und nun verderb' ich euch die schöne Feier durch Erinnerung an eure Sünden — und auf den Freudentag folgt ein trauriger Abend? Ist es wahr? Könntet ihr mir das vorwerfen? Das könntet ihr nicht, so gewiß ihr Christen seid! Dem Christen ist Erinnerung an Sünden keine Störung seiner Freude: er freut sich nicht über sie, sondern über seines Gottes Gnade, — diese Gnade aber erweist sich ihm nur desto mächtiger und freudiger, je mächtiger ihm seine Sünde erscheint. Erinnerung an Sünde und Unwürdigkeit drängt den Christen nicht weg von Gott; im Gegenteil, je ärmer er sich selbst an Gerechtigkeit findet, desto verlangender wird sein Herz nach Gott, desto mehr drängt er sich zu ihm hinan, denn er hat den kindlichen Geist empfangen, und je näher er zu Gott hinkommt, desto freudenvoller wird er; denn es verschwindet ihm all sein Leid und Sündenweh, wenn er den Vater so freundlich findet, wenn er innerwird, daß sein Mund ihm keine Sünde vorrückt, sondern liebe reich alles, was dahinten ist, mit Vergebung zudeckt. Dem Christen ist Bußpredigt

nicht schrecklich, sondern lieblich; denn er hat Lust zur Demuth, die unter dem ernstesten Ton der Bußpredigt wohl gedeiht; — Bußpredigt ist ihm lieb, denn Buße tun und besser werden, sich selbst und allem Bösen absterben und erweckt werden zur Heiligung, das will er; mehr Früchte tragen will er, drum ist ihm die Bußpredigt, die reinigende Spitze des himmlischen Weingärtners, willkommen. Brüder, solche Gesinnung hoffe ich auch von euch! Darum redete ich mit euch von euren Sünden! Ja, alles, was euch eigen ist, alles Wohlgefallen an euch selbst möchte ich euch nehmen, um euch eines übrig zu lassen: die Gnade der Vergebung der Sünden, in welcher Leben und Seligkeit verborgen ist. Alle euer Verderben, alle Bosheit eures Herzens möchte ich euch enthüllen, damit ihr, wenn euch kein menschlicher Ausweg, dem Zorne Gottes zu entfliehen, übrigbliebe, die Seele desto brünstiger zu dem hinwendet, der am Kreuze eure Sünden trug, der mit Daransetzung seines Lebens und seines theuren Blutes eine ewige Gnade, eine ewige Erlösung bereitet hat! Ja, zu dem hinwenden solltet ihr eure Seelen und aus seinem Tode Leben, aus seinen Strafen Freiheit vom Gericht, aus seinem unaussprechlichen Leiden unaussprechliche Freuden nehmen! Freuen solltet ihr euch in dem Herrn, euerm Heiland, und eure Freude in ihm soll vollkommen werden dadurch, daß euch keine Freude an euch selber übriggelassen wird! Brüder, freuet euch Christi, er kommt heute, in dieser Stunde mit Wasser und Blut, nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut! mit Taufe und Abendmahl! — Brüder, bekennet eure Sünden — er, der eure Sünden trug, kommt und reicht euch in der Absolution die Kraft eurer Taufe, die Macht seines Blutes im heiligen Abendmahl! Lasset uns beichten — daß er unsre Herzen wasche in Vergebung, uns kleide in den Rock der Gerechtigkeit, uns tüchtig mache, diesen Jüngling hinzuführen zu seinem Gott und zu unserm Gott, zu seinem Vater und zu unserm Vater!

Beichtgebet

Herr, allwissender Gott, wir bekennen dir unsre Sünden!

Wir haben gesündigt an Vater und Mutter, an Bruder und Schwester, an Weib und Kind!

Wir haben gesündigt an unsern Nachbarn und Freunden!

Wir haben gesündigt an deiner heiligen Kirche und an denen, die draußen sind, an Israel!

Wir haben verunehrt das schöne Taufkleid, das wir einst empfangen haben, besudelt die einst rein gewaschene Seele!

Wir haben gesündigt an Gesetz und Evangelium!

Wir haben gesündigt an dir, Gott Vater, Sohn und Geist! an dir alleine haben wir gesündigt und übel vor dir getan, auf daß du recht behaltest in deinen Worten und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst! Du, Herr, bist gerecht, wir aber müssen uns schämen! Unserer Sünden ist viel mehr, als wir wissen, und größer sind sie, als wir glauben! Unser Schmuck ist dahin, wir sind vor dir elend und jämmerlich, arm, blind und bloß — unsre Ge-

rechtigkeit ist ein beflecktes Kleid, dazu löchricht worden, und decket unsre Blöße nicht! Wohl hätten wir's verdient, daß du uns für einen Greuel vor dir achtetest, dein Angesicht in Ungnaden von uns abwendetest und deine Barmherzigkeit im Zorn vor uns verschlößest! Aber, Herr, barmherzig und gnädig, wir kommen nicht auf unsre Gerechtigkeit zu dir, sondern auf deine große Barmherzigkeit, — es gefällt uns nicht unser Herz und Wandel, sondern wir sind traurig, daß wir nicht sind nach deinem Herzen, daß wir deinen heiligen Geist betrüben! Wir berufen uns aber auf den Gnadenstuhl, welchen du uns vorgestellt hast! Wir berufen uns auf Jesum Christum, der uns vor dir vertritt! Wir berufen uns auf sein Blut, welches besser redet denn Abels Blut! Herr, Herr, du großer Gott, er, dein Sohn hat für uns genug getan und handelt unsre Sache vor dir! An dem hängen wir, an den glauben wir — wer an den glaubt, kann nicht verloren werden, wird das ewige Leben haben! Das sagt dein Wort, — damit sprichst du uns Gnade zu! Nun, o unser Gott, erfülle jetzt dein Wort und sprich uns Vergebung unsrer Sünden durch den Mund deines Dieners — sprich, daß es mit göttlicher Kraft bis in die Tiefen unserer Seelen widerhallt, — sprich also, daß wir's glauben können, — laß deinen Diener reden in Verweisung des Geistes und der Kraft und unsern Geist durch deinen Geist dein Wort im Worte des Dieners erkennen! Laß uns glauben — und alsdann in der Kraft des Glaubens hingehen — und Früchte bringen der Gerechtigkeit, leben dir und dir sterben! Amen.

Frage

Lieben Brüder! Erkenntet ihr in diesem Gebete die Gedanken eures eigenen Herzens wieder? Erkenntet, bereuet, bekennet ihr also vor dem allwissenden Gott eure Sünden? Glaubet ihr, daß auch eure Sünden von dem Lamm Gottes getragen, auch euch von Jesu Christo Leben und Seligkeit erworben ist? Erkenntet ihr in der Absolution der Kirche Gottes Absolution — und wollet ihr zu Danke dieser Absolution hinfert dem und deß würdig leben, der für euch gestorben ist?

Antwort: Ja! Amen.

Absolution

Das gebe Gott durch Jesum Christum! Amen. Ich aber, als ein berufener und verordneter Diener der heiligen Kirche, nach der Kraft und Gewalt, welche ihr der Herr übertragen hat, spreche euch, gültig im Himmel wie auf Erden, die Vergebung aller eurer Sünden — im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Euch geschehe, wie ihr geglaubt habet! Gebet hin in Frieden! Sündigt nicht mehr! Amen.

Darauf Lied 215, 8

Jesus nimmt die Sünder an.
 Auch mich hat er angenommen,
 Mir den Himmel aufgetan,
 Daß ich selig zu ihm kommen
 Und noch sterbend rühmen kann:
 Jesus nimmt die Sünder an!

2.

Anrede an den Täufling

Du trittst daher, mein Sohn, einen Tritt, deßengleichen du in deinem Leben nicht getan hast noch jemals wieder tun wirst. Der Schritt, mit welchem du hieher, unter meine ausgereckte Hand kommst, zerreißt ein Band, welches dir angeboren ist, — ein Band, welches zu zerreißen der Mensch ein gleichsam natürliches Entsetzen hat. Du trennst dich von deinem Volke und trittst auf seiten der Heiden, welche von deinem Volke je und je und desto mehr verachtet und gehaßt worden sind, seitdem sie ihre Knie vor einem Manne aus eurem Volke haben beugen lernen, — du trittst auf seiten eines nur kleinen Theils deines Volkes, welcher aber um dieses Schrittes willen noch mehr als wir Verachtung und Haß, ja auch Glück bei dem übrigen von Israel gefunden haben. Seit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung haben fast alle deine Väter, unter ihnen die gelehrtesten und geachtetsten deines Volkes, standhaft geleugnet, daß der Messias schon gekommen sei — ihrer ist eine Zahl, die nicht gezählt werden kann: du bejahst es, daß der Messias gekommen ist, beugst mit uns deine Knie vor demselben Jesus, den deine Väter mehr als jeden falschen Messias gehaßt, den sie gekreuzigt haben, dem sie heute noch noch fluchen und ihn, wenn sie könnten, wieder kreuzigen würden: — du nennst damit alle deine Väter, sovielen ihrer Jesum verwarfen, Ungläubige und Lügner, ihre Standhaftigkeit Halbsatirigkeit, ihr Beharren Blindheit. Du bekennst Jesum als den Sohn Gottes — damit nennst du deine Väter, ja, auch deine Brüder nach dem Fleische Greueler, Gotteslästerer, Mörder des Sohnes Gottes. Du bekennst, daß nur das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, versöhnende und erlösende Kraft habe; eben damit erkennst und nennst du deine Väter, deine Brüder des Blutes verlustig, ja am Blute schuldig, welches Vergebung und Leben für alle Menschen zuwege gebracht hat. Du bekennst, daß in keinem andern Namen das Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darin sie könnten selig werden, als der Name Jesu, — daß, wer an den glaubt und auf seinen Namen getauft wird, selig — wer aber nicht glaubt, verdammet werde; was sagst du damit anders, als daß deine Väter nicht selig geworden sind, deine Brüder, die jetzt im Judentume leben, nicht selig werden können. Du bekennst, daß Jesus Christus der ist, von welchem alle Propheten geweissagt haben, in welchem alle Verheißungen Ja und Amen sind: du bezeugst es also, daß deine Väter die Decke Mosis vor den Verheißungen haben, daß sie die Schrift nicht verstehen, sondern verkehren und verdrehen, daß Japhet

in Sems Hütten wohnt, daß die Heiden, welche Christen sind, in Zions Lichte wandeln, aber über Zion und dessen Kindern sich Finsternis und Todesschatten gelagert haben. Wenn du recht hast, das ist wahr! so sind deine Väter die unglücklichsten unter allen Menschen; wenn aber deine Väter recht haben, so hast du in dieser Stunde deine Seligkeit aufs Spiel gesetzt, so bist du der unglücklichsten unter allen Menschen einer, ein Verräther deines Volks, des Volks Gottes, von dem denn heute noch gilt, daß seine Feinde Gott verhaßt sind, — so hast du kein Theil an der zukünftigen Erlösung deines Volks, hast dich an der höchsten Majestät, an dem Messias, der dann erst noch kommen wird, zu deinem ewigen Verderben verhängt. Mensch, wenn ich das bedenke, so wandelt mich ein Entsetzen an vor dem gewagten Schritte, den du tust, — und ich Mensch nehme alle diese Menschen zu Zeugen, daß ich dich vor Leichtsinn warne! Wer bist du, der du die zahllose Schar deiner seit 1800 Jahren entschlafenen Väter in dieser Stunde verdammst und deine noch lebenden Volksgenossen als am Rande des Verderbens, als auf sicherem Fall zum Aufenthalte der ewig Verlorenen begriffen ausrufst? Bist du weiser, bist du besser, leitest dich, du einziger Knabe, ein besserer Geist als die Weisen und Rabbinen deines Volks? Und — bedenke! Bist du nicht ein verfluchtes Kind? Unter den Leuten, die im Judentum starben, ist deine eigene Mutter, unter deren Herzen du gelegen bist, die dich mit Schmerzen geboren und in den Tagen deiner Kindheit dich gehütet hat, wie eine Henne ihre Küchlein hütet! Unter den Juden, die noch leben, von denen du sagst, daß sie am Rande des Verderbens schweben, von denen du wegeilst, als würden sie schon verschlungen, — unter denen sind deine leiblichen Brüder, dein leiblicher Vater! Halt ein — und überlege, — und wenn du leichtsinnig, wenn du falsch gewesen bist, so eil' hinweg von diesem Tauffstein, eil' hinweg, so weit dich deine Füße tragen! Ist's eine Schande, — so ist's eine Schande vor Menschen und eine geringere vor Gott als fortgesetzter Leichtsinn, fortgesetzte Falschheit! Bedenke, bedenke, was du tust — und höre, wenn du noch ein Ohr hast, zu hören! Ich warne, ich warne dich! Deiner Mutter Gebet kann sich vielleicht von dieser Stunde an in der Ewigkeit wider dich kehren — und deines Vaters Glück kann über dich kommen!

Doch aber das zu bedenken hattest du Zeit genug, bist auch oft genug gewarnt worden. Wenn dich diese Warnung noch irremachen könnte, stände es freilich schlimm mit dir; denn so gewichtig auch ihr Inhalt lauter, er ist es weniger, als er scheint, es gibt Gewichtigeres zu reden. — Es ist und bleibt nur ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, welcher ist Gott, gelobet in Ewigkeit! Das ist gewiß! Von diesem Jesus zeugen alle Propheten und alle Apostel, daß er ist der Christ, und ihm werden alle Völker, seine Feinde wie seine Freunde am jüngsten Tage Zeugnis geben. Er ist's — und Gott hat ihn erhoben und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen müssen alle Knie derer, die im Himmel sind und auf der Erden und unter der Erden und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr

sei zur Ehre Gottes des Vaters! Er ist's — ihn kann man getrost vor aller Welt bekennen, der Gewißheit wegen ist nichts zu fürchten. Doch ja, halt! es ist zu fürchten, eben weil er so gewiß der wahre Messias und der Herr ist, eben darum ist zu fürchten! Ich Mensch habe dich vor leichtsinnigem Verlassen deiner angeerbten, väterlichen Lehre gewarnt; ich Diener des einzigen Gesalbten, ich Knecht Jesu Christi, im Namen und Auftrag desselben großen Namens und Mannes, den Gott zum Richter der Welt verordnet hat, warne dich vor Leichtsinne im Bekenntnis zu ihm! warne dich vor Unredlichkeit! Viele deines Volkes haben sich leichtsinnig und heuchlerisch vor den Menschen zu Jesu Christo bekannt und haben ein Ende genommen mit Schrecken! Der große König Jesus stößt keinen von sich, der zu ihm kommt, er mag auch noch so sehr von Sünden beladen und befleckt sein, — Jesus nimmt die Sünder an! Er hat eine Flut, ein Bad verordnet, in welchem die Kräfte seines Versöhnungsblutes mächtig wirken, die heilige Taufe! Keine Sünde schließt von diesem Bade aus, alle Mühseligen und Beladenen, alle Krüppel und Blinden und Lahmen an den Landstraßen aller Lande sind zu diesem Bade geladen, können in demselben ganz und gar genesen.

Aber wehe, wenn ein Phariseer, ein Heuchler zu ihm kommt, wehe, wenn einer zu ihm kommt, im Munde Verlangen nach ihm und seinem Heile, im Herzen Unglauben an ihn und listige Begier nach dieser Welt tragen! Wisse, daß der Geist dem Sünder vorbetet: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!“ — daß, wer nicht aus der Tiefe ruft, wer nicht vom Herzensgrund zu Jesu Christo schreit, keine Antwort aus der Höhe bekommt. Was hilft Bekenntnis im Munde, wenn dein Herz nicht jenes große „Also“ der göttlichen Liebe mit Dank und Anbetung unterschreibt, das der Sohn der Liebe selber preiset und bewundernd ruft: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab!“? Was hilft es, daß du äußerlich erkennst: „Er, der Sohn, ist der Weg, die Wahrheit und das Leben! Er und der Vater sind eins!“ wenn dein Herz dein Bekenntnis Lüge nennt, wenn Christus dir nicht Weg, nicht Wahrheit und Leben ist, wenn dein Geist nicht vor ihm, der mit dem Vater eins ist, auf den Knien liegt? Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Wenn du, äußerlich den Gekreuzigten erkennend, innerlich das Kreuz und Grab, Auferstehung und Himmelfahrt und Wiederkunft des Herrn verlachtest, in deinem Herzen dächtest, daß unter den Toten kraftlos wandle, der am Kreuze starb, von dem die Christenheit Sieg und Seligkeit hofft; so fordertest du Gottes Allmacht heraus, die um des Sohnes Ehre eifert! Wer Opfer und Heiligtum des Herrn im alten Testament schändete, war ein Mann des Todes, — wie würde es dir hier oder dort, wenn nicht hier, so dort ergehen, wenn du das Blut des einzigen Opfers, das für dich geschlachtet ist, verschmähest, — wenn du es, da es bisher um Gnade für dich geschrien hat, durch lügenhaftes Bekenntnis zwängst, wider dich zu zeugen als einen Mörder, ja einen Mörder des Sohnes Gottes! Wer ein Gebot des alten Bundes übertrat, der tastete Gottes Wort und Willen an und empfing verdienten Lohn: was aber wird dir geschehen, wenn du den Sohn der Liebe d. i. gleichsam Gottes Herz verachtest und

also antastetest? wenn du den nicht möchtest, in welchem alleine ewiges Leben empfangen, in dessen heiliger Person auch ewiges Leben ganz und gar verachtet wird? wenn du selber durch Verachtung seiner — ewige Verdammnis ergriffest? Gott hat seinem Sohne ein Denkmal gesetzt, das groß ist, nämlich die Christenheit seit 1800 Jahren; viele Scharen, gegen welche die Zahl deines Volkes eine kleine Schar ist, sind im Frieden und Hoffnung des ewigen Lebens auf Jesum Christum gestorben, viele leben auch noch in demselben Frieden, in derselben Hoffnung: die Christenheit ist ein lautes Zeugnis Gottes, durch welches er von seinem Sohne und dem Heile, das er erwarb, Zeugnis ablegt, — was würde dir geschehen, wenn du Gottes Zeugnis zu verachten wagtest, wenn du es für etwas Kleines, für etwas Ungefährliches achtetest, heute dieses Zeugnis anzunehmen, mitzuzeuken, morgen zu widersprechen? wenn dir in dieser Stunde der Gedanke auch nur erträglich wäre, einst einmal dieses Zeugnis der Kirche von Jesu Christo zu verwerfen? Siehe, er, Jesus Christus, kommt bald in den Wolken und mit ihm sein Lohn: es werden alle Menschen vor ihm offenbar werden müssen, welche Gutes und welche Böses getan haben, und werden ihn sehen aller Augen, die in ihn gestochen haben! Im Namen des Königs, der da kommt, dessen Zorn bald entbrennt, der jetzt noch Gnadenfrist gibt, voll Erbarmen auch gegen dich ist, der nicht will des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe, — im Namen der heiligen Kirche, welche nur wahrhaft Gläubige in ihren Schoß aufzunehmen wünscht, um einst keinen, den sie mit Liebe umfassen hat, verwerfen zu müssen, — ja, im Namen deiner hingschiedenen Mutter, von welcher du selber einmal hoffend geäußert hast, daß sie in ihren letzten Lebenstagen Jesum erkannt habe als den Christ und ihm in der Ewigkeit vereint sei, — in deinem eignen Namen, um deines zukünftigen ewigen Heiles willen, bitte ich dich: hab' Mitleid mit dir selbst — und wenn nicht deine ganze Seele von Glauben und Verlangen nach Jesu Christo, vom Bekenntnis seines Namens erfüllt ist, wenn irgend noch Falschheit und Unredlichkeit in dir ist, so geh' aus unsrer Mitte, es ist dir besser, du machest dieser Feier hier ein plötzlich Ende und gehst so dahin, als daß du eine Sünde wider Jesu Christi Blut auf dein Gewissen ladest! Ja, eilends geh aus unsrer Mitte, wenn du bisher deinen Schritt nicht wohl erwogen und nach seinen Folgen nicht richtig abgeschätzt hast!

Wie? Du gehst nicht? Du bleibst? Glaubst du wirklich an unsern lieben Herrn? Ist's dir ein Ernst, bist du in deinem Herzen schon ein Christ? Du lächelst! Du weinst! Nickst mit deinen Augen mehr als ein Ja und Amen! Nun, daß wirst du selig sein! Wer will dir den Himmel rauben, den dir schon Gottes Sohn beilegt im Glauben? — Ja, mein Sohn, wenn deine Seele ihres Heilands begehrt, wenn du aus der Tiefe nach ihm rufst, wenn des Vaters Geist dich zu ihm gezogen, dem Sohne, und du, von diesem Geist getrieben, zu uns kommst, so sei willkommen! Hat dir Christus dein Herz aufgeschlossen, so kann dir niemand sein Reich wieder zuschließen. Sei willkommen! Blindheit ist deinem Volke zuteil geworden: sind aber deine Augen geöffnet, bist du berufen, ein Pfand der Gewißheit zu sein, daß Gott

einst nach seiner Verheißung auch das übrige von Israel wieder erwecken, gläubig und selig machen wird; so sei willkommen im Namen der heiligen Kirche, wir nehmen dich zum Pfand und harren mit gestärktem Glauben auf die endliche und völlige Erfüllung der Verheißung! Laß dir nicht grauen, liebe Seele! Du verlässest dein Volk, — du verlässest das Tote, darin kein Leben ist, den Feigenbaum, welcher, solange der Fluch auf ihm liegt, weder für Gott noch für dich eine Frucht tragen kann! Du gehst aus den Gräbern und kommst zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem, und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten, und zu dem Mittler des neuen Testaments Jesu, und zu dem Blut der Besprengung, das da besser redet denn Abels. Da, im obern Jerusalem, dem freien, ist nun deine Heimat, da dein Gott und König, da dein Volk, zu welchem du gehörst, — ein selig Volk! Du wagst es, ein Einziger, wider dein ganzes Volk zu stehen und zu zeugen — freue dich, eine Wolke von Zeugen zeugt mit dir, mit dir zeugen aus allen Sprachen und Völkern und Jungen erlösete Scharen, mit dir alle Seligen, mit dir Jesus Christus selbst! Du verlässest Vater und Brüder um des Namens Jesu Christi willen; so fällt dir zu die Verheißung des Herrn, des Wahrhaftigen: „Wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ (Matth. 19, 29.) Jawohl, hundertfältig! Jeder Greis und Mann unter den Christen ist nun dein Vater — siehe hier z. B. auf deine Väter, deine Taufzeugen! Jeder Jüngling unter den Christen ist dein Bruder! Ja, mehr als das! Du bist nun leiblicher Weise eine vater- und mutterlose Waise, du verlässest deines Vaters Haus hiemit für immer; aber der große Gott, welcher der Waisen Vater ist, nimmt dich auf! Er ist dein Vater — sein eingeborener Sohn dein Bruder — sein heiliger Geist dein Tröster — du wirst ein Erbe Gottes, ein Miterbe Jesu Christi: bist du nicht reich durch diese reiche Erbschaft? Dein leiblicher Vater segnet dich nicht, das ist wahr; hingegen wird von dir der Fluch Gottes weggenommen, der Fluch, den deine Väter auf sich luden, da sie schrien: „Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder!“ Dein Volk ist aus Sems Hütten und ihrem Segen ausgewandert, ist ins Land Nod gezogen: Japhet wohnt in Sems Hütten: so komm nun, diese Japhethände führen dich zurück in die seligen Hütten deines Vaters Sem, und gelobet sei der Gott Sems, der dir ein Herz zur Rückkehr gab! Verwandelt sei über dir die Stimme des Bluts deines Bruders Habel, des Jesus, den deine Väter und deine Sünden erschlagen haben, — es ruft Gnade über dir und Gnade bringend wird es über dich kommen in dieser Taufe, dich zu reinigen von allen Flecken deines Gewissens, deine Seele mit Frieden Gottes zu erfreuen! Du verlässest das Gesetz deiner Väter — getrost! Genug gemühet, genug abgerungen hast du dich, Gott und dein Herz mit Werken des Gesetzes zu stillen; du verlässest nur, was dir nicht nützen kann,

dagegen empfängst du um Jesu Christi willen, umsonst, ohn' alle Mühe Leben und Gnade, — statt deines sündenbeladenen Gewissens Erquickung in Vergebung deiner Sünden, statt deiner Sünden Christi heiliges Verdienst und selige Unschuld, statt Qual der Gesetzeswerke den Geist der Liebe, der dich zu guten Werken treiben wird! Dazu haben wir im neuen Bund einen Altar, davon nicht Macht hatten zu essen, die der Hütte pflegten; du aber empfängst Macht, vom Altare zu essen und zu trinken — eine Speise und einen Trank, gegen welche Man und Wasser aus dem Fels der Wüste nicht gerechnet werden! Ja, du selbst sollst aufgenommen werden ins Volk des neuen Bundes, da jeder ein Priester ist, Gebet und Dank zu opfern ewiglich! O selig, selig bist du — der Herr ruft dich! Eile, wie Verlobte pflegen, deinem Bräutigam entgegen! Willkommen, willkommen! ruft er. Willkommen, willkommen! rufe du ihm entgegen! Freue dich, sprich und jauchze: „Mein Freund ist mein und ich bin sein.“

Siehe, also gewarnt bist du — und also gelockt! Führet ihn nun zum heiligen Werk! Die Augenblicke des Wohlgefallens sind nun vorhanden! Segen und Leben für alle Ewigkeit kommt nun über dich, mein Sohn! Halleluja!

(Hierauf Taufe und Abendmahl, erstere mit den den Gebeten aus Luthers Taufbüchlein.)

2.

Vorwort zu J. W. Webers
„Hermann der Prämonstratenser“

1861

Herr Dr. Ferdinand Weber theilte mir vor einigen Tagen die Aushängbogen einer von ihm verabfaßten Schrift, die er „Hermann der Prämonstratenser“ betitelte, unter dem freundlichen Ersuchen mit, ihm ein Vorwort für dieselbe zu schreiben, da es sein erster Versuch sei, der Kirche mit schriftlichen Arbeiten zu dienen. Ob es mehr mir oder ihm zur Ehre gereicht, wenn ich ihn in die Öffentlichkeit einführe, mag dieses Orts unausgemacht bleiben. Genug, daß er wollte, und daß mich sein Verlangen über meine Furcht, ihm und seiner Schrift durch meine Begleitung zu schaden, hinweghob.

In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte Hermann der Prämonstratenser, von Geburt ein Israelite aus dem Stamme Levi. Er bekehrte sich zu Christo, unserm Herrn, und wurde Kanonikus im Prämonstratenser-Kloster zu Rappenberg in Westfalen. Die Geschichte seiner Bekehrung war so merkwürdig, daß er sie oft erzählen mußte und endlich aufschrieb. Seine Erzählung, wie seine Geschichte war unbekannt geworden, als sie Dr. Jo. Benedikt Carpzov auffand und sie im Jahr 1687 als Anhang zu Raymundi Martini Pugio fidei wieder veröffentlichte. Diese Erzählung, welche gewiß jedermann fesselt, der sie liest, auch gewiß wert ist, in deutscher Übersetzung

wörtlich hinausgegeben zu werden, hat Herr Dr. Weber in nachfolgenden Blättern verarbeitet und legt sie dem christlichen Publikum vor. Gewiß würde eine wörtliche Übersetzung von Hermanns Schrift auf urteilsfähige Leser mit aller derjenigen Kraft wirken, welche die Historie, und zwar sie allein, besitzt. Ob sie aber in dieser Gestalt auf ein größeres Publikum ebenso gewirkt haben würde, wie in der ihr von Herrn Dr. Weber gegebenen Fassung, steht dahin. Es ist die im 19. Jahrhundert so beliebt gewordene Art der Erzählung, welche man nach einem bekannten Vorgang „Dichtung und Wahrheit“ nennt, deren sich Herr Dr. Weber bedient, um Hermann den Prämonstratenser in das Andenken unserer Zeit zurückzuführen. Kein bedeutendes Ereignis in Hermanns Bekehrungsgeschichte ist weggelassen, keines hinzugesetzt: es ist der wirkliche Hermann, welcher uns in der Form des geschichtlichen Romans erscheint, das kann dem Leser, der es nicht selbst weiß oder erforschen will, versichert werden. Es wird dies absichtlich bemerkt, damit nicht der Eindruck der Schrift dadurch verklümmert werde, daß man irgend etwas als Dichtung faßt, was doch Wahrheit ist.

Sehr ansprechend zu lesen sind die der Schrift Hermanns wörtlich entnommenen Disputationen zwischen ihm und Rupert von Deuz oder andern christlichen Theologen. Aber nicht sie sind es, um derenwillen die alte Bekehrungsgeschichte unserem Volke vorgelegt wurde, gewiß gibt es nicht bloß mehr, sondern auch bessere Gründe, hartnäckige Juden zu überweisen, als die, welche im Mittelalter gang und gäbe waren. Im Gegenteil sehen wir an Hermann selber, wie wenig diese Gründe durchschlugen. In das große Vergnügen, die alten Theologen disputieren zu hören, mischt sich doch das Bedauern, daß dem armen Juden nicht kräftiger gedient, und daß er nicht mehr auf seinem eigenen Felde angegriffen wurde, daß die allegorische Auslegungsweise der Alten dem jüdischen Gegner so manche Blöße bot. Was aber in Hermanns Geschichte stark hervortritt, ist ein Doppeltes, die Decke Mosis, die aller menschlichen Bemühung, sie zu heben, widerstand und nur durch außerordentliche Erleuchtung von ihm wich, — und die Kraft der christlichen Liebesgemeinschaft, welche den blinden Juden für die himmlische Hilfe empfänglich machte. Hermanns Geschichte wird dadurch ein Typus wie der Juden, so der echten Judenbekehrung.

Die Zeiten haben sich geändert. Das Licht, welches die Christenheit der jüngsten Zeit aus der Prophetie anstrahlte, gibt bessere Waffen, die Juden anzugreifen und zu überwinden, als die allegorisierende Schriftauslegung der früheren Zeit, welcher Sinn und Absicht der Propheten so offenbar widerspricht. Aber obschon wir etwa besser beweisen, nämlich so viele von uns dazu angetan sind, haben wir denn mehr Glück als Rupert von Deuz und Konsorten? Ist nicht auch unsere Arbeit nur selten gesegnet? — Warum denn? Ohne Zweifel, weil die Decke Mosis jetzt noch den Glanz des alten Testaments verhüllt, — weil noch immer Blindheit Israel widerfährt, Römer 11, 25, — weil der Heiden Zeit noch nicht erfüllt, — Israels Zeit noch nicht gekommen ist. Es ist ein Gericht über Israel und ein

übernatürliches Hindernis lagert sich dem Fleiße der Missionäre gegenüber. Hermanns Los ist das Los aller Juden, bis sich die Zeit wenden wird. Sie können nicht glauben. Wenn sie's können, ist es eine Ausnahme, ein Wunder, ein Pfand und Angeld auf die Judenbekehrung, der wir entgegenharren.

Mit dieser Bemerkung will ich die Judenmission keineswegs verwerfen und ihr alles Glück absprechen. Das sei ferne. Nicht bloß können wir einen Haufen vortrefflicher, hochbegabter, reich gesegneter Männer aufzählen, welche aus Israel stammen und die christliche Kirche zieren und zum Teil wie Sterne glänzen; sondern die Judenmission soll wie eine einsame Mutter allezeit unter uns seufzen und stöhnen, bis sie wird ausbrechen und eine reiche Kindermutter werden. Lasset uns ja Israels nicht vergessen: unser Herr ist aus Israel, und er verbürgt seinem Volke fast in allen Propheten eine reiche Teilnahme an seiner Glorie. Lasset uns aus der Geschichte Hermanns lernen, was auch in dieser finstern Zeit Israel dennoch stark genug ist, mehr als einen Brand aus dem Feuer zu reißen. Es ist die Liebe Richmars, des Hausverwalters, zu Juda, dem Leviten. Herr Dr. Weber hat den Charakter und die Bedeutung Richmars ausgebeutet, und wahrlich, Richmar ist die bedeutendste Person in der Geschichte geworden, welche erzählt wird. Wenn man dem Buche des Herrn Dr. Weber einen Titel anderer Art hätte geben wollen, als es schon hat, man hätte schreiben können: „Juda, der Levite, oder der Sieg der christlichen Liebe zu Israel.“ — Es ist wahrlich nichts Kleines, nichts Leichtes, sondern etwas Großes, etwas Himmlisches, die Juden zu lieben, so wie sie sind. Ich bin unter Juden aufgewachsen und habe oft die Missionare zu ihnen begleitet, ihnen zugehört und selbst zuweilen versucht, das göttliche Wort bei ihnen anzubringen. Ich habe gesehen, wie sie Liebesversuche belohnen, was für ein Haß gegen ihren König Jesus, Gottes und Marien Sohn, ihnen einwohnt, und wie abscheulich der Fanatismus sie entstellt. Auch wissen wir ja, wie die Juden durch alle Jahrhunderte die Kirche Gottes behandelten, nicht bloß den Haß böser oder verkehrter Christen vergalten, sondern ihn auch hervorriefen und herausbeschworen. Es ist nicht die volle Wahrheit, wenn man nur von unserer Schuld gegen Israel redet, auch die Kehrseite ist wahr! Dennoch aber: der Herr ist aus Israel, unser Heil kam von den Juden, — schon diese zwei Sätze reichen hin, unsere Liebesflamme zu erhalten und zu schüren; wir brauchen nicht einmal auf das Ende zu sehen, das kommen und Israel mit den Heidenchristen vereinigen, jene an die Spitze dieser stellen soll. Richmars Liebe zu Juda sei unser Teil; sie werde uns durch diese Schrift gemehrt. Sooft wir ein Kind Israels sehen, lasset uns daran denken: „Sie sind seines Geschlechts“. Unsere Liebe und unser Gebet bleibe Israel um Jesu willen, auch solange sie blind und boshaft sind.

Die Decke Moses — und die Liebe Richmars, jene ist das Jammervollste, diese das Schönste, was die Geschichte Hermanns enthält, angenommen, versteht sich, die Liebe und das Erbarmen des Herrn, welcher die Gebete Richmars und der beiden Klosterfrauen erhörte.

Ich könnte hiemit dies arme Vorwort schließen und die Schrift Herrn Dr. Webers selbst reden lassen, wie sie kann und wird. Aber fast kann ich es doch nicht unterlassen, ein wenig mit den Lutheranern zu rechten, welche die Liebe zu Israel verdächtigen, daß sie chiliaistisch sei. Die Juden haben eine Decke, die sie am Sehen ins Angesicht Mosias verhindert. Fast scheint es aber, als hättet ihr, die ich meine, die Hälfte davon geerbt, die ihr Römer 11 und die Propheten nicht lesen könnet, ohne im exegetischen Nebel zu tappen. Und fast scheint es, wie wenn ihr es den Juden an Fanatismus gleichthun wolltet! Zu, was für ein grausig bewegtes Meer macht ihr aus der lutherischen Kirche, welchen Fallazien des Schlußes ergeht ihr euch, um nur keine endliche Heimholung der Juden zu ihrem Christus zuzulassen. Wahrlich, man braucht nicht nach Buffalo zu gehen, oder nach Nordamerika überhaupt, man kann diesseits des Meeres lesen und staunen, wie Lutheraner gegen Lutheraner von gleich fester konfessioneller Treue eifern! Was tun wir denn, wir, die wir euren Haß und eure Schmach tragen? Wir behaupten, die Propheten — und zwar wieviele! — St. Paulus, Römer 11, St. Johannes in der Offenbarung reden von einem kommenden Zeitpunkt des Glaubens und der Liebe Israels zu unserem Herrn Christo, von einem Reiche Davids vor dem Untergang der Welt. Uns ist das so einfach, daß wir keine Wahl haben, als: entweder meinen die Propheten dies, wenn sie von dem Ende weisagen, oder sie so wenig als andere wissen, was sie meinen. Könt ihr es leugnen, daß der Wortlaut so ist, wie wir es nehmen? Wenn aber der Wortlaut außer Zweifel ist, wenn die Propheten nichts anders gemeint haben können, warum verwerft ihr's? Oder, wenn ihr's verwerfen wollet, wenn ihr eure selbst widersprechenden, uneinigen, mancherlei Deutungen gegen die Einfachheit und Leichtigkeit des Wortlauts glaubt setzen zu müssen: warum hasset und verdächtigt ihr andere darum, daß sie sich erlauben, lieber dem einfachen Wortlaute der Schrift, als eurem Widerspruch, der selbst voll Uneinigkeit ist, beizufallen? Ich denke, die Sachen liegen so: „Der Herr wird richten zwischen uns und Euch“. Erweist das Ende, daß der Wortlaut nichts ist, so wollen wir der göttlichen Entscheidung uns demütig unterwerfen. Erweist sich's anders, so tut ihr dasselbe. Indes treiben wir, ein jeder Teil seine Erkenntnis in Friede und Bescheidenheit und warten auf die Entscheidung, die kommen wird. — Das wollt ihr nicht? Ihr stoßet uns, die wir in allen Sätzen der Symbole mit euch einig zu sein behaupten, von euch, ja schier aus euren Kirchen, weil ihr euch einbildet, das Erbe der Reformatoren stimme zu dem Wortlaut der Propheten nicht? Als Ketzer, als Abgefallene verschreit und brandmarkt ihr die, deren ganzer Sinn ist, die Schrift nicht zu brechen und ihr Recht nicht zu beugen, echt lutherisch dem Worte in allen Dingen beizufallen? Was sollen wir tun? In gleicher Weise antworten? Wir tun es nicht. Wir wollen euch tragen, auch wenn ihr uns nicht traget; wir wollen euch lieben und für euch beten, auch wenn wir, vom Wort nicht bloß gebunden, — sondern auch erfreut und hoch gehoben, euren Auslegungen keinen Geschmack mehr abgewinnen können. Für uns gibt's keine Wahl: wir müssen glauben, was wir lesen; unser Lohn ist,

daß uns die Geschichte klar wird und wir im Dunkel der Welt des Endes und der Lösung aller Dinge uns freuen können. Bei solchem Lohn verlohnt sich's auch, etwas zu tragen.

Ja, wir lieben euch, wir entschuldigen euch, wir begehren nicht zu streiten, nicht zu hadern, nur zu bekennen — und dabei euch zu lieben, die ihr das Licht nicht wollet, das uns erfreut. Aber wir lieben auch Israel, und es versteht sich von selbst, daß die, welche aus der Schrift erkennen, wie am Ende der Zeiten eine aus Juden und Heiden geworbene große Schar das Blut und Leiden des einigen Erlösers preisen wird, — jede Judenbekehrung als ein Zeichen ansehen dessen, was kommen wird. Auch ihr habt Gründe für die Judenbekehrung, großentheils dieselben wie wir: uns aber trägt und hebt eine Liebe zu Israel, die ihr nicht haben k ö n n e t, und die uns vor euch so Recht wie Pflicht zum Zeugnis der Wahrheit unter den Juden verleiht.

Diese Worte, die nicht berechnet sind, irgend weh zu tun, mögen den Schluß von dieser Vorrede machen. Es ist nur Richmars Sinn und Liebe, die nicht beirrt sein will in ihrer Lust und Freude an Juda, dem Sohne David, und an dem Israel des Endes.

Gebe der Herr seiner Kirche Friede und im Frieden jene Liebe, welche gewürdigt wird, betend die Decke Mosıs von manchem Judenaue zu entfernen!

Neuendettelsau, den 25. November 1860

W. Löbe.

3.

Ansprache an die Brüder in Sachen der Judenmission

1862

Im Diakonissenhause zu Neuendettelsau hat man seit mehreren Jahren regelmäßig wiederkehrende Gebete für das Volk Israel und dessen Bekehrung gehalten. Den Gebeten schloß sich eine regelmäßige Sammlung von kleinen Beiträgen an, die allmählich unter Hinzurechnung eines größeren Geschenkes zu der Summa von 194 fl. 41 kr. herangewachsen sind. Vorausgabte wurde nichts, als der Bedarf eines Proselyten, der sich einige Zeit zu Neuendettelsau aufhielt. (28 fl. 52 kr.). Am liebsten hätten die Verwohnerinnen des Diakonissenhauses von ihren Beiträgen im Diakonissenhause ein jüdisches Mädchen christlich erzogen. Es war auch einigemal Aussicht vorhanden, daß der Wunsch erfüllt würde; schließlich aber wurde immer wieder nichts daraus. Daher ging man endlich zu Rate, ob man einfach die vorhandene Summe und ebenso die ferneren Beiträge dem evangelisch-lutherischen Verein in Bayern zur Verbreitung des Christentums unter den Juden zustellen sollte, oder welche andere Verwendung man dem Gelde der Sehnsucht nach dem Heile Israels geben könnte. Der puren Abgabe an den bayerischen Verein widerstrebte der eingewurzelte Wunsch, ein jüdisches Kind zu

erziehen; die Bewohnerinnen des Diakonissenhauses meinten, es könnte sich ja doch noch ein solches Mädchen finden. Doch war man auch nicht geneigt, die vorhandene Summe bis dahin einfach liegen oder wachsen zu lassen, und man kam daher unter Festhaltung des Hauptzweckes auf den Gedanken, kleine Schriften im Interesse der Judenmission drucken zu lassen.

Wir sind also nicht der Meinung, daß die Judenmission aufzugeben sei; dazu haben wir zuviel Liebe für das Volk, aus dem unser Herr erstanden ist, und auf Grund der prophetischen und apostolischen Schriften zuviel Hoffnung für dasselbe. Wir müssen auch hinzufügen: dazu ist uns der Erfolg der Judenmission zu groß. Wenn es auch Gegenden gibt, in welchen die Judenmission seit langer Zeit keinen erheblichen Erfolg gehabt hat, so gibt es doch auch andere, von welchen das Gegenteil gerühmt werden kann. Hat man doch berechnet, daß in den sechs ersten Jahrhunderten des neunzehnten Jahrhunderts an dreißigtausend Juden getauft worden sind, eine Anzahl, welche sich mit den Erfolgen der meisten Heidenmissionen in unseren Tagen kühnlich messen darf und uns zum Pfand und Angeld dienen kann, daß die Blindheit, welche auf Israel liegt, keine unheilbare, keine immerwährende ist. Nein, nein, die Judenmission soll leben und mitten unter den Heidenmissionen blühen, wie eine königliche Rose, und alle frommen Herzen sollen ihr zufallen! Auch ihr, teure Brüder, an welche diese Worte gerichtet werden, sollt ihr Beifall geben, sie liebhaben und pflegen nach Gebühr; ihr sollt euch mit derselben beschäftigen und unter den Missionsblättern, die ihr leset, sollten die für die Judenmission nicht fehlen.*) Hört und liest man nichts von der großen Sache, so bildet man sich am Ende auch ein, sie lebe gar nicht mehr, und verfällt durch verschuldete Unwissenheit in eine Teilnahmslosigkeit, die keinem Christen geziemt. Also wohlkan, laßt uns Judenmission pflegen, und nicht mehr träg sein!

Vielleicht haltet ihr diesen Eingang für sonderbar. Judenmission soll getrieben werden, kleine Schriften in ihrem Interesse sollen geschrieben werden, die erste soll wohl gar die sein, die man in den Händen hat, — und doch noch kein Wort an Israel, sondern lauter Worte an die Brüder, das ist an die Christen! Wie soll da zu einer Missionschrift eingelenkt werden? Antwort: es soll nicht eingelenkt werden, sondern an euch, ihr Brüder, ihr Christen, wird die Ansprache fortgesetzt, und eben damit der Judenmission gedient. Wenn die Brüder, die Christen, für die heilige Sache der Judenmission angeeifert werden, dieselbe wieder auf dem Herzen tragen, wie die Heidenmission, und für sie beten, — wenn die erstorbene Liebe für Israel wieder angefaßt und entflammt wird, dann wächst auch die Hoffnung für Israel selber. Wenn das bei euch gelänge, ihr Brüder, so wäre in der That vortrefflich missioniert.

Oder ist es nicht also? Heidenmissionare schreiben oft in ihre Heimat, sie fühlten sich von den Gebeten der Gläubigen gehoben, getragen, ermutigt

*) J. B. „Jeschurun“. Ein Missionsblatt für und über Israel, im Vereine mit Freunden Israels herausgegeben von Dr. Alee, Prediger in Berlin (Berlin. Verlag von Rüchel und Bed.).

und gestärkt. Also was hebt und trägt, ermutigt und stärkt sie? Das Bewußtsein, nicht allein im Werke zu stehen, die Zuversicht, im Sinn und in der Gemeinschaft der Kirche zu wirken, ein kirchlich Werk zu treiben. Dies Bewußtsein kann ein Judenmissionar kaum haben wie ein Heidenmissionar. Er weiß, daß innerhalb der Christenheit über sein Werk, die Judenmission, verschiedene Gedanken herrschen, daß der Beifall ein geteilter ist. Dem helfet ab, soviel an euch ist. Gebt dem Judenmissionar, ihr Brüder, die tragende Kraft eurer Liebe und Begeisterung und die Macht eurer Gebete, so macht ihr ihn tüchtiger zu seinem Werk, so helfet ihr ihm zum Gelingen. Tut es, ich bitte euch, ihr vermeidet damit auch eine große Schuld und den Fluch derer, die das Werk des Herrn lässig treiben.

Doch ist es keineswegs die Meinung, euch zu bloßen Gehilfen der Judenmissionare zu machen; wir haben ein Recht, mehr von euch zu hoffen und zu fordern. Unter den Heiden ist jeder Christ kraft seines geistlichen Priestertums berufen, Missionar zu sein. Unter ihnen ist es seine Pflicht, die Tugenden des, der ihn berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht, zu verkündigen. Sollte nicht jeder Christ unter den Juden dieselbige heilige Verpflichtung haben? Warum erkennt man die allgemeine Christenpflicht gegen die Heiden, die aber gegen die Juden nicht? Gegenüber hierarchischen Bestrebungen erwacht den Christen unserer Tage das Bewußtsein des allgemeinen Priestertums aller Christen so schnell: warum erwacht es denn nicht, wo es nötiger und nützer wäre, da nämlich, wo es gilt, die Pflichten dieses Priestertums zu üben? Ihr lebt unter Juden, oder vielmehr, Juden leben unter euch; so gedenkt eures geistlichen Priestertums, und verkündigt den Juden so, wie es sein soll, die großen Taten Gottes zum Heile der Juden und der Heiden! — Vielleicht wenden etliche ein: „Wir können keine Judenmissionare machen, eher könnten wir Heiden dienen. Der Judenmissionar muß ebräisch können, den Talmud verstehen, Kenntnisse haben, die sich nicht ein jeder aneignen kann; es ist keine Kleinigkeit, mit Juden zu disputieren, sie zum Schweigen oder gar zur Überzeugung zu bringen.“ Aber diese Einwendung nimmt der euch gegebenen Ermahnung keineswegs die Kraft. Wer hat denn gesagt, daß du die Judenmission treiben sollst wie ein Judenmissionar von Fach? Du kannst freilich nicht missionieren in einer Art und Weise, die du nicht verstehst. Aber gibt es denn keine Art und Weise, die du verstehst? Was hat denn zu aller Zeit die Herzen der Ungläubigen am meisten ergriffen? War es die siegreiche Dialektik und die Streittheologie, oder das Wort der christlichen Einfachheit, in Kraft der Liebe gesprochen, und mit der Kraft eines belehrten Lebens verbunden? Gib dein Zeugnis unter den Juden, wie es sein soll, in aller Einfachheit, sprich es mit inbrünstiger Liebe, zum Heile eines jeden Menschen auch vor den Juden, zeig ihnen die Herrlichkeit des christlichen Glaubens in deinem Wandel und in deinen Werken, bekümmere dich um sie, nimm heilige Rücksicht auf sie, lebe auch für sie, diene ihnen, wo und wie du kannst. Das ist die Mission unter den Juden, welche dir zumutet ist; diese sollst du üben.

Ich schreibe vornehmlich an euch, ihr teuren Brüder, die ihr von Hof bis hinunter zum Bodensee wohnet. Ich bitte euch, übersehet euer Land; überall findet ihr Juden*). Überall handelt der Christ mit den Juden, ein unablässiger reger Verkehr ist zwischen beiden. Der Jude hängt sich an den Christen, des Handels wegen, — der Christ an den Juden, er macht ihn zu seinem Nothelfer und ergibt sich ihm. Der Christ nimmt am Juden ein Beispiel der verschlagenen Klugheit, wird jüdisch im Handel und Wandel. Und der Jude, bleibt er unberührt von der Gemeinschaft der Christen, kann er es bleiben? Schämt er sich nicht im Dialekte zu jüdeln, spricht er nicht fränkisch und schwäbisch wie du? Lernt er nicht von dir, freilich nicht christlich, aber doch antijüdisch und heidnisch leben? Du lässest dich von ihm verderben, und verdirbst ihn: heißt das unter den Juden missionieren, ist das nicht der größte Widerspruch gegen das, was du solltest?

Gewiß ist in diesen Worten die verkehrte gegenseitige Einwirkung der Christen und der Juden nicht mit grellen Farben dargelegt; da könnte man ganz anders reden, namentlich vom Einfluß der Juden auf die Christen, nicht bloß der Geld-, Vieh- und Schacherjuden. Juden stehen mit an der Spitze der geistigen Bewegung unserer Tage, Juden demoralisiren in Schriften unser Volk; fast alle demokratischen Blätter werden von Juden redigirt. Die Juden zählen uns geistig all das Böse heim, was ihnen unsere Väter allenfalls getan haben, — der Sold für die Unterlassung der heiligen Mission unter den Juden wird uns durch die wuchernde jüdische Ausaat des geistigen und geistlichen Verderbens reichlich vergolten. Das aber alles wird hier nicht in Erinnerung gebracht, um Judenhaß zu erzeugen: was sollte auch der Haß? Er macht weder der Juden, noch unsere Sünde ungeschehen, sondern erzeugt der Sünden mehr. Aber Buße sollten wir tun für die unterlassene Mission, namentlich für die Unterlassung der euch, ihr Brüder, zugemuteten Mission der Einfachheit und der Liebe, die in der That weit wichtiger als die Arbeit der Missionare von Fach genannt werden kann. Bußfertig, im Bewußtsein, daß uns Gott durch die Juden bezahlt, was wir an ihnen durch Unterlassung unserer heiligsten Mission verdienst haben, laßt uns zum Herrn gehen, zu seinen Propheten und Aposteln, von ihnen Liebe zu Israel aufs neue lernen, mit dem Herrn und um seiner willen sein Volk lieben, die gelehrte Judenmission unterstützen und pflegen und der weit größeren und wichtigeren Mission der Einfachheit und der Liebe uns selbst annehmen, sie mit allem Eifer zu einem unserer Lebenszwecke im Jammertale erwählen.

Lasset uns aber die Mission der Einfachheit und Liebe nicht in verkehrter Weise treiben. Der Herr liebt Israel und hat ihm große Verheißungen für das Ende der Tage gegeben: wer Augen hat, zu sehen, und ein Herz, zu verstehen, der sieht und liebt und versteht es in der heiligen Schrift. Aber der Herr hat auch dies geliebte Volk in das Elend aller Völker verstoßen, hält es gegenwärtig noch unter Fluch und Strafe: auch das ist klar und am

*) Siehe die Zahl der Juden in Bayern auf der letzten Seite dieses Bogens.

Tage und wird von keiner Judenemanzipation unserer Tage widerlegt, noch weniger aber durch den Geldreichtum, der den Juden zufließt, wie dem Mistjunker in Scrivers Parabel. — Ebenso haben die heiligen Apostel Israel so sehr geliebt, daß St. Paulus für sein Volk verbannt sein wollte; aber sie haben auch des Herrn Zorn über Israel fassen und dem Volke mit der Liebe des Zornes dienen können. Lies die Reden der heiligen Apostel in der Apostelgeschichte und sieh, wie eine immer ernster wird als die andere. Lies die Rede des heiligen Stephanus, die wie ein drohendes Feuerzeichen über dem Israel der ersten christlichen Tage flammt und weht. Lies, wie der heilige Paulus den Juden annah, und sich von ihnen fernet. Lern von den Heiligen Gottes für die Mission unter den Juden das Nahe und Fernen der Liebe, Zorn und Sanftmut des Liebesers. Die Judenmission ist nicht wie die Heidenmission. Die Heiden überhören die Stimme Gottes in der Natur und im Gewissen, die Juden aber auch die Stimme der himmlischen Offenbarung aller Zeiten, die Stimme vom Sinai, die Stimme vom Moria, die Stimme von Golgatha. Der Heiden Völker sind viele, und ihnen naht die heilige Mission im Laufe der Zeiten mit Unterbrechungen, bald hier, bald da ertönt und schweigt die Stimme des guten Hirten unter ihnen. Israel aber hat nie, auch nicht in den achtzehnhundert Jahren seiner Verbannung die Stimme des guten Hirten los werden können; ihm haben nicht bloß die Apostel und die unsterbliche Kirche Gottes auf Erden mit Bestand und Wort und Tat, wenn auch unter Fehlern und Sünden, Zeugnis gegeben, sondern ihre eigenen Propheten, voran die heilige Thorah Moses in ihrer unübertrefflichen Einfalt, Schönheit und Majestät, haben dem Volke ein starkes und ununterbrochenes Zeugnis von dem Einzigen gegeben, den der Vater zum Heiland der ganzen Welt gesandt hat. Sie aber haben nicht bloß die Stimme überhört, sondern auch absichtlich nicht verstanden, mißverstanden, verdreht, verdunkelt, und zu allen Zeiten den als einen Tholah oder Gehentkten gehaßt, ja verflucht, den der Vater zum Eckstein der Mauern gemacht hat, die er zu seinem ewigen Tempel zusammenfügt. Dürfen, können wir das vergessen, wenn wir dem Volke annahen? Dürfen wir ihnen in derselben Stimmung nahen wie den armen blinden Heiden, die von Gott nichts wissen? Ich weiß, daß auch der suchende Hirte, wie der, welcher gefunden hat, jedem einzelnen Schafe Ernst und Sanftmut, je nach besonderm Bedürfnis mischt und temperiert; es wird auch nicht ein Jude wie der andere zu behandeln sein. Aber ein Unterscheidungszeichen der Judenmission von der unter den Heiden scheint mir im allgemeinen doch der große Ernst zu sein, welcher der Liebe beigemischt ist, und die tiefe Besorgnis wegen des drohenden ewigen Gerichtes über die Verächter und Hartnäckigen.

Die alte Kirche pflegt an Karfreitagen knieende Fürbitten für alle möglichen Menschen dem Herrn in Kraft des Opfers Jesu darzubringen; unter diesen Fürbitten stand auch eine für die Juden; diese aber wurde ausnahmsweise nicht knieend gesprochen, sondern stehend in wehmütig zürnender Erinnerung daran, daß die Juden am Karfreitage schimpf- und

spottweise ihre Knie vor ihrem König gebeugt hatten. In diesem Unterschied des Kniens und Nichtkniens spricht sich der Ernst der Liebe aus, welcher die Judenmission kennzeichnen soll*).

Derselbige Ernst spreche sich bei euch, ihr lieben Brüder, in eurem ganzen Verhalten gegen die Juden aus. Ich will nicht sagen, ihr sollt mit den Juden im gemeinen Leben nicht verkehren, nicht handeln. Viel weniger möchte ich euch die Maßregeln unserer Väter gegen und für die Juden angreifen. Kennenlernen sollt ihr diese Maßregeln, und es wird Sorge getragen werden, daß euch eine alte Schrift, in welcher sie enthalten sind, zur Kenntnisaufnahme und Prüfung mitgeteilt werde. Sie wird euch in eurer Sitzweise zur Überlegung dienen, euch wahrscheinlich auch nicht einschläfen lassen, sondern rege erhalten, gewiß aber auch euren Widerspruch wecken. Die Mischung und Temperatur des Ernstes bei der Liebe, wie sie sich in solchen Schriften unserer Väter findet, ist durch der Zeiten Art und Verhältnisse wohl zu entschuldigen, aber nicht zu rechtfertigen; sie ist zu herb und streng. Dagegen aber wird es vielleicht die rechte Mischung von Ernst und Sanftmut sein, wenn ihr in eurem Umgang mit den Juden jeden Scherz und jede Leichtfertigkeit um so mehr vermeidet, als es sonst scheinen könnte, als vergäset ihr die Kluft, die zwischen einem Juden und einem Christen ist und sein soll. Ferner werdet ihr mit den Juden, auch wenn ihr nur einen Viehhandel mit ihm habt, nichts anders, als mit der größten Aufrichtigkeit und Wahrheit umgehen dürfen, je nach Umständen auch des Juden jüdische Art ohne Schimpf und Spott verleugnen und tadeln müssen. Alle Christentugenden werdet ihr im Umgang mit dem Juden mit doppeltem Ernste erwecken und üben müssen. Kein Hauch jüdischen Wesens, nicht die leiseste Ansteckung jüdischer Art und Weise soll sich bei euch finden. Als Fremdlinge sollt ihr sie erkennen, nicht Gemeinschaft irgend einer Art mit ihnen machen, denen unter ihnen aber, die es wagen, unehrverbietig gegen den Herrn und den Glauben an ihn vor euch zu reden, auch den sonst unverwehrten Umgang entziehen, jeglichen Verkehr abbrechen, und das nicht ohne Zeugnis. Das Zeugnis sei und bleibe jedoch ohn allen Schimpf und Hohn, geschehe mit Sanftmut, Maß und Liebe, soll aber auch mit demjenigen Ernste gegeben werden, der einen Beweis von der hohen Wichtigkeit der Unterschiede geben kann, die zwischen einem Juden und einem Christen bestehen.

*) „Du wirst der Priester bitten für die blinden, verkehrten, losen Juden, daß ihnen unser Herr nehme die Finsternis ihres Herzens also, daß sie erkennen mögen unsern Herrn Jesum Christum. Da kniet der Priester nicht nieder für die Juden, so sollt ihr auch nicht niederknien, von deswegen, daß sie als an dem heutigen Tage in der Marter unsers Herrn vor ihm niederfielen auf ihre Knie spottweise und sprachen: Sei gegrüßt, ein König der Juden. Von des Spotts wegen, den sie taten, da knien wir für sie nicht nieder; aber der Priester bittet für sie stehend unsern Herrn, der da nicht verschmäht weber Juden, noch Heiden, daß er die Blindheit des jüdischen Volkes ausreute und sie erleuchte mit dem Licht, das da leuchtet in der Finsternis, welcher ist Jesus, sein eingeborener Sohn.“

Aus einer alten Hohenlohe'schen Ermahnung zum Karfreitagsgebet.

Hat ein Christ in sich das wahrhaftige Bewußtsein, daß er vor dem Juden sein Licht im Leben und Wandel nicht bloß unwillkürlich, sondern auch mit Fleiß und Sorgfalt leuchten läßt und pflegt, dann hat er auch nicht bloß Recht, sondern Pflicht, dem Juden ein mündliches Zeugnis von dem Herrn Christus abzulegen, ohne von ihm herausgefordert zu sein. Nicht, daß er immer rede, oder sich fürwitzig beeifere, den Juden zu belehren, mit ihm zu disputieren, ihn irgendwie niederzukämpfen, sondern daß er rechtzeitig die Gelegenheit wahrnehme und zur heiligen Stunde des Priesteramts pflege, das er mit allen Christen gemein hat und unter den Ungläubigen üben soll. Die Übung dieses Amtes sei jedes Christen Lust, auch wenn sie schwierig ist; hier tritt wohl die Verheißung ein, daß unseres Vaters Geist uns helfen wird.

Jedoch, meine lieben Brüder, warum sollte ich euch weiter lehren, wie ihr Ernst und Liebe gegen die Juden mengen und die Mission der Zinfalt und Liebe gegen sie ausüben sollt? Ihr werdet im allgemeinen verstanden haben, was ich meine; der Herr aber wird, wenn ihr eines guten Willens seid, euch vor Mißverstand und törichter Ausführung guten Rates behüten. Er wird es den Aufrichtigen gelingen lassen und nicht zugeben, daß irgendwer die Mission der Zinfalt und Liebe zur Karikatur mache und den Spöttern unter Juden und Heidenchristen zum Gelächter setze. Alles, was diese Zugschrift wollte, ist erreicht, wenn ihr angeregt werdet, dem Volke Israel Gebet und Liebe, der Judenmission aber, welcher Art sie sei, Gebet und Förderung zuzuwenden.

Der Herr sei seinem auserwählten Volke und uns Christen aus den Heiden gnädig! Amen.

Geschrieben am 23. Mai 1862.

Ende 1849 fanden sich an Juden in:

Oberbayern	1 528
Niederbayern	15
Pfalz	15 396
Oberpfalz und Regensburg	1 062
Oberfranken	6 363
Mittelfranken	11 377
Unterfranken und Aschaffenburg	16 451
Schwaben und Neuburg	6 391
Summa in Bayern	59 288

Diałonie

I.

Vom Werden der Diakonissenanstalt

A.

Etwas aus der Geschichte des Diakonissenhauses
Neuendettelsau

1870

§ 1

Erste Anfänge des Anstaltslebens von Neuendettelsau
Verein für weibliche Diakonie

Das Gedächtnis des Menschen ist, insonders wenn es in acht genommen wird, eine gewaltige Kraft, durch welche die Dinge, die sonst schnell entschwinden können, auf lange Zeiten hin erhalten werden. Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn man es nicht pflegt, Dinge ganz schnell entschwinden, die wert gewesen wären, im Andenken gehalten zu werden. So ist es auch mit den Anfängen der hiesigen Diakonissenanstalt, über die auch die innigsten Freunde der Sache dermaßen in Ungewißheit und Unwissenheit geraten sind, daß sie kaum mehr zu sagen wissen, wie alles gekommen und geworden ist.

Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau, nunmehr ein in die Augen fallendes und großes Ganzes, das seinen Anfang verloren und in die Vergessenheit gesenkt hat: — zwar will ich nicht sagen, daß man ein hohes Bedauern deshalb fassen müßte. Manche Dinge haben Anfänge gehabt, an denen nichts gelegen ist, und so mag es auch mit unsrer Diakonissenanstalt gewesen sein. Die Anfänge mancher Sachen sind an sich dunkel und unklar, und manchen Menschen und Sachen ist es wie angetan, mit allen ihren Sachen erst allmählich sich selber und andern klar zu werden. Indes wird man sich mit einem solchen Schicksal doch nicht in jedem Fall zufrieden geben müssen, und hie und da wird man gewiß recht tun, sich seiner Anfänge zu besinnen, oder wenn diese auch fraglich sind, kann es doch zuweilen einigen Nutzen bringen, sich seines Anfanges und seines Herkommens zu erinnern.

Wir wollen annehmen, daß es auch mit der hiesigen Diakonissenanstalt so sei. Sie selbst, die Diakonissenanstalt, wie sie auch bis jetzt geworden sei, ist doch nicht das erste und beste von ihrer Anfangszeit zu nennen. — Ihr selbst voran geht etwas, an das man kaum mehr denkt oder das man wenigstens gar nicht mehr in den rechten Zusammenhang setzt. Der erste Anfang der hiesigen Diakonissenanstalt liegt in dem Vereine für weibliche Diakonie, aus dem heraus die Anstalt geboren und geworden ist. Man könnte sich denken, daß die Anstalt gar nicht entstanden wäre, der Verein für

weibliche Diakonie aber so um sich gegriffen hätte, daß eine Anstalt wie die Diakonissenanstalt gar nicht nötig geworden wäre. Was der Verein gewollt hat, erscheint mir gegenwärtig noch weit größer und bedeutender zu sein als die Diakonissenanstalt selbst. Oder ist das nicht leicht dazustellen und zu fassen? Wenn es dahin gekommen wäre, daß der Funke, der sich hier entzündete, sich zündend in dem ganzen Lande verbreitet hätte und daß allenthalben Vereinigungen für weibliche Diakonie entstanden wären und sich ausgebreitet hätten, ein Feuer der Liebe und der Barmherzigkeit unser Volk ergriffen und umfaßt hätte, wäre das in der That nicht weit mehr gewesen, als wenn eine Diakonissenanstalt, wie es nun der Fall ist, ihr Haupt und Licht nach allen Seiten hin erhoben hätte, während die Bevölkerung zu keinem eigentlichen Vereine für weibliche Diakonie emporgegangenen wäre?

Was man am Ende des Jahres 1833 angestrebt hat, war in erster Linie keine Diakonissenanstalt, wohl aber ein Verein für weibliche Diakonie. Wenn es so gekommen wäre, wie wir es gewollt haben, so würde man sich zu einem solchen Vereine mit aller Kraft in unserm ganzen Vaterlande vereinigt haben, überall würde man in den mannigfaltigsten Formen sich zu Werken der Liebe und der Barmherzigkeit vereinigt haben, und man würde sich leicht haben trösten können, wenn nirgends ein Diakonissenhaus entstanden wäre, dagegen aber allenthalben mit Lust und Eifer das geschehen wäre, was Gott und Christo gefallen hätte.

Als wir uns gegen das Ende des Jahres 55, Männer und Frauen in der Diözese Windsbach, zusammenfanden und an unsre Regierung in Ansbach wendeten, begehrten wir weiter nichts als die Erlaubnis, in unserm fränkischen Heimatlande einen Verein für weibliche Diakonie zu stiften. Und als wir von der Obrigkeit belehrt wurden, daß das gar keine Bedenken hätte und daß wir eine staatspolitische Genehmigung erst dann bedürften, wenn es zu Anstalten und Krankenhäusern käme und der Sinn, den wir hätten, ins konkrete Leben hervortreten würde, da waren wir schon hoch erfreut und rasch konstituierte sich ein Verein für weibliche Diakonie in Bayern. Der Name weibliche Diakonie wurde gleich vornherein so gefaßt, daß die Geschäfte samt und sonders von Frauen geschehen und Männer bloß als Helfer zum Gelingen weiblicher Werke herbeigezogen werden sollten. Drei Vorsteherinnen sollten an der Spitze stehen und den innersten Mittelpunkt des Ganzen bilden. Diejenigen Frauen und Männer, die in der Diözese Windsbach sich zusammenfinden würden, wurden als Muttergesellschaft angesehen, zu der sich allenthalben Zweig- und Töchter-Vereine in ganz gleicher Weise finden sollten. Die Muttergesellschaft sollte in ihrer Einrichtung und in ihrer Tätigkeit den Zweigvereinen Gestalt und Maß verleihen, und alle Zweigvereine sollten der Muttergesellschaft nachfolgen und nachahmen. Das zunächst wollte man erreichen. Überall sollten sich Zweigvereine bilden, in denen Leben und Puls der Muttergesellschaft schlug. Aller Orten das gleiche Ziel, die gleiche Absicht, die gleichen Mittel und Wege, die gleichen Formen des Lebens, das war eigentlich, was beabsichtigt war: es war der Lutherische Verein für weibliche Diakonie in Bayern.

Krankenhäuser, Diakonissenhäuser und dergleichen waren bloß Mittel zum Zweck, die nicht fehlen sollten, aber keineswegs so an die Spitze treten, daß in ihnen das ganze Leben des Vereins sich ergösse. Wer das nicht faßt, der hat den Anfang unsrer ganzen Sache nicht erfaßt oder ganz und gar vergessen.

Am 15. März 1854 trat die Muttergesellschaft dahier zu Neuendettelsau zusammen und konstituierte sich. Sie bestand zuerst aus Helferinnen; denn diejenigen, denen in erster Linie geholfen sein sollte (der Frauenvorstand), existierten noch nicht. Nach dem Rechte, welches in der weiblichen Diakonie die Frauen haben mußten, standen folgende Helferinnen voran:

- 1) Frau Dekanin Bachmann zu Windsbach, Vorsteherin der Helferinnen durch einmütige Wahl.
- 2) Frau Pfarrerin Müller von Immeldorf, Untervorsteherin durch einmütige Wahl.
- 3) Frau Pfarrerin Kündinger zu Petersaurach.
- 4) Frau Pfarrerin Emmerling zu Dürrenmungenau.
- 5) Frau Inspektorin Hensolt von Windsbach.
- 6) Fräulein Sophie v. Tucher zu Neuendettelsau.

Neben diesem Kollegium der Helferinnen stand folgendes Kollegium der Helfer:

- 1) Herr Dekan Bachmann zu Windsbach, Vorsitzender durch einmütige Wahl.
- 2) Herr Pfarrer Müller zu Immeldorf, Rechnungsführer durch einmütige Wahl.
- 3) Herr Inspektor Hensolt zu Windsbach, Sekretär durch einmütige Wahl.
- 4) Herr Pfarrer Kündinger zu Petersaurach.
- 5) Herr Pfarrer Emmerling zu Dürrenmungenau.
- 6) Herr Pfarrverweser Fischer zu Weißenbromm.
- 7) Herr Katechet Bauer zu Neuendettelsau.
- 8) Pfarrer Löhe zu Neuendettelsau.

Diese Muttergesellschaft von sechs Helferinnen und acht Helfern beauftragte den Pfarrer Löhe, an ihre Spitze die folgenden drei Vorsteherinnen: Jungfrau Karoline Rheineck zu Memmingen, Diakonissin, zu Kaiserswerth gebildet, aber von Kaiserswerth ausgetreten, Jungfrau Amalie Rehm von Memmingen, Kirchenrathstochter von Memmingen, und Fräulein Helene v. Meier, Legationsrathstochter von Nürnberg zu berufen, welches auch am 14. März 54 geschah, wodurch die ganze Muttergesellschaft formal gebildet war. Man hatte Helfer und Helferinnen und einen Frauenvorstand von drei leitenden Schwestern oder Vorsteherinnen. Zur Seite der letzteren sollten die sechs Helferinnen und außerdem die Vorsteherinnen der Lokalvereine stehen, die noch nicht da waren. Diese Muttergesellschaft gab sich die Statuten, die der kgl. Regierung von Mittelfranken und dem Staatsministerium des Innern vorgelegt wurden und nach dem am 27. Februar 54 ergangenen Ministerialerlaß völlig unbeanstandet blieben. Diese Statuten

umfaßten 16 Paragraphen, von denen die zehn ersten sich mit der Muttergesellschaft selbst, §§ 11 und 12 mit den Hilfs- und Zweigvereinen, §§ 13 bis 15 mit den Formen des gesamten Vereins beschäftigen, während § 16 über die Natur der Statuten handelt. — Die Muttergesellschaft und die Zweigvereine haben einen allgemeinen Zweck (Erweckung und Bildung des Sinns für den Dienst der leidenden Menschheit in der Lutherischen Bevölkerung Bayerns, namentlich in dem weiblichen Teile derselben). Sie haben auch einerlei Mittel und Zweck (Gründung Lutherischer, mit Diakonissen-Anstalten derselben Konfession verbundener Hospitäler, Ausbildung von Diakonissen, Ausbildung der weiblichen Jugend überhaupt für den Dienst der leidenden Menschheit, Übernahme der Krankenpflege in Heilanstalten). — Ebenso ist auch die Ausführung des Zwecks (§ 3, 1—4) ganz eine und dieselbe, und was § 4 über die Mitgliedschaft und § 5 über die Organisation gesagt wird, ist gleichfalls vollkommen mit dem zusammengehend, was über die Hilfsvereine gesagt wird. Da diese alten Statuten des Vereins für weibliche Diakonie trotz aller Mühe der Verbreitung ziemlich unbekannt geworden sind, so lassen wir sie hier in extenso abdrucken und überlassen es den Lesern, sich aus dem Ganzen zu überzeugen, wie hoch bestrebt man von Anfang an gewesen ist, durch den Verein für weibliche Diakonie ganz ein und denselben Sinn und Geist und ganz das gleiche Leben in dem von uns als groß und weit gedachten Ganzen zu verbreiten. Dieses, nicht ein Diakonissenhaus oder dergleichen, war die eigentliche Absicht, die wir am Ende des Jahres 53 und Anfang des Jahres 1854 bei unserm ganzen Emporgehen hatten.

Beilage I.

Lutherischer Verein für weibliche Diakonie in Bayern

In Nr. 12 des vorigen Jahrgangs dieses Blattes (Korrespondenzblatt für innere Mission) findet sich ein „Bedenken über weibliche Diakonie innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns“, insonderheit über zu errichtende Diakonissen-Anstalten. Auf Grund dieses Bedenkens entschlossen sich gegen Ende des vorigen Jahres eine Anzahl von Männern und Frauen, sämtlich zur Diözese Windsbach gehörig, zur Gründung eines lutherischen Vereins für weibliche Diakonie in Bayern. Sie legten deshalb der k. Regierung von Mittelfranken die nachfolgenden Statuten vor:

Statuten

§ 1

Allgemeiner Zweck

Erweckung und Bildung des Sinns für den Dienst der leidenden Menschheit in der lutherischen Bevölkerung Bayerns, namentlich in dem weiblichen Teile desselben.

§ 2

Mittel zum Zweck

- 1) Gründung lutherischer mit Diakonissen-Anstalten derselben Konfession verbundener Spitäler.
- 2) Ausbildung von Diakonissen der verschiedenen Arten, d. i. solcher, die in Heilanstalten, Missionen und Schulen, und solcher, die in Gemeinden und Familien dienen können.
- 3) Ausbildung der weiblichen Jugend überhaupt für den Dienst der leidenden Menschheit.
- 4) Übernahme von Krankenpflege in Heilanstalten.

§ 3

Ausführung des Zwecks

- 1) Erweckung der Teilnahme für die Zwecke des Vereins.
- 2) Genauere Kenntnis des Standes der Fürsorge für Kranke und Elende in den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes, sowie Erforschung der besten Mittel zur Abhilfe etwaiger Gebrechen.
- 3) Auffindung und Gewinnung der für Ausführung von § 2, 1—4 nötigen Persönlichkeiten.
- 4) Herbeischaffung der nötigen Geldkräfte.

§ 4

Mitgliedschaft des Vereins

- 1) Mitglieder des Vereins können sowohl Männer als Frauen des lutherischen Bekenntnisses sein, wenn sie regen Anteil an den Vereinszwecken haben und denselben durch eine ihrem Vermögen angemessene regelmäßige Unterstützung an Geld oder Naturalgaben betätigen.
- 2) Eintritt und Austritt steht frei.
- 3) Der Austritt kann auch ein gezwungener sein, wenn die Nr. 1 dieses § angegebenen Bedingungen der Mitgliedschaft aufhören.

§ 5

Organisation

Der Verein besteht

- 1) aus einer zur Ausführung der Vereinszwecke und Leitung der Vereinsangelegenheiten freiwillig zusammengetretenen, sich selbst ergänzenden Muttergesellschaft,
- 2) aus Hilfsvereinen, welche sich der Muttergesellschaft zur Förderung ihrer Zwecke organisch angeschlossen haben.

§ 6

Die Muttergesellschaft

besteht

- 1) aus einem Kollegium von männlichen Helfern,
- 2) aus einem leitenden Frauenvorstand.

§ 7

Das Kollegium von männlichen Helfern

1) Es ergänzt sich selber und besteht gegenwärtig aus den Endesunterzeichneten.

2) Zu seiner Befugnis gehört

- a. die Oberaufsicht über die gesamte Leitung der Vereinsangelegenheiten und infolge derselben auch regelmäßige Visitation,
- b. das Rechnungswesen des Vereins,
- c. die Vertretung des Vereins in allen Fällen, wo dieselbe besser durch Männer als durch Frauen geschehen kann,
- d. die Bestätigung und Zurückweisung der vom Frauenvorstand gefaßten Beschlüsse und vorgelegten Anträge.

3) Das Kollegium der männlichen Helfer bestellt nach Bedürfnis aus seiner Mitte und auf bestimmte Dauer einen Vorsitzenden, Rechnungsführer und Sekretär.

§ 8

Der Frauenvorstand

Er besteht

- a) aus dem Kollegium der leitenden Schwestern und Vorsteherinnen,
- b) aus den ihnen freiwillig zur Seite stehenden Helferinnen,
- c) aus den Vorsteherinnen der Lokalvereine.

§ 9

Das Kollegium der leitenden Schwestern oder Vorsteherinnen

1) Es besteht aus einer durch das Bedürfnis begrenzten Anzahl von Jungfrauen oder Witwen, welche von dem Helferkollegium nach Vereinbarung mit den Helferinnen und den Vorsteherinnen der Lokalvereine bestellt werden.

2) Diesem Kollegium steht zu

- a. die Ausführung der Vereinszwecke,
- b. die Leitung aller Vereinsangelegenheiten in organischer Verbindung mit dem Helferkollegium,
- c. die Leitung der Vereinsanstalten und ihres Haushalts,
- d. die Oberaufsicht und Inspektion über die Anstalten der Hilfsvereine,
- e. die Korrespondenz, insonderheit mit den Vorsteherinnen der Hilfsvereine.

§ 10

Das Kollegium der Helferinnen

1) Es ergänzt sich selber und besteht gegenwärtig aus den Endesunterzeichneten.

2) Diesem Kollegium steht zu

- a. die Beratung und Unterstützung des Kollegiums der Vorsteherinnen,
- b. die Kontrolle des Haushalts der Vereinsanstalten,
- c. gemeinschaftlich mit den Vorsteherinnen Beschluß und Antrag in betreff des Haushalts und der Versorgung der Vereinsanstalten und des Vereins selber,
- d. gemeinschaftlich mit dem Helferkollegium Beschluß und Antrag in betreff des Wandels und der Amtsführung der Vorsteherinnen, sowie der Berufung und Entlassung derselben.

3) Das Kollegium der Helferinnen tritt selbständig nur zusammen zur Ergänzung seiner selbst und zum Ausschluß seiner Mitglieder und wählt zum Behuf des Zusammentrittes eine Vorsteherin und Untervorsteherin.

§ 11

Die Vorsteherinnen der Hilfsvereine

1) Sie sind die Mittelglieder zwischen der Muttergesellschaft und den Hilfsvereinen und haben als solche das Referat

- a. bei den Hilfsvereinen im Namen der Muttergesellschaft,
- b. bei der Muttergesellschaft im Namen der Hilfsvereine.

2) Sie haben das Recht des Antrags in betreff der allgemeinen Vereinsangelegenheiten sowie der Amts- und Geschäftsführung und des Wandels der Vorsteherinnen.

3) Im Falle ihrer Anwesenheit haben sie bei den gemeinschaftlichen Konferenzen der Helferinnen mit den Helfern oder Vorsteherinnen eine beschließende Stimme.

4) In betreff der Berufung neuer Vorsteherinnen soll ihr Gutachten eingeholt werden, wenn sie bei den Versammlungen nicht erscheinen können.

§ 12

Die Hilfsvereine

1) Sie entstehen aus dem organischen Zusammenschluß der Vereinsglieder eines abgegrenzten Bezirks.

2) Ihnen steht zu

- a. die Erforschung des Bestandes der Fürsorge für die leidende Menschheit in ihrem Bezirk,
- b. die Beratung der Mittel zur Hebung und Erweiterung dieser Fürsorge,
- c. die Gründung von Lokalanstalten im Sinne des Vereins,

d. die Unterstützung und Förderung der Vereinszwecke und insonderheit der Vereinsanstalten.

3) Sie bestehen

- a. aus einem freiwillig, jedoch unter Bestätigung der Helfer der Muttergesellschaft zusammengetretenen Helferkollegium,
- b. aus einer mit Gutheißung der Muttergesellschaft aufgestellten Vorsteherin,
- c. aus einem Kollegium von Helferinnen,
- d. aus den andern männlichen und weiblichen Mitgliedern.

4) Das Kollegium der Helfer hat innerhalb des Hilfsvereins gleiche Befugnisse und Organisation wie das Helferkollegium des Mutterkollegiums innerhalb dieser.

5) Die Vorsteherin hat

- a. die § 11 angegebenen Befugnisse in bezug auf die Muttergesellschaft,
- b. die Aufsicht über die Lokalanstalten,
- c. das Recht, die Helferinnen zu Versammlungen zu berufen.

6) Die Helferinnen werden von den weiblichen Mitgliedern unter Gutheißung der Helfer des Hilfsvereins gewählt.

7) Die Helferinnen haben in Bezug auf die Hilfsvereine gleiche Rechte und Pflichten wie die Helferinnen der Muttergesellschaft in betreff dieser.

8) Die Helferinnen schlagen, nach Vereinbarung mit den Helfern, der Muttergesellschaft jede neue Vorsteherin vor und beschließen mit den Helfern über etwaige Entlassung einer bisher im Amte gestandenen Vorsteherin.

9) Zu dem Tr. 8 benannten Behuf treten die Helferinnen mit den Helfern zu einer gemeinschaftlichen von dem Vorsteher der Helfer geleiteten Versammlung zusammen.

10) Die Hilfsvereine bringen die Mittel zu Lokalanstalten aus ihrer Mitte auf, ohne der Muttergesellschaft etwas zu entziehen, können jedoch je nach dem Befund der Vereinsmittel um Unterstützung der Muttergesellschaft anhalten.

§ 13

Regie des Vereins

1) Alle Glieder des Vereins fördern die Zwecke des Vereins unentgeltlich mit Ausnahme derjenigen, deren Hilfsleistung Lebensberuf ist, d. i. der Vorsteherinnen.

2) Die Vorsteherinnen werden besoldet, wenn und soweit es ihnen ihre Vermögensumstände nicht möglich machen, dem Herrn Jesus unentgeltlich zu dienen.

§ 14

Rechnungslegung

1) Der Verein schließt monatlich seine Bücher.

- 2) Der Verein legt alljährlich öffentliche Rechnung.
- 3) Revisionsbehörde des Vereins sind einige von den Hilfsvereinen, resp. deren Helferkollegium, erwählte Helfer der Hilfsvereine.

§ 15

Versammlungen

- 1) Das Helferkollegium hat das Recht, je nach Ermessen allgemeine Versammlungen des Vereins anzuberaumen.
- 2) Ebendaselbe versammelt nach Ermessen die Glieder der Muttergesellschaft.
- 3) Die Vorsteherinnen der Muttergesellschaft können nach Ermessen die Helferinnen versammeln, nämlich in betreff der den Helferinnen zugewiesenen Aufgaben.
- 4) Die Helferinnen können Versammlungen der Helferinnen und Vorsteherinnen beantragen.
- 5) Die Helferkollegien der Hilfsvereine können die Hilfsvereine versammeln.

§ 16

Abänderung der Statuten

behält sich bezüglich der Muttergesellschaft diese selbst vor; bezüglich der Hilfsvereine kann ohne die Muttergesellschaft und deren Zustimmung nichts geändert werden.

(Solgen die Unterschriften.)

In dem den Statuten beigelegten Bittgesuch sagten die Bittsteller unter anderem: „Nach dem Vereinsgesetz genügt zur Bildung eines Vereins wohl die Anzeige und Statutenvorlage, allein da dieser Verein seine Zwecke ohne Krankenhäuser nicht erreichen kann, zur Einrichtung dieser aber die staatliche Genehmigung notwendig erscheint, so glauben diejenigen, welche zu einem Vereine der bezeichneten Art zusammentreten wollen, auch diesen Verein ohne ausdrückliche Genehmigung und Gutheißung der königl. Regierung nicht gründen zu können.“

Die königl. Regierung von Mittelfranken legte die Sache dem Staatsministerium des Innern vor, welches unter dem 27. v. M. folgende Entschließung in betreff derselben erließ.

Staatsministerium des Innern

Der k. Regierung, A. d. J., werden in dem Anschlusse die Beilagen des Berichts vom 13./18. v. M. mit der Eröffnung zurückgeschloßen, daß — solange der von dem k. protestantischen Dekan und Stadtpfarrer Eduard Bachmann zu Windsbach und anderen Menschenfreunden beabsichtigte lutherische Verein in Bayern mit seinem allgemeinen Zwecke der Erweckung der

Privatwohlthätigkeit für Krankenpflege und der Heranbildung von Krankenpflegerinnen sich befaßt, eine solche Vereinigung nicht nach Maßgabe des Art. 14 et sequ. des Gesetzes vom 26. Febr. 1850 — die Versammlungen und Vereine betreffend, — als politischer Verein erkannt werden könne.

Nachdem der genannte Verein aber auch den besondern Zweck sich gesetzt hat, Bildungsanstalten für Krankenpflege und Krankenhäuser für Arme in der protestantischen Kirchengemeinde Bayerns zu gründen, so versteht es sich von selbst, daß für solche Institute, wenn selbe die Rechte einer öffentlichen Korporation und eigene Rechtsfähigkeit genießen sollen, die staatspolizeiliche Genehmigung und landesherrliche Bestätigung erforderlich ist. Diese ist jedoch erst dann veranlaßt, wenn es sich um die wirkliche Ausführung solcher Anstalten handelt.

In diesem Falle ist unter Vorlage der bezüglichlichen Verhandlungen, insbesondere des Programms und der Satzungen der Anstalt, dereinst berichtlicher Antrag zu stellen, und hienach der protestantische Dekan und Stadtpfarrer Eduard Bachmann geeignet zu verständigen.

München, den 27. Februar 1854.

Auf Seiner Königlichen Majestät allerhöchsten Befehl
Graf Reigersberg.

Epplen

An die k. Regierung, K. d. J.

Die kgl. Regierung von Mittelfranken theilte diese Entschließung unter dem 3. März dem kgl. Landgericht Heilsbronn mit, von welchem sie unter dem 4. März dem kgl. Dekan Bachmann zu Windsbach zugestellt wurde.

Der erste Theil dieser Entschließung besagt ausdrücklich, daß der Verein nicht für einen politischen zu halten sei, ohne Zweifel, weil die letztere Ansicht statthaben konnte. Zu gleicher Zeit ist aus diesem ersten Theil offenbar, daß von seiten der obersten Staatsbehörde der Entstehung des Vereins keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Deshalb konstituierte sich am 15. dieses Monats die Muttergesellschaft des Vereins. An der Spitze des Helferkollegiums desselben stehen: Dekan Bachmann zu Windsbach als Vorsitzender, Pfarrer Müller zu Immeldorf als Rechnungsführer, Inspektor Hensolt zu Windsbach als Sekretär. Vorsteherinnen des Kollegiums der Helferinnen sind Frau Dekanin Bachmann von Windsbach und Frau Pfarrerin Müller zu Immeldorf.

Die zusammengetretene Muttergesellschaft eröffnete ihre Tätigkeit mit der Berufung der Vorsteherinnen (s. § 8 a. der Statuten). Das Geschäft konnte nicht auf der Stelle formal erledigt werden, sowie es aber erledigt ist, wird die Anzeige bei der Polizeibehörde erfolgen und weitere Nachricht gegeben werden.

Es wäre nun wünschenswert, daß sich Hilfsvereine nach § 11 und 12 der Statuten bildeten. Sollten sich hie und da unsere Freunde in dieser Art zu-

sammenschließen wollen, so werden ihnen die Helfer der Muttergesellschaft persönlich und brieflich gerne zu Hilfe sein und bedarf es deshalb nur eines ausgesprochenen Wunsches.

Geschenke, durch welche die Angelegenheiten des Vereins unterstützt werden sollen, werden am besten an den Rechnungsführer Herrn Pfarrer Müller in Immeldorf (Post-Expedition Lichtenau bei Ansbach) geschickt werden.

Die erste Diakonissen-Anstalt soll zu Neuendettelsau entstehen. Die Muttergesellschaft wird demnächst der königlichen Regierung von Mittelfranken das Programm und die Satzungen derselben zur Vorlage bei dem Staatsministerium des Innern und zur Genehmigung einsenden und seinerzeit teilnehmenden Freunden in diesen Blättern weitere Nachricht geben.

Der Herr, welcher zu einem gesegneten Anfang der Sache die Herzen so gnädig gelenkt hat, wird sie auch ferner zu seiner Ehre und zum Heile der luth. Bevölkerung von Bayern, ja wohl auch zum zeitlichen Segen aller unserer Nächsten gedeihen und es ihr an Liebe, Rat und Hilfe der Glaubensgenossen nicht fehlen lassen. Ihm sei seine eigene Sache befohlen!

Selbstverständlich konnten wir nicht voraussehen, in welchem Maße unser Beispiel und unsre Aufforderung Anklang finden würde. Unsre Verbindungen im Lande und unsre Verhältnisse waren gedoppelter Art: einesteils hatten wir keinen Zweifel, zu glauben, daß wir Vertrauen und Nachfolge finden würden, andernteils aber trugen wir von alten Zeiten her die Schmach Christi, Mißtrauen und Argwohn begegneten uns allenthalben mit lähmender Kraft. Demgemäß waren auch unsre Erfahrungen von zwiefacher Art. Gleich in der ersten Zeit schlossen sich schnell hintereinander Zweigvereine an und zwar zu allererst, bereits am 30. März 54, der Zweigverein Nürnberg, sodann am 20. April 54 der Zweigverein Hersbruck, am 10. Juni 54 der Zweigverein Memmingen, am 6. September 54 der Zweigverein Altdorf, am 17. Dez. 54 der Zweigverein Nördlingen, am 26. Mai 56 der Zweigverein Neuendettelsau, am 17. Mai 61 der Zweigverein Fürth, und zuletzt, erst im Sommer des Jahres 69, bekam der Zweigverein Wendelstein seine volle Gestalt. Mehr Vereine aber als die genannten sind es bis jetzt nicht geworden, und wer dieses Maß von Gelingen mit unsern anfänglichen Wünschen und Hoffnungen vergleicht, der hat alle Ursache, sich für enttäuscht zu halten und wird zu dem Bekenntnis genötigt, daß wir auch in Sachen der weiblichen Diakonie, wenigstens in unsern heimatlichen Kreisen, den Anklang nicht fanden, den wir gehofft hatten. Wir waren und bleiben ein geringer Haufe, fanden überall Hindernis und fast nirgends die freudige Teilnahme und Arbeit, auf die wir gehofft hatten. Die erwählten Vorsteherinnen der Zweigvereine kamen zwar alljährlich an oder um Laurentii in Dettelsau zu einem Vereinstage zusammen, aber man konnte nirgends die einschlagende Wirkung wahrnehmen, auf die man gerechnet hatte. Die Teilnahme war kühl und man hatte fast jedes Jahr zu fürchten, daß sie noch kühler und geringer werden könnte. Dennoch aber lebten die Vereine fort, und wenn man alljährlich die Frage erhob, ob es etwa an der Zeit wäre, die Tätigkeit der einzelnen Vereine oder gar des gesamten Vereines

abzuschließen, so war doch dazu niemand willig, sondern im Gegentheil, neue Anstrengungen wurden gemacht, und je länger je mehr wuchs doch das Vertrauen, daß die etwas schwache Pflanze des Vereins für weibliche Diakonie in Bayern noch einmal austränkeln und noch dahin kommen könnte, mit Kraft und Freudigkeit emporzugehen. Der Hersbrucker Verein brachte es zwar nur zu einer Suppenanstalt, und sein Lichtlein löschte bald völlig aus. Auch der Memminger Verein verlor zwar nicht das Leben, aber den Zusammenhang mit der Muttergesellschaft, so daß am Ende nur eine Krippenanstalt übrigblieb, die unter der Obhut und Pflege einer Dettelsauer Schwester stand und steht. Die andern Zweigvereine aber erhielten sich, zum Teil mit großem Segen. Ein paar Zweigvereine, und zwar nicht die unbedeutendsten, hatten erste Prüfungszeiten, so daß man auch daran dachte, die aus ihnen entsprossenen Anstalten mit der Muttergesellschaft ganz zu vereinen und derselben Eigentum und Verwaltung zu übergeben. Der Herr aber schaffte dann wieder Zeiten des Glücks und des kräftigen Gedeihens, so daß gerade diese Vereine wieder flammend emporstiegen und gegenwärtig kein Mensch mehr daran denkt, ihr Licht als ein erlöschendes zu betrachten. Der Zweigverein Nürnberg ist so groß und kräftig geworden, daß er eine Pflegeanstalt für Töchter, eine Krippenanstalt, eine Mägdeanstalt besitzt und zugleich mit einem Krankenvereine ein Kinderhospital aufrecht erhält, in neuester Zeit kam eine Krankenwartanstalt und eine Kinderbewahranstalt dazu, und mit allen seinen Zweiganstalten unverkennbare Zeichen auch des äußern Gedeihens an sich trägt. Ebenso hat sich auch der Zweigverein Altdorf emporgeschwungen, ist zu Vermögen gekommen, hat eine Rettungsanstalt, eine Kinderschule und denkt daran, sich noch weiterhin mit Segen auszubreiten. Der Zweigverein Fürth hat längere Zeit eine Mägdeanstalt getragen und hat auch jetzt noch eine Pflegeanstalt und eine Krankenwartstation. Der Zweigverein Nördlingen hat eine gesegnete Krippenanstalt, neben welcher unter zwei Dettelsauer Diakonissen in denselben Räumlichkeiten eine große Kleinkinderschule erblüht ist. Ebenso hat sich in Heidenheim am Hahnenkamm unter dem kräftigen Vorgang des dortigen Zweigvereins eine wohlgetane Kinderschule entfaltet. Der Zweigverein Wendelstein freut sich gleichfalls einer gesegneten Kinderschule, und der Zweigverein Neuendettelsau geht unter reichem Segen neben der Muttergesellschaft mit mancherlei guten Werken einher. Man kann gewiß den verschiedenen Zweigvereinen des Vereins für weibliche Diakonie nicht nachsagen, daß es ihnen an Leben und Wirkung fehle, sondern an ihnen kann man deutlich sehen, welche reichen und seligen Früchte der Anschluß an die Muttergesellschaft bringt. Besonders aber seitdem jeder Zweigverein zu seiner besonderen Pflege sich einen eigenen Moderator gewählt hat, der jährlich ein oder mehrere Male die Leitung des Ganzen und den Gang der entstandenen Anstalten visitiert und prüft, kann niemand den ruhigen Fortschritt und die reifen Früchte der Zweigvereine mißkennen. Auch der Zusammenhang mit der Muttergesellschaft nimmt zu und tritt je mehr und mehr in das Bewußtsein und Gewissen ein. Alle wissen, daß sie aus einer

und derselben Wurzel entsprossen sind, dieselben Werke wirken und denselben hohen Namen mit ihrem Leben und Dasein preisen. Dazu gibt es auch im Lande hin und her noch andere Vereine, die, wenn auch nicht gliedlich mit dem Vereine für weibliche Diakonie zusammenhängen, so doch sich seiner Nachbarschaft und Verwandtschaft nicht schämen, wie davon die Magdalenenvereine von Augsburg und München kräftiges Zeugnis geben. Der Verein für weibliche Diakonie gleicht einem reichen Lande voll würziger Kräuter, die zu Gottes Preis und Ehre und zum Heile der Menschheit allezeit blühen und in Kränzen und Sträußen neben dem siegreichen Wege des Erlösers niedergelegt sind. Die Gärtnerinnen und Pflegerinnen aber, die allenthalben der Blumen, Kräuter und Früchte warten, sind lauter Mädchen und Diakonissen von Neuendettelsau, deren Freude es ist, alles das duftende und fröhliche Leben zu pflegen, was man nun seit bereits fünfzehn Jahren unter uns zu Gottes Preis gewollt und erstrebt hat. Alle menschlichen Werke leiden an Unvollkommenheit und nie und nirgends erreicht man, was man sich vorgenommen und zum Ziele gesetzt hat. Das aber wissen wir dennoch ganz gewiß, daß man hier so lange Jahre nichts gewollt und nichts erstrebt hat, als daß die Barmherzigkeit des Herrn in mancherlei guten Werken gepriesen und gerühmt werde. So Muttergesellschaft wie Zweigvereine gehen von jeher einen und denselben Weg.

Bei alledem aber dürfen wir doch nicht verleugnen, daß wir vom Anfang an als Mittel zum Zweck und Weg zum Ziele auch Bildungsanstalten und, wenn man will, geradezu Diakonissenhäuser zum Ziele genommen hatten. Noch existiert ein in den Anfangszeiten nach allen Seiten hin verbreitetes Blatt von 8 Oktavseiten, welches den Titel trägt: „Bedenken über weibliche Diakonie innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns, insonderheit über zu errichtende Diakonissenanstalten.“ Möge es uns hier gestattet sein, dieses Blatt in seinem gesamten Umfange zur Erinnerung wieder abzudrucken. Man wird demselben anmerken, daß wir es von Anfang her nicht auf ein Diakonissenhaus abgesehen hatten, wo man in moderner Nachahmung der alten klösterlichen Zeiten einen Haufen Arbeiterinnen und deren Bildung in die Absicht genommen hatte, die dann in ferne Weiten gehen und lehren sollten, wie man Barmherzigkeit üben sollte. Uns lag wie bei dem Vereine für weibliche Diakonie, so bei den Diakonissen-Anstalten die weibliche Jugend des platten Landes und deren Ausbildung für die Werke der Barmherzigkeit im Sinn. Unsre Leute, für unsre eignen nächsten Bedürfnisse wollten wir heranbilden, und hatten dazu weit weniger im Sinn, uns zu dem Ende in größeren Städten anzusiedeln, sondern im Gegenteil suchten wir stille Orte, wo wir die Töchter des Landes fassen und für die Stillung der nächsten Bedürfnisse erziehen könnten. Nicht für immer, sondern nur einstweilen wollten wir uns in Neuendettelsau selbst setzen und mit einer kleinen Anstalt für weibliche Angefochtene und mit einer kleinen Anstalt für schwachsinnige Kinder den Anfang zu einer Tätigkeit suchen, die auf kurzem Wege unfrem eignen Volke zu Nutz und Dienst kommen sollte. Es ist freilich anders geworden unter Gottes besonderer Führung,

aber was nun geworden ist, haben wir eigentlich nicht gewollt, sondern etwas weit Einfacheres und Volksmäßigeres, wie es eben in dem nachfolgenden Bedenken dargelegt ist. Man kann wohl sagen, daß uns unser eigener Weg von vornherein nicht völlig klar war. — Wir sind, wie schon gesagt, nach der Wahrheit suchen gegangen, und es wäre uns weit lieber gewesen, wenn wir unsern eignen Gedanken treuer und eng anschließender hätten nachgeben können. Wir haben getan, was wir nicht lassen konnten, und legen gerne mit unserm wiedererneuerten Bedenken vor dem Herrn unser pater peccavi nieder. Wir haben mit dem Plane unsres Vereins uns zu Großes vorgenommen und auch unser eignes Bedenken nicht hinausführen können. Mögen unsre Leser aus den Statuten des von uns gewollten Vereins und aus unserm Bedenken unsre Fehler erkennen und uns gütig beurteilen, wenn wir dann nach diesem Eingang einfach erzählen, wie alles und alles bei uns geworden ist. Hier folgt zunächst unser Bedenken.

Beilage II.

Bedenken über weibliche Diakonie innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns, insonderheit über zu errichtende Diakonissenanstalten

1. Wenn wir Seelsorger auf unsere Dörfer hinauskommen, die Kranken zu besuchen, so finden wir allenthalben solche weibliche Personen, welche sich der Kranken und Elenden mehr als andere annehmen, weil sie durch eine in ihnen liegende Gabe dazu angereizt werden. Sie folgen dem natürlichen Drang. Was ihnen fehlt, ist die Ausbildung der Gabe. Viele von diesen Frauenspersonen würden biblische Diakonissen sein, wenn man sich ihrer annehmen und ihnen die Ausbildung geben möchte. — Ausbildung der zum Dienst der leidenden Menschheit begabten Frauen ist ein *pium desiderium**) und je länger je mehr eine Forderung an die Kirche.

2. Auf dem Lande gibt es viele Familien, die nicht Landleute und ebenso wenig Leute von städtischer Bildung genannt werden können: sie stehen mitteninne. Man denke z. B. an die Schullehrersfamilien. Die Söhne gehen den allgemeinen Gang der männlichen Berufsausbildung; die Töchter aber können keine solche bereitete Bahn betreten. Da sich nun in diesem „Mittelstande“ der Bevölkerung des platten Landes viele leiblich und geistig begabte Frauenspersonen finden, so werden sie aus Mangel an Bildung häufig mißgebildet an Geist und Gemüt und benützen ihre Gaben oftmals auf eine üble Weise, zum Verderben des eigentlichen Landvolks. Würde man sich ihrer hingegen annehmen, so würden sie gerade sehr begabte und einflußreiche Trägerinnen und Vertreterinnen göttlicher Gedanken werden. Besser könnte man sich ihrer aber nicht annehmen, als wenn man ihnen Gele-

*) Ein frommes Verlangen, — eine fromme Forderung, — ein auf ein vorhandenes Bedürfnis gegründetes Ansuchen an die Kirche.

genheit eröffnete, ihre Gaben für den Dienst der leidenden Menschheit auszubilden. Sie würden dadurch auf eine heilsame Bahn gebracht, würden eine Stellung, und zwar eine heilige und segensreiche Stellung in der Kirche finden und die bequemsten Organe der Kirche für christliche Bildung des Landvolks sein: an ihrem Dienste an den Kranken- und Sterbebetten usw. würden viele lernen — und zwar nicht bloß Krankenpflege. Also — sie würden Segen haben und Segen bringen — und zwar den Kranken usw. unmittelbar, mittelbar aber der ganzen, namentlich der weiblichen Bevölkerung. — Christliche Bildung des weiblichen Mittelstandes auf dem platten Lande ist also auch ein *pium desiderium*.

3. Gäbe es Bildungsanstalten für die in Nr. 1 und 2 genannten Klassen der weiblichen Bevölkerung, so würden diese auch von Töchtern aus andern christlichen Familien besucht werden, in denen man nicht eben den Zweck hätte, die Töchter zu Diakonissen bilden zu lassen. Wieviele christliche Familien auf dem Lande würden froh sein, ihren Töchtern einen kurzen Aufenthalt in einer der weiblichen Natur so sehr zusagenden Anstalt zu ermöglichen, wo sie bestimmte Richtung zum Guten bekommen und so vieles lernen und üben könnten, was auch fürs gewöhnliche häusliche Leben von dem größten Wert ist. Es wären solche Anstalten nicht, was die Institute für die Töchter der höheren Stände, in denen alles Mögliche gelehrt wird; diese Anstalten bildeten nichts als die vorhandene Fähigkeit zu weiblichem christlichem Liebedienst. Gerade damit aber gäben sie der mittleren Bevölkerung viel, zumal es in der menschlichen Natur liegt, daß man überhaupt und im allgemeinen gebildet wird, wenn man für eine Seite des christlichen Lebens recht gebildet wird. Es kann aber nichts geben, was sich für Frauenpersonen mehr zum Bildungsmittel eignete, als die Befähigung zum Dienste der leidenden Menschheit.

4. Diakonissenanstalten, in welchen man die Zwecke von Nr. 1—3 vor allem im Auge behielt, würden Segen für das ganze Land verbreiten und für den besten Teil des Volkes, welchen man noch immer auf dem platten Lande, auf den Dörfern und in den Landstädten wird suchen dürfen. Hier würden Diakonissen gebildet werden, welche ihre Befähigung zum Dienste der Elenden anwenden könnten, sie blieben nun im ledigen Stande oder heirateten. Namentlich die Nr. 1 und 3 genannten Klassen von Jünglingen würden auf alle Fälle und in allen Lebenslagen sein, was sie geworden, hilfsreiche Ratgeberinnen ihrer Umgebungen, Beispiele und Quellen echter weiblicher Bildung.

5. Diakonissenanstalten dieser Art würden aber zugleich Seminarie für eigentliche Krankenpflegerinnen in Spitälern und Irrenhäusern, für Kleinkinderlehrerinnen, Vornamen usw., für Missionarinnen usw. sein. Die Nr. 1—5 angegebenen Zwecke sind gewiß beifallswert; aber die eben Nr. 5 angegebenen sind nicht minder ins Auge zu fassen. Wenn wir nicht von den römischen barmherzigen Schwestern überflügelt werden wollen, und wenn wir mit dem auf diesem Felde reich begabten und reich gesegneten Siedner doch nicht gehen können, weil seine Tätigkeit uniert ist, so bleibt

uns nichts übrig, als uns zum Eifern reizen zu lassen und Anstalten zu gründen, in denen wir für die unabweisbaren Bedürfnisse unsrer bisher so vielen Mitleidigen preisgegebenen Spitäler, unsrer Irrenhäuser, Kleinkinderschulen und Missionen in kirchlicher Weise sorgen. Die Zwecke Nr. 1—3 gehen wesentlich mit den Nr. 5 genannten zusammen; diese geben jenen bei der Ausführung die bestimmte Gestaltung, durch welche die gewünschten Anstalten nur desto anziehender und anerkennungswürdiger werden könnten.

6. Der Mittelpunkt für die Anstalten, von denen wir reden, müssen Spitäler sein. Ohne Spitäler findet die Lehre keine Praxis, und ohne Praxis ist eine Belehrung über den Liebesdienst der Frauen an der leidenden Menschheit kalt und unverständlich.

7. Wollte man nun eine Wirksamkeit, wie sie Nr. 1—5 genannt ist, beginnen, so könnte man suchen, in großen Spitälern, wie sie sich in unsern ersten Städten finden, den Krankendienst zu übernehmen. Allein ganz abgesehen von dem Geist, welcher in größeren Städten die Magistrate, Armenpfleger, Rathen usw. häufig beseelt, würde man in ein Gewebe von Rücksichten eintreten, welche die noch jugendlichen Bemühungen einschnüren und ein eigentümliches und naturgemäßes Wachstum der Sache nicht leicht zulassen würden. Der Dienst an größeren, schon vorhandenen Spitälern muß wohl Ziel sein, zum Ausgangs- und Anfangspunkt wird er sich kaum eignen.

8. Man könnte auf die kleinen Spitäler in unsern Landstädten das Auge richten. Sie sind meist verkommen und Karikaturen dessen, was sie sein sollten. Die Bevölkerung der größeren Städte ist mit Fürsorge für die Kranken weit besser versehen, als die der kleinen Städte und des sie umgebenden platten Landes. Es wäre vielleicht die größte Wohlthat, den Dienst in kleinen Spitälern zu übernehmen, neuzugebären, zu organisieren usw. Allein man würde in den kleinen, heruntergekommenen, von ihrem Zweck ganz abgefallenen Spitälern mit nicht geringeren und wenigeren Hindernissen zu kämpfen haben. Auch würde sich aus einer Anstalt, die ihrem ursprünglichen Zweck gemäß eng und klein angelegt werden müßte, nur schwer etwas Größeres und Bedeutungsvolleres entwickeln können. Die kleinen Spitäler eignen sich zu Augenmerkern und müssen im Interesse der Bevölkerung ganz besonders anziehen; aber Ausgangspunkte für eine Fürsorge, die in weiteren Kreisen Beachtung finden sollte, könnten auch sie nicht werden.

9. Wollte man deshalb Nr. 1—5 ausführen, so müßte man — wenn man z. B. das lutherische Bayern im Auge hätte — an ein oder einige neu zu errichtende Spitäler denken.

10. Dabei fragt es sich nun, wo man solche Spitäler errichten sollte, ob in größeren Städten oder auf dem Lande? Da eine solche Anstalt ihre Hilfsmittel im eigenen Hause vereinigen muß — wenigstens muß das doch der Zweck sein, so wird, was die Stadt an besonderen Vorzügen bietet, von den Vorzügen eines wohl gelegenen ländlichen Aufenthaltes überwogen werden. Überdies ist es recht, dem bessern Theil unsers Volkes ein so großes

Bildungsmittel, wie eine Anstalt der Art wäre, in den Schoß zu geben. Die Städte sorgen für sich und können es leichter; das Land ist verlassen — und doch gibt es der hilfebedürftigen Kranken und Elenden auf dem Lande nicht weniger als in den Städten; sie sind nur verwahrloster als die städtischen Armen und Kranken. Auch wird die Nr. 1—5 aufgezählte Reihe von Zwecken bei ländlichem Aufenthalt am besten erreicht werden, und die Nr. 5 aufgezählte ihre Befriedigung nicht minder gut als in den Städten finden. — Wenigstens würde die Wahl zwischen Stadt und Land eine schwere sein, und das Jünglein der Waage sich nicht leicht auf die Seite der Städte neigen.

11. Sehr erleichtert könnte die Ausführung der Sache bei der Wahl der größern Städte werden, weil es in Städten nicht an Lokalitäten zu managen pflegt, während auf dem Lande geeignete Räume sich selten finden. Dagegen aber würde, wenn ein Bau vorzunehmen wäre, das Land vorzuziehen sein, weil Platz, Material und Arbeitslohn wohlfeiler käme — und für ein naturgemäßes Wachsen vom Kleinen zum Großen würde ein ländlicher Aufenthalt besonders ersprießlich sein. In Städten muß man im Anfang ganz anders auftreten als auf dem Lande, weil die Verhältnisse zu Repräsentation, um nicht zu sagen Ostentation, einladen.

12. Man wähle nun aber Stadt oder Land, so wird es vor allen Dingen darauf ankommen, einen Ort zu treffen, an welchem die rechten Leute zur Sache sich vereinigen können. So sehr liegt alles an den Personen und nicht an den Gebäuden, daß man von allem Anfang an jede andere Rücksicht dem Zusammenfinden der Personen unterordnen muß. Von diesem Gesichtspunkt aus sind große Fonds großen Gebäuden vorzuziehen. Die Gebäude der älteren Waisenhäuser werden leicht große Denkmäler ihrer Stifter, in denen kein Leben mehr haust. Große Fonds aber lassen sich überallhin leiten und können überall ihre Wirkung beginnen, wo man die Persönlichkeiten findet.

13. Von den vorausstehenden allgemeinen Grundsätzen gingen eine Anzahl von Pfarrern und christlichen Frauen aus, als sie den Entschluß faßten, vorbehaltlich der Genehmigung unsrer Obrigkeit, die unter Nr. 1—5 genannten Zwecke durch Gottes Barmherzigkeit sich zum Ziele einer gemeinsamen Tätigkeit zu stecken.

14. Ihr Gedanke wäre, einen Frauenverein für weibliche Diakonie zu gründen, dessen Wirkungskreis das lutherische Bayern, dessen Anfangspunkt die Gründung eines lutherischen Spitals und einer damit verbundenen Diakonissenanstalt, dessen Fortgangspunkt vielleicht die Übernahme der Bedienung der kleineren und größeren Spitäler usw., dessen liebstes Ziel Bildung der weiblichen Jugend des Landes zum Dienste Jesu in der leidenden Menschheit wäre.

15. Die Vorsteherinnen für Spital und Diakonissenanstalt sind vorhanden, einige schon ausgebildete, der lutherischen Kirche angehörige Diakonissen werden kaum fehlen, — eine große Beteiligung christlicher Frauen ist zu hoffen, — an männlichem Beistand namentlich von Pfarrern und Seelsorgern mangelt es nicht.

16. Der Natur der Sache und ihrer Entstehung gemäß ist es, wenn es von seiten der Obrigkeit keinen Anstand findet, die Wirksamkeit in Neudettelsau beginnen zu lassen und zwar

1. mit einer kleinen Anstalt für weibliche Angefochtene,
2. mit einer kleinen Anstalt für schwachsinnige Kinder.

So wie Neudettelsau der naturgemäße Ort für die Ausgeburst und erste Formung der Sache ist, so sind dort die genannten Zwecke gegeben. Anschließen könnte sich jede andre Tätigkeit, also die Pflege anderer leiblicher oder geistiger Erkrankten usw. Es könnte aus dem Anfang ein Spital hervorwachsen, wie wir es wünschen, und daran sich eine Bildungsschule anschließen.

17. Man hat nicht vor, Neudettelsau zum bleibenden Sitz einer solchen Anstalt vorzuschlagen, sondern allein den Anfang da zu machen und weiterzugehen, sowie sich die ganze Sache mehr geformt und erweitert hat.

18. Jedenfalls wird nichts begonnen, bevor die k. Regierung ihre Genehmigung zur Gründung von Spitälern und zur Gründung des obbezeichneten Vereins gegeben hat.

§ 2

Diakonissenanstalt Neudettelsau

Ehe wir nun zur Erzählung unsrer ersten Diakonissenzeit übergehen, dürfen wir nicht leugnen, wie wenig uns von Anfang an daran gelegen war, andern Diakonissenanstalten ähnlich zu werden. Wir haben keine Reise gemacht, um Gliedners große und mit Recht berühmte Arbeit anzusehen; wir haben kaum einen Bericht gelesen, wir haben uns die Gedanken je nach unsern Bedürfnissen gemacht und haben recht wohl gewußt, daß wir die Leute nicht waren, andern nachzufolgen. Obendrein waren wir ja Lutheraner, die bereits ihre Geschichte gehabt und abgeschlossen hatten und nichts Gewisseres wußten, als daß man ihnen von vielen Seiten her schon um ihrer Vergangenheit willen wenig Vertrauen schenkte. Dennoch sahen wir selbst in unsrer Vergangenheit gar kein Hindernis, unsrer Heimat zu dienen, sondern im Gegenteil glaubten wir, derselbigen unsern praktischen Dienst schuldig zu sein und es dabei getrost erwarten zu können, bis unsre Mißgönnner an dem von uns zu leistenden Dienst klar würden, was und wie wir es meinten. Was wir je und je gewollt hatten, schien uns recht zu sein, und daß man uns von vornherein weder glaubte noch zutraute, daß wir es gut meinten, schien uns nicht an unserm Verhalten, sondern an den Verhältnissen zu liegen, unter denen wir nach Gottes Willen zu leben und die wir durch seine Gnade zu überwinden hatten. Es schien uns, als sei von uns geschrieben: „Dazu seid ihr berufen.“

Wir haben schon bemerkt, daß der Verein für weibliche Diakonie gleich in seiner ersten Zeit drei Vorsteherinnen berief, welche für seine gesamte Tätigkeit die eigentliche Mitte bilden sollten. Die ersten beiden waren Mem-

mingeringinnen, zu denen man deshalb ein besonderes Vertrauen hatte, weil sie sich in einer wichtigen Zeit vorher, da das konfessionelle Leben bei uns in Bayern kräftiger emporgegangen war, trotz der schwierigen Umstände, die damals stattfanden, sehr wohl und ernst benommen hatten. Die eine von ihnen, Caroline Rheineck, war zwei Mal in Kaiserswerth gewesen und hatte sich wegen ihrer Augenleiden wieder zurückziehen müssen. Sie hatte hernach mit großem Beifall die Kinderschule ihrer Heimatstadt Memmingen übernommen. Bei den bedeutenden Talenten, die sie hatte, und ihrer sittlichen Haltung hatte sie großen Anklang gefunden, und sie war es, die zur ersten Vorsteherin des Diakonissenhauses berufen wurde. Eine zweite, eine Tochter des Kirchenrats Rehm zu Memmingen, hatte ganz andere Gaben und Talente und trat nach dem schnellen Tode der ersten Vorsteherin an deren Stelle, und sie ist es, die seitdem nicht bloß die Stelle der ersten, sondern geradezu die Stelle der Vorsteherin bekleidet und mit großem Verstand und Würde als Hausmutter das Ganze regiert hat. Die Stelle der dritten Vorsteherin ging nach dem Tode der ersten, Caroline Rheineck, ein und wurde nie wieder besetzt, so daß es eine längere Zeit nur zwei Vorsteherinnen gab. Die dritte Vorsteherin schied später ohne äußere Ursache, bloß nach eigenem Ermeßsen, aus dem Diakonissen-Verbande aus, bis sie dann späterhin auch freiwillig wieder eintrat. Die ersten drei Vorsteherinnen kamen zuerst im November des Jahres 53 versuchsweise hierher und traten darauf im April 1854 definitiv ihren Beruf hier an. Bei dem großen Mangel an Platz, der hier je und je gewesen, wohnten sie zuerst mit sechs Diakonissenschülerinnen und zwei Hospitantinnen in den oberen Räumen des Gasthauses zur Sonne, wo früherhin auch Inspektor Bauer und seine Missionschüler gewohnt hatten, ehe er sich ein eigenes Wohnhaus gekauft hatte. Überhaupt war das hiesige Gasthaus zur Sonne lange Jahre mit den hiesigen Anstalten verbunden, und was man auch an dieser Wohnung aussetzen hatte, immer war sie den Anstalten erträglich und diese fanden ihr Gedeihen darin. So war es auch mit der werdenden Diakonissenanstalt. Bis zur Genehmigung des Programms und der Statuten der Anstalt wohnten die drei Vorsteherinnen mit ihrer kleinen Schar in der Sonne, als Privatanstalt, und man wagte es von hier aus am 9. Mai des Jahres 1854, am Tage Hiob, die Anstalt feierlich zu eröffnen. Nachmittags um 2 Uhr versammelten sich die Männer im dortigen Pfarrhause, Frauen und Jungfrauen der teilnehmenden Kreise in der Wohnung der drei Vorsteherinnen zur Sonne. — Von da aus zog man in die dicht besetzte Kirche, wo sich ein zahlreiches Publikum der Umgegend versammelt hatte. Nach dem Orgelpräludium brach die Versammlung in die beiden ersten Verse des Liedes: „Komm, heiliger Geist“ aus. Zwei Jünglinge der Missionsanstalt vertraten die Stelle von Lektoren und lasen vom Orgelchor herunter als Evangelium des Tages Matth. 23, 31—46 und als Epistel Röm. 16, 1—16. Diese Lektionen fanden so tiefen Anklang im Herzen der Hörer, daß man hernach beschloß, sie beide als stehende Lektionen für den 9. Mai in der Anstalt zu behalten. Wirklich klingen seitdem die beiden großen Lektionen an Feiern und Feiertagen des Diakonissenhauses immer wie-

der. Darauf sang man V. 1 und 2 des Liedes „*Tun bitten wir den heiligen Geist*“. Hierauf Rede des Dekans Bachmann als Vereins-Vorstandes, an deren Schluß derselbe namens der Muttergesellschaft dem leitenden Kollegium der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau die letztere feierlich und förmlich übergab. Nach dem dritten Verse des angefangenen Liedes antwortete Pfarrer Löhe als Vorstand des leitenden Kollegiums dem Dekan und akzeptierte die geschehene Übergabe der Diakonissenanstalt, redete auch bei dieser Gelegenheit die Vorsteherinnen und die Schülerinnen der Anstalt, die sämtlich am Altare versammelt waren, an. Nach dem vierten Vers jenes Liedes folgte noch eine Ansprache des erwählten Anstaltsarztes, Dr. Schilfsarth. Darauf sang der Windsbacher Sängerkhor „*exaudi nos domine*“ und Katechet Bauer sprach Gebet und Segen, worauf die Versammlung den ersten Vers des Liedes „*Wie schön leucht' uns der Morgenstern*“ sang, und darauf zog man sich an die Orte zurück, von denen man ausgegangen war, und blieb vergnügt bis nach 6 Uhr abends zusammen.

Von da an war die Diakonissenanstalt als eröffnet anzusehen. Der Arzt eröffnete am 12. Mai seinen physiologischen Einleitungsunterricht zur leiblichen Krankenpflege. Ebenso begann schon vorher der Unterricht des Geistlichen, während der dritte Lehrer der Anstalt, Kantor Güttler, die Zeit zwischen Eröffnung der Anstalt und dem Beginn seines Unterrichts anwendete und zum Behuf der ihm neben dem Gesangunterricht übertragenen und bereits ins Leben getretenen Blödenanstalt die Blödenanstalt zu Winterbach in Württemberg besuchte. Der erste Kurs der Diakonissenschülerinnen bestand aus folgenden Schülerinnen:

Anna Dorothea Kreißel aus Habburg, Margarethe Endres aus Schwabach, Ursula Lieb aus Memmingen, Johanna Prey aus Augsburg, Emma Linß aus Allstädt in Thüringen, Katharina Hommel aus Fürth, Maria Hörner aus Schillingsfürst.

Sonst fanden sich gleich zum ersten Kurse acht Schülerinnen ein, die nicht eigentlich in Absicht hatten, Diakonissen zu werden, sondern Diakonissenbildung für ihre heimatlichen Verhältnisse suchten.

Es war damals ein überaus reges und fröhliches Leben in der Diakonissenanstalt. Die Lehrer lehrten, die drei Vorsteherinnen repetierten den Unterricht und regierten das Haus, und alle Schülerinnen fügten sich herzlich gern in die engen Verhältnisse zur Sonne, und wer von ihnen noch jetzt übrig ist, erschöpft sich zuweilen in das Lob und die Schönheit der ersten Zeit. Man könnte spassend und doch im vollen Ernste sagen, so wohl sei es der Diakonissenanstalt nie gewesen als in der Sonne. Aber freilich bei aller dieser Herrlichkeit sah man schon damals, daß man in der Sonne nicht bleiben könne, sondern daß man eine ordentliche Wohnung bedürfte. Dettelsau besitzt ein altes ziemlich großes Schloß der Freiherren von Eyb mit einem angenehmen und hübsch gelegenen Garten. Dieses hätte man einfach beziehen können, wenn die Besitzer geneigt gewesen wären, es dem Diakonissenhause zu vermieten. Das aber und alles andere ging nicht, so daß man

notgedrungen an das Bauen denken mußte. Der Arzt des Hauses und andere unter uns besahen die nächst gelegene Umgegend und am Ende wurden alle einig, daß man den Ort wählen müsse, auf dem hernach mit eilender Entschlossenheit das Diakonissenhaus wirklich gebaut wurde. Es war der höchste Ort der Umgegend, nah am Walde, wo alle Tage Rehe Besuch machten, eine Spitze mitteninne des Waldweges und des Petersauracher Weges, der sogenannte Förtnerische Hopfenacker. Der wurde erkoren. Professor Böhler in Nürnberg zeichnete den Plan, der obrigkeitlich genehmigt war. Meister Scheuenstuhl von Kloster Heilsbronn bekam die Aufgabe des Baues, die Schwestern machten eine hohe Flagge, welche die ganze Bauzeit über vom Bauplatz wehte, und es entwickelte sich nun eine rasche und unaufhaltsame Tätigkeit, die keine Ruhe mehr hatte, bis der Grundstein zum Bau gelegt wurde und bis das Gebäude selber eingeweiht werden konnte. Die Grundsteinlegung geschah bereits am 23. Juni, St. Johannis des Täufers Vorabend. — Die Leiter und Freunde der Sache erachteten es für angemessen, daß es auf eine würdige Weise unter Gebet und Segen aus Gottes Wort geschehe. Am Freitag nach Trinitatis, nachmittags 4 Uhr, zogen sie, begleitet von einer ansehnlichen Zahl Teilnehmer aus der Nähe und Ferne, hinaus zum Bauplatze. — Voran der Ortspfarrer mit dem Kantor der Missions- und Diakonissenanstalt, den Schülern der erstern und den Jünglingen des Pfarrwaisenhauses zu Windsbach, welchen sodann die anwesenden Geistlichen aus der Umgegend, die Vorsteherinnen mit den Diakonissen und Schülerinnen und die mitfeiernden Freunde und Freundinnen der Sache sich anreiheten. Als der Zug dem emporschwindenden Gebäude sich auf etwa hundert Schritte genähert hatte, begann man mit dem Liede: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.“ An der südöstlichen Ecke des Baues machte man Halt, und Inspektor Hensolt von Windsbach sprach: „Unsere Hilfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat“ und verlas sodann die erste biblische Lektion Evang. Matth. 20, 20—28 von den Kindern Zebedäi. Sodann betete Pfarrer Löhe die Kollekte:

„Herr Jesu Christe, der du nicht kommen bist, daß du dir dienen lässtest, sondern daß du dienst und gebest dein Leben zu einer Erlösung für viele und bist ein Herzog worden aller derer, die dich liebhaben und ihr Leben für die Brüder lassen: verleihe uns, deinen Knechten und Mägden, daß wir dir zu Dienst und denen, die nach deinem Willen leiden, dies Haus bauen und, wie wir es angefangen haben, es auch zu Ende bringen. Amen!“

Darauf zog die Versammlung unter dem Gesang des 5. und 6. Verses vom angefangenen Liede an der Südseite des Baues weiter bis zur Stelle des Haupteinganges. Hier folgte der 2. biblische Abschnitt Joh. 13, 4—17 vom Fußwaschen, und es wurde die weitere Kollekte gesprochen:

„O Herr, der du, obwohl ein Herr und Meister, deinen Jüngern die Füße gewaschen und deinen Knechten Leib und Seele mit deinem Blute gereinigt hast: gib allen denen, die in dies Haus eingehen wollen, dir in deinen Leidenden dienen zu lernen oder zu dienen, daß sie gesinnet seien wie du und es für Gewinn achten, deinen geringsten Brüdern die Füße zu waschen. Amen!“

Darauf bewegte sich der Zug um die südwestliche Ecke des Baues bis zur Nordseite, wobei man V. 1—3 des Liedes: „Herzlich lieb habe ich dich, o Herr“ sang und darauf die berühmte 3. Lektion Matth. 25, 31—40 gelesen und die Kollekte gesprochen wurde:

„O Herr, der du alle Dienste, die man den geringsten deiner Kinder tut, ansehen willst als dir getan: verleihe allen deinen Christen, daß sie deines großen Tages denken und von Herzensgrund voll himmlischer Begier nach deinen süßen Worten eifrig dienen deinen Armen. Amen!“

Hierauf sang die Versammlung V. 1—3 des Liedes: „Sang dein Werk mit Jesu an“ und zog nach der nordöstlichen Ecke des Baues, wo der Schluß des Grundsteines zu geschehen hatte, da an den übrigen Seiten der Bau bis über den Sockel hinausgediehen war. Hier ergriff nun Dekan Bachmann von Windsbach als Vorstand des Vereins das Wort und sprach die Versammlung in der nachfolgenden Weise an:

„Es ist noch nicht lange her, meine Lieben, daß wir dort in jenem freundlichen Kirchlein versammelt waren und in Gedanken herausgeblüht haben auf dieses Feld, das dazumal noch voll roher Stöcke und Steine lag. Wir haben da einem im Interesse der leidenden Menschheit gefaßten Liebesgedanken durch Eröffnung unserer Diakonissenanstalt den ersten tatsächlichen Ausdruck gegeben und dabei wie aus weiter Ferne noch nach einem Hause hinausgesehen, das dieser Anstalt wiederum zur Vermittlung ihrer Zwecke dienen möchte. Und siehe! jetzt, nach Verlauf von einigen Wochen schon, stehen wir da — nicht, um etwa erst den Grundstein dieses Hauses zu legen, sondern um dieses bereits einige Schuh hoch über die Erde heraufgewachsene Gemäuer mit unsern Liedern und Gebeten zu begrüßen. Ist das nicht ein sprechender Beweis, daß der Herr Wohlgefallen hat an unserm Werk und Wege — nicht ein sichtbares Unterpfand, daß Gott auch weiterhin uns gnädig sein und seine Hand nicht von uns abtum werde? Und wie könnte es auch anders sein — bei einer Sache, wie die ist, der dieser Hausbau dienstbar werden will — die eben darum, weil sie im Interesse der leidenden Menschheit betrieben wird, zugleich auch recht eigentlich die Sache dessen ist, der gesagt hat: „Was ihr der Geringsten einem unter meinen Brüdern tuct, das tuct ihr mir“? Fürchtet nicht, daß ich mich aufs neue in eine Darlegung der Bestimmung dieses Hauses oder in Lob und Preis des Segens verlieren werde, den wir von demselben erwarten — nein, es sind das schon wiederholt besprochene und Euch zur Genüge geläufig gewordene Dinge. Lediglich den Gefühlen, die sich beim Rückblicke in die Vergangenheit und beim Hinausblick in die Zukunft in meinem Herzen bewegen, einen kurzen schwachen Ausdruck zu geben, bin ich gegenwärtig vor Euch aufgetreten. Indem ich zu dem Ende diese Hand zum Himmel erhebe, um — wenn es möglich wäre, Gottes Hand zu ergreifen und dankbar für die Freundlichkeit zu küssen, mit der er sich bis jetzt schon zu unserem Unternehmen bekannt hat, strecke ich meine andere segnend über dieses Gemäuer aus, in der getrosten Zuversicht, daß, der das gute Werk angefangen hat, es auch vollführen wird bis an den Tag, von welchem an man keiner sol-

den Häuser mehr bedürfen, sondern in jenen Hütten wohnen wird, da kein Tod und kein Leid und kein Geschrei und kein Schmerz mehr ist, da Gott abwischen wird alle Tränen von unseren Augen. Aber nicht meinen Segen allein soll und will ich auf diese Stätte legen, sondern auch den all der lieben Brüder und Schwestern, die mit mir zu dem Liebeswerke, dem dieses Gebäude dienen soll, verbunden sind. Vernehmet deshalb mit Aufmerksamkeit den Inhalt dieses Aktenstücks in meinen Händen hier, das eine wortgetreue Abschrift ist des in diese Kapsel verschlossenen, zur Einlegung in diesen Eckstein bestimmten Originals. Dasselbe ist von allen Unternehmern, Lehrern, Helfern und Helferinnen unsres Vereins für weibliche Diakonie, sowie der Diakonissenanstalt dahier unterzeichnet und lautet folgendermaßen.“

Dekan Bachmann las hier das Dokument nach seinem folgenden Wortlaut:

Im Namen Jesu.

Im Jahre des Heils 1854,

am 25. Junius an St. Johannis des Täufers Vorabend, an einem Freitags nachmittags 3 Uhr,

ist der Grund und Sockel dieses Diakonissen- und Krankenhauses feierlich geschlossen und durch Gebet und Gottes Wort geweiht worden.

In demselbigen Jahre herrschte über die fränkischen Gaue König Maximilian II., Herzog von Bayern. Derselbe war, obwohl der römisch-katholischen Kirche zugetan, menschlichen Rechtes summus episcopus der lutherischen Kirche in seinem Königreich, regierte aber dieselbe Kirche durch ein Oberkonsistorium ihres eigenen Glaubens, an dessen Spitze er als Präsidenten gesetzt hatte den lutherischen Dr. theologiae Adolf Harßig von Nürnberg. Dieser war der erste Oberkonsistorialpräsident geistlichen Standes, nachdem alle seine Vorgänger Juristen gewesen waren. Der Herr wolle das Wort der Wahrheit durch die Hand dieses Mannes fortgehen lassen und siegen in dieser armen bayerischen Landeskirche!

Neuendettelsau war zur selben Zeit eine lutherische Pfarodie, in deren Mitte die Pfarrkirche St. Nikolai zu Neuendettelsau stand. Zu dieser gehörten als Filialkirchen die Kirche St. Laurentii zu Wernsbach und die Kirche zu Neuth, auf deren Altar das Bildnis Johannis des Täufers stand. Außer den genannten Dörfern pfarreten nach Neuendettelsau das Dorf Bedachhofen an der Rezat, das Dorf Haag, der Birkenhof, die Geichsenhöfe samt Mühle und die Frostmühle. Pfarrer zu Neuendettelsau war Johann Conrad Wilhelm Löhe, von Fürth gebürtig. Kantor und Schullehrer war Andreas Kamberger von Großgründlach.

In dem Orte Neuendettelsau war damals eine Missionschule, welche bereits viele Gemeinden von ausgewanderten Deutschen in Nordamerika mit Predigern und Schullehrern versehen hatte. Vorsteher der Missionschule war der ordinierte Predigtamtskandidat Friedrich Bauer von Nürnberg, welcher in Gemeinschaft mit dem genannten Pfarrer und dem dritten

Lehrer und Kantor Georg Güttler von Neuendettelsau in jenem Jahre neun Schüler für den Dienst der nach Nordamerika ausgewanderten Deutschen und der Heiden unterrichtete. Beihilfe in der Lehre leistete auch Pfarrer Johann Tobias Müller zu Immeldorf.

Auch war zu Neuendettelsau in dem genannten Jahre eine Diakonissen- und Krankenanstalt errichtet worden, die erste lutherische Anstalt für diesen Zweck in Bayern. Der genannte Pfarrer im Verein mit dem praktischen Arzt Dr. Schilffarth von Windsbach und dem Anstaltskantor Georg Güttler von Neuendettelsau unterrichtete bereits zwölf Schülerinnen, von denen sich sieben dem eigentlichen Dienste der Diakonissen geheiligt hatten, fünf aber dieselbe Ausbildung genossen, um in ihren gewöhnlichen heimatlichen Lebenskreisen, in den Häusern ihrer Eltern oder, wohin Gott sie führen würde, zum Dienste der Unmündigen und der Leidenden tüchtig zu werden.

Damit diese Diakonissenanstalt ihre Zwecke desto besser erreichen möchte, baute der im heurigen Jahre entstandene Verein für lutherische Diakonie in Bayern dieses Haus.

Vorsteherinnen dieses Vereins und der Diakonissenanstalt waren Jungfrau Karoline Rheineck von Memmingen, Jungfrau Amalie Rehm von Memmingen und Jungfrau Helene v. Mayer von Nürnberg. Vorstand im Helferkollegium des Vereins war Eduard Bachmann, Dekan der lutherischen Diözese Windsbach und Stadtpfarrer zu Windsbach. Vorsteherin des Kollegiums der Helferinnen war dessen Gattin, Frau Emilie Bachmann.

Dieses Haus ist gebaut nicht aus dem Reichtum der Unternehmer, sondern auf Wagnis des göttlichen Wohlgefallens. Die Kosten des Baues wurden durch Geschenke, unverzinsliche und verzinsliche Darlehen aufgebracht. Durch nach und nach einkommende Geschenke sollen die Schulden bezahlt werden. Am Tage der heutigen Feier, wo bereits Keller und Sockel samt dem Brunnen fertig waren und die westliche Mauer samt einem Teile der südwestlichen mehr als Fensterhöhe erreicht hatte, war Hoffnung vorhanden, daß der Herr der barmherzige Gott alle Sorge auf sich nehmen und unserem Vorhaben sein gnädiges Gedeihen schenken werde.

Dies Haus soll sein wie ein Altar des Zeugnisses auf dieser Höhe dem Herrn, dem dreieinigen Gott, dem Vater, Sohne und Geiste, zum Ruhm und Preis und Dank für seine ewige Barmherzigkeit und Gnade gegen uns arme Menschen aufgebaut. Der Herr lasse sich unsere arme Stiftung wohlgefallen und lasse dies Haus sein Haus sein, bis seine Zeit vorüber ist und es wie alle irdischen Dinge dahinfallen wird. Es kann niemand einen andern Grund legen als den, welcher auch diesem Hause gelegt ist, unseren einigen hochgelobten Herrn und Heiland Jesus von Nazareth, den Christus Gottes. Auf diesem Grunde soll bleiben dies Haus bis an sein Ende. Gesegnet seien, die in diesem Hause und über diesem Grunde wohnen, wandeln, dienen, leiten und lehren! Gesegnet seien die Lernenden, die Abenden, die Kranken, die Sterbenden auf diesem unserem einigen Grunde! Der Segen gehe aus von diesem Hause rings in dies Land wie die Quelle Siloah,

die still ist und klein, und dennoch reich und hochberühmt im Hause Gottes! Gottes Gruß und Segen gehe in barmherziger dienender Liebe von diesem Hause aus in die vier Winde auf die Berge und in die Täler und in die Breiten unseres Heimatlandes! Es sei auch Friede mit diesem Hause und mit denen, die drin wohnen, und das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinige uns von aller unserer Sünde! Amen.

Neuendettelsau, den 25. Juni am Johannisvorabend 1854.

Karoline Rheineck. Amalie Rehm. Helene v. Mayer. Eduard Bachmann, Dekan und Pfarrer zu Windsbach. Dr. Schilffarth. Müller, Pfarrer zu Immeldorf. Ründinger, Pfarrer zu Petersaurach. Zensolt, Inspektor des Pfarrwaisenhauses zu Windsbach. Fischer, Pfarrvikar zu Weißenbronn. Friedrich Bauer, Inspektor der Missionsanstalt. Johann Georg Güttler, Anstaltskantor. Löhe, Pfarrer zu Neuendettelsau. Wilhelmine Zensolt. Sophie v. Tucher. Julie Bauer.

Nach geschehener Vorlesung des Dokumentes richtete Dekan Bachmann an Pfarrer Müller von Immeldorf die Aufforderung, die Kapsel mit dem Originale in das Gemäuer einzulegen und ein Wort der Weihe darüber zu sprechen. Demgemäß sprach dieser darauf die folgenden schönen Worte:

„Im Namen des dreieinigen Gottes schließen wir nun diesen Grundstein und befehlen, wie es Christen geziemt, das Werk unserer Hände der gnädigen Hilfe dessen, der gesagt hat: „Ohne mich könnet ihr nichts tun.“ Ganz abgesehen von der besonderen Bestimmung des Hauses, das hier erbaut werden soll, führt an sich schon dieser wie jeder Bau uns auf geistliche Betrachtungen, die wohl wert sind, daß wir, die leibliche Arbeit unterbrechend, einige Augenblicke dabei verweilen. Wer die heilige Schrift kennt, der weiß, wie so viele lehrhafte, mahnende, trostreiche Gleichnisse dieselbe von den menschlichen Bauwerken hernimmt, Bilder, in welchen Leibliches geistlich gedeutet, das Irdische und Vergängliche im Lichte des Ewigen und Unvergänglichen verklärt wird. Können wir, meine Lieben, an die Aufgabe denken, der wir uns unterzogen haben, an das wenige, was bereits getan, und an das viele, was noch zu tun ist, bis wir werden sagen können: „Zum Gott Lob! es ist vollbracht“ — ohne uns des Psalmspruchs zu erinnern: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen“? Ja freilich, wenn er zerbricht, so hilft kein Bauen: darum eben haben wir jetzt betende Hände zu dem großen Gott Himmels und der Erde empor, damit er zu unserm Werke seinen Segen, zu unserm Wollen das Vollbringen gebe nach seinem Wohlgefallen. Der Grund des Hauses ist gelegt, und einen guten, sichern, festen Grund, wie ihn kluge Bauleute nur immer wählen können, haben wir hier gefunden; denn diese Steine ruhen auf Felsen, die unter ihrer Last nimmer weichen werden. Aber dieser Grund genügt uns nicht; wir wissen, daß wir eines noch festern, eines unbeweglichen bedürfen. Darum freuen wir uns der Verheißung: „Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein, der wohl gegründet ist.“ (Jes. 28, 16.) Und weil wir wissen, daß unsere

Sache des Herrn ist, so dürfen wir ihn, Jesum Christum, im Glauben bitten, daß er selber mit seiner schaffenden, wirkenden, erhaltenden Gnade der Grund und Eckstein dieses Hauses sein wolle, damit es in seiner heiligen Obhut bleibe und bestehe. Des Sinnes sind wir ja doch alle, daß wir in Amt, Haus und Herz keinen andern Grund legen wollen als den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau, ineinander gefüget, wächst zu einem heiligen Tempel des Herrn. Das wollen wir also, neben unserm Unvermögen, ohne Gottes Hilfe etwas ausrichten zu können, laut bezeugen, daß dieses Haus nur dann seiner Bestimmung werde genügen können, wenn Christus der Herr in demselben und in allen denen wohnt, wirkt und lebt, die in diesen Räumen wohnen, wirken und leben werden. So wird dieses Haus, wie wir es ja herzlich wünschen, der Gemeinde, in deren Mitte es aufgerichtet wird, der Umgegend, welcher es einen geistlichen Halt gewähren soll, der ganzen Landeskirche, der es dienen will, und über die engen Grenzen derselben hinaus noch vielen andern zum Segen gereichen und ein Geruch zum Leben wird von demselben ausgehen zur Ehre des Herrn, dessen Name hier bekannt wird. Eine Anstalt, welche wie diese dem Dienste geistlich und leiblich Leidender gewidmet ist, hat man schon lange als ein Bedürfnis für unsere Zustände erkannt; aber darauf kommt es an, daß das erkannte und tief gefühlte Bedürfnis auch in rechter Weise befriedigt werde. Nun, der Anfang dazu ist im Glauben gemacht, im Glauben soll das Werk fortgeführt werden, damit es bestehe im Lichte der göttlichen Gnade. Heute, da wir dem bereits gelegten Grunde den Schlußstein einfügen, sprechen wir: Bis hieher hat der Herr geholfen! Und dabei haben wir die Zuversicht, daß hier seine Hilfe noch nicht aus sein, seine Barmherzigkeit noch kein Ende haben werde. Nein, wir wissen, sie wird auch ferner alle Morgen neu werden über die, so an dem Bau mit irdischem Material arbeiten, daß kein Unfall beim Fortführen desselben sie betreffe und Schaden und Gefahr von jedem ferne bleibe; sie wird immer wieder neu werden, die Barmherzigkeit unseres großen Gottes und Heilandes über die, so in dieses Haus dereinst einziehen werden, dem Herrn in seinen armen Gliedern da zu dienen, und zumal an denen wird seine Liebe und Treue sich nicht unbezeugt lassen, die hieher ihre Zuflucht nehmen werden, um, wie sie's bedürfen, leibliche und geistliche Genesung hier zu suchen und, will's Gott, auch zu finden. Wir leben alle von der Gnade des Herrn, welche bei denen ist, die seinem Namen trauen. Lasset uns ihm die Ehre geben, so läßt er uns nicht zu Schanden werden; lasset uns auf ihn uns gründen und bauen, so wird unsere Arbeit nicht vergeblich sein in dem Herrn! Wie dieser Bau in die Höhe steigen wird, so müsse unser Glaube, unsere Liebe, unsere Hoffnung wachsen; wie da Stein an Stein gefügt wird, so müssen wir als die lebendigen Steine uns bauen zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind, durch Jesum Christum, und wie wir dieses Hauses uns freuen werden, wenn es mit des Herrn Hilfe aufgerichtet stehen wird, so müssen wir uns noch vielmehr freuen, daß wir einen Bau haben, von

Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Spreche der Herr dazu sein gnädiges Amen! Unsere Hilfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.“ —

Hiermit wurde die Kapsel in den Grundstein eingelegt und derselbe „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ mit den drei üblichen Hammerschlägen geschlossen, auf welches sodann die Hammerschläge der übrigen Anwesenden in herkömmlicher Weise folgten.

Nachdem in solcher Weise der Grundstein geschlossen war, intonierte Herr Katechet Bauer die Schlußliturgie:

Einen andern Grund kann niemand legen, denn der gelegt ist.

Chor: Halleluja!

Es ist in keinem andern das Heil. Chor: Halleluja!

Der Herr sei mit euch. Chor: Und mit deinem Geiste.

Lasset uns beten:

O Herr, allmächtiger Gott, verleibe, daß alle, die auf diesem Grunde bauen und solchem Bau mit reinem Herzen dienen, am Leibe stark und heil an ihren Seelen ihrer Hände Arbeit im Segen tun und wohl vollbringen. Durch unsern Herrn Jesum Christum, deinen Sohn, der mit dir lebet und herrschet immer und ewiglich. Chor: Amen.

Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände. Chor: Halleluja. Ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.

Chor: Halleluja.

Der Herr sei mit euch. Chor: Und mit deinem Geist.

Lasset uns beten:

All unser Tun, o Herr, wollest du mit deinem Geiste beginnen und durch deine Hilfe fördern, auf daß unser Tun und Vornehmen stets mit dir beginne und durch dich zum guten End und Ziel gelange. Durch unsern Herrn Jesum Christum. Chor: Amen.

Lasset uns benedeien den Herrn. Chor: Gott sei ewiglich Dank.

Der Herr segne euch und behüte euch. Der Herr erleuchte sein Angesicht über euch und sei euch gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und gebe euch Frieden. Chor: Amen.

Der Gesang von V. 4 und 5 des Liedes: „Sang dein Werk mit Jesu an“ schloß den Akt.

Auf diese Weise wurde die Feier der Grundsteinlegung des Diakonissenhauses gehalten.

Der Bau nahm seinen erwünschten Fortgang, so daß man hoffte, ihn bis Ende Juli unter Dach zu sehen. Das 100 Fuß lange, zweistöckige Hauptgebäude nebst dem 65 Fuß langen Flügelbau glaubte man noch frühzeitig im Herbst beziehen zu können und auch den andern Flügel wollten Freunde

auf ihre Kosten noch herstellen lassen, wenn es möglich gewesen wäre. Allein man sah voraus, daß außer den 125 000 Backsteinen, die zu dem Hauptgebäude und dem einen Flügel noch erforderlich waren, für dieses Jahr kein weiteres Baumaterial mehr herbeizuschaffen war und mußte daher den Eifer bis in das nächste Jahr kühlen.

Eine vorzüglich dankenswerte Gabe Gottes war schon damals ein ergiebiger Brunnen mit vortrefflichem Wasser. Bei der Höhe der Lage war man ängstlich geworden, als man 50 Fuß tief graben und arbeiten mußte, ehe sich nur Wasser zeigte. Die ganze Lage von Dettelsau ist so, daß man ringsum kein lebendiges Wasser zu finden wußte, denn die spärlichen Quellen, die man später fand, kannte man damals noch gar nicht, und wenn man sie gekannt hätte, hätten auch sie keine Hoffnung gegeben. Deshalb aber kam in die Seele der Bauunternehmer nicht der geringste Zweifel. Man baute freudig fort und traute dem von Tag zu Tag sich mehr offenbarenden Gottessegens ohne Wanken, bis man endlich am 20. September 1854 in einer öffentlichen Ankündigung für den 12. Oktober, den Maximilianstag, die Freunde unseres Unternehmens zur öffentlichen Einweihungsfeier einladen konnte.

Alles wurde angewendet, dies Ziel zu erreichen, und wir hatten damals in der That nicht zu klagen, daß uns viele Hindernisse entgegengekommen wären. Einen solchen Fleiß und Eifer der Bauleute haben wir späterhin nicht wieder zu sehen bekommen. — Insonderheit hatten wir einen Haufen Schopflocher Maurer im Dienste, denen wir alles und jedes zumuten durften, Arbeit des Nachts wie Arbeit am Tage und eine ausnehmende freudige Willigkeit. Überhaupt aber sahen wir uns von allen Seiten unterstützt. Die Landleute der Gegend halfen und fronten, wie man es aus früheren Zeiten bei Kirchenbauten zu hören gewohnt war, und wenn man sich zuweilen erinnerte, daß man am 9. Mai noch in der Sonne wohnte, am St. Johannisabend den Grundstein legte und nun bereits am 20. September die gesicherte Hoffnung hatte, am 12. Oktober einen verhältnismäßig so großen Bau einzuweihen und gleich zu beziehen, so schien es, als hätte Gott der Herr selbst unmittelbar zur Sache geholfen. Alles freute sich auf das schöne Ende der schön gewesenen Bauzeit. Als nun aber der Maximilianstag herzukam, da drohte die Freude zu Wasser zu werden. Der heitere Himmel umwölkte sich und die ganze Gegend wurde in strömenden Regen eingehüllt, so daß Weg und Land durchweicht wurden und bald ernstliche Zweifel erwachten, ob es wirklich zu einem Feste, geschweige zu einem großen Festzuge würde kommen können. Dennoch aber sammelte sich's von nah und fern zur Feier. Weg, Wetter und Regen boten kein Hindernis, und wir erlebten es, mitten im Schmutze eines armen Dorfes ein fröhliches Freudenfest zu feiern. — Am ersten November des Jahres 1854 erschien in dem Korrespondenzblatt der Gesellschaft für innere Mission eine Beschreibung des fröhlichen Festes, die wir hier wiedergeben wollen und die wir, wenn es nicht des Guten gar zuviel wäre, noch dadurch erhöhen könnten, daß wir sie mit manch schöner Stelle aus einer andern damals erschienenen

Beschreibung (siehe das Blatt Nr. 42 vom 19. Oktober 1854 in Wieners evangelisch-lutherischer Kirchenzeitung in Bayern) versetzt wurden. Das Korrespondenzblatt referiert in folgender Weise:

„Schon am Tage vor der Einweihung waren viele Freunde des Werks, soviel ihrer in den beschränkten Räumen des Dorfes Herberge finden konnten, eingetroffen. Der Nachmittag und Abend bot den versammelten Gästen, meist Geistlichen von nah und ferne, Gelegenheit, diese und jene wichtige Angelegenheit der Kirche zu besprechen und im brüderlichen Kreise der Einigkeit des Geistes und Glaubens sich recht bewußt und dessen froh zu werden.

Der Morgen des Festtages brachte der Gäste mehr, und der Gottesdienst am Morgen des Maximilianstages vereinigte sie zu ernster Feier. Pfarrer Löhe predigte über Ps. 73, 25 und 26: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde usw.“ und führte mit eindringlichen Worten den Hörern die Wahrheit zu Gemüte, wie wenig ein Mensch Ursache habe, und wie wenig es Befriedigung gebe, mit Wohlgefallen in seinen Werken statt in Gott zu beruhen; wie der nur der Lehre von der Rechtfertigung mit ganzem Glauben zufalle, der in Abgeschiedenheit von allen Dingen aller Dinge wahren Wert erkennend sich allein an seinem Gott in Christo Jesu genügen lasse; wie eben daraus das Maß und die Kraft und der Segen der rechten Liebe fließe, daß sie nichts anderes suche als Jesu Ehre und der Brüder Heil usw.

Mit jeder Stunde des Tages mehrte sich die Zahl der Festgäste, wiewohl vom frühen Morgen an der Himmel in Strömen sich ergoß, als wollte er Ströme des Gnadenregens für die junge Pflanzung weisagen, für die heute so viele Gebete zum Himmel aufsteigen sollten. So manche Beschwerde dieses Umstand auch brachte, so war doch nicht zu bemerken, daß er die freudige Feststimmung bei Gästen und Einheimischen verschlechte.

Ein einfaches Mittagmahl von ungefähr 80 Gedecken in dem Gasthause und in dem Lokale, welches bisher den Vorsteherinnen und Schülerinnen der Diakonissenanstalt zum Aufenthalt gedient hatte, vereinigte die namhaftesten anwesenden Festgäste. Die Frauen des Hauses dienten zu Tische und alle freuten sich der lieblichen Tischgemeinschaft von glaubenseinigem Brüdern und Schwestern im Herrn.

Um 2 Uhr nachmittags sollte die eigentliche Festfeier beginnen. Der Regen hatte es unmöglich gemacht, sie vor dem Hause, das eingeweiht werden sollte, abzuhalten. Man versammelte sich daher zu der festgesetzten Stunde im Gotteshaus. Aber dieses vermochte die Menge der Teilnehmenden nicht zu fassen, so daß viele draußen im Regen stehen mußten. Die Feier wurde eröffnet mit Gesang und der Festrede des Herrn Dekans Bachmann von Windsbach, in welcher er mit Anschluß an LuL. 5, 17—26 das Verhältnis des Festhauses zum Reiche Gottes auseinandersetzte und den Inhalt der Ermahnungen, die er mit wohlthuender Wärme allen ans Herz legte, in die ähnlich klingenden und innerlich verwandten Worte „Gebet“ und „Gebet“ zusammenfaßte. Darauf folgte eine Reihe von Liedern und Lektionen,

welche letztere theils aus der Schrift, theils aus den Vätern unserer Kirche genommen, theils eigens dazu gefertigt waren. Sie waren gedruckt in aller Händen und wurden mit spürbar steigender Erbauung aus dem Munde der verschiedenen dazu aufgestellten Lektoren, Schülern der Missionsanstalt, von der Versammlung vernommen und aus tiefster Seele mit mächtigem Liedererschall erwidert. Ein kräftiges von der ganzen Versammlung gesungenes Te Deum machte den Schluß dieses gewiß an jeder Seele gesegneten Festtages. — Namentlich für diejenigen, welche nicht beiwohnen konnten und nicht im Besitz dieses Erinnerungsblattes sind, lassen wir den Gedankengang folgen, welcher der Wahl der Lektionen zugrunde lag.

1. Lekt. Matth. 20, 20—28. Der Dienst des Herrn in der Erlösung der Welt.

2. Lekt. Job. 13, 4—17. Der Dienst des Herrn im täglichen Fußwaschen.

3. Lekt. Matth. 23, 31—40. Seine Forderung an die Kirche, ihm im Dienste und in der Barmherzigkeit nachzufolgen.

4. Lekt. Aus Scrivers Seelenschatz. Das Anschlagen verwandter Saiten anzudeuten, daß die Tod des Christen im Herzen des Herrn und der Brüder widerklingt.

5. Lekt. Aus Scriver. Der Barmherzigkeit Art, Beschaffenheit und verschiedene Erweisung.

6. Lekt. Aus Heinrich Müller. Freiwilligkeit der Barmherzigkeit.

7. Lekt. Das hohe Beispiel Jesu und seiner Apostel in der Barmherzigkeit.

8. Lekt. Das Beispiel der Helden in der Barmherzigkeit, die sich des französischen Volkes angenommen und es zu Christo und einem besseren Leben führten.

9. Lekt. Das Beispiel heiliger Freunde, insonderheit der Diakonissin von Franken, der heiligen Walpurgis.

Von der Kirche aus setzte sich der Festzug in Bewegung in folgender Ordnung: Den Zug eröffneten die Werkleute, dann folgte der Chor: die Schuljugend der Gemeinde, die Schüler des Windsbacher Waisenhauses, die Missionszöglinge, dann die Kirchenvorstände der Gemeinde Neudettelsau. Darauf folgten die Helferinnen der Muttergesellschaft, die Vorsteherinnen und Schülerinnen der Anstalt; sodann die Lehrer der Anstalt mit den Helfern der Gesellschaft. An sie schlossen sich in langen Zügen die weiblichen und endlich die männlichen Festgäste an. Der Anblick des festlich mit Blumen und Kränzen geschmückten Hauses, das in ländlicher Einsamkeit den erhabenen Ernst seiner Bestimmung unverkennbar an der Stirne trägt, — bewegte sichtlich alle Gemüther.

Angesichts des wohl gelungenen Werkes, das auf seiner Höhe mit dem Panier des Kreuzes weithin in die fränkischen Gaue leuchtet als ein Denkmal des Glaubens und aufopfernder barmherziger Liebe, war es ein kleines, des durch den Regen verschlechterten Weges mit seinen Beschwerden

zu vergessen. Der Regen hatte nachgelassen. Alles stellte sich vor dem Hause auf. Nach dem Liede „Jesu geh voran“, das für diesen Zweck wie gemacht schien, betrat Dekan Bachmann die obersten Stufen des Eingangs, öffnete im Namen des dreieinigen Gottes die Türe und sprach in ergreifenden Worten den Segen über die Diakonissen mit ihren Vorsteherinnen, die unter allgemeiner Teilnahme und Bewegung der Versammelten ihren feierlichen Einzug in das Haus hielten. Man trat nunmehr in der Ordnung des Zugs in das Haus ein und besah sich die Räume mit Lust. Von dem Betsaale, der besonders das Auge des Beschauers auf sich zog, erschallte lieblich und kräftig der Gesang geistlicher Lieder. Es waren Choräle und Sätze aus den Meisterwerken kirchlicher Tonsetzer des 16. und 17. Jahrhunderts. In einem der Zimmer, welche man durchwanderte, waren die Geschenke aufgestellt, welche die Lieben von nah und ferne dem Hause gespendet hatten. Was für Anklang dieses Werk der Liebe in den Herzen unseres Volkes gefunden, beweist der Umstand, daß an dem einzigen Tage an Geldgeschenken 435 fl. geopfert wurden.

Nach der Besichtigung des Hauses begann mit eintretender Dunkelheit der dritte Teil des Festes, der erste Hausgottesdienst im Betsaale. Zum Gebete fühlten sich alle Herzen gedrungen, zum Gebete für das Haus und für alle, die in diesen Räumen Trost und Hilfe suchen würden. Dieser Stimmung gab Pfarrer Löbe den angemessenen Ausdruck. Nach dem Liede „Christe, du Lamm Gottes“ setzte er in einem Vortrag auseinander, was dies Haus soll und will, zu keinem andern Zweck, als damit die Teilnehmenden recht einig um die Erfüllung der Aufgabe dieses Hauses beten könnten. Nachdem so die Andacht ihre bestimmte Richtung empfangen hatte, wurde die Litanei mit eingeschalteten Bitten, die sich auf den Zweck und das Leben in der Anstalt bezogen, von der feiernden Menge gebetet mit einer Macht und einträchtiger Gewalt der Stimmen, daß das Haus erbebt. Vater unser und Segen und das Lied „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ beschloß diese reich gesegnete Stunde.

Die größte Lieblichkeit aber bot den Hausgenossen und den ihnen zunächst stehenden Freunden das Liebesmahl, welches die Herzen erst recht zur Freude und zum Dank gegen den Herrn für alle seine Liebe und Treue, die er an uns getan, und zu inniger Liebe gegen die Brüder und Schwestern, die sich nie so einig fühlten, erschloß. Angesichts des Altars mit den brennenden Kerzen, die Gegenwart des Herrn versinnbildlichend, saßen in dem geräumigen und wohlbeleuchteten Betsaale die Witwen und Armen der Gemeinde mit ihrem treuen Hirten in der Mitte, über hundert Tischgenossen beim einfachen, aber vom Geiste der Jesus- und Bruderliebe reichlich gewürzten Mahle. Das erste Gericht, welches die dienende Liebe austrug, war eine wohlschmeckende kräftig bereitete Rumsfordsche Suppe, — der Anfang einer besonderen Stiftung einer Suppenanstalt für die Armen und Kranken der Gemeinde und für die Kinder aus eingepfarrten Orten, welchen am Sonntag die Möglichkeit gewährt werden soll, zweimal den Gottesdienst zu besuchen. Mit lieblichen Gesprächen wechselten in kurzen Zwischenräumen

Lob- und Danklieder, und die Verlesung etlicher zu diesem Zweck gesandter Gedichte voll geistlicher Salbung. Man konnte die Gemeinschaft der Heiligen spüren und genießen, man konnte ahnen, was es um die geistlichen Liebesmahle in der apostolischen Zeit Erhebendes und Liebliches gewesen sein mag. Man trennte sich im Gefühle geistlicher und leiblicher Befriedigung und Erquickung mit Freude und Dank gegen Gott, der auch diesen Tag so gesegnet hatte, daß nichts die reine Freude stören und trüben konnte, und mit dem innigsten Wunsche, daß der Geist der Liebe und Einigkeit von diesem Hause ins ganze Land ausgehen und insonderheit den Armen und Elenden eine reiche Trost- und Segensquelle werden möge.“

Damals erschien ein Erinnerungsblatt für Festgäste, welches von den Gästen nach allen Seiten hin mit fortgetragen wurde und das wir, nachdem bereits oben seiner Erwähnung getan worden ist, auch hier zur Erinnerung für unsere Freunde noch einmal abdrucken lassen wollen.

Beilage III.

Lieder und Lektionen zur Eröffnungsfeierlichkeit des Diakonissenhauses zu Neuendettelsau

I.

Eingang

1.

Nun lob, mein Seel, den Herren.

[wie ERG Nr. 188, 1—4]

Joh. Gramann (Poliander)
geb. 1487, † 1541

2.

Eröffnungsrede des Herrn Dekan Bachmann

II.

Lektionen

3.

Wohlauf, mein Herze, sing und spring.

[wie ERG 230, 13. 14]

4.

1. Lektion

Matth. 20, 20—28

So schreibt der heilige Apostel Matthäus im 20. Kapitel:

[folgt der Wortlaut]

5.

Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.

[wie ERG Nr. 62, 1]

6.

2. Lektion

Joh. 13, 1—17

So schreibt der heilige Apostel Johannes im 13. Kapitel:

[folgt der Wortlaut]

7.

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr.

[wie ERG Nr. 247, 1]

8.

3. Lektion

Matth. 25, 31—46

So schreibt der heilige Apostel Matthäus im 25. Kapitel:

[folgt der Wortlaut]

9.

Es ist ja, Herr, dein G'schenk.

[wie ERG Nr. 247, 2]

10.

4. Lektion

So predigt der treue Prediger Christian Scriver in Seelenschatz:

Die Erfahrung lehrt, wenn man zwei Lauten nebeneinander auf den Tisch legt und auf der einen eine Saite berührt, daß sie erschallet, daß auf der anderen die Saite, welche mit der berührten gleichstimmig ist oder in einem Tone steht, sich auch bewegt, als wenn sie auch berührt wäre. Gelahrte Leute berichten, man könne das sehen, wenn man die zweite Saite mit einem Papierblättchen belege, welches alsdann bei der Berührung der ersten herabfalle. Die gelahrten Naturkundler haben über dieses Geheimnis viele Gedanken und bemühen sich, die Ursache zu erforschen, ich weiß aber nicht, ob sie einem sinnreichen Kopf mit aller ihrer Bemühung Vergnügen schaffen werden. Wir haben dieses Naturwunder darum zuvörderst auf die Bahn gebracht, daß es uns eine gute Erinnerung in unserem Christentum geben soll, maßen es uns gar schön vorstellen kann die Gemeinschaft Christi und seiner Heiligen wie auch dieser untereinander. Der Herr Jesus, der ewige Sohn Gottes, nachdem er aus großer Liebe zu den Menschen ein Mensch geworden, hat eine so genaue Verwandtschaft mit seinen Heiligen, daß unser Herz nichts berühren kann, das nicht zugleich sein Herz treffen sollte: wann den Seinigen hienieden auf Erden etwas widerfährt, es sei Gutes oder Böses, so empfindet er's alsbald, ob er wohl zur Rechten der Majestät im Himmel sitzt. Wer den Seinigen eine Wohlthat erweist, der hat's ihm selbst getan; wer sie aber verfolgt, betrübt oder beleidigt, der hat ihn verfolgt und betrübt, wie er selbst bezeugt, wenn er lehrt, daß er am großen Gerichtstage zu den milden Wohlthätern seiner Gläubigen werde sagen: „Was

ihr getan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.“ — Und wie nun zwischen dem Herrn Jesus und seinen Gläubigen eine so genaue Verwandtschaft ist, also findet sie sich auch unter den Gläubigen, denn weil sie Glieder eines geistlichen Leibes sind und eine Seele, Christum Jesum nämlich, und seinen Geist, ein Herz und einen Sinn haben, so kann eines ohne das andere wie die Saiten auf der Laute nicht berührt werden. Sie empfinden eines des andern Noth an ihrem Herzen: sie haben ein herzliches Mitleid miteinander, wenn's übel geht; sie freuen sich aber miteinander, wenn's wohl geht; sie sind barmherzig und gut, tätig und dienen einander mit der Gabe, die sie empfangen haben. Die Erfahrung bezeugt es, daß manchmal den Eltern das Herz weh tut, wenn es ihren Kindern, die in der Fremde oder sonst von ihnen entfernt sind, nicht wohl geht. Dergleichen widerfährt mancher christlichen Seele: Es ist so oft ihr Herz beklommen und ängstigt sich in ihnen, daß sie nicht wissen, wo sie sich lassen sollen, ob sie wohl manchmal nicht erraten können, was die Ursache sei. Ich halte aber dafür, wenn die Kirche zuweilen an einem Ort bedrängt wird oder sonst die Trübsal vielerorten überhandnimmt, daß die Gläubigen damit überschwenmt und hoch beschwert werden, so empfinden es die andern an ihrem Herzen, damit sie zum Seufzen und Beten angemahnt werden; darum auch in solcher Bange nichts Besseres ist, als daß man seine eigenen, seiner Angehörigen, seiner Glaubensgenossen und aller seiner Mitchristen Noth, sie seien nahe oder ferne, dem lieben Gott mit eifrigem Seufzen vortrage und um Hülfe und Rettung schreie. — Dies gibt nun eine Warnung an die Gottlosen, einen Trost aber und Unterricht an die Frommen. Die Gottlosen müssen wissen, daß die heiligen Kinder Gottes auf Erden alle für einen Mann stehen: sie glauben miteinander, sie beten, sie seufzen, sie weinen, sie freuen sich miteinander, sie helfen einander nicht mit Geschossen und Schwertern, sondern mit ihren Tränen und Flehen: wer einen betrübt, der betrübt sie alle; wer des einen Tränen und Seufzen auf sich lädt, der muß ein Gleiches von allen erwarten. Dies achtet zwar und versteht die Welt nicht, sie wird es aber oftmals inne, daß die Tränen der Gläubigen zur Flut und zum gewaltigen Strom, die Seufzer aber zum starken Sturmwind werden, dadurch alle ihre Pracht und Herrlichkeit, aller Trotz und Frevel unverhofft über den Haufen geworfen werden. Tröstlich aber ist es den Frommen, zu wissen, daß sie so viele Fürbitter haben, als rechtschaffene Christen auf Erden leben, und wenn es ihnen dünkt, ihr armes Gebet sei gar zu schwach, es könne nicht viel ausrichten, so bedenken sie billig, daß viel tausend gläubige Seelen neben ihnen vor Gott mit ihrem Gebet liegen. Aus vielen kleinen nun wird ein großes, und wenn eines Gerechten Gebet, wenn's ernstlich ist, so viel vermag, was sollte nicht die Menge der Gläubigen mit ihrem gesamten Seufzen ausrichten? Bist du dann arm, verlassen, betrübt, angefochten, krank, verfolgt, gefangen? Gedanke, wenn etwa deine Noth so groß wäre, daß du nicht recht beten könntest, wie in Schrecken, Krankheiten und schweren Anfechtungen wohl geschieht, daß die ganze Menge der Gläubigen täglich bittet für die armen,

elenden und verlassen, für die angefochtenen Herzen und beängstigten Gewissen, für die Kranken, für die unschuldig Gefangenen, für die Verfolgten und Bedrängten usw., welches allgemeine Gebet seinen großen Nutzen hat, dessen alle, die in der Gemeinschaft Christi sind, vornehmlich, und dann auch öfters, die noch nicht drinnen sind, genießen. — Der Unterricht aber oder die Lehre ist diese, daß alle gläubigen Seelen notwendig müssen mittheilend, barmherzig und guttätig sein. Sie müssen ihres Nächsten Noth mit einem liebevollen Herzen ansehen und sich stracks geneigt befinden, demselben mit Rath, Hülfe und Trost beizuspringen. Die aber hartes Herzens sind und ihres Nächsten Noth nicht empfinden oder achten, die haben nicht Ursache, von ihrem Christentum sich allzugroße Hoffnung zu machen.

Erster Knabe:

Das ist gewißlich wahr. Christen sind Glieder am Leibe Christi. Ein Glied fühlt des andern Schmerzen. Weinen die Augen, so kommen alsbald die Hände und trocknen sie. Christen kennen sich untereinander, denn sie haben alle Christum angezogen. Kommt ein dürftiger Bruder zu ihnen, so sprechen sie: den kenn ich wohl an seinem Kleide, der ist mein Herr Jesus; sie eilen ihm entgegen und dienen ihm. Auch wohnt ein Geist in allen Gläubigen, der verbindet ihre Herzen und zündet ein heimliches Flämmlein an, daß der eine dem andern in Gott hold und günstig wird.

Zweiter Knabe:

Amen, das ist gewißlich wahr. Du darfst also nicht fragen, was du thun sollst äußerlich: siehe auf deinen Nächsten, da wirst du zu thun finden, und wenn dein tausend wären. Verführe dich nur selbst nicht; denke nur nicht, daß du mit Beten und Kirchengehen oder Stiften oder Gedächtnissen wirst gen Himmel kommen, so du vor deinem Nächsten übergehst. Gehst du vor ihm über, so wird er dort im Wege liegen, daß du mußt wieder vor des Himmels Pforte übergehen wie der reiche Mann.

11.

Mel.: Nun komm der Heiden Heiland usw.

Bind zusammen Herz und Herz;	Kraft, Lob, Ehr und Herrlichkeit
Laß uns trennen keinen Schmerz;	Sei dem Höchsten allezeit,
Knüpfe selbst durch deine Hand	Der, wie er ist drei in ein,
Das geweihte Brüderband.	Uns in ihm läßt eines sein.

12.

5. Lektion

So predigt der treue Prediger Christian Scriver:

Wir wollen nun hören und kürzlich betrachten die Beschaffenheit der Barmherzigkeit und was sie für eine Tugend sei. Die Barmherzigkeit ist eine mittheilende Liebe und eine Bereitwilligkeit, dem Nächsten mit Rath, Hilfe und Trost beizuspringen, wenn er in Noth geraten ist. Die Liebe insgemein betrachtet den Menschen in allem Zustand und sehnt sich, ihm Gutes zu erweisen; die Barmherzigkeit aber ist vornehmlich geschäftig und

erzeugt sich, wenn sie ihn in Trübsal und Elend findet. Eine Mutter liebt ihr Kind allezeit und begleitet es mit ihrem Herzen und Augen allenthalben; wird es aber krank, so wird die Liebe gleichsam heftiger und erzeugt sich auf eine ausnehmende Weise: sie hebt und trägt das Kind; sie pflegt und wartet fein; sie spricht ihm freundlich zu; sie netzt es manchmal mit ihren Tränen, wann es matt und kraftlos in ihrem Schoße liegt, sie erquickt es und hilft ihm, wie sie kann und mag und wünscht, daß es bald aus der Gefahr gerissen und zu voriger Gesundheit gelangen möge. Dies alles tut sie aus innerlichem Antrieb ihres mütterlichen Herzens, welches die Noth des Kindes empfindet und seine Schmerzen gleichsam fühlt. So ist es auch mit der christlichen Liebe. Sie ist zwar allezeit auf den Nächsten gerichtet und hält ihn teuer und wert in ihrem Herzen; wenn er aber in Krankheit, in Armut, in Verfolgung, in hartem Gefängnis und anderer Bedrängnis steht, so wird sie desto brünstiger und trachtet, ihm auf allerlei Art, nach äußerstem Vermögen zu helfen, entweder mit gutem Rat oder mit wirklicher Hilfe oder mit trostreichem Zuspruch oder doch mit herzlichem Gebet und Seufzen.

Wie nun die Noth des Nächsten mancherlei ist, also findet die Barmherzigkeit auch immer zu thun, sonderlich in diesen letzten schweren und betrübten Zeiten, da ich nicht weiß, ob irgend ein recht christliches Herz jemals stille sein kann, es muß immer wallen, jammern, helfen, raten und trösten, weil alles mit Armut und Elend, Trübsal, Angst und Noth erfüllt ist. Bald kommt ihm vor ein armer Mensch, der mit seiner täglichen schweren Arbeit es nirgends hinbringen kann, welchen die Kriegsdrangsale, Krankheiten oder andere Unfälle ganz ausgemergelt haben, dessen Kinder nackend gehen und nach Brot schreien: da muß es helfen speisen, tränken, kleiden und das verzagte Herz stärken. Bald findet sich eine arme Witwe mit einem Häuflein verlassener Waisen: diese muß sie in ihrer Trübsal besuchen und sich ihrer nach Vermögen treulich annehmen. Bald hört es von einem Bedrängten, und durch Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit hochbeleidigten Menschen: da muß es ein Fürsprecher werden und ihn nach Möglichkeit schützen, verteidigen und erretten, oder doch wenigstens nebst ihm über die Bosheit der Welt seufzen und ihm tröstlich sein. Bald sagt man ihm von einem Kranken, der in einem schweren und langwierigen Lager fast kleinmütig und trostlos geworden ist: den muß es besuchen und sein Arzt und Pfleger werden und nach Vermögen dahin sehen, daß er entweder von der Krankheit befreit oder doch mit notwendiger Pflege versehen und nicht hilflos gelassen werde. Zuweilen wird ihm kundgetan, daß ein angefochtenes und beängstetes Gewissen in der Nähe sei: hat es nun Erfahrung und weiß, wie einem solchen Herzen zu Mute und wie ihm beizukommen und zu helfen ist, so hilft es mit liebevoller Seele; wo nicht, so setzt es seine Seufzer und Tränen bei ihm auf und ruft ängstlich zu Gott um Trost und Hilfe. Hört es dann von einigen, die unschuldigerweise verstrickt oder in barbarische Diensthbarkeit verfallen sind, so gedenkt es der Gebundenen als Mitgebundener; es trägt gerne bei, was es kann, zu ihrer Erlösung mit Fürbitt und wirklicher Hilfe und ruft Gott an, daß er sie im Glauben erhalten und ihnen be-

ständige Geduld bis an ihr Ende geben wolle. Hört es dann von einem Sterbenden, so wohnt es ihm gern mit seinem Gebete, Pflege und Trost bei bis ans Ende; und wenn das erfolgt ist, hilft es nach allem Vermögen, den Leib christlich und ehrlich zu bestatten.

Mel.: Jesu, meine Freude usw.

Goldner Himmelsregen.

[wie ERG Nr. 107, 4]

14.

6. Lektion

So schreibt der treffliche Lehrer Heinrich Müller:

Es muß aber die Übung der Barmherzigkeit geschehen mit Lust und Willen. Übet jemand Barmherzigkeit, spricht Paulus Röm. 12, 8, so tue er's mit Lust. Der Wille ist das Fett in diesem Opfer. Ein barmherziger Mensch sucht und nötigt die Dürstigen zu seiner Tafel. Am berührten Ort ermahnt Paulus, daß wir die Gastfreundschaft verfolgen sollen V. 13. Wenn die Armen vor uns fliehen, sollen wir sie verfolgen; wenn die Elenden wollen vorübergehen, sollen wir sie nötigen, wie Lot die Engel und wie die Jünger, die nach Emmaus gingen, den Herrn Jesus: wir sollen sie um Gottes willen bitten und so ins Haus ziehen, denn wir bringen einen solchen Segen ins Haus, der besser ist als die ganze Welt. Darum sollen wir ihm nachlaufen und sprechen: Ach, lieber Bruder, warum willst du vorübergehen und mein Haus ungesegnet sein lassen. Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Wir sollen williger sein, zu geben, als die Armen, zu bitten, sollen ihnen zuvorkommen, ehe sie noch bitten, auf daß wir Gottes Natur an uns haben. Darf man doch auch vor einen guten Brunnen nicht treten und ihm sein Wasser abbitten oder abweinen, er steht allen offen und gibt sein Wasser von sich selbst, denn die innere Quelle leitet immer mehr zu. Solange inwendig die Liebesquelle nicht versiegt, ist ein Christ von außen wie ein Brunnen, der allen sein Wasser bietet: er gleicht darin dem Urbrunnen aller Güte, seinem Gott.

Erster Anabe:

Ja wahrlich, schreibt Heinrich Müller an einem andern Ort, keine Tugend gefällt Gott besser, keine Tugend wird am jüngsten Tage vor aller Welt mehr gerühmt werden als die Barmherzigkeit; denn Gott ist ein Vater der Natur: wer sich der elenden Natur annimmt, der nimmt sich Gottes an. Darum hat Gott im Gesetz geboten, daß man von den Äckern und Weinbergen die Frucht soll nicht zu genau ablesen, sondern den Armen und Fremdlingen auch ein Träublein hängen lassen, daß man alle drei Jahre den Zehnten absondern und den armen Witwen und Waisen geben sollte. Mit welch süßen Worten lockt uns die Schrift zur Barmherzigkeit! Salomo spricht: Wer sich des Armen erbarmet, der leihet's dem Herrn. Sprüchw. 19, 17. Es ist ja alles fein, was wir sind und haben; dennoch will Gott die Almosen annehmen als ein geliebtes Gut und mit reichen Zinsen bezahlen. Was geliebt wird, das behält man nicht. Gott wird's zu

seiner Zeit wiedergeben. Wie könnten wir untre Schätze besser verwahren? Vielleicht hätte sie mittlerzeit ein Dieb gestohlen oder ein Unglück genommen. Sirach spricht Kap. 17, V. 18: Er behält die Wohltaten wie einen Siegelring und die guten Werke wie einen Augapfel. Seines Siegelrings vergiß niemand, denn er trägt ihn am Finger, und was hat man lieber, was verwahrt man sorgfältiger als seinen Augapfel? Das geringste Seufzerlein, das ich den Armen gebe, gilt vor Gott mehr als ein ganzes großes Kaisertum. Wer wollte seinen Augapfel um ein Kaisertum geben? Christus selber ermahnt Matth. 6, V. 19—20: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen.

Zweiter Knabe:

Lob sei dem Herrn Jesus. O wie eine kräftige Anreizung zur Barmherzigkeit und zum Almosen liegt in seinen Worten! Wer will nicht gerne weinen, seufzen und beten, wenn er weiß, daß alle Tränen in Gottes Register, und wer will nicht gern den Armen geben, wenn er versichert ist, daß alles bei Heller und Pfennig in Gottes Buch gezeichnet wird und daß nicht ein Wassertrunk, den Seinigen im Glauben und in der Liebe gereicht, wird vergeffen und unbelohnt bleiben! (Scriver)

Der Lektor und die zwei Knaben zusammen:

Lob sei dir ewig, o Jesu.

15.

Lied: Mel. O Durchbrecher aller Bande usw.

Halleluja, Ja und Amen!
 Herr, du wollest auf mich sehn,
 Daß ich mög in deinem Namen
 Fest bei deinem Worte stehn!
 Laß mich eifrig sein beflissen,
 Dir zu dienen früh und spat,
 und zugleich zu deinen Füßen
 Sitzen, wie Maria tat.

16.

7. Lektion

Nachdem wir also Gottes Wort und die Ermahnung heiliger Lehrer von der Barmherzigkeit vernommen haben, so lasset uns anschauen auf diejenigen, die uns zum Wort heiliges Beispiel gegeben haben. Vor allen laßt uns aufsehen auf den Herzog der Barmherzigkeit, unsern Herrn Jesus, der obwohl arm, dennoch reich gewesen ist an Barmherzigkeit. Er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte, aber er hat uns ewige Wohnungen im Hause seines Vaters bereitet. Er lebte von der Wohltat der Frauen, die ihm folgten, er hungerte in der Wüste und durstete am Kreuze, aber er speiste doch

barmherzig 5000 Mann und 4000 mit der Speise der Todturst und tränkte die Hochzeitleute von Kana mit Freudenwein. Er machte die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Sprachlosen redend, den Lahmen gab er gesunde Glieder, die mit Krankheit und Seuchen behaftet waren, heilte er; die Toten weckte er auf; und unter allen seinen Wundern ist nur eins, das man versucht sein könnte, mehr ein Wunder der Gerechtigkeit als der Barmherzigkeit zu nennen. Er war ein Tröster der Witwen, der Witwe zu Tain und der Witwe unter dem Kreuze, ein Tröster der Gefangenen, des gefangenen Täufers Johannes, ein Seelsorger der Sterbenden, sogar im eigenen Sterben, denn er führte den sterbenden Schächer zum Paradies. St. Petrus faßt seinen ganzen Lebenslauf zusammen in die Worte: „Er ist umhergegangen und hat wohlgethan“, d. i. Barmherzigkeit erwiesen. Und ist sein Leben nichts anders als eitel Barmherzigkeit, wozu einen Ruhm und Preis der Barmherzigkeit soll man alsdann seinem Tode geben und seiner Auferstehung und seinem Leben in der Majestät, sintemal er sein Leben gegeben hat zu einer Erlösung für viele, um unsrer Gerechtigkeit willen auferstanden ist und im ewigen Heiligtum immerdar lebt und für uns bittet? Darum wir auch ohne Ende zu ihm rufen und schreien: Kyrie eleison.

Alle Lektoren: Christe eleison.

Lektor: Kyrie eleison.

Alle Lektoren: Amen.

Erster Knabe:

Seinen heiligen Aposteln verhiess der Herr, daß sie dieselbigen Wunder der Barmherzigkeit auch tun sollten: ja er verhiess ihnen größere dazu. Darum gingen sie auch hinaus, zwar in Armut, wie er selber, aber auch in demselben Reichtum wie ihr Herr. Allenthalben und unter allen Völkern, zu denen sie kamen, sahen die Blinden, hörten die Tauben, redeten die Stummen, sprangen die Lahmen, genasen die Kranken, standen die Toten auf, die Traurigen wurden getröstet, Barmherzigkeit speiste die Hungernden, tränkte die Durstigen, besuchte die Gefangenen, tröstete die Sterbenden. Ihr ganzer Lebenslauf war lauter Barmherzigkeit und über ihren Gräbern erblühte die Kirche, d. i. ein Paradies der Barmherzigkeit.

Alle Lektoren zusammen: Halleluja.

Zweiter Knabe:

Und ein Amt der Barmherzigkeit stifteten sie im Namen unsers Herrn Jesus. Denn auch für Apostel war es zuviel, zugleich das Wort des Amtes und der Barmherzigkeit zu führen. Schön ist sie und groß, reich und gesegnet, die Schar der heiligen Diener Christi unter den Leidenden; gesegnet von den ersten Sieben zu Jerusalem an bis zu Laurentius, dem hellen Stern, und bis in die späteren Zeiten.

Alle Lektoren zusammen:

Lob sei dir ewig, o Jesu.

17.

Gesang: Mel. Schmücke dich, o liebe Seele.

O Monarch in dreien Reichen,
 Dir ist niemand zu vergleichen
 An dem Überfluß der Schätze,
 An der Ordnung der Gesetze,
 An Vollkommenheit der Gaben,
 Welche deine Bürger haben;
 Du beschützeest deine Freunde,
 Du bezwingest deine Feinde.

18.

8. Lektion

Seht um euch, lieben Brüder und Schwestern, hinaus in die vier Enden des Landes, denkt an die Zeit, wo niemand von dieser Höhe in die Ferne sehen konnte, wo Urwald und Sumpf den Boden bedeckte, wo der Nordgau und dies Land der Franken eine wilde traurige Wüste gewesen ist und die Seelen der Bewohner dieser Gegenden dem Lande glichen. Wer hat das Land gelichtet, den Boden bebaut, heimatlich und behaglich und zu einem Garten Gottes gemacht? Wer hat die Einwohner in ihrer Wildnis besucht, in ihre Herzen das Licht und den Trost des heiligen Geistes gebracht, aus Wilden nicht bloß Menschen, sondern Christen und Heilige Gottes gemacht? Es waren die Jünger des barmherzigen Jesus, getrieben vom Geiste Jesu, das ist vom Geist der Barmherzigkeit, die da kamen, nichts für sich begeherten, sondern arm und gering, krank, matt und schwach wurden und starben, nur daß wir sähen und hörten und sprächen und sängen und genäßen und lebten hie zeitlich und dort ewiglich. Es waren die Helden der Barmherzigkeit, Kilian und Totman, Winfried und Willibald und Wunnibald, Sola und Deokar, Gumbert und Sebald und wie sie alle hießen, deren Namen im Himmel angeschrieben sind, im Verzeichnis der Barmherzigen, die unsern Vätern Segen brachten, deren wir dankbar gedenken und ihre Namen vererben sollen auf Kindestind, denn sie sind's wert.

Alle Lektoren: Amen.

19.

Gesang: Mel. Dalet will ich dir geben usw.

Ermuntert euch, ihr Frommen.

[wie ERG Nr. 122, 1]

20.

Ia sollen wir denn nun der edlen Frauen vergessen, die den berühmten Helden in die Arbeit der Barmherzigkeit nachgingen und zum starken Wein der männlichen Barmherzigkeit das milde Öl der weiblichen Barmherzigkeit brachten? Stehen wir nicht also, daß wir von diesem Hause, das der Barmherzigkeit geweiht ist, hinüberschauen in die Gegend, wo neben den heiligen Brüdern Willibald und Wunnibald die hehre Dienerin Jesu Walburgis

lebte und wirkte und starb, die da „fleißig war in der Arbeit ihrer Hände, fleißiger noch im Lesen und Betrachten der heiligen Schrift, am allerfleißigsten im Gebete“, von deren Andenken unzertrennlich ist Öl und Wein des guten Samariters und die Lampe der wachsamten Jungfrau, die wie eine Prophetin nach dem Tod des Bruders auch unter den Männern waltete und heimgegangen ist unter den Freuden der Engel und Klagen der Menschen am 25. Febr. 777?

Alle Lektoren: Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn.

9. Lektion

Erster Anabe:

Es ist nicht mehr, wie es gewesen in der Zeit der Helden, und wie schwach und klein sind unsre Tage in den Werken und Taten der Barmherzigkeit, wenn man sie mit der Vorzeit vergleicht! Aber dennoch, ragen auch keine Bäume der Barmherzigkeit, so sproßt es doch allenthalben wieder von Gras und Kraut der Barmherzigkeit, der Herr läßt aus seinen Odem der Barmherzigkeit und verneuert die Gestalt der Erde. Gefegnet seien, die dem Triebe seines Odems und Geistes folgen, die ihre Kleider schürzen und ihre Hände rüsten zu Werken der Barmherzigkeit in unsern Tagen, auf daß Christus an ihnen und sie an Christo und von ihm gepriesen werden am großen Tage.

Alle Lektoren: Amen.

Zweiter Anabe:

Über eine Weile, so sind wir nicht mehr da, sondern schauen sein Angesicht in Gerechtigkeit und genießen seine Freuden in Ewigkeit. Aber so lang es währt auf dieser armen Erde, läßt uns dem barmherzigen Jesus in Barmherzigkeit dienen. Es ist uns hier ein Haus der Barmherzigkeit erbaut und eine Stätte der Andacht und Liebesarbeit: Da läßt uns einziehen mit Freuden und die Barmherzigen sollen Besitz ergreifen mit Frohlocken. Der Herr aber zeige seinen Knechten seine Werke und seine Ehre ihren Kindern und der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.

Erster Anabe: Amen.

Alle Lektoren: Halleluja.

21.

Der ambrosianische Lobgesang

[wie ERG Nr. 137]

Dr. Martin Luther.

§ 3

Betsaalbau

Als der erste Abendgottesdienst im ersten Betsaal des neugeweihten Hauses vorüber war, verwandelte sich der Betsaal in einen Speisesaal und die reiche Festversammlung hielt, die Armen der Gemeinde von Dettelsau in

ihrer Mitte, in der stillen und finstern Nacht ein dem Eindruck nach gewiß glorios zu nennendes Liebesmahl. Auf dem Altare brannten noch alle die reichen Kerzen vom Abendmablagottesdienste und unter den vielen scheinernden Lichtern saß fröhlich vor Gott dem Herrn die Schar derjenigen, die nun miteinander aßen und tranken. Die Erinnerung an dieses Essen und Trinken vor Gottes Angesicht übertrifft alle Erinnerungen des schönen Tages. Und während nun jeder von den Anwesenden dem neuen Hause irgend eine Gabe bot, ein Hochzeitsgeschenk zum neuen Haushalt, kamen auch zwei, eine adeliche Jungfrau und eine fromme christliche Ehefrau, der später das Büchlein von der weiblichen Einfalt gewidmet wurde. Die erste, sonst keine Dichterin, brachte sinnig dem Hause sieben Brote und ein Lied, und die andere, auch sonst keine Dichterin, neben treuen Gaben frommer Liebe gleichfalls ein Lied, und diese beiden Lieder haben wir dieser kleinen Erinnerungsschrift am Schlusse beigelegt.

Wer so, wenn auch nur so, wie es im vorigen Stück geschehen, den schnellen Gang des Baus und die Entwicklung der Diakonissenanstalt ins Auge gefaßt hat, oder auch wirklich miterlebt, ohne an die Baukosten zu denken, der hat freilich leichten Gang. Ganz anders aber ist der schnelle Lauf der Begebenheiten dem ans Herz gefallen, der die Zahlungen zu leisten hatte, die so viele Tausende betragen haben. Ich will einmal hierher schreiben, was man im Jahre 1854 für den Bau zu zahlen hatte.

Das Grundstück, worauf wir bauten, samt der Handablösung hat 745 Gulden betragen, die Erd- und Brunnenarbeiten 586 Gulden und 31 Kreuzer, die Bruchsteine samt Fuhrlohn 1283 Gulden und 59 Kreuzer, die Backsteine samt Fuhrlohn 3018 Gulden und 38 Kreuzer, das Bauholz 1501 Gulden und 57 Kreuzer. Für Solenhofer Steine mit Fuhrlohn 162 Gulden und 37 Kreuzer, für verschiedene Materialien wurden 66 Gulden und 37 Kreuzer, für Maurerarbeiten 2188 Gulden und 43 Kreuzer, für Zimmermannsarbeit 523 Gulden und 44 Kreuzer bezahlt. Der Schreiner bekam 815 Gulden und 3 Kreuzer, der Schlosser 323 Gulden und 50 Kreuzer, der Schmied 127 Gulden und 23 Kreuzer. Für Dach und Dachrinnen hatte man 1242 Gulden und 54 Kreuzer zu entrichten. Das gemalte Betsaalfenster kostete 87 Gulden 18 Kreuzer, gewöhnliche Glaserarbeit 34 Gulden. Zimmermalerei und Zimmerschmuck 137 Gulden und 57 Kreuzer. Die Kosten der Wasserheizung beliefen sich gleichfalls auf fast 1000 Gulden. Für Kücheneinrichtung hatte man 118 Gulden und 34 Kreuzer zu zahlen, für Bewirtung der Fuhr- und Arbeitsleute 89 Gulden und 34¼ Kreuzer, für verschiedene Ausgaben 132 Gulden und 33 Kreuzer, für eine Menge unbelegter Kleinigkeiten 351 Gulden. Von dieser gesamten Bausumma waren nur 1196 Gulden und 35 Kreuzer Geschenke vorhanden, alles andere war geliehenes Geld. Der den Bau wagte, war ein völlig armer Mann. Als ihn der Beamte fragte, wieviel bereits Aussicht auf Baukapital da war, sagte er: 7000 Gulden. Der Beamte fragte weiter, ob das Geschenke seien, er aber sprach: „Nein, verzinsbares Darlehen“ und erinnert sich noch, was für ein geringschätziges Gesicht er darauf davontrug. Und in der That, war es doch

ein reines Wagnis, aus einer solchen Armut sich zum Bau zu entschließen. Da könnte man freilich denken, der Glaube sei eben so groß gewesen, daß man sich vor der Schuldenlast nicht gefürchtet habe. Der Bauunternehmer hatte aber seinen Glauben nicht gewogen, oder vielleicht überhaupt nicht gewußt, was er tat. Er war niemals mit viel Geld umgegangen und hatte noch wenig Erfahrung gemacht, wie schwer es herbeizuschaffen sei, und dennoch wagte er, was er wagte, und die ihm das Geld liehen, wagten selbstverständlich auch. Dennoch ist weder der Bauunternehmer noch der Gelddarleiher zu Schanden geworden, und wenn auch mehr als einmal dem ersten die Wasser der Sorge bis an den Hals gingen, so ist ihm doch nicht bloß zu der Bausumma, sondern zu noch weit mehr geholfen worden, nämlich zu all dem großen Haufen Geld, den er auch ferner zum Ankauf und zum Bau so vieler Häuser bedurft hat. Man kann sagen, er sei dem Schwimmer gleich gewesen, der, je länger er schwamm, desto mehr Kraft fühlte, weiter zu schwimmen. Obendrein hatte er gar kein Talent, zu betteln und Gaben aufzubringen und hatte auch kaum jemand um Gaben angesprochen. Er glich nicht dem großen und reich gesegneten Bettler, dem, wie ich gehört habe, ein großer frommer König mit lachendem Munde auswich, weil er das Kalb aus der Ruh nähme. Man kann auch nicht sagen, daß die Erzählungen August Hermann Franckes sich wiederholt hätten, dem so oft das Geld, das er brauchte, unverhofft und wunderbar zu Händen kam. Im Gegenteil hat er je und je die Last der Sorgen schwer empfunden und getragen und dennoch wurde ihm geholfen. An Allerseelen des Jahres 1868 hat er die Geschenke zusammenschreiben lassen, die ihm seit 1854 für das Diakonissenhaus gemacht worden sind und siehe, es war nur an Geld 33601 Gulden und 21 Kreuzer, und als er um Allerseelen 1869 zusammenzählte, wie viele Geldgeschenke ihm im Jahreslaufe zu gleichem Zweck übergeben worden waren, waren es in dem einen Jahre 11866 Gulden und 30 Kreuzer. Wenn der, auf dem im Grunde die ganze Last der Sorgen liegen blieb, zurückdenkt und sich die Frage vorlegt, ob er es noch einmal wagen möchte, all das Geld aufzubringen, das er früherhin für amerikanische Mission und späterhin für das Diakonissenhaus aufgebracht hat, so schaudert er vor einem „Ja“ zurück. Er hat für sich gar nichts erworben und nichts dazugebracht und doch ist eine solche große Summe von Geld durch seine armen Hände zum Reiche Gottes geflossen, ich meine nicht allein die Geldgeschenke und die Naturalgeschenke der Menschen, sondern den gesamten und reichen Gottessegen, der über sein Tun gekommen ist. Als ich ein junger Prediger war, ergriff mich einmal ein Schmied bei meiner Hand, führte mich auf seinen Kornboden und zeigte mir seine reiche Ernte. Der raube Mann fing an zu weinen und sagte: Da sehen Sie die Menge meiner Sünden! Wie oft habe ich an den Schmied gedacht und an sein Schuldgefühl, das beim Anblick meiner Ernten, die ich für Gott und sein Reich einheimfen durfte, noch tausendmal größer sein sollte. Wie gesagt, ich kann mich nicht rühmen, ein Nachfolger August Hermann Franckes oder eines anderen etwa noch größeren Geldsammlers für das Reich Gottes zu sein. — Ich werde

wohl auch sagen dürfen und müssen, daß meine Wasser im Vergleich mit denen anderer der stillen Quelle Siloahs glichen, aber in Wahrheit, es ist mir doch so viel durch Gott gelungen, daß ich es nicht zählen noch wiegen kann, und ich bin doch auch eines von den vielen Beispielen, an denen Gott bewiesen hat, was seine Mutter sagte: Die Hungrigen füllt er mit Gütern und läßt die Reichen leer. Ich bin ja kein Krösus und überhaupt kein Geldmensch, aber die Unterstützung des großen Gottes habe ich dennoch oft genug zu schauen bekommen. Ich möchte jedermann auf dem Wege der Barmherzigkeit vor Leichtsinn und Übermut warnen, aber auch keinen züchtigen, der in seiner Liebesarbeit seine Hoffnung und sein Vertrauen auf den reichen Gott zu setzen wagt. Es lebt noch immer der alte Gott, der die Hungrigen mit seinen Gütern füllt und die Reichen leer läßt.

Seitdem das Mutterhaus der Schwestern von Dettelsau entstanden ist, sind fünfzehn Jahre vergangen, und seitdem, kann man sagen, ist aus dem Hause eine ganze Kolonie entstanden. Das jüngste Gebäude, schöner und vorteilhafter aufgebaut als andere, verdanken wir, wie es geht und steht, einem großen Geschenke, und niemals haben wir Baues halber es leichter gehabt als dieses Mal. Man hat ja immer nur einfach zum Bankier in Nürnberg schicken dürfen, wenn man Geld bedurfte. Dennoch hat eine mit der Führung betraute Schwester ihren Mitschwestern schriftlich versichert, daß es keine ärmeren Anstalten gäbe als die Dettelsauer, aber die Schwester weiß eben doch nicht, was leere Kassen sind, und die länger in der Arbeit und Mühsal stecken als sie, vertragen es zwar, daß Schwestern so etwas sagen oder schreiben, aber beistimmen werden sie nicht. Das, was die edle Schwester meint, von der ich rede, haben wir nun schon oft genug erlebt. Leere Häuser füllen sich mit Inventar und zusehends werden durch den Segen des Herrn allmählich die armen Kassen voller. Wer nun das öfter gesehen und erfahren hat, der hat sein Auge auf dieselbe Erfahrung immer neu gespannt, wird selber immer ärmer und freut sich dennoch des zunehmenden Gelingens des Ganzen. Wir können getrost die Armut merken und erfahren, wenn wir dabei dennoch leben und gedeihen, die Sorgen zerrinnen und der Glaube triumphiert. Als das erste Jahr sich wendete, baute ein treuer Freund, unser lieber Hausmeister Johann Wegmann von Memmingen auf eigene Kosten den östlichen Flügel des Diakonissenhauses, bewohnte ihn auch eine Zeitlang, bis er ihn dem Diakonissenhause ganz überließ und das Haus dafür sein Schuldner wurde. Da war wörtlich geschehen, was wir vom Schluß des ersten Jahres bemerkt hatten, daß sich treue Freunde vorgenommen hätten, im nächsten Jahre den fehlenden Flügel zu bauen. Unter diesem immer zunehmenden Zuwachs an Gebäuden, an Besitz und Habe und allerdings auch an Schulden schwoll die Einwohnerschaft des Diakonissenhauses immer mehr an, bis die kleine Pfarrkirche, in welcher die zunehmende Menge ihre Vergung suchte, keinen Platz mehr hatte. Ein Zimmermann von Handwerk meinte, vor all den Leuten werde die Kirche feucht. Wenn nun aber die Kirche feucht wird und vor lauter Diakonissen und Schülerinnen kein Platz mehr sein wird, was fängt man

dann an! Der Pfarrer lachte über die naß werdende Kirche, sah aber doch wohl ein, daß bei der Zunahme der Anstalt eine Fürsorge für das andächtige Publikum getroffen werden müsse. Nun aber wird, wenn einmal wirklich die Dettelsauer Kirche zu klein werden wird, dem armen Gebäude sehr schwer zu helfen sein. Nach Osten hin steht es schon fast am Wege und man kann es nicht rücken, weil da der beste Teil des ganzen Hauses, der im Jahre 1692 gebaute Kirchturm, steht. Nach Westen kann man auch nicht rücken, denn da ist der Schloßgraben. Nach Norden kann man nicht rücken, wenn man nicht erst das Mesnerhaus und seine Pertinentien wegrückt, und ebenso wenig kann man nach Süden rücken, da müßte es eine neue Kirche geben. Da handelte es sich bei der Kirchennot um eine schwierige Erweiterung an Ort und Stelle. Jedes Räumchen mußte benützt werden, um für das Allgemeine eine erkleckliche Erweiterung herzustellen. Wirklich begab sich Professor Böhler, der Baumeister des Diakonissenhauses, in die Not und zeichnete eine neue Kirche, die den Beifall von allen denen hatte, die gerne geholfen hätten. Der Pfarrer versammelte die Kirchenverwaltung und stellte den Umbau der alten Kirche plausibel vor, die Kirchenverwaltung aber wollte nicht — warum? Weil sie wußte, daß die Gemeinde Hand- und Spannfron leisten mußte. Der Pfarrer meinte, er wolle besondere Anstrengungen machen und gerade aus der augenblicklichen Verlegenheit könnten solche Umstände hervorgehen, daß die Gemeinde außer Hand- und Spannfron wenig oder nichts aufwenden mußte, um eine neue Kirche zu bekommen, aber die Kirchenverwaltung traute nicht; der Pfarrer warnte, weil vielleicht die günstige Gelegenheit, wenn man sie einmal vorübergehen ließe, nicht wieder kommen könnte. Die Kirchenverwaltung aber blieb bei dem Mißtrauen, so daß wirklich von dem Plane im Ernst keine Rede mehr sein konnte. Wie viele haben das schon bedauert, aber ändern hat man es nicht mehr können. Aus dieser wahren Geschichte kann man die Notwendigkeit eines eigenen Betsaals für die Diakonissen erkennen. Unter solchen Umständen konnte man sich nicht wundern, daß allmählich in der Konferenz des Hauses der Gedanke Platz griff, den Diakonissen einen eigenen Betsaal zu bauen, einen Entschluß, der seine natürlichen Feinde in den Herzen der Bauleustigen selber haben mußte, weil doch immer noch die Frage nicht siegreich beantwortet werden konnte, ob denn überhaupt das Diakonissenwerk zu Neuendettelsau Stand haben werde und zu Kräften kommen könnte. Häuser wurden zwar eines nach dem andern gebaut, und Diakonissen wurden ausgesegnet, aber das Ganze stand doch nur auf wenigen Augen, und was dann? Aber genug, am 25. Februar des Jahres 1858 wurden wirklich die ersten Steine zum Bau des Betsaals auf den Bauplatz gefahren. Die Genehmigung zum Bau eines Betsaals wurde wirklich gegeben. In Bechhofen brach man die Steine zu den Grundmauern und die Meinung war, der ganze Bau sollte nicht mit Schulden aufgeführt werden, sondern als freies Opfer aus seinem Grunde hervorwachsen können. Es wurde daher auch an der Treppe des Diakonissenhauses eine Kasse angebracht und mit einer passenden Überschrift versehen, um die Leute eines guten Willens zur Unter-

stüßung des Werkes einzuladen. Am 20. August 1858, da der Pfarrer des Ortes gar nicht einmal anwesend war, sondern seiner Gesundheit wegen in einem Bade (Karlsbad), wurde der Grundstein zum Betsaal gelegt. Die Chronistin der Diakonissenanstalt schreibt darüber das Folgende: „Das Wetter war günstig. Um 1/25 Uhr abends versammelten sich in dem bisherigen Betsaale die Glieder des Hauses, die zu der Anstalt gehörigen und andere dem Hause befreundeten Bewohner des Dorfes. Vor aller Augen wurden nun folgende Schriftstücke in die blecherne Büchse gebracht, welche in den Grundstein eingeschlossen werden sollte. Zuerst eine Urkunde, welche also lautet: Im Namen Jesu. Urkunde bei der Grundsteinlegung dieses Betsaales.

Am 23. Juni 1854 wurde der Grundstein zum Diakonissenhause gelegt.

Am 12. Oktober 1854 wurde es eingeweiht und eröffnet.

Am 1. Oktober 1855 wurde die Küche und Waschküche vollendet.

Am 10. November 1855 wurde der östliche Flügel fertig.

Am 14. Dezember 1855 wurde die Anstalt für Blöde und Schwachsinnige eingeweiht.

Am 1. November 1856 wurde das Badhaus zu Ende gebracht.

Am 14. August 1857 wurde die Pfründeanstalt eröffnet.

Am 20. August 1858 wurde der Grundstein zu diesem Betsaal gelegt.

Die Diakonissenanstalt besaß an Äckern 21 Tagewerk und 11 Dezimalen, Wiesen 1 Morgen und 17 Dezimalen. — Siebenundfünfzig waren ausgesegnete Diakonissen. —

Präsenzstand des Hauses am Tage der Grundsteinlegung war 94.

Rektor war Johann Conrad Wilhelm Löbe. Konrektor Ernst Friedrich Loge.

Oberin Amalie Eleonore Auguste Rehm.

Lehrer waren Doktor IgnazENZler, Kantor Georg Güttler, Maler Albert Schramm. —

Pfarrer war der Rektor des Hauses.

Zu dieser Zeit herrschte über das Königreich Bayern, zu welchem Neudettelsau gehört, Maximilian II. —

Serner wurde in den Grundstein gelegt: Der Bauplan des Hauses, einige Photographien, eine Ansicht des Diakonissenhauses und eine Liste mit den Namen aller Diakonissen und Schülerinnen des Hauses.

Hierauf zog man aus dem Betsaal, um den Bauplatz herum, bis an den Grundstein und sang hiezu mehrere Verse des Liedes: Dir, dir Jehova usw. Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung: Voran gingen die kleinen Schülerinnen, geführt von der ersten Lehrdiakonissin. Diesen schlossen sich die beiden fungierenden Geistlichen mit den männlichen Gliedern der Muttergesellschaft und den Lehrern des Hauses an. Hierauf folgte die Frau Oberin mit den ausgesegneten Diakonissen und den weiblichen Gliedern der

Muttergesellschaft, und an diese reihten sich dann die Diakonissenschülerinnen und die Kranken. Den Schluß des Zuges bildeten die Schüler der Missionsanstalt.

Als man an die Stelle der Grundsteinlegung, an der nordöstlichen Ecke des Chors, angekommen war, sang man alternierend den 153. Psalm, der von einer der Feier entsprechenden Kollekte gekrönt wurde. Darnach legte Herr Inspektor Bauer als Vorsitzender der Muttergesellschaft in einer kurzen Rede der Versammlung die Veranlassung und den Zweck dieses Baues auseinander, tat die blecherne Büchse in den Grundstein und ließ den deckenden Stein darüberlegen. Hierauf ergriff er den Hammer und tat im Namen des rechten Baumeisters unseres Bethauses, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes die üblichen drei Hammerschläge. Dieselben wurden sodann wiederholt von Herrn Konrektor Lotze, von der Baukommission, von einigen Gliedern der Muttergesellschaft, von der Frau Oberin, der Haushaltungs-, Kranken- und Lehrdiakonissin der Anstalt. Nachdem man den 122. Psalm mit abermaliger Kollekte gesungen, ging der Zug wieder in den Betsaal zurück. Hier wurde ein für die Festfeier von Herrn Kantor Güttler eigens komponierter und trefflich eingeübter Kunstgesang nach den Worten des 84. Psalms angestimmt. Nach der Weise unserer täglichen Abendgottesdienste wurden hierauf drei Lektionen gelesen. Die erste von Jakobs Traum und der Salbung des Steins, 1. Mose 28. Die zweite von dem geistlichen Bau der Kirche, da Jesus Christus der Eckstein ist, 1. Kor. 3. Die dritte von der Beschreibung des himmlischen Jerusalems, deren Mauern von Iaspis sind, Offb. 21.

An diese Lektionen schloß sich eine Ansprache, die der Herr Konrektor Lotze als Vertreter des Vorstands hielt. Er stellte zuerst den vielfältigen reichen Segen dar, den uns der treue Gott in dem bisherigen Betsaal, an diesem theuern Ort, seit seinem Bestehen bis hieher erwiesen hat. Nun hat er auch zum Bau eines neuen Betsaals, der ein so hohes Bedürfnis der Anstalt ist, Mut und Freudigkeit gegeben und einen guten Anfang dazu, — wieder ein Zeichen seiner Gnade, die alle Morgen neu ist. Wo aber Gott so reichlich gibt, soll auch der Mensch geben und darbringen, was Gott gefällig ist. Und dazu wünschte Herr Konrektor den Gliedern des Hauses zweierlei: heilige Einsamkeit und heilige Gemeinschaft. Rechte Einsamkeit ist ein seltenes hohes Glück, das viele in Wüsteneien gesucht und nicht gefunden haben, da ihr Herz voll Welt mit ihnen ging. Die einsame Seele vergift sich selber und die Welt und legt sich betend Jesu zu Füßen. Nur aus der Vereinigung solcher einsamer Seelen entsteht die rechte Gebetsgemeinschaft, eine wunderbare Gebetsgemeinschaft der streitenden und triumphierenden Kirche vor dem Throne Gottes. Die Zeit des Baues bis zur Einweihung soll uns eine Zeit treuer Übung sein in beiden seligen Tugenden rechter Veterinnen.

Hierauf sang man zwei Verse des Liedes „Komm heiliger Geist“ usw. Auf den Gesang folgte das gewöhnliche Abendgebet mit besonderen, auf das Fest sich beziehenden Fürbitten. Dann wurde der Segen erteilt und zum

Schluß noch das Lied „Nun lob mein Seel den Herren“ gesungen mit freudvollem Herzen.“ —

Von dem 20. August an flackerte eine blauweiße Fahne mit schwarzem Kreuz auf rotem Grund, unter welcher das Wort *oremus* eingenäht war, über dem Bauplatz bis zur Vollendung des Baues, der man mit fröhlichem Herzen entgegensah. Mit dem Bau ging es langsamer als bei den vorigen Gebäuden, aber es hatte treue Pfleger, die mit aufmerkamen und liebevollen Augen über seiner Vollendung wachten, Herrn Konrektor Løge und insbesondere den damaligen Rechnungsführer der Diakonissenanstalt, Herrn Direktor Alt. — Endlich am 11. April 1859 fand die Aufrihtung des Gebälkes von der Spitze des Baues herab statt. Der Zimmermann sprach damals das Folgende:

„Es war am 20. August des vorigen Jahres, daß man nach vieler Mühe und Arbeit den Grund und Sockel, der diesen ganzen Bau und mich auf seiner Spitze trägt, geschlossen und feierlich gesegnet hat. Heute schreibt man den 11. April 1859, und es sind also 7 Monate und 22 Tage vergangen, bis ich daher treten konnte auf meinen First und vor der geehrten Versammlung meinen Spruch tun. Der Winter hat uns im Bau unterbrochen, der so schnell und mit Macht gekommen ist, sonst würden wir ihm nicht erst in der österlichen Zeit dieses Jahres sein Gebälk und seine Bedachung geben. Unüberwindliche Hindernisse einer früheren Vollendung haben sich uns in den Weg gelegt, aber sehet da, wenn auch allmählich und langsam, so sind doch auch wir unaufhaltsam hindurchgedrungen und haben uns auf diese Höhe gehoben. Der Eifer, dem Herrn und seinen Diakonissen ein Bethaus zu errichten, hat uns bis hieher gebracht. Der Eifer war vom Herrn, und bis hieher hat uns also der Herr geholfen. Dafür sage ich da oben dem Herrn Preis und Dank, und mein Preis und Dank wird in den Herzen der Versammlung da unten seinen Widerhall und sein Amen finden.

Wenn ich von meiner Stelle abwärts sehe, so sehe ich freilich noch kein Bethaus und noch nicht die eheliche Pracht des Königreiches Christi. Gebälk und Gestein sehe ich bedeutungsvoll zusammengefügt; werden kann, was werden soll, aber noch fehlt dem Hause der Chor, das Heiligtum, und dem Ganzen die friedliche, behagliche, zur Einkehr und zur Anbetung einladende Vollendung und Schönheit. Es ist noch viel zu tun, wenn der Zimmermann auf dem First steht, viel Fleiß und Arbeit und viel Segen bedarf es noch, bis die Werkleute weggehen und die Diakonissen da unten den Altar zur ersten Anbetung schmücken werden. Aber wenn man da oben unter freiem Himmel steht, so ist's einem, als wäre man dem Herrn im Himmel näher, und man glaubt fröhlich, daß der, welcher das Werk begonnen hat und uns zu seinen Mitarbeitern gemacht, auch helfen werde bis zum letzten Stein, zum letzten Brett, und dem Ganzen die Krone der Vollendung geben. Darum freuen wir uns, daß wir so weit sind; schürzen und rüsten uns aber auch zu weiterer Arbeit, und die Werkleute bitten die Versammlung um ihr Gebet. Noch sind wir auch mit diesem Bau, sozusagen, in der Arbeit und in der Passion; in der ersten Passionszeit richten wir das Gebälk auf. Die

fröhliche Osterzeit vollbringen wir in fröhlicher Vollendungsarbeit dieses Baues; bis aber die Pfingstzeit herankommt und man des Geistes gedenkt, aus dem das Schönste, was es auf Erden gibt, die Kirche Christi geboren wird, wie der Tau aus der Morgenröte, dürfen, so hoffe ich, die Diakonissen von Dettelsau ihre Harfen stimmen und ihre Lieder zurechten, damit sie, wie David, ihr altes Heiligtum unter das neue Dach bringen. In dieser Hoffnung rufe ich euch fröhlich zu: Vorwärts! Zum Herrn in der Höhe aber ruft mein ganzer Geist und mit ihm die ganze Versammlung unter mir einmütig: Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison. Amen.“

Am 24. Dezember 1859 schreibt die Chronik: „Den Bewohnerinnen des Diakonissenhauses wurde am diesjährigen Weihnachtsfeste eine ganz besondere Freude zuteil, indem sie zum erstenmale in dem neuerbauten, noch nicht völlig vollendeten Vetsaal ihren Hausgottesdienst halten durften.

Der bisherige Vetsaal dient von nun an zu einem gemeinschaftlichen Eß- und Arbeitsaal, zum Familiensaale. Durch diese Hauptveränderung bekamen auch mehrere andere Zimmer eine neue Bestimmung. Das bisherige Eßzimmer, das zugleich Aufenthaltsort der Diakonissen war, ist nun Bibliothek, Paramenten- und Konferenzzimmer geworden, in das Paramenten- und Diakonissenzimmer sollen Kranke kommen, die besuchenden Diakonissen ihren Aufenthalt in der bisherigen Kanzlei haben, da diese in das Zimmer der Haushaltungs- und Krankendiakonissin verlegt wurde. In dem Krankenzimmer Nr. 10 wohnen nun die Küchen-, Kranken- und Haushaltungsdiakonissen.

Zum ersten Male war die ganze Hausgemeinde in ihrem schön eingerichteten Reunionszimmer bei der Bescherung am Christabend versammelt. Um 7 Uhr abends ertönte die Glocke und rief die Bewohnerinnen in den mit Guirlanden und Blumen geschmückten Saal, in dessen Mitte der im Lichterglanze strahlende Baum stand, der mit seiner Spitze durch die Dornenkrone zur Decke emporragte. Man stimmte zuerst den 2. Psalm an und las dann die drei für den Tag verordneten Lektionen. Hierauf hielt unser Herr Pfarrer eine kurze Ansprache, in welcher er die Gedanken nach Bethlehem lenkte zu der heiligen Familie, der wunderbaren, in welcher ein greiser Mann, ein Jungfräulein und ein neugeborenes Kind vereinigt sind, und zwar ein Kind, das der Vater und Schöpfer seiner Eltern ist. Die Absicht aber, in welcher Herr Pfarrer die Gedanken der Hörerinnen zur heiligen Familie lenkte, war insonderheit auch die, ihnen nahezu legen, daß sie in einem Familienzimmer nun gemeinschaftlich leben und die Widersprüche vereinigen sollen, die zwischen Anstalt und Familie herrschen, indem sie eine unnatürliche Familie zu einer übernatürlichen verklären. Nachdem hierauf die drei Verse des Liedes ‚Ermuntre dich, mein schwacher Geist usw.‘ gesungen waren, empfing ein jedes fröhlich seine Gaben.

Am 25., als am heiligen Christtag, fand der erste Hausgottesdienst in dem schönen neuen Vetsaal statt. Es war abends 8 Uhr, als man sich im Familienzimmer versammelte und hier den Versikel ‚Der Herr segne euern Ausgang und Eingang‘ anstimmte mit der Antwort ‚Von nun an bis in

ewige Zeiten'. Herr Konrektor sang hierauf folgende Kollekte: 'Allmächtiger, ewiger Gott, der du durch deinen Sohn, den rechten Eckstein, Juden und Heiden wie Mauern aus verschiedener Richtung vereinigt und zwei Herzen unter einem Hirten zusammengebracht hast, gib deinen Kindern unauflösliche Liebe, daß sie durch keine Trennung der Gedanken, durch keinerlei verkehrte Mannfaltigkeit einander entfremdet werden, sie die durch eines Hirten Regiment zu einer Herde versammelt sind.' — Die Versammlung sang alternatim den 24. Psalm, Vers 8 u. 10 aber wurde dreistimmig intoniert. Darauf folgte der Hymnus: Danksagen wir alle usw., der eine Danksaugung für die im bisherigen Bethaus genossenen Wohlthaten des Wortes und Sakramentes enthielt und in seinem 2. Teile zum Einstimmen in den Lobgesang der himmlischen Heerscharen aufforderte. Nun bewegte sich der Zug in das neue Bethaus, dessen Chor besonders schön erleuchtet war. Der Altar war von vielen Gewächsen umgeben, und auf demselben stand ein Kreuzifix, das von einem Freunde der Anstalt geschenkt worden war.

'Friede sei mit diesem Hause', das waren die ersten Worte, welche hier erklangen, denen die Antwort folgte: 'Von unserm Eingang immerdar. Halleluja!' Herr Konrektor sang nun folgende Kollekte: 'O Herr, all unserm Tun komm zuvor mit deinem Geiste und begleite es mit deiner Hilfe, auf daß all unser Gebet und Arbeit allezeit mit dir beginne und durch dich zu Ende komme. Durch Christum, unsern Herrn. Amen.' Hierauf sang ein kleiner Chor dreistimmig das Invitatorium, und dann wieder die ganze Gemeinde alternatim den 19. Psalm mit vorausgehender Antiphon. Nach dem Gloria, mit dem der Psalm schloß, wurden folgende drei Lektionen von drei Diakonissen gelesen: 1. Mos. 28, 10—22; Luk. 2, 1—14; Ebr. 1, 1—14. Nach den ersten beiden Lektionen sang man die entsprechenden Responsorien und nach der dritten den Hymnus: Lobt Gott, ihr Christen usw., an welchen sich alsdann die Ansprache des Seelsorgers anschloß. In dieser wurde den Zuhörerinnen aufs neue die Lieblichkeit des demüthigen weiblichen Dienstes vorgestellt und gezeigt, wodurch man zur Dienerin Jesu wird, nämlich nicht allein durch irgendwelche äußere Geschicklichkeit und Gewandtheit, sondern durch ein gottverlobtes Leben. Ein solches Leben zu fördern und zu pflegen sei auch die Absicht, in der dies Haus gebaut worden, in welchem von nun an der Herr seinen Kindern oft begegnen und reiche Segensströme auf sie fließen lassen wird, die zu verheißen kein Wagnis sein wird, da immer, wenn sich's um göttliche Dinge handelt, die Erfüllung weit über die Verheißung geht. Als höchstes Vorbild im Dienste Jesu wurde Maria, die Herzogin aller Dienerinnen, dargestellt. Das neuerbaute Bethaus soll eine Krippe sein, in welcher der Herr seine Wohnung haben möge. In diesem Sinne sangen die Versammelten dann auch: Ich stehe an deiner Krippe hier. Nach dem darauf folgenden Gebet und Segen stimmte der Chor der Sängerrinnen dann noch einige Choräle an, darauf gingen wir fröhlich in unsere Wohnung zurück.

Die Krippe war diesmal in einem Hause des Dorfes aufgestellt worden, um den Bewohnern von Neuendettelsau auch eine kleine Freude zu bereiten."

Am 5. Mai des Jahres 1860 kam die lang ersehnte Erlaubnis vom königlichen Ober-Konsistorium zum vollständigen Gottesdienst samt Sakrament für das Diakonissenhaus. Am 27. Mai, dem Pfingsttag 1860 durfte zum ersten Mal vollständiger Gottesdienst im neuen Betsaal gehalten werden, und am 28. Mai 1860 wurde zum ersten Male das heilige Abendmahl gereicht. Die Chronik schreibt: „Seit unser Bethaus erbaut ward, wurde der Apostel Lehre schon in reicher Fülle vorgetragen. — Die Pflege der Gemeinschaft war auch nicht unterlassen worden. Manches Gebet ist zum Throne Gottes in demselben aufgestiegen. Aber heute widerfuhr diesem Hause Heil, denn der Herr selbst ging zu demselben ein und hielt sein heiliges Mahl. Lob sei ihm in Ewigkeit!“ —

Ob nun gleich der Betsaalbau langsamer vorwärts ging, so kam man doch auch mit ihm zum Ziele. Derselbe Architekt, der uns zum Mutterhause half, Professor Böhrer in Nürnberg, machte auch Riß und Zeichnung für den Betsaal. Die Einrichtung dieses Saals hat das Wohlgefallen vieler Menschen auf sich gezogen, und mehr als einmal geschah es, daß Geistliche, die zu bauen hatten, ein so großes Wohlgefallen an unserm Bau aussprachen, daß man von ihnen hören konnte, wie gern sie uns nachbauen möchten. Auch wir selbst haben am Bau zumal im Anfang großes Wohlgefallen getragen, wenn wir auch ganz willig waren, die Fehler anzuerkennen, die auch er an sich trägt. Die sämtlichen Baukosten betrugen 10 544 Gulden und $7\frac{3}{4}$ Kreuzer, eine Summa, die selbstverständlich schwer aufzubringen war, die wir aber dennoch dermaßen überwinden konnten, daß wir ein eigenes kleines Fest der Schuldenfreiheit unsres Betsaals feiern konnten. Wir hätten ihn ja gern dem Herrn zu einem Opfer gebracht und siehe, es gelang uns und wir kamen zu dem fröhlichen Gefühl, in dem Hause feiern und beten zu können, ohne daß uns ein Andenken an noch rückständige Schulden stören oder beunruhigen konnte. Der Betsaal wurde der Augenstern der Gemeinschaft. Während er seiner Vollendung entgegenging, gingen viele von uns, wie ihr Beruf sie führte, in ferne Lande, ohne daß ihnen eine Träne entfiel, den stillen Ort verlassen zu müssen. Beim Weggehen waren alle nüchtern. Wenn sie aber wiederkehrten und sich wieder sammeln konnten, dann sah man es ihnen an, daß ihnen der Betsaal süß und angenehm war. Jedermann steuerte und schenkte gern zum Betsaal und heute noch legt gar mancher irgend eine Gabe seines Wohlgefallens an seinen Stufen nieder.

Am 11. Oktober des Jahres 1865 kam die neue Glocke an, die schon lange vorher erwartet worden war. Schon seit Wochen war der Glockenstuhl, eine Art Dachreiter auf dem westlichen Giebel des Gebäudes, durch den Zimmermann hergestellt worden. Die Glocke wog 2 Zentner 65 Pfund 15 Lot und hat 307 Gulden und 20 Kreuzer gekostet. Auf der einen Seite sieht man das Diakonissenwappen, auf der andern die Mutter mit dem Jesuskinde und um dieselbe her die Inschrift: Et verbum caro factum est. Diese doch im Grunde kleine Glocke tönt rings durch das ganze Land und ihr starker, heller Klang ist allenthalben beliebt, Kranke und Gesunde zählen nach ihrem Geläute die Stunden und loben ihren Ton. Am 14. Oktober 1865 schreibt

die Chronik: „Heute wurde die Glocke des Bethauses feierlich eingeweiht und dem Gebrauche übergeben. Es war nachmittags 4 Uhr, als man sich im Betsaale versammelte und sich von dem Pfarrer die ganze Ordnung der kommenden Feier erklären ließ. Namentlich wurden wir erinnert, daß da, wo im A.T. von Posaunen oder andern Instrumenten die Rede ist, in unseren Zeiten immer des Glockenklangs Erwähnung geschieht. Nach diesen und ähnlichen Erklärungen trat die Versammlung heraus vor den Betsaal und stellte sich vor demselben im Halbkreis auf. In der Mitte des Halbkreises stand die mit Guirlanden und Blumen bekränzte Glocke auf einem Gerüste. Zum Eingang der Feier sang man den Hymnus ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren‘. Darauf folgte eine Kollekte, welche die Absicht hatte, die Glocke von dem gewöhnlichen Gebrauche abzusondern und dem Herrn darzubringen. Darauf sang man alternatim Psalm 147. Es folgten vier Lektionen, voraus die 4. Mos. 10, 1—10, die den Posaunenbefehl des Herrn zur Versammlung, zur Pilgerfahrt und zum Kriege enthielt. Dann Jos. 6, 1—8. 16. 20 vom Falle der Mauern durch die Posaunen und das Feldgeschrei Israels. Drittens 2. Chron. 5, 1—6, wo die Glückseligkeit derer dargelegt wird, die im Hause Gottes versammelt sind, und an vierter Stelle die Lektion Luk. 10, 38—42 zur Erinnerung, daß die Hausbewohner sich, so oft die Glocke schallt, von Marthas Geschäften zum stillen Sitz zu Jesu Füßen wie Maria wenden sollten. Nach jeder Lektion wurde eine Kollekte gesprochen, deren Inhalt sich auf die vorausgegangene Lektion bezog. Nach der letzten Kollekte intonierte der Chor Psalm 150 von dem göttlichen Befehl der Instrumentalmusik. Nun folgte die eigentliche Formel der Benediktion mit dem Zeichen des Kreuzes über die Glocke, und während die Gemeinde den Gesang ‚Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit‘ anstimmte, wurde die Glocke in die Höhe gezogen und befestigt. Es war indes die Zeit des Abendläutens herangekommen und nun zum ersten Male ertönte vom Betsaal herunter der Glockenton zum Gebet, unter welchem die Versammlung zum Abendgottesdienste ging.“

Garten

Ganz in der Nähe des Betsaals, getrennt durch einen schmalen Weg, lag ein Acker, welchen die Hauskonferenz zum Anstaltsgarten erklor. Dettelsau hatte damals nur einen Garten, den Schlossgarten, der zuweilen, namentlich in der Zeit der Blumen und des Obstes von den Bewohnerinnen des Diakonissenhauses aufgesucht wurde. Sonst hatte man keinen namhaften Garten, auch um die Anstalt und den Betsaal her war kein Garten. — Was jetzt in der Frühlings- und Sommerzeit um Haus und Betsaal grünt und blüht und wächst, ist lauter junge Pflanzung und beweist nur, wie lieblich die Natur ihren Schmuck denjenigen darbeut, die einigen Fleiß auf sie wenden. Zu derselben Zeit aber, wo nun allmählich der Betsaal sich erhob, beschloß man, einen Gärtner anzustellen und zu Gottes Preis den rohen Fleck Erde zu einem lieblichen Garten umzuwandeln. Wirklich wurde der Garten gekauft und der Verkäufer gab ihn unter der Bedingung wohlfeiler, daß

ihm der Name Helenenacker gegeben würde. Die Hand unsres erwählten Gärtners, der am 11. Mai 1859 bei uns eintrat, ist eine geschickte Hand und unter ihr und der seines Nachfolgers Michael Ascheneller ist uns all die Schönheit und Wohlthat zuteil geworden, die bis auf diese Stunde je länger je mehr rings um das Diakonissenhaus und seinen Vetsaal erblüht ist und immer mehr blüht. An das östliche Ende des Gartens hat man ein Leichenhaus gebaut und dabei den Gedanken festgehalten, daß der Herr seine stille Grabesruhe auch in einem Garten gefunden hat. Das Leichenhaus haben die Schwestern aus dem Erlöse einer von ihnen gehaltenen Verlosung gebaut, und es wurde zum Eigentum des Vetsaals geschlagen, wie mehrere andere Stücke Landes, womit er dotiert wurde. Seitdem ist auf der entgegengesetzten Seite des Vetsaals, nach Westen hin, wo man dem Walde zugeht, ein eigener Gottesacker für die Anstalten und ihre Toten errichtet und mit einer Mauer umsäumt worden. Bereits zahlreiche Gräber, die Aussaat unsrer Krankenhäuser, und mancherlei Monumente kann man dort finden, und auch dieser Gottesacker ist Eigentum des Vetsaals. — Gärtner und Totengräber und unter deren Hand mancherlei Menschen haben sich bemüht und angestrengt, den Ort, wo die Diakonissen von Dettelsau wohnen und wo sie beten, zu einer angenehmen Stätte der Ruhe und des Friedens umzuwandeln. Wer im Frühjahr und ersten Sommer vom Treibhaus des Gärtners bis zum Leichenhause gewandelt ist, etwa zur Kirchenzeit, ehe es läutet, oder gar zur Zeit der Blüten, der wird sich gewiß der schönen Gartenzier gefreut haben, der tausend und über tausend Blumen, unter denen er wandelt, und des duftenden Wohlgeruchs, der ihn umgibt. Ich bin Pfarrer in Dettelsau und habe dicht vor meiner Pforte nun bereits 32 Jahre einen Schnitt Gartenlandes, an dem ich mich in guten und bösen Tagen oft erfreute. — Aber was ist der gegen den Diakonissengarten. Gar oft bin ich durch mein Pfarrgärtchen gegangen und habe zu meiner Seele gesagt: Mir ist's schön genug da, ich brauche nichts weiter. Wenn ich aber von da hinausging in den Anstaltsgarten, an dem ich nichts gebaut und nichts gerichtet habe, nie eine Blume, nie eine Beere gepflückt oder gepflanzt, da habe ich oft zu meiner Seele gesagt: „Aber du bist reich, du arme Seele, darfst in dem schönen Garten gehen, vor den duftenden Blumen stille stehen, und lauschen, wie sie sich entfalten und ihren Wohlgeruch geben, ganz abgesehen von dem übrigen materiellen Nutzen, den da die Küchendiakonissin und die Gartendiakonissin preisen! Dir gehört von all der Herrlichkeit nichts, und doch hast du alles geradesogut, als wäre es dein.“ Geradeso reich könntest aber auch du sein, lieber Leser und Leserin, denn es wehrt auch dir kein Mensch, daselbe zu nehmen, was ich nehme, die süße Gartenfreude und die Wohlthat des werdenden Parks und was damit zusammenhängt. Du und deine Kinder können an dem Diakonissenwesen, Vetsaal und Garten, Bildungsmittel haben, mildere Sitten gewinnen, fürs Schöne und Gute erwarmen. Denn es ist alles für dich. — Da fällt mir noch etwas ein! Wie vorigen Frühling die Blumen herzlich schön blühten, da stand ich an einem stillen Morgen bei den blühenden Sträuchern und Blumen unter der Glocke

dicht am Betsaal und wünschte, daß die jungen Leute alle, die vorübergingen, in die blühenden Blumenkelche sehen und sich ihrer freuen möchten. Da kam die Metzgersmagd daher und riß mit rohen Säusten zu gar keinem Nutzen die schönen Blumenkelche ab, nur damit sie etwas wegzwerfen hätte. Hat sie nicht Schläge verdient für ihre Rohheit, und daß sie der Einladung und dem Geiste, der aus den Blumen an sie hinedete, sich widersetzte, wie sie tat? Der haben alle meine Blumen umsonst geblüht.

§ 4

Das Diakonissenhaus als Schule

Obgleich wir oben gesehen haben, daß es beim Diakonissenhause Neudettelsau zunächst gar nicht auf eine Schule und eine Bildungsanstalt angelegt war, so fehlten ihr doch die Schulen nicht. Gleich anfangs, wie man noch in der Sonne wohnte, zogen Schülerinnen herzu, die Bedürfnis und Verlangen hatten, für den erwähnten Beruf vorgebildet zu werden, und ehe man sich's versah, hatte man eine Schule, Lehrer und Lehrerinnen. Man hatte Herrn Doktor Schilffabarth zum ärztlichen Lehrer gewonnen und er hatte sich und seinem Unterrichte ein ärztliches Programm gewählt, wie es in den ärztlichen Organismus des Königreichs Bayern paßte. Wohlwollende Vorgesetzte hatten ihn beraten und die Bildung der Diakonissen für den Beruf der Krankenpflege schien anfangs ganz der der bayerischen Vaderschulen verwandt zu sein. Dieser Gedanke war fruchtbar und an ihm entwickelte sich allmählich der ganze theoretische und praktische Lehrberuf des Diakonissenarztes. Das vortreffliche Lehrbuch für Diakonissen, welches der dritte Arzt des Diakonissenhauses, Doktor Riedel, herausgegeben hat, wird seine Eigentümlichkeit und Besonderheit nicht verleugnen, aber dennoch wird ein jeder erkennen, daß es aus der Verwandtschaft ähnlicher Gedanken entsprungen ist und daß die anfänglichen Ratschläge der ärztlichen Behörden im allgemeinen immer noch herrschen. Dazu hatten wir immer Glück, solche Ärzte zu haben, die ferne von aller Frivolität der Diakonissenjugend niemals gefährlich wurden, sondern die Form ihres Unterrichts immer in den Schranken eines sittlichen Ernstes hielten. Ich erinnere mich, bei unfrem ersten ärztlichen Lehrer mit zugehört zu haben, wie er am Auge eines Ochsens das greifliche Walten eines schöpferischen Willens nachwies und wie er dadurch sowie durch eine ähnliche Darstellung des Organismus des Gehörs sein laufendes Publikum zur Andacht und Bewunderung des Herrn erweckte. Damit gelang es ihm, seinen Vorträgen eine gewisse Weihe zu geben, und der ärztliche Unterricht hat schon seit jenen Tagen im Diakonissenhause in großem Ansehen gestanden. Der Beruf der Diakonistin erschien als heilig. Auch der Musikunterricht, für den man gleich anfangs einen für kirchliche Musik begeisterten Lehrer an Kantor Güttler gewann, war sehr wohl beraten, weil ja dem Diakonissenhause bedeutende Autoritäten helfend zur Seite standen. Der Psalmengesang erschien gleich anfangs wie ein Eigentum des Diakonissenhauses, weil Bezirksgerichtsrat Hommel, der als ein Vater der neuen Psalmengesangs angesehen werden konnte, in innigem

Zusammenhänge mit dem Diakonissenhause lebte und demselben bis in die neueste Zeit mit Rat und Tat zur Seite stand. Die Art, wie man in Neudettelsau die Psalmen singt, hat sich in verschiedenen Gegenden verbreitet und ihre Geltung gefunden, und Davids Psalmen haben gewiß von Anfang an die ganze Musik des Diakonissenhauses geheiligt und dem Diakonissenhause selbst und seinen Gesangs-Lehrern und Lehrerinnen den edlen Ruf einer besonderen Leistung erweckt. Die übrigen Lehrgegenstände im Diakonissenhause wurden samt und sonders von allem Anfang von einem Lehrer vorgetragen, der ganz der Meinung war, die Lehrer zukünftiger Geschlechter zu begeistern und ihnen Ideen an die Hand zu geben, die selige Frucht tragen sollten. Der Schreibunterricht wurde dadurch pastoral und eine Schule des Gehorsam; der Rechenunterricht geriet mit aller Einfachheit und Solidität, welche auf den Gymnasien von Nürnberg und Bayreuth zu jener Zeit die herrschende war, da der erste Rektor und Vorstand des Diakonissenhauses auf Schulen war. Die natürliche Seite des Kalenders und auch die historische wurden eigens gelehrt, wie auf keiner andern Schule, und überhaupt gewann der gesamte Unterricht der deutschen Schule im Diakonissenhause durchgreifend eine solche Bedeutung, daß manche Leute schon um seinerwillen junge Mädchen der Diakonissenschule vertrauten. Alles was außer dem ärztlichen und Gesangsunterrichte heute noch in den verschiedenen Schulklassen gelehrt wird, stammt von einem und demselbigen Anfänger und Vorgänger, wenn er gleich von den nachfolgenden Lehrern und Lehrerinnen in allen Stücken besser verstanden wurde, als er sich selbst verstand, und sein dem Diakonissenhause vertrauter Nachlaß so ausgebaut wurde, wie er es gewißlich selbst nicht vermocht hätte. Die Diakonissenschule hatte ein eigentümliches Gepräge und die ersten zum Teil sehr fähigen Schülerinnen, die allmählich zu Lehrerinnen heranwuchsen, waren ein für die Weise ihres ersten Lehrers begeistertes Geschlecht, ein Unterschied, der scharf bemerkt wurde, sooft eine Lehrerin von anderer Schule in das Haus eintrat. Mehr als einmal versuchte man es, auf Grund des bekannten Bodens die sicheren Konsequenzen in allen Lehrgegenständen zu erfassen und eine Art von Diakonissenschule herzustellen, welche als ein besonderes Kennzeichen des Hauses stehenbleiben könnte, aber es fehlte die durchdringende Kraft für die Herstellung eines gleichartigen Schulsystems, und die Diakonissenschule mit ihren Eigenheiten und Besonderheiten wird sich schwerlich für lange Zeit erhalten. So blühend und wohlthuend der Geist des Ganzen sich erwies, das alles war zuerst der Schulgeist des anfangenden Diakonissenhauses, der sich allmählich abstufte und besonders ausbildete, daß eine blaue, grüne und rote Schule daraus wurde. Mehr als einmal hat man die Kraft dieses einfachen Schulsystems geprüft und gut gefunden. Aber es blieb doch alles zu besonders und gerade auf diesen Gebieten, den eigentlichsten von allen, wird bald eine genaue Änderung eintreten und eintreten müssen. Zu diesen Eigen tümlichkeiten des hiesigen Lebens gehört auch die Privatbeichte, die Karzer und Strafen vermied und einen Geist der Willigkeit und des Gehorsams verbreitete, der ohne sie gar nicht möglich gewesen wäre. Zu ebendemselben

gehörte auch der Geist der Zucht und der Besserung, der zuweilen die Schule beherrschte. Zu ebenderselben gehörte auch die Macht der stillen halben Stunde, die eine Eigentümlichkeit des Hauses bildete. Kurz das Diakonissenhaus bildete in seiner besseren Zeit eine eigene das ganze Leben beherrschende Schule, die unter begabten Lehrerinnen eine alles durchdringende Kraft ausübte, die aber, wenn gerade keine selbsterzogenen Lehrerinnen da waren, unglücklich dahinsiel. Kaum wird jemand imstande sein, die Diakonissenschule in ihren Traditionen zu beschreiben und dadurch dem Gedächtnis festzuhalten, aber noch lebt sie und trägt Früchte. Wenn die Schülerinnen des Hauses nach ihrer Heimkehr sich aus dem Pflanzgarten des Hauses in die gewohnten Umgebungen versetzt sehen, so fallen alle die schönen Eintagsfliegen hin und allmählich auch die Erinnerung an sie. Wenn der eingefogene Geist zu stark ist, sich in das gewohnte Wesen zu schicken, dann regt er zuweilen seine Flügel wieder, Flügel, wie sie die Zugvögel haben, und es kommen die Tage der Heimsuchung und der starken Erinnerung an die Schulzeit wieder. Dann lehren die Töchter von Dettelsau wieder in ihr Mutterhaus ein und feiern einen Nachfrühling, der wohl recht schön ist, aber doch zu abnorm, als daß er bleiben und siegen könnte.

Die bestehende Diakonissenschule darzulegen ist eine schwierige und vielleicht auch nutzlose Sache, weil zur Ausführung die Gelegenheit und die Bedingungen fehlen werden. Dagegen aber wollen wir hier etwas anderes anführen, was wenigstens hier zu Neuendettelsau zu einer gewissen Wichtigkeit gelangt ist. Früherhin hatte das Diakonissenhaus nur einen hauptsächlichen Rechnungsführer, der mit Treue und Geschick alle Einnahme und Ausgabe verbuchte und alle Rechnung stellte. Da lag also die ganze Last der Geschäftsführung auf den Schultern eines Mannes, der sich täglich zu bestimmten Stunden im Hause einfand und nur zuweilen von der Oberin unterstützt wurde. Das war freilich eine bequeme Zeit für alle und jede Schwestern, die aber freilich auf diese Weise selbst wenig oder keine Einsicht in die Verwaltung und Rechnungsführung gewinnen konnten. Da es sich aber darum handelte, Schwestern zu erziehen, die ihre Geschäfte und Sachen nach allen Seiten hin selbst führen und verantworten könnten, so mußte der frühere Stand der Unschuld aufhören. So wie der ganze Organismus der Schule des Diakonissenhauses aus den Schulerfahrungen des gegenwärtigen Direktors hervorging und sich ganz an die Erinnerung des Lebens eines großen Direktors (C. L. Roth) angeschlossen hat, ohne dessen Beispiel und Vorgang nie eine ordentliche Schule des Diakonissenhauses hätte werden können, so verdankt der Direktor des Diakonissenhauses seine gesamte Tüchtigkeit zur Leitung und Führung des ganzen Diakonissenhauses allein dem Umstand, daß er als bayerischer Pfarrer ganz und gar genötigt war, das Rechnungswesen seiner Pfarrkirche und ihrer beiden Filialen kennenzulernen und sich in die Führung desselben hineinzuleben. Von Natur hat er kein Rechentalent und was sich bei ihm auf dem Wege des Amtes ausgebildet hat, das ist ihm in seinem höheren Alter wieder verlorengegangen; daß er es sich aber aneignen und in dem Maße verwenden konnte,

das verdankt er ganz und gar seinem Pfarrersleben und dem mannigfachen Rechnungswesen, was damit verbunden war. Schon auf dem Gymnasium hatte Gott gesorgt, daß er rechnen lernen mußte. Nie hat er am Rechnen eine Freude gehabt und hat auch in späteren Zeiten es nicht begriffen, wenn er las, wie häufig das mathematische Studium Theologen zu ihrer Bildung gedient hat. Auf dem Gymnasium gehörte es zu seiner ärgsten Lebensplage, den mathematischen Kurs eines hochbegabten und strengen Lehrers, des nachmaligen Ministerialrats Hermann durchzumachen, und dieser Plage loszuwerden, sehnte er sich so lange, bis er ihrer losward und rührte auf der Universität dergleichen Dinge nicht einmal mehr an. Er sieht sich heute noch mit einem Stück Kreide vor der Rechentafel der Schule stehen und hört noch jetzt die Stimme seines Lehrers klingen, der ihm aus seiner Unfähigkeit und seinem Unwillen für alles Arithmetische manchmal weisagte, es werde ihm geradesowenig mit der Logik und Dialektik gelingen, eine Weissagung, die doch nicht hinausging und die derselbige Lehrer zurücknahm, als er selbst späterhin diese Wissenschaften lehren sollte und bei dem schwächsten seiner Schüler im mathematischen Fache doch einige Begabung mehr fand. Als ich späterhin meine Tätigkeit für Amerika begann und für die Gesellschaft für innere Mission, habe ich das ganze Rechnungswesen der amerikanischen Mission und der Gesellschaft für innere Mission geregelt und eingerichtet und erst aus meinen Händen ging es in die Hände des späteren Kassiers, eines Kaufmanns, nämlich meines eigenen Bruders, über und schon damals lernte ich anwenden, was ich bei meinem Lehrer für das mathematische Fach gelernt hatte. Späterhin kam die Zeit, wo die Zehnten abgelöst wurden, und ich hatte den Mut, alle Berechnungen, die zu machen waren, so viele tausend Exempel ganz allein zu machen, ohne daß ich irgendeinen Tadel oder eine Korrektur zu erfahren hatte. Es gelang mir im Ganzen und Einzelnen und meine Nachfolger werden nicht Ursache haben, sich über meine damalige Wirtschaft zu beklagen. Mein mathematischer Jugendunterricht, meine Formeln kamen mir zu immer größerem Verständnis. Es gibt heutzutage im Diakonissenhause eine ganze Menge von Rechnerinnen und Rechnern, aber soviel ich weiß, nicht eine einzige, die nicht hauptsächlich von mir gelernt hätte. Der gesamte Unterricht vom Rechnungs- und Inventarwesen, in dem sich alles bewegen muß, was im Diakonissenhause lebt, stammt wie die ganze Methode zu rechnen in den verschiedenen Schulen von mir und ich habe diesen meinen Nachlaß bis in mein Alter verfolgt. Was für Mühe hat mich das gekostet, die verschiedenen Schwestern allmählich in das Ganze einzuweißen. Wie hart ist es gegangen, die ganze Schar in die Lehre vom Voranschlag und Etat einzugewöhnen, und jetzt sind wir so weit, daß außer der Ökonomierechnung eine jede von den vielen andern von Schwestern geführt, von einer Schwester revidiert wird, und daß auch Leute, die gar keinen Willen dazu haben, doch das anerkennen müssen. Erst noch im Vorjahre habe ich die Absicht gehabt, die Lehre vom Schulidentifikationsplan wie eine Krone des Ganzen hinzuzutun, und wenn dies nicht ausgeführt wurde, so war daran bloß mein zunehmendes Alter und die aus meiner Jugend zu-

rückgekehrte Schwachheit im Rechnungsfache schuld. Hier wird man alles eher suchen als Rechnungswesen, und wenn überhaupt von einer Dettelsauer Schule die Rede sein kann, so kann man am allermeisten beweisen, daß die Schwestern von Dettelsau wenigstens sehr häufig im Rechnen bewandert sind, und daß ihre Tüchtigkeit im Verwaltungsfach damit auf das innigste zusammenhängt. Ein mir befreundeter Arzt hat mir erst in der jüngsten Zeit bei einer Wanderung durch die neuen Anlagen von Dettelsau vorgehalten, daß alles, was ich angefangen habe, den göttlichen Segen gehabt hätte und gewiß muß man das anerkennen, ich wenigstens erkenne es an. Aber ich glaube auch sagen zu dürfen, daß dem göttlichen Segen zur Seite immer die menschliche Überlegung und das Rechnen ging. Gewiß habe ich auch derbe Rechenfehler gemacht und mich sehr häufig verrechnet, aber die ganze Diakonissenschule, die unter mir verwachsen ist, wird sich doch gewiß auch als eine Rechenschule und als eine Schule der Verwaltung äußerer Angelegenheiten erkennen lassen. Wielange wird es noch dauern, so werde ich, was das Rechnen anlangt, als ein Invalide betrachtet werden können, aber der Herr war denn doch auch mit meinem Rechenstifte und mit meinem Kalkül, und viele, die mich heute überschauen und überrechnen, sind, wenn nicht meine Nachfolger, so doch meine Mitberater und Mittäter gewesen. Wenn man jetzt Konferenz hält, so übermag mich zuweilen manche geringe Diakonissin, und horche auf sie, verwundert, wie gescheut sie geworden ist, und doch ärgere ich mich zuweilen weidlich über ihr größeres Geschick, und daß sie so gar nicht mehr daran denkt, daß sie außer dem Einmaleins und den vier Spezies am Ende doch alles von einem hat, der ihr jetzt bereits so überflüssig und unnütz geworden ist.

Auf dem Wege meiner Lebensführung, meines Amtes und meiner eigenen praktischen Tätigkeit bin ich zu diesem Selbststuhm gekommen, an den ich früherhin gewiß nicht gedacht und den ich nicht gewollt habe. Es hat so kommen müssen, aber ich habe gewissermaßen von alledem nichts gehabt und bei alledem nichts gesucht.

Weil ich denn einmal so ins Rühmen gekommen bin, so will ich, damit mir von meinem Verdienst gewiß kein Jota überbleibe, auf noch etwas hinweisen. Dettelsau ist ein armer Ort, und wenn auch mancher Bau und manches Haus zeigt, daß die Bevölkerung sich mehr gehoben und ausgedehnt hat, so stehen doch im ganzen Ort hin und her noch arme Hütten genug, die ein dunkles Licht auf die Vergangenheit werfen. Der Ort hat kein Vermögen, zu bauen, aber wenn er es auch gehabt hätte, so hätte er kein Baumaterial gehabt. Jetzt aber hat das Diakonissenhaus die Einwohnerschaft dadurch bauen gelehrt, daß auf seinem Betrieb dahier die Feldziegelei aufgekomen ist und nicht bloß Zimmermeister und Bauunternehmer, sondern bald auch jeder Bauer wissen wird, wie er sich zu gutem und trockenem Baumaterial verhelfen kann. Man braucht keinen Lehmkuhl und überhaupt keinen auswärtigen Meister mehr. Die Einwohnerschaft hat selbst gelernt, Ziegel zu streichen, Brandhaufen zusammenzusetzen und sich und andern zu helfen. Das hat sie vom Diakonissenhause gelernt, das schon bei dem Bau

seines Mutterhauses seine Armut an Baumaterial erkannt und geneigt wurde, Herrn Lehmkuhl zu rufen, von dem und seinen Leuten zwar bei uns nichts hängen geblieben ist, aber der uns dennoch gelehrt hat, wie man sich auch in unsrer Gegend zu wohlfeilerem Baumaterial verhelpen könne. Welch einen Haß der Bevölkerung hat lange Zeit das Diakonissenhaus tragen müssen? Wie nützlich aber dies einzige Haus der ganzen Gegend geworden ist, kann aus mehr als einem Beispiel gezeigt werden. Diese summende und wühlende Schar von Diakonissen hat doch Industrie und Tätigkeit unter die indolente Menge gebracht und tut es vielleicht auch noch künftig.

§ 5

Blödenanstalt

Auch das lag in der göttlichen Vorsehung, daß die hiesige Diakonissenanstalt zugleich mit dem Gedanken an eine Blödenanstalt auftreten mußte. Diakonissenanstalt und Blödenanstalt sind so disparate Dinge, daß nicht die geringste Nötigung vorhanden ist, sondern daß es rein zufällig ist, wenn sie in einem Odem zusammen ausgesprochen oder zugleich miteinander in Absicht genommen werden. Der Blöde ist einer von den tausend und aber tausend Leidenden, für die man nach dem Sinne des Herrn arbeiten und leiden darf. Aber er ist es nicht mehr als andere, und wenn man zuweilen die Blöden die Elendesten unter den Elenden genannt hat, so gehört das unter die rhetorischen Übertreibungen einer Sache: man kann sich an sie gewöhnen, man kann sie schön finden, aber man kann ebensogut gegen als für sie reden. Am Schlusse des Krieges 1866, da die Heere heimwärts zogen, kam einmal eine Abtheilung bayerischer Soldaten nach Dettelsau und wurden hier einquartiert. Alles interessierte sie, aber nichts so sehr als die Blöden. Den ganzen Tag war das Blödenhaus umlagert, so sehr, daß man eine Weile meinen konnte, es würde gestürmt, eine so große Theilnahme fanden die armen Blöden. Ein Trupp der Leute begegneten gerührt und mit Zähren dem Pfarrer und meinten, sie wollten sich doch lieber von den Preußen totschießen lassen, als blöde sein. In der That konnte man glauben, daß die Soldaten auch den Gedanken hatten, daß die Blöden unter den Elenden die Elendesten seien. Und doch ist es sogar häufig, daß diese Elenden als besonders glückliche Menschen aufgefaßt werden. Wer sie miteinander leben und umgeben sieht, der kann sich zuweilen nicht genug darüber wundern, wie schnell sie sich aneinander- und zusammengewöhnen, wie glücklich sie untereinander sind, und wie fröhlich sie Himmel und Erde anlacht. Ich der mich zwar nicht rühmen kann, dem Chore der Blöden besonders nabezustehen, der ich aber seit dem Anfange des Blödenhauses immer mein Auge auf sie gerichtet habe und zeitenweise sehr viel mit ihnen umgegangen bin, habe manchmal gesagt, gerade so glücklich wie andere, aber auch gerade so lasterhaft und boshaft und sündenbefleckt, kurz gerade wie andere seien sie, nur unter einem niedrigeren und engeren Horizont. Daß ich nun gerade auf die Blöden verfallen bin und, ohne sie eigentlich besonders elend zu finden, sie doch so an- und aufgenommen habe, als wären sie besonders erbarmungs-

würdig, daß ich ihr Elend zu dem ersten gemacht habe, an welchem sich meine Diakonissen abmühen, üben und plagen sollten, das halte ich rein für eine göttliche Führung; dem Herrn hat es eben gefallen, das hiesige Haus zunächst an den Freuden und Leiden der Blöden vorüberzuführen. Das war sein Wille und ist dahier sein Werk.

Hier lebte ein großer und stattlicher Mann von besonderer Art, Ortsvorsteher und angesehen; er hatte keine Kinder, nur einen einzigen Sohn, und der war blöde. Wenn man den Vater ansah, seine Art und sein Wesen, dazu auch Art und Wesen seiner Frau, so konnte man bei aller praktischen Begabung, die er hatte, sich doch leicht denken, wie der zu einem blöden Sohn kam, und daß auch sonst in seiner weiteren Verwandtschaft blödsinniges Wesen wahrzunehmen war, das konnte man begreifen, ehe man nur nach Gründen und Ursachen gesucht hatte, die man jedoch auch ganz leicht ausspüren konnte. Der Mann erbarmte sich immer seines Sohnes, und sooft er seinen Pfarrer sah, reizte er ihn zum Mitleid mit dem Sohne und mutete ihm zu, sich demselben fleißiger zu widmen. Dieser Sohn war es, zu dem Gott das Herz des Pfarrers neigte und der es ihm ganz ernstlich nahebrachte, mit dem Diakonissenhaus ein Blödenhaus zu verbinden. Aber nicht bloß er zog Aufmerksamkeit und Mitleid auf sich, wenn er, groß und schlant gewachsen, wie er war, fast in die Knie sinkend mit den langen Händen bis zu den Knien greifend, mit wahrhaft blöden Gebärden dahinging und lallte, sondern in der ganzen Gegend schien der Pfarrer, einmal aufmerksam geworden, blöde Kinder zu finden. Im Trunk erzeugte, aus zu nahem Verwandtschaftsgrade stammende, mit Mohntrank beschwichtigte Kinder, namentlich solche, die unter unnatürlichen Umständen aufwuchsen, die zum Blödsinne sich hinneigten, besonders verwahrloste, in Onanie herangewachsene, auf der Winterseite wohnende Menschen fand ich sehr häufig blöde. Wie Kantor Güttler vor seinem Antritt bei den Blöden eine Reise nach Winterbach machte, so hatte auch ich getan. Ich hatte das Glück, eine Unzahl von Menschen beisammenzufinden, die sich seit Gudenbühl viel mit Blöden und dem Blödsinne abgaben und die auch durch meinen Besuch und den von zwei Begleitern, mit denen ich reiste, sich besonders getrieben fühlten, von dahin einschlägigen Gegenständen zu reden. Fast in all den dargelegten Erfahrungen glaubte ich meine eigenen Erfahrungen wiederzuerkennen, und ich kam schon damals mit Gedanken heim, die mich zu einem Freunde der Blöden machten. Es war mir mit der Stiftung einer Blödenanstalt voller Ernst. Nicht daß ich mir einbildete, es mit den Blöden besonders gut zu können, aber daß ich es ganz der Mühe wert fand, daß sich Diakonissen mit ihnen abgaben. Es war mir, als müßten solche Diakonissen der Blöden Lohn empfangen, denn, wie wir später sagten, mit einer Art von Humor und Witz, aber doch auch mit voller Wahrheit: Den Blöden ist er hold.

Dazu kam es, daß uns gleich anfangs ein reicher blöder Anabe übergeben wurde, noch in bildsamen Jahren. Die Anverwandten waren gleich von Anfang sehr froh, ihn uns übergeben zu können, weil, nachdem wir einmal

den Gedanken gefaßt hatten, Blöde zu erziehen, der Blödsinn uns gewissermaßen heilig war. An diesem Knaben hat die Blödenanstalt ihre ersten Sporen verdient: seit dem Anfange des Diakonissenhauses ist er bei uns und man kann sagen, an ihm ist viel gezeigt worden. Nun ist er ein reicher Jüngling, aber dennoch trotz aller unserer Mühe und Mühsal ein völliger Blöder. Jener Bauernsohn, der uns zuallererst auf die Blöden aufmerksam machte, wurde nach Jahren von den Seinen wieder zurückgenommen, weil ihnen das Geld zuviel war und der Nutzen zu gering; die wirklich vorhandenen starken Einwirkungen der Blödenanstalt auf ihn mußten wir trauernd wieder vorübergehen sehen und konnten es seitdem nicht hindern, daß er zu einem wilden und viehischen Wesen zurücksank. Da sehen wir, was wir seitdem oft gesehen und gesagt haben, daß der Blöde in seiner Welt, das ist in der Anstalt, bleiben muß und daß man ihn nicht aus derselben nehmen darf, ohne daß das Letzte ärger wird als das Erste. Bei dem zweiten Knaben, dem reichen Waisenkinde, dem es jedermann gönnte, die Zinsen seines Reichthums in der Blödenanstalt zu verzehren und dem zu Gefallen die frommen Verwandten gern alles Mögliche aufwendeten, sahen wir das Gegentheil. Er genoß das Leben auf eine anständige Weise und wurde wohlgehalten, besser als andere Blöde, aber aus der Sphäre des Blödsinns ist er nie herausgewachsen, wird er auch nie herauswachsen; doch hat er sein Lebensglück, wie es eben ein Blöder haben kann, den niemand beneidet, von dem man sagt: Laß ihm, gönne ihm das und das, er hat ja so nichts auf der armen Erde und ist ein Blöder. An diesen beiden Beispielen, dem Bauernknaben und dem reichen Erben haben wir ganze Haufen von Blöden kennenlernen, wie an Typen, die sich durch Nothwendigkeit der Natur oft genug wiederholen. — Ein anderer Knabe war von seiner vornehmen und reichen Mutter von Jugend auf mit aller Sorgfalt erzogen, später mit großem Glück in Winterbach unterrichtet und zu allem Möglichen befähigt worden. Er spielte Klavier und Violine, lernte lateinisch, machte schöne Aufsätze, zeichnete schön, war ein feiner Jüngling von gebildeten Sitten und einem frommen Herzen, hatte im Leben und Sterben Gottes und aller Menschen Gunst, mehr werden als er kann kaum ein Blöder, aber mehr als ein Blöder war auch er nicht. Auch ihm fehlte wie so vielen Andersgearteten seinesgleichen der Strich die Stirn herab, der nach der Lehre der Phrenologen die Selbstständigkeit und die Selbstbestimmung bezeichnet. Zwischen ihm und den beiden ersten, dem Bauernknaben und dem reichen Erben, ist ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erde, aber auch er gehörte nur zu den Blöden und in die Blödenanstalt, und Gottes Geist hat von ihm das Unglück abgewendet, daß man versucht hätte, ihn anderswo zu erziehen. Er hat sein Lebensglück geschmeckt und, kann man sagen, mit Geschmacd alles getan und vorgenommen. Die Klumpfüße, mit denen er mühsam ging, haben durch Gottes Barmherzigkeit verhindern müssen, daß er einen andern Lebensweg eingeschlagen hätte. Wenn man ihm aber auch die hätte abnehmen und seinem Leib und Leben den vollen Adel einer vornehmen Erziehung in der Blödenanstalt geben können, so hätte man zwar an ihm sehen können, wieviel

die Blödenschule tut, aber aufgehört hätte er doch nicht, ein Blöder zu sein. Wer blöde ist, wirklich blöde, wird nie vollsinnig und gesund. Es gibt zwar Blöde, Leute, bei denen der Blödsinn nicht eigentlich eingedrungen ist, wo seine Wirkungen nicht tiefer gehen; — manchmal könnte man sagen, wo die Hemmung und Zerstörung der armen Seele so arg nicht ist, und da mag die Blödenbildung vielleicht ganz Außerordentliches tun, und es mag vielleicht manches Mal bei einer ganzen Klasse ein lebhafterer Auf- und Umschwung gelingen: auch da mag man Gott preisen und solche Erfolge sind Glück der Blödeninstitute. — Aber ich bezweifle, ob sie eigentlich da sind, um solche Stufen zu erringen und ob nicht die Arbeit, die das Blödeninstitut an denen tut, bei denen keine große Umwandlung hervortritt, gerade die schönste ist. Sie können in ihrer Sphäre und unter ihrem Horizonte für Leben und Sterben reifen, aber ob sie auf Erden jemals das werden, was ein gesunder Mensch sein und werden kann, das ist eine andere Frage. Wir in Dettelsau haben von der ersten und zweiten, ja auch von der dritten Art Beispiele gehabt, aber das Glück haben wir selten gefunden, die Blöden zu den Fortschritten der Gesunden zu bringen und die Folgen des Blödsinns für dieses Leben aufzuheben.

Es mag wohl sein, daß gerade die Blöden von unseren Gegenden nicht wie die von anderen Gegenden sind und daß man uns wenig bildungsfähige herzubringt, oder wir mögen unter welchen andern Einflüssen sein und wirken, gewiß gönnen wir jedem Blöden seinen Ort und seine geeignete Führung. Wir bescheiden uns aber auch gern, die Blöden zu bedienen, wie sie Gott uns gibt, mit dem Mangel und Übel, aber auch mit der Gnade und Hoffnung, wie sie Gott uns verleiht und möglich macht. Dieses unser Referat über unsere beiden Blödenanstalten, so männliche als weibliche Abtheilung, kann einigermaßen zur Traurigkeit stimmen, aber es ist am Ende wahr, und wir werden bei den Angehörigen unsrer Blöden gewiß nirgends als Heuchler erfunden werden, wobei es aber fern von uns ist, uns zu entschuldigen und andere anklagen zu wollen. Im Gegenteil, wir bewundern die Erfolge anderer und pflegen, so gut wir können, das uns gegebene Maß von Gaben.

Ob man nun gleich aus dem bis jetzt Gesagten den Schluß machen könnte, wie wenn es mit der Blödenanstalt von Dettelsau nicht viel wäre, so ist doch die Meinung keineswegs so, sondern im Gegenteil wir halten Blödenanstalten für notwendig und segensreich und alles, wozu wir uns unsres Orts bekennen wollen und dürfen, besteht darin, daß wir unsern wohlgemeinten und treuen Dienst nicht unter übertriebenen Ansprüchen und großen Verheißungen leisten wollen. Wer hier bekannt ist, der weiß, mit welchem Vergnügen die hiesigen Blödenpfründen besucht zu werden pflegen, und daß man sich vielfach über die Leistungen der Anstalt verwundert. Dem allen aber wollen wir nicht widersprechen, sondern froh sein, daß die Lehrerinnen bei ihrer großen Mühe und Plage diese Anerkennung finden und mit gutem Gewissen dahinnehmen dürfen. Überhaupt gleicht die Blödenanstalt auf dem Territorium von Dettelsau einer schönen Insel, die sich rings von dem

Land und Anstaltenkomplex zu ihrem Vorteil heraushebt und geltend macht. Unsere Schulanstalten stehen im Glor und es ist keine Ursache vorhanden, sie nicht zu wünschen oder nicht zu fördern, aber die Blödenanstalt hat dennoch einen Vorrang vor den Schulen und das kommt daher, daß sie einem so großen und namenlosen Elend steuert. Sie dient den Blöden aller Art und aller Stufen, sie dient Epileptischen, sie dient Geisteskranken. Also leistet sie nach einer dreifachen Seite hin ihre Dienste und gewiß vom Arzt und der Oberschwester an bis zur jüngsten Diakonissin sucht jedes das Mögliche zu leisten. Der Arzt steht in größtem Ansehen und der Rektor selber wird seine Hilfe und Dienstleistung mit vollem Willen anerkennen und ehren, und ebenso wird die Güte, Tüchtigkeit und Treue der Oberschwester das beste Lob verdienen. Es geht auch hier zuweilen der Todesengel durchs Haus und macht die armen Blumen welken, aber ich habe nie gehört, daß irgend ein verständiger Mensch mit den Leistungen der Anstalt unzufrieden war. Wohl habe ich schon oft Anstalten wie Münchengladbach rühmen hören und ich selbst bin zum Beispiel für Ecksberg und Stetten ein begeistertster Lobredner gewesen, aber man darf doch gewiß mit Wahrheit sagen, daß auch Detelsau sich von Jahr zu Jahr gehoben hat. Vielleicht darf man Ordnung und Reinlichkeit in eine gleiche Linie mit den berühmtesten Anstalten setzen, und vielleicht erkennen andere noch mehr als wir selbst den äußeren Aufschwung, den unsre Anstalt genommen hat. Auch sie hat in der Sonne ihren Anfang genommen und hat Stadien verschiedener Art durchlaufen, aber man kann doch sagen, daß sie seit dem 11. August 1864, zehn Jahre nach dem Beginn des Diakonissenhauses, wie in ein Alter der Vollkommenheit eingetreten sei. Nicht bloß das große schöne dreistöckige Haus mit durchaus sonnigen und lustigen Räumen, sondern auch die Umgebung dient ihr zum Lobe. Der schöne Anstaltsgarten und seine sich rings immer mehr ausbreitenden Anlagen, die zu jeder Jahreszeit einen anmutigen Aufenthalt bieten, überwinden je länger je mehr die Schwierigkeit der natürlichen Lage. Allerdings haben wir die Bäume von Stetten nicht und nicht Ecksbergs prachtvollen Inn, aber die mühselige Arbeit unsrer Gärtner ist auch gesegnet, und wie wenig noch wird es bedürfen, um den Gang rings um das Blödenhaus zum angenehmsten in der ganzen Gegend zu machen. Auch für die Epileptischen ist je länger je besser gesorgt worden, und wenn man auch die Sammlung, die wir zur Errichtung eines eigenen Epileptischen-Hauses gewagt haben, ihren Zweck nicht erreicht hat und wir nach gemachten Anstrengungen von dem Bau eines eigenen Epileptischen-Hauses haben abstecken müssen, so haben wir es dennoch wagen dürfen, unser hiesiges Blödenhaus als einen Bau für Blöde und Epileptische zu rühmen und haben die eingegangenen Gaben zur Herstellung von Tobzellen verwenden können, ohne welche kein Haus für Epileptische bestehen kann. Auch haben wir unsre Räume bereits oft genug zur Aushilfe für Geisteskranken verwenden können die sich in unsren reinen Lüften wohler befinden als an manch andrem berühmten Ort. Die ganze Anstalt für Blöde, Epileptische und Geisteskranken hat aber auch noch manch anderen Vorzug, den wir rühmen können und

dürfen. Unser liebliches Bethaus, das vielleicht mit jedem andern von dieser Art sich ganz wohl vergleichen kann, die täglichen Gottesdienste mit ihrer mannigfaltigen Lust, die Möglichkeit einer ohne Prunk und Schminke hervortretenden regelmäßigen Seelsorge, die Gelegenheit der Privatbeichte und eines oftmaligen Abendmahls genusses, die ganze Einrichtung und Gewöhnung, bei der man es auch den Epileptischen nicht wehren muß, den Gottesdienst zu besuchen, das gesamte friedenvolle und stille Dasein, bei dem man jede Krankheit und jedes Unwohlsein abwarten kann und darf, dazu die reiche und mannigfaltige Bewegung der ganzen Kolonie hat oft schon nicht bloß Kranke, sondern auch Gesunde angezogen, hier Posto zu fassen. Dazu haben wir es ja auch dahingebracht, daß männliche Blöde, Epileptische und Geisteskranke besonders, allein von den weiblichen ihresgleichen, geführt und in dem lieblichen Pölsingen, in geschützter Lage und gesunder Umgebung geführt werden können. Das Schloß in Pölsingen hat einen Raum geboten für einen eignen Vetsaal, in welchem dieselben Vorteile für das geistliche Leben wie in Dettelsau selbst sich dargeboten haben. Dazu gewährt die größere Ökonomie in Pölsingen die Möglichkeit einer Vereinigung des Gebets und der Arbeit. So hilft Gott allezeit, und überhaupt, wie wir die Vorteile des Aufenthalts in Dettelsau für weibliche Kranke rühmen konnten, so können und dürfen wir gewiß auch das süße Stilleben von Pölsingen für männliche Kranke rühmen. Auch dort ist die Möglichkeit gegeben, einen eignen Seelsorger und einen eignen Arzt zu benützen, und Dettelsau hat nichts unterlassen, um auch sein Diakonissenfilial dem Mutterorte gleichzumachen und Männer und Frauen an zwei verschiedenen Orten durch Aufenthalt und Pflege so glücklich zu machen, als es möglich ist. Fehlt auch hüben und drüben noch manches, so hat man doch Ursache, einen jeden von den beiden Orten zu preisen. Auch scheint auf beiden Orten ein göttlicher Segen zu ruhen. Die Bayerische Kirchentollekte, die wir seit 1863 erbeten haben, hat doch 5045 Gulden eingetragen und die Bauschulden sind seitdem von 18 000 auf 3000 Gulden herabgesunken, und Pölsingen, das freilich eine so starke Erleichterung seines Daseins noch nicht gefunden hat, hat doch auch schon mehrfach solche Zeichen der göttlichen Gnade und Durchhilfe gefunden, daß man die starke Hoffnung fassen konnte, es werde auch je länger je mehr zu einem gesegneten Gang und segensreichen Dasein gelangen.

Wer mit aufrichtigem Herzen und billigem Sinne die Blödenanstalten von Dettelsau und Pölsingen vergleicht, der wird sich wahrscheinlich getrieben und veranlaßt finden, Segenshände über beide Orte aufzuheben und ihnen wie Jerusalem um seiner Freunde willen Glück zu wünschen. — Über die Einweihung des großen Blödenhauses am 11. August 1864 schreibt die Chronistin:

„Die Feier des 11. August begann am Nachmittag um 2 Uhr. Wie alle unsere Häuser der Barmherzigkeit, so sollte auch dieses dem Herrn feierlich übergeben werden. Wenn ein neues Haus kirchlich behandelt werden soll, muß eine Dedikation und Benediktion erfolgen: dies ist von den höchsten

Mustern hergenommen, von den Sakramenten. Dort werden die Elemente dem Herrn hingegeben, und wie der Mensch diese Hingabe dediziert, so benediziert der Allmächtige in der Konsekration; denn die Spitze aller Benediktion ist die Konsekration, sie ist die göttliche Antwort auf die menschliche Dedikation. Die Benediktion unserer Häuser geschieht im Namen des Herrn, die Dedikation geschah im Namen des Diakonissenhauses und umfaßte das Haus mit seinem Innern. — Dem Festhause war geschehen, was durch äußeres Tun ihm gegeben werden konnte, es harrete nun des Hauches von oben, dadurch es geheiligt und Gott zum Dienste hingegeben werden sollte. —

Der 100. Psalm: Jauchzet dem Herrn alle Welt, dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken — erscholl aus vollem Herzen, als wir uns zum Beginn der Feier im Vetsaal versammelt hatten, und wie aus einem Munde strömten die Worte des Dankes für alle Güte der zehn Jahre, die dem lobenden Munde des Vorbeters nachgesprochen wurden. Als man darauf die Verse 'Nun lob, mein Seel, den Herren' anstimmte und zu der Strophe kam 'den Blöden ist er hold' — da lag die Deutung so nahe, daß wohl niemand mit der Untersuchung sich abgab, wo hier die Blöden genannt sind; wir sangen im Andenken an unsere Schwachsinnigen, um derentwillen wir uns so außergewöhnlich versammelt hatten. Nach dieser einleitenden Feier ordnete sich die Prozession aus sämtlichen Bewohnern des Hauses und den geladenen und freiwilligen Gästen. Wir sangen auf den Wegen, 'daß die Ehre des Herrn groß sei' Ps. 138; und wie mit einem Male zerriß die Sonne das dunkle Gewölke, Sturm und Regen legten sich, heller warmer Sonnenschein begleitete die fröhlich Wallenden und umstrahlte das Bild des Gekreuzigten, das dem Zuge voranging. Der Psalmenschluß, das Gloria, gehörte dem andern neuen Gebäude, dem freundlichen, reinlichen Waschhause, das auch seinen Gotteshauch bekommen durfte, wenn es gleich nur untergeordneten Zwecken dient, darum wurde ihm zuliebe so lange stillegehalten. Nun aber richteten sich die Gedanken zum Einzug ins festliche Haus, und die Prozession stimmte die Verse an: 'Dir öffn' ich, Jesu, meine Thür, ach komm und wohne du bei mir'. Vor den Pforten erfolgte hierauf die Dedikation: 'Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst' und 'Heute ist diesem Hause Heil widerfahren' waren die Gottesworte, die wie je und je, so auch hier wieder zur Weihe dienten. 'Heuch ein zu deinen Toren' flehte weiter der Gesang, indessen die Pforten von der Hausmutter der Anstalt eröffnet wurden. Es folgten nun die zwei uralten Dedikationskollekten, wie sie schon bei der Einweihung des Rettungshauses hier verzeichnet wurden.

Im Vorplatz des Hauses erfolgte hierauf die Benediktion: 'Friede sei mit diesem Hause' waren die ersten Worte, 'Amen, Friede sei mit ihm' soll fort und fort darin erschallen, Friede bei allem Elend, weil er dabei ist, der so gerne unter den Elenden waltet. Die Lektion Luk. 10, 5. 6 sprach von den Kindern des Friedens, um derenwillen der Friede im Hause bleibt; auch bei gehemmter Seele kann der Mensch ein Kind des Friedens sein, und wer kann

wissen, ob nicht am Ende leichter und sicherer? Weiter lasen wir vom Einzug des Herrn in den Tempel und noch einmal von dem Heile, das dem Hause Sachäi durch den Eingang Jesu widerfuhr.

„Ich will die Freudenopfer bringen, solange sich mein Herz bewegt“ lobte darauf weiter der Gesang der Feiernden. — Nach den Benediktionskollekten erfolgte von dem Benedizierenden eine kurze Ansprache an die Versammelten, das Thema gab die Inschrift über der Pforte des Hauses: Den Blöden ist er hold. Fragt man nach dem biblischen Beleg des Satzes, so gehört hieher alles, was von der Beziehung des Herrn zu den Kindern geschrieben steht, denn die Blöden sind und bleiben Kinder ihr Leben lang. Die Kirche dachte lange nicht daran, sich nach den Verheißungen, welche die Pflege der Kinder hat, auch durch Fürsorge für die Blöden auszustrecken, aber in neuerer Zeit sind Augen und Herz für diese Elenden von Gott geöffnet worden, und darum wollen wir nur recht, recht hold den Blöden sein, da er ihnen hold ist. — Mit Gebet um Gedeihen des Wirkens derer, die hier zu wirken haben, Vaterunser und Segen schloß die Handlung ab, an welche sich sodann zur Feier des Tages einige Reden in einem der Säle des Hauses anschlossen. Die des Arztes der Anstalt, Herrn Dr. Riedel, handelte zuerst vom Entwicklungsgang der Irrenbehandlung im allgemeinen, deren traurigen Gestalt in der Vergangenheit und der erfreulichen Wendung zum Humanismus seit Pinel; sodann vom Wesen des Idiotismus, dessen Behandlung und Pflege. Der zweite Vortrag, von Herrn Konrektor Løge, besprach die Blödenschule, die mögliche Leistung derselben und die Ansprüche, welche an solche zu machen seien. Als Trost, der „wie ein Licht von oben her die gesamte Arbeit erleuchtet“, wird an die Lehre der Kirche von Kinderglauben und von der Objektivität der Gnadenmittel erinnert, welche Lehre von der Blödenschule in einer unverkennbaren und lieblichen Weise bestätigt werde. Passende Gefänge wechselten ab, und auf diesen Teil der Feier folgte sodann die Einführung der eigentlichen Bewohner des Hauses, die sich in wunderlichem Zuge anschlossen. Kinder und Erwachsene, vom Schwachsinn bis zum Kretinismus, alle zogen fröhlich ein in ihr schönes Haus und gaben ihre Freude auf die seltsamste Weise zu erkennen. Die Katechisation über die Bedeutung des Tages, welche hierauf mit ihnen vorgenommen wurde, gab doch bei allem Verfehrten der Antworten ein Zeugnis, wie auch diese Armen ein Gefühl der an ihnen geschehenen Wohlthaten besitzen; in rührender Weise zählten sie auf, was ihnen bisher im alten Hause zuteil geworden, eines der Kinder legte aus eigenem Antrieb ganz richtig die Auslegung des 1. Artikels dabei zugrunde. — Darauf zerstreute sich die Versammlung, entweder um die Räume des Hauses zu durchwandern oder der Bewirtung der Kinder zuzusehen oder um sich selbst bewirten zu lassen. Durch die Stiftung einer Freistelle von einem Wohltäter für ein blödes Kind erhielt dieser Tag noch eine passende Auszeichnung, dem es obnehin an Dank und Freude nicht mangelte. Möge nun der Segen der Benediktion auf dem Hause ruhen und in gleicher Weise sichtbar werden, wie es bei unserm Rettungshaus der Fall ist, dessen liebliches Gedeihen zuversichtlich der Kraft der Benediktion zuge-

geschrieben werden darf, daß uns die Hausschulden nicht zu einer Last, sondern vielmehr zu einem neuen Beweis werden, wie Gott selber alle Häuser zahlt, die ihm zuliebe erbaut sind.“

§ 6

Magdalenium

Daß hier ein eignes Haus für Magdalenen erbaut wurde und nun bereits vier Jahre im Stand gehalten wird, verdanken wir fremder Hilfe. Denn obwohl wir wohl allezeit, seitdem das Diakonissenhaus besteht, uns der Gesunkenen des weiblichen Geschlechts angenommen haben, so hat man doch das Ziel früherhin nicht methodisch befolgt, sondern nur dazu gegriffen, wo sich gerade eine Gelegenheit ergab, ohne daß man darauf ausgegangen wäre, die Bemühung anstaltsmäßig fortzusetzen. Es fehlte der Impuls der Not, und wenn der irgendeinmal hervortrat, so nahm man sich der Hilfsbedürftigen an, so wie es ging. Es fehlte nicht Raum und Gelegenheit, eine oder ein paar Magdalenen irgendwie bei den reichen Beschäftigungen des Hauses unterzubringen, und die Masse der Besseren im Hause wirkten auf die einzelnen wenigen Verkommenen ihres Geschlechtes kräftiger und unaufhaltsamer ein, als wenn man eine größere Anzahl von derselben Art in einem Hause versammelt hätte, die dann doch von dem größeren Ganzen so hätten abgesondert werden müssen, daß sie durch die besondere Führung auffallend geworden wären. Von einem Magdalenium konnten wir anfangs nicht reden, sondern nur von einzelnen Gefallenen, auf welche die ganze Versammlung des Hauses mit erbarmungsvollem Mitleid sah und welche so in das Ganze eingefügt waren, daß sie sich gegen den Geist des Ganzen nicht wohl wehren konnten. Bei der Vereinzelung der Verlorenen hatte man guten Erfolg und hatte es nie zu bereuen, sie mitgenommen zu haben. Allmählich aber wurde man genötigt, zu überlegen, ob nicht ein anstaltsmäßiger Betrieb der Magdalenensache in größerem Maßstab dennoch vorzuziehen wäre. Das Diakonissenhaus lag in so einsamer Stille und so im Zug des Guten, daß man am Ende glaubte, die vorhandene Überwindungskraft lange auch für eine größere Schar. Sehr leicht war es, die sich zusammenfindenden bei der Wäscherei, Bügelei und Flickerei und bei den übrigen Geschäften eines gesonderten Magdalenen-Haushaltes unterzubringen und zu beschäftigen, ja es zeigte sich bald, welch eine Fülle von Arbeit bei den verschiedenen Anstalten und deren verschiedenen Bedürfnissen vorhanden war. An Persönlichkeiten, die geeignet waren, den Magdalenen beim Haushalt und bei ihrer Arbeit vorzustehen, fehlte es nicht, und der eine Hauptfaktor eines Magdaleniums, der ihnen die Notwendigkeit der Arbeit begreiflich machte, war vorhanden. Dazu war man nicht genötigt, Gebet und Schule mühsam herzustellen, da ohnehin bei dem Ganzen der Anstalten es auch für die Magdalenen nicht an der nötigen Fürsorge fehlte. Anderwärts, wo ein Magdalenium vereinsamt liegt und für die verlorenen Töchter allein und ganz besonders jede Einrichtung getroffen werden muß, muß man mit viel größerer Anstrengung und durch eigens angestellte Leute jedes Bedürfnis der

Schule und der geistlichen Führung herbeibringen, während das bei uns auf dem einfachen Wege der Teilnahme an den Veranstaltungen, die ohnehin für alle vorhanden sind, erreicht werden kann. Die hiesigen Magdalenen haben ihre mannigfaltige Arbeit in der Wäscherei, Bügelei, Flickerei, je nachdem ihre Gesundheit und ihre verschiedenen Bedürfnisse und Stufen es verlangen. Ja es ist gar nicht schwer, in den Arbeiten und Beschäftigungen Unterschiede und Abwechselungen eintreten zu lassen. Auch haben sie ihre Sonntage, ihre stillen Abende, ihre Häuslichkeit. Auch haben sie ihre täglichen Gottesdienste, an denen sie teilnehmen können; die Matutinen am Donnerstag, die täglichen Abendandachten, ein völlig geordneter Religionsunterricht, besondere Kinderlehren, die ihnen in Gemeinschaft mit den Blöden und Kranken gehalten werden, die Wohltat der allgemeinen und der Privatbeichten, zu welcher letzteren der Geistliche durch die schriftlichen Vorarbeiten der Oberschwester vorbereitet wird und bei denen eine völlig geordnete Seelenführung statthaben kann, der Reiz des Sakramentagenusses, soweit er nur Anwendung finden kann und darf, und das gesamte Leben in einer Gemeinschaft und Gemeinde, die Hunderte umfaßt, das alles und was damit zusammenhängt, sind Vorzüge, die in anderen Magdalenen schwer herzustellen sein werden, während sie hier sich ganz einfach ergeben. Im allgemeinen Bethaus, ja in den Dorf- und Filialkirchen sitzen, gehen und stehen mit den sie leitenden Diakonissen auch die Magdalenen und es muß ganz besondere Ursachen haben, wenn sie von irgend einer geistlichen Freude und Gemeinschaft ausgeschlossen sein sollen. Auch werden sie in der gliedlichen Teilnahme an allem und jedem erhalten. Wöchentlich gehen sie zu bestimmten Zeiten unter Anführung der Schwestern in das Dorfgotteshaus, um in demselben Reinlichkeit und Sauberkeit herzustellen, täglich gehen sie unter gleicher Führung in das Missionshaus, um da Ordnung und Sauberkeit und häusliche Geschäfte auszuüben. Diese Arbeiten geben ihnen eine gewisse Garantie, zum Ganzen zu gehören, und obwohl das alles schon jahrelang währt, ist noch nicht ein Mal die Nötigung hervorgetreten, ihnen diese sie adelnden Geschäfte abzunehmen, und die Aufsicht des Hauses hat allezeit hingereicht, sie in der Ordnung zu erhalten. Eine gewaltige Macht übt das Kleid aus, die gemeinsame Kleidung aller, die als wirkliche gefallene Magdalenen aufgefaßt werden müssen. — Und so wie bei Magdalenen der besseren Stände dies Kleid von besserem Stoff die Gleichheit der Sünde dokumentiert, bei aller Verschiedenheit der übrigen Lebensverhältnisse, so ist es umgekehrt ein großer Triumph, wenn die Erlaubnis gegeben wird, das Kleid der Anstalt abzulegen und in den eigenen Kleidern etwa als Magd in der Wäscherei oder als Hausmagd im Diakonissenhause oder gar als dienende Schwester bei den eigentlichen Anstaltswerken angestellt zu werden, Lohn zu bekommen, sich mit größerem Vertrauen der Oberen bewegen zu können. Bei dem allem zeigt sich der Vorzug des hiesigen Magdaleniums, den es durch die gliedliche Gemeinschaft mit so vielen Anstalten gewinnt. Allerdings können unsre Magdalenen, die oft durch obrigkeitliches Gebot im Magdalenium sind oder von Magdalenenvereinen mehr oder minder im

Magdalenium unterhalten werden oder durch den Willen ihrer Eltern bei uns sind, nicht immer die Freiheit haben, vom Magdalenium auszutreten, aber wenn ihre Stellung so ist, daß sie nur durch ihren Willen gekommen sind, so hindert man auch keine, versteht sich nach empfangenen Ermahnungen, zu gehen, ein freieres Dasein zu erwählen oder allenfalls auch das vonzulaufen, was dann aber auch manchmal eine freiwillige Rückkehr und eine Bitte um Wiederaufnahme zur Folge hat. Wir haben Magdalenen von sehr verschiedenem Stande und — nota bene — wir respektieren Stand- und Lebensverhältnisse und verlangen ebensowenig, daß eine vornehme Gefallene als daß eine kranke und schwache Gefallene am Waschfaß und aus Methode in der völligen Lebensgleichheit steht. Eine jede wird behandelt, je nachdem man es für sie für angemessen hält, und wir rechnen das zu unsrer lutherisch pastoralen Richtung. Wir haben auch sonstige große Verschiedenheiten des Lebens nicht vermieden, haben blöde und geisteskranke Magdalenen und zuweilen sogar mitten unter wirklichen Magdalenen solche Leute behalten, die blöde oder närrisch, aber gar keine Magdalenen waren, so daß die Gemeinschaft eine ziemlich bunte ist, die auch dem Seelsorger die mannigfachste Rücksicht auferlegt und von ihm fordert. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß trotzdem daß wir Brüder haben, deren Beruf es verlangt, frei mit den Magdalenen zu verkehren, noch nicht ein Mal der Fall einer Versuchung für diese oder von diesen auf Magdalenen vorgekommen ist und daß bisher alles in den Schranken der Sitte verlaufen ist. Der Name „Magdalena“ ist ein Schutz für diese selbst und für andere.

Es ist bekannt, was für eine schreckliche Sache für gewesene Wollüstlinge aller Stände das Rezidiv ist, und die verschiedenen Erscheinungen desselben haben auch wir schon mannigfaltig zu erfahren bekommen, aber wir behandeln es ganz offen, wie eine wieder ausbrechende geistige oder geistliche Syphilis und haben bisher immer Siegeskräfte davon gespürt und es leichter überwunden als z. B. die Faulheit und Trägheit, welche die Magdalenen oftmals kennzeichnet. Mit alledem haben wir nichts angestrebt als eine wahre Darstellung des hiesigen Magdaleniums, und wenn es etwa dabei so erschienen ist, daß es durch Art und Lage eigentümliche Vorteile genießt, so ist eben auch das wahr, und wir gestehen, uns bei der Darstellung selber verwundert zu haben, daß wir so viel zu rühmen fanden, während uns doch so oftmals die Mängel und Schäden der ganzen Sache so drückend gewesen sind, daß wir manchmal versucht waren, sie für unerträglich zu halten. Wie oft habe ich den Diakonissenposten der Magdalenen-Oberschwester in vieler Beziehung für den schwierigsten unter allen erkannt und bekannt. Ich habe viele Ähnlichkeiten zwischen ihm und dem Posten eines Pfarrers gefunden, aber immerhin habe ich ihn auch wie jenen größeren als preiswürdig und herrlich anerkannt, an und für sich, und ganz abgesehen von den vielen Erleichterungen, die eine Magdalenenchwester zufälligerweise durch ihre ganze hiesige Stellung und Lage im Magdalenium genießt.

§ 7

Wege und Hospitäler

Längst schon, ja schon seit der Einweihung des Diakonissenhauses hatte man bei dem häufig eintretenden schlechten und zum Theil rauhen Wetter das Auge auf die Wege gerichtet, welche die Einwohner und Einwohnerinnen des Diakonissenhauses bei der großen Kommunikation mit dem Dorfe zu passieren hatten. Was hatten die jungen, zum Theil schwachen Schulerinnen des Hauses und die Kranken für Noth, wenn sie wöchentlich zwei, drei oder vier Mal in die Pfarrkirche zum Gottesdienste zu gehen hatten. Es war ganz offenbar, daß die Wege besser werden mußten. Daher stellte man einen gepflasterten Weg bis zur Grenze des Diakonissengebietes her. Und ebenso mußte darauf gedacht werden, daß die Wege am Gartenzaun entlang und rings umher gebessert würden. Dazu fand sich bald, als sich die Spitäler des Diakonissenhauses mehr und mehr entwickelten, ein neuer Grund, und jetzt freilich gehen wir bequemer als vorher von der Pfarrkirche zum Diakonissengarten und von dem zum Vetsaal und zum Mutterhause und von da am Magdalenium und Rettungshause vorüber bis zu dem neuen Gottesacker. Das ist bereits eine lange Strecke, und wenn wir auch nicht sagen können, daß wir bereits nach allen Seiten hin immer trockene Wege einschlagen können, so hat Noth und Fleiß doch bereits Großes getan, und wir haben viele Gulden und Thaler bereits auf unsere Wege gewendet. Auch hat man angefangen, für die abendliche Zeit Lichter und Laternen zu schaffen, und so wenig man bis jetzt sagen kann, durch die Beleuchtung der Diakonissenanstalt dem Dorfe entflohen und zu einer städtischen Bequemlichkeit gekommen zu sein, so wird man jedoch bis zu dieser Zeit bereits nahe vorgerückt sein. Diese Sachen und die Wegesbequemlichkeiten müssen unweigerlich folgen, wenn man sich einmal entschlossen hat, so viele Häuser zu bauen, als es bereits hier der Fall gewesen ist. Man kann doch nicht eine Menge stattlicher Häuser bauen, um sie samt und sonders im Gassenschmutze stecken zu lassen. Eins bringt das andere mit sich, und wer sich noch ein Jahr lang durch unsre Weges-Noth und Mühe dabingeschleppt haben wird, der wird nicht bloß trockene Wege haben, sondern auch bei Tag und Nacht helle, lichte Wege. Dann wird man gewiß auch auf dem Hospitlwege und -platze zufriedengestellt werden. Schon jetzt ist die Zeit lange vorüber, wo die Rehe auf den Diakonissensfeldern spazierten, noch aber kann es niemand anders als ziemlich wild und unwegsam finden, wenn er nur von den Hospitälern bis zum Arzte, Dr. Riedel, wandern soll. Das muß gewiß in baldem besser werden. Da wo der Diakonissengarten aufhört, östlich von demselben, hat sich das Land mit großen Schritten erhoben, um eine Gestalt anzunehmen, die dem Zwecke der ganzen Kolonie entspricht. Jetzt schon findest du zwei stattliche Häuser, die Nacht nach Osten halten, und siehst, wie sie sich schützend nach Westen kehren. Im September des Jahres 1867 wurde das erste von diesen Häusern zum Distrikts-Männer-Hospitale eingeweiht und dicht neben diesem hat man an Allerheiligen im Jahre 1869 ein noch schöneres und neueres Haus zum Frauen-Hospitale des Distrikts

eingeweiht. Zwischen den beiden Häusern öffnet sich noch eine Thür, welche zu der Zentralküche der beiden Distrikts-Hospitäler führt, aus welcher so Männer wie Frauen der beiden Hospitäler gespeist werden sollen. Seit dem 1. Dezember 1867 ist das Männerhospital in voller Tätigkeit gewesen und nun ist bereits seit dem 3. November dieses Jahres das Frauenhospital in voller Tätigkeit, und die Zentralküche zwischen beiden mitteninne sendet durch ihre Verbindungsgänge rechts und links wohlgeschmeckende Speisen. Noch geht ihrer Vollendung in nächster Nähe die ungeschlossene Zisterne entgegen, welche die beiden Hospitäler von Wasser entledigen soll, und noch spottet der Novemberweg des Verbindungsganges und der Wege, die auch noch ein drittes schon länger stehendes Gebäude mit der Zentralküche vereinigen soll, aber bereits trägt man zu den Mahlzeiten von der Küche auch zu diesem Hause, nämlich dem Pfründhause, duftende Speisen. Bereits also stehen drei Gebäude auf einem Platze dem Herrn zu Diensten. Das Pfründhaus soll Pfründner der Gemeinde Neuendettelsau aufnehmen und in den andern Räumen wird den Schulkindern und Armen von Montag bis Freitag eine Suppenanstalt und nach derselben den Mädchen Industrieschule gehalten. Überlege dir das, überlege, daß im Männerhospitale auch der leidende, kranke Wanderer neben dem Distriktskranken Aufnahme findet, daß im Frauenhospitale neben den weiblichen Distriktskranken auch Kranke aus andern Stände bereits Aufnahme gefunden haben, daß die Pfründner der Gemeinde bereits das Pfründhaus füllen, die Suppenanstalt und die Industrieschule alle Tage wenigstens Stunden lang einen ganzen Haufen fröhlicher Kinder zum Empfange von Liebesdiensten sammelt, so hast du bereits den Anfang eines reichen Lebens der Barmherzigkeit, das sich nunmehr da entfaltet, wo ehemals nur Reuters Pferde die Hufe hoben, ohne daß irgendwem ein Nutzen geschafft wurde. Jetzt ist es Winter, aber wie bald wird die schönere Jahreszeit kommen. Dann werden in den bereits hergestellten Anlagen Neuperts Bäume ausschlagen und unter den Fenstern der Distrikts-hospitäler seine Rosen blühen. Weggenommen wird werden alles, was noch wild ist, und auch die anliegenden Wohnungen werden sich im Chor mit allen den verschiedenen Anstaltshäusern vereinigen und alles wird wert sein und werden, die Werke des Hospitalplatzes zu schmücken. Man kann nicht wissen, was alles noch auf demselbigen Grunde und Boden erwächst und wächst, aber siehe, wir sind hier auf den eigentlichen Arbeitsfeldern der Neuendettelsauer Liebestätigkeit. Von dem Mutterhause der Diakonissen durch alles, was dazwischen liegt, dehnt und zieht man sich zu den Hospitälern als zu dem praktischen Ziele des Ganzen. Wenn der Frühling kommt und die schmutzigen Wege vertrocknen und kultiviert werden, dann wünsche ich dir, lieber Leser, eine überlegsame Reise auf den Hospitalplatz von Det-telsau. Vielleicht gefällt dir alles miteinander. Die Hospitäler sind Det-telsaus Ostende, und weiter geht es vielleicht nicht, aber es ist ja genug, wenn es in freudiger Kraft bis hieher gegangen ist. Es hat wahrlich Mühe genug gekostet, bis es nur hieher kam. Oben habe ich gesagt, von der Pfarrkirche bis zu dem Gottesacker der Diakonissen sei es ein weiter Weg, und

doch ist es nur eine kleine Strecke, auf der sich viel und mancherlei Werke entwickeln, Werke, nicht zur Seligkeit gewirkt oder gemeint, wohl aber zum Preis des Einzigen, der uns allen zum ewigen Heil gelebt hat und gestorben ist.

Jetzt sind gerade fünf Jahre vorüber und die Schwestern von Dettelsau haben in den 137 Ortschaften des Distrikts zehn mühevollen Gänge und Sammlungen vollendet. Da haben sie Familie auf Familie um irgend eine Gabe für die Distriktskranken angesprochen und dabei den Kindern Bilder, den Alten Traktate gereicht mit süßen und zum Evangelium lockenden Worten. Wieviele wohlhabende und reiche Bauern haben sie dafür abgeschmauzt, mit Hunden gebezgt, mit Schimpfworten fortgeschickt und nicht begriffen, daß sie gar nichts gewollt haben, als eine vertragmäßige Gabe für die Distriktskranken sammeln und die armen Leidenden freundlich annehmen, ihre Gaben in tranken Tagen in Dettelsau aus den Händen der Liebe wieder heimzuholen. Wie manche junge zarte Magd des Herrn hat in Geduld bei jedem Wetter die weiten Wege gemacht und hat unter dem Spott und Hohn von allerlei Menschen die Liebe des Erlösers gegen die Kranken gepriesen. Wie manche ist selber darüber voll Weh und Krankheit geworden, ohne Klage, aber wie manche hat auch bei ihren Sammlungen den Segen der Armen und Kranken bekommen, die mit Tränen der Sehnsucht sich für ihr Leiden und Sterben nichts Besseres zu wünschen gewußt haben als einen Aufenthalt in Dettelsau in kranker Zeit oder in Todesnot. Nun stehen unsere Häuser gebaut und wir haben sie wohnlich und heimlich gemacht. Ochsen und Mastvieh sind geschlachtet, kommt, es ist alles bereit. Wir wollen euch segnen und euch Gottes Liebe zeigen. Kommt nun in eure Distrikthospitäler, sie sind in Wahrheit euer. Das letzte Hospital hat eine adelige Jungfrau gebaut, die in ihrem ganzen Leben keinen schöneren Gedanken gehabt hat, als Jesu nach das Ihre für unsere Kranken zu geben, seine süße Armut zu erben und sich dabei zu trösten, daß es andere von ihrem Gute im Leben und Sterben gut haben möchten. Wofür die edle Seele ihr Gut mit großem Eifer gegeben hat, dafür haben die meisten unter uns nie etwas getan oder gegeben. Wir dürfen rot darüber werden, aber wenn das auch nicht, so werden wir doch so roh und boshaft nicht sein, daß wir nicht fänden, eine solche Liebe zu den armen Brüdern und Schwestern Jesu sei doch auch schön und in der Tat doch auch wirklich nachahmenswert. Ich freue mich, daß so etwas in Dettelsau vorgekommen ist, und wünsche mir nichts als den gleichen Sinn und ein demütiges Herz. —

Statistik des Diakonissenhauses vom Jahre 1868/69

§ 1

Organisation

Für das Jahr 1868/69 ohne Gegenstand.

§ 2

Bestand

A. Vorstandschafft des Mutterhauses

Unverändert; Pfarrer Löbe als Rektor; Schwester Amalie Rehm als Oberin.

B. Personalstand des Mutterhauses

Die im Hause angestellten Diakonissen, Probeschwestern, Gehilfinnen und Mägde waren im vergangenen Jahre folgende:

1. Die Oberin.

Sür die Schulen des Hauses:

2. Die Lehrdiakonissin für die Diakonissenschule.

3. Eine Lehrdiakonissin für die Vorschule.

4. Eine Diakonissin für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten.

5. Eine Lehrdiakonissin für die deutsche Schule.

6. Eine Lehrprobeschwester für die deutsche Schule.

Sür den Krankendienst:

7. Eine Krankendiakonissin und

8. eine Probeschwester.

9. Eine Diakonissin zur Hilfe in der Apotheke, die zugleich das Inventar des Hauses führt.

10. Die Registraturdiakonissin, zugleich mit der Aufsicht über die Bäckerei und Gärtnerei betraut.

11. Die Haushaltungsdiakonissin, zugleich Kantorin und Gesanglehrerin.

12. Die Paramentendiakonissin.

13. Eine Diakonissin für die Pförtnerin.

14. Eine Probeschwester für die Staatserziehungsanstalt für verwahrloste Mädchen.

Sür die Küche:

15. Die Küchendiakonissin mit

16. u. 17. zwei Gehilfinnen, und

18. einer Magd für die Spülküche.

19. Eine Gehilfin als Schneiderin.

20. Eine Hausmagd.

21. Eine Viehmagd.

Männliche Angestellte:

1. Der Arzt der Anstalt.

2. Der Vikar als Gehilfe des Rektors.

3. Der Bibliothekar.

Sür die Ökonomie:

4. Ein Verwalter mit

5—8. vier Knechten.

Für das Bauwesen:

9. Ein Bauwart.
10. Ein Holzwart mit
11. einem Gehilfen.
12. Ein Gärtner und
13. ein Gehilfe.
14. Ein Bäcker mit
15. u. 16. zwei Lehrlingen.
17. Ein Schuster mit
18. u. 19. zwei Lehrlingen.

Am Diakonissenhause arbeiten also:

- 19 männliche und
 - 21 weibliche, in
- Summa 40 Personen.

C. Personal der Zweiganstalten

a) Blödenanstalt:

1. Eine Diakonissin als Oberschwester.
2. Eine Diakonissin für die Garderobe.
3. Eine Diakonissin für den Unterricht.
4. Eine Diakonissin für die Krankenpflege.
5. u. 6. Zwei Probeschwestern und
7. u. 8. zwei Gehilfinnen für die Einzelpflege.
9. Eine Gehilfin für das Asyl.
10. Eine Gehilfin für die Geisteskranken.
11. Eine Probeschwester für Haushalt und Küche.
12. Eine Gehilfin für die Küche.

b) Magdalenium und Wäscherei:

1. Eine Diakonissin als Oberschwester.
2. Eine Diakonissin zu ihrer Hilfe.
3. u. 4. Zwei Gehilfinnen für das Magdalenium.
5. Eine Probeschwester für die Bügelstube.
6. Eine Probeschwester für die Wäscherei.
7. u. 8. Zwei Waschmägde.

c) Frauendistrikthospital:

1. Eine Diakonissin als Oberschwester,
2. eine Diakonissin zu ihrer Hilfe.

d) Männerdistrikthospital:

1. Eine Diakonissin als Oberschwester.
2. Eine Probeschwester.
3. Ein Krankenpfleger.

e) Küche der Hospitäler:

1. Eine Gehilfin.
2. Eine Magd.

f) Industrieschule:

1. Eine Diakonissin als Oberschwester.
2. Eine Probeschwester.

g) Rettungshaus:

1. Eine Diakonissin als Hausmutter.

h) Pfründe:

1. Eine Diakonissin.
2. Eine Magd.

i) Suppenanstalt und Dorfindustrieschule:

1. Eine Diakonissin.
2. Eine Magd.

Im ganzen arbeiteten also an den Neuendettelsauer Zweiganstalten im verflossenen Jahre:

53 weibliche,
1 männliche,
in Summa 54 Personen.

In der ganzen Anstalt also:

20 männliche,
54 weibliche,
in Summa 74 Personen.

Unter den 54 weiblichen Personen befinden sich:

25 Diakonissen
10 Probeschwestern,
11 Gehilfinnen,
8 Mägde.

Kranke Schwestern befinden sich gegenwärtig 4 im Mutterhause.

Diakonissenstationen

Im Laufe des vergangenen Jahres wurden 10 neue Stationen vom Mutterhause übernommen und errichtet. Aufgegeben wurden 4 Stationen.

Die gegenwärtig bestehenden sind folgende, von welchen sich jedoch 2, die Krippe zu Fürth und die Krankenwartstation in Hof, mit Schluß dieses Jahres auflösen.

I. Bayern

1. Neuendettelsau:

Das Mutterhaus mit seinen oben angeführten Branchen und Zweiganstalten mit

Schwester	25.
Probeschwester	10.
Gehilfinnen	11.
Mägden	8.

2. Altdorf:
Rettungshaus: Schwestern 1.
Kleinkinderschule: Probeschwestern 1.
3. Egloffstein:
Kleinkinderschule: Schwestern 1.
4. Fürth:
Hospital mit Küche: Schwestern 2. Probeschwestern 4.
Krippe: Schwestern 1. Probeschwestern 4.
Pflegeanstalt: Probeschwestern 1.
Krankenwartstation: Probeschwestern 1.
5. Heidenheim:
Kleinkinderschule: Schwestern 1.
6. Hof:
Hospital mit Küche: Schwestern 1. Probeschwestern 2.
Krankenwartstation: Schwestern 1.
7. Kempten:
Hospital mit Küche und Pfründe: Schwestern 1. Probeschwestern 2.
Pflegeanstalt: Schwestern 1.
8. Kitzingen:
Kleinkinderschule: Schwestern 1. Probeschwestern 2.
9. Kloster Heilsbrunn:
Kleinkinderschule: Probeschwestern 1.
Industrieschule: Schwestern 1.
10. Lindau:
Hospital: Schwestern 3.
Pfründe: Schwestern 1.
11. Memmingen:
Krippe: Schwestern 1.
12. München:
Diakonissenanstalt mit einem Pensionat für alte und kranke Damen,
einer Pfründe,
einer Mägdebildungsanstalt und
der Krankenpflege in der Gemeinde:
Schwestern 5. Probeschwestern 2.
13. Nördlingen:
Krippe: Schwestern 1. Probeschwestern 1.
Kleinkinderschule: Probeschwestern 2.
14. Nürnberg:
Pflegeanstalt mit Mägdebildungsanstalt: Schwestern 1. Probeschwestern 2.
Krippe: Schwestern 1. Probeschwestern 3.
Kinderheilanstalt: Schwestern 1. Probeschwestern 2.
Krankenwartstation: Probeschwestern 2.

15. Ottingen:

Rettungshaus: Schwestern 1.

16. Pöfzingen:

Diakonissenfilial mit einer Blöden- und Epileptischenanstalt, einem Rettungshause und einem Distrikthospital: Schwestern 2. Probeschwestern 5. Gehilfinnen 1. Mägde 3. Männliche Pfleger 4.

17. Regensburg:

Krankenwartstation: Schwestern 2. Probeschwestern 1.

18. Schillingfürst:

Rettungshaus: Schwestern 1.

Pfründe: Schwestern 1.

19. Thurnau:

Kleinkinderschule: Schwestern 1.

20. Wendelstein:

Kleinkinderschule: Probeschwestern 1.

21. Würzburg:

Pfründe, Krankenwartstation und Industrieschule: Schwestern 1. Probeschwestern 2.

II. Außerhalb Bayern

22. Bernburg:

Irrenheilanstalt: Schwestern 1. Probeschwestern 1.

23. Dessau:

Irrenheilanstalt: Schwestern 1.

Hospital: Schwestern 1.

Armenhaus: Schwestern 1.

24. Eisenberg:

Töchterinstitut: Schwestern 1.

25. Hannover:

Industrieschule: Schwestern 1.

26. Hildesheim:

Kleinkinderschule: Schwestern 1.

27. Kloster Marienberg:

Hospital: Schwestern 1.

28. Lüneburg:

Hospital: Schwestern 1.

Krankenwartstation: Schwestern 1. Probeschwestern 1.

29. Odessa:

Waisenhaus: Schwestern 1.

Pfründe: Schwestern 1.

30. Reval:

Diakonissenanstalt mit Heranbildung von Schwestern, einer Krankenanstalt, Industrieschule, Elementarschule, Kleinkinderschule und Krankenpflege in der Gemeinde: Schwestern 4.

31. Sarata in Bessarabien:

Diakonissenanstalt mit Heranbildung von Schwestern, einer Krankenanstalt, Blödenanstalt, Hebammenschule und Krankenpflege in den Gemeinden: Schwestern 4.

III. In Amerika

32. Buffalo:

Waisenhaus: Schwestern 1.

Privatpflegen wurden im Laufe des Jahres in fünf auswärtigen Familien übernommen.

Zwei Schwestern und zwei Probeschwestern sind gegenwärtig bei den übrigen zu Hause.

Zahl der zum Mutterhaus gehörigen sämtlichen
Diakonissen

Stand des Vorjahrs	77.
Im Laufe des Jahres ausgetreten	3.
Entlassen	1.
Hinzugekommen durch Aussegnung von Probeschwestern	14.
Durch den Wiedereintritt einer Schwester	1.
Gegenwärtiger Stand	88.

Zahl der Probeschwestern:

Stand des Vorjahrs	54.
Ausgetreten	2.
Entlassen	1.
Ausgesegnet	14.
Neu aufgenommen	18.
Gegenwärtiger Stand	88.

Gehilfsinnen: 12.

Mägde: 11.

Der ganze Stand des Diakonissenhauses betrug also:

Diakonissen	88.
Probeschwestern	55.
Gehilfsinnen	12.
Mägde	11.

Summa: 166.

Zahl der im verflossenen Jahre verpflegten Personen
auf den Neuendettelsauer Diakonissenstationen

a) Krankenhäuser:	Zahl der Pfleglinge
1. Dessau	400.
2. Jürth	1345.
3. Hof	405.
4. Kempten	140.
5. Klostermarienbergr	51.
6. Lindau	368.
7. Lüneburg	244.
8. Neuendettelsau	
a. Mutterhaus 61	
b. Frauenhospital 53	
c. Männerhospital 97	211.
9. Nürnberg, Kinderhospital	51.
10. Pölsingen	15.
11. Reval, Diakonissenhaus	163.
12. Sarata, Diakonissenhaus	22.
	<hr/> Summa: 3391.

b) Irrenheilanstalten:

1. Bernburg	45.
2. Dessau	82.
	<hr/> Summa: 125.

c) Anstalten für Blöde und Epileptische:

1. Neuendettelsau	70.
2. Pölsingen	49.

(Die Pölsinger Anstalt hatte im verflossenen Jahre auch 13 Kranke und 18 Rettungshauskinder, in Summa also: 30 Pfleglinge.)

3. Sarata	10.
	<hr/> Summa: 129.

d) Krankenwartstationen:

1. Jürth	56.
2. Hof	29.
3. Lüneburg	51.
4. München	267.
5. Nürnberg	14.
6. Regensburg	60.
7. Reval	12.
8. Sarata	23.
9. Würzburg	67.
	<hr/> Summa: 539.

Zahl der Pfleglinge

e) Pfründeanstalten:

1. Dessau, Armen- und Siechenhaus	62.
2. Kempten	140.
3. Lindau	44.
4. München	8.
5. Neuendettelsau	9.
6. Odeffa	15.
7. Schillingsfürst	6.
8. Würzburg	7.
Summa:	289.

f) Rettungshäuser und Pflegeanstalten:

1. Altdorf	20.
2. Sürth	16.
3. Kempten	21.
4. Neuendettelsau	19.
5. Nürnberg	31.
6. Ottingen	10.
7. Pöfingen	18.
8. Schillingsfürst	11.
Summa:	146.

g) Waisenhäuser:

1. Buffalo	14.
2. Odeffa	15.
Summa:	29.

h) Krippenanstalten:

1. Sürth	70.
2. Memmingen	79.
3. Nördlingen	24.
4. Nürnberg	70.
Summa:	245.

i) Mädchenerziehungsanstalt:

1. München	5.
2. Nürnberg	14.
Summa:	19.

k) Magdalenium:

1. Neuendettelsau	22.
-----------------------------	-----

l) Industrieschulen:	Zahl der Pflöglinge
1. Hannover	12.
2. Klosterheilsbronn	56.
3. Neuendettelsau	
a. Pensionat	26.
b. für Landmädchen	30.
4. Reval	10.
5. Würzburg	65.
	<hr/> Summa: 199.

m) Kleinkinderschulen:	
1. Altdorf	84.
2. Egloffstein	69.
3. Heidenheim	59.
4. Hildesheim	95.
5. Kitzingen	140.
6. Klosterheilsbronn	56.
7. Nördlingen	200.
8. Reval	60.
9. Thurnau	112.
10. Wendelstein	57.
	<hr/> Summa: 932.

n) Pensionate und Schulen:	
1. Eisenberg	28.
2. Neuendettelsau	
a. Diakonissenschule	26.
b. Vorschule	37.
c. Deutsche Schule	16.
3. Reval, Elementarschule	20.
	<hr/> Summa: 127.

Zur Einweihung des Diakonissenhauses

von Frau Fabricius

Am 12. Oktober 1854

Hier steht der Bau! O Herr, blick gnädig nieder,
 Zu Dir steigt jetzt der Deinen Flehn empor —
 Die Selgen stimmen ein in unsre Lieder,
 Ihr Harfenklang ertönt im höhren Chor!
 Christus das Haupt tritt ein in unsre Mitte,
 Hört, was wir kämpfend hier —
 Sie an dem Throne Gottes siegend bitten! —

Zwar steht das Haus von Menschen aufgebauet,
 Der aber es bereitet hat, ist Gott,

Der seiner Knechte Dienst hat oft geschauet.
 Wer harret auf ihn, wird nimmermehr zu Spott!
 Des großen Hohenpriesters reicher Segen
 Wird ferner dieses Hauses Wachstum pflegen.

Sie bleiben wie verbundene Mauern stehen,
 Die Du gesetzt, Herr, über dieses Haus —
 Laß Licht und Recht um diese Fluren wehen,
 Gib allen, die da gehen ein und aus,
 Licht, Demut, Liebe, Einfalt, Kraft und Klarheit,
 Der Du das Leben bist, der Weg, die Wahrheit. —

Wird Christus einst die ird'sche Hütte brechen
 Und unser Bau von Gott errichtet sein;
 Dann wird er dies Verheißungswort aussprechen:
 „Ihr Knecht' und Mägde, geht zur Ruhe ein,
 Die ihr hier über wenig treu gewesen;
 Mein Name ist an eurer Stirn' zu lesen.“ —

Dann singen wir im Chor der Überwinder
 Das dreimal Heilig Gotte, unserm Lamm.
 O freut euch, jauchzet all', ihr Gotteskinder
 Dem Herrn, der uns erkaufte am Kreuzesstamm'!
 Dann soll von uns und euren Kranken allen,
 Die reich genesend sind, — ein neues Lied —
 In Gottes Stadt erschallen!

Zur Einweihung des Diakonissenhauses
 von Fräulein Sophie v. Tucher
 (Mit Gaben)

Am 12. Oktober 1854

Der schöne Tag ist endlich aufgegangen,
 Ihn schmückt ein holdes herbstlich mildes Licht.
 Erfüllt ist nun das sehnliche Verlangen,
 Und stille Lust aus jedem Auge spricht.
 Von hoher Freude bin auch ich umfassen,
 Und meines Herzens Drang bezähm' ich nicht;
 Drum bring als Zeichen ich, was ich empfinde,
 In heil'ger Siebenzahl ein Angebind.
 Zwar groß und reich ist nicht die schlichte Gabe,
 Sie will kein Vorrat auf viel Jahre sein —
 Der Sinn, den ich damit verbunden habe,
 Soll euch, so wünsch ich, mehr als jene sein;
 Repräsentieren soll sie euch die Liebe
 Des Lebens, soll auch Grund und Anlaß sein,
 Bei dem Verbrauche öfter dran zu denken,
 Daß euch das andre stets der Herr will schenken.

Er ist es ja, der einst durch den Propheten
 Das Mehl der Witwe mehrte wunderbar,
 Der je und je aus allen Erdennöten
 Den Seinen gnädig half so manches Jahr.
 Was soll ich doch von seiner Treue reden?
 Bezeugen kann ich nur, sein Wort ist wahr,
 Und wandelt er in dieses Wortes Scheine,
 So lebt der Mensch vom Brote nicht alleine.
 Nehmt, liebe Schwestern, denn von meinen Händen,
 Was ich dem Herrn in Liebe dargebracht!
 Mög sich fortan der Segen zu euch wenden,
 Der irdisch Sorgen überflüssig macht,
 Damit ihr freudig könnt das Werk vollenden,
 Zu dem euch Christus in dies Haus gebracht!
 Wenn wieder so die Glieder Christi dienen,
 Ist eine neue Segenszeit erschienen.

Gebet von Prinzessin Else zu Hohenlohe

Zum 12. Oktober 1854

Herr, unser Gott! Was wir in Deines Sohnes Namen bitten, das soll uns gewährt werden — so bitte ich nun in Jesu Namen: gib unsrem Werke Gedeihen!

Du weißt, o Gott, welch' heiße Wünsche wir für das Wohl unsrer Brüder hegen, Du weißt, daß es unser aufrichtiges Bestreben ist, junge Seelen zu Deiner Ehre zu bilden, die Elenden und Kranken zu trösten, Verirrte und Angefochtene auf die Bahn des Friedens zu leiten! So gib uns Kräfte!

Vater im Himmel! von Dir kommt alle gute und alle vollkommene Gabe! Gib Einsicht und wahre Einfalt des Herzens und Geistes. Gib unermüdlichen Fleiß, daß unsre Anie nicht wanken, unsre Hände nicht laß werden. Laß uns täglich, stündlich, von ganzem Herzen trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird uns alles andere zufallen. Ja, in fester Zuversicht glauben wir, o Herr, daß uns zufallen wird, was nötig ist, denn du lenkst die Herzen wie Wasserbäche und Dir sind untertan alle Gewaltigen und alle Kräfte, — alles, was im Himmel und auf Erden ist.

Herr Jesu Christ! Ich beuge mich vor Dir und flehe zu Dir: Durchströme uns mit heiliger Lebenskraft. Bewahre unsre Herzen in wahrer Demut — laß uns Geduld und Ausdauer lernen an Deinem Kreuz. Dein Kreuz wollen wir umklammern mit allen Kräften; wir wollen eingewurzelt sein in demselben und auf Dein sterbendes Antlitz sehen, Dein Antlitz voll Liebe, voll heiligen Ernstes.

Dein Blick entflammt uns zu kräftiger Tat! Deine Wunden lehren uns stillhalten.

Dein Blut macht uns rein von aller Sünde und gibt uns weltüberwindende Kraft.

Ja, laß es also geschehen, Herr Jesu! Amen.

B.

1.

Die bisherigen Satzungen der Diakonissenanstalt
(Neuendettelsau*)

1855/58

§ 1. Zweck der Anstalt

Zweck der Anstalt ist Bildung des weiblichen Geschlechtes zum Dienste der Unmündigen und der leidenden Menschheit, insbesondere Ausbildung von Lehrerinnen für Kleinkinderschulen und von Krankenpflegerinnen in Familien und Spitälern.

§ 2. Mittel zum Zweck

Zur Erreichung des genannten Zweckes dienen als Mittel:

- 1) Lehre und Unterweisung,
 - 2) Übung und Erfahrung im Dienste der Unmündigen und der Leidenden.
- Die Anstalt ist insofern theils Lehr- und Erziehungs-, theils Übungsanstalt.

§ 3. Die Diakonissenanstalt als Lehranstalt

Als solche lehrt sie:

- 1) alles, was zur geistlichen Pflege der Unmündigen und Leidenden nötig und dienlich ist;
- 2) alles, was zur leiblichen Pflege derselben gehört;
- 3) alle die allgemeinen Kenntnisse, ohne welche ein Beruf der genannten Art nicht ausgeübt werden kann.

§ 4. Die Diakonissenanstalt als Übungsanstalt
im Dienste der leidenden Menschheit

Als solche ist sie Pflegeanstalt für Unmündige und Kranke oder Kleinkinder- und Krankenanstalt. Es steht jedoch fest, daß sie in dieser ihrer Eigenschaft nicht Selbstzweck ist, sondern nur Mittel zum Zweck, d. i. zur Bildung des weiblichen Geschlechtes im Sinne von § 1.

§ 5. Die Diakonissenanstalt als Erziehungsanstalt

Die Anstalt lehrt und übt taugliche Personen weiblichen Geschlechtes für den § 1 genannten besonderen Zweck: ebendamit erzieht sie auch dafür, und

*) Durch den Fortschritt der Anstalt sind Änderungen von mancherlei Art, namentlich in betreff des § 21 eingetreten. Da jedoch noch keine Ursache vorhanden war, die Statuten völlig umzuändern, und häufig die Statuten verlangt werden, so wollten wir sie hier um so lieber veröffentlichen, als der erste Anstaltsbericht, wo sie zu finden sind, vergriffen ist. — Die hauptsächlichste Änderung ist, daß das Haus nur eine Vorsteherin hat, während die Geschäfte der 2. und 3. Vorsteherin an Diakonissen verteilt sind. Diese Abänderung, die wie alle Änderungen in den Jahresberichten veröffentlicht und auch den Behörden vorgelegt wurde, ist durchaus notwendig geworden.

diese Erziehung ist nicht bloß eine unabweisbare Folge ihre Wirkens, sondern auch ihre heilige Absicht. Sie erkennt sich daher auch allerdings als Erziehungsanstalt für das weibliche Geschlecht zum Dienste der Leidenden und Unmündigen. Als solche sucht sie zum Gehorsam gegen die Anordnungen der Seelsorger und Ärzte an Krankenbetten und in Kleinkinderschulen, zur Demut, zur Selbstverleugnung, zum Fleiß und zu aufopfernder Hingebung für den § 1 genannten Zweck zu erziehen und gewährt diejenige Zucht und Leitung, ohne welche es dem Menschen schwer wird, für den Dienst der Leidenden und Unmündigen zu erstarken. Jedoch wählt sie nur evangelische Mittel der Zucht und Leitung und entzieht sich solchen Zöglingen, die andere Mittel bedürfen. — Indem die Diakonissenanstalt diesem Ziele nachstrebt, glaubt sie auch weibliche Erziehungsanstalt im allgemeinen zu sein. Es ist kaum möglich, zu einem besondern Zweck zu bilden und zu erziehen, ohne zugleich im allgemeinen den Zögling zu bilden und zu erziehen.

§ 6. Die Lehrer und Lehrerinnen der Diakonissenanstalt

Die Anstalt hat folgendes Lehrpersonale:

- 1) der Geistliche der Anstalt erteilt den § 3,1;
- 2) der Arzt der Anstalt den § 3,2;
- 3) die Vorsteherinnen der Anstalt den § 3,3 bezeichneten Unterricht;
- 4) ein eigener Lehrer erteilt den Unterricht im Gesang und im Musikalischen überhaupt; Hilfslehrer können nach Bedürfnis verwendet werden. Der Nr. 3 und 4 genannte Unterricht steht unter Aufsicht und Leitung des Geistlichen der Anstalt.

§ 7. Leitung der Anstalt

Die pastorale Leitung gebührt dem Geistlichen der Anstalt, jedoch unter Respizienz des Ortsgeistlichen gleicher Konfession, wofern nämlich beide verschiedene Personen sind. Die sakramentale Bedienung mit Einschluß von Beichte und Absolution gehört dem Ortspfarrer gleicher Konfession.

Die Leitung der Anstalt als Krankenhaus und Bildungsanstalt für leibliche Pflege der Unmündigen und Kranken gebührt dem Arzte der Anstalt.

Die Leitung des Haushaltes der Anstalt sowie die leibliche Bedienung der Kinder und Kranken gehört, jedoch in letzterem doppelten Betracht unter Oberaufsicht des Arztes, den Vorsteherinnen der Anstalt.

Der Geistliche, der Arzt und die Vorsteherinnen bilden das leitende Kollegium der Anstalt.

Zur Fassung wichtigerer, die Führung des Hauses, der Kinder- und Krankenpflege betreffenden Beschlüsse vereinigt sich unter Vorsitz des Geistlichen das leitende Kollegium des Hauses. Die Beschlüsse selbst unterliegen der Sanktion der Muttergesellschaft des Vereins für weibliche Diakonie, wofern sie finanzielle Verhältnisse, die im Reglement des Hauses ausgesprochenen oder leitenden Grundsätze des innern und äußern Lebens der Anstalt wirklich oder auch nur scheinbar betreffen.

§ 8. Verhältnis der Diakonissenanstalt zur Muttergesellschaft des Vereines für weibliche Diakonie

Die Anstalt ist Stiftung der Muttergesellschaft.

Die Muttergesellschaft beruft sowohl Seelsorger als Arzt und die nötige Zahl von Vorsteherinnen in widerruflicher Eigenschaft. Die Muttergesellschaft kann also auch jede bei Lehr und Leitung angestellte Personen entlassen.

Die Muttergesellschaft hat das Recht einer jährlichen ordentlichen sowie der motivierten außerordentlichen Visitation.

Was das Vermögen der Anstalt anlangt, so ist es unveräußerliches Eigentum der Anstalt selbst. Die Muttergesellschaft aber steht zu demselben in der Eigenschaft einer Stiftungsverwaltung, solange sie selbst besteht. Damit hängt auch zusammen, daß die Muttergesellschaft, formaliter der Vorstand ihres Helferkollegiums, die Anstalt in allen Fällen vertritt, in welcher nämlich dieselbe einer Vertretung vor den Staatsbehörden oder gegenüber anderer bedarf.

Der Geistliche des Hauses hat dem Vorstand des Helferkollegiums jederzeit auf Verlangen die Mitteilungen zu machen, welche zu dieser Vertretung nötig sein werden.

Im Falle die Muttergesellschaft aufhören sollte, setzt sie eine besondere Stiftungspflege ein, auf welche alle ihre Rechte übergehen, an deren Spitze der Geistliche der Anstalt steht und welche sich selbst ergänzt. Sollte die Anstalt aufhören, während die Muttergesellschaft fortbesteht, so fällt ihr vorhandenes Vermögen an die Muttergesellschaft zurück, welche aber verbunden ist, es zeitgemäß zu völlig gleichem oder möglichst gleichem Zwecke zu verwenden.

§ 9. Aufnahme der Schülerinnen

Die Schülerinnen sind entweder vermöglich oder unvermöglich. Jene leisten nach Maßgabe ihres Vermögens Ersatz für Unterricht und Unterhalt. Diese genießen alles frei.

Diese Bestimmung schließt nicht aus, daß Arme auf Kosten anderer, sei es nun einzelner Personen oder ganzer Gemeinden und Vereine ausgebildet werden können, sowie, daß die Anstalt sich der Kosten wegen mit denen ins Benehmen setzen könne, für welche Diakonissen speziell ausgebildet werden.

§ 10. Erfordernisse zur Aufnahme

Wer in die Diakonissenanstalt zur Ausbildung für den eigentlichen Beruf als Diakonissin aufgenommen werden will, muß lutherischer Konfession, guten Leumunds, mit den nötigen Fähigkeiten ausgerüstet, gesund und weder zu alt noch zu jung sein. Es sind deshalb gleich beim Aufnahmegesuche die nötigen Zeugnisse, als: Leumunds-, Befähigungs- *attest* von kompetenten Männern oder Kollegien, ein Gesundheitszeugnis des Arztes und ein genaues Vermögenszeugnis der heimatlichen Gemeinde neben dem üblichen Lebenslauf einzureichen.

Wer den Diakonissenkurs lediglich zu seiner eigenen Ausbildung durchmachen will oder soll, bedarf dieselben Zeugnisse, kann aber bereits nach erlangter Konfirmation eintreten, während in der Regel für den eigentlichen Diakonissenberuf das Alter der erstkonfirmierten, also dreizehn- und vierzehnjährigen Mädchen für zu jung und zu schwach an leiblicher Kraft und ungenügend in betreff geistlicher Reife erkannt werden muß.

§ 11. Aktive Aufnahmeberechtigung

Zur Aufnahme einer den Räumlichkeiten der Anstalt entsprechenden Anzahl von solchen Schülerinnen, welche nicht von der Anstalt selbst erhalten werden müssen, ist das leitende Kollegium der Anstalt (siehe § 7) berechtigt. Zur Aufnahme armer Schülerinnen, welche nicht ohne materielle Beihilfe der Anstalt den Kurs machen können, ist die Genehmigung der Muttergesellschaft erforderlich.

§ 12. Probezeit

Keine Schülerin wird anders als auf Probe aufgenommen. Die Probezeit erstreckt sich auf sechs Wochen, kann aber nach Beschluß des Kollegiums der Anstalt abgekürzt oder ausgedehnt werden.

Diejenigen, welche während der Probezeit für untauglich erfunden werden, haben, wenn sie es können, Kostenersatz zu leisten.

§ 13. Lehrkurse

Die wohlerstandene Probezeit kann in die Lehrzeit eingerechnet werden.

Die Lehrzeit selbst soll nicht leicht unter zwei halbjährigen Kursen angelegt werden.

Sie kann verlängert werden, wenn der Zweck noch nicht erreicht ist.

§ 14. Verwendung der Diakonissen-Schülerinnen

Nach erreichtem Zweck und erlangter Tüchtigkeit und nötigem Geschick lehren die Schülerinnen entweder zu denen zurück, auf deren Kosten sie ausgebildet worden sind, oder sie treten als Diakonissen mit Salar in den Dienst der Anstalt, oder sie werden von dem leitenden Kollegium der Anstalt für Stellen in Kinderschulen, Familien oder Krankenhäusern empfohlen.

§ 15. Aufnahme in das Krankenhaus

Es können Kranke jeglicher Art aufgenommen werden, obwohl es aus den Verhältnissen der Anstalt von selbst hervorgeht, daß sie akuten Kranken weniger dienen kann als andern, und daß sie überhaupt nicht vermögigt sein kann, mit Aufnahme von Kranken über die ihren Räumen und Verhältnissen entsprechende Zahl hinauszugehen.

Vermögende Kranke ersetzen die Unkosten. Für unvermögende zahlen entweder Wohltäter oder Zweigvereine der Muttergesellschaft oder andere Vereine oder die Heimatgemeinde, oder sie werden nach Umständen unentgeltlich aufgenommen und gepflegt.

§ 16. Aktive Aufnahmeberechtigung der Kranken

Vermögende Kranke und andere, deren Unterhalt und Pflege die Mittel der Anstalt nicht in Anspruch nimmt, werden nach dem Maße der vorhandenen Räumlichkeiten von dem leitenden Kollegium der Anstalt aufgenommen. Für die Aufnahme unbemittelter Kranken ist die Einwilligung der Muttergesellschaft nötig.

§ 17. Bedienung der Kranken

Die Bedienung der Kranken geschieht teils durch salaririerte erprobte Schülerinnen der Anstalt oder eigentliche Diakonissen, teils aber auch durch die Schülerinnen der Anstalt, welche alle Dienste unentgeltlich zu leisten haben. Das nötige männliche Personal zum Krankendienste wird von dem Kollegium der Anstalt unter Genehmigung der Muttergesellschaft nach Bedürfnis angenommen und salaririert.

§ 18. Bedienung der Anstalt

Die Diakonissenschülerinnen und im Notfalle auch die salaririerten Diakonissen haben je nach ihren Kräften und Gaben alle Dienste und Arbeiten zu Hause und zu Feld und allenthalben unentgeltlich zu versehen, welche durch weibliche Hände geleistet werden können. Das Kollegium der Anstalt sorgt jedoch jedenfalls — unter der nötigen Zustimmung der Muttergesellschaft — für die nötigen männlichen Arbeitskräfte.

§ 19. Verwendung der Diakonissen und Diakonissenschülerinnen außerhalb des Hauses während der Lehr- und Dienstzeit

Soweit es das eigene Bedürfnis der Anstalt erlaubt, können die Diakonissen und Diakonissenschülerinnen auch zur Pflege von Unmündigen und Kranken außerhalb des Hauses vom Arzte und unter seiner Gutheißung verwendet werden.

§ 20. Hausordnung

Alle Bewohner des Hauses sind an das Reglement der Anstalt gebunden.

Die Festsetzung dieses Reglements sowie die Abänderung desselben geschieht nach Handleitung der Erfahrung durch das Kollegium der Anstalt unter Gutheißung der Muttergesellschaft.

§ 21. Hausrechnung. Korrespondenz und Inventar

Die I. Vorsteherin des Hauses führt die Haushaltungsrechnung, schließt monatlich ab und übergibt die abgeschlossene Monatsrechnung durch den Vorsitzenden des Kollegiums an den Rechnungsführer der Muttergesellschaft zur Revision.

Die Korrespondenz der Anstalt in betreff der Anstaltszwecke geschieht durch die II. Vorsteherin unter Gegenzeichnung des Seelsorgers. Das Inventar des Hauses sowie den Katalog der Bibliothek führt die III. Vorsteherin der Anstalt. Jede von den drei Vorsteherinnen referiert im Kollegium für ihre Branche.

§ 22. Statuten der Anstalt

Die Statuten können durch die Muttergesellschaft, solange sie besteht, im andern Fall durch das leitende Kollegium der Anstalt unter Guttheißung der § 8 genannten Stiftungsverwaltung nach Nothdurft geändert, gemehrt und gemindert werden, so jedoch, daß niemals wider den konfessionellen Standpunkt der Stiftung der Anstalt oder wider den oben ausgesprochenen Zweck gehandelt wird.

Jede Statutenänderung ist der Staatsregierung vorzulegen.

2.

Die Einsegnung der in ihren Wirkungskreis abgehenden
Diaconissen in Neuendettelsau

1855

Wir teilen die Weise und Form der Einsegnung mit, welche sich im Diaconissenhause zu Neuendettelsau durch öfteren Gebrauch beim Abgang von Diaconissen Eingang und Geltung verschafft hat. Es ist die Absicht dieses Blattes, nach und nach das Leben im hiesigen Diaconissenhause in einzelnen Bildern den Fernerstehenden vorzuführen und ihnen die möglichste Einsicht in dasselbe zu verschaffen, sowie auch den ehemaligen Gliedern des Hauses eine chronikartige Mittheilung dessen zu machen, was darin Wichtiges vorgeht. Das Mitgetheilte mag den bereits Ausgetretenen zur gesegneten Erinnerung, den übrigen Lesern zur Kenntniss dienen, wie es in dem Punkt hier gehalten wird.

Wenn nach vollendeter Vorbereitungszeit eine Diaconissin in einen Wirkungskreis tritt, so ist das Bedürfnis und der lebhafteste Wunsch einer feierlichen Entlassung vorhanden, und jede begehrt noch, für ihre neue Stellung einen Segen mitwegzunehmen. So muß auch das Haus wünschen, alle die guten Eindrücke, die eine Schülerin empfangen, gleichsam noch einmal wachzurufen und für das nachfolgende Leben auf eindringliche Weise zu befestigen und zu befiegeln.

Wie soll das geschehen? Der Diaconissenberuf ist in der apostolischen Kirche ohne Zweifel ein kirchliches Amt. Diaconissen, solche die sich freiwillig verordneten oder die gerufen wurden, waren kirchliche Personen. Daraus folgt, daß einer Diaconissin bei ihrem Eintritt ins Amt die Weihe oder Ordination zukäme, wünschön die Diaconenweihe nicht gleiche Weise und Würde hat wie die Presbyter- oder Priesterweihe. Allein das Amt in seiner Eigentümlichkeit als Dienst an den Armen und Kranken ist verschwunden. Es muß die Sache erst wieder erweckt werden und der Sinn dafür, eher kann von einer Ordination der Diaconissin nicht wohl die Rede sein. Es blieb also nichts als die unverfängliche Form der Einsegnung. Damit aber diese nicht mit der Ordination verwechselt werden könnte und jedes Mißverständnis vermieden würde, so hielt man es für gut,

daß nicht der Pfarrer und Seelsorger sie vornehme, sondern Frauen, die in nächster Beziehung zur Abgesendeten stehen. Die Vorsteherinnen einerseits, die Mitschülerinnen desselben Kurses andererseits nehmen in nachfolgender Weise und Form unter Handauslegung und Gebeten die Einsegnung vor. Die Handauslegung unterbleibt bei denen, die nur zu ihrer Ausbildung da sind. Die Auszufegnende hat ihren Platz im Betsaale unter der als Kronenleuchter dienenden Dornenkrone, die von der Mitte des großen, an der Decke befindlichen Kreuzes herabhängt, anzudeuten, daß sie bereit ist, das Kreuz auf sich zu nehmen und die dornenvolle Bahn der Nachfolge Jesu in Ausübung ihres schweren Berufes zu gehen. Sie ist gegen den Altar zu gewendet, dessen goldener siebenarmiger Leuchter ihr die Gegenwart des Herrn und seines Geistes mit den siebenfachen Gaben in der Gemeinde vor Augen stellt und an dessen Seiten die Leserinnen aufgestellt sind, welche in den nachfolgenden Lektionen ihr den Willen des Herrn, den Brüdern zu dienen, verkündigen und sie durch dessen höchstes Beispiel und durch die leuchtenden Vorgänge aus der apostolischen Zeit wie durch den vorgehaltenen Lohn ermuntern, ihr Leben diesem Dienste freudig zu widmen. Eine in Mitte der Feier eingefügte Ansprache des Seelsorgers oder eines andern Mitgliedes des Hauskollegiums sucht den Eindruck des göttlichen Wortes durch Anwendung auf den treffenden Fall zu verstärken. Gebete und Gesänge beginnen und schließen die einzelnen Teile und das Ganze und tragen die geistlichen Opfer der Bitte und des Dankes der ganzen versammelten Hausgemeinde zu dem Throne des Lammes, dem allein die Ehre gebührt und der Dank, wenn eine Frucht seines Geistes gereift ist, so daß andere derselben zu seinem Lobe genießen können.

Der Segen des Geistlichen drückt der ganzen Handlung das Siegel der Kirchlichkeit auf und zeugt dafür, daß in der Kirche alle Tätigkeit vom heiligen Amte ausgehe und unter dessen spezieller Leitung und Beaufsichtigung stehen müsse.

Form der Einsegnung

I.

Gesang

II.

Lektionen

1.

Matth. 20, 20—28

[Es folgt der Wortlaut.]

Die Leserinnen sprechen zusammen:

Lob sei dir, du König der ewigen Barmherzigkeit!

2.

Joh. 13, 1—17

[Es folgt der Wortlaut.]

Die Leserinnen sprechen zusammen:

Lob sei dir, du König der ewigen Barmherzigkeit!

3.

Matth. 25, 31—46

[Es folgt der Wortlaut.]

Die Leserinnen sprechen zusammen:

Lob sei dir usw.

4.

Röm. 16, 1—16

[Es folgt der Wortlaut.]

Die Leserinnen:

Lob sei dir usw.

III.

Ansprache

IV.

Segenspsalmen

Anmerk. Die Vorsteherinnen und Schülerinnen des I. Kurses beten alternierend, so daß die erste Vorsteherin intoniert, alle andern antworten.

1.

Psalm 20

[Es folgt der Wortlaut.]

Am Schluß:

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist, dem dreieinigen ewigen Gott.

R. Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja.

2.

Psalm 67

[Es folgt der Wortlaut.]

Ehre sei usw.

R. Wie es war usw.

V.

Kollekten

Die erste Vorsteherin betet:

Allmächtiger Herr Gott, der du bist ein Beschützer aller derer, die auf dich hoffen, ohne dessen Gnade niemand etwas vermag noch etwas vor dir gilt: laß uns deine Barmherzigkeit reichlich widerfahren, auf daß wir durch dein heiliges Eingeben denken, was recht ist, und durch deine Kraft es vollbringen. Um Jesu Christi, unseres Herrn willen.

Die andern:

Amen.

Die zweite Vorsteherin betet:

O Gott, du Stifter des Friedens und Brunn der Liebe, wer dich erkennt, der lebt, wer dir dient, der regiert: beschütze deine Demütigen, behüte sie vor allem Anlauf des Feindes, auf daß wir keine Waffen der Feindschaft fürchten, die wir uns auf deinen Schutz verlassen. Durch Jesum Christum, unsern Herrn.

Die andern:

Amen.

Die beiden Diakonissen des Hauses beten:

Herr Gott, himmlischer Vater, der du heiligen Mut, guten Rat und rechte Werke schaffest, gib deiner Magd Friede, welchen die Welt nicht kann geben, auf daß unsere Herzen an deinen Geboten hangen und wir unsere Zeit durch deinen Schutz still und sicher vor Feinden leben. Durch Jesum Christum, unsern Herrn.

Die andern:

Amen.

Der Seelsorger der Anstalt spricht:

Friede sei mit N. N.!

Alle antworten:

Friede sei mit ihr!

Der Seelsorger:

Er sende ihr Hilfe vom Heiligtum.

Alle antworten:

Und stärke sie aus Zion.

Der Seelsorger:

Der Herr unser Gott sei ihr freundlich und fördere das Werk ihrer Hände bei uns.

Die andern:

Ja das Werk ihrer Hände wolle er fördern.

Die ganze Versammlung:

Amen.

Darauf betet die ganze Versammlung:

Vater unser usw.,

wobei die Vorsteherinnen und Schülerinnen des I. Kurses ihre Hände segnend auf das Haupt der Diakonissin legen.

Darauf folgt der Segen und Gesang.

3.

Ansprache, betreffend die Sammlung von Natural- und anderen freien Gaben für die Neuendettelsauer Anstalten

1862

Lieben Brüder!

Glaube und Liebe sind zwei Grundpfeiler des Christentums. Glaube und Liebe müssen beieinander sein und immer zusammengehen, wenn es ist, wie es sein soll. Der Glaube ist der Herold, der in die Posaune stößt und mit lautem Schall, daß man's in die Ferne hört, ja bis an das Ende der Erde, die großen Taten des Heils in Christo Jesu verkündet, die er selbst zu seinem Heil erfahren hat. Die Macht seiner Stimme liegt in dem Hauche, der aus dem Munde Jesu Christi geht, welches ist der heilige Geist. Und von den Orten und Landen, wo Christus der Herr und sein guter Geist sich lebendig und mächtig erweisen, geht das Wort aus von den Lippen gläubiger Bekenner in Scharen von Evangelisten. Nicht minder als der Glaube verkündigt aber auch die dienende Liebe den Ruhm des Herrn Jesu. Sie begleitet den predigenden Glauben mit den stillen Werken der Barmherzigkeit und mit der Elflasche, die alles menschliche Weh und Leid dieser Zeit zu lindern bemüht ist, wie die heiligen Frauen, welche den Herrn und seine Jünger begleiteten. Die Liebe ist der süße Ruch und balsamische Duft, welcher das Dasein des Glaubengewächses mit seinen Blüten und Früchten verkündet und in stiller aber unwiderstehlicher Weise der Welt die Kraft und Lieblichkeit des Evangeliums verkündet. Ihr versteht wohl, es ist das große Werk des Herrn, das der Glaube und die Liebe in der Welt auszurichten hat und das in der Gestalt, in welcher es nicht sowohl auf das Einzelne, als vielmehr aufs Große und Ganze gerichtet ist, als Mission und Diaconie erscheint. Der predigende Glaube, der in die Ferne schallt, und die barmherzige Liebe, die in der nächsten Nähe sich kundthut, sind beide Zeichen und Zeugnisse, daß Christus der Herr sich in unserer Mitte lebendig erweist zum Preise seines heiligen Namens. Wo er aber in einer Gegend, in einem Land besondere Quellen und Ströme seiner Gnade eröffnet, da will er auch erkannt und nicht übersehen sein. Ihr werdet es darum nicht mißdeuten, wenn die Euch wohlbekannten Anstalten in Neuendettelsau, die Missionsanstalt und die Diakonissenanstalt mit ihrer pflegbefohlenen Tochter, der Blödenanstalt, sich Euch, ihren Nachbarn und alten Freunden in Erinnerung bringen und Euren Glauben und Eure Liebe mit ihrem Rufe und ihrer Ansprache an Euch wachzurufen beflissen sind. Wenn sie den Mund etwas voll nehmen, so wollet freundlich bedenken, daß es des Herrn Werk und nicht ihre Sache sei, daß sie damit auch neue Freunde zu gewinnen bedacht sind, daß es eine anstrengende und harte Arbeit fordert, den Bann zu lösen, der so vieler Ohren und Herzen noch verschließt für die lebendige Teilnahme an dem auch ihnen nahegelegten Werk des Herrn, der so vieler Hände bindet oder laren macht mit den Gaben, die er, der gute Geber, ihnen doch zu dem

Zwecke gegeben hat, daß sie seinen Namen damit verherrlichen sollen. Brüder, Schwestern, laßt es Euch nicht verdrießen, werdet nicht müde und verdrossen, seht es nicht als eine Bettelei an, das wäre eine Schmach, die Ihr Eurem Herrn antätet, sondern als eine Ehre, wenn Ihr in seinem Namen aufgefordert und freundlich gebeten werdet, Euren Glauben mit Euren Werken, mit den Werken der Liebe, der brünstig betenden und willig gebenden Liebe zu beweisen. Lasset Euer Licht leuchten vor den Leuten, ein jeder Christ, daß er mit dem Lichte seiner Glaubenserkenntnis und der Kraft seiner werktätigen Liebe seiner Brüder viel gewinne, daß er an ihnen missioniere und diakoniere zu ihrem eigenen Heil und zu Ehren des Herrn Jesu, damit sein Werk gedeihe bei uns und bei Euch und wir allzumal helfen, den Baum reichlich begießen und ihm Kraft und Nahrung zuzuführen, den er selbst unter uns gepflanzt hat und von dessen Früchten er viele Hunderte und Tausende sättigen und erquicken will leiblich und geistlich.

Ihr habt seit Jahren zum Teil angefangen, von den Früchten Eures Selbes oder sonstige Gaben der Liebe unter Euch zu sammeln. Ihr habt es Euch zum Segen und dem Herrn zum Wohlgefallen getan. Unser Dank sei Euch auch genehm und ein Zeichen unserer brüderlichen Liebe zu Euch. Sahret auch in diesem Jahre des Heils und des Friedens, das uns Gott geschenkt hat, fort und sehet, daß Euer Glaubens- und Liebeswerk des Herrn würdiger werde, was die Gabe und den Sinn des Gebens betrifft. Werdet dem Herrn reichlich dankbar, denn Ihr seid ihm viel, ja Euch selbst mit allem, was Ihr habet, schuldig. Er aber mache Euch fröhlich und willig, nicht allein zu geben, sondern auch fleißig zu beten: „Dein Reich komme.“ Er lasse den Segen, der von Euch ausgeht, wieder trießen über Euch, Eure Herzen, Eure Häuser, Eure Felder und vereinige Euch und uns untereinander und seine ganze heilige Kirche immer mehr mit dem Band des Glaubens und der Liebe!

Wir haben Vorsorge getroffen, daß Euch die Ablieferung von Getreide und anderen Naturalgaben nicht zu beschwerlich werde. In Gunzenhausen ist ein bequemer und den meisten gelegener Ort zur Ablieferung. Herr Nagelschmiedmeister Schachameier daselbst hat sich bereit erklärt, unter Aufsicht und Beirat des Herrn Pfarrers Wucherer in Aha die Naturalgaben in Empfang zu nehmen. Wir haben uns dahin geeinigt, den Gaben nicht selbst ihre Bestimmung zu geben, und bitten deshalb die geehrten Geber und Sammler, bei der Überlieferung mit dem Verzeichnis der Gaben die schriftliche Bestimmung abzugeben, was und wieviel entweder der Missions- oder aber der Diakonissenanstalt zukommen soll; die Blödenanstalt ist als ein besonderer Teil der Diakonissenanstalt anzusehen und zu bezeichnen. Wenn das Verzeichnis der einzelnen Gaben, mit der Unterschrift des Herrn Pfarrers Wucherer versehen, den Überbringern zu ihrem Ausweis zugestellt und in den Blättern für die ganze Summe quittiert wird, um die Kosten des Drucks zu sparen, so werden wohl die lieben Geber alle damit zufrieden sein. Wenn die Geldgabe bequemer ist, der gebe getrost in Geld, wenn sich nicht die Kargheit dahinter verstecken will. Wer lieber und leicht-

ter Naturalgaben gibt, der mache es also; ein jeglicher nach seinem freien Willen und nach seiner Einsicht, nur daß es nicht gezwungen sei und dem Herrn zu Ehren geschehe!

In Hochachtung und brüderlicher Liebe mit freundlichem Gruße zeichnen
Neuendettelsau, den 25. März, am Tage Mariä Verkündigung 1862.

W. Löhe,

Pfarrer und Rektor der Diakonissenanstalt

Fr. Bauer,

Inspektor der Missionsanstalt

4.

Das Institut der Freiwilligen im Diakonissenhause zu Neuendettelsau

1867

Wir haben uns immer, besonders aber in den letzten Jahren über den Mangel an Arbeitskräften zu beklagen gehabt und sind deshalb auf den Gedanken gekommen, uns durch Herbeiziehung von Freiwilligen zu helfen. Im vorigen Jahre, da uns der Krieg überfiel, haben wir durch öffentliche Ausschreiben solche Töchter des Landes, denen Gott Zeit, Kraft und Willen gegeben hätte, aufgefordert, eine Zeitlang den Schwestern in ihrer Arbeit zu helfen, und unser Aufruf war nicht vergeblich: es meldeten sich manche Freiwillige und warteten auf ihre Einberufung. Wir sind jedoch nur ein einziges Mal in den Fall gekommen, eine von den Töchtern, die sich meldeten, zu berufen. Eine zweite im Hause gezogene Schülerin befand sich gerade zum Besuche im Diakonissenhause und wir brauchten sie daher nicht eigentlich zu berufen. Die erst Erwähnte, eine an Arbeit und Dienst von Haus aus gewöhnte Pfarrerstochter, löste die Hausmutter des Rettungshauses ab, die in ein Kriegslazarett geschickt wurde, und die zweite trat an die Stelle einer Blödenpflegerin, die gleichfalls in ein Lazarett abging. Mit den beiden Freiwilligen waren wir wohl versehen und würden sehr zufrieden gewesen sein, wenn sie sich hätten entschließen können und dürfen, sich dem Diakonissenhause dauernd anzuschließen. Von den übrigen Angemeldeten riefen wir niemand, weil doch nicht mehr als 19 Schwestern in die Hospitäler gehen mußten und es uns gelang, diese aus den ordentlichen Gliedern des Hauses zu wählen. Dennoch blieb Name und Dienst der Freiwilligen im Gedächtnis, so daß eine Tochter aus den höheren Ständen sich einmal erbot, ja erbat, den geringsten Posten im Blödenhause, die sogenannten Asylisten zu übernehmen. Sie tat es auch willig, und obgleich sie nach wenigen Tagen durch den Tod abgelöst wurde, so behielt sie doch die Liebe zu ihrem freiwilligen Dienst und ihren Asylisten im Herzen bis in den Tod und wir sahen sie gerne als eine Märtyrin des freiwilligen Dienstes an. Eine andere

im Hause gezogene sehr wohl befähigte Tochter diente zwei Jahre lang als freiwillige Lehrerin in der grünen Schule und ihr Beruf wurde ihr so lieb, daß sie vor ein paar Tagen mit Einwilligung der Ihren zur wirklichen Diakonissin eingesegnet wurde. In allen diesen Fällen freuten wir uns des Institutes der Freiwilligen und es kam unter uns zu Ehren, so daß sich nun bereits mehrere zu freiwilligem Dienste erbieten haben. Wir sorgen aber, daß den wiederholten Meldungen nicht die rechte Einsicht zugrunde liege, und möchten daher zur Aufklärung der Gemüter die folgenden Bemerkungen veröffentlichen. Wir konnten uns nämlich in den bisherigen Fällen der Meldung von Freiwilligen freuen, weil sie nicht bloß schon vorher unter uns bekannt und sich Vertrauen erworben hatten, sondern sich auch als kräftige Arbeiterinnen zeigten. Was aber sollen wir mit Freiwilligen machen, wenn etwa zur Zeit, da sie sich melden, kein Beruf vakant ist oder sie zur Übernahme vorhandener Berufe aus irgendwelchen Gründen nicht taugen, wie das doch auch der Fall sein kann. Kann man bei vorhandenen Berufen etwa schwache, kranke, ungeschickte Freiwillige anstellen, oder kann man warten, bis sie geschult sind, den Kurs gemacht haben usw. Oder wenn etwa augenblicklich keine Berufe vorhanden sind, darf man dem Diakonissenhause die Last auflegen, Freiwillige zu übernehmen, zu erhalten, zu lehren, um sie in zukünftigen Fällen zu verwenden, während vielleicht der freie Wille bald vergeht und die Freiwillige dann zu den Ihrigen zurückkehren will. Man sieht wohl, daß das nicht angeht. Es würde damit weiter nichts erreicht, als daß der Nutzen auf seiten der Freiwilligen läge und das Diakonissenhaus möglicherweise finanziellen Schaden litte. Ist eine Tochter arm, aber fromm und tüchtig, so kann sie im Notfalle im Diakonissenhaus gratis eintreten, aber man rechnet darauf, daß sie im Diakonissenhause bleibt und sich dauernd anschließt. Hat sie aber Vermögen und sucht nur die Anstalt eine Weile kennenzulernen und sich ihrem Dienste für eine unbestimmte Zeit anzuschließen, so kann sie, wenn Platz ist, auf eigene Kosten im Hause leben und dann nach Belieben in ihre heimatlichen Verhältnisse zurückkehren, aber sie kann keinen Anspruch auf freie Station machen. Man würde ja freilich gern andere Bedingungen setzen, wenn es nur möglich wäre. Unter den Umständen aber, in denen das Diakonissenhaus lebt, ist es nötig, entweder den Freiwilligen die Kosten zuzuschieben und ihnen allein das finanzielle Risiko zu überlassen, oder sofern sie würdig oder tüchtig sind, von ihnen als Äquivalent der Ausbildungskosten und der Probezeit eine angemessene Frist und Arbeit zu verlangen. Möglicherweise können Freiwillige dem Diakonissenhause große Wohltat sein, aber es kann auch das Umgekehrte der Fall sein, und weil es dann wehe Seiten und üble Verhältnisse gibt, so ist es weit besser, von vornherein darauf aufmerksam zu machen, als bei hervortretenden Fällen enttäuscht zu werden und zu enttäuschen.

Der Herr schenke uns, wie bisher, unter den rechten Umständen rechte Freiwillige als willkommene Ausnahmen, mehr aber vor allem die Zahl derjenigen, die sich dem Dienste der Diakonissen ganz und völlig anschließen, so daß wir gutes Gewissen haben, auf sie verwendete Ausgaben zu tragen.

C.

Lebensläufe

1.

Lebenslauf der Jungfrau Karoline Rheineck,

1. Vorsteherin des Diakonissenhauses zu Neuendettelsau.

Gelesen bei der Beerdigung am 23. August 1855

Am 21. August, nachmittags 4 Uhr, entschlief in Jesu Christo Jungfrau Karoline Rheineck, erste Vorsteherin des Vereins für weibliche Diakonie in Bayern und des Diakonissenhauses zu Neuendettelsau.

Sie ist am 21. Dezember 1811 zu Memmingen geboren und dortselbst auch durch die heilige Taufe unter das Volk Gottes aufgenommen. Ihr noch lebender Vater ist der Magistratskanzelist Karl Rheineck; und ihre Mutter war Juditha, geb. Steiner aus Memmingen. Ihre Taufpatin war Frau Bürgermeisterin Karoline von Wachter dortselbst.

Als das Mägdlein zum Lernen fähig wurde, schickten sie ihre Eltern in die Volksschulen von Memmingen. Dieselben machte sie durch, und zwar Werk- und Sonntagschule. Sie blieb jedoch nicht die ganze Schulzeit über im Hause der Eltern, sondern nachdem sie konfirmiert und aus der Werktagsschule entlassen war, kam sie zu ihrem Großvater, dem Kaufmann David Steiner sen. in Memmingen. — Nach dem Schluß der Sonntagschulzeit ging sie nach Augsburg zu ihrem Bruder Karl Rheineck, der Kaufmann war und dem sie in seinem offenen Geschäfte beistand. — Im November 1837 starb ihre Mutter schnell dahin, sie aber blieb, da ihr Vater zu Hause hinlänglich Unterstützung hatte, in Augsburg zur Seite ihres Bruders. — Im Jahre 1844 erhielt sie auf mehrfaches inständiges Ansuchen die Erlaubnis ihres Vaters, Diakonissin zu werden, und trat in die Diakonissenanstalt Kaiserswerth am Rhein am 4. Oktober 1844. Nur zwei Monate konnte sie bleiben, da ein nervöses Augenleiden, an welchem sie früher schon gelitten hatte, welches sie aber nun in die Gefahr setzte zu erblinden, sie nötigte, wegzugehen und ihre Heimat wieder zu suchen. Sie behielt jedoch den Sinn, der sie nach Kaiserswerth getrieben hatte, und trat daher nach 2½ Jahren, da sie ihre Augen für genesen hielt, in Kaiserswerth wieder ein. Aber auch diesmal erwies sich das Kaiserswerther Klima als ungünstig für ihre Augen, und sie mußte nach einem Aufenthalt von kaum vier Monaten aus gleichen Gründen wieder austreten. Doch genesen ihre Augen, so daß ihr nur das kurze Gesicht blieb, das sie in Folge des Übels schon früher bekommen hatte. Noch im Jahre 1848 übernahm sie die von der Stadt errichtete Kleinkinderschule, der sie denn auch sechs Jahre lang vorstand. Es waren ihr zwar in dieser Anstalt zwei Mäde beigegeben, doch wurde ihre Gesundheit, die nie sehr fest gewesen war, allmählich angegriffen, ihre Brust wurde leidend und sie war genötigt, eine leichtere Lebens- und Berufslast zu suchen. — Im Jahre 1854 war es, wo sie mit einer teuren

gleichgesinnten Freundin aus Memmingen den Beruf an der zu Neuendetschau entstehenden Diakonissenanstalt annahm. Sie kam im April hieher und wurde erste Vorsteherin des Vereins für weibliche Diakonie in Bayern und der Diakonissenanstalt. Das hatte freilich weder sie geahnt, noch andere, daß diese Anstalt so schnell die Ausdehnung finden würde, welche sie wirklich fand. Jungfrau Karoline Rheineck ging deshalb fröhlich in ihren Beruf hinein, sie erfreute sich auch einer solchen Besserung ihrer Gesundheitsumstände, daß sie nicht bloß auf andere den Eindruck einer rüstigen, gesunden Magd Jesu machte, sondern sich auch selbst so fühlte. Indes gab es doch einen harten Winter. Karoline Rheineck war nicht die Person, sich zu schonen. Tag und Nacht lebte sie ihrem heiligen Zwecke und widerstand dabei den Mahnungen ihrer Freunde, bis sie endlich selbst das Gefühl bekam, es dauere nicht mehr lang mit ihrem hiesigen Leben. Zwei Berufsreisen konnten ihr wohl zur Erholung dienen, dienten ihr auch, aber es war doch nicht anders, sie mußte sich nach erschöpfter Kraft am 26. Juli legen, um zu sterben. Ihre Krankheit war Faulfieber. Furcht und Hoffnung wechselten. Die treueste, aufmerksamste Pflege, unter Leitung des von ihr für den Fall des Erkrankens lang vorher erwählten Arztes konnten nicht helfen, da es Gottes Wille nicht war. Nach schweren Leiden verschied sie fein sanft und stille am verwichenen Dienstag, 21. August, nachmittag 4 Uhr, nachdem sie auf Erden gelebt hatte 43 Jahre und 8 Monate.

Dies sind die einfachen Umrisse des äußern Lebens. Dies Leben aber ist wie aus einem Stück — in seinem religiösen, sittlichen und beruflichen Verlauf.

„Ich bin von evangelisch-lutherischen Eltern geboren“, sagt sie in einem selbstverfaßten, bis zum Eintritt in Kaiserswerth, also bis 1844 reichenden Lebenslauf. „Meine liebe Mutter ließ es ihre erste Pflicht sein, mein Herz schon in zarter Kindheit mit dem bekannt zu machen, welcher auch für mich den Himmel verlassen und um meiner Sünden willen dort in Gethsemane frei unter Gottes Angesicht trat, um statt meiner den Zorn der beleidigten Gerechtigkeit Gottes im höchsten Maße zu tragen und auf Golgatha durch sein heiliges Leiden und Sterben mir und allen Menschen eine ewige Veröhnung zu stiften.“ In diesem Satze, meine Freunde, habt ihr mit einem Male den Sinn der frommen Jungfrau: ihre Art, ihre Frische, ihre Entschiedenheit spricht sich klar und deutlich aus. Zu diesem Sinn und Wesen wurde sie von der Mutter erzogen; zu eben demselben erzog sie auch ihr Großvater, in dessen Aufsicht sie nach der Konfirmation überging. „In meinem dreizehnten Jahre, sagt sie, wurde ich der mütterlichen Aufsicht und Erziehung beinahe gänzlich entzogen, doch, Gott sei Preis, nicht zum Schaden meiner Seele. Mein Großvater wünschte mich bei sich zu haben, der als ein christlich gesinnter Mann das treulich an mir fortsetzte, was meine liebe Mutter an mir begonnen; unter seinen Augen stand ich bis in mein 19. Jahr.“ Diese Erziehung trug ihre Frucht. Sie kam nach Augsburg. „Nun stand ich da, sagt sie, in der großen Welt, nicht mehr beobachtet von den wachenden Augen meiner Lieben, aber Gottes Vaterauge blickte desto

sorgfältiger auf mich herab. Der Herr war stets mit mir. Seine Gnade, seine Liebe und sein schützender Geist waltete treulich über mir; der treue Hirte wachte über seinem Schafe. Er hatte mich nur auf eine bessere Weide führen wollen, als ich nach Augsburg ging.“ Zu dieser besseren Weide zählte sie insonderheit die herrlichen Predigten und den Unterricht des von ihr hochverehrten Knechtes Jesu, Herrn Kirchenrats Bomhardt zu Augsburg. Ihre Erkenntnis nahm zu, aber auch ihr Sinn für Liebe und Barmherzigkeit wurde mächtig gewedt. „Seit acht Jahren, schreibt sie im Lebenslauf von 1844, hege ich nun den Wunsch in meinem Herzen, mich dem Dienste des Herrn hinzugeben, — um der großen Liebe willen, mit welcher er mich umfaßt, — mit einer schwachen Liebe ihn in den leidenden Armen dankbar zu ehren. Allein an eine Ausführung war lange nicht zu denken, da die Pflichten gegen meinen Bruder es mir versagten.“ Doch der Herr machte Bahn, ihr Glaube, ihre Liebe, ihr Opfer sollte angenommen werden. „Der Herr legte mir, sagte sie weiter, vor einigen Jahren ein Leiden auf, aus lauter Güte. Ich bekam ein Augenübel und mußte einen Landaufenthalt nehmen. Das Übel hob sich, Gott sei Dank, gänzlich und ließ mir nichts als ein kurzes Gesicht zurück; aber der Herr führte mich damals aus dem Getrieb und Gewühl des Zeitlichen in die stille Einsamkeit, um daselbst freundlich mit mir reden zu können durch seinen edlen süßen Tröster. O selige Zeit, der ich nie vergessen werde. Da ward meine Sehnsucht um so lebendiger; es erwachte in mir der Entschluß, in eine Diakonissenanstalt zu gehen. Ich entdeckte dies Vorhaben meinem lieben Vater, aber er wies mich damals ab. Gegen den Willen der Eltern darf das Kind nicht handeln, denn sie sind an Gottes Statt; so ergab ich mich denn, zwar mit schwerem Herzen, in den Willen meines Vaters, behielt aber die feste Zuversicht, daß es doch noch geschehen müßte, wenn es des Herrn Wille wäre. Der Gedanke verließ mich auch nicht mehr, ich konnte ihn nicht ertöten. Da zeigte sich mir endlich eine freundliche Aussicht zur Ausführung meines Vorhabens. Die Pflichten gegen meinen Bruder lösten sich. Ohne mir eine Last aufs Gewissen zu laden, konnte ich's jetzt wagen, mir einen andern Beruf zu erwählen. Guten Mutes wagte ich es nun im Namen des Herrn, ohne den wir nichts Gutes tun können, zum andern Male meinen lieben Vater mit begründeten Vorstellungen und Bitten zu bestürmen, — und welche Freude für mich, ich erhielt seine väterliche Einwilligung. Der Herr gebe mir nun seinen gnädigen Segen dazu. Er, der dies Vorhaben in mir rege gemacht, wird es auch gewiß vollführen. Du, Allwissender, kennst meine große Schwachheit, mit welcher ich mich in deinen Dienst wage; aber die feste Zuversicht, der Glaube ermutigt mich, daß ich nicht zage; denn ich weiß ganz gewiß, daß ich alles durch den vermag, der mich mächtig macht, Christus. Siehe, mein Herr und Erlöser, ich bringe dir die Kräfte meiner Seele und meines Leibes, welche du mir nach deiner göttlichen Weisheit und Gnade verliehen. Ich lege sie zu deinen Füßen nieder, sie sind dein, gebrauch sie zu deinem Dienste, nach deinem heiligen Wohlgefallen. Herr, hab nur Geduld mit deinem schwachen, sündigen Kinde um deiner ewigen Erbarmung und Liebe willen.“

So schrieb Jungfrau Karoline Rheineck am 26. August 1844, also vor nun elf Jahren. Das ist ihre Religion — damals gewesen und blieb es bis ans Ende: Glaube und Liebe erfüllten sie. Ich habe die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft erst zwei Jahre, aber ich habe Gelegenheit gehabt, sie genauer kennenzulernen, und ich theile mit allen, die sie näher kannten, die Überzeugung, daß es ihr mit ihrer Religion ein vollkommener Ernst war. Wenn eine Seele unter uns lauter und aufrichtig gegen den Herrn war, so war es die ihrige. Sie ist eine Märtyrin der Liebe geworden; ich bin aber überzeugt, daß sie mit heiterer Ruhe und Freudigkeit auch eine Märtyrin des Glaubens geworden sein würde und für Christum, ihren Jesus, in die Flammen gegangen wäre. Was für ein edler Ernst des Glaubens war in ihr, was für ein wachsamcs Auge gegen alles, was ihren Glauben trüben, ihren innern Fortschritt hemmen konnte! Wo es am ernstesten zuging, dahin neigte sie sich. Immer stand sie auf der Seite derer, die Christi Schmach trugen, und es war ihr ein Kleines, von der Welt, ja von den besten Freunden gerichtet zu werden, wenn sie nur wußte, daß sie so, wie sie es hielt, dem Herrn am besten gefiel; sich mit menschlichen Rücksichten plagen, sich mit Fleisch und Blut besprechen, wo sie Gottes klares Wort erkannt hatte, war nicht ihre Sache.

Wie gesagt! Ihr Leben ist ein Leben aus einem Stücke. Und wie in der religiösen, so in der sittlichen Lebensführung. In einem Kreise, wo sie viel Anerkennung gefunden hat, sagt man scherzweise von ihr, sie habe kein Blut, wie andere Menschen, ihr Blut gleiche dem der Fische. Diese Freunde meinten damit nichts anderes als ihre jungfräuliche Unnahbarkeit. Und in der That, so wunderbar der Vergleich ist, so gar nicht wahr er ist, — denn Karoline Rheineck war echt menschlichen Erbarmens voll und hatte eine auch menschlich sehr entschieden ausgeprägte Leidenschaft, wenn auch nur eine, die für Jesum; so ist es doch gewiß, daß sie von aller geschlechtlichen Tändelei und Süchtelei frei war. Es wird weder viele Männer, noch viele Frauenspersonen geben, die nicht öfter oder doch einmal im Leben, sei es bloß mit dem Herzen und Fühlen, sei es äußerlich mit Wort und That auf irgend einen geschlechtlichen Irrweg kamen. Und so sehr geschaffen für einander scheinen und sind die Geschlechter, daß heranwachsende Jungfrauen — und zwar je älter sie werden, desto ängstlicher von dem Gedanken geplagt werden, als hätten sie den Zweck des Lebens versäumt, wenn sie nie in die Ehe träten und eines Mannes würden. Daher die leidenschaftliche Sehnsucht des alternden Mädchens, die Unruhe, die unbefriedigte Seele, der Mißmut, — daher so selten eine glückliche alternde Jungfrau. Selten — aber doch zuweilen gibt der Herr solche Perle, und wahrlich in Jungfrau Karoline Rheineck hatten und haben wir nun ewig eine solche Perle. Sie hielt es mit 1. Kor. 7, sie war glücklich, heiter, fröhlich allezeit, anmutig, würdig, eine echte Jüngerin voll Einfalt und Gottseligkeit. Sie war eine starke Persönlichkeit, aber niemand wird ihr die Schmach antun, zu sagen, daß sie etwas Männliches an sich hatte. Ganz weiblich — war sie doch ganz Jung-

frau. Darum auch in dem Sinn auf ihrem Haupte die Myrte und in ihrer Hand die Palme liegt, damit wir sie zu Grabe getragen haben.

Ein Lebenslauf, wie aus einem Stücke, wiederhole ich, — und zwar aus einem Stücke auch in Beziehung auf ihren Beruf.

Sie war eine heilige Diakonissin — und das, möcht ich sagen, von Jugend auf. Obwohl in einer Stadt geboren, war sie doch kein verzogenes Stadtkind, sondern sie hatte eine harte Jugend und wurde zur Arbeit, zu jeder Arbeit gewöhnt. Sie war nie eine Magd, aber sie war's doch, denn sie diente und arbeitete wie eine Magd. Sie hatte eine so liebenswürdige, freundliche Erscheinung, — sie hatte so edle Gaben, die sie zur Künstlerin, namentlich auch in weiblichen Dingen befähigt hätten. Sie vernachlässigte diese Gaben nicht, sie bildete sie aus; sie war eine treffliche Lehrerin, war ja unter anderm auch Schreiblehrerin im hiesigen Diakonissenhause. Aber hat sie etwa deshalb sich dem echt weiblichen Berufe und den Arbeiten desselben entzogen? Hat sie in das Vorurteil der sogenannten Gebildeten, als gebe es geringe und gemeine Frauenarbeiten, sich ergeben — und Bildung und Vornehmheit für unvereinbar mit geringem Leben und aller Arbeit und Mühe des weiblichen Dienstes gehalten? Ihr wißt es ja selbst, ihr habt es gesehen, — ja ihr habt sie oft bewundert, weil sie so gar sehr diente; sie ist zum großen Theil auch deshalb in eurer Achtung so hoch gestanden, weil sie keine Arbeit verschmähte, sondern eine jede durch die Art, wie sie dieselbe vornahm, zu Ehren brachte und damit dem unwürdigen Vorurteile, das den Armen um der geringen Arbeit willen, die er tun muß, für unrein und gemein achtet, einen Todesstoß in euren Herzen gab. Sie diente, ja sie diente — den Eltern, dem Großvater, dem Bruder, dabei nebenher den Kranken in Augsburg, dann denen in Kaiserswerth, den Kindern in Memmingen, den Kranken hier, endlich euch allen, einem jeden unter uns, mit großem Dank sag ich, auch mir. Immer glänzender wurde ihr Weg, immer leuchtender ihr Diakonissengang, — hier endigte er, oder nein, hier fand sie dienend den Tod und auch den Eingang ins ewige Leben, — ihr Gang war ein Gang Jesu, dem größten Diener des menschlichen Geschlechtes nach, und hier bei uns war ihr Bethel, ihre Himmelspforte, wo sie sich zu ewigen Ehren schwang.

Es ist ihr auch alles gelungen, der Herr war mit ihr. Ich las die Briefe ihres Großvaters, die er ihr nach Augsburg schrieb, wo sie 17 Jahre dem Bruder diente; welch' edle Vermahnungen gibt er ihr, aber wie erkennt er auch ihre Treue gegen ihn selbst und ihren Bruder und das Gelingen ihrer Arbeit! — Ich las ihr Zeugnis von Kaiserswerth, ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, es sei dies Zeugnis mehr ein Ausdruck der Hochachtung als ein Schülerinnenzeugnis! — Ich las Papiere über ihre Wirksamkeit in Memmingen; anfangs heißt sie schlechthin die „Wartfrau“ der Kinderschule und der Beruf wird ihr — mit Erwartung, aber ohne Erfahrung ihrer großen Tüchtigkeit einfach geschäftlich übertragen. Aber wie steigt die Achtung, als sich die Leistung entwickelte! Was für eine ganz andere Sprache, eine Sprache der Hochachtung und Liebe lernten diejenigen gegen sie und

von ihr führen, unter denen sie lebte und diente. Welche Anerkennung fand sie — auch in den Augen einer nun entschlafenen Dienerin Jesu auf dem Throne! Und als sie von Memmingen wegging, da weinten nicht bloß die Kindlein, die sie verließ, — da weinten die Mütter, da gab es Zeugnisse der Stadtobersten, ja auch des hohen Regierungspräsidenten von Schwaben! Da ehrte man sie in öffentlichen Blättern mit Gedicht und Lied. Alles Beweis, wie ihr der heilige Beruf gelang, wie Gott mit ihr war und sich zu ihrer Arbeit bekannte. —

Der ganze Lebenslauf ist aus einem Stück. Immer vorwärts schreitet er zur Vollendung. Doch weiß ich nicht, ob nicht hier bei uns der Glanzpunkt ist. Wie schön ist das Wirken der teuern Jungfrau in Memmingen gewesen! Man kann einen Augenblick zweifeln, ob nicht dort der Glanzpunkt sei, und doch schwindet der Zweifel schnell! Wie herrlich war doch ihr Leben hier. Hier steht sie als die erste einer großen Schar von Diakonissen, die nun alle gehen sollen wie sie, also werden wie sie, so einfach, aufrichtig, lauter, wahrhaftig, gottesfürchtig und gottselig, mühselig, siegreich, Märtyrinnen der Liebe! Wahrlich, der Herr hat sie zu dem gemacht, was sie war, auf daß der Verein für weibliche Diakonie in Bayern und alle, die mit ihm fühlen, an ihr ein Vorbild hätte. Ihr mußtet sie kennenlernen, wirken, arbeiten, aufopfern sehen, — damit ihr es leicht hättet, selbst zu werden, was ihr sollet, damit ihr nur ihr nachgehen dürftet! Geht eurer Vorsteherin nach, das ist genug. Wenn ihr werdet wie sie, segnet euch Gott und seine Kirche und viele Tausende, denen damit geholfen sein wird.

Ich hatte das Glück, daß sie, fast sooft ich sie auf ihrem Krankenlager besuchte, aus dem Delirium erwachte. Da sagte sie einmal mit der Heiterkeit und Freundlichkeit, die sie bis in den Tod hinein nicht verließ: „Um mich brauchen Sie sich nicht zu sorgen. Ich bin in Jesu Blut gewaschen. Ich werde selig.“ Ich sorgte mich auch nicht, ich freute mich und freue mich noch. Ich weiß, was das Diakonissenhaus verloren; aber ich weiß auch, daß sie, meine teure Freundin, für sich gerade zur rechten Zeit eingetreten ist dorthin, wo wir Fürbitter und Fürbitterinnen brauchen können, ausgetreten aus unserm Orden der Sterblichkeit und Sünde. Ich habe kaum bei einem Lebenslauf so die Überzeugung gehabt, daß er so, gerade so fein und geschlossen werden mußte. Dem Herrn sei Dank für diese erste Vorsteherin ewiglich! Er führe uns ihre Wege. Unser Ende sei wie ihres und ihr Los werde das unsrige! Amen.

2.

Jungfrau Amalie Therese Emma Lins,
zweite Diakonissin an der Krankenanstalt des Diakonissenhauses,
gest. am Osterabend des Jahres 1858, 22. März, nachmittags 1/2 4 Uhr,
während in der Vesper von den Freuden
der Paradiesesfahrt Christi gepredigt wurde

Sie ist geboren am 11. Juni 1836 zu Allstedt in Thüringen, wo ihr Vater Konrektor war. In der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember 1845

starb ihre Mutter; ein Blutgefäß riß — und schnell war das Leben dahin. Am 6. Oktober 1846 starb auch der Vater. Die zehnjährige Emma war mit drei Geschwistern verwaist. Nun kamen sieben schwere Jahre. Erst war sie ein Jahr bei einer Freundin ihrer Mutter, dann im Hause eines Musikus, aus welchem sie durch eine Feuersbrunst verjagt wurde, dann drei Jahre im Hause eines gewissen Geistlichen in Allstedt. Ein Weg von Gefahr zu Gefahr. Ein Jahr nach ihrer Konfirmation trat sie vollends in ein Putzgeschäft ein. Da erbarmte sich der Herr. Im Pfarrhaus zu Clodra fand sie, was sie bedurfte. Ihre Seele fing an, von der schweren Jugend und aller Gefahr der Sünde zu genesen. Von Clodra aus, wo sie sich vorbereitet hatte, kam sie, eine der ersten Schülerinnen, am 9. Mai 1854 hieher in die eben beginnende Diakonissenanstalt. Da war es, wie wenn die Lilie oder Rose aufgeht und ihr Duft sich verbreitet. Herrliche Gaben des Geistes und Gemütes entfalteten sich. Alles freute sich ihrer. Erst Schülerin, wurde sie dann Lehrdiakonissin an der kleinen Schule des Hauses, dann zweite Diakonissin der Krankenanstalt. Da, im heiligen Verufe dienender Liebe, fand sie ihr tödliches Weh. Nach wenigen Tagen der Krankheit (Typhus) riß auch ihr, wie ihrer Mutter, ein Blutgefäß, — ein langer großer Blick aufwärts, der allein schon die Ehrerbietung aller erweckte, — und sie sank still sterbend zurück. Der Stephano erschien und ihm zu Hilfe kam, nahm auch sie auf — wahrlich eine heilige jungfräuliche Seele voll Güte und Sanftmut, längst wiedergeboren zu der unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Hoffnung, von der sie wachend und träumend übersaß. Am 25. März, dem zweiten Ostertag, legte die Anstalt den unvergesslichen Liebling ins Grab. — Emma hatte ein Alter von 19 Jahren, 8 Monaten, 11 Tagen erreicht — auf Erden. Wer kann dort ihres Lebens Länge ausreden und ihre Seligkeit besingen? — Ehre sei ihrem Bräutigam! — Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn! Amen.

3.

Lebenslauf der Diakonissin Emma Pauline Merz

Schwester Emma Pauline, Jungfrau, Diakonissin, geboren zu Greiz den 16. September 1835, ist die Tochter des fürstlichen Reuß-Greizischen Steuerrendanten und Regierungsadvokaten Ernst Heinrich Merz zu Greiz und seiner im vorigen Jahre verstorbenen Ehegattin Pauline, geb. Rudolf. Sie war das dritte von 16 Kindern ihrer Eltern und die älteste von den Töchtern der Familie. —

Die ersten Anfänge des Unterrichts genoß sie von ihrem Vater. In einem Alter von etwa acht Jahren trat sie in die sogenannte Harmonieschule, ein Bildungsinstitut für Töchter ein, welches in ihrer Vaterstadt blühte. Dies Institut besuchte sie bis zu ihrer Konfirmation im Jahre 1850. Nach ihrer Konfirmation brachte sie der Vater in eine weibliche Bildungsanstalt der Herrnhuter zu Ebersdorf, woselbst sie ein Jahr lang blieb und dann wieder in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Sie war reich begabt, eilte in den

Schulen ihren Mitschülerinnen weit voran und wurde daher auch eine Zeitlang mit Knaben unterrichtet, welche viel älter waren als sie. In Ebersdorf, wo sie eine für sie sehr glückliche Zeit durchlebte, erwachte in ihr der Gedanke, Lehrerin zu werden. Der Vater hatte aber damals Gründe, es nicht zuzugeben. So gab sie sich denn darein, ihren Eltern und Geschwistern zu dienen. Wie sie denn nach allen Seiten hin Gaben hatte, so erlangte sie nun auch in allen häuslichen Geschäften eine Gewandtheit, die ihr später so wohl bekam, und so herzliche Anerkennung fand. Sie wurde des weiblichen Berufes mächtig, aber ihr reger Geist und ihr Gemüt voll Sehnsucht nach größeren Dingen fand keine Befriedigung darin. Als daher der Vater die hiesige Diakonissenanstalt kennenlernte, ließ er sie unter diejenigen Lehrschülerinnen einreihen, welche dereinst selbst lehren sollten. Sie trat am 1. November 1855 in das Diakonissenhaus ein.

Der christliche Ernst ihres Vaters sah es nicht gerne, wenn seine Kinder weltlichen Freuden nachgingen. Die Verhältnisse waren jedoch von der Art, daß er ohne eigene Überzeugung der Kinder nicht durchdringen wollte und konnte. Emmas für alles offener Sinn suchte in den geselligen Kreisen ihrer Heimat eine Art von edlem Lebensgenuß und äußerer Bildung, die man so oft als Frucht des geselligen Lebens der gebildeteren Stände rühmen hört. Es war nicht eben sehr viel offene Pforte für sie vorhanden, um die Freudenfälle der geselligen Welt zu betreten; aber sie tat es, und zwar mit soviel Geschmack daran, ja mit einem Grade von Leidenschaftlichkeit, daß man sich wundern muß, wie unberührt von Sinnenlust und geschlechtlicher Torheit sie auch damals davonkam. Hochgetragene, hochgemute Frauenseelen gehen öfters auf so gefährlichen Bahnen ohne die faulen Früchte, von denen die Freudenfälle der geselligen Welt sonst überströmen. Da jedoch Emma je und je ein sehr waches Gewissen hatte, fand sie im Genusse weltlicher Freuden keine Ruhe, und die erbärmliche Leere der Weltlust machte sie immer unzufriedener. Es konnte das um so weniger ausbleiben, als der Geist des Vaters und des väterlichen Hauses sich immer entschiedener jener ernsten religiösen Richtung zuwendete, die mit Weltfreuden fertig ist, noch ehe die Frage aufgeworfen wird, ob man sich von ihnen abtun soll. Als Emma hieher kam, nicht frei von den Eindrücken der Welt, aber auch gezogen von Gottes theurem Worte, das sie von Jugend auf gehört hatte und das ihr zuletzt durch den von ihr heißgeliebten Vater so nahegebracht wurde, — gab es einen Entscheidungskampf für sie.

Die selige Jungfrau hatte eine ganz eigene Mischung der Kräfte und Eigenschaften des Gemütes, wie ich sie wenigstens noch nie gefunden habe. Gewissenhaft, wahrheitsliebend, voll regen Sinnes für alles Edlere und Ungemeine, zart, sorgsam, echt weiblichen, liebenswürdigen Wesens, das in allen Fällen durchschlug und ihr die Herzen ihrer Umgebung gewann, hatte sie dennoch von Jugend auf ganz besondere Eigenheiten, die ihr und andern beschwerlich wurden und vermöge deren sie selbst von fremden Eigentümlichkeiten oft gestoßen und geirrt wurde. Um so schwerer wurde es ihr deshalb, den oben besagten Entscheidungskampf in einer Anstalt zu

kämpfen, wo sich so viele verschiedene Menschen begegnen, denen, bei aller Gebundenheit an bestehende Ordnungen, dennoch Freiheit genug gelassen ist, hervorzutreten und sich zu geben, wie sie sind.

Was aber schwer ging, kam zum herrlichen Siege. Noch denke ich ihrer ersten Privatbeichte, in welcher sie die wunderliche Besorgnis aussprach, sie werde das nächste Mal nun wohl nichts mehr zu beichten haben. Auch gedanke ich ihrer oft ganz eigenen Fragen, welche sie im Diakonissenunterrichte vorbrachte und die eines solchen Geistes gar nicht immer würdig zu sein schienen. Aber eben das Beicht- und seelsorgerliche Verhältnis und der Unterricht, was bekamen sie über diese Seele für eine Macht, — wie entbrannte sie je mehr und mehr in lichter Liebe heiliger Liebe für die Wahrheit des göttlichen Wortes und für die wunderbaren Führungen Gottes in der Geschichte! Ihre Kräfte, ihr Wille, ihre Sehnsucht, ihr Geist voll Gaben wurde immer mehr ein Opfer ihres Herrn und Gottes. Mit entschiedenem Ernste sagte sie allem ab, was einem solchen Herrn nicht Ehre bringt, und wurde zweifelsohne an Geist und Gemüt die erste, edelste Schülerin der hiesigen Bildungsanstalt. Bei dem Dufte der sich immer schöner entfaltenden Blüte ihrer Seele dachte man kaum lächelnd an die temperamentlichen, wohl mehrfach auch auf leibliche Schwäche zurückzuführenden kleinen Dörnern ihrer Eigenheiten.

Anfangs war man der Seligen um dieser Eigenheiten willen nicht hold gewesen; aber es wurde anders. Bald sah man, welch eine Gabe der, der in die Höhe gefahren und Gaben für die Menschen empfangen hat, in ihr dem hiesigen Diakonissenhause und seinen Schülerinnen gegeben hatte. Sie übernahm den geschichtlichen, den geographischen Unterricht, sie wurde Klassenlehrerin der ersten Klasse, und endlich am 4. Januar 1857 zur Diakonissin eingesegnet. An ihrem Munde hingen die Schülerinnen, wenn sie strahlenden Auges, edlen Angesichtes, mit jener Beredsamkeit, die ihr eigentümlich war, in schöner gewählter Sprache sie einführte in die Geheimnisse des Reiches Gottes, in die Wunder der Erde und ihrer Lande. Wer sie einmal sah, wenn sie, im Innersten widerstrebend gegen das Hervortreten eines jungfräulichen Menschen in einem öffentlichen Examen, im Diakonissensaale saß, sich endlich doch überwand, examinierte und mit den Schülerinnen in den Reichtum der Geschichte einging, der wird es begreifen können, wie äußerst schwer es den Vorständen des Diakonissenhauses werden mußte, eine solche Lehrerin und Diakonissin weggehen zu lassen, und war es auch in die himmlische Stadt.

Und doch war dies der Wille des Herrn. Emma war von Jugend auf zarter Gesundheit. Schwach und krankhaft aussehend kam sie hieher und erholte sich erst hier allmählich in dem Maße, daß sie innerlich erquickt und zu seligem Wohlfühlen erhoben wurde. Doch blieb sie immer in einem Hause von fast durchweg jugendlich und rosig blühenden Angesichtern die einzige bleiche Lilie, und wenn sich zuweilen ein Rot auf ihre Wangen legte, war es vergänglich und nur Frucht und Zeugnis einer inneren Blüte, die allerdings schöner war als leibliche Jugendblüte. Da sie von Jugend auf nur Pflan-

zenkost genossen hatte, zu kräftiger Nahrung nicht zu bewegen war, bis es bereits zu spät wurde, — da sie sich, gegen Willen und Befehl ihrer Vorgesetzten, zuweilen nicht so schonte und beobachtete, wie es ihr zarter Leib bedurfte, gab sie vielleicht (vielleicht auch nicht, wer kann es sagen?) selbst Anlaß zu einer früheren Ermattung, als sie sonst wohl eingetreten wäre. Schwachheit, Fieber, die Zeichen der jammervollen Lungenkrankheit, welche oft lange den Tod weisagt, um ihn desto sicherer herbeizuführen, nahmen zu. Es half nicht, daß sie noch fortarbeiten, fortlehren, fortleben, fortnützen wollte; sie mußte, immer gebieterischer trat die Notwendigkeit hervor, sich ergeben, krank zu sein. Sie ergab sich, aber ihre Hoffnung auf Wiedergenesung war rege, solange sie lebte, wie es bei so vielen Kranken ihrer Art zu sein pflegt. Sie ergab sich zu kranken, aber nicht zu sterben, und es war ihr noch am Tage ihres Todes eine Aufgabe, auch nur leise Mahnungen hinzunehmen. In der Mittagsstunde des vorigen Sonntags empfing sie mit mehreren das Sakrament. In einer Ecke des Divans sitzend, im schwarzen Kleide, im reichen blauen Diakonissentuche, mit strahlenden Augen und hochgeröteten Wangen saß sie jugendlich und lauschte den Worten des Sakraments, andächtig, inbrünstig, voll Lust und Liebe zum Gebete wie immer. Dennoch bewegten sich weh und schmerzlich die Züge, wenn nur eine leise Andeutung sich zeigte, daß vielleicht der Seelforger, die Umstehenden denken könnten, ihr Ende sei nah. Noch am späten Abend, da bereits der Tod vorhanden war, verlangte sie ein Gebet um Wiedergenesung im Abendgottesdienste. Wir wußten ihr besseres zu erbitten und wurden erhört.

Acht Uhr war vorüber, eine Viertelstunde drüber lief ab, da fühlte sie ein Weh. Sie schlang die Arme um ihre Pflegerin, sie verlangte Gebet, verlangte Ruhe von Ansprache und Besuch, — ihr Schmerz nahm zu, und kaum kam $\frac{1}{2}$ Uhr herzu, da hatte der Bräutigam die edle, aber widerstrebende Braut auf seine Arme genommen und sie getragen, wohin sie lange gewollt, wohin sie dann doch nicht durch Todesporten gewollt hatte, zu der ewigen Ruhe und Freude seiner Heiligen. Leicht, kaum dran denkend, daß es sterben, das gefürchtete Sterben, galt, kam sie auf den Armen Christi und seiner Engel durchs Todestal zum Anschauen seiner ewigen Herrlichkeit. Wie wird sich die edle, fromme Emma geschämt haben, als sie ihr ewiges Glück in Händen hatte, daß sie nur einen Augenblick gezagt und nicht gewollt hatte.

Hier hat die edle Magd gelebt 23 Jahre, 10 Tage. Sie entschlief am Abend des 26. September. Nun schläft das Mägdlein und ist nicht tot. Emma ruht im Frieden, das ewige Licht leuchtet ihr. Uns leuchtet ihr frommes, sanftes, heiliges Beispiel. Wir sehen ihr Ende an und folgen ihrem Glauben nach, dem Glauben, der ihr das schönste Los jenseits bereitet hat, wenn sie auch krankhaft vor den letzten Schritten sagte, es zu ergreifen.

Der Herr schenke uns eine selige Nachfahrt. Amen.

4.

Todes-Anzeige

Am 1. September 1859 starb zu Schwarzenberg im Königreich Sachsen die gewesene Diakonissin Lisette Herrmann von Memmingen. Ihr Lebenslauf war kurz. Im Jahre 1838 am 19. März zu Memmingen geboren, hat sie kein höheres Alter, als das von 21 Jahren erreicht. Dennoch aber war dies kurze Leben reich, reich an Bewegung, reich an Erfahrung. Von dem, was Lisette in ihrem väterlichen Hause bis zum Eintritt hieselbst erlebt hat, hören wir besser andere; unsere Rede kann sich nur auf die Zeit beziehen, während welcher sie mit uns in Verbindung stand. Sie trat am 1. Mai des Jahres 1856 im Diakonissenhause dahier als Schülerin ein. Die hiesigen Schülerinnen, zumal diejenigen, welche sich durch Tüchtigkeit und Verhalten das Vertrauen ihrer Lehrer und Vorstände erwerben, müssen oft schnell ihre Vorbereitungszeit beschließen und sich in eine Verwendung fügen, ehe es ihnen selbst und ihren Vorständen lieb ist. Die noch junge Anstalt fand und findet es noch für besser, das vorhandene und sich kundgegebene Bedürfnis und Verlangen nach Diakonissen lieber durch entsprechende Persönlichkeiten schnell zu befriedigen, als zuzuwarten, bis eine jede Schülerin denjenigen Grad der Reife erlangt hat, welchen man ihr wünschen möchte. Die Hoffnung, welche man bei diesem Verfahren auf die frühverwendeten Schülerinnen setzen muß, hat uns bisher nicht getäuscht. Besitzt eine Schülerin persönliche Kraft und Tüchtigkeit, und ist sie angeregt und hingebend für ihren Beruf, so hilft sie sich, der Beruf selbst wird ihr zu einer Schule, in welcher sie schnell reift, und die so gewonnene Tüchtigkeit und Bildung wird alsdann durch den Zusammenhang mit dem Mutterhause vor den Fehlern bewahrt, die sich einem jeden Menschen anzuhängen pflegen, der zu früh und zu sehr auf eigenen Füßen steht. Auch Lisette Herrmann gehört unter die Schülerinnen, welche schnell in die Arbeit gehen mußten. Noch war sie kein Jahr in der Diakonissenanstalt, als sie einen Beruf anzutreten hatte. Sie hatte die Kinderschule in Schwabach zu übernehmen, und in der That war das keine Kleinigkeit für ein so junges Mädchen. Nicht die Geistlichen der lutherischen Gemeinde von Schwabach erschwerten der jungen Diakonissin ihre Stellung; im Gegenteil, sie wurde durch dieselben gefördert und besitzte gewiß in ihnen die einsichtsvollsten und treuesten Zeugen für ihre gesegnete und erfolgreichste Wirksamkeit in der dortigen Kleinkinderschule. Aber allerdings ist die Bevölkerung von Schwabach nicht zu einem geringen Teile der Richtung abhold, zu welcher das Diakonissenhaus in Neuendettelsau gehört, und daraus erwuchs eine Bewegung gegen die allerdings auch von den Gegnern erkannte Wirksamkeit der Diakonissin Lisette, in Folge deren sie von dem Mutterhause zurückgerufen werden mußte. Ihre Heimkehr war für sie sehr ehrenvoll; die Vorstände der Anstalt priesen den Herrn dafür, daß eine von ihren Töchtern gewürdigt worden war, auf rechtem Wege ein wenig Schmach und Ungunst zu erdulden. Lisette fand übrigens bald wieder eine andere Verwendung in

einer Kinderschule. Da sie jedoch indessen sich mit einem ehrenwerten Herrn aus dem Stande der Juristen unter dem Segen ihrer Mutter verlobte, so hörte, wie bei allen Diakonissen, welche Bräute werden, ihre engere Zugehörigkeit zum hiesigen Diakonissenhause auf, ohne daß sie deshalb aus aller Verbindung und aus dem Dienste ausgetreten wäre. Im Gegenteil, sie wurde vom Diakonissenhaus für das Rettungshaus in Schwarzenberg empfohlen, trat in diese Stellung ein und hielt sich bis an ihr Ende in Liebe und Gehorsam zum hiesigen Diakonissenhause, soviel es ihre Verhältnisse gestatten wollten. Zwar konnte man auch bei ihr, wie bei anderen Bräuten den starken Einfluß wahrnehmen, welchen der Brautstand auf das weibliche Gemüt zum Nachteil des Berufslebens auszuüben pflegt; aber doch überwand sie sich je länger je mehr, und die alte Berufstüchtigkeit schlug wieder so durch, daß ihr beim letzten Besuche, welchen der Rektor des Diakonissenhauses in Schwarzenberg machte, dortselbst das Zeugnis völliger Zufriedenheit mit ihren Leistungen und Verhalten gegeben wurde. — Sie hoffte, sich bald verehelichen zu dürfen, und das Ziel ihrer Schwarzenberger Wirksamkeit schien ihr ganz nahe gesteckt zu sein. Es war allerdings auch so, das Ziel war gesteckt, die Wirksamkeit ging zu Ende, alles änderte sich; aber der, welcher die Wege der Menschen lenkt, wählte für sie etwas anderes als eine Hochzeit. Auf sein Geheiß geschah es, daß „schwarze Schrift auf Rosenrot schrieb ins Leben ein der Tod“. Es gefiel dem Herrn, daß die Diakonissin Braut wurde, und dann als Braut die Diakonissendienste tun lernte, aber weiter sollte es nicht gehen. Die bräutliche Diakonissin sollte keine Ehefrau werden. Da sie tödlich erkrankt war, — an einem Katarrhfieber, welches nervösen Charakter annahm —, so wurde der Bräutigam zu ihrem Lager gerufen. Derselbe eilte in 24stündiger Fahrt nach Schwarzenberg; aber er kam zu spät. Drei Stunden vor seiner Ankunft war sie gestorbt und ergeben, eine Braut, mehr Christo als dem irdischen Bräutigam verlobt, für diese Welt entschlafen. Als der irdische Bräutigam am Morgen nach erfolgtem Tode zum Leichnam kam, da hieß es: „Lasset mich in Ruh; fraget mich nicht, was ich tu; ich bin durch den Vorhang gegangen, meinen Heiland zu umfassen.“ — So ist nun für immer der Charakter dieses Lebenslaufes gezeichnet. Er hat etwas Außerordentliches, was sich in den Worten ausspricht: „Bräutliche Diakonissin.“ Wäre Lisette Herrmann nicht eine Dienerin Jesu und ein Kind des ewigen Vaters gewesen, so wäre sie weder Diakonissin, noch die Braut ihres irdischen Bräutigams, noch eine bräutliche Diakonissin geworden. Christus ist der Grund aller Zier ihres Lebens und ihres Sterbens. Dem allein sei die Ehre. Den Genossinnen ihres Berufes und ihres Standes sowie den Bräuten unter ihnen schenke der Herr sein heiliges Wohlwollen; er leite auch sie nach seinem Rat und nehme sie endlich mit Ehren an.

5.

Nekrolog

Am 15. Dezember 1862, früh 8 Uhr, starb zu Dessau im herzoglichen Krankenhause, woselbst sie neben der Diakonissin Schwester Luise Kahnis stationiert war, die Probeschwester Katharina Herbst in einem Alter von 27 Jahren, 4 Monaten und 6 Tagen. Sie ist die eheliche Tochter des Schuhmachermeisters Christoph Herbst von Neuendettelsau und seiner Ehefrau Anna Sophie, geb. Kettlerin von Wassermungenau, und zu Neuendettelsau am 9. August 1835, an einem Sonntag, früh 10 Uhr geboren und am 10. desselbigen Monats getauft. In ihrer Verbindung mit dem Mutterhause zu Neuendettelsau hat sie als Probeschwester an verschiedenen Orten: in Ingolstadt, Pappenheim, Nördlingen, Windsbach und in der Krippe zu Fürth mit steigender Anerkennung Diakonissendienste geleistet und wurde zuletzt, im Sommer des vorigen Jahres, in das herzogliche Krankenhaus zu Dessau geschickt, um dort die zweite Diakonissenstelle einzunehmen. Sie ging dorthin mit der Aussicht, ausgesegnet zu werden, wenn sie sich auch auf dieser Station bewährt hätte. Zwar bewährte sie sich nun wohl, und zwar ebenso in der Gemeinschaft der drei andern zu Dessau im Kranken- und Irrenhaus angestellten Diakonissen, wie im Berufe; aber zu einer Diakonissenaussegnung kam es nicht. Sie wurde von einer tödlichen Krankheit, dem Typhus, ergriffen, ohne angesteckt zu sein, denn es war kein Typhuskranker im Hospital, und ohne sich überarbeitet zu haben. Die Krankheit kam vom Herrn, der sie zur angenehmen Zeit heimholen wollte in sein Vaterhaus. Sie entschlief gleichsam im Schoße der schwesterlichen Liebe der dortigen Diakonissen und der wohlwollenden Güte aller ihrer Vorgesetzten. Wie groß die Theilnahme und Wertschätzung der Probeschwester Katharina Herbst war, zeigte sich erst recht bei ihrem Leichenbegängnis, welches auf ihr ganzes vollbrachtes Leben einen reichen Glanz geworfen hat.

Wer unsere verstorbene Probeschwester Katharina Herbst in der ersten größeren Hälfte ihres Lebens gekannt hat und mit jener ihrer früheren Zeit ihren Heimgang vergleicht, der kann sich nur freuen und Gott für den Lebenslauf danken, welcher ein auffallendes Beispiel gibt, was für einen reinigenden und hebenden Einfluß die göttliche Gnade auf einen Menschen haben kann. Katharina hatte von Jugend auf das göttliche Wort gehört und gelernt, aber es lag in ihr wie der Same in der Schublade eines Samenhändlers, wo er zwar aufgehoben ist, aber nicht keimt noch Frucht trägt. Sie ging ganz mit der gewöhnlichen Dorfjugend; es war an kein wahrhaft christliches Leben zu denken, geschweige an Bildung und edlere Formen des täglichen Lebens. Bei unsern Landleuten ist in der Regel die Bildung keine Folge des Christentums; auch wenn sie gläubig werden, gehen sie doch im gewöhnlichen Leben die Bahn ihrer Väter und weigern sich ebensosehr gegen die umgestaltende Kraft der Religion, wie etwa — ohne jedoch den Vergleich ohne Unterschied anwenden zu wollen — die roten Indianer in Amerika sich gegen die Zivilisation wehren.

So blieb es bei Katharina, bis im Jahre 1854 das Diakonissenhaus da hier entstand und jene Wirksamkeit zum Heil des weiblichen Theils der Gemeinde Neuendettelsau entfaltete, welche je länger je mehr Frucht trägt und welcher man Kraft und Sieg wünschen muß, wenn man der hiesigen Bevölkerung wohl will. Katharina, wie ihre ältere Schwester Margaretha, die gegenwärtig im Hospital zu Fürth als Probeschwester arbeitet, schloß sich dem Diakonissenhause immer mehr an. Sie trat als Diakonissenschülerin in die Anstalt ein und nahm nicht bloß Kenntnisse, sondern auch den Geist des Hauses allmählich an. Ihre Erziehung und Gewöhnung legten ihr nicht geringe Hindernisse in den Weg, aber wohlwollende Augen konnten doch bemerken, wie es innerlich in ihr kämpfte und vorwärtsdrang: sie ging von der Unlauterkeit zur Lauterkeit, von der Falschheit zu immer größerer Aufrichtigkeit, von der Mischung zur Einfalt, so daß die Vorurtheile und der Eindruck des früheren Lebens immer mehr verschwinden, dem Vertrauen und der Hoffnung Platz machen mußte. Ihr inneres und fortan auch ihr äußeres Leben wurde ein anderes. Sie wendete sich immer entschiedener dem Diakonissentum zu und wurde Probeschwester. Ihre Verwendung zu den verschiedenen Diakonissendiensten, die ihr aufgetragen wurden, wurde in der Hand des Herrn ein gesegneter Gang der Erziehung und Bildung ihres innerlichen und äußerlichen Lebens: von jeder Verwendung brachte sie die besten Zeugnisse mit heim, und im schweren Dienste der Kruppenanstalt zu Fürth wurde sie geläutert und, wenn man so sagen darf, ihr innerer Wert geschliffen, daß er augenfälliger wurde. Man konnte es endlich wagen, sie nach Dessau, also in das nördliche Deutschland, zu schicken, und auch da bewährte sie sich; ihre Mitarbeiterinnen dortselbst wurden von ihrem einfachen, lieblichen, kindlichen und anspruchslosen Wesen überrascht, und so verschieden an Art und Temperament die Schwestern von Dessau sind, ging doch von ihnen auf Katharina ein solches Gefühl und ein solcher Einfluß der Liebe über, daß sie sich heimatisch fühlte und sich glücklich pries. Was wäre aus ihr ohne das Diakonissenhaus geworden! Sie fühlte es selbst, daher kam auch ihre große Anhänglichkeit und Treue gegen das Mutterhaus und die Schwestern.

Der Rückblick auf dieses ganze Leben zeigt uns die Güte und Treue des Herrn, des guten Hirten gegen seine armen Schafe und eröffnet uns einen glänzenden Beweis mehr, daß dieser Gemeinschaft des Mutterhauses eine Kraft bewohnt, die nicht von dieser Welt ist. Wie oft hat es sich seit 1854 gezeigt, daß das Leben in und der Zusammenhang mit dem Mutterhause nicht bloß tüchtige Arbeiterinnen für die verschiedenen Kreise der Barmherzigkeit, sondern auch Jüngerinnen Jesu erziehe, die für den Himmel taugen. Je mehr Katharina für die Aussichten und Hoffnungen des irdischen Lebens starb, desto mehr gingen ihr die Augen für das Glück ihrer ewigen Heimat auf: alle ihre Briefe bezeugten Himmelslust und Himmels Hoffnung, wie wenn ihr die wundergütige Hand des Herrn die nahestehende Heimkunft recht süß und lieblich machen wollte.

So ist nun allerdings eine Probeschwester weniger in dem hier auf Erden

arbeitenden Diakonissenchor, dafür aber eine erprobte Schwester mehr im Chöre der Diakonissen, die das Lied und Lob des Lammes Gottes in der ewigen Heimat singen. Dem Herrn sei Lob und Preis. Möge seine große Treue und Langmut an allen Schwestern gleichen Erfolg haben.

6.

Schwester Pauline Christine Friederike Haag,

geb. zu Feuerbach, Badischen Bezirksamts Lörrach, am 24. Juni 1834,
gestorben im fürstlichen Schloß zu Büdingen am 20. Dezember 1863.

Schwester Pauline eröffnete im Jahre 1863/64 die Reihe derjenigen Diakonissen, die aus dem Verbande des hiesigen Mutterhauses mit Ehren ausscheiden. Ihr Gedächtnis muß billig unter uns im Segen bleiben um des guten Beispiels willen, das sie ihrer Genossenschaft hinterläßt, sowie um der großen Treue willen, die sie unter allen Umständen ihrem Mutterhause bewahrt hat. Es stirbt so manche Diakonissin hinweg, ohne daß es den Vorständen der Diakonissenanstalt beikommt, etwas besonderes zu ihrem Gedächtnis zu tun, aber Schwester Pauline gebührt ein Platz in dem euch, ihr lieben Leserinnen, bekannten Camposanto des Diakonissenhauses, und der muß ihr auch werden, und ihr Name solle die, welche an ihrem Platze vorbeigehen, an die Gemeinschaft erinnern, die zwischen uns und der Seligen besteht.

Schwester Pauline ist eine Tochter des Pfarrers Georg Friedrich Haag, bekannten Namens, und seiner ehrwürdigen Gattin Anna Maria, geb. Lienin. Ihr Geburtsort und Tag ist bereits genannt; ihr Tagstag ist der 26. Junius 1834. In ihrem sechsten Jahre schickten sie ihre Eltern zum erstenmale in die Schule und zwar in Rosenberg bei Wertheim im Baulande, wo damals ihr Vater als Pfarrer stand. Von dort kam ihr Vater im Jahre 1844 nach Oefingen bei Donaueschingen auf der Saar, wo sie nun auch die Dorfschule besuchte, bis sie von ihren Eltern im Sommer 1846 in das rühmlich bekannte Institut der Gemeinde Kornthal bei Stuttgart gebracht wurde. „Daselbst, so schreibt sie in einem von ihr verfaßten Lebenslaufe, waren vortreffliche Lehrer und Lehrerinnen, welche ein wachsam Auge auf mich hatten und sich viele Mühe mit mir gaben.“ Im Spätherbst 1847 kehrte sie zu ihren Eltern zurück nach Waldangeloch bei Heidelberg, wohin ihr Vater indes versetzt worden war. Da wurde sie auch am 16. April 1848 von ihrem Vater konfirmiert. Der schon angeführte Lebenslauf ist voll Lobes und Dankes für die ihr dazumal geschenkte Gnadenzeit, in welche hinein bereits ihr Wunsch und Entschluß fällt, Diakonissin zu werden; doch konnten ihr damals ihre Eltern noch keine Freiheit gestatten, den Weg der Diakonissenvorbereitung zu betreten, wie sie denn dazu auch noch viel zu jung war. Sie blieb also im Hause ihres Vaters, dessen vielbewegtes Leben ihr Gelegenheit genug darbot, ihren Charakter in christlicher Weise auszubilden, Hindernisse und Schwierigkeiten des Lebens überwinden zu lernen. Bei dem häufigen Unwohlsein ihrer Mutter mußte sie

sich auch frühzeitig der Hauswirtschaft annehmen, so daß man auch in diesem Sinne ihr jugendliches Leben als eine Vorbereitung zu ihrem späteren Diakonissenleben nehmen kann. So kam allmählich das Jahr 1854 herbei, in welchem es sich unerwartet fügen mußte, daß ihr Wunsch nach christlicher Tätigkeit in Erfüllung ging. In der Irrenanstalt zu Pforzheim war nämlich die Oberwärterin erkrankt, und die 20jährige Pauline trat nun durch göttliche Fügung in deren Stelle ein, bis diese genesen sein würde. Dies dauerte vier Monate, während welcher Pauline mit zehn ihr untergebenen Wärterinnen 250 Geistesranke in allen Stücken, mit Ausnahme der Kost, versorgte. Sie rühmt die ihr zu jenem Berufe geschenkte Lust und Liebe sowie Kraft und Ausdauer. Nach Rückkehr der genesenen Oberwärterin trat Pauline am 15. September 1854 als Oberwärterin in das allgemeine Krankenhaus in Mannheim ein. Hier hatte sie die Aufsicht und Führung von 18—20 männlichen und weiblichen Krankenwärtern. Die Anerkennung, welche sie bei ihren Vorgesetzten fand, und andere Umstände, die ihre Stellung mit sich brachten, wurden ihr vielfach zur Versuchung; sie rühmt jedoch die göttliche Gnade, welche ihr auch in den anderthalb Jahren ihrer Mannheimer Wirksamkeit kräftig beistand. Sie konnte auch geistlicher Weise für ihre Untergebenen und Kranken sorgen, und Gott verlieh, daß sie darin ohne Hindernis beharren konnte. Im Jahre 1855 mußte ihr Vater aus der unierten Landeskirche von Baden weichen und wurde Inspektor am Missionshause zu Berlin. Da konnte denn auch Pauline nicht mehr lange an ihrem Orte bleiben, sie verlangte und erhielt ihre Entlassung am 9. April 1855 und begab sich zu den Ihrigen nach Berlin. Von dort aus meldete sie sich zum Eintritt in das hiesige Mutterhaus; ihre Meldung geschah in einer gewissen, ihr eigenen, naiven Zuversicht, die sich auf ihre bisherige Tätigkeit und Erfahrung in Pforzheim und Mannheim gründete. Unter Berücksichtigung dieser ihrer Tätigkeit entschloß man sich hier, ihr den vorbildenden Kurs zu erlassen und stellte sie gleich als Krankendiakonissin im Mutterhause an. Sie machte dann doch wohl selbst vielfach die Erfahrung, daß ihre früheren, wenn auch noch so bedeutenden Stellungen und das dadurch erlangte Geschick den Kurs im Diakonissenhause nicht überflüssig machten; sie benützte aber auch ihre Zeit und gab sich der ihr hier dargebotenen Führung mit solchem Eifer hin, daß sie vor andern eine eifrige Dettelsauer Schülerin wurde. — Am 20. Juli 1856 trat sie zur lutherischen Kirche über, am 17. Oktober desselben Jahres empfing sie die Aussegnung als Diakonissin, nach kurzer Probezeit; am 18. November 1856 kam sie als Krankenpflegerin in das Hospital Fürth, kehrte aber von dort am 29. Januar 1857 krank zurück und blieb als Kranke bis zum 12. Junius 1857, an welchem sie, noch arbeitsunfähig, zu ihrem Vater zurückkehrte, der zu Stolp in Pommern lutherischer Pfarrer geworden war. Sie blieb bei den Ihren, bis sie eine Privatstellung in einer adeligen Familie antreten konnte. Am 18. März 1859 kehrte sie hieher zurück und diente bis zum 1. November 1861 als Krankendiakonissin im Mutterhause. An diesem Tage ging sie als Gemeindediakonissin nach Büdingen ab, wo ihr langjähriges Brustleiden

zum Tode ausschlug. Ob sie wohl unter dem Namen Gemeindediakonissin nach Bidingen gegangen war und in der dortigen Gemeinde auch wirklich eine reiche und gesegnete Tätigkeit entwickelte, so gründete sich doch die gesamte Tätigkeit nicht auf den Willen der Gemeinde Bidingen oder der geistlichen Vorstände derselben, sondern auf die Autorität und Stellung einer fürstlichen Dame, von der sie mit großer Güte aufgenommen, gefördert und bis ans Ende getragen wurde. Obwohl ihr Leiden langwierig gewesen ist, so war doch ihr Sterben überaus leicht und schön und der Eindruck ihres Krankens und Sterbens in Bidingen groß und gesegnet, wie man es nur immer einem Diakonissentode wünschen kann.

Ausdruck und Eindruck der Schwester Pauline war durchaus weiblich und weich, und doch war ihr ein nicht zu geringes Maß von Willenskraft und Stärke beigemischt, so daß sie schon durch Anlage und Natur für die Tugend der Treue und Beständigkeit befähigt erschien. Was sie erkannt und innerlich ergriffen hatte, daran hielt sie fest und das ließ sie nicht los, und wenn es in weiblicher Leidenschaftlichkeit und unter Tränenströmen hätte geschehen müssen. Sie hatte natürlich gute Gaben, aber keine hervorragenden, was zu entdecken und zu glauben ihr nicht ganz leicht wurde; sie erkannte es nicht klar, daß eine einseitige geistige Begabung eine große Schwierigkeit für die Entwicklung des weiblichen Lebens bietet und daß eine rechte Diakonissin nicht bloß getröstet, sondern dankerfreut sein sollte, mit einer solchen natürlichen Begabung verschont zu sein. Wenn es nicht so schwer wäre, ein Bild von sich selbst zu bekommen, so hätte Schwester Pauline unter der ihr gewordenen Führung zu der Einsicht kommen müssen, daß sie neben der Mittelmäßigkeit ihrer geistigen Begabung dennoch die gemüthliche Anlage hatte, die unter treuer Benützung der göttlichen Gnadenmittel zu der edelsten Weiblichkeit und dem größten Einfluß auf ihre Umgebung führen kann. Hat man doch Beispiele, daß geistig gering begabte Frauen bei gemüthlicher Anlage nicht bloß überwältigende, sondern auch sehr geliebte Mittelpunkte größerer und kleinerer Kreise geworden sind. Solche Naturen fassen und lernen alles mit dem Gemüthe und eben dadurch mit einer gewissen Totalität des Verständnisses, so daß sie für das Leben brauchbarer und tüchtiger werden als hochbegabte. Sie pflegen so unmittelbar von innen heraus in unbewusster Anmut sich zu geben, daß ein Gedanke an Zweizüngigkeit und Falschheit bei niemanden aufkommen kann, dagegen aber sich sehr leicht volles Vertrauen gegen sie, ja das Vertrauen erzeigt, daß sie wissender und weiser seien, als sie sind, daß sie unter Einflüssen eines guten und heiligen Geistes stehen. Schwester Pauline hat das nicht erkannt; hätte sie es, so würde sie in einem weit höheren Maße geworden sein, was sie doch immerhin geworden ist. Es kann aber niemand über sein Maß hinaus, und die Selbsterkenntnis dringt selten bis dahin vor, daß der Mensch die Temperamentur seiner Begabung und, heidnisch zu reden, seinen Genius, sein Urbild erkennt. Es wäre das auch eine gefährliche, große Gefahren der Eitelkeit und Heuchelei bietende Erkenntnis. Schwester Pauline hatte auf dem Wege ihrer jugendlichen Lebensverhältnisse für unsern Herrn, für sein Reich, für seine

Wahrheit und die lutherische Kirche Partie genommen und war daher schon frühzeitig in einem gewissen Sinne mit der Welt fertig. Ihr reiferes Leben befaßte sich mit der Erfassung desjenigen, was ihr Gott schon durch ihre Lebensführung beigelegt hatte. Gerade der Mittelpunkt ihres inwendigen Lebens und Erfahrens war die lutherische Hauptlehre von der Gerechtigkeit des Glaubens. Die Erkenntnis dieser Lehre und die Verbindung mit der Heiligung war in ihr und an ihr das Beste. Wo aber ihr Vorzug war, da war auch ihr Fehl und ihre Christensünde. Ihr inneres Wissen von ihrer Führung zur Gotteskindschaft machte sie zuweilen insolent und wegwerfend, wenn ihr andere zusprechen wollten, und selbst in der Auffassung ihres eigenen inneren Lebens spricht sich das aus. In ihrem mehrfach angeführten Lebenslaufe sagt sie im Hinblick auf ihre Mannheimer Zeit: „Hätte mich in den vielen tausend Versuchungen des bösen Feindes nicht meines Jesu Gnade bewahrt und mir durch den heiligen Geist nicht die grundlose, unerforschliche, greuliche und abscheuliche Verderbnis meines Herzens geoffenbart, so wäre ich der Macht des Satans unterlegen; aber da ich mich immer für die vornehmste unter allen Sündern hielt, so konnte ich nur auf Gnade stolz sein. Tief beschämt es mich oft, wenn ich an meine vielen Untreuen denke, die doch um so strafbarer sind, weil mir der liebe Heiland so nahe ist und mich so reich gesegnet hat mit Erkenntnis aus seinem Wort.“

Aus der gemüthlichen Auffassung des Christentums erklärt sich die eigentliche Gnadengabe, welche Schwester Pauline gehabt hat. Wenn man von Mannheim und Pforzheim liest, muß man denken, sie müsse eine Person von ausgezeichnet praktischem Geschick gewesen sein, und doch ist es nicht gerade diese Seite, die während ihres Diakonissenwandels an ihr glänzte. Auch war sie in dem Lehrberuf, der ihr zeitweilig zuteil wurde, nicht hervorragend. Ihre Gnadengabe war die seelsorgerische Kraft, die sie auf andere ausübte, die sie z. B. auf ein ganzes ihr während ihres hiesigen Aufenthalts übergebenes Dorf, und zwar nicht allein auf Weiber und Mädchen ausübte. Die Sünde, die Gnade und die Notwendigkeit, aus der Gnade heraus heilig zu leben, wußte sie aus der Fülle ihrer gemüthlichen Erfahrung heraus so zu bezeichnen, daß nicht bloß herzliche Liebe und Wertschätzung ihrer Person, sondern auch etwas von ihrem eigenen inneren Leben auf die überging, denen sie sich widmete.

Nachdem sie einmal erkannt hatte, daß ihre Krankheit tödlich sei, prägte sich die innerliche Auffassung des Christentums, die sie hatte, unverkennbar aus, so unverkennbar, daß ihr Ausdruck sündlich wurde. Andere Schwindsüchtige wollen, auch wenn sie in vollem Ernste Christen sind, doch nicht sterben; Pauline hingegen wurde vor Todeslust und Sehnsucht nach der ewigen Heimat ungeduldig, unliebenswürdig; sogar der Fehler bezeugt die Wahrhaftigkeit und Stärke des vorhandenen Glaubens.

In mancherlei Weise, auch unter Fehlern und Mißgriffen hat Pauline ihrem Herrn, den Ihrigen und den Schwestern Treue gehalten bis in den Tod. Vor ihrem Sterben bestimmte sie noch über die schönen Bücher, die sie sich allmählich angesammelt hatte, und wußte mit sinniger Auswahl wie

der Fürstin, die sie lieb hatte, so ihrer Familie, so ihren Mitdiakonissinnen, so Kranken und Armen, denen sie nahe gekommen war, einem jeden eine geistliche Gabe zu hinterlassen, die gerade für sie paßte. Treue und Seelsorge also bis ans Ende und nach allen Seiten hin.

So ruht sie nun im stillen Frieden und ihre Diakonissenwerke folgen ihr nach, ein schönes Zeugnis, wie wir hoffen, von ihrem Diakonissenwandel. Auf uns aber übt der Tod der Hingeshiedenen die edle Kraft aus, die der Tod so oft ausübt, er wischt, wie alle Schmerzens- und Leidenszüge, so auch alle Sündenzüge vom Angesicht und legt uns ein Lebensbild in den Sarg, an dem wir uns erbauen. Es ist die treue, gläubige und selige Schwester Pauline, die wir nicht vergessen wollen.

7.

Schwester Elisabeth

Das Jahr 1864 hat für das Diakonissenhaus Neuendettelsau einen Schluß gehabt, ähnlich dem Jahre 1863. Am 20. Dezember 1863 starb im fürstlichen Schlosse zu Bidingen unsere Schwester Pauline Haag und am 28. Dezember 1864 starb in dem Hospitale der Stadt Fürth unsere Schwester Elisabeth. Die beiden Jahre haben je eine der edelsten unserer hiesigen Arbeiterinnen Jesu zur Ruhe gebracht, uns andern aber es deutlich gezeigt, daß wir allzumal hier keine bleibende Statt haben, sondern die zukünftige suchen. Dem Lebensalter nach hätte eine jede von beiden Schwestern noch recht wohl ein Menschenalter und drüber auf Erden gesegnete Arbeit leisten können; beide starben ziemlich gleichalterig in ihrem 30. Lebensjahre, und je größer daher die Summa von Leistung ist, welche die beiden Schwestern unberührt hinter sich ließen, desto schmerzlicher ist für das Mutterhaus ihr Scheiden. Trotzdem aber, daß beide Schwestern so schmerzliche Lücke hinter sich ließen, ist es doch ein ganz ander Ding mit dem Tode der Schwester Elisabeth gewesen als mit dem der Schwester Pauline. Dieser war längst vorausgesehen, von ihr selber längst gewünscht, ja mit Schmerzen erwartet, und beschloß eine lange Reihe von Leiden, während der Tod unserer Schwester Elisabeth nach kurzer Krankheit ein heiteres Leben abschloß, und zwar gerade, nachdem man sich, wie es bei ihrer Krankheit öfters zu sein pflegt (sie litt an Unterleibstypus), der Hoffnung der Genesung wieder hingegeben hatte. Seit dem Tode der in dem Mutterhause zu Neuendettelsau noch in frischem Andenken stehenden Schwester Emma Linz ist wohl kein Todesfall vorgekommen, welcher den Chor der Schwestern so allgemein und so tief bewegt hat als der der Schwester Elisabeth. Als sie kommissionsweise acht Wochen vor ihrem Ende zu einer schweren Aufgabe nach Fürth gesendet worden war, schrieben die Schwestern einer auswärtigen Station, sie könnten sich das Mutterhaus ohne Schwester Elisabeth kaum denken, und die das lasen, wurden durch die Äußerung keineswegs überrascht, eine solche Wahrheit lag in ihr. Und nun ist Schwester Elisabeth auf Nimmerwieder-

fehr weggegangen, und wer kann ihre Lücke füllen? Ist auch nur eine einzige unter allen Schwestern, die man an ihre Stelle setzen und an der man das eigentliche Gut haben könnte, das wir an Schwester Elisabeth verloren? Man kann am Ende von einem jeden Menschen sagen, er sei einzig in seiner Art, von Schwester Elisabeth aber gilt das Wort doch in einem besonderen Sinn.

Jedoch wollen wir nicht länger so im allgemeinen reden, sondern, wie man an Gräbern pflegt, den Lebensabriß der Seligen vor unsere Augen bringen und damit der Liebe und dankbaren Erinnerung eine Stütze zu geben versuchen.

Schwester Anna Elisabetha Steinlein ist eine Tochter des verstorbenen hochwohllehrwürdigen Herrn Pfarrers Heinrich Steinlein zu Vohenstrauß in der Oberpfalz und der noch lebenden Ehegattin desselben, Frau Amalie Alara, gebornen Panzer von Eschenfelden. Sie ist zu Vohenstrauß am 18. März 1835 morgens $\frac{1}{25}$ Uhr geboren und im Hause ihrer Eltern am 20. desselben Monats getauft worden. Ihre Taufpatin war ihre mütterliche Tante, Jungfrau Elisabeth Panzer, welche jedoch bei der Taufe von Frau Anna Barbara Panzer zu Vohenstrauß vertreten wurde. Sie war das jüngste von sechs Kindern, vier Söhnen und zwei Töchtern, von denen aber zwei Söhne im jugendlichen Alter wieder starben. An ihrer vortrefflichen Erziehung beteiligten sich nicht allein ihre Eltern, sondern insonderheit auch ihre schon erwähnte jungfräuliche Patin und ihre zehn Jahre ältere einzige Schwester, die dem Diakonissenhause von Neuendettelsau sehr wohl bekannte verwitwete Frau Pfarrerin Karoline Pöschel. In einem am 16. September 1862 von Schwester Elisabeth selbst gefertigten Lebenslaufe rühmt sie das große Glück, das ihr in ihrem väterlichen Hause in frühester Jugendzeit zuteil geworden war. Die Brüder waren im Alumnatum zu Regensburg untergebracht, so waren also die beiden Schwestern allein im Hause, und die jüngste genoß eine für ihr ganzes Leben wertvolle Vereinigung von Einflüssen. Die würdige Mutter mit ihrer Tüchtigkeit und großen praktischen Weisheit, die reich begabte Schwester, die jede Schwachheit, welche an Elisabeth hervortrat, bemerkte, um sie auszuilgen, und die jungfräuliche Tante und Patin halfen dem ehrwürdigen Vater eine jede in ihrer Weise, eine Erziehung zu vollenden, deren reiche Frucht hernach dem Mutterhause Neuendettelsau in den Schoß fiel. Sie bedurfte dabei wegen ihrer zarten Gesundheit einer besonderen Obacht; „ich war nie ernstlich krank, aber sehr häufig kränklich, sagt sie selbst; jeder raube Wind, und deren gab es bei uns an der böhmischen Grenze genug, brachte mir ein neues Leiden.“ So schwierig ihre leibliche und seelische Erziehung deshalb war, und so sanft daher mit Elisabeth gefahren werden mußte („ich kann mich nie erinnern, scharfe Verweise bekommen zu haben“), so wohl gelang doch am Ende alles unter der guten Hand des Herrn.

Vermöge der glücklichen Anlagen Elisabeths konnte sie ihr lieber Vater so wohl fördern, daß sie mit dem fünften Jahre bereits ziemlich fertig lesen konnte. Von da bis zu ihrer Konfirmation, die am 30. April 1848 erfolgte,

ging sie in die Schule zu Vohenstrauß, und ihre wohlgestimmte Seele spannte je näher der Konfirmation und dem Genuße des Sakramentes die Erwartung des göttlichen Segens desto höher. „Ich erwartete eine vollständige Umwandlung zum Guten, sagt sie; denn ich fühlte innerlich, daß man Gott nicht wohlgefallen könne, wenn man sich ihm so wenig hingebte wie ich“. Aber freilich, diese hohe Erwartung sank, und die hohe Stimmung verging, denn mit der völligen Umwandlung einer Seele hat der Geist des Herrn mehr und länger zu tun. Gewöhnlichere Zeiten und Stimmungen traten ein; „nur manchmal, wenn ich nachts aufwachte, dachte ich mit Angst und Zittern, ob ich denn auch selig werden würde.“

„Eine große Gnade vom lieben Gott war es, so heißt es auch von der späteren Zeit, daß ich fast immer kränklich war, denn dadurch wurde ich doch zu fleißigem Gebet getrieben und von weltlichen Vergnügungen mehr abgezogen, zu denen mich mein sanguinisches Temperament sonst leicht hätte reizen können. Ich hielt es damals für keine Sünde, dergleichen mitzumachen.“

Trotz der kränklichen Anlage wurde doch nicht leicht ein Mädchen weniger verwöhnt als Schwester Elisabeth. Alle, die sie kannten, werden ihr dies Zeugnis geben. „Wir wurden zu einem einfachen arbeitsamen Leben erzogen, sagt sie. Meine Eltern waren äußerst bedürfnislos; nicht leicht kann es einen anspruchsloseren Mann geben, als mein seliger Vater war, er war immer zufrieden und glücklich mit der Lage, in welcher er gerade lebte. Jeden Morgen, schon sehr frühe, hörten wir ihn mit heller Stimme sein Loblied singen.“ So glücklich die Eltern selber in ihrer Ehe waren, so gehörten sie doch zu den wenigen einsichtsvollen Eheleuten, die ihre Töchter nicht einfach für die Ehe erziehen, sondern sich auch ein weibliches Glück außerhalb der Ehe denken können. „Mein Vater, schreibt Elisabeth, war nie recht dafür, daß sich seine Kinder verheiraten sollten. Zu mir sagte er immer: Du bleibst einmal bei mir.“ Diese Lebensansicht aber trieb die Eltern nicht an, die Töchter durch ihre Jugend hin vom gewöhnlichen Ströme treiben zu lassen, sondern im Gegenteil, gerade durch sie wurden sie angeeifert, die Töchter für alle möglichen Lebensverhältnisse tüchtig zu machen. „Keine Gelegenheit blieb unbenützt, wo etwas zu profitieren war.“ Weibliche Arbeiten, Gesang und Musik, Französisch und Englisch usw., alles, was nützlich werden konnte, mußte bei aller Abgelegenheit von Vohenstrauß dennoch gelernt und das Lernen möglich gemacht werden. Ja, die Tochter Elisabeth mußte nach Nürnberg, um dort einem Aufenthalte in der französischen Schweiz entgegenzureisen und um zu einer recht tüchtigen Lehrerin ausgebildet zu werden.

Allein das letztere war doch nicht das Ziel des Herrn mit der Tochter, und sie selbst hatte auch gar kein Wohlgefallen daran. „Immer dachte ich: du bleibst ja beim Vater, was brauchst du das alles.“ Doch lernte sie aus Gehorsam, ließ sich von ihrem überaus geliebten Vater zur Station führen, nahm ahnungs- und wehevoll von ihm Abschied und fuhr nach Nürnberg, um ihn nie wiederzusehen. Der Vater mußte in Neumarkt das Bad ge-

brauchen, Elisabeth wurde von Nürnberg zurückgerufen, um ihm dort Gesellschaft und Pflege zu leisten, ging auch so gern; aber ehe sie zu ihm kam, hatte ihn bereits der Herr durch eine Lungenlähmung schnell aus der Welt gerufen, so daß die Tochter nun mit der Mutter nur nach Neumarkt gehen konnte, um dem theuern Vater ins Grab zu sehen.

Damit erstarb denn auch Schwester Elisens Sinn für Granson, und wie gut war das! Schwester Elisabeth und eine französisch parlierende Gouvernante, das war weit voneinander. Dagegen aber kam nun ein Pfarrer, der eine Dettelsauer Diakonissin zur Tochter hatte, und riet ihr den Weg nach Neuendettelsau an ins Diakonissenhaus. Und richtig, das war das Granson, welches der Herr gemeint hatte. Schwester Elisabeth trat im Mai 1858 fürs erste als grüne Schülerin ins Diakonissenhaus ein, und freilich, das war ihr für den allerersten Anfang ein mehr als böhmisches Dorf. Was wußte sie vom Diakonissentum? Die es mehr als andere sollte kennen und lieben lernen, fand sich beim Eintritt, der noch obendrein zu ungünstiger Stunde erfolgte, völlig fremd. Aber „nicht lange fühlte ich mich fremd im Diakonissenhause; eine neue Welt und ein neuer Himmel gingen mir auf; ich lernte das Leben ganz anders ansehen, als bisher, weil ich Jesum erst recht kennen lernte und seine große Liebe zu uns.“ Und wie es Schwester Elisabeth mit dem Diakonissenhause ging, so ging es dem Diakonissenhause mit ihr. Schon als Schülerin wurde sie eine Vertrauensperson, mit wichtigen Geschäften betraut, und bereits im April 1859, ehe noch eigentlich der Kurs zu Ende war, wurde sie ausgesegnet als Haushaltungsdiakonissin der Anstalt. Am 1. Juli des Jahres 1862 wurde sie Oberschwester der Staatserziehungsanstalt für verwahrloste Personen des weiblichen Geschlechts, ein Posten, der, erst unbedeutend, bedeutend und schwierig zu werden versprach, der ihr aber dann Zeit ließ, in allen Arbeitsgebieten des Hauses auszuhelfen, Erfahrung zu sammeln, das Ganze zu durchdringen. Zwischenein schickte man sie einige Wochen nach Bruckberg in die Staatserziehungsanstalt für verwahrloste Personen männlichen Geschlechtes; sie sollte dort eine würdige Diakonissenstation anbahnen. Doch bald rief man sie zurück zur hiesigen Erziehungsanstalt, wo sie auch mit dem völligen Einfluß ihrer Persönlichkeit und gewonnenen Tüchtigkeit bis in den Oktober des vorigen Jahres blieb. Da mußte notwendig eine der gereiftesten und bedeutendsten Kräfte des Mutterhauses nach Fürth, der weitaus größten und bedeutendsten Station der Diakonissen von Dettelsau, gesendet werden. Die Wahl war schwer, die Verhältnisse ganz eigentümlicher Art; es schien, als könnte man zu gar keinem Beschlusse kommen, bis endlich Schwester Elisabeth sagte: „Wenn Sie wollen, ich gebe.“ Darauf die Antwort: „So gehen Sie in Gottes Namen.“ Zwar war nur die Rede von wenigen Wochen, von ein paar Monaten: „Zum Weihnachtsfest, längstens zum neuen Jahre kommen Sie wieder.“ Doch aber wurde der freiwillige Gehorsam nicht ganz leicht; eine Röte stieg in das gewöhnlich bleiche Angesicht, um den Mund zuckte es, das Auge wurde naß; aber wohl an, sie ging, griff ihre Aufgabe mit erfolgreichem Gesichte an und kam auch richtig in der Weih-

nachtszeit vor Neujahr noch wieder, aber nur dem Leib nach, als Leiche. Der Typhus befiel die würdige Oberschwester, im Mutterhause bangte und betete man ohne Unterlaß, tägliche Nachricht kam an, das Befinden schwankte, es schwankte Hoffnung und Furcht, und am Mittag des 29. brachte der Telegraphenbote die Nachricht: „28. früh 10 Uhr Elise gestorben. 29. abends 4 Uhr kommt die Leiche in Dettelsau an.“ Die Selige selbst hatte diese Heimfahrt gewollt und ihre zum Besuch zu ihr nach Fürth gekommene Schwester sie ausgeführt. — Es war ein stiller, trüber und kalter Abend; der Himmel war bedeckt, alles wartete auf die Heimkehrende, die aber zur versprochenen Stunde noch nicht eintraf. Als es lange wurde, ging der Pfarrer von Dettelsau in Begleitung des Verwalters, hinter ihnen in einiger Entfernung eine Anzahl von Schwestern entgegen. Endlich hörte man das Trauben von Pferden, und munter, als zur Heimfahrt, kam der Fürther Leichenwagen die Höhe herangefahren, hinter ihm ein Wagen mit der leiblichen Schwester der Seligen und drei Schwestern von den Stationen Fürth und Nürnberg, unter ihnen die Pflegerin der Schwester Elisabeth, nach der Seligen eigenem Wunsch. Es war ein Gemisch von Wehmut, Freude und Triumph, als wir die Leiche auf die Höhe brachten und nun zuerst die Abendglocke zum Gebet und dann alle Glocken zum Empfang der Leiche läuteten. Nahe dem Dorfe nahm das Diakonissenhaus samt einer Menge von teilnehmenden Menschen den Leichenzug in Empfang und man brachte ihn unter dem Gesang: „Ermuntert euch, ihr Frommen, zeigt eurer Lampen Schein“ usw. zum Leichenhause der Diakonissenanstalt, dessen hell erleuchteter Altar noch keinem Leichnam so feierlich zur kurzen Ruhe zu winken schien wie diesem. Der Zweigverein für weibliche Diakonie in Fürth hatte der Seligen den jungfräulichen Ehrenkranz von weißen Rosen und Myrten auf das Leichentuch gestiftet, und wir legten ihr denselben auf ihren Sarg. Diese Heimkunft Elisabeths nach Dettelsau wird so leicht nicht vergessen werden; ihr tiefer abendlicher und sabbatlicher Eindruck wird schwerlich verwischt werden. Am andern Tage, den 30. Dezember, mittags um 12 Uhr, trug man das teure Samenkorn zum Gottesacker und am Abend folgte die Parentation im Vetsaal. Viel gab es zu rühmen; der Redende mußte um der Bescheidenheit der seligen Schwester willen die Wahrheit mäßigen, damit es nicht schiene, als lebten wir und huldigten der Täuschung des Todes, der gern einen Heiligenschein auch um diejenigen Häupter legt, die keinen Kranz der Ehren verdienen. Anerkannt wurde ausdrücklich Schwester Elisabeths aufrichtige redliche Geradheit; zweitens ihre sanfte Güte, womit sie all ihr gerades und ehrliches Wesen so liebenswürdig machte; drittens ihre immer gleiche Heiterkeit, durch welche sie des Mutterhauses Zier und Freude wurde; viertens ihre Gabe, sich selbst unterordnend andere zu gewinnen und sich freudigen Gehorsam zu verschaffen — ihre Gabe des Regiments im Sinne des Gebets der heiligen Kirche: Wer dir dient, der regiert; fünftens ihr untadelig jungfräulicher Wandel; sie war fertig mit aller Sehnüchtelei gewöhnlicher Mädchen; sechstens ihre Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit, dabei ihre Gabe, für ihr Mutterhaus zu sparen, ja

ihre edle Gabe, für gute Zwecke zu bitten und zu betteln; siebentens ihr Gehorsam in großen Dingen, ihr demgemäßes gesegnetes Eindringen in die Gedanken und Aufgaben des Hauses und dabei ihre naive und edle Freiheit in kleinen Dingen und in der Ausführung der Aufgabe; achtens bei natürlich pelagianischer Anlage ihr Fleiß und Ernst der Sündenerkenntnis und der Beichte, wodurch sie den Mangel der Natur ersetzte und ihrer heiteren Lebenswürdigkeit Ernst und Tiefe gab; neuntens ihre Friedenskunst, durch welche sie, demütig durch Erkenntnis ihrer selbst, unter ihren Schwestern ein Mittelpunkt wurde, — durch deren Übung sie, ohne es zu wissen, zur Seelsorgerin anderer heranteifte, eine Zuflucht und ein Liebling aller wurde.

Wieviel Anerkennung und Lob ist da, und doch, wie ganz wenige werden es sein, die sie kennen gelernt haben und nicht zustimmen. Hätte sich die Fülle dieses Charakters und dieser Begabung noch länger entwickeln können, was für eine Diakonissin hätte das gegeben. Aber unverkennbar, was für eine Gefahr liegt auf dem Wege eines Menschen, der so angetan ist, andern voranzugehen! Alle diese Gefahr ist vermieden. Die Selige hat nur 29 Jahre, 9 Monate und 10 Tage auf Erden gelebt und davon 5 Jahre und 8 Monate als Diakonissin; aber ihr Lebenslauf, der wie alle anderen Lebensläufe erst durch seinen Abschluß die volle Gestalt bekam, wirkt nun auf ihren Schwesternchor mit voller jugendlicher Anmut und ist schön, wie eine hochragende weiße Lilie, die sich in ihrem vollen Glanze und im vollen Reichtum ihres Duftes soeben geöffnet hat und dann vom Boden abgeschnitten wird, um gezeigt zu werden. Wir sehen sie nicht mehr mit ihrem bleichen Angesichte und dem Ausdrucke einfacher und treuer Redlichkeit über ihre Schwestern hervorragend dahingehen. Auch hören wir nicht mehr den muntern Gesang im Hause, welchen ihr ihr treuer Vater vererbte. Auch hören wir sie nicht mehr hell klingend das Lob des ewigen Bräutigams besingen. Aber ihr Lebenslauf vergegenwärtigt ihr Bild und gleicht ihrem Lobgesang. Sooft wir ihrer gedenken, wird uns eine Erinnerung an Wohlklang und Harmonie kommen, weil ihr ganzer Gang, ihr Leben, ihr Kranken, ihr Sterben, ihre letzte Heimkehr nach Dettelsau und ihr Begräbniß, alles miteinander zusammenstimmt und einen Beweis liefert, daß der Herr sie nicht bloß zur Diakonissin hat werden lassen, sondern, ehe sie und die Ihren daran dachten, sie dazu bestimmt und begabt hat. Wir haben an ihr eine echte Diakonissin des 19. Jahrhunderts besessen und besitzen sie noch. Friede sei mit Schwester Elisabeth und das ewige Licht möge ihr leuchten.

8.

Schwester Regine Elser

Am 21. Juni dieses Jahres starb in dem Krankenhause zu Erbach, welchem sie selbst früherhin ihre Kräfte gewidmet hatte, an Lungenlucht Schwester Anna Regine Elser von Marienheim in einem Alter von 33 Jahren, 8 Monaten, 23 Tagen. Sie stammte von württembergischen Eltern, die in ihren Geburtsort Marienheim übergesiedelt waren, und war dortselbst

am 28. September 1832 geboren. Der Ort von schönem Namen ist eine von den im Donaumoos neugegründeten Kolonien, und die dortigen Einwohner gehören größtenteils der reformierten Konfession an, weshalb sich auch eine reformierte Pfarrei dortselbst findet. Die Protestanten anderer Richtung sind in der Minderzahl und müssen daher auch unionistische Versuchungen bestehen. Daher wurde es auch den wohlgesinnten der lutherischen Kirche zugehörigen Eltern Regine's nicht sehr leicht, die Tochter nach dem Sinne der lutherischen Kirche zu erziehen. Zwar genoß Regine in dem nahen Untermarsfeld lutherischen Konfirmandenunterricht, der auf ihre junge Seele großen Eindruck machte, und wurde am 5. April 1846 an demselben Orte auch konfirmiert, aber wie gewöhnlich schwächten sich die Eindrücke allmählich ab, und als sie 1848 nach Neuburg in Dienste kam, stritt sich nicht bloß Welt und Kirche, sondern Welt und Christentum um ihre Seele. Nach dreijährigem Aufenthalte in Neuburg erwachte der Wunsch in ihr, von ihrer Heimat weiter wegzukommen, und eine christliche Frau riet ihr, nach Nürnberg zu gehen, besonders auch, weil sie dort zu ihren Glaubensgenossen kommen würde. Für sie war jedoch der Weg über Nürnberg ein Umweg, wenn auch in ihrem Lebensplan von ihrem himmlischen Führer wohlberechnet. Christliche Herrschaften sind so selten als christliche Dienstboten, und so geschah es, daß auch Regine keine Herrschaft finden konnte, die einen guten Einfluß auf sie gehabt hätte. Die Dienste waren schwer, das arme Mädchen fühlte sich sehr verlassen. Dazu bekam sie Todesbotschaften, ihr Vater und ihr jüngstes Schwesterchen starben schnell hintereinander, und endlich fiel sie in eine lebensgefährliche Krankheit. Da lag sie denn ihrem Gefühle nach ganz vereinsamt und verlassen im Hospital und ihre innere Not stieg aufs höchste; aber gerade da fand sich auch für sie ein guter Engel, der sie aufrichtete und sie nach ihrer Genesung in christliche Gemeinschaft führte, durch welche ihr selbst eine entschiedene Richtung gegeben, ja der Wunsch in ihr erweckt wurde, dem Herrn Jesus in besonderer Weise dienen zu dürfen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Nürnberg wurde sie Magd bei Herrn Pfarrer Stirner in Fürth, und in diesem Dienste war es, wo ihr Sinn sich für das Diakonissentum entschied.

Am ersten Dezember des Jahres 1854, also in einem Alter von 22 Jahren trat sie in das Diakonissenhaus ein, eine frische und lebendige, kräftige und ansehnliche Schülerin von blühendem Glauben und für den Beruf begeisteter Seele. Das Diakonissenhaus, welches in einem noch sehr unvollkommenen Zustand erst am 12. Oktober vorher bezogen worden war, war damals noch in den ersten Anfangszuständen, und zwar innerlich sowohl als äußerlich, und kann in keinem Betracht in Vergleich mit seinem gegenwärtigen Zustand gesetzt werden. Dennoch ist der Eindruck, welchen es auf die noch vorhandenen Diakonissen aus jener Zeit gemacht hat, ein unausslöschlicher, und man kann jetzt noch wehmütige und sehnüchtige Äußerungen vernehmen, etwa wie diese: „Es ist alles nicht mehr, wie es gewesen ist.“ Das Diakonissenhaus war eben damals in seiner ersten Jugend und in seinem Frühling und es ist ganz natürlich, daß Jugend und Frühling leb-

haftere und angenehmere Eindrücke zurücklassen als die Zeiten einer größeren Reise. Und diese blühende Zeit war Regine's Schulzeit. Sie ging schnell und kräftig empor und erwarb sich das Vertrauen der Vorstände, so daß sie bereits am 12. Oktober 1855, am ersten Jahrestag des Diakonissenhauses, ausgesegnet wurde. Aus der Magd war schnell eine Diakonisse geworden, und siehe da, die nachfolgende Zeit rechtfertigte die Schnelligkeit der Aussegnung und der Verwendung. — Wer dies schreibt, ist gewiß kein Verächter des Magdberufes. Er hat oft Gelegenheit gehabt, die Frauen der gebildeten Stände zu tadeln, die mit einer solchen eingebildeten Erhabenheit auf Mägde herunterschauen, und hat den Übermut der Frauen sehr oft als eine der Hauptursachen bezichtigt, um derenwillen es so wenig Mägde rechter Art gibt. Andererseits ist es aber doch wahr, daß es ein großes Glück für ein Mädchen ist, als Kind einer gebildeten Familie aufwachsen zu dürfen. Außere Bildung und Haltung, wahrlich kein geringes Gut, wenn es sich findet, zeigen sich bei solchen Mädchen wie naturwüchsig, sind vorhanden, ohne daß es gefühlt wird, und verbreiten sich über das ganze Wesen eines Mädchens ebenso anspruchslos als harmonisch, während die Mädchen der sogenannten geringeren Stände sich dasjenige, was eine gebildete Familie auf ihre Töchter mühelos vererbt, erst mühsam aneignen müssen, es doch nicht so völlig und allseitig erreichen, und es dann auch weit bewußter und anspruchsvoller an sich tragen. Unversehens tritt dann doch hie und da wieder die alte Natur hervor und es zeigt sich der noch nicht überwundene Mangel der Abkunft und Erziehung. So wahr dies ohne Zweifel ist, und so gewiß es sich auch auf Schwester Regine in einem gewissen Maße wird anwenden lassen, so hat sich doch gerade an ihr die weibliche Bildungsfähigkeit fast glänzend erzeigt: sie gehört unter die keineswegs ganz kleine Schar von Schwestern, an der man schon sehen kann, was für eine bedeutende, die gegenüberstehenden Hindernisse überwältigende Bildungsschule das Diakonissentum ist. Sie, die gewesene Hausmagd, wurde durch ihren Beruf in die Nähe im besten Sinne vornehmer Personen gebracht und wurde von denselben nicht bloß getragen, sondern geschätzt, war unter ihnen wohlgeleitet und wie eine Freundin geliebt. In den Fällen, in welchen es dem Diakonissentum so gelingt, hat die Schwester von ihrem Lebensgang nur Vorzug. Die Tüchtigkeit in jeder Arbeit, die Gewöhnung an ausdauernden Fleiß, mit einem Worte, die Brauchbarkeit geben ihr alsdann besonderen Wert. Die mehrfachen Erfahrungen dieser Art haben daher das Direktorium der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau je länger je mehr in der Willigkeit bekräftigt, Landmädchen und einfache Bürgerstöchter unter die Zahl der Diakonissenschülerinnen aufzunehmen, wenngleich es ein Unglück wäre, wenn die Töchter der gebildeten Stände sich vom Diakonissendienste zurückzögen und gerade die Mischung der verschiedenen Stände eine Bedingung ist, ohne welche wohl nirgend eine rechte Diakonissenschule gedeiht. Es bringt ein jeder Stand etwas wertvolles, eine geistige Mitgift in die Gemeinschaft herein, alle können etwas voneinander annehmen, und wenn der Herr den verschiedenen Elementen Liebe verleiht zueinander, so entsteht

die schöne Mischung, die ebenso fern von Vornehmheit als von Gemeinheit steht und die in aller Welt als die rechte Diakonissenart erkannt werden wird.

Schwester Regine übernahm im Auftrage ihres Mutterhauses am 1. Dezember 1855 das kleine gräfliche Hospital zu Erbach und versah es unter großer Anerkennung ebensowohl der gräflichen Familie als der Gemeinde bis zum 14. November 1862, also nahezu sieben Jahre lang. Sie kam dann, um auszuruhen und von eingetretener Kränklichkeit sich zu erholen, in ihr Mutterhaus zurück, wo sie bis in den April 1863 blieb, dann aber zur Übernahme der Krankenpflege im städtischen Hospitale Windsheim und einer dortigen Industrieschule verwendet wurde. Dieser Beruf hatte einige Ähnlichkeit mit ihrem vorigen, es war ja auch ein Beruf der Krankenpflege. Aber freilich das Lebende und Anmutige des Hospitals Erbach hatte er nicht und konnte er nicht bieten, und was anderwärts bei der einsamen Stellung nur einer einzigen im Berufe einsamen Schwester sich bedenklich zeigt, das erfuhr Schwester Regine und mit ihr ihr Mutterhaus auch in Windsheim. Es gibt Diakonissennaturen, die man entweder gar nicht brauchen kann, oder sie müssen einsam stehen, weil sie die Gnade nicht haben, sich in einer Gemeinschaft einz- und unterzuordnen. Zu diesen Naturen gehörte Schwester Regine nicht; man darf ihr deshalb gratulieren. Sie war zu allein, und es würde ihr weit förderlicher gewesen sein, wenn sie mit einer zweiten Schwester zusammen hätte arbeiten dürfen und müssen. Auch ihre Erfahrung rechtfertigt den Grundsatz, Diakonissen nur selbender zu schicken, wie der Herr selbst seine Jünger je zween und zween sandte. Am allerwenigsten sollte man in Hospitäler einzelne Schwestern schicken. Der Krankendienst ist leicht, lernt und gewöhnt sich auch meistens leicht, er pflegt daher auch mehr als andere Diakonissendienste gesucht und geliebt zu werden. Aber gerade er bietet zahlreiche Versuchungen für die weibliche Natur und ermöglicht nicht wenige Abwege, daher Schwester Regine manches zu überwinden fand, was sie innerlich und äußerlich angriff und ihre schon zuvor vorhandene Kränklichkeit in einem bedenklichen Maße erhöhte, so daß sie ihre kräftige Wirksamkeit in Windsheim schließen und abgelöst werden mußte, ohne Zweifel zu ihrem nicht geringen Schmerz und zur Demütigung. So folgte sie denn am 21. Juli 1865 gütigen Einladungen nach Erbach, um sich dort womöglich wieder zu erholen und zu kräftigen. Leider ging es nicht aufwärts, sondern mehr und mehr abwärts, bis sie nach beschwerlichem Kranken und heißen Kämpfen Leibes und der Seele am 21. Juni dieses Jahres, früh 1/27 Uhr im Spitale zu Erbach, das sie so manches Jahr versehen hatte, unter der treuesten Pflege ihres Leibes und ihrer Seele und unter brünstigen Gebeten ihren Lauf beschloß.

So große Liebe sie im Leben und Sterben erfahren, und so wohl und selig ihr nun geraten ist, so hat doch der Hinblick auf ihren Lebensgang etwas Wehmütiges. Es ist einem, wie wenn die frische, lebendige Kraft Reginens zu früh gebrochen und ihr Leben zu früh versiegt wäre: man ist unbefriedigt, während man doch Ursache genug haben kann und auch wirk-

lich hat, sich ihrer Heimfahrt und ihrer Arbeit zu freuen. Man kann es nicht behaupten und nicht beweisen, aber es ist, wie wenn ein Wurm an die Wurzeln ihrer inneren Kraft gekommen wäre, und wie wenn ihr Todesleiden von innen heraus gedrungen wäre, man ist geneigt zu der Ausrufung: es sollte anders sein; sie sollte und könnte noch jetzt kräftig wirkend unter den Lebendigen stehen; es muß irgendwo an ihr selbst gefehlt haben, daß nun schon all ihre Kraft verbraucht und ihr Lauf beschlossen ist. Mögen die Schwestern ihre Schwester Regine nicht vergessen, und es ihnen allen gegeben werden, sich keinem Leid und Weh jemals zu ergeben, innerlich je länger je stärker zu werden und ihren Lauf zu beschließen mit Freuden.

9.

Schwester Cäcilie ruhe im Frieden und das ewige Licht leuchte ihr! Amen.

Julie Cäcilie Marianne von Jeschau, Tochter des k. sächsischen geheimen Finanzrats und Kreishauptmanns Sigmund von Jeschau und seiner Gemahlin Karoline Christiane Cäcilie, geb. von Mandelsloh, ist am 13. Januar 1813 früh $1\frac{1}{2}$ Uhr in Dresden geboren, am 7. Februar desselben Jahres dortselbst getauft und dahier am 2. November 1867 abends $6\frac{1}{4}$ Uhr in einem Alter von 54 Jahren und 10 Monaten an Krebs der Unterleibsorgane mit Wassersucht friedlich und selig aus der Zeit gegangen. Dies sind Anfang und Endpunkt eines Lebenslaufes, der an der Hand der wunderbaren göttlichen Vorsehung viele Krümmungen hat machen müssen, um zu dem Ziele zu gelangen, das weder sie noch andere haben ahnen oder gar wissen können. So gering und unbedeutend ist der Ort ihres Todes, daß nicht einmal Lebensläufe, die wenige Stunden von hier entsprungen sind, hier ihre Mündung finden, geschweige daß man denken sollte, daß eine Lebensreise, die ihren Anfang in der k. Stadt Dresden genommen hat, nach großen Umwegen endlich dahier zur Ruhe kommen würde. Und doch ist's so, und wir werden mit Verwunderung je länger je mehr ähnlicher Fährungen gewahr. Kinder, zu Rom geboren, ja zu Jerusalem, haben hier schon ihr Grab gefunden, gottlob alle im Frieden. Auch die sterbende Cäcilie war sterbend Dettelsaus und ihres Grabes bei den Diakonissen froh.

Das kann nicht sein, daß wir hier an diesem Orte Cäciliens ganze Lebensweise vorlegen, wohl aber sollen hier die Stationen verzeichnet stehen, durch welche sich ihr Weg verschlungen hat.

Ihr Vater hatte ein Gut in Dohna, in der Nähe eines von ihm gestifteten Waisenhauses. In Cäciliens früher Jugend, nach einer gefährlichen Krankheit, an seinem Genesungstage ritt ihr Vater, 33 Jahre alt, zum Genesungsfeste aus, und der Ritt war ein Ritt zum Grabe, Cäcilie wurde an demselben Tage eine Waise.

Von Dohna kam sie zu dem General von Jeschau, ihrem Großvater in Dresden, bei dem sie acht Jahre lang zu ihrem Segen blieb, bis er zwei Jahre nach dem Dresdener Aufstande gleichfalls starb.

In der ersten Blüte ihrer Jugend, da sie etwa 16 Jahre alt war, kam sie

nun zu ihrem mütterlichen Oheim von Mandelsloh nach Weimar. Drei Jahre war sie hier am heiteren Hofe im gefährlichen Strudel der Welt, bis sie plötzlich in einem Hofzirkel mit Todesangst erwachte, ohne allen äußeren Anlaß, und nun keine Befriedigung mehr in aller dieser weltlichen Herrlichkeit mehr fand.

Als sie 24 Jahre alt war, kam der russische Geheimrat von Stourdza, mehrfach der gute Engel ihres Lebens, zum Besuche nach Weimar und wählte sie mit sicherer Hand zur Genossin seiner 15jährigen Tochter, die nun mit ihr ein dreißigjähriges Band inniger Freundschaft schloß. Cäcilie ging mit nach Rußland, und in ihren dortigen Umgebungen und Verhältnissen erwachten ihre Talente, und die russische Kirche, die sie kennen lernte, brachte sie zu Christo näher.

Im Jahre 1843, da sie 30 Jahre alt war, kehrte sie nach Deutschland zurück, machte aber das Jahr darauf mit der Familie Stourdza eine Reise nach Italien, ohne daß ihr, der doch die russische Kirche sehr ans Herz geredet hatte, der römische Katholizismus irgendwie lockend oder verführerisch geworden wäre. Das Land, seine Natur und Kunst, ergriff sie, aber sie ging im Jahre 1846 mit Stourdzas gerne nach Rußland zurück.

Im Jahre 1848 kehrte sie, nachdem sie noch in Rußland die Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Ehemann, dem Pastor Pöschel, gemacht hatte, nach Dresden zurück, bereits mit einer starken Sehnsucht nach der lutherischen Kirche, die damals im dortigen Diakonissenhause und unter der Wirksamkeit des damaligen Hofpredigers Harleß die ersten frischen Knospen und Blüten trieb. Aber ihr Leben war unruhig und die Versuche, in Eisenach, später in Kaiserswerth zur Ruhe zu kommen, gelangen nicht. Große Not trat an sie heran, und als sie wieder nach Sachsen zurückkehrte, wäre sie ohne Zweifel finsternen Anfechtungen erlegen, wenn nicht wieder ihr guter Engel, von Stourdza, zugegriffen und sie nach Odessa gebracht hätte. Stourdzas Licht und die kräftige Ansprache, welche die barmherzigen Schwestern der russischen Kirche an ihre Seele brachten, bereiteten sie, bereits im reifen Frauenalter, zu der Ehe mit dem vorgenannten Pastor Pöschel von Hoffnungstal hinter Odessa vor.

In der Ehe mit dem trefflichen Mann, die leider nur kurz währte, heilte ihre Seele aus. Die Mühseligkeiten, welche das Ehepaar im Krimkriege zu überwinden hatte, nötigten es, zu des Pastors Erholung nach Deutschland zu reisen, wo Pastor Pöschel unter Cäciliens Pflege starb.

Cäcilie reiste wieder nach Rußland, kam von Rußland nach Dettelsau, reiste mit H. v. M. wieder nach Odessa, als Witwe und Diakonissin der von ihr geliebten Gemeinde zu dienen, und endlich kehrte sie nach Dettelsau zurück, wo sie schon vor ihrem Weggang die Aussegnung als Diakonissin empfangen hatte, und blieb nun bis zu ihrem Tode hier.

Leserin, ist es wahr oder nicht, daß dieser Lebenslauf mancfaltig und wunderlich war? Aber gerade den bedurfte Cäcilie, um zu werden, was sie werden sollte und wie sie werden sollte. Unruhig blieb ihr Wesen und ihre

Art auch dennoch. Die Unruhe des Lebens vibrierte nach; und durch das vergleichsweise Stille ihres Dettelsauer Laufes verließ sie die angeborene und durch die Lebensführung ihr eigen gewordene zitternde, fast möchte man sagen zappelnde Art erst in der allerletzten Zeit ihres Lebens. Dennoch aber wurde es in und um sie immer stiller, bis sie mit dem vollen Eindruck eines eigentlichen Friedenskindes aus dem Jammertale zu dem ewigen Gottesfrieden gelangte.

Was Cäcilien festeren Anschluß an das hiesige Diakonissenhaus betrifft, so geschah er zur Zeit, da man es fast nicht vermutete, schnell und wie plötzlich, am Ende ihres ersten hiesigen Aufenthalts, da sie sich gerade anschickte, nach Odessa zurückzukehren, im Jahre 1858. Da ließ sie sich aussegnen und als ausgesegnete Dettelsauer Diakonissin ging sie nach Rußland zurück, um in Gemeinschaft mit einer von ihr schon vorher erwählten Diakonissin der Gemeinde von Hoffnungstal zu dienen. Die zwei Jahre, welche sie nun in Hoffnungstal zubrachte, waren schwer und prüfungsvoll, bis sie sich endlich darein ergab, Hoffnungstal zu verlassen und hieher zurückzukehren. Im Jahre 1860 traf sie hier wieder ein, um für immer zu bleiben. Zu jener Zeit füllte sie den Diakonissen von Dettelsau die Hände, um ihren schönen Siechenaal zu bauen, der dann wirklich im Jahre 1862 nach großer Mühsal zustande kam. Ihr ausbedungener Wunsch war es, in den neu gewonnenen Räumen ein Zimmerchen zu bekommen, in welchem sie wohnen und von wo aus sie im Siechensaale dienen und dessen Angelegenheiten besorgen dürfte. Bis der Saal soweit fertig war, diente sie unter dem Anstaltsarzte als Apothekerin, dann aber begann die für sie schöne Zeit, in welcher sie auf das eifrigste für den durch ihre große Güte möglich gewordenen schönen Saal in vollster Aufopferung sorgen durfte. Sie meinte, ihre liebliche kleine Wohnung und ihren Siechenberuf für immer behalten zu dürfen. Und doch ging es nicht. Es trat ihr wohl selbst wohl unmerkbar unter die Augen, daß ihr Naturell dazu nicht paßte. Sie war ja Hausfrau gewesen, und hatte als solche ihrem Manne bis ans Ende, soviel wir wissen, vollkommen genügt. Aber es ging ihr in die Hände, was für eine ganz andere Sache es ist, einem Haushalt in der Familie und dem wechselvollen Berufe einer Anstalt vorzustehen. Bei allen ihren Talenten hatte sie nie gelernt, Rechnung und Inventar zu führen, und trotz hartnäckigen Fleißes, sich hineinzufinden, gelang es ihr um so weniger, als sie bereits zu alt war, in den vielen kleinen Sachen Schülerin zu sein. Sie übernahm daher im Diakonissenhause den Beruf der Pförtnerin, für welchen sie bei ihrer großen Beweglichkeit und Gütigkeit und Höflichkeit besonders paßlich erschien. Zu diesem Berufe übernahm sie noch einen zweiten, nämlich den einer Zeichenlehrerin in den Anstalten des Hauses, für den sie bei der Eigentümlichkeit ihres Lebensganges gleichfalls sehr passend schien und auch wirklich war. Im Verlauf der Zeit zeigte sich's jedoch, daß auch die Pförtnerin auf die Dauer nichts für sie sei. Eine Pförtnerin muß nicht nur beweglich, freundlich, höflich und unermüdlich sein, sondern auch streng und konsequent und gerade dazu hatte Cäcilie die innere Kraft und Konsequenz nicht. So kam es, daß sie sich selbst

unbefriedigt fühlte. Nun brach das Kriegsjahr 1866 herein und eben damit kam ins Diakonissenhaus nicht bloß große Bewegung nach außen hin, sondern auch innerer Schwung und Begeisterung. Cäcilie fand sich unwiderstehlich gezogen, den Verwundeten und Kranken in den Lazaretten zu dienen. Man wußte wohl, daß ihre Kraft zäh und ausdauernd war; aber man traute ihrem zappeligen unruhigen Wesen nicht, und sie mußte daher wider ihren Willen zuwarten, ohne ausgesandt zu werden. Auf die Länge ward ihr das unerträglich, sie machte sich auf alle Fälle reisefertig und hätte es vielleicht gewagt, auf eigene Gefahr auszuziehen, wenn sie nicht am Ende doch ausgesandt worden wäre. Ihr Weg führte nach Kissingen, Brückenau und endlich nach Veitshöchheim, an welch letzterem Orte sie unter einem sehr kräftigen, für das Regiment einer großen Sache passenden und begabten Regimentsarztes mit mehreren Schwestern eine längere Zeit zu arbeiten hatte. Gerade diese Stellung war ihr ganz recht und weit entfernt, hier etwas mangeln zu lassen, trat ihr würdiger Charakter, ihre Rührigkeit und Beweglichkeit, ihre Ausdauer, ihr Geschick für Nachtwachen mitten unter den Schwestern so schön hervor, daß sie unter ihnen ein mütterliches Zentrum wurde und eine Art von Halt für das Ganze. Das Leben und der Dienst im Lazarette ward ein Glanzpunkt ihres Diakonissenlebens, und nachdem sie wieder zurückgekehrt war, und sich selber übertroffen hatte, sah man sie mit ganz anderen Augen an. Nach dem Kriege fanden sich auch im Diakonissenhause wie allenthalben viele Kranke, Verwundete, Invalide, Sieche, Notleidende, Arme, Bettler und Streuner aller Art ein, und Cäcilie griff nun bei ihrem wieder aufgenommenen Pfortnereiberuf auch eifrig zum Berufe der Almosenierin, wie sie auch schon vorher ähnliche Geschäfte auf sich aufgenommen hatte. Auch in dieser Hinsicht diente sie mit aller Hingebung, solange es nur möglich war. — Obgleich sie unter den Diakonissen mit einer einzigen Ausnahme die älteste war, war sie dennoch die rüstigste Fußgängerin und zur Zeit, in welcher die Schwestern von Dettelsau in den 137 Ortschaften des Distriktes für die Distriktskranken zu terminieren hatten, auch in diesem Geschäfte unermüdlich, und ihr Diakonissentum wurde also je länger je mehr volle Wirklichkeit und Wahrheit. Sie ging nun allerdings nicht mehr in weite Fernen, aber sie wurde je länger je mehr eine treue, arbeitsame und unermüdliche Diakonissin in allen Geschäften des Mutterhauses, die sich ihr darboten, und die Ehrerbietung ihrer Schwestern und ihrer Vorstände ward je länger, je herzlicher. Seit der Zeit, da sie in Eisenach den schweren psychischen Anfechtungen ausgesetzt gewesen und nur durch von Stourdzas rechtzeitiges, kräftiges Eingreifen herausgerissen war, hatte sie periodisch psychische Nachwehen und ziemlich merkliche Rezidive, denen sie aber allezeit durch rasches Eingreifen pastoraler Hilfeleistung zu entgehen wußte, zuweilen hatte sie jedoch nicht geringe Not. Diese Perioden wurden im Laufe ihrer späteren Jahre leichter und man darf wohl sagen, sie verschwanden in der letzten Zeit, und ihr ganzes Verhalten wurde normaler und gleicher, nüchterner und freundiger. Cäcilie wurde innerlich, je näher sie ihrer letzten Zeit kam, angenehmer, und fast möchte man sagen,

jugendlicher. Ihr Lebenszweck ging unter Mühe und Arbeit seiner ganzen Erfüllung entgegen.

Im Frühjahr 1867, nachdem sie sich im schlechten Wetter mit Terminieren abgeplagt hatte, fing sie an, über Schmerzen im Unterleib zu klagen, gar nicht in dem Tone, der ihr sonst bei vorübergehenden Leiden eigen war, sondern gleich mit Rundgabe vorhandener und schwerlich zu überwindender Gefahr. Sie litt es nicht, wenn man hoffend und baldige Besserung verheißend von ihrem Leiden sprach. Und in der That, sie hatte völlig recht, es war ihr letztes. Zwar brauchte sie nicht weniger als $\frac{3}{4}$ Jahre, um ihre Todesreise zu vollenden, aber es war kein Nachlassen mehr, immer deutlicher zeigte es sich, daß ihre Unterleibsorgane krebsartig ergriffen waren, Wascersucht schloß sich an, und nachdem sie 29mal operiert worden war (Paracentesis abdominis) brachte ihr der Abend des 2. November um 6 Uhr 15 Minuten die langersehnte Freiheit. Die Geschichte dieses ihres Todesleidens wäre einer anderen Feder wert. Sie ist allein schon ein ganzer Lebenslauf, der um so herrlicher erscheint, wenn man ihn mit den vorausgegangenen Lebensabschnitten vergleichen kann. Es ist eine Siegesgeschichte, die den Beweis liefert, wie eine ausgeheilte und genesene Seele bei großen und immer zunehmenden Schmerzen das arme Leben zu einem Vorhof des Himmels machen kann.

Im Anfang ihrer Krankheit hielt sie sich noch immer in ihrer Pfortnerei auf; bald aber zeigte sich die Unmöglichkeit, den Aufenthalt ferner zu behalten, und sie bezog am 8. April das nordöstliche Eckzimmer in der obern Etage des Magdaleniums. Schwester Cäcilie im Magdalenium — das kann auffallend scheinen, für denjenigen nämlich, der die Verhältnisse nicht kennt, aber es ist nicht auffallend, die Räume sind schön, nahe dem Mutterhause, das in beständiger Verbindung mit denselben steht; es haben wohl auch fürstliche Frauen nicht verschmäht, im Magdalenium zu wohnen, so fiel es auch Schwester Cäcilie nicht ein, es für ungeziemend zu nehmen, daß sie ein Zimmer in Magdalenium beziehen sollte, im Gegenteil, sie bezog und bewohnte es bis zu ihrem letzten Hauch, und gewiß haben alle Bewohnerinnen des Hauses, von der Oberschwester bis zur ärmsten Magdalene nur geeifert, ihr die Wohnung recht angenehm und lieblich zu machen. Da saß sie, solange es die Witterung erlaubte, bis kurz vor ihrem Ende. Ihr nächster Blick konnte auf ihren Siedenfaal fallen, sie sah das Mutterhaus entlang in das große Fenster des Betsaals hinein, da hörte sie den Lobgesang, ja die Predigt, und wenn sie wollte, hatte sie kurzen Weg, sich in die Loge gegenüber der Sakristei tragen zu lassen und mit der Versammlung das Sakrament zu empfangen. Dabei umgab sie die stille Glut von Dettelsau mit der ihr eigentümlichen sabbatlichen Feier, und in der That, schöner als Schwester Cäcilie wohnte, kann man kaum in Dettelsau wohnen.

Als sie hier eingezogen war, ließ sie den Pfarrer zu sich kommen und rief ihm fröhlich zu: „So, nun will ich ganz ein Werk des Amtes werden.“ Eph. 4, 11 ff. steht die Stelle, an die sie erinnern wollte: „Er hat etliche gesetzt zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum

Werke des Amtes.“ Cäcilie wußte, daß das heilige Amt nicht allein Fische fäht und nicht bloß Schafe weidet, sondern daß es ihm auch gegeben wird, den Heiligen zur Vollbereitung, Stärkung, Kräftigung und Gründung zu dienen, sie wollte den vollen Segen des Amtes empfangen, in ihrer ganzen inneren Fassung ein Werk des Amtes werden. Und um dies werden zu können, bat sie den Pfarrer um öfteren Besuch und aufmerksamere, eingehendere Führung und Behandlung ihrer Seele. Es war bei ihr nicht, wie es so oft der Fall ist, daß die Seelsorge ein mühevolleres Werk ist, wo man Steine und Felsen, Dornen und Dornestrüpp ausreuten muß, sondern ihr Herz war bereits unter der Hand des Geistes gutes, empfängliches Land geworden, begierig, den edlen Samenwurf aufzunehmen und ihn ohne alles Hindernis wachsen und gedeihen zu lassen. Einen schöneren Eingang ins Krankenbette wirst du dir, Leserin, selbst nicht denken können. Ebenso war der Fortgang und das Ende. Wenn die gewöhnliche Operation vorüber war, dann war sie so heiter, lebenskräftig und anscheinend gesund, daß sie lange Briefe schrieb, Gedichte machte und sie abschrieb und denen schickte und schenkte, von denen sie wußte, daß sie sich des inneren Zusammenhangs mit ihr freuten; da gab's auch mit den anderen Schwestern nüchterne, heitere und vergnügte Gespräche genug, in welchen der Tag ihrer Auflösung und Befreiung der vergnügteste und edelste Gegenstand der Reden wurde. Wenn dann nach der Operation das Wasser wieder beschwerlich wurde und die Qual sich mehrte, dann legte sie die Feder weg und beugte sich willig unter den psychischen Druck der Leiden, bis sie wieder unerträglich zu werden drohten und der von ihr hochgeachtete und treue Arzt wieder erscheinen und ihr Hilfe bieten mußte. Dann schrieb und dichtete und sang und redete und freute sie sich wieder über alles und sorgte wieder für alles und jedes, und dieser Turnus kehrte immer und immer, wenn auch je länger in kürzeren Fristen wieder, und sie war mit dessen Verlauf so genau bekannt, als ginge alles nach der Uhr und nach der Minute. Und weil das alles so überaus regelmäßig verlief und ganz dieselbigen Erfahrungen sich immer wiederholten, so machte der Pfarrer ein Thema der Gespräche daraus und zeigte der guten Krankendiakonissin darin den Zusammenhang Leibes und der Seele, und wie ihre zu gleicher Ruhe erhobene und gekommene Seele Schwankungen des seelischen Befindens und Macht über alle Kräfte und ihr ganzes Leben je nach Maßgabe ihres leiblichen Befindens bekam. War sie auf der Höhe ihrer Leiden, so erzählte er ihr die Geschichte von Kaiser Karl V., den in seinen Schmerzen der Kurfürst trösten wollte, der aber die Antwort gehabt: „Mir hilft am besten viel Geduld und ein wenig Krächzen.“ Wenn dann bei Cäcilie Krächzenszeit war, so konnte sie humoristisch sagen: „Der Pfarrer hat's gesagt, ich darf ein wenig krächzen.“ War für dergleichen Wahrheiten keine Zeit, so spannte der Pfarrer die Saiten höher und sagte: „Warten Sie nur, Schwester Cäcilie, es werden die Schmerzen vielleicht noch größer werden, es wird der Tod mit seiner Betäubung kommen, aber was tut's? Wenn der Herr Doktor kommt und dem Weh mit dem Wasser Ablauf schafft, dann kommen Ihre Kräfte und Ihre Freuden wieder, und wenn der Tod

vorüber ist, dann weicht ebenso die Todesbetäubung und es kommen unaussprechliche Freuden und Sie machen dann die selige Erfahrung, daß die Sterbensnot weiter nichts ist als die letzte Einwirkung des Leibes auf die Seele, und daß nichts Vergänglicheres und Vorübergehenderes ist als eben der Tod. Lassen Sie alles gehen, wie es will, beugen Sie sich mit stiller Seele unter Schmerzen und Betäubung und nehmen Sie in sichere Aussicht, daß nach kurzer Unterbrechung uns ewig währt die Freude, Gott die Ehre.“ Diese Gewißheit, daß der Tod vorübergeht, wie jeder Druck des kranken Leibes auf die gesunde Seele, und daß zuletzt im Streite Freude und Ruhe oben bleibt, war ein Hauptgedanke in Cäciliens Leiden und ein Licht, das seitdem schon vielfach müden Pilgrimen geleuchtet hat.

Als Schwester Cäcilie dem Ende ihrer Leiden näher kam, bat sie den Pfarrer, er möchte beten helfen, daß sie beim vollen Bewußtsein sterben könne, der aber verweigerte ihr die Bitte. Auf die Frage: „Warum wollen Sie das nicht tun?“ antwortete er: „Weil ich's auch für mich selbst nicht tue. Sie müssen diesen ganz erklärlichen Wunsch mit allen Wünschen fallen lassen und gar nichts wollen, als Ihres Heilands ewiges Eigentum zu sein. Sie wissen ja, daß die Betäubung des Todes vorübergeht und daß die entfesselte, erlöste Seele, wenn auch aus Todessehnsucht und Traurigkeit, so doch ohne Zweifel bald zu voller Klarheit und zum freudigsten Gebrauche ihrer Kräfte kommt. Sprechen Sie auch in dem Sinn: Herr, wie du willst, so schicks mit mir.“ Ganz bald darauf saß der Pfarrer an Cäciliens Sterbebette und ihre Seele war nicht daheim. Der Pfarrer fragte: „Schwester Cäcilie, ist der Pfarrer heute schon bei Ihnen gewesen?“ Antwort: „Ja“. „Heute schon öfter als einmal?“ Antwort: „Nein“. „Sitzt er vielleicht gegenwärtig an Ihrem Bette und hat Ihre Hand in seiner Hand?“ Antwort: „Nein“. Der Pfarrer ging weg und über eine Weile kam Cäcilie zu heller Erinnerung und sagte zu den Schwestern: „Der Pfarrer ist dagewesen und ich habe ihn nicht erkannt.“ Nicht erkennend, hatte sie ihn doch erkannt, wie sie auch mehrfach ängstlich fragte, ob sie bei sich sei, sie fühle es nicht. Dann fühlte sie's wieder und ihre edle Seele gab eben mit dem Wechsel anderen Zeugnis, wie vergänglich und nicht hoch anzuschlagen die Bewußtlosigkeiten und Schwachheiten wegesmüder, aber innerlich erfreuter Christenmenschen sind.

Während ihrer Todesleiden nahm sie oftmals, sei es nur mit dem Pfarrer allein oder mit etlicheren vertrauteren Schwestern, das Sakrament, allezeit mit großer Andacht. Als zum letzten Male der Pfarrer wegging, sah sie ihn mit einem langen, freudenvollen, vergnügten Blicke an, der seinen Fuß einen Augenblick aufhielt, wegzugehen. Vorher, denke ich, wie auch nachher, redete sie von dem bedeutungsvollen Augenblick, in welchem sie, wie sie sich ausdrückte, die heilige Wegzehrung empfangen hatte. Überhaupt waren ihre Gedanken immer auf dem Wege. Als schon des Weges Ende in der aller-nächsten Nähe war, wollte sie noch nicht liegen, weil sie „noch eine weite Reise hatte“. Und wirklich, zum Liegen brachte sie es nicht. Das Genick tat

ihr im Sterben so wehe, sie legte es in den Arm der Pflegerin und also, in diesem Arme, auf ihrem Genick, nicht liegend, aber ruhend hauchte sie aus.

Schon vorher hatte sie keine Trauerlieder hören wollen. Als eine vorschlug, zu beten: „Es ist genug, so nimm, Herr, meinen Geist zu Zions Geistern hin“, sagte sie, das klinge ihr zu traurig, „ich mag's nicht, es ist so voll Klagens und Jammerns, da habe ich nichts daran, das stärkt mich nicht, sondern es riecht nach Unglauben, ich kann nur Glaubens- und Hoffnungslieder brauchen. Klagelieder singt und betet ihr mir nicht, sondern Glaubens- und Hoffnungslieder, und wenn mein Ende kommt und ich vollendet habe, dann stimmt ihr Lob- und Danklieder an.“ Jesus, meine Zuversicht, Was hier kranket, seufzt und fleht, Dieser meiner Augen Licht: das waren Sachen, wie sie sie haben wollte, von Schwäche der Seele war bei aller Schwachheit keine Rede. Psalm 51, ganz besonders Joh. 6 des Herrn Wort: Ich bin die Auferstehung und das Leben, das paßte für sie.

Als man den Pfarrer zum letzten Abschied holte, sprach sie: „Loben und danken“, und das waren ihre letzten Worte in dieser Welt. Darauf zog der Mesner die Sterbeglocke, die Einsegnungsgebete begannen, Cäcilie lag mit dem Genick im Arme der Pflegerin, sah überaus schön und geistlich aus, ganz sanft erlosch allmählich ihr Hauch, die Glocke schwieg, ein Lob- und Dankgebet schloß die heilige Handlung. Eben sollte der Abendgottesdienst beginnen und die Versammlung wartete. Einstimmig sang man: „O daß ich tausend Zungen hätte“ und nach einem Dankgebete für die selige Vollendung ging die Versammlung feierend nach Hause.

So wurde Cäcilie ein Werk des Amtes.

Für die Leiche war schon gesorgt, sie hatte gesorgt. Schon eine Weile vor ihrem Sterben sagte sie: „Wenn die Blätter fallen, dann werde ich abgerufen. Dann werdet ihr keine Blumen mehr für mich haben, und die künstlichen Blumen nehmen euch dann zuviel Zeit weg; ihr habt dann viel anderes mit meinem Begräbnis zu tun. Ich mach euch selber die Rosen, und die Kränze dazu könnt ihr machen. Das Kleid, das ich im Frühling zu meiner Erholungsreise gerichtet habe, das zieht ihr mir zu meiner letzten Reise an: es ist recht lang und paßt daher gut für den Sarg. Schleier und Schürze sind auch bereit. Aber sezieren laßt ihr mich nicht. Ich möchte in der Ruhe bleiben, bin eine Diakonissin und halt's drum für besser, wenn man nicht an mir herummacht.“

So war also alles bedacht, und alle, die Schwester Cäcilien und ihre Vollendung miterlebt haben, der edle Arzt, dem sie so gerne dankte, die Schwestern alle, so viele Kranke und Elende, die sie kannten und endlich auch der Knecht, der im Namen des Hochgelobten ihren Glauben und ihr Ende ansah, alle zusammen werden in den Wunsch einstimmen, daß der Herr, der in die Höhe gefahren ist und den Menschen Gaben gegeben hat, seiner Kirche solcher Diakonissen mehr verleihen und sie vollenden möge, wie Schwester Cäcilie.

10.

Schwester Magdalene

Derjenige, der diese Zeilen zum Gedächtnis der seligen Schwester Magdalene schreibt, erfüllt damit nicht bloß einen ihm gewordenen Auftrag, sondern sicherlich einen Wunsch aller derer, welche die selige Schwester im Leben kannten und liebten und eben deshalb auch über den letzten Abschnitt ihres Lebenslaufes, über die Zeit ihres Krankens und Sterbens nähere Kunde wünschen. Denn nicht gering ist die Zahl derer, welchen das Bild dieser zwar keineswegs durch Gaben des Geistes glänzenden, aber doch so seltenen Schwester unvergänglich sich eingeprägt hat und die ihr in der Stille ihres Herzens ein treues Angedenken auch dann noch bewahren werden, wenn über ihrem Grabe statt des Schnees, der es jetzt deckt, längst der Rasen grünen wird.

Aber auch abgesehen von dem Wünschen und Fühlen einzelner ist Heiligung des Andenkens ihrer Toten gewiß die Pflicht einer Genossenschaft, und ohne Zweifel ist ein jungfräulicher Lebenslauf, der im Dienste der barmherzigen Liebe sich verzehrte, es wert, daß man die Hülle von ihm nehme und ihn zu Beispiel und Nachfolge der Lebenden aufstelle. So folge denn hiemit der kurze Abriß des Lebens Schwester Magdalenenens samt der Parentation, die ihr am Abend ihres Begräbnistages im Betsaal gehalten wurde. Möge aus dem vollendeten Lebenslaufe Magdalenenens allen ihren Schwestern ein Geruch des Lebens und ein Duft wie einer ausgegossenen Narde entgegenströmen, und Lieb und Begeisterung zu dem Berufe aufs neue sich entzündend, in welchem sie eine Wohltäterin und ein Segen für viele geworden ist und um dessen willen wir den Ehrenkranz auf ihr Grab niederlegen.

Schwester Maria Magdalene Wunner ist geboren den 27. Januar 1836 zu Augsburg, wo ihr Vater das Gewerbe eines Schächflermeisters betrieb. Sie besuchte die Werktagsschule und dann noch einige Jahre eine Erziehungsanstalt in ihrer Vaterstadt. Den ersten Gedanken ihres zukünftigen Berufs faßte sie, als eine Straßburger Diakonissin auf der Durchreise durch Augsburg ihr elterliches Haus besuchte. Bei dieser keimenden Neigung zum Diakonissenberuf war ihr die Nachricht von der Gründung einer Diakonissenanstalt in Bayern eine hohe Freude, und am 1. Mai 1855 trat sie dann auch als Schülerin in die hiesige Anstalt ein. Sie gehörte also mit zu dem ältesten Geschlecht der hiesigen Diakonissen und ist eine von denen, deren Diakonissentum fast so alt ist als die Anfänge des hiesigen Werkes selbst. Bei ihrem Austritt aus der Diakonissenschule schrieb sie in dem von ihrer Hand verfaßten Lebenslaufe:

„Lob, Preis und Ehre sei dem Herrn, der mich hieher geführt hat. Ich bringe ihm meine schwachen Kräfte meiner Seele und meines Leibes, die er mir nach seiner göttlichen Weisheit verliehen, zum Opfer. Ich lege mich zu seinen Füßen, er tue mit mir nach seinem heiligen Wohlgefallen. Er verleihe

mir seinen Beistand, daß ich das in diesem Jahr Erlernte mit Segen anwende zur Verherrlichung seines heiligen Namens.“

Dies waren die Wünsche und Gelübde ihrer Seele beim Eintritt in die Diakonissenlaufbahn — und den Wünschen und Gelübden hat die Erfüllung nicht gemangelt. Das werden alle bezeugen, die sie an irgend einem der Orte ihres Wirkens kennengelernt haben. Und dieser Orte waren eben nicht wenige. Ihre 14jährige Diakonissenlaufbahn war immerhin eine mannigfaltige und wechselvolle zu nennen. Am 15. April 1856 mit zehn andern Schwestern ausgesegnet, trat sie am 3. Mai jenes Jahres ihren ersten Beruf in Memmingen an, wo sie in einer Kaufmannsfamilie einen lahmen und kindisch gewordenen Greis verpflegte. Später übernahm sie mehrere Privatpflegen, zuerst in Nürnberg, dann in Burgsalach und Fürth; dazwischen hinein pflegte sie auch ihre kränkliche Mutter, bei der sie auch die Zeit vom September 1857 bis Juli 1858 zubrachte.

Hierauf ging Schwester Magdalene als Gemeindediakonissin nach Würzburg, wo sie, wenn auch mit mehrmaligen Unterbrechungen, den Ort ihres längsten und gesegnetsten Wirkens fand.

An Weihnachten 1858 kam sie zu einer Privatpflege in das gräflich Castell'sche Haus. Wie an allen Orten gewann sich Schwester Magdalene auch hier schnell die Herzen, und die Liebe und Verehrung der ganzen gräflichen Familie blieb ihr von da an treu bis hinein in ihr Krankenlager und in ihren Tod.

Im April des Jahres 1860 wurde sie von Würzburg weg in das Hospital von Hildesheim gesendet, wo sie bis zum Juni 1862 diente. Dort in Hildesheim zeigte sich der Anfang ihres späteren Leidens, sie war da viel und schwer krank, manchmal dem Tode nahe; indessen eine Baderkur, die sie auf den Rat der Ärzte gebrauchte, gab ihr ihre Kräfte wunderbar wieder zurück; so daß sie am 1. August des Jahres 1862 den Posten einer Oberschwester in Würzburg übernehmen konnte. Hier diente sie fünf Jahre lang, geliebt und geehrt von allen, die sie kannten. Immer eine Leidende, erfuhr sie doch auch immerzu des Apostels Wort an sich: „Als die Sterbenden und siehe, wir leben.“ Von Zeit zu Zeit erholte sie sich wieder und leistete mit ihren schwachen Kräften bei ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit oft mehr als manch andre mit gesunder Kraft.

Sie erlebte das Jahr 1866 in Würzburg und mit ihm die Schrecken des Kriegs und des Bombardements der Stadt. Diese Zeit war der Höhepunkt ihres Diakonissenlebens. Gott stärkte ihr damals wunderbar ihre Kräfte, sie leistete in der Pflege der Verwundeten Außerordentliches und leitete ein Lazarett unter vollster Anerkennung der Vorstände, wurde auch am Ende ihrer Tätigkeit durch ein Kgl. Handschreiben geehrt.

Nach fünfjähriger Tätigkeit in Würzburg sehnte sie sich nach einem andern Beruf und das Direktorium der Diakonissenanstalt bestimmte sie als Oberschwester in das hiesige Magdalenium. Als sie diesen Beruf antrat (im Mai 1867) war sie augenscheinlich bereits eine gebrochene Kraft. Doch hielt

sie sich, wenn auch oft unter großer Mühsal und Beschwerde des Leibes aufrecht und stand dem schwierigen Beruf einer Magdalenenoberschwester mit geistlichem Sinne und gewissenhafter Treue vor.

Im Sommer vorigen Jahres nahm ihr Leiden so überhand, daß sie sich von ihrem Posten ablösen lassen mußte, um in völliger Ruhe und Stille Erholung ihrer Kräfte zu suchen. Durch die Güte einer vornehmen Gönnerin und Freundin wurde es ihr möglich, das Bad Reichenhall zu besuchen, wo sie zwar viel Liebe und Freundlichkeit teilnehmender Menschen, aber keine Erholung fand.

Nach einem Vierteljahr kehrte sie wieder in ihr Mutterhaus zurück, kränker und schwächer, als sie es verlassen. Schwer empfand sie es, ihren Beruf nicht mehr übernehmen zu können, aber geduldig ergab sie sich in den ihr jetzt auferlegten Beruf des Krankens und Leidens. Nicht mehr als Oberschwester, sondern als Kranke zog sie nun in das Magdalenium ein und zwar in dasselbe freundliche Eckzimmer, an der Nordostseite, in welchem ein paar Jahre vor ihr eine edle Dulderin der Erlösung des Leibes entgegengebart hatte. Anfangs schien sie noch Hoffnung zu haben. Man sah sie in den schönen, sonnigen Herbsttagen noch kleine Spaziergänge machen, oder unterstützt von den Schwestern ihrem „lieben“ Betsaal zugehen. Allein bald blieb Magdalene ans Zimmer und bald darauf ans Bett gefesselt, und wer das abgezehrte, oft erdfarbene Angesicht sah, den erstickenden Husten hörte oder ihre von heißer Fieberglut brennende Hand in seiner Hand hielt, konnte über Natur und Verlauf ihrer Krankheit nicht mehr im Zweifel sein. Sie selbst trug sich mit Lebenshoffnungen, bis der sie besuchende Vikar des Pfarrers es für seine Pflicht hielt, sie auf die nabende Todesgefahr aufmerksam zu machen. Bewegten Herzens und tränenden Auges dankte sie und erschloß von da an ihr Inneres mehr vor ihm. „Sprechen Sie doch öfter so meine Seele an“, sagte sie, „und beten Sie für mich um Sterbensfreudigkeit.“ Von da an richtete sie ihr ganzes Sinnen und Denken auf die Vorbereitung zu einem seligen Sterben.

Dem Pfarrer und Rektor der Anstalt, der sie etwa acht Tage nach jener ihr gemachten Eröffnung besuchte und mit ihr das Sakrament nahm, gab sie wiederholt die Versicherung: „Ich sterbe gern.“ Wirklich war die Aufsechtung der Lebenslust und Todesfurcht von ihr genommen und mit geklärter Seele ging sie dem Tode entgegen. Ofter empfing sie nun das heilige Abendmahl, und die Tage, an denen das geschah, waren für sie immer hohe Fest- und Freudentage. Immer war sie geduldig und ergeben, ja voll Dankes gegen den Herrn. „Meine Schmerzen sind nicht so groß, mein Leiden ist — Gott sei Dank — ganz erträglich.“ Diese Versicherung hat sie mir mehr als einmal gegeben. Nach einer Nacht, in der sie ein paar Stunden erquickenden Schlafes genossen, sagte sie zu mir: „O wie vergnügt bin ich, den ganzen Morgen hab ich gesungen: O daß ich tausend Zungen hätte usw.“ Wenn die Beklemmung und die Atemnot nicht übermäßig war, konnte sie froh und heiter sein. Ganz leicht war es, mit irgend einem gött-

lichen Gedanken sie zu erfreuen. Dann lächelte sie auch mitten unter Schmerzen und ein Schimmer von Heiterkeit flog verklärend über ihre blassen Züge.

Rührend war es auch zu sehen, wie offen und teilnehmend ihre Seele bis ganz zuletzt für Leid und Freud ihrer Umgebung war. Ihr Leiden und die große Angelegenheit des Sterbens hatte sie nicht so sehr in Anspruch genommen, daß ihr nicht die volle Teilnahme und das Mitgefühl an dem Ergehen der Seelen, die sie liebte, übrig geblieben wäre. Vielleicht hat mehr als einer an ihrem Krankenbett es erfahren, wie tief ergreifend Verweise der Teilnahme einer Todesnahen und Wünsche, die ein sterbender Mund haucht, für den Lebenden sind.

Als um die Weihnachtszeit der Winter mit solcher Rauheit und Strenge sich einstellte, steigerte sich auch die Heftigkeit ihres Leidens dergestalt, daß ein nahes Ende vorauszusehen war.

Am Silvesterabend empfing sie mit zwei Schwestern noch das Sakrament. Von da an war ihre Schwäche zunehmend und auch ihre Sinne oft eingehüllt. Doch hat der sie besuchende Geistliche, auch noch, als er ihr am vorletzten Tag ihres Lebens das Sakrament brachte, sie ihrer Gedanken Meisterin und ihren Geist während der Feier ganz frisch und klar gefunden. Auf diesen ihren letzten Sakramentsgenuß freute sie sich mit ganz besonderer Innigkeit; sie brachte die ganze vorübergehende Nacht in der Vorbereitung und im Gebete zu, und wenn vorübergehend ihr Geist eingehüllt wurde, nahm sie den Gedanken des Sakraments auch in das wirre Leben der Träume und Phantasien hinein. In der Nacht, die auf ihren letzten Sakramentsgang folgte, zehrte sie von den empfangenen Gütern und zählte all den Segen auf, den ihr der Herr im Sakrament geschenkt. An ihrem letzten Lebenstage fühlte sie sich sehr schwach, indessen den Eindruck so großer Todesnähe machte ihr Zustand selbst am Abend noch nicht.

In der darauffolgenden Nacht begann aber ihre Sterbensnot. Sie ließ sich das an der Wand hängende Kreuzifix reichen, das — wie sie bemerkte — auch ihre Mutter sterbend in der Hand gehabt. Gegen Mitternacht wurde ihr Atem kürzer und die Not größer. Röcheln stellte sich ein; doch wurde jetzt ihr Geist wieder hell, sie vernahm die ihr zugesprochenen Trostesworte und stimmte ins Amen ein. „Der Herr ist immer gnädig, der Herr ist mein Schirm“ war eins ihrer letzten Worte und auf das Gebet: Herr Jesu, dir leb ich usw. sprach sie schon ganz todesnah das Amen.

Am Morgen des 7. Januar gegen 3 Uhr verschied sie sanft unter den Einsegnungsgebeten der umstehenden Schwestern. Sie hat ihr Leben auf 34 Jahre, 11 Monate und 10 Tage gebracht.

Amen.

Schwester Magdalene ruhe im Frieden und das ewige Licht leuchte ihr!

An die Mitteilung des Lebenslaufes schloß sich dann auf Grund von Matth. 23, 1—13 noch eine Parentation an, die wir dem gegebenen Auftrag gemäß hier folgen lassen.

Geliebte Schwestern! Es ist mir eine süße, aber dennoch auch schmerzliche Pflicht, diesen Abend in eurer Mitte das Gedächtnis unserer seligen Schwe-

ster Magdalene zu feiern. Erst in den beiden letzten Jahren ihres Lebens auf den Wegen des mir übertragenen Berufs, der mich allwöchentlich einmal in das Magdalenium führt, habe ich sie kennengelernt. An diesem Orte darf ich's aber sagen, ohne mißverstanden zu werden, wie wert ich sie seitdem immer gehalten und wie nahe sie mir insonderheit in der Zeit ihres Krankens und Sterbens geworden ist. Warum soll ich nicht bekennen, was ich doch nicht verbergen könnte, daß ich mit euch Leid um Magdalene trage und daß ich um sie weine und klage: Ach Edle, ach Schwester! Dennoch freue ich mich auch, daß ich an diesem Abend mit meinem Zeugnis die Dahingeschiedene ehren und einen Strauß des Andenkens, das in meiner Seele nicht welken soll, auf Schwester Magdalenes frisches Grab niederlegen darf.

Was soll ich zuerst an unsrer Schwester rühmen? Ich will die wunderbare Sanftmut und die große natürliche Herzensgüte rühmen, die ich jederzeit an ihr gefunden habe. „Schwester Magdalene hat unter den Schwestern die Tugend der Sanftmut repräsentiert“, sagte dieser Tage jemand zu mir, und ich freute mich über den Widerhall meiner eigenen inwendigen Stimme, der mir da begegnete, um so mehr, als dies Urteil aus Frauenmunde kam. Ja, ich hab an ihr gefunden, was nach St. Petri Wort der Frauen schönste Fier ist: das unvergängliche Wesen eines sanften und stillen Geistes, das da köstlich ist vor Gott. Sie war eine sanfte Dienerin Jesu — wer, der ihr einmal begegnet, hätte den Eindruck nicht mit sich genommen? Vielleicht kaum einer besonders nahestehend ist sie mit immer gleicher Freundlichkeit und gütigem Angesicht allen entgegengekommen. Herzlichkeit und Güte blickten aus ihrem edlen, seelenvollen Auge sonder Falsch einen jeden an.

Mit ihrer Sanftmut verband sie aber auch einen hervortretenden Seelenadel. Schwester Magdalene war ein edles Gemüt und besaß auch im äußeren Auftreten edlen Anstand und viel weibliche Würde des Benehmens. Sie dachte und fühlte edel, deshalb vermied sie das Urteilen, schwang nicht die Geißel der Zunge — bescheiden, von wenig Worten als eine der Stillen im Lande ging sie ihre Straße. Sie zeigte in allen Stücken edle Weiblichkeit und ein gehaltenes Wesen und bei im ganzen vorherrschendem Ernst doch auch eine gewisse Heiterkeit, die sich selbst oft in den Stunden der Angst und Not verklärte über ihre Züge legte. Bei diesem sanften und edlen Wesen war es kein Wunder, daß sich Magdalene so schnell allenthalben die Herzen gewann. Die Einfache, Anspruchslose, die gar nichts besaß, womit sie hätte glänzen können, war doch geliebt bei hoch und niedrig. „Unser ganzes Haus, groß und klein, Herrschaft wie Dienerschaft weint um Magdalene“, schrieb eine edle Frau aus erlauchtem Hause, auf die Nachricht von Schwester Magdalens Tod. In der Tat, sie war eine Vielgeliebte unter den Schwestern, sie besaß, ihr selbst unbewußt, das Geheimnis einer besondern Liebenswürdigkeit. Man konnte sie bei dem Mangel an hervortretenden glänzenden Eigenschaften unbeachtet lassen und übersehen, aber wer ihr näher zu treten Ursach und Gelegenheit hatte, wird den Eindruck der Liebenswürdigkeit von ihr empfangen haben und von der gesamten Art ihres Wesens lieblich angetan gewesen sein.

Eine sanfte Jüngerin Jesu ist sie gewesen, schön durch den verborgenen Schmuck des inwendigen Menschen und das unvergängliche Wesen eines sanften und stillen Geistes, eine Vielgeliebte unter den Schwestern — und (füge ich hinzu) und das ist das Schönste, was ich zu ihren Ehren sagen kann, eine kluge Jungfrau, die zur rechten Stunde dem Bräutigam die Lampe schmückte. Nun wißt ihr, warum das Evangelium von den klugen Jungfrauen gelesen wurde. Ich gebe unsrer Schwester Magdalene das Lob der klugen Jungfrauen, denn sie hat ihre Lampe zur rechten Zeit angezündet, um sie voll und geschmückt dem ewigen Bräutigam zu übergeben.

Sie dachte sich des Bräutigams Ankunft nicht so nah. Vielleicht hätte sie sich ungewarnt einer gewissen Sorglosigkeit und Sicherheit überlassen. Die Krankheit, an der sie litt, täuscht den Menschen mit der trügerischen Hoffnung des Lebens. Auch Schwester Magdalene war auf einen so nahen Abschied vom Leben nicht gefaßt. Man mußte ihr die Klarheit über sich selbst geben. Noch erinnere ich mich lebendig jener Stunde, in der ich ihr die Augen über ihren Zustand öffnen mußte. Noch sehe ich das Zucken des Schmerzes um ihren Mund, das Beben ihrer Lippen. Doch wie froh war ich, als sie auf meine Frage: Schwester Magdalene, wie beurteilen Sie Ihre Krankheit? mir die Antwort gab: „Ach in Reichenhall war ich noch so verblendet, auf Genesung zu hoffen, jetzt nicht mehr. Es wird wohl ein langes Krankenlager geben.“ „Vielleicht nicht einmal das, lautete die Gegenrede, vielleicht sogar nur ein kurzes.“ Da sagte sie mit von Tränen halberstickter Stimme: „Ich hätte wohl gerne noch länger gearbeitet, aber wie er will.“ Von der Zeit an ging sie mit allem Ernst auf den Todesgedanken und die Todesbereitung ein, und der Herr gab ihr den großen Sieg über die Natur, den Triumph des Geistes über die psychische Einwirkung ihrer Krankheit, daß sie ihres Todes sogar sich freuen lernte und die Ewigkeit mit Kräften der Heimat sie anzog. Darum vergleiche ich sie mit einer der klugen Jungfrauen. Nicht bloß die törichten, auch die klugen hatten der Sicherheit und dem sorgenlosen Schlaf sich hingegeben, wähnend, des Bräutigams Ankunft sei nicht so nah. Aber wie die klugen Jungfrauen sich schnell ermunterten und zusammenrafften, als das Geschrei um Mitternacht erscholl: Siehe der Bräutigam kommt, geht aus, ihm entgegen — wie ihnen die nur einen Augenblick in Vergessenheit geratene Absicht ihres Gangs schnell wieder ins Gedächtnis kam und sie schnell die heruntergebrannten Lampen wieder in Stand setzten und schmückten, so bedurfte auch Magdalene nur eine leise weckende Annahnung des Seelforgers, um schnell sich aufzuraffen, von der Lebenshoffnung zum Todesgedanken einzuschwenken und die Lampe ihrer Seele für den Bräutigam zu schmücken. Brennend, voll und geschmückt hat sie sie dem Bräutigam entgegengetragen, und er hat ihr, wie sie mir so oft die Pforte des Magdaleniums öffnete, die Pforten des Hochzeitsaaes aufgetan und ihr Einlaß gegeben am Ort der Freuden. Dort ist sie nun und darf mit jener Maria Magdalena, von der sie den Namen geerbt, den Heiland grüßen und seine Knie umfassen. Mit ihr ist Fried und Freud, mit uns aber geht ihr Andenken und die freudreiche Hoffnung einer Wiedervereinigung mit ihr in dem ewigen Reiche ihres Herrn und unsers Herrn. Amen.

11.

Aetkolog

Die Schwestern von Dettelsau, sowie die Schülerinnen und Freunde der Diakonissenanstalt erinnern sich wohl auch manchmal des Ökonomiegebäudes und des schönen, schmucken Stalls, der Pferde und Kühe, die in der Tat reinlicher und sauberer als manches Bäuerlein in der Gegend residieren. Da werden sie sich denn auch an den treuen Kaspar erinnern und an seine fromme Freundin und Gehilfin, die Viehmagd Anna Sabina Köhler, die mit ihm den Stall und die Kühe bediente und dem Diakonissenviehstand zum großen Teil den guten Ruf erwarb, den er in der ganzen Gegend hat. Wer hat sich nicht über ihr sauberes Negligé unter der Woche, echt nach Weise der Einwohnerschaft an der Altmühl und auf dem Hahnenkamm, und über ihre saubere Sonntagstracht, wenn sie zur Kirche ging, gefreut? Die blanken, stattlichen Kühe, und unter ihnen die sorgsame Pflegerin Sabina, das paßte prächtig zusammen und erweckte bei jedermann Vertrauen. So wohl war's mir wenigstens bei Erinnerung an Sabine allezeit, daß mir oftmals die Frage auf den Lippen schwebte, warum nicht auch sie bei ihrem Beruf eine Schwester sein und die Diakonissenehre haben könnte. Und wenn auch die Ausführung solcher Gedanken natürliche Schwierigkeiten und Hindernisse fand, so ziemt ihr doch ganz gewiß im schönen Stalle eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Der treuen Viehmagd Sabina das dankbare Diakonissenhaus.“

Aber nicht bloß freut und rühmt sich immerdar die Diakonissenanstalt der treuen und geschickten Schwester Viehmagd, sondern wir freuen uns auch ihrer lebenslänglichen redlichen Frömmigkeit ohne Falsch und Heuchelei. Hier ist die Verbindung zwischen ihr und dem Hause so alt als das Haus selbst, und nichts anderes hat sie herüber von den Höhen des Hahnenkamms nach Dettelsau geführt als der gemeinsame Glaube an unsern hochgelobten Herrn und die sich immer stärkende Hoffnung auf seine göttliche Hilfe. Es liegt in der leiblichen und dadurch bedingten psychischen Eigentümlichkeit der Einwohnerinnen in der Altmühlgegend, daß sich da drüben so manche Angefochtene und Gemütsleidende findet; die Leiden haben ihren nächsten Ursprung wohl im Blute. Zu den vielen Altmühlerinnen, im weiteren Sinn zu reden, gehörte auch Sabina; sie kam wie andere ihresgleichen nach Dettelsau und suchte durch die im Gebet und Gottesdienst geschenkte Anregung ihres Gemütsleidens Herr zu werden und wurde auch je länger, je mehr darüber Herrin. Dadurch keimte und wuchs ihr Lust und Mut, sich dem Dettelsauer Werke enger anzuschließen; kamen dann auch zuweilen Regungen der alten Leiden, so halfen ihr auch immer wieder die altberühmten Mittel des Wortes, Gebetes und Sakramentes. Nichts war gewisser, als daß ihre magdeliche Treue den tiefsten Grund im Glauben und in der Anbetung Jesu fand. Sie fühlte und empfand die Hindernisse ihres Berufes und konnte recht herzlich über die Unvollkommenheit ihres Glückes klagen; aber es war ganz leicht, den Ton anzuschlagen, der sie immer wieder zu-

frieden und fröhlich machte; und gewiß, Sabina wurde je länger, je mehr eine getroste Kreuzträgerin wie eine. So bleibt ihr also ihre berufliche Tüchtigkeit und ihre glaubenstreue Redlichkeit zum beständigen Lobe.

Zu einem hohen Lebensalter hat sie es allerdings doch nicht gebracht. Sie hat nur 47 Jahre, 10 Monate und 17 Tage erreicht, und hat ihr letztes Jahr ganz im Frauenhospitale der Diakonissenanstalt zugebracht. Vielleicht hat sie lange Zeit gar nicht daran gedacht, daß ihre letzten Leiden tödlich sein würden. Es mag ihr zuweilen geträumt haben, nun bald wieder in ihren schönen Stall zu ihren lieben Kühen und dem gewohnten Berufe zurückzukehren; aber daraus wurde nichts mehr. Und als sie vom Diakonissenhause in das Hospital wanderte, da war nach Gottes Willen ein völliger Wechsel eingetreten, und des Herrn ernstster Wille war, daß sie in die Todesschule ginge und sterben lerne. Sie war ausgespannt, um nie wieder eingespannt zu werden. Zuweilen war es mit Augen zu schauen, wie gnädig ihr der Herr in ihrem Leidensberufe half. Manchmal aber wurde es ihr schwerer, und zu einer völligen Gleichheit und stillen Ruhe brachte sie es nicht. Nur eins stand fest: daß sie dem Herrn leben und sterben wollte. Zuweilen schien es, als kehrten ihre alten Leiden und Anfechtungen in verstärktem Maße wieder; besonders aber suchte der Feind ihrer Seligkeit noch einmal die treue Magd kurz vor ihrem Tode zu fällen. Schon am Weihnachtsabend 1867 wollte sie sterben und galt auch bereits für eine Sterbende. Als die Besucherinnen alle in den Anstalten des Diakonissenhauses vorüber waren, lag sie bereits im vollen Gefühle der Todesnähe. Ihr Weihnachtsbaum leuchtete schön und sie meinte und hoffte, ehe die Mitternacht mit ihrem Gloria erscheine, dahingenommen zu werden, sie genoß das heilige Sakrament und wartete sehnlich auf Gottes Heil. Aber noch hatte sie vierzehn Tage zu warten und über dem langen Warten besann man sich endlich, ob sich nicht doch ihr Lebenslicht noch einmal „fangen“ würde. Am Abend vor ihrem Tode aber begehrte sie noch einmal das heilige Sakrament. Schon in der Weihnachtsnacht fürchtete sie, die Elemente nicht mehr schlucken zu können, und man reichte ihr unter den nötigen Belehrungen die Elemente mit sparsamer Hand. Das letzte Mal aber, da man nicht daran dachte, dieselbe Sparsamkeit zu üben, klebte das heilige Element des Brotes ein wenig an ihrem Gaumen, und obwohl dennoch das äußerliche Geschäft am Ende glücklich vorüberging, so schloß sich doch gerade an den Genuß des heiligen Sakramentes eine schwere Stunde innerer Anfechtung an, wie man sie zuweilen in den Sterbensläufen schwergeprüfter Christen findet. Der glimmende Glaubensdocht wollte gar verlöschen, Miene und Gebärde und die schon längst kahlende Sprache offenbarten Verzweiflungskämpfe und sie glaubte nicht überwinden zu können. Ihr Lebensdocht, meinte sie, brenne noch, aber ihr Glaubenslicht verlösche und sie könne die Seligkeit nicht erreichen. Ihr Auge war grauvoll zu schauen und ihr innerer Zustand war unaussprechlich weh. Der Seelsorger wußte nichts anderes zu tun, als ihr mit ernstesten Worten die Gnadenbeweise vorzuhalten, die sie im reichsten Maße genossen hatte, und dazu die Schande, die sie ihrem Herrn zu machen im Begriff stand, an-

gesichts des Sakramentes, das sie empfangen, verzweifeln zu wollen, immer nur nach den Gebeten des Seelsorgers zu rufen, anstatt sich vom Lob und Dank der Postcommunio hinreißen und entzünden zu lassen. Es zeigte sich ganz deutlich, was der Satan vorhatte, und daß zuweilen mitten in der höchsten Not einer armen Seele eine kräftige Zurechtweisung (voudeteliv) Hilfe gewähren könne, so etwa wie zuweilen ein Ertrinkender an den Haaren gefaßt werden und mit starker Hand dem Tode entrückt werden muß. Sabina bestand damit ihren heftigsten Strauß und entschlief hernach sanft und still, und der Geist der Anfechtung hatte keine Macht mehr über sie.

Als sie im Leichenschmucke vor dem Altar des Leichenhauses lag, glich ihr treues Angesicht ganz einem Totenkopfe, und die Augen, die nicht geschlossen werden konnten, sprachen Todeschauer in die Augen der Lebendigen. Die außerordentliche Mühsal ihrer letzten Kämpfe war ihr anzusehen; aber sie hat überwunden und der Herr hat sicherlich seine Verheißungen an der treuen Magd erfüllt und nur uns Lebenden den Ernst des Todes vor die Augen gebracht, auf daß wir nicht durch viel sterben Sehen stumpf würden gegenüber dem gewaltigen Ernst des Sterbens. Von Gott gemahnt und doch fröhlich in ihm konnten wir gläubig vor dem Abgange zur Leiche Psalm 51, 10 beten: „Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast.“ Friede sei unserer lieben Sabina, das ewige Licht leuchte ihr und die Werke ihres Berufes mögen ihr folgen, schöner als unser Dufte von Totenrauchwerk und Rosmarin.

Sabina starb am 9. Jan. 1863, fünfzehn Minuten nach Mittag.

D.

Aus dem Kalender der Diakonissenanstalt

1.

Der Kalender der Diakonissenanstalt Neuendettelsau
auf das Jahr des Heils 1864

1864

Daß wir den Kalender der Diakonissenanstalt, welcher heuer zum zweiten Male erschienen ist, im Diakonissenblatte selbst anzeigen, geschieht nicht, um ihn den Diakonissen bekannt zu machen, da er ihnen allen zugesendet und in aller Hände ist. Die Bekanntmachung hat einen anderen Zweck. Neuendettelsau selbst und seine Wohltätigkeitsanstalten, von denen allen man sagen kann und muß, daß sie durch Gottes Barmherzigkeit in einer gewissen Blüte stehen, sind doch auswärts nur wenig bekannt, wo sie aber bekannt sind, stehen sie vielfach durch den Haß derjenigen, die an der geistlichen und kirchlichen Richtung Neuendettelsaus keine Freude haben, in schlechtem Licht. Es ist daher schon lange ein Bedürfnis, irgend etwas Schriftliches zu haben, geben und verbreiten zu können, aus dem man sichere

Nachricht entnehmen und sich orientieren könne. Ob wir nun gleich alle fühlen, daß unser eigenes Zeugnis bemistraut werden kann, so wissen wir doch auch wieder, daß das Zeugnis auch der wohlwollendsten Fremden, mag es auch vertrauenswürdiger erscheinen, kein wahreres ist. Es ist ja auch natürlich. Ein Fremder kommt und geht, sieht die Sache flüchtig und oberflächlich an und schreibt dann seine Eindrücke in seine Reisebeschreibung oder in irgendein Blatt. Es gibt heutzutage geistliche Touristen, die entweder in Basel anfangen und von Süden nach Norden in allen sogenannten Missionsgemeinden oder Anstalten Eindrücke sammeln, oder im Norden anfangen und nach Süden gehen. Da kommen sie denn auch über Dettelsau, bilden sich nach flüchtigen Eindrücken ein Urtheil, stellen Vergleichen an, wo oft gar nichts zu vergleichen ist, und hernach erfahren oder lesen wir zu Dettelsau von Dettelsau Dinge, über die wir selbst erstaunen müssen und von denen vielleicht nicht ein Wörtchen wahr ist. Hat doch einer geschrieben, das Pfarrhaus in Dettelsau sei blau und rot angestrichen, und gar nicht bemerkt, daß er das Nachbarhaus für das Pfarrhaus genommen hat. Solchen blauen Wundern zu widersprechen, haben wir deshalb in unserm Kalender schon im vorigen Jahre, besonders aber in diesem einige Nachricht von Dettelsau und seinen Wohlthätigkeitsanstalten gegeben, die wir für richtig erkennen. Unsere Absicht und unser Wunsch dabei ist kein anderer, als richtige Ansichten und Nachrichten zu verbreiten, und wir halten dafür, daß unsere Diakonissen den Vertrieb des Kalenders zur Erreichung dieser Absicht sich angelegen sein lassen sollten. Sie auf diese Pflicht aufmerksam zu machen, geht diese Annonce ins Blatt. Wir halten dafür, daß eine jede Diakonissin verpflichtet sei, ihr Mutterhaus in dem ihr zugewiesenen Wirkungskreise zu vertreten und in dessen Interesse das mögliche zu tun. Eine jede von ihnen sollte daher nicht bloß selbst die Publikationen des Mutterhauses lesen und haben, sondern auch verbreiten, keine sollte diese Zumutung als untunlich aufnehmen, sondern vielmehr auf die Art und Weise sinnen, wie sie in ihren Verhältnissen am besten sie ins Werk setzen könnte. So wie es für Söhne und Töchter kein Tadel ist, mit ihrer Liebe zu der Heimat und den Eltern offenbar zu werden, so ist es auch für die Diakonissen nicht Tadel, sondern Ehre, in jeder guten und schönen Weise für ihr Mutterhaus zu eifern. Es geht das nicht bloß auf den Kalender, sondern auch auf die Jahresberichte, das Diakonissenblatt und jede andere Publikation des Mutterhauses. Mögen sich die theuern Schwestern rücksichtlich dieser ihrer Pflicht zurechtfinden und fortan mit allem Eifer tun, was ihnen ganz wohl ziemt.

Auch die ehemaligen Schülerinnen der Diakonissenanstalt, alle Freunde und Freundinnen, insonderheit Helfer und Helferinnen möchten wir bitten, möglichst in gleichem oder ähnlichem Sinn zu handeln.

Die Kaufpreise unserer Publikationen können kein Hindernis der Verbreitung sein, wie denn z. B. der heurige schön gedruckte und ausgestattete Kalender für 19 kr. inkl. Porto, ein Jahrgang des Diakonissenblattes aber inkl. Porto zu 54 kr. verschickt wird. Sollten sich irgendwo treumeinende Freunde finden, bei denen wir ein Depot aller unserer Publikationen auf

Rechnung errichten könnten, und die WB. neben dem guten Willen auch Zeit und Gelegenheit hätten, so würden wir eine solche Gelegenheit mit großem Dank ergreifen und bäten geziemendst um einige Nachricht.

Anmerkung: Bei dieser Gelegenheit können wir aufmerksam machen, daß der Armenverein von Neuenbittelsau Gedenkblätter für Reisende und Arme à 2 Pfennig, auf starkem Papier à 1 fr., sowie zu gleichem Zweck auch die Gebete des geistlichen Tageslaufs aus den Samenkörnern, geb. à 6 fr., mit Goldschnitt à 9 fr. schön und lieblich hat drucken lassen. Beide Kleinigkeiten sind gesucht, könnten aber auch in weiteren Kreisen denjenigen dienen, die Armen und Wanderern neben der leiblichen Gabe auch eine wohlfeile geistliche übergeben möchten.

2.

Dettelsauer Leben

1863

1) Bist du einmal im Diakonissenhause zu Dettelsau gewesen? Ja, sagst du, ich war ein Jahr lang im Institut. In was für einem Institut warst du denn? „Nun, es ist doch ein Mädcheninstitut mit dem Diakonissenhause verbunden.“ — Dergleichen Reden führen die Schülerinnen des Diakonissenhauses, dem Hause zum Vorwurf und Arger. Wir haben nie ein Institut haben wollen; aber wir hätten gern Mädchen wie Diakonissen gelehrt und erzogen. Eine Vorschule für Diakonissen hätten wir gerne gehabt. Die Schülerinnen sollten entweder zu Diakonissen von Stand und Beruf reifen, — oder sie sollten ohne Stand und Beruf der Diakonissin Sinn und Werke frommer Diakonissen in ihrem Stand und Berufe führen und üben. — Freilich aber, wir ließen uns durch die „Gemeinnützigkeit“, die lockende und verfügende, hie und da verführen, vom „Institut“ etwas anzunehmen. Daher kommt nun das Gerede der Schülerinnen, und wir müssen es haben. — Doch das ist vorbei und wir sind nun genesen.

2) Was gefällt dir nicht an der gewöhnlichen Mädchenbildung? So fragst du mich. Weißt du das nicht selbst? Sie werden lauter Damen, — vornehm, und dabei gemein. Außerlich fein, innerlich gemein. Bekanntschaften für eine Stunde, — dann grüßt man sie zum Abschied auf „Nichtwiedersehen“. Sowie sie den Mund aufstun und zum Urteil kommen, lauter's, wie wenn die Welt der Resonanzboden wäre. Nicht halbe Welt und halbes Christentum! Schlecht und recht, das behüte mich! Ganz weiblich, ganz christlich, ganz kirchlich! Zeiter bei vollem Ernst, nur Christo und seiner Kirche leben! Von innen nach außen — herzlich fromm. Weißt du nicht das Lieblingsgebet der seligen Emma Merz?*) Such's in den Samenkörnern: „Mache mich fromm von innen nach außen“ — ist der Sinn. Was will man mit dem Pomp der Bildung des Tages? Er taugt nicht, und am Ende hat man auch ihm schon in der Abrenunziation entsagt.

3) Du hast nun Dettelsau verlassen, was fängst du denn nun an? Kannst du's wieder so machen wie vorher, ehe du Besseres kennenlerntest?

*) Samenkörner Nr. 200: „Um Reinigung der Seele“.

Nächst du nun alles wieder mit wie früher? Gehst du wieder hinein in das widerlich gemischte Leben, wo nicht Kirche, nicht Welt und drum desto sicherer je länger je mehr die Welt regiert? — „Aber was soll ich machen? So ist's eben in meiner Heimat. So sind sie alle, auch die Besten. Sie nennen es Pharisäismus, wenn man nicht mittut. Was soll ich machen?“ — Antwort: Lerne lateinisch, nämlich das lateinische Sprichwort: „Sapere aude“, deutsch: „Wage es, weise zu sein und zu leben“, — und laß sie reden. Bist du was Rechtes und gehst den schmalen Weg in Liebe und Frieden, so folgt dir die eine und die andere, der Vorwurf verstummt, du hast Ruhe, und am Ende ist's den Weltchristen, unter denen du leben mußt, gut, einen lebendigen Widerspruch zu haben, nicht gar ohne allen Widerspruch die gewöhnliche Straße zu gehen.

4) „Aber wenn ich's so mache, bleib ich allein, und langweilig ist's dann auch nicht wenig.“ So sagst du. Ich aber nicht. Allein und langweilig sein ist zweierlei. Man kann allein sein, ohne Langeweile zu haben und selbst langweilig zu werden. Man darf es nur danach anfangen. Du kennst ja das Haus Stephana, daß sie sind die Erstlinge in Achaia und haben sich selbst verordnet zum Dienst den Heiligen“. 1. Kor. 16, 15. Wer in dem Diakonissenhaus zu Dettelsau gewesen ist, soll ins Haus Stephana gehen, wenn er keine Gesellschaft findet, ein Erstling werden, dem andere nachfolgen und sich zum Dienste der Heiligen selbst verordnen. Von allen andern Berufen heißt es: „Niemand nimmt sich selbst die Ehre“; aber zum Dienst der Liebe und Barmherzigkeit darf man sich selbst verordnen, ohne Tadel. Apostel predigen, daß man solchen und „allen, die mitwirken“, untertänig sein soll. 1. Kor. 16, 16. Da heißt es dann: „Wer dir dient, der regiert.“ Wenn man bei uns Orden hätte, würde ich einen Orden vom Hause Stephana stiften und alle Schülerinnen des Diakonissenhauses, die keine Diakonissen geworden sind, dahinein sammeln. In einem solchen Orden hätten Jungfrauen, Ehefrauen und Witwen Platz, wenn es ihnen nur ernst wäre. — Tritt zum Orden vom Hause Stephana, dann gehen dir die Augen auf, du wirst allenthalben Elend sehen, allenthalben zu Liebe und Erbarmen aufgefordert werden, allenthalben Arbeit finden, nirgends und niemals Langeweile haben. In einem solchen Orden hätte man auch Gemeinschaft und Gemeinschaftsgefühl genug.

5) Ich bin weder ein Maler noch ein Sänger; wenn ich's aber wäre, so malte ich die Diakonissin, wie sie sein soll, in ihren verschiedenen Lebenslagen und Arbeiten. Es gäbe eine ganze Reihe von Bildern und ebensoviele Lieder. Malen würde ich die Jungfrau im Stall — und am Altare, in der Wäscherei — und wie sie die Nackenden in reines Linnen der Barmherzigkeit kleidet, — in der Küche — und in dem Krankensaale, auf dem Felde — und beim Dreimalheilig im Chor und wenn sie ganz allein den Kommunikanten Nunc dimittis singt, — ich würde alle möglichen Diakonissenberufe malen: in allen aber eine Jungfrau, nicht immer im Schleier, aber immer eine Person. „Und warum denn? 's ist doch ganz poetisch, ohne daß du

zu den Bildern die Lieder singst.“ Warum? Weil eine Diakonissin das Geringste und das Größte können und tun, sich des Geringsten nicht schämen, das höchste Frauenwerk nicht verderben soll. Die Füße im Kot und Staub niedriger Arbeit — die Hände an der Harfe — das Haupt im Sonnenlichte der Andacht und Erkenntnis Jesu, — so würde ich sie aufs Titeltupfer der ganzen Bildersammlung malen. Drunter würde ich schreiben: „Alles vermag sie — arbeiten — spielen — lobsingend.“ — Damit hätte ich den Diakonissen gegeben und ihnen umgehängt mehr als sie haben (fast hätte ich boshaft geschrieben „verdienen“); aber es müßten dann die vom Orden des Hauses Stephana sehen, welche Jungfrauen ihren Chor führen sollen und worin man ihnen ähnlich werden sollte, nämlich in allerlei, in dem Geringen und Kleinen, dem Schönen und Großen und Heiligen. — Das Geringste und Größte vereinigen, Martha und Maria sein in einer Person! —

6) Es ist ein klein Dinglein von Buch und Kalender, worin die fünf Paragraphen vom Dettelsauer Leben stehen. Ich wollte 21 schreiben, aber es ist schon genug, das Papier langt nicht. Ich habe auch lauter bekannte Dinge angeklungen: Hast du nicht dergleichen mehr und genug gehört, als du in Dettelsau warst? Fällt dir nicht mehr ein? — Wart, ich will dir in diesem Einen sechsten Paragraphen ganz kürzlich allerlei aus der Tiefe und dem Grabe deines Gedächtnisses auferwecken und vor Augen stellen, was du einst wußtest und lebenslang dir vornahmest auszuüben:

m. a. Mit den Morgensprüchen stehe ich auf, mit den Abendsprüchen lege ich mich nieder.

Alter. Auswendiglernen will ich Heiliges und Gutes von der Jugend bis ins Alter.

Mode. Kleiden will ich mich nach der Apostel Weisung.

Stille. Nach der stillen halben Stunde will ich geizen.

Bibel. Meine Tageslektion versäume ich nicht, — ihren Hauptsinn lasse ich mir von niemand entwenden.

Symbolum. „Bet und arbeit“, ist meine Lösung — am Werkeltag wie am Sonntag. Am Sonntag ist meine Arbeit nur Liebesarbeit und Notdurft.

Leben. Leben ohne Luxus, ohne Weichlichkeit. Freiheit von unnötigen Bedürfnissen. Armut, Keuschheit und Gehorsam aus freier Liebe.

Freude. Freude am Kleinen; meine Freuden kosten wenig. Freude am Guten — am Schönen — am Heiligen — an der Andacht, — an dem, was ich habe. Freude in Zufriedenheit und Genügsamkeit.

Weibliche Arbeit. Notdurft dieses Leibes und Lebens — für mich und andere. Schluß des Heiligtums, der Kirche und der Zelle, in welcher ich bete. Dies Ziel der weiblichen Arbeit!

Einschlafen. Kein Abend ohne Selbstprüfung, — keiner ohne Fürbitte für alle, auch für meine Dettelsauer Schwestern.

Beichte. Kein Feuer im Kleid, — keine Sünde im Busen tragen will ich, gerne beichten will ich.

Sakrament. Mein Leben sei nur ein Wechsel zwischen Genuß des Sakraments und Vorbereitung zu dem Sakrament.

Du hast genug Erinnerung an Dettelsau? Wohlan! So erinnere ich nur noch an Eins, nämlich: daß du am 2. Juli 1861 eine Lösung der Gemeinschaft empfangen hast. Erinnerst du dich nicht? Warst du nicht bei der Versammlung? Die Lösung hieß:

Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten. Jakob. 1, 27.

Und nun leb wohl! Ein glückseliges, friedens- und freudenreiches neues Jahr! Amen.

3.

Neuendettelsau

1864

Was ist Neuendettelsau! Ein unbedeutendes Dorf, von dem noch vor kurzer Zeit in der ganzen Welt niemand geredet hat als die wenigen Menschen, die ein persönliches Interesse daran hatten. Ich bin 1½ Stunden von Neuendettelsau im Jahre 1856 Pfarrverweser worden, ohne zu wissen, daß es einen Ort dieses Namens gibt, und als ich zum erstenmal hieber kam, um dem Herrn Pfarrer, der Kapittelseniör war, die Aufwartung zu machen, war mein Ausspruch: „Nicht tot möchte ich in dem Neste sein.“ Und doch habe ich nun bereits über ein Vierteljahrhundert hier gelebt und habe das arme Dorf so hoch schätzenlernen, daß ich einen Aufsatz über Neuendettelsau in diesen Kalender liefere. Wird man darüber lächeln? wird man's verzeihen? Ich denke, man wird es begreiflich finden, daß in einem Neuendettelsauer Kalender (denn einen solchen hat man ja eben in der Hand) von Neuendettelsau die Rede ist. Es ist neulich eine Missionsweltkarte erschienen (Grundemanns Missionsweltkarte von 1862), die empfohlen werden kann und auf der sich in der Mitte von Europa Neuendettelsau verzeichnet findet. Es ist mir schier ein Spaß und Spott, aber wohlan, es ist so, und der Grund, warum es so ist, sind die Anstalten, die auf der Glucksmarkung von Dettelsau ihre Herberge gefunden haben. Gleichviel wie dieselben bei den übrigen Einwohnern von Dettelsau angesehen und geachtet sind, sind sie nun einmal da, und das Dorf Dettelsau ist durch sie bekannt worden, so still sie im Grunde von Anfang an gewesen sind. Meine Leserin kann denken: Das ist wahr, sie sind da, und um ihretwillen redet man hie und da von Dettelsau; aber gehören denn diese Anstalten nach Dettelsau, hat man's nicht gerade zu bereuen, daß sie da sind? Würden sie nicht weit besser an einem anderen Orte stehen? Geradeso habe ich auch

manchmal gedacht; zuweilen regt sich's in mir wie böses Gewissen und Reue, daß die Anstalten in Dettelsau sind. Namentlich wenn wieder eine neue Anstalt zu den alten kam, regte sich in mir der Gedanke: wenn doch das alles wo anders wäre. Allein im Fortschritt der Zeit fiel es mir doch ein, daß der Herr es wohl hätte hindern können, daß alle die Sachen gerade hier entstehen sollten, daß er es aber nicht gehindert, daß seine Vorsehung über dem allen gewaltet und daß unter seinem Regimente dieser Fleck Erde, bisher so nichts geachtet, nun doch einen Namen bekommen hat. Am Ende wagte ich's gar, zu sagen: Es ist vom Herrn geschehen; er hat seinem Namen zu Dettelsau ein Gedächtnis gestiftet. Ich will damit gar nichts übertreiben; es soll von uns wie von andern mit Maßen gemessen werden, wenn man von Dettelsau spricht. Wir wollen bei der Wahrheit bleiben und nicht große Dinge zusammenlügen, um auf Grund ihrer einen Ruhm des Herrn zu erhöhen. Aber die Leserin gestatte mir doch, in Wahrheit von Dettelsau zu reden.

Dettelsau — wunderlicher Name! Einige unter uns haben sich den Kopf zerbrochen, was der Name sagen soll. Dettel, was ist Dettel? Es gibt größere Orte, deren Name mit Dettel zusammengesetzt ist, z. B. Dettelbach; vielleicht wissen die Leute dort ebensowenig, als man's in Dettelsau weiß, was Dettel ist. Ich weiß so viel, daß man ehemals den Ort nicht mit weichem D schrieb. Im Jahre 1141 schrieb man *Tettelsauwe*, und ich denke, der gelehrte Mann hat recht, der uns aufmerksam machte, daß es uralte Namen Tetilo und Tetila gegeben hat und daß am Ende das Dorf von der Aue den Namen hat, auf der es gebaut ist, und daß ihm das Andenken eines Tetilo oder einer Tetila beigegeben werden sollte. Den Tetilo oder die Tetila kennen wir freilich nicht mehr. Ein obskurer Name für einen bis daher obskuren Ort. — Von Ansbach her schlängelt sich von West nach Ost durch ein liebliches Thal die Rezat; zu beiden Seiten nach Nord und Süd hebt sich das Land, wie denn die Täler in Franken so oft Einschnitte in flaches oder wellenförmiges Land sind: „Du lässest Brunnenquellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hindurchfließen.“ Ps. 114. Das hohe Rezatland ist hie und da wieder durch kleine Täler zerschnitten, aus denen sich Bäche in die Rezat schleichen. Ist man nun von Ansbach her etwa drei und eine halbe Stunde bis Schlauersbach gekommen, so geht man hinauf auf die nördliche Hebung des Landes und kommt auf eine stille Aue, und das ist die Dettelsau. Ueberaus still ist's da oben; doch wehen die Winde, im heißesten Sommer ist Leben und Hauch in der Luft, die über der Dettelsau ruht. — Fährt man von Nürnberg nach Dettelsau, so geht's je nachdem deine Pferde fahren, drei bis vier Stunden bis Kloster Heilsbrunn; es ist eine ziemlich langweilige Straße. Von Heilsbrunn aber biegt der Weg von der Ansbacher Landstraße ab nach Süden hin; er wird lieblicher, spricht in seiner Abwechslung freundlich die Seele an, namentlich bei sommerlicher Zeit; die Auerach, in der Nähe, hinter dem Dorfe Petersaurach entsprungen, nach Osten hin in einem stillen Tälchen fließend, wird passiert, das Land hebt sich mehr, die

Liebllichkeit verliert sich, es wird stiller und stiller, und man kommt endlich über die letzte Zebung des Bodens durch ein wenig Gebüsch auf die Dettelsau und in kurzer Frist ins Dorf Neuendettelsau selbst. Auch wenn man von der Richtung herkommt, begegnet man einem frischen Hauch; der erste Eindruck der Dettelsau ist auch hier ein unbedeutender: man ist auf einer stillen Hochebene angekommen. Das Dorf, keineswegs übel angelegt, hat wenig Gebäude, die sich empfehlen; man sieht es ihm an, daß in vorigen Zeiten keine sehr günstigen Verhältnisse über demselben gewaltet haben mögen. Es ist nichts mit dem Dorf; um der Au willen, geschweige um des Dorfes willen, setzt kein Mensch einen Fuß vor das Haus, wenn er nicht besondere Ursache hat.

Ist das nicht ein armes Dettelsau? Ist's nicht schade, daß alle die Anstalten hier stehen und nun stehenbleiben müssen, wo sie sind? — Ich armer Mann, von Natur ungeeignet zum Reisen, bin doch notgedrungen hie und da gewesen. Ich bin einmal auf den Inseln der Heiligen, St. Marguerit und St. Honorat, den sogenannten Lerinischen Inseln, gewesen und habe von den marmornen Ruinen über den Golf Juan hinüber auf die wunderbaren Höhen des Esterellgebirges und die hinter ihnen sich erhebenden Seealpen gesehen, beim strahlenden Sonnenschein, unter dem Farbenspiel des schönen Meeres und hernach der Abendsonne. So was habe ich nie wieder gesehen; ich theile das Entzücken eines französischen Schriftstellers über die herrliche Aus- und Ansicht und möchte die Gutschmecker aller Länder fragen, was sie viel Schöneres gesehen haben. Ich habe vom Col di Tenda hinabgesehen in das schöne, grüne, von schneigen, strahlenden Bergen begrenzte Land Piemont. Ich habe mich mehr als einmal wieder nach dem Lugano-See gesehnt, in dessen milden Lüften die hohen Berge ihre Leiber, ihren Fuß aber in seinen Wassern baden. Ich habe mehrere Male die schöne Schweiz durchzogen und kurzum allerlei gesehen, so daß ich schier sagen möchte, ich bin mehr als einmal Sehens und Schauens satt geworden. Und nun denk ich, ich kann's dennoch auf der armen Dettelsau nicht bloß aushalten, sondern mir gefällt's ganz gut. Ich habe viele die stille Au verachten hören und ihnen ohne Störung meiner Freude an der Gegend für ihren Standpunkt recht gegeben; es sind aber auch öfters recht weit gereiste und weltkundige Menschen hieber gekommen, gegen die ich nur ein unkundiger Stubensitzer oder Einsiedler bin, die aber dennoch ohn alles mein Begehren mit der Dettelsau zufrieden waren wie ich. Ich dachte in meinem Herzen, daß die Halbwisser immer kritischer sind als die, welche vieles und das viele recht wissen. Bei trübem Wetter ist keine Gegend schön, am wenigsten die Heimat der hohen Berge; aber laß mir einmal an einem hellen, sonnigen Tage jemand nach Dettelsau kommen, meinerwegen im schneigen Winter, wenn auch lieber bei guter Jahreszeit; ich will ihn dann an die Fenster des Diakonissenhauses führen, welches die höchste Stelle der Gegend einnimmt, und was gilt's, er wird auch die stille Dettelsau schön finden. Wenn man da in den oberen Zimmern steht und nach Süden schaut, so bemerkt allerdings das Auge weder vom Rezattale noch von den

andern Tälern und Tälchen etwas, sondern der Blick läuft scheinbar über ein ebenes Gelände weg, bis er im Südwest am Hesselberge und am Hahnenkamm, im Süden aber an den Höhenzügen hängenbleibt, welche die Straße von Tübingen nach Gunzenhausen begrenzen. Ein weiterer Blick, ein großer Horizont, ein strahlender Himmel, eine Flur voll feierlicher Stille, wie wenn sich da ein immerwährender Sabbat des Herrn gelagert hätte. Zum Diakonissenhause heimkehrend findet das Auge, daß sich rechts, nach Westen hin, der stille Wald, links, nach Osten hin, das stille Dorf langhin im Grün der Gärten zieht und die weite Aussicht wie in die Grenzen eines lieblichen Rahmens einführt. Es ist etwas ganz Eigenes und Schönes, unter einem großen Horizont ein stilles Gelände im hellen Tagesstrahl sich dehnen zu sehen. Eine solche Gegend hat, möchte man sagen, nichts Weltliches, sie tut dem geistlichen Auge wohler als nahe Berge im engen Tale. Ruht dann das Auge über der feierlich strahlenden Dettelsau und es tönt etwa vom Kirchturm die Betglocke in die tiefe Stille, so kann es völlig Sabbat und das Herz zum Frieden und zur Freude gestimmt werden. — Tritt man an die Fenster der nach Osten liegenden Zimmer, so wandert der Blick über den lieblichen Garten der Diakonissen hin zum Siliäle Reuth heimatlichen Aussehens und immer weiter, bis er eine Grenze in den Höhen findet, die sich zum Nordgau hinziehen, nach Weizenburg, zur Wülzburg. Ein weniger ernster, aber desto anmutigerer und fröhlicherer Blick; eine vergnügte Ruhe liegt auf dem ganzen Bilde. So gibt es endlich für ein empfängliches Herz eine eigentümlich schöne Dettelsau.

Dazu schläft in dieser Stille ringsumher eine edle Vergangenheit. Siehst du beim Blick nach Süden den spitzigen Kirchturm? Dort ist die Stadt Eschenbach, von welcher Wolfram von Eschenbach, der Dichter des Parzival, seinen Namen hat.

Begraben und besarkt
Ist sein Gebein, das edel,
In Eschenbach, dem Markt;*
In unsrer Frauen Münster hat er Sedel.

So dichtete im 15. Jahrhundert, 200 Jahre nach Wolfram, der bayrische Ritter Püttrich von Reichertshausen, der 20 Meilen ritt, um Wolframs Grab zu suchen und es endlich in Eschenbach fand, ohne daß jedoch auf dem Grabstein das Todesjahr mehr deutlich zu lesen war. Heutzutage ist auch kein Stein mehr zu finden; wohl aber hat König Max dem hochberühmten deutschen Sänger zu Eschenbach ein Denkmal gesetzt. Ringsumher bezeugen die von Wolfram erwähnten Orte, der Anger zu Abenberg, Pleinfeld (Pleinfeld), Truhendingen, Tördlingen usw., daß kein anderes Eschenbach Wolframs Heimat ist. Wer des gedenkt, dessen Seele könnte sich bei dem feierlich stillen Blick nach Eschenbach hin in die Sage vom heiligen Gral hineinträumen und damit die Dichterheimat feiern. Ist's also nicht schön, daß sich die stille Dettelsau nicht ferne von dieser Dichterheimat gelagert hat? Die an sich in ihrer Weise schöne Gegend wird leben:

*) Mit dem Stadtrecht ging es in Eschenbach langsam her.

dig durch das Gedächtnis vergangener Zeiten. — Südöstlich von Dettelsau findest du, etwa noch einmal so weit als Eschenbach, A**benberg**. Dort ragt auf hohem Fels noch jetzt eine große mächtige Burgruine, eine Stammburg der königlichen Hohenzollern, eine Häufung der großen mächtigen berühmten Grafen von A**benberg**, vergessen und vernachlässigt, immer mehr in Trümmer gehend. Nahe der hochgelegenen Burg, auf einem Hügel im Tal steht ein Kirchlein und in demselbigen unverfehrt das Grab einer gräßlichen Tochter von A**benberg**, der von Päpsten seliggesprochenen Stilla. Auf dem Grabe, an Wand und Altar finden sich Bilder der seligen Stilla, deren Zügen man es ansieht, daß sie von Malern und Bildhauern nicht erfunden, sondern porträtähnlich wiedergegeben sind, wie sie die treue Tradition überlieferte. Stilla lebt unter dem Volk noch mehr als Wolfram und die Grafen von A**benberg**. Der Eindruck ihrer einfachen Frömmigkeit und ihrer Grabessehnsucht überdauert den Eindruck weltlicher Macht und geistlich weltlicher Dichtkunst. Unweit des Grabes der seligen Stilla (etwa 3 Stunden entfernt) findest du die Diakonissenheimat zu Dettelsau, durch Stilla zur geistlichen Stille und innigem Glaubens- und Liebesleben gemahnt. — Ich könnte noch weiter versuchen, die stille Gegend durch Verweisung auf die Nähe hochberühmter Gräber zu verherrlichen. Das ehemalige Zisterzienserkloster Heilsbrunn, triefend vom Andenken des großen Bischofs Otto von Bamberg, die Grabstätte der Hohenzollern und der Markgrafen von Ansbach, durch den Abt Schopper der Ausgangspunkt der mittelfränkischen Reformation, könnte meinem Zwecke dienen. Mein ferner schweifender Blick fände die Gegend von Heidenheim und das Andenken Wunibalds und seiner Schwester, der großen Diakonissin Walburgis, — die Gegend von Herrieden und das Gedächtnis St. Deokars. Ja ich könnte, obwohl mein Blick nach Westen hin durch den Wald beschränkt ist, dennoch mit meinem Geiste zum Stifte des heil. Gumbert in Ansbach wandern und von der Wirksamkeit seiner Person und Stiftung bis herab nach Dettelsau reden, da auch die hiesige Nikolaikirche im Bereich seiner Stiftungen liegt. Doch will ich nicht, damit ich nicht von der Vergangenheit zu viele Strahlen für Dettelsau borge und einen winzigen Mittelpunkt eines großen historischen Horizonts nicht so darstelle, als wäre er ein Quellsprung aller der vergangenen Größe, da er doch nichts ist als ein Standpunkt für die Betrachtung derselbigen und — wenn nicht auch das unmäßig geredet ist, ein moderner Erbe des Sinnes, der ringsumher in Gräbern schlummert.

Es ist ein wenig gefährlich, die Gegend von Dettelsau zu rühmen, wie ich getan habe. Fast muß ich für meine Ansicht derselben um Entschuldigung bitten. Ich täte vielleicht recht, lieber meinen alten Scherz gegenüber den Verächtern von Dettelsau auch hier zu brauchen und resignierend zu sagen, was ich oftmals sagte: „Eins bleibt gewiß, Dettelsau hat bei seiner stillen Lage auf der hohen Aue von allen Seiten her den Himmel zum Hintergrund und damit den besten.“ Ich täte vielleicht auch besser, Dettelsau nicht in Verbindung mit den berühmten Gräbern bringen zu wollen: was hat

doch Dettelsau mit diesen Gräbern zu schaffen gehabt? Am Ende brauche ich aber auch alles miteinander nicht, und die bare Wirklichkeit leistet mir alles, was ich bedarf. Dettelsaus Herrlichkeit liegt in der Gegenwart, in den Schülern und Schülerinnen, die seit etwa 23 Jahren von diesem Orte ausgegangen sind. Die Synoden Missouri und Iowa in Amerika sind hauptsächlich aus Dettelsau reich geworden: von hier aus sind die Friedensboten gegangen, die jenseits des Meeres so viele Gemeinden gegründet und bisher geweiht haben. Und ihr, Leserinnen, die ich meine, gewesene Schülerinnen und Kranke von Dettelsau, ihr seid Dettelsaus Ruhm; schaffet, daß uns niemand mit Wahrheit zurufen könne: „Euer Ruhm ist nicht fein.“ Ihr seid alle einstmals an den Fenstern von Dettelsau gestanden, ihr kennt die feierlich stille Schönheit Dettelsauer Morgen und Abende. Die stillende, beruhigende Kraft der Aussicht, die lebendige Frische unserer Lüfte, welche so viele kranke Nerven stärkt, unsere Einsamkeit und süße Abgeschiedenheit, sowie die uns gegönnten Kräfte der zukünftigen Welt und des gütigen Wortes Gottes habt ihr erfahren und dadurch Augen gewonnen für die anderen Menschen verborgene liebliche Schönheit unserer Gegend. Und ob wir auch allen Ruhm der Dettelsau fallen lassen müßten und zugestehen, daß wir wie in einer Wüste wohnen, so wird doch auch die Wüste schön und lieblich denen, welche in ihr Licht, Heil und Hilfe für Leib und Seele gewonnen haben. Für Zwecke, wie man sie in Dettelsau fördert, paßt keine Lage und keine Gegend besser als eine solche, wie man sie zu Dettelsau hat, wo die Welt ringsumher nichts Aufregendes, sondern lauter Aufforderung und Einladung zur Sammlung, zur inneren Stille und Beruhigung, zum Lernen und Aufmerken, zum Empfang unsichtbarer Güter bietet. Eine Lage und Gegend wie die unsrige, heimgesucht von Gnaden, ist weit lieblicher und schöner als eine ganze Schweiz ohne lauterer Wort und Gottes Sakrament, als ein ganz Italien voll Greuel italienischer Sünden und eines Gottesdienstes, der nicht nach Gottes Sinn ist. Darum sei Dettelsau gesegnet, als lieblich und schön gepriesen, solange der Herr mit seinen Kräften daselbst einkehrt. Wer kennt dies Dettelsau ohne die ihm verliehenen Gnadenschätze? — Wüste und leer, o Herr, ist Himmel und Erde, die Du erschaffen hast, wenn nicht Dein Geist über dem Chaos die schaffenden und schmückenden Flügel ausbreitet. Aber wenn Dein Geist waltet, dann wird auch die Wüste und Leere zu Deinem Preis und zu unserem Segen verklärt.

4.

Die Wohltätigkeitsanstalten von Dettelsau

1864

Es ist eine Eigentümlichkeit der hiesigen Anstalten, daß sie ihren Anfang in dem hiesigen Gasthaus zur Sonne genommen haben. Zwar die Missionschule bestand gar manches Jahr ohne anstaltliche Zusammenfassung.

Die damals öfters sehr zahlreichen Schüler wohnten hin und her bei den Gemeindegliedern, und das Pfarrhaus war ihr Sammelpunkt und Schul-lokal. Als aber Herr Inspektor Bauer hieher zog, um die Leitung zu übernehmen, wurde das Gasthaus zur Sonne Anstaltsherberge. Ebenso ging es mit der Diakonissenanstalt und ihrem erstgeborenen Zweige, der Blöden-anstalt. Am 9. Mai 1854 wurden die beiden letzten Anstalten in der Kirche zu Dettelsau feierlich eröffnet, aber die Herberge hatten beide bereits im Gasthaus zur Sonne gefunden. Es wird nicht viele Gasthäuser in der Welt geben (vielleicht gar keines), die dem Herrn Jesus einen solchen Dienst geleistet hätten; der Ruhm wird wohl dem Gasthaus zur Sonne in Dettelsau und dem treuen Gastwirt Johann Michael Ottmann allein verbleiben. Aber freilich, ein Gasthaus kann nicht für immer dienen. Gäste bleiben nicht, sondern gehen zeitweilig ein und aus. Inspektor Bauer kaufte ein eigenes Anwesen, mit welchem, sonderbare Fügung! eine Schenke verbunden war, und nahm die Missionsanstalt in Miete. Die Missionsanstalt hatte ihre Herberge im Gasthaus, siedelte über ins Schenthaus, und der ehrwürdige Inspektor, ein ordinierter Geistlicher, designiert gewesener Pfarrer, war nun zugleich Gutsbesitzer („Gütler“) und Schenk-wirt („öberer Wirt“, wie die Bauern sagten) in Dettelsau. Das mag wohl auch ein Unikum sein. — Auch die Diakonissenanstalt mit ihrem Kleinen, der Blödenanstalt, verließ die Herberge und suchte eigenen Herd. Man bezog sich die Umgebung des Dorfes, ringsumher aber schien kein Platz für den Zweck sich besser zu eignen als der höchste Punkt der Gegend, auf dem die Anstalt nun auch steht. Auf der ganzen stillen Dettelsau war auch kein stillerer Punkt zu finden. Das Grundstück lag westlich vom obern Dorfe, zwischen dem Dorf und dem Dettelsauer Wald. In der Südseite desselben zog sich der stille Waldweg hin, nordwestlich ein gleichfalls wenig befahrener und betretener Weg, der nach Altendettelsau führt. Zwischen den beiden Wegen spitzte sich der erwählte Acker zu, welcher dem Schenk-wirt gehörte, dessen Gut Inspektor Bauer gleichzeitig kaufte, und damit die Diakonissenanstalt ihren Ursprung im Wirthshaus nicht vergäße, so mußte zur Zeit des Kaufes die Spitze ihres zukünftigen Aufenthalts einen Hopfengarten tragen. Oberhalb dieser Spitze wurde am 25. Mai 1854 der Grundstein zum Diakonissenmutterhaus gelegt und so rasch und eifrig zugebaut, daß das große Haus mit einem nach Westen sich lehrenden Flügel bereits am 12. Oktober 1854 bezogen und eingeweiht werden konnte. Schon damals zeigte sich der Fehler des Gebäudes: es war, obgleich an der Fronte, den Flügel nicht gerechnet, 100 Fuß lang, zu klein; man mußte das Jahr darauf eilen, den östlichen Flügel in Angriff zu nehmen und in der Nähe des westlichen ein eigenes Gebäude für Wäscherei und Küche aufzuführen.

Am Einweihungstage hatte der Pfarrer von Dettelsau in einer Ansprache an die Versammlung gesagt: „Wenn das Haus im Segen des Herrn auch nur 10 Jahre seinem Zwecke dient, so ist es der Mühe wert gewesen, es zu bauen, und es hat seine Bausumme verdient.“ Neun Jahre

hat es bereits seinem Zwecke gedient und hat dabei zugenommen und sich ausgedehnt, so daß der ehemals stillste Platz von Dettelsau der bewohnteste und belebteste geworden ist.

Von Anfang her bis auf den heutigen Tag, bei immer fortlaufendem Schaffen und Bauen hatte die Anstalt, wie bereits angedeutet, mit Platznot zu kämpfen. Das mußte zumeist die Anstalt für Blöde und Schwachsinnige erfahren. Ein blöder Knabe war von der Herberge zur Sonne mit ins Diakonissenhaus übergesiedelt. Bald fanden sich der blöden Kinder mehr. Da gab's nun keinen Platz mehr im Diakonissenhause, und die Blöden mußten ausziehen, um sich eine eigene Heimat zu suchen. Man hätte freilich die ganze Blödenarbeit fallen lassen können. „Warum sollte denn gerade eine Blödenanstalt mit dem Diakonissenhause verbunden sein?“ Allein die Errichtung einer Blödenanstalt war nicht bloß ein singulärer Zufall gewesen, den man nun schnell wieder hätte ausfallen lassen können. Dettelsau selbst hat zwar trotzdem, daß man es bei der Beschaffenheit der hiesigen Häuser und Haushaltungen anders fürchten könnte, fast keine Blöden. Die Straße und Lage von Dettelsau neigt sich von Nord nach Süd, die Gegend ist gesund, in 26 Jahren konnte man nur ein einziges Mal von einer Epidemie reden. Schon anders ist es mit dem Filialdorf Reuth, welches eine halbe Stunde östlich von Neuendettelsau, fast parallel mit diesem Dorfe, gebaut ist. Durch Reuth geht wunderlicher Weise, statt durch das soviel größere Neuendettelsau, die Straße von Heilsbrunn nach Windsbach, gerade in Reuth breit und hübsch, wie man sie durchweg wünschen möchte. Reuth genießt alle Vorteile der Lage wie in Dettelsau, aber die Straße und Lage neigt sich von Süd nach Nord, umgekehrt wie in Dettelsau, und das dürfte wenigstens mit beitragen, es zu erklären, warum seit Jahrzehnten Reuth so manche Blöde und andere Geisteskranke gehabt hat und noch hat. Ein Hausvater von Reuth, der einen einzigen und zwar völlig blöden Sohn hat, ist der Ursäher geworden, daß die hiesige Blödenanstalt entstanden ist. Sein immer wiederkehrendes Mahnen und Bitten, für seinen Sohn zu sorgen, hat Nachdenken erweckt, den Blick für die Not der Pfarrei, der Gegend, des Landes geöffnet und die Überzeugung gegeben, daß Blödenanstalten, so wenige es in allen Ländern vor neun bis zehn Jahren gab, zu den unabweisbarsten Forderungen der Barmherzigkeit gehören. Das Parochialdorf Bechhofen und das Filialdorf Wernsbach haben je und je Blöde, Schwachsinnige, Irrsinnige, Stotternde und andere dergleichen Kranke gehabt. Das gab der Mahnung des Reuther Blödenvaters Nachdruck. Bei einiger Nachforschung fand man gleiche Not in immer weiteren Kreisen, bis man endlich bei der Erwägung auf die große Not in dem nördlichen Mittelfranken und in Unterfranken geführt wurde, wo nicht bloß Schwachsinn und Blödsinn, sondern auch Kretinismus genug zu finden ist. So wuchs die Überzeugung heran, daß eine Blödenanstalt nicht bloß ein Werk der christlichen, sondern der Vaterlandsliebe sei. Bei so verwandten Dingen konnten wir nicht daran denken, den kleinen hiesigen Anfang wieder gehen zu lassen; im Gegenteil versuchten wir schon damals,

in Windsheim neben der hiesigen Anstalt eine zweite zu errichten, um nicht bloß dem großen Bedürfnis entgegenzukommen, sondern desto besser für die verschiedenen Klassen von Blöden sorgen zu können. Die Errichtung einer solchen Zweiganstalt ist nun allerdings bisher nicht möglich geworden, aber für die hiesige erste und annoch einzige protestantische Blödenanstalt von Bayern schafften wir Rat. Es wurden zwei Bauernhäuser dicht am Pfarrhof nach Möglichkeit umgestaltet und eingerichtet, so daß am 11. Dezember 1855 die Blöden einziehen und bleiben konnten. Unter göttlichem Segen hat bisher die Blödenanstalt innerlich und äußerlich zugenommen, wenn es auch nicht an einzelnen Übelrednern gefehlt hat. Die Anstalt ist gegenwärtig überfüllt, so daß man wenigstens für das nächtliche Leben noch eine Lokalität in einem Privathause mieten mußte. Das Diakonissenhaus faßte den Mut, auf eigenem Territorium den Bau einer großem zweckmäßigeren Blödenheimat in Angriff zu nehmen. Dieser Bau gewährt die Möglichkeit, eine größere Anzahl von Blöden aufzunehmen, dieselben nach der Krankheitsstufe sowie nach dem Geschlechte zu sondern, sowie auch epileptischen Blöden entsprechenden Aufenthalt zu verschaffen. So wäre denn der Blödenanstalt des Diakonissenhauses ein dauernder Aufenthalt zu Dettelsau geworden. Möchte das Dettelsauer Blödenhaus eine Mutter anderer, ohne Zweifel nötiger Häuser der Fürsorge für Blöde werden und die Diakonissen von Dettelsau je länger je mehr und an immer mehreren Orten ausüben und anwenden können, was man hier erfahren und gelernt hat.

Die Diakonissenanstalt hat von Anfang an vorausgesehen, daß sie bei ihrer Lage auf dem Lande, in einer mit Ärzten wohlversehene Gegend selten in den Fall kommen würde, akute Kranke aufnehmen zu sollen. Gerade das, was in den Städten die Errichtung von Diakonissenhäusern hervorruft und leicht macht, nämlich die Menge akuter Kranker, war hier abgeschnitten. Ehe wir daher die Vorteile unserer Lage auf dem Lande recht erkannten, versuchten wir, anderwärts ein Diakonissenhaus der gewöhnlichen Art, d. i. ein Krankenhaus, in welchem Diakonissen praktisch gebildet und eingeübt werden, zu gewinnen. Wir wendeten uns daher nach Fürth und hätten gerne das dortige städtische Hospital zu einer Diakonissenbildungsanstalt umgewandelt. Fürth ist später eine der hiesigen Diakonissenhauptstationen geworden, wenn man nicht geradezu sagen will, die Hauptstation. Damals aber fanden wir keinen Anklang und wir mußten daher, so hoch wir die hiesige theoretische Schule für Diakonissen schätzten, den Mangel für praktische Ausbildung in anderer Weise zu erstatten suchen. Das Diakonissenhaus wurde Krankenhaus des Distrikts Heilsbrunn; es wurde später sogar ein Kontrakt gemacht, nämlich daß die vielen Gemeinden des Distriktes ihre Kranken hier um ein tägliches Pflegegeld von 24 Kr. sollten unterbringen können. Wer jedoch unsere Gemeinden kannte, konnte gleich anfangs voraussagen, daß wir wenige Distriktskranke zu pflegen bekommen würden. 24 Kr. per Tag ist sehr wenig nach der Rechnung der Anstalt, sehr viel für unsere Landgemeinden und für die Art und Weise, wie sie bei ihrer großen Bedürfnislosigkeit ihre Kranken zu halten pflegen.

Die Anstalt wurde daher bis zur Stunde als Distriktskrankenhaus nur wenig benützt. — Um die Stände mehr unterscheiden und je nach Gewohnheit behandeln zu können, machte man den Anschlag, kranken Frauen der höheren Stände in den schönen Räumen des Diakonissenhauses selbst ein Asyl zu eröffnen; für Landleute aber kaufte man im Dorfe Neuendettelsau das Anwesen Nr. 36 und richtete es zu einem Pfründ- und Siedehause ein, und zwar für Männer und Frauen. In der neu gewonnenen Lokalität sollten insonderheit die armen Kranken der Pfarrei, auch wenn sie akute Leiden hätten, gepflegt werden, und zwar gratis. Das letztere geschah auch, und es war im Pfründhause mancher leibliche und geistliche Segen zu spüren. Allein die Gebrechlichen, Siedhen und Alten der Gemeinde mochten doch in der Regel die dargebotene Hilfe nicht annehmen oder doch nur im höchsten Notfall, bei akuten Leiden, von ihr Gebrauch machen. Einem solchen alten Landmann oder seiner Frau ist eine bessere Gewöhnung oder Lebensart nicht mehr zuzumuten. Ihnen ist die anstaltliche Ordnung nichts als Beschränkung ihrer Freiheit; es ist ihnen weit ärger, nicht tun zu dürfen, was sie wollen, sich reinlich halten zu sollen, bei besserer Kost ein anständiges Maß halten zu müssen, als bei einer gehörigen Quantität von Kartoffeln, in einem elenden Loch, in ihren schmutzigen Betten das Leben zu fristen; dabei können sie sich doch geben lassen, wie sie's gewöhnt sind, und brauchen sich nicht zu genieren. Aus diesen Gründen scheut auch der konskribierte Arme auf dem Lande das Anstaltsleben, er mag behandelt werden, so gut er will. Es ist eine große sittliche That, wenn ein alter, kranker und gebrechlicher Mensch vom Lande in eine Anstalt geht und aushält. Das gilt nicht bloß für die hiesige verschriene Bevölkerung, sondern in viel weiteren Kreisen. Im Fortschritt der Bewegung des Diakonissenhauses ließ man daher das Pfründhaus und Dorfhospital zu Dettelsau wieder fahren. Die Räume desselben wurden an den Anstaltsarzt zur Wohnung vermietet und das gesamte Krankenwesen ins Diakonissenhaus zurückverlegt. Kranke der höheren Stände bekamen eigene Zimmer. Für andere wurde der schöne Siedhensaal erbaut, in welchem nun auch kranke Landleute unter Personen aus den Städten in ihren lieblichen, nach dem Muster des Hotel de Dieu in Lyon gesonderten Kabinetten friedlich wohnen und verkehren und dankbar den leiblichen und geistlichen Segen Gottes genießen. Es wird nun auch an die Landleute einfach die Forderung gestellt, sich des schönen Aufenthalts würdig zu gewöhnen, und siehe, die, welche in den Siedhensaal kommen, fügen sich nun weit lieber, bei der Mischung der Stände, der Forderung eines anständigen Lebens als im Pfründehause, wo auf ihre Gewöhnung Rücksicht genommen war. Für männliche Kranke haben wir gesonderte Lokalitäten in den allmählich entstandenen Nebengebäuden des Diakonissenhauses eingerichtet. — So ist nun die Krankenanstalt des Hauses je länger je mehr benützt. Die mannigfaltigsten chronischen Übel finden unter uns Pflege sowie geistliche und ärztliche Bedienung. Fehlt auch noch manches, so sind wir dafür auch in unermüdetem Streben begriffen, und der Mut, in jedem Stück aufopfernd vorwärts zu gehen, wächst um so mehr, je mehr

wir sehen, daß unser Dienst benützt wird. — Gott helfe uns so, daß wir je länger je mehr den Armen gratis dienen können, das ist unser Wille und letztes Ziel.

Eine Eigentümlichkeit des Diakonissenhauses ist hiebei noch zu erwähnen. Das Haus wird nämlich ganz besonders von Geisteskranken aus der Nähe und Ferne gesucht. Schon ehe es dahier ein Diakonissenhaus gegeben hat und noch jetzt neben dem Diakonissenhause suchten und suchen angefochtene, dämonisierende und geisteskranke Landleute, so Männer wie Frauen, dahier Hilfe durch das Gebet. Entweder kommen sie persönlich, oder sie bitten brieflich oder durch einen Boten, daß für sie gebetet werde. Es wurde und wird gebetet, und aus der vielfachen Dankagung war und ist zu erkennen, daß viel Erhörung da sein muß. Bei so vielfacher Erfahrung der Hilfe erklärt sich leicht, wie bei manchen Kranken der Wunsch entstehen konnte, sich länger hier aufzuhalten und die Räume des Diakonissenhauses zum Aufenthalt zu benützen. Von seiten des Diakonissenhauses willfahrte man nach Möglichkeit, und so ist denn die Diakonissenanstalt allmählich in weiteren Kreisen in den Ruf gekommen, ein passender Aufenthalt für Geisteskranke zu sein. Die tiefe Stille der Lage, die für Nervenkranken so heilsame frische Luft, der Organismus der Anstalt, das reiche Leben, welches bei aller Ruhe des Daseins durch das Zusammengreifen so mannigfaltiger Anstaltszwecke entsteht, die Gottesdienste und die Möglichkeit eingebender seelsorgerlicher Führung machen allerdings die Diakonissenanstalt zu einem sehr geeigneten Asyl für Geisteskranken. Das von Pinel und Tuke ausgegangene Non-Constraint-System, welches für die armen Geisteskranken eine neue Zeit der Hilfe eröffnet hat, will Asyl für Geisteskranken, und wer nun z. B. das von Doktor Brosius übersetzte Werk von John Conolly „Die Behandlung der Irren ohne mechanischen Zwang“ (Lahr 1860) durchliest und mit dem Leben der Geisteskranken in der Diakonissenanstalt vergleicht, der wird finden, daß in dieser Anstalt, lange Zeit bevor man von dem Non-Constraint-System etwas wußte, die neuen Grundsätze, nur ohne deren Übertreibung und Verweltlichung, befolgt wurden, und nicht bloß befolgt, sondern geheiligt und befruchtet, weil bei uns die Religion nicht ein Faktor der Führung wie ein anderer Faktor, sondern Meisterin der ganzen Führung und Lebenslust ist. Bei dem Andrang von Geisteskranken hat man sich im Diakonissenhause zuweilen gegen neue Aufnahmen gesträubt, aber doch am Ende nicht widerstehen können, so daß man sich nun darein gefügt hat, Geisteskranken, soviel möglich, aufzunehmen, wenn man nur nicht mehr verlangt, als von einem Asyl verlangt werden kann. Wir nehmen am liebsten von den Ärzten aufgegebene, unheilbare Kranke, besonders melancholische, die nach bisheriger Erfahrung dem Organismus und den Mitteln des Hauses nicht sehr lange widerstehen.

So hätte denn das Diakonissenhaus den Mangel an akuten Kranken durch Blöde, Sieche und Geisteskranken ersetzt, und die immer wachsende Zahl der Angehörigen bringt denn auch der akuten Fälle gar manche. Es gestaltet sich das Ganze je mehr und mehr so, daß die Diakonissenschülerin

mehr Einsicht in die verschiedenen Arten des menschlichen Leidens bekommen kann, als es in den Hospitälern möglich ist. Der theoretische Unterricht, welcher gegeben wird, ist durch mannigfaltige Praxis unterstützt und erläutert.

Wenn nun gleich auf diese Weise die Diakonissenschule von Neuendettelsau in betreff des Krankenwesens je mehr und mehr eine der theoretischen Unterweisung zur Seite stehende würdige Praxis bietet, so hat man doch das Diakonissenwesen bei uns viel zu weit und reich aufgefaßt, als daß man sich mit der bloßen Fürsorge für allerlei Kranke zufrieden geben möchte. Die Diakonissin soll Hilfe für alles mögliche menschliche Elend bieten, die Diakonissenschule soll nicht bloß Krankenpflegerinnen erziehen, daher hat sich im Lauf der Jahre so manch andere Anstalt dem Diakonissenhause angeschlossen. Schon statutenmäßig soll die Diakonissenanstalt (s. § 1 der Satzungen) den Unmündigen dienen. Man hat daher mehr als einmal versucht, der Gemeinde Neuendettelsau eine Schule zu halten, und wenn man im Verlauf der Jahre Grund gefunden hat, diese Tätigkeit einzustellen, so hat man doch Erfahrung genug gemacht, um bestimmte Grundsätze in betreff der Kinderschulen feststellen und darnach unsere Schülerinnen anleiten zu können, wenn, wie es öfter der Fall ist, Kinderschulen übernommen werden sollen. Die bereits übernommenen Kinderschulen können eintretenden Lehrerinnen zur Unterweisung und zum Muster dienen. — Am 3. Juli 1861 eröffnete die Diakonissenanstalt ihre Rettungsanstalt, und zwar zuerst in einem Mietlokale. Im Jahr 1862 bauten die Diakonissen ein ihrem Fonds gehöriges eigenes Rettungshaus in der Nähe des Diakonissenhauses, und zwar ganz nach den indes gewonnenen Grundsätzen, nach welchen große, kasernenmäßige Rettungshäuser dem Zwecke weniger entsprechen können, während kleinere, deren Kinderzahl mehr der natürlichen Familie entspricht, geeigneter erscheinen. Unser Symbolum wurde: Für je zwei Pfarreien oder Distrikte je zwei Rettungshäuser, deren eines alle Knaben, das andere alle Mädchen der beiden Distrikte aufnehmen könne. Gemäß diesen Grundsätzen ist das Rettungshaus dahier für zwölf bis fünfzehn Mädchen errichtet. In die ganz geeigneten, schönen Räume des Hauses nimmt man gegen eine Pension von jährlich 50 fl. Mädchen auf, und die liebliche Anstalt kann denen unserer Schülerinnen, die an Rettungshäusern dienen sollen, zur praktischen Unterweisung helfen. Das neue Haus ist in kürzester Frist 1862 erbaut. Am 10. September legte man den Grundstein, acht Tage darauf wurde das Dachgebälk aufgerichtet. Am Tage Nikolai, 6. Dezember, zog man ein, im heißen Sommer 1863 ist auch jeder feuchte Fleck verschwunden, so daß nun wohl niemand in Dettelsau gesünder wohnt als die Bewohnerinnen des Rettungshauses.

Zu dieser Gelegenheit, auch praktisch den Dienst an den Unmündigen zu lernen, ist in den Jahren 1861/63 eine zweite gekommen. Die bayerische Staatsregierung hat mit dem Diakonissenhause einen Vertrag geschlossen, diejenigen Mädchen vom 12. bis 18. Lebensjahre, welche nach den neuen Gesetzbüchern durch Richterspruch statt in Strafanstalten in Erziehungsanstal-

ten geschickt werden sollen, zur Erziehung zu übernehmen. Der Vertrag erstreckt sich auf alle protestantischen Mädchen dieser Klasse im ganzen Königreich. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß sich die für diese *Staatserziehungsanstalt* bestimmten Räume langsam füllen. Doch ist bereits ein Anfang gemacht, aus dem man schließen kann, wieviel pastorale und pädagogische Weisheit und Erfahrung dem Diakonissenhause von Detschelsau bei weiterer Entwicklung gerade dieser Anstalt zuteil werden kann.

Die Leserin merkt wohl, welch eine reiche Gelegenheit, zu mancherlei Barmherzigkeit weise zu werden, die Diakonissenanstalt Neuendettelsau bietet. Zum Schlusse dürfen wir aber eine Tätigkeit nicht unberührt lassen, die bereits in vollem Gang ist und den Gewinn, nach dem uns hungern kann, in reichem Maße verspricht. Wir meinen unser *Magdalenium*. Den Namen *Magdalenium* gebrauchen wir ungern. Es ist uns, als hätten wir damit, das Andenken Marien Magdalenen zu beflecken, da man in der That aus den heiligen Evangelien weder Grund noch Ursach finden kann, gerade sie zu einer Patronin der Sünderinnen und Büßerinnen zu machen. Tut man es, so folgt man einer völlig ungerechtfertigten, wenn auch alten Tradition, die nur auf Vermengung verschiedener, gar nicht zusammenhängender Erzählungen des Neuen Testaments beruht. Wir hätten daher diesem Zweige der Tätigkeit unserer Diakonissen viel lieber einen anderen Namen beigelegt. Aber so ist es, man muß oft wider Willen einem verwerflichen Sprachgebrauch folgen. Um auf die Sache zu kommen, so haben wir von Anfang her im Diakonissenhause solche Personen gehabt, die man mit dem Namen *Magdalenen* bezeichnet. Gibt es doch einen Haufen Väter und Mütter, die ihre sittlich, ja geistig verkommenen Töchter dem Hause mit der Meinungsäußerung anzutragen pflegen, sie könnten späterhin Diakonissen werden. Wenn sich nun auch diese Aussicht selten rechtfertigt, so hat doch das Diakonissenhaus vielfach an solchen Personen im Segen gearbeitet, und gerade dieser Segen war es, der dem Hause Mut machte, sittlich gesunkene Mädchen zu *anstaltlicher* Behandlung aufzunehmen, — ein Mut und Entschluß, den man noch nicht zu bereuen hatte. Wir haben bisher fünf kleine Zimmer im westlichen Flügel des Diakonissenhauses dem *Magdalenenwert* gewidmet. Sie liegen in einer Reihe, von den übrigen Räumen des Hauses gesondert, ebenso leicht vom übrigen Hause völlig abgeschlossen als in Verbindung gesetzt, je nachdem es gut erscheint. Bereits reichen diese Räume für den Zweck nicht mehr hin und die Anstalt ist froh, durch das Vertrauen und die Güte edler Frauen in den Stand gesetzt zu sein, ein eigenes Gebäude außerhalb des Diakonissenhauses errichten zu können. Der Riß ist gemacht, ebenso der Voranschlag, und gefällt es Gott, so wird der Bau im nächsten Frühjahr 1864 in Angriff genommen und mit derjenigen Schnelligkeit zustande gebracht werden, mit welchem die meisten unserer andern Gebäude entstanden sind. Der Garten und die Gartenanlagen des Hauses, die bedeutende Ökonomie desselben sowie die übrigen Zweige hiesiger Tätigkeit werden die nötige Beschäftigung für *Magdalenen* der verschiedenen Stände darbieten; die Verhältnisse des Hauses ermöglichen die nötige Le-

bensabsonderung sowie die kirchliche und gottesdienstliche Gemeinschaft mit besseren Menschen. Eine Magdalenenanstalt für sich, einsam liegend, wird, das getrauen wir uns schon jetzt zu sagen, langsamer den erwünschten Segen bringen als eine solche, die unter einer ganzen Anzahl von Anstalten steht, unter welchen sie sich in ihrer Besonderheit fühlen, aber auch den großen Segen der Gemeinschaft innerwerden kann.

Die Blödenanstalt, Kranken- und Siechenhaus, Asyl für Geisteskranke, Rettungshaus, Erziehungsanstalt für verwahrloste Mädchen im Sinne der Staatsregierung, Magdalenium: das sind die praktischen Bildungsmittel für unsere Diakonissenschülerinnen. Aber sie sind nicht alle, und wir werden nicht versäumen dürfen, noch einige Anstalten zu erwähnen, die hier im Segen blühen und sich nicht gerade mit dem menschlichen Elend befassen.

Vor allem denken wir hier an die Diakonissenschule selbst, welcher die Aufgabe gestellt ist, die Diakonissenschülerinnen auf die Stufe der allgemeinen wie der besonderen Berufsbildung zu erheben, die wir zu diesem Dienst für nötig erachten. Es werden jedoch in dieser Schule nicht bloß die leider immer zu wenigen eigentlichen Diakonissenschülerinnen unterrichtet, sondern auch eine Anzahl von Töchtern, deren Eltern es für allgemein weiblichen Gewinn erachten, sie den Diakonissenkurs machen zu lassen. Wir nennen die letzteren noch immer grüne Schülerinnen. Aus ihrer Zahl ist schon manche besonders geeignete Diakonissin hervorgegangen, und wenn auch das nicht sehr oft geschah, so ist doch auf diese Weise das Haus ein Segensort für viele Töchter im Lande geworden. So manche bleiben der Richtung treu, die sie hier empfangen haben, wie wir das alljährlich am 2. Juli, Marien Heimsuchungstag, zu unserer freudigen Überraschung bemerken dürfen; denn an diesem Tage finden sich viele ehemalige grüne Schülerinnen des Hauses im Diakonissenhause zusammen, um sich zu neuer Treue gegen ihren Herrn und Gott zu stärken. Wenn aber auch manche an eine Reise ins Diakonissenhaus nicht denken oder denken können, so trugen sie doch hier empfangenen guten Samen mit weg, der zuweilen zu unverhoffter Zeit Leben und Kraft erweist und Früchte bringt.

Serner unterrichtet und pflegt das Haus allezeit eine Anzahl von jüngeren Kindern, welche teils den gebildeteren Familien von Dettelsau selbst angehören, teils aber von weiterher gebracht werden. Sie werden mit vieltem Glück und Segen in allen Lehrgegenständen einer deutschen Schule unterrichtet, und bei hervortretender Verschiedenheit der Kinder an Art, Gabe und Alter werden befähigtere Diakonissenschülerinnen zum Einzel- und Nachhilfsunterricht benützt, wodurch diese lehren lernen, die Kinder aber desto rascher vorwärtsschreiten. Die Schule hat gar nicht den Charakter eines Instituts, teils weil die Schülerinnenzahl eine geringe ist, teils weil sich der Institutscharakter nicht ausbilden kann, da nach geschlossenen Schulstunden die im Hause wohnenden Kinder nicht weniger als die im Dorfe wohnenden sich in ein familiäres Leben zurückziehen, durch welches sie überdies in die göttlichen Gedanken und Zwecke eines großen Arbeitsfeldes der Barmherzigkeit hineingezogen werden.

Endlich erinnern wir auch daran, daß sich das Haus vielfach mit Fertigung von *Paramenten* befaßt. Dadurch bekommen die weiblichen Arbeiten ein heiliges Ziel. Bei der Einfachheit der Kleidung, die einem Diakonissenhause geziemt, würde die weibliche Kunstfertigkeit zu keiner großen Höhe gedeihen können, zumal ein Diakonissenhaus seine Schülerinnen grundsatzmäßig nicht zur Anfertigung eiteln Frauenschmucks anleiten kann. Das gegen aber gewähren die kirchlichen Arbeiten das reichste Feld zur Ausbildung in Näherei und Stickerie usw. Es werden immerzu Altarkleider und andere kirchliche Zier für Gemeinden gefertigt, bis jetzt ausnahmslos zur Zufriedenheit der Pfarrer und Gemeinden. Nebenher geht ein eigener Unterricht über Paramentik, der Altes und Neues mitteilt und den Geschmack für kirchliche Form und Farbe zu läutern und zu regeln sucht. Für die eigentlichen Diakonissenschülerinnen ist das von besonderer Wichtigkeit, weil sie auf diesem Wege befähigt werden, die Betstühle der Anstalten, in welchen sie zu dienen haben werden, in die Pflege zu nehmen und des Wortes und Sakramentes würdig herzustellen sowie überhaupt in ihren Lebenskreisen Einsicht und rechte Praxis verbreiten zu können.

Die Leserinnen dieses Aufsatzes werden hauptsächlich unsere Schülerinnen selbst sein, und diese bedürfen allerdings keinen besonderen Aufsatz über die Anstalten von Dettelsau; aber sie können diesen Aufsatz für andere benützen, den Umfang der hiesigen Anstaltstätigkeit daran zu zeigen und dem von ihnen selbst nicht verleugneten Orte ihrer Bildung in ihren Umgebungen diejenige Wertschätzung erwecken, die sie selbst im Herzen tragen. Bei dem Fortschreiten der hiesigen Anstalten wird man zwar nach Ablauf dieses Jahres wieder Neues sagen können, das kann aber auch im nächsten Kalender wieder vorgelegt und von unseren Schülerinnen geradeso gebraucht werden wie dieser Aufsatz.

5.

Das zehnte Jahr der Diakonissenanstalt Neuendettelsau

1865

Am 12. Oktober des Jahres 1854 wurde das Diakonissenhaus zu Neuendettelsau festlich bezogen und eingeweiht, nachdem die Anstalt als solche bereits am 9. Mai vorher feierlich eröffnet worden war und bis zum Einzug in ihre Heimat im Gasthaus zur Sonne zur Miete gewohnt hatte. Im Andenken an diese Begebenheiten erhob man den heutigen *Laurentiusstag*, den 10. August, den Jahrestag der Generalversammlung des Vereins für weibliche Diakonie, zu einem Dankfesttag für das zurückgelegte erste Decennium. Der Tag geriet uns nun allerdings auch zu einem Festtag, an welchem sich die Diakonissen von Neuendettelsau mit ihren Vorständen und ihrer Muttergesellschaft in Dank und Freude vor Gott dem Herrn ergingen. Am Tage darauf, dem 11. August, begann man gewissermaßen ein neues Jahrzehnt mit der festlichen Weihe des neuen Blödengebäudes und dem Einzug der Blöden in dasselbe.

Bei der Einweihung des Diakonissenhauses vor zehn Jahren sagte einer der Festredner, das Haus habe genug gedient und sei der Bausumme schon wert geworden, wenn es zehn Jahre lang seinen Zweck erfüllt haben würde. Was anderes hatte er damit im Sinn, als daß die Diakonissenanstalt vielleicht nur zehn Jahre dauern und dann ihr kleines Lichtlein wieder auslöschen könnte. Dieser Festredner setzte der Anstalt damit ein kurzes Leben und denen, die an ihr arbeiten würden, eine baldige Ruhe. Er erlebte aber nun selbst den Abschluß des ersten Jahrzehnts, und anstatt am diesjährigen Jubeltage mit der Leiche der Diakonissenanstalt zu gehen, bemächtigte sich seiner die Überzeugung, daß die ganze Anstalt nach zehn Jahren erst noch im Kindesalter sei und statt ihre Aufgabe gelöst zu haben, vielmehr noch ferne von ihrem vollkommenen Alter erkannt werden müsse. Die ganze Entwicklung des ersten Jahrzehntes ist, obgleich viel größer, als man vor zehn Jahren hoffen konnte, doch so ungenügend in jeder Hinsicht, daß man der Anstalt entweder noch ein ferneres, sich auf lange Zeit hinausstreckendes Leben und Wirken erwünschen und erleben oder sich auf jene Gefühle gefaßt machen muß, die einen überwältigen, wenn ein Mensch in der Blüte seiner Jahre, ehe er seine Lebenskraft recht erreichen konnte, aus der Zeit und zu Grabe gehen muß. — Es gibt freilich schon jetzt Leute genug, welche über das rastlose Umsichgreifen der Diakonissenanstalt ganz unwillig sind und nichts mehr wünschen, als daß sie endlich einmal in ein stilleres Geleise einkenken, ihr bißchen Arbeit in Frieden tun möchte, und damit holla. Aber was hilft das Gerede, das Geschwätz! Das wäre es gerade so, wie wenn man zu einem kräftigen Jüngling, der sich seinem männlichen Alter entgegenstreckt und nach einem Lebensberufe ringt, sagen wollte: Nun hör einmal auf mit deiner Wirtschaft und gib dir nicht so viel Mühe; setz dich in den Großvaterfessel und sei still. Was für eine Nachwelt werden die erziehen, die den strebenden Kräften dergleichen Ratschläge geben. Wem der Wirtschaft zuviel wird, der kann sich, wenn er meint, daß es gut und schön sei, selbst in den Großvaterfessel setzen, dem Tode entgegenschlafen und dem kräftigen Jüngling Valet sagen, dessen Streben er für Unruhe hält; aber der Jüngling hat durch göttliches und menschliches Recht vollkommene Freiheit, den Alten schlafen zu lassen und ungehemmt und ungeärgert dem vollkommenen Alter entgegenzuringen. Es hat alles Ding seine Zeit und es gibt z. B. Pflanzen und Tiere, die alt genug sind, wenn sie zehn Jahre gelebt haben; aber es gibt andere, deren Lebensende, ja deren Lebensmitte, ja deren Lebensjugend sich weit über ein Jahrzehnt hinaus erstreckt, und Der einem jeglichen Ding seine Zeit und seine Tage auf Sein Buch schreibt, das ist der Herr, und zwar der Herr alleine, dessen Wege durch das Geschwätz der Menschen hindurchgehen, wie ein Wagen durch den Staub zu seinem Ziele fährt. So wird auch die Diakonissenanstalt schon einmal wieder untergehen, sintemal nichts Zeitliches einen ewigen Bestand hat, es sei gut oder böse; wann aber, nach wie langer Zeit, wer weiß das? Die Diakonissenanstalt soll den Herrn ihrer Tage anbeten und zu Ihm sagen: „Meine Zeit stehet in Deinen Händen“; dann aber soll sie aufstehen und wie ein Jüngling, der

am Morgen an sein Tagewerk geht, ihre Sehnen ausstrecken, in Christo Jesu Mut und Kraft anziehen und sich aufs neue bei begonnenem zweiten Jahrzehnt vornehmen, nicht zu ruhen, sondern ihrem herrlichen Ziele entgegenzuringen. Derselbige Festredner, welcher der Anstalt anno 1854 keine zehn Jahre zu versprechen wagte und der auch jetzt nicht weiß, wieviele Zeit ihr der Allmächtige bestimmt hat, kann ihr nach zehn Jahren nichts Besseres sagen, als: „Vorwärts, deinem Ziele entgegen; arbeite, als nähme es kein Ende, und ergib dich vorneweg in allen Erfolg und allen Segen, in alles Kranken und Leiden und Sterben, wie es Gott gefällt.“ Auch hier ist wieder das bekannte Liedlein anzustimmen:

Merck, Seele, dir das große Wort:	So freu dich der Barmherzigkeit,
Wenn Jesus winkt, so geh.	Die andern widerfährt.
Wenn er dich zieht, dann eile fort,	Wenn er dich aber brauchen will
Wenn er dich hält, so steh.	So steig mit Krafft empor;
Wenn er dich lobet, hüde dich,	Wird Jesus in der Seele still,
Wenn er dich liebt, so ruh;	So nimm auch du nichts vor.
Wenn er dich aber schilt, so sprich:	Kurz, liebe Seel, dein ganzes Herz
Ich brauchs, Herr, schlage zu.	Sei von dem Tage an
Wenn Jesus seine Gnadenzeit	Bei Schmach, bei Mangel und bei Schmerz
Bald da, bald dort verklärt,	Dem Lammie zugetan.

Nun aber könnte der Leser sagen: „Du redest von einem Ziel des Diakonissenhauses, dem es entgegenringen müsse: was ist denn das für ein Ziel, daß man's auch weiß und auch mitgehen oder wenigstens vernünftig widersprechen kann.“ Nun, auf diese Frage kann man dienen. Wir wollen unser Ziel nicht zu weit stecken. Wir hätten freilich auch gern eine Mission, wie Kaiserswerth eine im Morgenlande hat. Denn die Mission ist nach richtigem Verstand des Diakonissenwesens der Aufgabe der Diakonissen ganz nahe. Das Diakonissentum ist dem Predigtamte von Anfang her beigegeben wie Eva dem Adam, und eine Kirche, die unter den Heiden ohne Diakonie Gottes Werk treibt, kommt mir vor wie ein Mensch mit einem einzigen Bein. Darum halten wir's auch für ganz recht, daß Kaiserswerth nicht bloß in Preußen, sondern auch in Jerusalem, in Smyrna, in Kairo arbeitet. Ja wenn es uns nachginge, wir gingen gleich auch nach Jerusalem und kauften das Zönakulum und dienten in Frieden neben den Kaiserswertherinnen, wie sehr und wie viel wir könnten. Und wenn das für uns zuviel wäre, wie es denn so ist, so nähmen wir auch etwas Geringeres als Mission; ja, wir geben gleich, wenn wir können, in die Slowakei, und dienen den dortigen Lutheranern und ihren Töchtern, wie immer es sein kann. Aber, wie gesagt, das liegt alles nicht in unserer Hand und wir haben amoch keinen Missionsberuf, selbst nicht in dem für Dettelsau heimischen Amerika, wo alle Diakonissen, die wir hingesandt haben, in den Hafen der Ehe eingelaufen sind. Dagegen aber haben wir einen sicheren und gewissen Beruf in unserem fränkischen und überhaupt bayerischen Heimatlande. Der Titel, welcher dem Diakonissenhause vor zehn Jahren von den obersten Behörden unseres seligen Königs Max II. gegeben worden ist, ohne daß wir ihn eigentlich in dieser Bestimmtheit und Weitschaft suchten, heißt schwarz auf

weiß: „Diakonissenhaus für die protestantisch-lutherische Bevölkerung Bayerns diesseits des Rheins“. Siehe hier Beruf und Weitsicht des Diakonissenhauses Neuendettelsau. Man hat uns freilich vor zehn Jahren mit dem Titel die Macht nicht gegeben, uns demselben gemäß geltend zu machen und auszuhehnen; aber es liegt doch in dem Titel die Erlaubnis, innerhalb der gesteckten Grenzen zu dienen und in treuem Fleiße um die freie Liebe und Anerkennung der genannten Bevölkerung zu werken. Wir müssen freilich zugestehen, daß die Diakonissen von Dettelsau außerhalb Bayerns bis auf diese Stunde mehr Anerkennung, Achtung und Liebe gewonnen haben als in Bayern selber. Aber wir müssen andererseits auch anerkennen, daß unsere Stellung in Bayern immer besser geworden ist und daß man innerhalb unseres großen Arbeitsgebietes im Fortschritt des ersten Jahrzehnts trotz aller inneren und äußeren Hindernisse die Dettelsauer Diakonissen je länger je mehr anerkannt und gesucht hat und noch sucht. Und da ist es also unser Beruf und Ziel, durch fromme und treue Vaterlandsiebe die Leute zufrieden zu machen und durch freudige und immer reinere Aufopferung zum Dienste die Liebe derer, an welche uns unser Beruf weist, je länger je mehr zu gewinnen. Wir haben in der Tat in unserer Heimat Platz genug, die gastlichen Zweige auszustrecken, Schatten und Frucht zu bieten.

Aber allerdings, ein Baum, der seine Zweige so weit ausstrecken will und soll, muß auch seine Wurzeln ausstrecken können und wollen, um fest zu stehen und nicht durch seine eigene Schwere umzufallen, krumm und lahm zu werden, und vor allem muß er die Herzwurzel tief in die Erde schlagen. Die Herzwurzel aber schlägt ein Baum gradunter, an der nächsten Stelle, wo er steht, und demgemäß sehen wir unsern Beruf so an, daß wir in starker, geduldiger Liebe und großer Hingebung und Aufopferung in unserer Nähe, vor allen Dingen in unserer nächsten Nähe, Wurzeln schlagen und durch unsere Treue die Herzen in unserer nächsten Heimat gewinnen müssen. Ich hab einen Baum gesehen, der mit seinen Wurzeln den Weg durch eine Mauer fand, die Mauer losmachte und die Wurzeln hinaus zum Kirchhof streckte, auf dem er stand. So muß die Diakonissenliebe von Dettelsau die Mauern des Totenfeldes, auf dem sie wurzeln soll, brechen und so aus der Nähe in die Ferne ihre Wurzeln und damit ihre Liebeskraft, den Schatten und die Früchte ihrer Zweige strecken. Und das ist unser Beruf.

Bescheidenheit und Demut ist nicht einerlei. Man kann bescheiden und dabei voll Hochmut sein, ein Mißgebilde, das Gott und Menschen verschmähen. Aber man kann nicht demütig sein, ohne bescheiden zu sein. Bescheiden aber ist der, der scheidet, nämlich sein Recht, seine Erlaubnis, seine Grenzen von den Grenzen anderer Leute, und der innerhalb seiner Grenzen zufrieden ist, seinen Raum und Platz ausfüllt, und damit punktum. Wir haben in Dettelsau Ursache genug, demütig zu sein; die Fehler und Mißgriffe unseres ersten Jahrzehnts predigen uns Buße und Demut. Aber davon reden wir nicht. Das lassen wir uns übrig. Das aber dürfen und wollen wir an diesem Orte sagen, daß wir die Bescheidenheit lieben und unsere Bescheiden-

heit aller Orten und allezeit beweisen möchten. Da sollte man uns aber auch dazu helfen. Ein Diakonissenhaus ist kein Altar, kein Mittelpunkt, kein Zentrum der Kirche; aber es steht in den Vorhöfen und Hallen Salomonis des Tempels Gottes, so gut wie das Missionshaus, und wenn man daher auch mit einem solchen Hause nicht so wichtig tun muß, als stände und siele mit ihm alles, so sollte man doch sein bescheidenes Ziel und seine gemessenen Grenzen ehren und den Diakonissen helfen zu ihrem Beruf und Ziel. In seinem Maß, nach seinem Bedürfnis sollte ihm Liebe und Güte zugewendet sein. Versteht die Bevölkerung den Wert des Instituts der Diakonissen nicht, die Pfarrer sowie gebildete und erfahrenere Christen sollten ihn verstehen; es sollte begriffen werden, daß das große Wort „Geht hin in alle Welt“ neben sich das andere große Wort stehen hat, das wir Matthäi 23, 34 ff. gewiss sagt und offenbart finden, welches dem großen Gerichtstag unseres Herrn voranleuchtet und alle seine Gesegneten unterweist. Und gerade hierin bewähren sich die Christen unserer Zeit so selten. Nicht bloß die Menge der Christen, sondern auch die Führer und voranleuchtenden Beispiele der Gemeinden sind ungelehrt. Noch ist's nicht begriffen, daß es ein und derselbe Herr ist, der die Seelen und der die Leiber zu segnen beabsichtigt, und daß das Wort der Gnaden den Weg zu den Seelen nur selten findet, wenn es nicht Öl und Wein des barmherzigen Samariters mit sich bringt.

Warum aber sagen wir das? Um deswillen, weil wir für das zweite Jahrzehnt dem Diakonissenhause Neuendettelsau und seinen treuen Bemühungen für das Wohl des Heimatlandes eine größere und entgegenkommendere Liebe und Hilfe der Heimat wünschen möchten. Gott kann uns wohl geben, daß wir auch ohne Gewährung dieser Bitte im neuen Jahrzehnt gesegnet und immer Segen verbreitend dahingehen und ohne Hilf und Dank der Unrigen zu unserem Ziele gelangen; aber es bleibt dennoch ein großer Tadel und eine Schande, wenn der Herr mit irgendeinem Segen zu den Seinen einkehrt, ihn nicht zu erkennen und nicht aufzunehmen.

Sollen und nicht wollen,
Das ist eine Schande
Hier und dort im Vaterlande.
Wenn man ehrlich werden
Und vor Gottes Herden
Nicht will ganz zu Schanden werden,
Muß man sich / Lediglich
Dem zur Freud ergeben,
Dem sie alle leben.

6.

Marien Heimsuchung zu Dettelsau

1865

Mit dem christlichen Festkreise ist es anders als mit dem jüdischen: während dieser ganz und gar die große Arbeitszeit des Jahres bedeckt und im

engsten Anschluß an das irdische Leben die Arbeit heiligt, an den Menschen die Forderung stellt, alle Arbeit ganz in Gedanken der sich vollendenden Festreihe zu vollbringen, beginnt die hohe Festreihe der Christen bei dem Beginn der winterlichen Zeit und erstreckt sich bis dahin, wo sich die Natur und damit die Arbeit des Landmanns erneut und steigert. Wie im Alten Testamente aus begreiflichen Gründen der Winter*), so ist im Neuen der Sommer festfrei, und was allenfalls an kleineren Festen übriggelassen ist, wird gerade dadurch desto lieblicher und nimmt fast die Natur eines hohen Festes an, ohne deshalb die Seele in die hohe und oft anstrengende Spannung der hohen Feste zu versetzen. So ist es gerade mit dem Feste der *Heimsuchung Marien*, welches am 2. Juli die hochsommerliche Zeit, wie ein reicher Tau vom Himmel her das lechzende Land, erquickt. Das fühlen wir in Dettelsau mehr als andere Leute, nicht bloß weil wir des Festes gedenken, sondern weil der Tag Marien Heimsuchung auch für uns ein Heimsuchungstag, ein Tag der Besuche ist. Es besuchen uns nämlich an diesem Tage gewesene grüne und rote Schülerinnen des Diakonissenhauses, und zwar in der Absicht, die alte Verbindung zu erneuen und sich wieder auf die Grundsätze des Lebens zu besinnen, welche ihnen während ihrer hiesigen Lehr- und Lernzeit eingeprägt wurden. Dieser Tag ist nicht allein für die Besucherinnen, sondern auch für uns ein Freudentag: wir freuen uns, „wie man sich freut in der Ernte“. Die Besucherinnen haben ja ihren hiesigen Aufenthalt nicht vergessen, sie haben sich nicht so an die Welt angeschlossen, daß ihnen die Gemeinschaft mit einem ernstesten christlichen Kreise widerwärtig geworden wäre, sie wollen sich aufs neue mit uns und untereinander in den gleichen Grundsätzen des Glaubens und Lebens zusammenschließen! Das aber ist für uns nichts anderes als Ernte unserer Saat.

Seitdem das Diakonissenhaus grüne und rote Schülerinnen hat, werden ungefähr hundert von hier in ihre heimatlichen Kreise zurückgekehrt sein, und siehe, etwa geradesoviele hegen und pflegen noch die Verbindung mit dem Hause. Das heißt nun allerdings nicht, daß am Heimsuchungstage alljährlich ungefähr hundert sich in Dettelsau einfinden. Zwar wäre das schön, aber es sollte uns da doch Herbergens wegen bange werden. Wohin sollten wir mit all den Leuten, und wie wäre das auch für sie möglich, da sie über ganz Deutschland zerstreut, zum Teil verheiratet oder sonst durch irgendeinen Beruf gebunden sind. Einen solchen Haufen sehen wir also nicht, und doch ist es wahr, daß die Verbindung gehegt und gepflegt wird. Die ehemaligen Schülerinnen haben sich zu 16 Kreisen zusammengeschlossen, deren jeder wieder in einer ehemaligen Schülerin seinen Mittelpunkt findet. Diese Kreise wissen, warum sie sich zusammengeschlossen haben: sie wollen dankbar behalten, was sie hier empfangen haben, und mit ihrem Dettelsau wie mit einem Lebensmittelpunkte verbunden bleiben. Sie wehren sich gegen die mancherlei Eindrücke ihres Lebensganges, die ihnen ihre hiesige Schule in Vergessenheit bringen und das in den Hintergrund drängen könnten, was

*) Denk an die notwendigen Reisen zum Tempel, wo man die Feste feiern mußte!

ihnen hier in den Vordergrund gestellt worden ist. Sie schreiben einander, sie schreiben Zirkularbriefe, durch welche allen das Gedächtnis der einzelnen wieder wachgerufen wird, sie schreiben hieher und die Lehrerinnen im Diakonissenhause schreiben auch wieder an sie, Zirkularbriefe und andere; insbesondere aber schreiben die eifrigen und treuen Briefe für den 2. Juli, wenn sie nicht persönlich kommen. Die sich dann wirklich zum Besuche einfinden, lesen zusammen die eingelaufenen Briefe, auf welche dann auch wieder Antwort und Bericht gegeben wird, wie die Heimsuchung abgelaufen ist. Die Heimsuchung geschieht also persönlich und brieflich, und gerade die geistige und geistliche Berührung durch die Briefe gehört zu der Süßigkeit des Tages.

Heuer waren persönlich 20 ehemalige Schülerinnen anwesend und der Besuch geriet uns recht wohl. Nicht bloß fühlten wir unsere Erstereuten, sondern es reuten auch die Besucherinnen Mühe und Kosten des Besuches nicht, sondern sie kehrten, der neuen Anregung und Stärkung froh, fröhlich wieder heim.

Wenn so eine Schar von Mädchen und Jungfrauen für den Heimsuchungstag nach Dettelsau kommt, macht das einiges Aufsehen. Etwa sammelt sich ein Häuflein in Nürnberg oder Ansbach und fährt dann von da oder dorthier ein Omnibus voll fröhlicher, jugendlicher Leute hieher: da fehlt's nicht am Spott der Welt; man sieht die Mädchen drum an, daß sie nach Dettelsau gehen und den bei Christen und Unchristen so vielfach verschrieenen Ort zum Ziel nehmen mögen; es ist doch etwas anderes, als man etwa am Missionsfest zur Kirche und dann zur Rosenau strömt. Dieses versteht sich; aber eine Fahrt in die Wüste nach Dettelsau, das ist etwas ganz anderes. Wer weiß, ob nicht selbst manche Schülerin, die es über sich und die Ihrigen gewinnt, zur Heimsuchung nach Dettelsau zu gehen, damit etwas Großes tut und Tugend übt, am Ende gar eine größere Tat volibringt als manches christliche Mädchen, wenn es vom Felsenkeller oder vom Tanzsaal wegbleibt. In Anbetracht dessen trat daher bei der diesjährigen Versammlung ein Versucher, doch kein Versucher vom Bösen unter sie. Eben sprachen die Töchter davon, daß die Verbindung noch nicht ernst und nicht fest genug sei. Man beschloß, gradeaus ein Verein für weibliche Diakonie zu werden und sich demgemäß zu ordnen und anzuschließen. Man beschloß ferner, den Heimsuchungstag und die Heimsuchung selber noch feierlicher und schöner zu machen, dazu recht interessant. Wie man sich schon vor Jahren besonders vorgenommen hatte, was man in Dettelsau über Paramentenwesen gelernt, in den heimischen Lebenskreisen zu verbreiten und möglichst ins Werk zu setzen, so wollte man nun den Heimsuchungstag in Dettelsau dadurch verherrlichen, daß man selbstgemachte und anderswo gefundene Paramente, aber bloß Paramente und etwa noch sakramentliche Gefäße, sei es in Natura oder in Abguß und Zeichnung, zu einer Art von Ausstellung zusammenbrächte. Da die Besucherinnen doch mehr als einen Tag anwesend zu sein pflegen, wollte man zwar die eigentliche Absicht des Tages durchaus nicht verdrängen lassen, aber es sollte doch ein eigener Tag dem Paramen-

tenwesen, dem Lernen und Schauen in dieser Beziehung gewidmet sein. Wie das zu machen und einzurichten sei, das wurde alles besprochen und allerlei Beschluß gefaßt, der vielleicht in Jahresfrist nicht einmal ausgeführt wird. Und da eben kam zwischenein der Versucher mit seiner Versuchsfrage und sagte ungefähr so: „Wenn Ihr nun aber eine Art Zweigverein für weibliche Diakonie werdet, so könnt Ihr doch nicht den Namen von einem Orte führen, wie die andern Zweigvereine, denn Ihr seid über das ganze Land verstreut. Wie soll man Euch da heißen? Soll man etwa sagen, Ihr seiet ein Verein der Töchter von Dettelsau?“ Der Versucher lauerte und lauschte, schaute und spähte, wartete auf Worte und Gebärden, denn die Frage war ja nichts anders als eine Frage, ob man das Gespenst des Landes in Schild und Wappen nehmen wollte. Er sagte sich wohl selber: „Daß du Dettelsau nicht verleugnest, das versteht sich, du kannst ja nicht; aber die armen Mädchen, die nun doch einmal daheim nicht sein können, wie man in Dettelsau, im Versteck, hinter den Kügels und anderen Büschen leicht sein kann! Laß sie geben; sag ihnen etwas anderes; du forderst sie am Ende nur heraus zu einer Ostentation, die deinem Ort zu Haß und Mißgunst gerät!“ Es war dem Versucher auch kein großer Ernst; er macht das Jahr über gar manchen Vorschlag, den er hernach selbst wieder wegwirft, und stellt Fragen, die er selbst nicht beantwortet, wie er die Antwort zu wollen scheint. Aber sei nun das, wie es wolle, was sagten die Mädchen, was antwortete die Versammlung? Die Versammlung sagte: „Ja, Töchter von Dettelsau wollen wir sein, sonst wären wir nicht hier zur Heimsuchung.“ Das sagten sie einfach, und wie sie es sagten, war's recht, und wenn sie sind, wie sie sagten und was sie sagten, so mögen sie meinetwegen den Namen davon tragen oder nicht. Wenn sich die Bauern von Dettelsau nicht geschämt haben, die neue Blödenanstalt in ihr Hopfensiegel zu nehmen, so können die Töchter von Dettelsau auch den Namen für ihre Vereinigung wählen, der zu ihrem Wesen paßt und der am Ende doch bei der unsichtbaren Kirche keine Schande über sie bringt. Da ging's also am 2. Julius 1864, wie es geschrieben steht: „Gott ist ein Gott, der den Einsamen das Haus voll Kinder gibt“ — Ps. 68. Und das war schön am 2. Juli 1864.

Und nun zum Schluß! Hört, Ihr Töchter von Dettelsau, was im Kalender von Dettelsau von Euch steht. Denkt ihr nicht an das Osterfest 1861, wo Ihr Eure Reunion vom 2. Julius beschloßet, wo auch beschlossen wurde, man solle einen Kalender machen, in welchem neben die Heiligtage Eure Geburtstage eingetragen würden, damit Ihr ein Mittel mehr hättet, aneinander und an die gegenseitige Liebe zueinander erinnert zu werden? Da kommt ja heuer zum dritten Mal Euer Erinnerungskalender, und womit schließt er die Rede von Euch und für Euch? Das ist der Schluß: Der Herr segne die Töchter von Dettelsau und mehre sie, daß sie das Land füllen und mit Wort und Beispiel segnen, der Herr segne Euch und behüte Euch, der Herr lasse auf dem Wege nach Kanaan in der Wüste sein Angesicht über Euch leuchten, daß Ihr seine Wege erkennet, und führe

Euch gnädig bis zu seinem heiligen Berge und zu seiner Wohnung. Der Herr erhebe sein Angesicht auf Euch, wie ein Hirte über seine Herde, und wache über Euch, daß Euch keine Feinde auf dem schmalen Wege aufhalten und die Amalekiter Euch nicht besiegen, wenn sie ja kommen. Er erhebe sein Angesicht auf Euch und gebe Euch Frieden von allen Verführern und schenke Euch das köstliche Ding, daß Ihr fest werdet, welches geschieht durch Gnade. Amen.

7.

Von Benützung des Heiligenkalenders für das
eigene Leben

1865

Unserem heurigen Kalender ist ein alphabetisches Namensverzeichnis der im Kalender selbst vorgetragenen Kalendernamen beigegeben, welches, da es Platz wegnimmt und überdies an einer Stelle angebracht ist, über deren Päßlichkeit man streiten kann, von manchen für ganz unnütz gehalten werden könnte. Wenn wir nun auch, das anlangend, einem jeden seine Gedanken lassen können und müssen, so geht doch aus der Unfertigung desselben unleugbar hervor, daß diejenigen, die es haben fertigen lassen, auf Kalender und Kalendernamen viel halten, sowie daß sie den Gebrauch des Kalenders damit müssen haben unterstützen, erleichtern und vermehren wollen. Was man nun auf diese Weise schließt, ist auch ganz wahr. Wir haben wirklich von dem Kalender eine hohe Meinung, und zwar nicht bloß wegen seiner natürlichen Seite, sondern auch wegen seiner kirchlichen und geschichtlichen. Wir halten auch die Zeit, welche wir auf den Kalender gewendet haben, nicht für verloren, und auch das alphabetische Verzeichnis scheint uns einen Wert und eigentümlichen Reiz zu haben. Du findest da alle Namen nach der Reihe, die in unserem Kalender stehen, und kannst vermöge des Verzeichnisses schnell finden, an welchem Tage jeder Name eingezeichnet ist. Und das ist ein Nutzen, der allerdings nicht sehr groß, aber andererseits auch nicht so gering ist, daß er nicht gelegentlich in einem Kalender geschafft werden dürfte. Wer sich nun aber doch an dem Verzeichnis stößt, der hab es für sich und gebe wenigstens zu, daß er sich an kleinen Steinen stößt.

Es ist heuer auf den Kalender ein ziemlicher Fleiß gewendet worden, und da ein jeder, der einen Kalender zusammenstellt, die Freiheit hat, seine Absicht zu verfolgen, woher ja die große Verschiedenheit der Kalendernamen kommt, so haben wir auch unsre Absicht, einen Kalender für Diakonissen und Diakonissenschülerinnen zu geben, wie wir denken, in erlaubter und schicklicher Weise verfolgt und uns vor der Verschiedenheit nicht gefürchtet, die unser Kalender im Vergleich mit anderen angenommen hat. Die Namen, welche in den Kalendern stehen, sind und sollen sein Namen heiliger Beispiele, denen wir nachfolgen dürfen und können; darüber ist man in den protestantischen Kirchen einig. Je passender also die Beispiele gewählt wer-

den, desto mehr entspricht der Kalender seinem Zweck. Da nun Diakonissen und Diakonissenschülerinnen weiblichen Geschlechtes sind, so werden sie auch weiblichen Beispielen vornehmlich nachfolgen sollen, und deshalb haben wir die Namen großer und heiliger Frauen gemehrt und hätten es in noch größerem Maße getan, wenn wir gekonnt hätten. Das kann doch niemand übelnehmen.

Serner haben wir geglaubt, den Zeitgenossen Christi und seiner Apostel ein gewisses Vorrecht auf einen Platz in unserm Kalender einräumen zu müssen. Die protestantischen Kirchen sehen so gerne auf die apostolische Zeit zurück, nehmen mit so hohem Rechte ihre Beispiele aus jener Zeit, und insbesondere hat unsere lutherische Kirche nicht etwa, wie die anglikanische, auf die Zeit Konstantins d. Gr. zurück reformieren wollen, sondern auf die Zeit des Anfangs. Demgemäß haben wir sovielen Namen aus der apostolischen Zeit eingestellt und hätten auch dies in einem noch größeren Maße getan, wenn es nicht hie und da an Platz gefehlt hätte. Wir wissen wohl, daß so mancher apostolische Name nicht mit einer ausführlichen Lebensgeschichte begabt werden könnte, aber wer Augen hat, die in der heiligen Schrift vorkommenden einzelnen Notizen zu sehen und zusammenzustellen, der kann auch in diesem Betracht Schätze heben, die andern verborgen bleiben; auch hier gilt's, wie man von den Predigern sagt, aus einer Blume eine Wiese zu machen.

Wenn nun Frauennamen manchen Mannsnamen, Namen der apostolischen Zeit manchen späteren um des Raumes willen verdrängten, so wird das bei unserer Absicht kein Übel sein. Vielleicht aber wird uns mancher dennoch einen gerechten Vorwurf machen zu können glauben, wenn zuweilen einmal ein unbekannter Name statt eines bekannteren eingesetzt ist. Allein bei genauerem Eingehen wird sich doch immer zeigen, daß nicht unbedacht gehandelt ist, auch nicht nach bloß individuellem Geschmack, sondern aus guten Gründen, wenn wir uns auch gegen den Vorwurf eines mangelhaften oder irrthümlichen Verfahrens keineswegs überall wehren wollen. Tugend und Mangel zeigt sich an folgendem Beispiel: Im vorigen Kalender hatten wir am 26. September den von uns so hochgeschätzten Kirchenvater Cyprian eingezeichnet. Und das war ein Fehler. Auf diesen Tag gehört der Kirchenvater nicht, es ist ein ganz anderer Cyprian, der an diese Stelle zu setzen ist, der im heurigen Kalender eingestellt ist: Cyprian, der Zauberer, Märtyrer zu Nikomedien. Die Einstellung ist um so richtiger, als die Geschichte des Märtyrers für einen Kalender, der für das weibliche Geschlecht berechnet ist, ganz besonders passend ist. Die Veränderung ist also begründet und der Fehler besteht bloß darin, daß der Kirchenvater seine Stelle nicht fand. In diesen Fällen haben wir einstweilen dadurch zu helfen gesucht, daß der treffende Name in das alphabetische Register eingetragen und ihm da die Stelle gegeben ist, an der er, im Kalender selbst, wenn auch diesmal nicht steht, doch stehen sollte und ein anderes Mal stehen wird. Es sind aber der Fälle nur ein Paar.

Die Leserin wird so etwas kaum bemerken. Daß wir es bemerken, zeigt unser Streben nach Genauigkeit. Es wäre nur zu wünschen, daß uns unser Publikum recht genau auf die Finger sähe und zu dem Behufe die Geschichten der von uns eingezeichneten Personen recht genau studierte. Zu einem jeden Kalender gehört eigentlich eine Darlegung der Kalendergeschichten, und wenn man eine solche auch nur in hinlänglicher Ausführlichkeit und in jenem schönen geistlichen Tone geschrieben hätte, der z. B. in den kurzen historischen Notizen des in seiner Art vortrefflichen *Martyrologium romanum* oder des *Breviarium romanum* eingehalten ist, so gäbe das ein Buch, für das man größeren Dank sagen dürfte als für die gesamte Literatur der christlichen Romane, die doch am Ende nur das narkotische Reizmittel für eine elende Zeit sind. Wir haben leider kein solches Buch, da die allmählich immer zahlreicher erscheinenden Märtyrerbücher fast durchweg nur Versuche und mehr oder minder trocken und salbunglos geschrieben sind.

Indes würde sich die salbungslose und trockene Darstellung doch ver-
schmerzen lassen, wenn man die zugänglich gemachten Kalendergeschichten nicht bloß wie zur Neugierde lesen, sondern nach den richtigen Gesichtspunkten betrachten und gebrauchen würde. Die Aufzeigung des Gesichtspunkts ist am Ende bei Lebensläufen der Heiligen die Hauptsache. Aber freilich ist es oft auch gar nicht leicht, die rechten Gesichtspunkte zu finden. Wir haben z. B. am 15. Juli unserer Nachbarschaft zuliebe die selige Jungfrau *Stilla*, Gräfin von Abenberg, eingezeichnet. Sie ist nicht groß im Reiche Gottes gewesen, aber sollten wir die Nachbarin vergessen? Abenberg ist so nahe bei Dettelsau. Wir vergessen sie nicht, aber die Rechtfertigung liegt eben doch in der aufgezeigten Bedeutung ihres Lebens, im Gesichtspunkt. In der *Bavaria sancta* findet sich ein recht schöner Holzschnitt, welcher die Geschichte der seligen *Stilla* vor Augen bringt; aber der Gesichtspunkt und die Bedeutung ihres Lebens, um deren willen uns *Stilla* lieb sein soll, wer gibt uns darüber Bericht? Ihr Leserinnen, sehet zu, ob ihr den Gesichtspunkt findet.

Zuweilen haben wir in Dettelsau uns damit beschäftigt, Gesichtspunkte zu finden. Davon will ich zum Schluß ein Beispiel erzählen.

In Dettelsau besteht ein Zweigverein für weibliche Diakonie, der an jedem ersten Mittwoch im Monat seine Sitzung hält, in welcher die Rechnung verlesen, die vorzunehmenden Liebeswerke besprochen werden und zuweilen noch etwas Sachdienliches vorgebracht wird, sei es, daß der Stoff aus der Schrift oder aus der Geschichte gewählt werde. Da wurde nun in der Sitzung vom 6. April d. Js. an einigen Beispielen des Altertums nachgewiesen, daß die heiligen Menschen der alten Zeit in ihren Lebensläufen so häufig zurückgezogene, andächtige Stille und kräftige Arbeit, Armut und ein Hervortreten zu opfernder Barmherzigkeit zu vereinigen wußten. Das wurde z. B. in dem nachgewiesen, was uns über *Rochus* von Montpelier von der Legende und über den römischen Bauersmann *Deusdedit* von Gregor d. Gr. erzählt wird. Der letztere hat sechs Tage in der Woche unter be-

ständigem Gebet Tagelöhnersarbeit auf dem Felde getan, und wenn er die Woche über Gebet und Arbeit mit Enthaltbarkeit und Buße geübt hatte, verteilte er seinen Erwerb unter die Armen. Wie einfach ist das, und dennoch wie selten ist es. Das ist ein Armer, der für sich das mindeste braucht, das sparsamste und arbeitsvollste Leben unter geistlichen Übungen hinbringt und am Feierabend Barmherzigkeit übt. Für was lebte er, für sich oder für andere, oder für beide, und wie weise! Das wurde den Gliedern des Zweigvereins vorgehalten, um ihnen zu zeigen, was eben zu zeigen war, die oben erwähnte Vereinigung edler Tugenden. Ähnlich wendete man die Geschichte von *Rochus* an. Auf einer Reise nach Italien widmet er sich der Pflege der Pestkranken, wird selber pestkrank, schleppt sich in den Wald, genest durch Gott und kehrt alsdann in seine Heimat zurück, und hier, wo er vormals reich und groß gewesen und durch Barmherzigkeit arm und klein geworden war, widmete er sich neben mühevollen Liebeswerken abgeschiedener, stiller Buße. Da ist also wieder Arbeit und Leiden, Buße und Gebet und Barmherzigkeit vereinigt. An beiden Beispielen wurde der Heldenmut und die Heldentaten der Armen und Ohnmächtigen jener Zeiten gezeigt und Kindern des neunzehnten Jahrhunderts zur Nachfolge in ihrer Weise dargestellt, wie man ein inneres Leben mit großer äußerlicher Wirksamkeit, Stille und Verborgenheit mit segensreicher Öffentlichkeit, Gebet und Arbeit, Armut und Übung der Barmherzigkeit vereinigen könne. Vergleichen Dinge lassen sich an alten Beispielen besser zeigen als an neuen. An die Geschichten des Altertums reihen sich die heiligen Ideen weit leichter und vorwurfsloser an als an neue Beispiele, denen man sich zu verwandt fühlt und deren Eindrücken die Vergleichung und Kritik zu vieles entgegenzusetzen weiß. Indes magst du streiten, was nützlicher sei, ein altes oder neues Beispiel, was vorwurfsloser und vertrauenswürdiger. Du siehst wenigstens, daß uns hauptsächlich nicht am alten Beispiel, sondern an der neuen Nachfolge liegt und daß mit dem Kalender der alten Märtyrer und berühmten Helden des Glaubens und der Liebe die Heiligung der Gegenwart beabsichtigt ist. Mach alles anders wie wir, nur besser, und laß dich, liebe Leserin und lieber Leser, durch unser armes Tun und unsern armen Kalender zu einem Lebenslaufe und zu einem Verhalten reizen, welches Gott zu Ehren, andern zum Beispiel und zur Besserung und dir selber zur Vollendung dient.

8.

Auswärtige Zweiganstalten des Diakonissenhauses
Neuendettelsau

1866

In diesen Tagen sahe ich kurze Berichte über eine Berliner Zweiganstalt des Diakonissenhauses Kaiserswerth, nämlich über die Mägdeanstalt Marthahof in Berlin. Diese Anstalt, die mir, nach den Berichten zu schließen, sehr preiswürdig vorkam, ist gar nicht für Gegenden gegründet, welche

der Lage nach mit Kaiserswerth sich berühren. Sie ist dem Osten der preussischen Monarchie vermeint, während doch Kaiserswerth im fernen Westen liegt. Und doch hat Kaiserswerth in der großen und reichen Stadt Berlin eine Mägdeanstalt gegründet für Berlin und die östlicheren Provinzen des Königreichs Preußen, und zwar auf eigene Kosten, denn es wird in einem der Berichte ausdrücklich gesagt, das „arme“ Mutterhaus Kaiserswerth habe an den Marthahof schon über 19 000 Thlr. gewendet. Das erinnerte mich lebhaft an einen Beschluß der Generalversammlung des Vereins für weibliche Diakonie in Bayern vom 10. August 1864, der dahin lautete, daß in Zukunft die mit Korporationsrechten versehene Diakonissenanstalt dahier im Bereiche des Vereins für weibliche Diakonie neuentstehende Anstalten auf eigenes Risiko unternehmen sollte. Dieser Beschluß bedarf der Erklärung, weil man ihm doch nicht gleich von vornherein Ursache und Absicht seiner Entstehung ansehen kann. Es scheint mir aber, daß Ursache und Absicht ziemlich dieselben sein könnten wie bei Kaiserswerth, da man sich entschloß, den Marthahof in Berlin zu gründen, und wäre nun dies der Fall, so könnte man aus dem Auftauchen derselbigen Gedanken in ganz verschiedenen Lebenskreisen vielleicht einen Schluß auf die Richtigkeit der Gedanken machen. Diese Gedanken würden sich alsdann desto mehr der Beachtung wohlwollender und wohlthätiger Freunde empfehlen.

Das Diakonissenhaus dahier ist die erstgeborene Tochter der Muttergesellschaft des Vereins für weibliche Diakonie in Bayern. An die Muttergesellschaft schlossen sich, von ihr angeregt, in verschiedenen Gegenden des bayerischen Staates Zweigvereine an, die im organischen Zusammenhang und unter Kontrolle der Muttergesellschaft stehen. Solche Zweigvereine sind in Neuendettelsau selbst, aber auch in Nürnberg, Fürth, Altdorf, Heidenheim am Zahnenkamm, Nördlingen, Memmingen, und im Jahre 1864/65 trat ein neugegründeter in Wendelstein bei Nürnberg hinzu. Solcher Vereine würden es noch mehr sein, wenn nicht Neuendettelsau auch die geistige und geistliche Heimat eines anderen Vereines, nämlich der Gesellschaft für innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche in Bayern wäre, die älter, sehr verwandt und vielen unserer Freunde aus natürlichen Gründen angenehmer und lieber ist, so daß sie, gleichviel ob damit recht oder unrecht getan wird, lieber Lokalgemeinschaften für innere Mission als Zweigvereine für weibliche Diakonie haben und gründen. Das Volk nimmt beide für gleich, ja für eins, weil sie ja beide innigst verwandt und beide dettelsauischer Abstammung und Heimat sind. Alle Zweigvereine für weibliche Diakonie haben statutarisch die Verpflichtung, sich an den Zwecken und Anstalten der Muttergesellschaft zu beteiligen, aber wie jeder Zweigverein durch Statuten und Führung der Muttergesellschaft ähnlich ist, so hat auch die Muttergesellschaft von Anfang an darauf gedrungen, daß ein jeder ihr durch praktische Tätigkeit ähnlich werde und wohlthätige Anstalten für seine nächste Umgebung gründe. So sind denn auch wirklich in Nürnberg, Fürth, Altdorf, Memmingen aus den Zweigvereinen gesegnete Anstalten hervorgegangen, und wo das noch nicht der Fall ist, da ist es wie bei Dettelsau

leicht erklärlich, weil sich da der engere Anschluß an die Anstalten der Muttergesellschaft wie von selbst ergibt, oder es wird noch werden, wie bei Heidenheim. In Wendelstein ist der Verein seiner Form nach später als die Anstalt entstanden, wie denn eigentlich das die richtige Folge zwischen beiden ist, Anstalt voran, dann Anstaltshilfe durch vereinte Kräfte, und frühherhin am öftesten vorkam.

Eine nicht kleine Anzahl von gesegneten Anstalten und Vereinen dankt also Bayern im Grunde der Muttergesellschaft von Neuendettelsau, dabei aber wurden fast überall die gleichen Erfahrungen gemacht. Sowie die Zweigvereine durch Anstalten ihre lokale Tätigkeit gefunden hatten, fühlten sie sich von der Muttergesellschaft unabhängiger und der Gedanke, mit ihr ein großes Ganzes auszumachen, welches durchs ganze Land verbreitet und vereinigt eine sittliche Macht würde, trat zurück. Die Lokalinteressen verschlangen die allgemeinen, so daß man sich da und dort besann, ob man sich nicht lieber von der Muttergesellschaft in Dettelsau ganz lossagen sollte und, mit der lokalen Tätigkeit zufrieden, eigene Wege gehen. Wenn beim Anfang der Zweigvereinsanstalten die Anfangsschwierigkeiten und Geldnöten hervortraten, dann wäre man geneigt gewesen, der Muttergesellschaft in Dettelsau das Eigentumsrecht über die Anstalten zu übergeben, da es ja von Anfang her mit zur Idee der Vereinigung aller Zweigvereine der Muttergesellschaft zu einem größeren Ganzen gehörte, daß alle Zweigvereine ihr Vermögen der Muttergesellschaft zubrächten, damit die Kraft der vereinsmäßigen Einheit durch die materielle Vereinigung und Einheit desto mächtiger würde. Waren aber die Anfangsnöten vorüber und ging es mit den Anstalten empor, so vergaß man den anfänglichen Plan von einer großen Einheit, die Erinnerung der Muttergesellschaft daran erschien wie aus Selbstsucht hervorgegangen, und man hat sie, auch wo man ihre Wahrheit erkennen mußte, fast nirgends mit gutem und noch weniger mit kräftigem Willen aufgenommen, so daß die Zweigvereine im Grunde nur lose zusammenhängende Einzelkreise wurden, für welche auch eine ordnungsmäßige Visitation der Muttergesellschaft rein wie Anmaßung erschien. Kurz, die Idee einer größeren Einheit und ihre Segnungen trat in den Hintergrund.

Damit nun aber doch der ursprüngliche Gedanke nicht ganz dahinsiele, versuchte man, denselben in einer anderen Weise wieder zu Kraft und Leben zu erwecken. Die bereits gewordenen Anstalten der Zweigvereine sollten in ihrer gesonderten und vereinzelter Ausbildung durchaus nicht aufgehalten oder auch nur angetastet werden, ohne daß man den Zweigvereinen das Einlenken zur Idee der Einheit, wenn es ihnen etwa von selber käme, verwehren oder erschweren sollte. Neue Anstalten jedoch sollten in Kraft der Korporationsrechte vom Diakonissenhause selbst ins Leben gerufen und auf dessen Risiko geführt werden. Man hatte das Vertrauen, daß sich um jede neue Anstalt ein Zweigverein zu Dienst und Hilfe derselben bilden würde. Das scheint nun ganz dasselbe zu sein wie mit dem Kaiserswerther Marthahofe in Berlin. Dem Diakonissenhause wurden allerdings damit

Anstrengungen auferlegt, welche bei seinen kleinen, beschränkten Kräften von ihm gewiß nicht übernommen worden wären, wenn es nicht gegolten hätte, einen neuen kräftigen Versuch zur Herstellung der Einheit und Einigkeit der Sache und ihrer Führung zu machen.

An einem Orte, wo eine selbständige Krankenwartstation zu errichten war, haben mühselige Verhandlungen nichts erreicht, als daß den Schwestern Selbständigkeit des Dienstes gewährt wurde, während die Sache selber, Eigentumsrecht und finanzielle Führung fest und zäh in der Unabhängigkeit von dem Mutterhause erhalten wurde. Es ging wie überall, wo die Vereine vor den Anstalten entstanden sind, und man konnte um so weniger durchdringen, als der Verein kein Zweigverein, sondern ein ganz selbständiger, zur Errichtung einer Wartstation zusammengetretener war. An einem zweiten Orte bestand ein Zweigverein, aus welchem schon eine eigentliche anstattliche Tätigkeit hervorgegangen war. Auf dessen Territorium sollte nun auch eine Wartstation errichtet werden, der Zweigverein, d. h. seine Glieder, standen dem Diakonissenhause besonders nah; daher hoffte man, es sollte ganz anders gehen als am ersten Orte. Dennoch aber mißlang es. Weil man den Gedanken in seiner Bedeutung nicht erfaßt hatte, fand man die rechte Art der Ausführung nicht. Dies doppelte Mißlingen trotz allen Ernstes und Fleißes stimmte die Hoffnungen herunter, so daß man bei der Generalversammlung 1865 die Frage stellte, ob man vielleicht den ganzen Plan aufgeben sollte. Das aber wollte die Generalversammlung nicht; sie wollte nicht, daß das Mißlingen an zweien Orten den ganzen Plan vereiteln sollte. So ging man denn frisch ans Werk, und wir hoffen, daß wir bei der nächsten Generalversammlung von mehrfachem Gelingen werden sagen können.

Einstweilen haben wir das Vergnügen, nach der langen Einleitung, die auch nicht umsonst geschrieben und veröffentlicht sein möge, von den Anfängen des ersten Gelingens zu erzählen, und wir erlauben uns dabei, den Gedankengang und die Schärfe der Darlegung zu verlassen, erzählend auszuruben und es unseren Zuhörern oder Lesern zu überlassen, alles was wir nun sagen werden, in den Gedankengang einzureihen.

Wer in dem Jahresberichte 1864/65 die Dettelsauer Diakonissenstationen überblicken will, der findet eine neue Station verzeichnet, Pölsingen am Hahnenkamme. — Pölsingen, was ist das, und wo ist es, und was hat man dort zu suchen? Was ist das? Es ist ein Dorf am südlichen Abhang des Hahnenkamms, da wo dieser zum Ries hinuntersteigt. Das Dorf ist nicht sehr groß, und an seinem nördlichen Teile steht zwischen altertümlichen Mauern und Spitztürmen, auf einem Platze, zu welchem man über eine alte Brücke und vermöge dieser über einen Graben gelangt, ein großes Haus, oder wie sie es heißen, ein Schloß, das zwar inwendig leer, aber so wohnlich und hübsch angelegt ist, daß eine vornehme Familie ohne weiteres einziehen und sich's drin wohl sein lassen könnte. Wenn man auf den Kirchturm oder sonst auf einen höheren Platz des Dorfes oder der Gegend steigt, so nimmt sich das Haus in den roten Spitztürmen mit den

neumodischen Nebengebäuden und dem dichten Laubgang von einem Turm zum andern nicht sehr harmonisch aus: Man sieht, da müssen erst Leute hinkommen, die das Alte mit dem Neuen zu versöhnen wissen. Um das Schloß her ist ein Graben, den man noch heute leicht unter Wasser setzen könnte, der aber, so wie er heute ist, auch wohl zu einem schönen Garten umgewandelt werden könnte. Um den Graben her zieht sich ein Weg, der an einigen Stellen durch eine Laube oder durch etwas Gehölz Gelegenheit zum Ausruhen bietet. Diese Promenade läßt rings das Auge auf einer friedlich stillen Umgebung ruhen. Nach Norden hin sieht man den Hahnenkamm hinan. Das stattliche Urseim mit der modernen Kirche und dem gleich modernen Turme lockt den Lustwandelnden an, die schöne Höhe zu verfolgen und in das grüne Dickicht hineinzugehen. Nach Osten hin ist ein schöner Berg, der sich gegen Abend streckt und sich, dicht bewachsen mit Laub- und Nadelholz in schönster Mischung, seinerseits darbietet, den Lustwandelnden aufzunehmen. Südwestlich sieht man, gleichfalls ganz nahe auf einem Berge, ein stilles Kirchdorf (Trendel) lagern, und westlich, wo man über das schwarze Ries bis zu seinen Bergesgrenzen hinsieht, öffnet sich dem Auge eine weite wohlthuende Sicht, still und friedlich im hellen Sonnenstrahl, am Abend heimatlich, denn man sieht die Lichter auf dem Bahnhofe von Nördlingen wechseln und wandern, über die Fläche von dreien Stunden her. Ehedem hauste in diesem Schlosse eine freiberrliche Familie. Jetzt gehört es einem jungen Manne, der sich dort angekauft und auch die Schloßräumlichkeiten mitgekauft hat, weil er sie weder untergehen noch dem Mißbrauch übergeben, sondern sie dem Herrn Jesus anbieten wollte, daß er sie zur Linderung des menschlichen Elends und zur Mehrung seines Reiches weihen und gebrauchen möchte. Und dort nun ist das erste, dem Diakonissenhause Neudettelsau selbst gehörige Siliäl entstanden und wartet auf den Frühling, daß es treibe und blühe und wachse und reiche Früchte bringe. Dem Herrn und seiner Gnade ist in betreff der wohlthätigen Verwendung der Räumlichkeiten von Anfang an eine menschliche Disposition, eine Ordnung der Zingabe und des Opfers unterbreitet. Ringsumher sind reiche wohlhabende Gemeinden, nur Pölsingen ist, wie so viele ehemals ritterschaftliche Orter, nicht reich. Viele Einwohner arbeiten auf den Feldern des Gutsbesizers, weil ihre eigene Feldung die Zeit nicht ausfüllt und ihre Kraft nicht völlig in Anspruch nimmt. Da geht es denn wie an viel hundert andern Orten: Die Eltern stehen im Dienst des Brotes, die Kinder aber, die auf Brot warten, spielen unbewacht und ungeführt auf den Gassen. Da hat es denn geschienen, als könnte man zum ersten nichts Besseres tun, als in den Nebenräumen des Schlosses die Kinder zu sammeln und dort mit ihrem Christus und spielend mit nützlicher Arbeit vertraut zu machen. Und siehe, bis dahin hat der Herr geholfen. Schwestern von Dettelsau haben Eltern und Kindern das Herz gewonnen, so daß bereits eine blühende Kleinkinderschule sowie auch eine weibliche Arbeits- und Industrieschule dort zu finden ist. Das ist der Segen, der dem Dorfe gegeben werden sollte. Allein eine Kinderschule mit einem Paar von Schwestern füllt die Räume nicht. Sie sollen sich weiter öffnen, und am

15. Dezember soll ein weiterer Segen wie aus dem Füllhorn Christi hervorgegangen und der weiteren Umgebung, dem Distrikte, insonderheit dem Hahnenkamm dargeboten werden. Ein Rettungshaus für Knaben soll entstehen. Zwei recht arme und verlassene Brüder, Kinder einer armen und verlassenen Tochter des Hahnenkamms, sollen in Pölsingen ihr Rettungshaus betreten und ihnen soll nachfolgen, wen sich Christus ferner aus den verlorenen Kindern des Hahnenkamms auswählt. Was für das Dorf die Kinderschule, das soll für den Distrikt das Rettungshaus werden. Zwei Kinderchöre aus der näheren und ferneren Umgebung von Pölsingen sollen ihr Hosianna für den, der dort einziehen soll, vereinen, der Herr aber soll weiter mit den Räumern des Schlosses tun, wie er in Jerusalem unter dem Hosiannageschrei der Kinder getan hat, er soll den Kranken und Gebrechlichen und Krüppeln und Lahmen helfen und seinen Segen voller als die Rohrach, die vom Hahnenkamm kommt ins Ries hinab, kräftiger und grüner als die schönen Wälder den Hahnenkamm hinaufsteigen lassen, daß sich Hirten und Herden um Pölsingen freuen und das erste Dettelsauer Silial die andern alle empfehlen könne.

Wenn man von Gunzenhausen her unter der Eisenbahn weg den schönen Weg nach Gnosheim fährt und von da den Spielberg hinan, auf den Hahnenkamm hinauf, so sieht man auf der einen Seite ins Wörnitztal, auf der andern in das Altmühltal hinunter. Der Blick ist heiter und still, großartig und schön. Von dem Schlosse Spielberg genießt man eine Aussicht, wie es nicht sehr viele geben wird. Mancher zieht sie berühmteren vor. Man sieht in das Land, das die Römer unter ihren Kaisern nicht haben missen wollen, das sie mit ihrem Pfahlraim umschlungen und mit dem römischen Süden über die Donau vereinigen wollten und vereinigt haben. Von dieser Gegend sagen die Kundigen, daß in einem Umkreis von 2 Meilen mehr Erinnerungen an die Zeit der alten Heiden aus der Erde hervorragten als sonst in weiten Landen. Mach dich damit bekannt, Leser, und es wird dich nicht gereuen: das Wörnitztal, der Hahnenkamm, das Altmühltal sind eine wahre Heidenheimat (Heidenheim am Hahnenkamm). Nachdem man sich auf der Höhe des Spielbergs von der großen Fernsicht abgekehrt hat und nun durch die wunderliche Stille der Wälder und Täler des Hahnenkamms dahinfährt, wird man mächtig von der Erinnerung an den Dienst der Dämonen ergriffen. Aber dort reden ebensoviele Erinnerungen von dem Siege des Kreuzes: dort ist auch das Territorium, wo die drei heiligen Geschwister Willibald, Munibald und Walburgis gewirkt, wo sie mit ihrem Wort und Beispiel, mit ihrem Lied und Gebet, mit ihrem Schweiße, ihrem Leiden und Sterben aus dem Heidenheim und den Stätten der Druiden eine Heimat der Heiligen und einen Quell christlicher Segnungen gemacht haben. Auf den feierlich stillen Höhen kann einem in Kraft dankbarer Erinnerungen werden, wie wenn man die Füße der Boten Gottes von Heidenheim rauschen hörte, oder wie wenn man die Füße der heiligen Walburgis durchs Dickicht nach Hohentrüdingen eilen hörte, um dort durch Wort und Tat das Kreuz des Herrn hoch zu erheben und seinen Namen leuchten zu machen. Dies Land der

reichen Erinnerungen möchte das Diakonissenhaus von Neuendettelsau aufs neue einnehmen und mit Bächen der Barmherzigkeit bewässern. An dem einen Abhang des Hahnenkamms sollte man geistlich und leiblich eine Rohrach der Barmherzigkeit mit reichen Wassern fließen hören, und ebenso möchten wir an der anderen Seite, im Altmühltale, wenn's sein kann, in Bolzingen dem männlichen, im Altmühltale dem weiblichen Geschlechte der Gegend Stätten und Asyle der Barmherzigkeit öffnen, gesegnete Siliäle von Dettelsau aufrichten, und der Zweigverein von Heidenheim auf dem Hahnenkamm, der sollte ein Sammelpunkt unserer gleichgesinnten Glaubensgenossen werden, und die Gesammelten alle sollten uns helfen, die seligen Zwecke zu erreichen, die wir uns vorgenommen. Nicht abermals ein in der Losreißung, sondern in der Eintracht mit uns starker Zweigverein und ein reichlich flutendes Leben der Liebe und Barmherzigkeit sollte dort namentlich unter allen denen emporflammen, die nun schon länger als 28 Jahre Dettelsau lieben und ihre Liebe bereits auf ein zweites Geschlecht vererbt haben.

Das wissen wir schon, wie uns solche Reden bei manchen ausgedeutet werden. Als wenn wir gar nicht einmal ein Recht hätten, in unserm Sinne den Hahnenkamm zu merken, den wir doch von unserer Dettelsauer Höhe den ganzen Tag sehen, und als ob uns das Altmühl- und Wörnitztal gar nichts anginge. Ein jeder nehme unsere Reden, wie er kann und will; es wird aber doch auch an solchen nicht fehlen, die unsere Liebe verstehen und nicht höhnisch von sich weisen, und vor allem der Herr, der jenes Ländchen mehr liebt als wir, kann geben, daß aus unserem Wollen und Wünschen, segensreiche Siliäle zu gründen, kräftige, gedeihliche Tat und Wahrheit werde und daß vor allem andern das Siliäl auf Schloß Bolzingen gesegnet werde. Ob aber auch nicht, so spanne er ohne uns und unsere Mühsal einen Regenbogen der Gnade vom Altmühltale über den Hahnenkamm hinüber, bis in Tal und Ebene der Wörnitz und lasse das Ländchen, das uns so wohlgefällt, wo Willibald und die Seinen predigten und taufte und Walburgis Diakonissin war, geistlich und leiblich immerdar grünen und seinen Namen dortselbst hochgelobt sein.

9.

Das Krankenwesen der Diakonissenanstalt

1866

hat im Laufe des Jahres im Vergleich mit der früheren Zeit eine bedeutende Veränderung erfahren. Auch jetzt noch haben wir einige männliche Geistesranke, wenn auch keine frisch aufgenommenen, aber doch solche, deren Aufnahme aus der Zeit stammt, in welcher der Beschluß, keine männlichen Kranken, nämlich Geistesranke mehr aufzunehmen, noch nicht gefaßt oder doch nicht zur Kraft gekommen war. Es versteht sich von selbst, daß diese Kranken nicht in den Räumen des Diakonissenhauses selbst untergebracht

sind; sie bewohnen anständige Räumlichkeiten in den Nebengebäuden. Weibliche Kranke, seien es Geistesranke oder andere, akute, chronische und sieche, wohnen in der Diakonissenanstalt. Sie nehmen nicht allein die Räumlichkeiten des Siechensaales, sondern auch eine Anzahl von Zimmern ein, wie sie eben das Haus hat und geben kann. Die Zahl der Kranken ist, zumal ja das Haus mit seinen Zweiganstalten auch gar manchen Kranken liefert, doch nicht so gar gering, als es scheint, sie ist eben der Lage eines Diakonissenhauses auf dem platten Lande angemessen und kann nicht anders sein, als wie sie ist. Diese Anzahl wurde bisher alljährlich durch einige arme Kranke des Distrikts Heilsbronn vermehrt, da die Diakonissenanstalt schon länger als Distriktskrankenhaus angesehen und benützt wurde. Die Krankenzahl wurde durch diese Distriktskranken wenig erhöht. Überhaupt war es mit dem Diakonissenhause als Distriktskrankenhaus nicht viel. Bei dem ernstlichen Dringen der k. Regierung auf Distriktskrankenhäuser war es dem Distrikte ganz bequem, ohne einen kostspieligen Bau und großen Aufwand das Diakonissenkrankenhaus zu Neuendettelsau für die wenigen vorkommenden Fälle als Distriktskrankenhaus benützen zu können. Es wurde zu dem Behuf mit dem Diakonissenhaus ein Kontrakt abgeschlossen, daß für einen jeden Distriktskranken per Tag 24 kr. gezahlt werden sollten. So gering für die gegenwärtigen Preise der Lebensmittel die Forderung war, so konnte man doch schon zum voraus wissen, daß das Distriktskrankenhaus so spärlich als möglich benützt werden würde, weil unsere Leute in der Gegend für Alimentation und Pflege eines Menschen keine 24 kr. zahlen; nach ihrer Ansicht und wie sie selbst sich und ihre Kranken halten, ist das viel. Nur wenn man sich gar nicht anders helfen kann, gibt man dem Zwang der Verhältnisse oder dem Befehl der Obrigkeit insoweit nach, daß man einen Kranken in so teure Verpflegung gibt. Das sah man wohl nirgend klarer als im Diakonissenhause selbst; man erkannte, daß dem Distrikte auf diese Weise wenig Hilfe geleistet werden, daß die Hilfe nicht angenommen werden würde; und daß der Bevölkerung eine Krankenanstalt, der man pro Tag 24 kr. zahlen mußte, nur widerwärtig sein und bleiben würde. Der Landmann, der seit Jahrhunderten immer unter dem unbegriffenen Zwang seiner Verhältnisse leben mußte, glaubt gar nicht, daß irgendetwas aus Liebe zu ihm geschähe: er wehrt sich seiner Haut und seines Geldes, ist auch selbst geizig und eigensüchtig und glaubt nicht, daß andere anders denken und sein können als er selbst. So ist es wenigstens, solange nicht der Geist der Barmherzigkeit die Seelen umgeändert hat. Und doch hat das Diakonissenhaus dahier nie etwas mehr gesucht, als der U m g e g e n d wohlzutun, und hätte von Anfang her für ein innigeres Verhältnis zu der heimathlichen Bevölkerung gerne das Vertrauen darangegeben, das man in der Ferne und im Ausland so bald und in so großem Maße zu ihm faßte. In der Hoffnung nun, allmählich doch auch in der Heimath Wurzeln zu schlagen und die Herzen der Bevölkerung gewinnen zu können, nahm man daher zum Prinzip der Freiwilligkeit die Zuflucht und erbot sich dem Distrikte, der 157 Ortschaften von verschiedener Größe, von der Landstadt bis zur Einöde her-

unter gerechnet, umfaßt, alle seine armen Kranken völlig gratis zu übernehmen und sie bis zur Genesung oder zum Tode zu verpflegen, wenn dafür gestattet würde, daß die Diakonissen von Dettelsau alljährlich zweimal in allen Gemeinden und Orten des Distriktes freiwillige Gaben, nicht für das Diakonissenhaus, sondern für den Bedarf der Kranken des Distriktes einsammeln. Dieses Anerbieten wurde, da es zuerst vor einigen Jahren auf der Armenplenarsitzung von Heilsbrunn gemacht wurde, von dem intelligentesten Teile der Anwesenden sogleich in seiner rechten Absicht erkannt und eifrig vertreten, scheiterte aber an der Auffassung der aus dem bäuerlichen Stande hervorgegangenen Mehrzahl. Auf ihre Kranken und deren Pflege sahen die Männer nicht, sondern nur darauf, daß sie wieder geben sollten; auch in der freiwilligen Gabe erkannten sie einen Zwang und ein drohendes Miß. Ein Glied der Versammlung meinte: „Bettler haben wir ohnehin genug.“ — Als jedoch im Dezember 1864, gleichfalls bei einer Armenplenarsitzung, derselbige Antrag wiederholt gestellt wurde, ging er mit sehr überwiegender Stimmenmehrheit durch und die k. Regierung von Mittelfranken bestätigte ihn auf die beantragte Probezeit von fünf Jahren. Seitdem, also seit der Frist eines nicht völligen Jahres, ist die Sache ins Leben getreten und das Diakonissenhaus hat die Lösung seiner schönen Aufgabe begonnen. Man hat die Räumlichkeiten der alten Blödenanstalt für die Distriktskrankenpflege versuchsweise eingerichtet, bis die Erfahrung zeigen würde, ob der ganze Vertrag nicht bloß für fünf Jahre gehalten werden, sondern dauernd und ständig werden könnte. Im letzteren Falle würde dann ein eigenes, dem Bedürfnisse angemessenes Krankenhaus für den Distrikt erbaut werden. Die Räume der alten Blödenanstalt gewähren Platz für dreißig Betten und das nötige Personal und überdies sind die Räume würdig und schön, wenn man auch wünschen möchte, daß sie höher wären. Die noch nicht völlig einjährige Erfahrung hat gezeigt, daß nicht bloß die Kranken, sondern auch das pflegende Personal mit ihrer Unterbringung ganz wohl zufrieden sein können und auch wirklich sind, so wie auch der Anstaltsarzt und die Vorstände des Diakonissenhauses durchaus keinen Anstand gefunden haben, das Distrikthospital im alten Blödenhause auch ferner zu belassen.

Es wird kein Mensch zweifeln, daß ein Distriktskrankenhaus auf dem platten Lande so viele und vielleicht noch mehr Vorurteile zu überwinden haben wird als die Hospitäler in den Städten. So schmutzig und unsauber in unserer Gegend die Häuser der Landleute zu sein pflegen, so schlecht die Ernährung, so ungeschickt und roh die Behandlung, so lieben die Einwohner das, was sie Dabeim nennen, dennoch von Grund der Seelen, und sie fügen sich größtenteils nur mit großem Widerstreben, ihre Kranken von sich zu lassen, und die Kranken selbst bekommen zum Teil bei allem Lob, das sie dem Hospitale und seinen Vorteilen sprechen, das Heimweh nach ihren Höhlen, nach ihren heißen, unsauberen und ungesunden Stuben, nach ihren kalten Kammern, in welchen neben ihnen alle möglichen Vorräte, besonders aber die edlen Krautkufen duften, nach ihren elenden und unsauberen Lagern und nach alledem, dessen loszuwerden oder zu sein man sich sehnen und

freuen sollte. Insonderheit aber fliehen sie das gemüthliche Hospital, weil sie sich da „genieren“ müssen und sich ihren anerzogenen und angewohnten Notheiten nicht unbesprochen und ungetadelt hingeben können wie daheim. Der Landmann mag die Lebensart des Städters bei gesunden Tagen nicht, geschweige in Kranken, und die Freiheit, die er vor jeder andern begehrt, besteht darin, daß er wie alle seinesgleichen leben darf und in diesem Sinne tun darf, was er mag. Wo er das nicht darf, wird ihm nicht heimisch, auch im Hospitale nicht. „Ja wenn das Abnden nicht wäre“, meinte eine gute alte Frau, der alle Liebe geschehen war, als sie sich von ihrem Bette aufrichtete, um sich zur Rückfahrt zu richten. Hier gäbe es allerlei zu erzählen. Bei alledem aber greift dennoch je länger je mehr unser Distrikthospital durch, und während sonst alljährlich nur ganz wenige Kranke zu uns kamen, gab es doch in Jahresfrist 55 Kranke in 3109 Krankentagen, und unter denen waren 48, nämlich: 28 männliche und 20 weibliche Distriktsangehörige, deren Pflegetage allein sich auf 2998 berechnen. So war es nach der Zählung vom 20. November. 7 Kranke mit 111 Verpflegungstagen waren Reisende oder solche gewesen, die man in den andern Krankenlokalitäten der Diakonissenanstalt nicht unterzubringen wußte. Wer die Lage und die Verhältnisse kennt, der wird zugeben, daß das neue System in Jahresfrist viel Vertrauen erworben hat und daß die Aussicht für die Zukunft durchaus nicht schlecht steht. Wir haben wirklich erfahren, daß die meisten unserer Kranken sehr gerne im Hospitale waren und auch noch sind.

Was nun die Mittel zur Ernährung und Verpflegung von 55 Kranken bei 3109 Pflegetagen oder auch nur von den 48 Distriktskranken bei 2998 Pflegetagen betrifft, so erreichen sie, 1 Pflegetag nach dem früheren Vertrage zu 24 kr. gerechnet, die Summe von 1199 fl. und 12 kr., und es fragt sich nun, ob auch die Sammlung so viel ertragen hat, als man bedurfte? Bedurft hat man 1911 fl. 54½ kr. Davon aber gehen 717 fl. 31 kr. für Inventar ab, also für einmalige nicht wiederkehrende Ausgaben, welche das Diakonissenhaus aus eigenen Mitteln herbeigeschafft hat. Diese abgezogen war der Bedarf oder die Ausgabe 1194 fl. 23½ kr., etwas weniger als bei dem alten Satze, nach welchem 1 Tag zu 24 kr. berechnet worden ist, hätte eingehen müssen. Hat nun die Sammlung so viel ertragen oder nicht? Da muß man nun sagen, daß die Jahresammlung noch nicht vollendet ist. Die erste Sammlung ist in den 137 Ortschaften zu Ende gebracht, betrug an Geld 600 fl. 23¾ kr., an Naturalien und Materialien 72 fl. 5¾ kr., also in Summa 673 fl. 16¼ kr. Die zweite Sammlung ist erst im Gang und hat bis Ende November in Summa 262 fl. 56 kr. betragen. Die ganze bisherige Sammlung für das erste Jahr beträgt also 936 fl. 12¾ kr., so daß für den oben angegebenen ganzen Bedarf 258 fl. 10¾ kr. fehlen. So viel aber kann und wird vielleicht auch die noch im Gang befindliche zweite Sammlung des ersten Jahres liefern, so daß man sich gar nicht damit einzulassen braucht, auf andere Weise durch Berechnung der Viktualien und übrigen noch vorhandenen Vorräte die Lücke auszufüllen. Eine einigermaßen vertrauende Berechnung

kann ein ganz günstiges Resultat des ersten Jahres liefern, so daß man für das folgende Jahr in keiner Sorge zu sein braucht. Demnach hat man auf dem Wege der Freiwilligkeit mehr geleistet, als man bei dem Ansatz von 24 kr. für den Tag, auch wenn man so viele Kranke bei diesem Satze rechnen dürfte, gebraucht haben würde. Die Kranken sind freigehalten worden, sogar für ihre Medikamente, die wir anfänglich in die Gratisaufnahme einzurechnen ein wenig zagten, haben wir 91 fl. 7 kr. gezahlt; das Diakonissenhaus hat keinen Schaden erlitten und ist nun völlig gerichtet, den Distriktskranken ferner zu dienen.

Die Sache hat aber auch noch eine ganz andere Seite als die finanzielle. Es war keine Unbefonnenheit, als sich das Diakonissenhaus erbot, durch Sammlung den Bedarf der Kranken herzustellen, man hat wohl gewußt, was man sagte, wenn man versprach, die 137 Ortschaften zweimal im Jahre durchwandern zu lassen. Das kann nur unter großer Aufopferung und Mühe bewerkstelligt werden, zumal wenn man Weg und Wetter ins Auge faßt und wenn man bedenkt, daß die Sammlerinnen, größtenteils Töchter aus den sogenannt gebildeten Familien, nicht gewöhnt sind, so viele Tage und Stunden mit Sammeln, d. i. wie die Bauern sagen, mit Betteln zuzubringen. Aber man hat es doch gewagt, diese Märsche und Tagewerke den Schwestern aufzulegen, weil man es ihnen zutrauen konnte, die Sache im rechten Lichte zu fassen und die Aufgabe in Liebe zu Christus und den armen Kranken zu lösen. Diese persönlichen Verührungen bringen die indolente Bevölkerung dahin, nach dem Diakonissenhause und seinen Liebeswerken zu fragen und sie kennenzulernen, und es müßte wunderlich sein, wenn nicht nach einer, sei es auch nur fünfjährigen Erfahrung die Gemeinden des Distrikts dahingebracht würden, anzuerkennen, daß von seiten des Diakonissenhauses jene Liebe geübt wird, die nicht das Ihre sucht. So etwas zu lernen und die Überzeugung nicht von sich weisen zu können, muß am Ende erhebend und heiligend auf die Gemeinden wirken. Das aber ist schon allein der Schuhe, der nassen und müden Füße, der Katarrhe, des Zahns und und Kopfwehs und alles des Ungemachs wert, welches die terminierenden Schwestern auf sich nehmen müssen. Sie laufen nach einem edlen Ziel und können sich des bei ihrer Mühsal getrösten. Auch nehmen sie ja nicht bloß die Gabe hin, die sie bekommen, sondern sie hören, tragen, bescheiden und beantworten auch die Weigerungen, die ungeschickten Reden und Fragen und bringen damit Licht in die Finsternis. Sie sehen und erfahren, wie unsere Leute essen und trinken und wohnen und leben und sind; sie lernen das Volk kennen, was Diakonissen nur nützlich sein kann. Sie lernen alle Kranken und Krankheiten im Distrikt, in Häusern und Hütten, in Gemeindegärten und Armenhäusern kennen, können ansprechen, trösten und ermahnen und damit große Liebe üben. Sie können diejenigen kennenlernen, die bei ihren Krankheiten in ihren Wohnungen und Umständen schlecht aufgehoben sind, können ihnen ihr Hospital anbieten, die Vorurteile niederlegen und am Ende die Elenden, wie Gott geboten hat, in das Haus führen. Wie manchesmal hat man die grüne Diakonissenschiffe mit ihren Schim-

meln eilig dahinfahren sehen können, Schwestern und Schülerinnen drinnen, etwa gar den Arzt auf dem Boock, um irgendeine elende Kranke ins Hospital zu fahren! Und wer hat dann die Chaise bezahlt, in der die Kranken geholt wurden oder die ein paarmal Diakonissen, die schlecht zu Fuß waren, zum Terminieren brachte? Nicht die Kranken, nicht das Diakonissenhaus, nicht das Hospital, sondern Schwestern, die Freude an guten Werken hatten und ihre Teilnahme, so wie sie's konnten, beweisen wollten. Ferner wie vielfach waren die terminierenden Schwestern nicht Empfangende, sondern in dem eigentlichen, materiellen Sinne die Gebenden, die Wohlthat denen zubrachten, von denen sie nicht empfangen konnten oder noch nicht empfangen! Und wie viele hundert Betbücher und passende Schriften, wie viele hundert biblische Bilder sind gratis und ohne Entgelt im Distrikte verbreitet und damit, wie mit dem ganzen Werke, dem heiligen Amte in die Hände gearbeitet worden. Mancher entnützte Seelsorger hat in neueren Zeiten die Meinung ausgesprochen, die Zeit der Traktate-, Bibel- und Schriftenverbreitung sei vorüber. Unsere Schwestern aber haben es ganz anders gefunden. Schier allgemein hat man ihre schriftlichen Gaben fröhlich und dankbar angenommen. Viele Männer, die trotzig die Gabe für die Kranken verweigert hatten, haben beschämt in die Tasche gegriffen, wenn das Weib eine passende Schrift, der Sohn einen Tageslauf, das Kind ein anziehendes biblisches Bild bekam. Es war unter diesen Umständen freilich kein Wunder, wenn man die Schwestern, wie es so oft geschah, das zweite Mal lieber kommen sah als das erste Mal, wenn sich ihrem Werk und Wort sichtlich die Herzen öffneten, wenn mehrfach die zweite Gabe sogar reichlicher als das erste Mal ausfiel. Es wurden und werden über die Bettelfahrten eigene Tagebücher gehalten, deren Lesen mit den eingelegten Einzelheiten den Beweis liefern, daß der ganze Vertrag mit dem Distrikt wohlgetan und das Distrikthospital eine Quelle mehrfachen geistlichen und leiblichen Segens für den Distrikt schon jetzt geworden ist.

Anfügen wollen wir bei dieser Gelegenheit noch, daß man es auch gewagt hat, armen Wanderern und verkommenen Handwerksburschen Güte und Barmherzigkeit dadurch zu beweisen, daß man sie, in sich erweisenden Krankheitsfällen, zur Kur und Pflege in das Distriktskrankenhaus schickte. Leider hat man in diesem Betracht nicht leisten können, was man leisten wollte. Es besteht zwar bei uns eine eigene Kasse zum Zweck eines Fremdenhospitals, und dieselbe hat, wenn auch kein sehr großes, so doch ein kleines, ein halbes Tausend übersteigendes Vermögen, so daß man immer schon hat ausgreifen und unter Berücksichtigung der im Lande bestehenden Verordnungen ein Xenodochium oder ein Fremdenhospital hat bauen wollen. Das hat man denn doch nicht gekonnt und hat dafür, da man ohnehin schon einiges Inventar für den Zweck hatte, im Distrikthospital ein eigenes Krankenzimmer für Fremde einrichten wollen; aber die Hospitalzwecke durchkreuzten bisher den Plan, so daß wir nichts tun konnten, als die oben angeführten 7 kranken Fremden in das Hospital schicken und aus der Kasse des Fremdenhospitals, auf das wir warten, für ihre Kur und Pflege Zahlung zu leisten.

Hier ist ein von vielen in unseren Gegenden noch ganz unverstandenes und unerkanntes, deshalb auch zum Teil verlästertes, großes Arbeitsfeld der Barmherzigkeit. Was für Wunden und Beulen, was für Gebrechen und Schmerzen haben wir bei so vielen Streunern und verlorenen Kindern gesehen und wie gerne hätten wir geholfen! Wie hat sich das Herz der Elenden geöffnet, wenn sie ihr Elend darlegen durften, ohne den Stechen des Bettelvogts oder Polizeidieners fürchten zu müssen. Wie gerne haben sie gütige Worte angenommen, auch wenn sie strafen oder Buße predigten usw.: alles was in dem äußerst interessanten*) Buche über das Elend von Paris von der Frucht der Bemühung unter den Verlorenen zu lesen ist, haben wir in unserem kleinen Kreise den Anfängen nach auch erfahren. Ja wir haben unerwartete Früchte wahrnehmen können. Wir haben aus den Erfahrungen die heilige Elisabeth und ihre Hospitalwirksamkeit begreifen lernen, da wir mit Augen sahen, was uns früher verborgen war, daß es noch immer Kranke genug gibt, wie sie hatte und pflegte. O könnten wir helfen wie sie, hätten wir dazu die nötigen Mittel: bald würde man erfahren, daß auch auf dem platten Lande ein großes Hospital sein kann für Leib- und Seelenpflege. Schade, daß um des elenden Geldes willen bisher die uns winkende und aufbehaltene schönste und edelste Diakonissenarbeit zu keiner Kraft hat kommen können.

10.

Der Tod zu Dettelsau

1866

Der Leser hat vielleicht nicht viel Vertrauen zu dem Verfasser dieses Kallenders, was seinen Geschmack anbetrifft, denn es ist ja vorgekommen, daß in einem früheren Jahrgang die Gegend von Dettelsau in einer gewissen Weise so schön hingestellt worden ist, während ihr andere gar keinen Geschmack abgewinnen können. So könnte es denn kommen, daß unserer Genden unkundige Leute auch dem keinen Glauben schenken können, was über den Hahnenkamm und sein Geländ umher in diesem Jahrgang gesagt ist. Allenfalls könnten unsere Abgönner den vorurteilsfreien, noch nicht voreingenommenen Leuten den Rat geben: Wenn du ja etwas Dettelsauesches lesen willst, so kauf dir erst eine Dettelsauer Brille dazu. Nun verkaufen wir aber unsere Brillen nicht, weil wir's gar nicht spüren, daß wir sie tragen. So wie wir nichts von einer Dettelsauer Richtung wissen, so wissen wir nichts von einer Dettelsauer Brille. Wir meinen, wir verfolgen das ewige Ziel ganz einfach der Schrift gemäß und finden daher an der Richtung unseres Weges nichts Besonderes, und ebenso glauben wir unsere eigene Umgebung und andere Dinge einfach und ohne Brille anzusehen. Aber freilich, es gibt so viele Menschen, die eine andere Richtung und eine

*) Das Elend zu Paris und die christlichen Wohltätigkeitsanstalten zur Bekämpfung desselben. Nach Veröffentlichungen des Abbé Mullois und eigenen Beobachtungen von Dr. J. M. Müller. Mainz 1859.

andere Anschauung haben als wir, daß wir am Ende auch zu dem bescheidenen Gedanken geführt werden: Wer weiß, ob wir richtig wandeln und richtig sehen; wir wollen diejenigen, die nicht wie wir gehen und sehen, hochachten, ihren Gang und ihre Ansichten hochachten und Gott bitten, daß er uns arme Leute ändern und bessern, unsere Richtung und unsere Ansichten seinem Wege und Wort gleichförmiger machen möge. So können und wollen wir daher am allerwenigsten unserem Nächsten die Ansichten von Dettelsau anhängen, welche wir haben. Es ist vielleicht mit allem Dettelsau über und über nichts, und wir können ferner von dem Orte schweigen.

Es ist am Ende auch mit der ganzen Gemeinde von Dettelsau nichts: Der Pfarrer lebt und predigt schon über 28 Jahre da, und ist doch nicht einmal ein Hermannsburg, geschweige dann mehr daraus geworden, andere, die nicht in des Pfarrers Haut stecken, finden gar keine Wirkung des Evangeliums. Da wenn irgendein Fest der Anstalten gefeiert wird, kümmert sich niemand darum, die Gemeindeglieder gehen ihren Werken nach und fragen nicht einmal darnach, was heute für ein Fest in den Anstalten ist oder: was „sie“ nun heute wieder einmal vorhaben. Nicht bloß eine spärliche, sondern geradezu oft gar keine Beteiligung ist vorhanden. Die Einwohner arbeiten für die Anstalten und lassen sich zahlen, allmählich kommt ihnen etwa, daß ihnen die Anstalten kein Schade sind; und das ist alles. Allen Fremden fällt das auf, den Dettelsauern gar nicht und ihrem Pfarrer auch nicht. Das begreift man nicht und sagt: „Das sind einmal indolente Leute, und daß der Pfarrer das tragen kann und es ihm bei seinen teilnahmslosen Bauern mit ihren vielen augenfälligen Fehlern und Mängeln doch wohl gefällt!“ — „Laß gehen“, sagt der Pfarrer, „die Leute können doch gut s t e r b e n.“ Das mit meint er auch etwas gesagt und seine Gemeinde gepriesen zu haben, die Gemeinde und ihren Gott.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.“ Der Spruch hat drei Teile, die zusammengehören, unzerreißlich, die wie drei Staffeln in die Höhe gehen und von denen ein jeder leicht fassen kann, daß weder das Leben noch das Sterben, sondern das „w i r s i n d des Herrn“ die Hauptsache ist. Ob aber gleich die höchste Stufe die höchste ist und bleibt, so steht sie doch auf der zweiten und diese beiden auf der ersten. Zu einer ordentlichen Treppe gehört die richtige Aufeinanderfolge, und wenn eine Unterlage fehlt, so muß man springen, wo nicht gar die ganze Treppe einfällt. Wenn man nun von den Dettelsauern nicht rühmen kann, daß sie dem Herrn leben, sondern nur, daß sie ihm sterben und insofgedessen sein sind, so ist das freilich kein regelmäßiger und ordentlicher Gang und Stand, und das soll auch nicht gesagt werden: es ist ein Ausnahmezustand, der seine großen Gefahren und Bedenken hat, der nur durch eine ganz besondere Barmherzigkeit des Herrn gelingen kann, und das eben ist es, was der Pfarrer meint. Du kannst darauf sagen: Demnach müßten die Bauern von Dettelsau und wer sonst dort wohnt, ein Haufe von Schächern sein, die der Reihe nach, einer nach dem andern ans Kreuz zur Rechten des Erlösers steigen, dem Schächer nach-

beten und bekennen und sterben und ihm nach ins Paradies gehen. Vielleicht weigern sich am Ende die Gemeindeglieder des Vergleiches nicht; neulich führte einer unter ihnen den Pfarrer in seliger Mitternacht zu einem andern, der gerade an der Stelle des Schächers sterbend hing und betete, und der sagte: „Wir taugen alle nicht viel, das wissen Sie selber am besten; aber was ist das doch herrlich, daß nun wieder einer von uns so selig und fröhlich aus der Zeit geht.“ Der sagte also daselbige, was der Einwand, welcher da oben gemacht wurde, der Pfarrer aber bewegte bei der Rede seines Führers doch den Gedanken, daß auch das Leben seiner Pfarrkinder nicht mit dem Namen des Schächers bezeichnet werden dürfe, sondern daß schon vielfach Gutes vorhanden sei, die Saat des göttlichen Wortes, die eben mühselig durchs Dornengestrüpp des Lebens sich aufwärtsranke und durch die gütigen Kräfte des göttlichen Wortes und der zukünftigen Welt, die ohne Unterlaß niederregnen, genährt und erhalten werde und endlich sich bis zu einer reichgesegneten Krankheit und Sterbestunde hindurchranke. Es geht von der Unreinigkeit zur Reinigkeit, von der Unlauterkeit und Falschheit zur Lauterkeit und Aufrichtigkeit, von der Schwachheit zur Stärke, durch Staub und Schmutz zu immer neuer innerer Erfahrung und endlich zu einem unverhofften Genuß des Verdienstes Jesu und zu Siegen, die nicht den elenden und müden Leuten, sondern ihrem Herzog ihrer Seligkeit allein gehören. Da heißt es auch: „Amen, uns ewig währe die Freude, Gott die Ehre.“ Daß es nun so ist, das ist das Besondere von Dettelsau und der herrlichste Ruhm für den, der es nicht verschmäht, das elende misérable Nest, die Dettelsau, so überschwenglich heimzusuchen. Es ist nichts, auch mit der Gegend, meinetwegen! Wir haben auch schlechten Boden und geringes Wachstum; aber die Erde daselbst ist des Herrn und was drinnen liegt. Da drinnen liegen freilich keine alten Helden mit Schwert und Speiß, wie in den Hünengräbern, die man öffnet, keine Druiden, keine alten Weisagerinnen und Frauen mit Diadem und Schmuck kann man da wie aus berühmten Gräbern in der Nähe und Ferne herausgraben; aber wie oft ruft doch der Liturg über die Gräber hin: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben!“ Und wie hoffnungreich redet er oft vom Tage der Auferstehung und der Garben, wo man mit Erntejubel diese auferstandenen Schächer in die ewigen Scheunen und zu ihrem großen seligen Frieden sammeln wird! — Sagst du: Das ist überall so, der Herr ist allen gnädig, das ist nichts Besonderes für dich und deine Leute; so sage ich: Es kommt mir besonders vor, daß wir so arme und geringe Sünder im Leben, so fröhlich und mutig im Sterben sein sollen und in der Auferstehung so goldene Ähren und ewig im Sonnenschein so großer Gnaden. Auf Kalendergeschichten verstehen wir uns freilich nicht, aber mit Kampfes- und Siegesgeschichten, in denen unser Herr gekämpft und gesiegt hat, könnten wir dienen und zeigen, warum wir uns wenigstens einbilden, daß der Tod zu Dettelsau vom Herrn schon oftmals ganz besonders gesegnet und wie ein Erweis und eine Blüte des schönsten Lebens hingestellt wurde. Ist's um und um nichts mit allem Dettelsau, so bleibt uns doch das, und wir wollen es dem Herrn in ewige Zeiten verdanken.

II. Für die Diakonissen

1.

An die ausgesegneten Diakonissen

1857

Als vor drei Jahren das Diakonissenhaus hier entstand, waren wir nicht der Meinung, zwischen dem Mutterhause und den ausgesegneten Diakonissen eine dauernde Verbindung erstreben zu sollen. Wir wollten hauptsächlich durch Unterricht und gemeindliches Leben den Sinn für demütiges weibliches Dienen erwecken und soviel es die hiesigen Umstände zulassen würden, Übung und Geschick dazu verschaffen. Dann sollten unsere Schülerinnen entweder in ihre Familien zurücktreten oder einen Beruf des Dienens finden und eine jede unter ihren Verhältnissen das üben, wozu sie im Diakonissenhause Sinn und Bildung empfangen hätten. Dies schien einfach und praktisch zugleich, und wir hofften, auf diesem Wege unserem Volke einen nicht zu verachtenden Dienst zu erweisen.

Allein im Laufe dreier Jahre hat sich unser damaliger Voratz als unpraktisch aus mancherlei Gründen erwiesen. Was zunächst diejenigen unter unseren Schülerinnen anlangt, die in ihre Familienkreise zurückkehren, so wird bei den meisten durch die Macht der Verhältnisse, in welche sie zurücktreten, das in den Hintergrund zurückgedrängt, was hier im Mutterhaus im Vordergrund steht; mit dem Anstaltskleide wird Sinn und Absicht der Anstalt selbst vielfach wieder ausgezogen, und wir wissen nur sehr wenige Namen von solchen Schülerinnen zu nennen, welche eine Verbindung mit dem Diakonissenhause aufrechtzuerhalten streben. Würden nun die zum eigentlichen Diakonissendienste ausgebildeten Schülerinnen sich ebenso völlig selbst überlassen sein, so würde auch ihnen bald der Sinn abhanden kommen, welcher die Diakonissin kennzeichnet, und sie würde in Kürze vor den Mietlingen in Spitälern und Kinderstuben usw. durch nichts mehr auszeichnen als etwa durch die hochmütige Erinnerung, einmal in einer Diakonissenanstalt gewesen zu sein. Die Sorge für etwa eintretende kranke Tage, für die Zeit des Alters und der Kraftlosigkeit würde sie einerseits die Kraft sparen heißen, und andererseits würde sie durch die Klugheit der Kinder dieser Welt erweckt werden, die in gesunden Tagen darauf ausgehen, sich ein Vermögen zu ersparen, von dem sie später zehren können. Die Gefahren, welche Fleisch, Welt und Teufel insonderheit denen zu bringen streben, die mit besseren Vorätzen in einen Berufskreis eintreten, sind hiebei noch nicht einmal in Anschlag gebracht. Dazu kommt noch, daß gleich beim Anfang des hiesigen Diakonissenhauses von vielen Seiten her Diakonissen verlangt wurden und daß wir uns genötigt sahen, unsere Schülerinnen nach ganz kurzer Vorbereitungszeit in das Berufsleben hinauszuschicken. Da konnte doch der Sinn, den wir hier pflanzen wollen, nicht sehr tief wurzeln, und

die Gefahren, von denen wir geredet haben, können nur deshalb desto gewaltiger und verheerender eingreifen. Wir sahen daher bald ein, daß zur tieferen Gründung und zur Erhaltung des Diakonissenfinnes doch anders verfahren werden müsse, als wir gedacht hatten. Soll die Diakonisse aufopfernd und sorglos sich dem Dienste der leidenden Menschheit hingeben, so muß man ihrer Schwachheit dadurch zu Hilfe kommen, daß man ihr die Sorge für ihre Zukunft abnimmt; ihre Bildungsanstalt muß ihr ein Asyl und ein Mutterhaus werden, wo sie in Tagen der Schwachheit und Krankheit mit offenen Armen aufgenommen wird. Soll die heillose Gewinnsucht gewöhnlicher Krankenschwägerinnen und Lehrerinnen usw. vermieden werden, so muß die Diakonissin ihren Lebensunterhalt nicht von denen bekommen, denen sie die Arbeit leistet, sondern von ihrem Mutterhause. Soll sie im Sinne der Bildungsanstalt arbeiten, aus welcher sie hervorgegangen ist, so muß sie auch dieser Bildungsanstalt verantwortlich sein und von derselben visitiert werden. Soll sie allezeit da verwendet werden, wo ihre Kraft am meisten Frucht tragen kann, so muß die Wahl des Berufskreises nicht ihr allein überlassen bleiben, diejenigen, die sie ausgebildet und kennengelernt haben, müssen auch die Hauptstimme rücksichtlich der Verwendung abgeben dürfen. Kurz, die engere Verbindung und der dauernde Zusammenhang zwischen dem Mutterhause und unseren Schülerinnen erschien uns je länger, je mehr als eine gebieterische Forderung, wenn unser Werk gelingen sollte. So gaben wir uns denn auch je länger, je mehr getrost in diese Notwendigkeit, und Ihr, werthe Schwestern, erkanntet auch Eurerseits je länger, je mehr, daß ein Zusammenschluß der bereits erwähnten Art für Euer leibliches, geistliches und Berufsleben eine notwendige Sache ist.

Notwendig ist die Sache, aber leicht ausführbar ist sie deshalb nicht. Aus der Bildungsanstalt wird eine Anstalt zur Leitung und Regierung, Beratung und Versorgung, Ernährung und Verpflegung einer noch überdies immerzu wachsenden Zahl von Diakonissen. Die Diakonissinnen selbst verlieren alle Sorge, können ruhig hingehen, wohin man sie schickt, und arbeiten, wo man sie anstellt. Vorausgesetzt, daß auch eine Diakonissin nicht andere Wünsche hat, welche zum Diakonissendienst nicht passen, kann niemand leichter ein Leben in aller Ruhe und Gelassenheit führen als sie. Dagegen aber wachsen die Verpflichtungen des Diakonissenhauses mit einer jeden Schülerin, welche die dauernde Verbindung eingeht, immer großartiger heran und es entsteht je länger, je mehr, je mächtiger die Forderung, daß die Vorstände des Diakonissenhauses die dauernde Verbindung nur mit solchen Schülerinnen eingehen, bei denen nicht vorauszusehen ist, daß sie der Anstalt mehr Last als der Menschheit Dienst bringen werden. — Wer unter Euch die Sache beurteilen kann, der wird jetzt schon finden, wie groß die übernommene Last des hiesigen Mutterhauses ist. Erinnert Euch, daß der Diakonissenfonds noch erstaunlich klein ist, daß viele unter Euch durch Taschengeld und Kleidung der Anstalt weit größere Ausgaben verursachen, als das Salar ist, das in die Kasse des Mutterhauses fließt. Bei ruhiger Überlegung findet Ihr es daher gewiß ganz wohlgetan, wenn Euer Mutterhaus

die dauernde Verbindung in Zukunft nur mit großer Vorsicht eingeht und wenn auch an Euch und Euer Verhalten die entsprechenden Anforderungen gestellt werden.

So schwer übrigens die Verpflichtungen sind, welche die dauernde Verbindung dem Mutterhause bringt, so werden wir doch gewiß danach streben, sie zu erfüllen. Besonders liegt es uns hart an, Euch, werthe Schwestern, den Aufenthalt im Mutterhause möglich, nützlich und angenehm zu machen. Um die Verbindung aufrechtzuerhalten, bringt Ihr oftmals Eure Ferien im Mutterhause zu. Wenn Ihr kamet, fandet Ihr bisher bei dem raschen Wechsel der Persönlichkeiten immer nur wenige von denen, mit denen Ihr in das Haus eingetreten waret, und unter diesen wenigen hatte kaum eine und die andere Zeit, mit Euch umzugehen, auch fandet Ihr nicht einmal den nötigen Platz zur Ruhe und Arbeit. Oft hattet Ihr mit Sehnsucht den Tag der Heimkehr ins Mutterhaus erwartet, und kamt Ihr endlich, so ging es Euch nicht bloß wie den Kindern bei der Heimkehr, welche schnell die Mängel des Vaterhauses fühlen und schwerer als früher empfinden, sondern Ihr kamet Euch im Mutterhause fremd vor und Euer walzendes Herz fand alles kühl. Es war, wie wenn Ihr Euch mit Eurer Sehnsucht getäuscht hättet. Die Schuld der bitteren Erfahrung truget allerdings zum Teil Ihr selber, Ihr konntet ja voraus wissen, daß manche Eurer Wünsche und Forderungen durchaus nicht erfüllt werden konnten, auch konntet Ihr bei hellen Sinnen doch immer in Eurem Mutterhause auch dies und das finden, was Euch, wenn auch nicht die gewünschte Freude, doch eine andere bringen konnte zum Ersatz.

Indes ist's doch auch wirklich wahr, daß manches in dem hiesigen Hause fehlt, was durchaus nötig ist, wenn Euch Euer Ferienaufenthalt angenehm werden soll. Ihr müßet Raum haben, Ihr müßet Ruhe und Arbeit finden können, Ihr müßet Gesellschaft finden und Gelegenheit, namentlich mit den Vorständen der Anstalt inniger zu verkehren und dem Geiste nach vereint zu werden. Wie das zu machen ist, soll uns ernste Sorge sein, aber auch Ihr könnet und dürfet ja raten und wir bitten Euch herzlich darum, daß Ihr's tut. Wer von Euch irgend etwas anzugeben weiß, was zum Zwecke helfen kann, der tue es, Ihr seid darum herzlich gebeten.

Bei dieser Gelegenheit und am Schlusse dieses Briefes möchte ich Euch noch etwas, zwar ganz anderen Inhaltes, doch aber von hoher Wichtigkeit in die Erinnerung bringen. Es ist um so nötiger, weil wir bisher den nötigen Nachdruck auf diese Sache nicht gelegt haben.

Ich will mich aber ganz kurz fassen, es auszusprechen, und die Kürze möge Euch die Sache desto behältlicher machen. Mein Satz ist der: Keine Diakonisse sollte in einen Berufskreis eintreten, die nicht gelernt hat, ein Inventar zu führen. Wer es nicht gelernt hat, sollte nicht eher ruhen, als bis er's kann und bis er sich wenigstens am eigenen kleinen Inventar zur pünktlichen Treue gewöhnt hat.

Nun lebet wohl, der Friede des Allerhöchsten sei mit Euch und der Geist

des Herrn Jesus erwecke in Euch allen den heiligen Sinn für das Diakonissenleben, von dem ich Euch in Eurer Lehrzeit so gerne geredet habe. Ich wünsche, daß Ihr Glauben beweiset in gutem Gewissen und daß Ihr mit Geduld in guten Werken Eures Berufes trachtet nach dem ewigen Leben. Amen.

Neuendettelsau, den 3. September 1857

gez. W. L.

2.

Ordnung der Diakonissen-Kapitel

1858

1. In jeder Stadt oder Umgebung, in welcher sich mehrere Diakonissen in Arbeit befinden, schließen sich diese zu einem Kapitel zusammen, d. i. zu einer geistlichen Vereinigung, deren Absicht die gemeinsame Erbauung ist und die schweesterliche Zucht in betreff des Wandels und der Berufsführung.

2. Ein jedes Kapitel steht unter Leitung einer aus der freien Wahl der Kapitelschwestern hervorgehenden und von dem leitenden Personale des Mutterhauses genehmigten Oberin.

3. Die Oberin hat Recht und Pflicht, auf den Wandel und die Berufsführung der Kapitelschwestern zu achten, im Namen des Mutterhauses bei den Vorgesetzten der einzelnen Schwestern Nachfrage zu halten, und ist verpflichtet, vierteljährig regelmäßig und sooft es sonst nötig erscheint, den Kapitelbericht an das Mutterhaus zu erstatten.

4. Ein jedes Kapitel wählt für Krankheits- und Verhinderungsfälle unter Genehmigung des leitenden Personals vom Mutterhause eine Schwester zur Stellvertretung der Oberin. Dieser liegt es ob, vierteljährig über den Wandel und die Berufsführung der Oberin an das Diakonissenhaus Bericht zu erstatten. Sie kann es auch nötigenfalls außer dieser Zeit tun.

5. Eine jede Kapitelschwester hat Recht und Pflicht, im Fall sie ihr Gewissen drängt, gesonderten Bericht an das Mutterhaus über den Wandel und Beruf der Kapitelschwestern zu erstatten, sie hat es aber in jedem Fall ihrer Oberin anzuzeigen.

6. Wöchentlich einmal, womöglich am Sonntag nach der Abendkirche tritt das Kapitel zusammen. Die Kapitel-Versammlung hat die Absicht der Erbauung durch gemeinsames Lesen des Kapitels, Gebet, gegenseitige Ermahnung und Seelsorge. Die zu lesenden Kapitel oder Abschnitte der heiligen Schrift können nach Nothdurft gewählt werden, es wird aber vom Mutterhause vorschlagsweise eine Reihe von 52 Lektionen einem jeden Kapitel überliefert werden. Die Form des Gebetes ist vielleicht die des Abendgottesdienstes vom Mutterhause. Jedes Kapitel macht es sich zur Pflicht, die übrigen Kapitel und das Mutterhaus mit einzunehmen.

7. Eine vom Kapitel dazu aufgestellte Schwester führt über die Kapitel-

versammlung ein von der Oberin unterzeichnetes Tagebuch, welches dem Vorstande des Mutterhauses halbjährig, oder sooft er es wünscht, mitzutheilen ist.

8. Jedes Kapitel hat eine kleine Almosenkasse, vermöge es der seligen Pflicht des Opfers möglichst nachzukommen sucht. Die Rechnung über Einnahme und Ausgabe revidiert der Vorstand des Mutterhauses.

9. Besteht in der Stadt oder Gegend des Kapitels ein Zweigverein der Gesellschaft für weibliche Diakonie, so treten die Kapitelschwestern entweder einzeln oder in corpore als Kapitel bei und erweisen sich, soweit es ihr Beruf gestattet, als die eifrigsten Mitglieder desselben. Jedes Kapitel hat wo möglich einen gemeinschaftlichen Seelsorger, welcher mit Zustimmung des Mutterhauses gewählt wird.

10. Jedes Kapitel kann durch den Rektor des Mutterhauses oder durch die Vorsteherin desselben visitiert werden.

3.

Von den Diakonissen

1858

I.

Der Dienst der Barmherzigkeit war im Anfang der christlichen Kirche mit dem Amte des Worts oder Apostolate vereinigt; als aber die Gemeinde zu Jerusalem wuchs und die Kraft der Apostel zu beiderlei Tätigkeit nicht ausreichte, da zweigte sich aus der Fülle apostolischer Machtvollkommenheit ein eigenes Amt für den Dienst der Armen und Leidenden ab, nämlich das Amt der Armenpfleger oder der Diakonen, wie uns das so schön im 6. Kapitel der Apostelgeschichte erzählt wird. Erst später sehen wir ein eigenes Amt der Presbyter oder Episkopen, das ist Ältesten und Aufseher oder Bischöfe, auch wohl Pastoren oder Hirten genannt, hervortreten, so daß also das Amt der Diakonen das ältere zu sein scheint. Wie schön ist das! Das Nötigste, was der Apostel zu tun findet, ist, sich den Diaconus beizuordnen, auf daß die Barmherzigkeit gegen die Leiber von Anfang an unzertrennlich mit der gegen die Seelen zusammengehe, und sich Leib und Geist zusammen freuen in dem lebendigen Christus.

II.

Der Diaconus der ersten Zeit dient auch den Witwen, wie sich das deutlich im 6. Kapitel der Apostelgeschichte zeigt; aber nicht alle Dienste der christlichen Armenpflege an den Frauen können Männer leisten, das fühlt man am Anfang des Christentums am besten. Daher entsteht auch gleich im Anfang des Christentums neben dem männlichen Diaconus der weibliche, die Diakonissin, wie man das unzweifelhaft aus dem 1. Vers des 16. Kapitels St. Pauli an die Römer sieht, wenn er nämlich richtig übersetzt ist.

Richtig übersetzt heißt dieser Vers: „Ich befehle euch unsere Schwester Phöbe, die da ist eine Diakonissin der Gemeinde zu Kenchrea.“ Da haben wir in der Heiligen Schrift sogar den Namen der Diakonissin. In demselben Kapitel kommen noch mehrere Namen von Frauen vor, die am Ende auch nichts anders waren als Diakonissen, freiwillige oder mit dem Amte betraute. Dahin gehören Mariam, Persis, Tryphäna, Tryphosa.

III.

Die Heilige Schrift enthält eine Stelle, in welcher zwar kein Wort vom Diakonissenamt geredet wird, die aber nichtsdestoweniger seit uralten Zeiten auf das Diakonissenamt ausgelegt wurde; es ist die Stelle: 1. Tim. 5, 3 — 16. Wenn wir soeben sagten, die Stelle sei von uralten Zeiten her auf das Diakonissenamt ausgelegt worden, so dürfen wir uns keine übereinstimmende und allgemeine Auslegung der christlichen Kirche denken. Zwei große Kirchenlehrer des Altertums, deren Amtszeit in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts fällt, der Morgenländer Johannes Chrysostomus, Patriarch von Konstantinopel, und der Abendländer Ambrosius, Erzbischof von Mailand, finden in der angeführten Stelle von nichts die Rede als von der Witwenversorgung. Dagegen sind aber andere, wie z. B. der Abendländer Tertullianus, der im Jahre 220 gestorben ist, und der Morgenländer Epiphanius, im Jahre 403 gestorben, bereits der Ansicht, die Stelle rede vom Diakonissenberuf. Diese Ansicht hat in späteren Zeiten durchgeschlagen und ist die allgemeine geworden. Wenn bloß von Witwenversorgung die Rede wäre, hat man gesagt, so würde man nicht begreifen, warum die Auswahl der zu versorgenden Witwen so sehr an gewisse sittliche und andere Vorzüge gebunden sei, da ja die christliche Barmherzigkeit so großen Unterschied nicht mache; es müsse daher von Witwen die Rede sein, die zwar einerseits versorgt, andererseits aber zum Segen der Gemeinde verwendet werden. An dieser Ansicht ist auch etwas, und das ganze Altertum hat daher die Erfordernisse zum Diakonissenamte aus dieser Stelle genommen.

IV.

Von der heiligen Phöbe sagt der Apostel Paulus Römer 16, 2, sie habe vielen und auch ihm selbst Beistand getan; wörtlich übersetzt heißt es: sie sei für ihn und für viele eine fürsorgende Vorsteherin gewesen. Nun wird Phöbe für den Apostel schwerlich eine geistliche Fürsorge getragen haben, deshalb sehen auch wir hier nichts anderes als die weibliche Fürsorge für das Äußere. Von Mariam sagt er im 6. Verse, sie habe viel Mühe und Arbeit mit ihm gehabt, von Tryphäna und Tryphosa sagt er Vers 12, sie hätten in dem Herrn viel gearbeitet; auch von Persis sagt er: sie habe in dem Herrn viel gearbeitet. Luther hat einen und denselben Ausdruck im Griechischen bei allen den zuletzt genannten vorgefunden, aber bei einer jeden anders übersetzt. Der Ausdruck ist wert, von zukünftigen Diakonissen nach griechischem Laute gemerkt zu werden, denn er ist der Diakonissen Zeichen. Er heißt κοπιᾷν, zu deutsch: M ü h e u n d A r b e i t h a b e n. Es ist derselbe,

den der Apostel auch von den Hirten und Lehrern braucht, die sich's in ihrem Amte sauer werden lassen.

V.

Die Namen der weiblichen Amtspersonen, von denen wir reden, sind in der Heiligen Schrift Diaconos, soviel als Diaconissa; lateinisch: ministra, deutsch Dienerin. Sie heißen aber auch *χήρα*, lateinisch vidua, deutsch Witwe. So sicher bezog man die Stelle 1. Tim. 5, 3 ff. auf den Diakonissenberuf, daß man auch die Diakonissen, welche Jungfrauen waren, Witwen nannte, daß dies allgemeiner Name für alle wurde. Noch ein Name ist jedoch zu bemerken; die Diakonissin heißt auch Presbytis, in der Mehrzahl Presbytides, zu deutsch: Ältestin.

VI.

Die Erfordernisse zum Diakonissenamte nahm die alte Zeit aus 1. Tim. 5, 9 und 10. Die Diakonissin mußte 60 Jahre zählen, nur mit einem Manne in der Ehe gelebt haben und aus ihrer früheren Lebenszeit das Zeugnis edler Frauenwerke haben, d. i. sie mußte Kinder aufgezogen haben, sie mußte Gastfreundschaft geübt, den Heiligen mit Freuden Magdendienste getan, die Verfolgten unterstützt und sich durch Eifer in allen guten Werken ausgezeichnet haben. Das war die Regel. Ausnahmen machte das weise Altertum, wo es dieselben verantworten konnte. Jedenfalls sieht man, daß den ersten Christen die alternde, heilige, tatkräftige Matrone das Ideal fürs Diakonissenamt gegeben hat.

VII.

Welche Geschäfte die Diakonissin der allerersten Zeit auszuüben hatte, ist aus der Heiligen Schrift nicht mit voller Sicherheit und Vollständigkeit zu erkennen. Doch sehen wir, daß die heilige Phöbe für ihre Gemeinde in Kenchrea Geschäfte in Rom zu besorgen hatte und den Brief des heiligen Paulus an die Römer bestellte, wie wenigstens die Unterschrift des Briefes sagt, die freilich nicht auf Rechnung des Apostels kommt. Um diese Geschäfte zu vollziehen, mußte Phöbe von Griechenland aus eine weite Reise nach Italien und Rom machen, und man sieht also daraus, daß die Diakonissen nicht bloß innerhalb ihrer Gemeinden verwendet wurden.

Waren Mariam, Persis, Tryphäna und Tryphosa gleichfalls Diakonissen, so kann man aus dem 16. Kapitel an die Römer denselben Schluß machen. Jedenfalls werden aber auch die Diakonissen der ersten Zeit keine anderen Geschäfte bekommen haben, als welche sich für ihr Geschlecht und für ihren Beruf schickten. Phöbe wird daher in Rom äußerliche Geschäfte für ihre Gemeinde und zwar solche zu besorgen gehabt haben, welche in irgend einer Beziehung zur Armen- und Krankenpflege standen. In der späteren Zeit treten die Geschäfte der Diakonissen deutlich hervor. Die Diakonissen hatten das wichtige Geschäft, den weiblichen Katechumenen den Unterricht zum Eintritt ins Christentum durch die Taufe zu

geben, den weiblichen Täuflingen bei der Taufe beizustehen, kranke und betrübt Frauen zu besuchen und ihnen zu dienen, den Märtyrern und Konfessoren in den Gefängnissen Hilfe zu leisten und ihnen zu dienen, die weiblichen Leichname zum Begräbnisse zuzurichten, den Kirchgang der Frauen zu beaufsichtigen und in der Kirche selber den Vorsitz der Witwen zu führen. Lauter Geschäfte, die, mit Ausnahme des Unterrichts, sehr gering aussehn, aber je nach der Art und Weise, wie sie geschehen, vom größten Einfluß sein können.

VIII.

Das Diakonissenamt war das einzige kirchliche Amt der Frauen, aber auch so hoch geachtet, daß die Diakonissin zu demselbigen ebensowohl durch Auflegung bischöflicher Hände und die Gebete der Kirche *ordiniert* wurde wie der Presbyter zu seinem Amte. Dadurch erlangte die Diakonissin nicht bloß die öffentliche angesehenere Stellung in der Gemeinde, sondern auch ihren besonderen göttlichen Amtesegen.

IX.

Im 8. Buche der apostolischen Konstitution und dessen 19. und 20. Kapitel ist das *Ordinationsgebet* der Diakonissen verzeichnet, welches in der Zeit des grauen Altertums gebräuchlich war. Es heißt wie folgt: „Ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Schöpfer des Mannes und des Weibes, der du Mirjam und Debora und Hanna und Hulda mit dem heiligen Geist erfüllt und es nicht verschmäht hast, deinen eingeborenen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen; der du auch in der Hütte des Zeugnisses und im Tempel Wächterinnen deiner heiligen Pforten erwählt hast: sieh nun auch auf diese deine Magd, die zum Dienst verordnet wird, und gib ihr den heiligen Geist und reinige sie von aller Befleckung des Fleisches und Geistes, auf daß sie würdiglich vollstrecke das ihr aufgetragene Werk zu deiner Ehre und zum Lobe deines Christus, mit welchem dir sei Ehre und Anbetung mit dem heiligen Geist in die Ewigkeiten. Amen.“

X.

Es gab in der ältesten Zeit des Christentums Jungfrauen, welche ehelos lebten. Wir lesen im 21. Kapitel der Apostelgeschichte von den Töchtern des heiligen Diakonus Philippus, die Jungfrauen waren und Prophetinnen. Der jungfräuliche Stand wird hervorgehoben, jedenfalls nicht in der Absicht, anzudeuten, daß diese Töchter bisher keine Männer gefunden hatten; es muß ihre Wahl gewesen sein. Überhaupt eignete sich die erste Kirche die 1. Korinther 7 ausgesprochene Ansicht von der Jungfrauschaft dermaßen an, daß wir bei allen Kirchenvätern bis in die älteste Zeit zurück den Ruhm der zu Gottes Ehren und zum Heile der Brüder festgehaltenen Ehelosigkeit finden. Der Bischof überreichte unter feierlichen Gebeten der Jungfrau, welche das Gelübde der Ehelosigkeit tat, einen Schleier, wiewohl es auch viele Jungfrauen gegeben hat, welche das Gelübde ohne Schleier hielten. Solche

Mädchen hielten sich für Gott verlobt, und alle Diakonissen des Altertums, wenn sie nämlich noch Jungfrauen waren und nicht Witwen, waren solche Gottverlobte. Die syrische Kirche, von der man in unserem Lande nichts weiß, die aber Zeiten des höchsten geistlichen Glanzes und Aufschwunges gehabt hat, zählt in ihren Jahrbüchern eine ganze Reihe von Märtyrerinnen mit Namen auf, welche, wie man dort sagte, „Töchter des Bundes“, das heißt Christo verlobte Jungfrauen und Diakonissen gewesen sind. Solche Jungfrauen lebten zusammen in einem Hause, das für den Verkehr mit Männern abgesperrt war, und hatten in jenen Kirchen neben den schon genannten Diakonissengeschäften auch Recht und Pflicht, beim Gottesdienst heilige Lobgesänge zu singen und die Kleidung des Altars zu besorgen.

XI.

Im Anfang des 2. Jahrhunderts war in Bithynien unter dem Kaiser Trajanus ein berühmter Mann Statthalter: Plinius. Er hatte auf Befehl des Kaisers die Verfolgung zu beginnen und griff zuallererst, in der Meinung, die Kirche an ihrem schwächsten und zartesten Teil anzugreifen, nach zwei Diakonissen, die er auf die Folter brachte. Aber siehe, der große, weise Herr überwand nicht, die Bräute blieben dem ewigen Bräutigam treu und der Ruhm ihres Amtes stieg. So gab es überhaupt Zeiten, in denen das Diakonissenamt in hohen Ehren war, z. B. jene Zeit des großen Kirchenlehrers Chrysostomus zu Konstantinopel, der in seiner Hauptkirche vierzig Diakonissen, und in einer andern sechs angestellt hatte. Unter diesen glänzt eine Diakonissin wie ein Morgenstern, ihr Name ist O l y m p i a s, und man gedenkt ihrer im Abendlande am 17. Dezember.

Aber nicht für immer blieb es so. Das Amt der Diakonissin erlosch, namentlich sobald man aufhörte, durch Untertauchen zu taufen. Nach Basamon gab es im 12. Jahrhundert noch Diakonissen zu Konstantinopel. Auch im Abendlande hat man im 8. und 9. Jahrhundert noch Spuren des vorhandenen Amtes, aber dennoch hörte das Amt im Abendlande eher auf als im Morgenlande, und verschwindet aus dem Andenken der Kirche so sehr, daß nur der Name noch übrigblieb, welchen die Karthäuser Nonnen sich zueigneten.

XII.

Das Zinsinken des Diakonissenamtes hängt nicht bloß mit der schon berührten Veränderung in der Taufordnung zusammen, sondern mit der Verweltlichung der Kirche durch die Verbindung, welche sie mit dem Staate einging. Wenn es einen Staat gibt, mit welchem die Kirche eine Verbindung eingehen kann, so soll eine Verbindung zwischen beiden sein; aber Maß und Weise auszufinden, die keine Reue erzeugen und ohne Schaden bleiben können, ist eine äußerst schwere Sache, und die Verbindungen, welche die Kirche seit Konstantin dem Großen mit dem Staate eingegangen hat, hat viel Schaden gebracht, die Welt mit Macht in die Kirche gezogen, so daß es schnell allenthalben zu spüren war. Im Abendlande waren es noch

obendrein die rohen germanischen Staaten und Völker, die massenweise in die Kirche aufgenommen wurden und mit deren Staaten eine Verbindung nur in so lange einigermaßen gedeihen konnte, als die Kirche den übermächtigen Einfluß besaß. Aus den Gemeinden, welche in dieser Verbindung je mehr und mehr entstanden, und aus ihrem Geiste konnten ebensovienig heilige Diakonissen als heilige Presbyter hervorgehen. In den Massenkirchen starb je mehr und mehr die Gemeindediakonissin aus. Das heißt aber nicht, es gab seitdem keine Frauen, Witwen und Jungfrauen mehr, welche den Geist der barmherzigen Liebe besaßen; es war auch in den Massen- und Staatskirchen das Wort Gottes und nicht ohne Wirkung. Die nun vom Heiligen Geiste zu heiligem Tun entzündet wurden, traten zu Bruder- und Schwesternschaften zusammen, und an die Stelle der heiligen Diakonen oder Diakonissen traten die Klöster mit ihren Mönchen und Nonnen. Die waren die Erben der guten Werke der alten Zeit, und solange die Zeit der Staats- und Massenkirchen dauern wird (sie dauert ja noch an), wird es auch nimmermehr anders sein können, wenn man auch in den protestantischen Staats- und Massenkirchen nicht von Klöstern, sondern von freien Vereinen und Diakonissenhäusern reden wird.

XIII.

Bereits haben wir gesagt, daß die Geschäfte der Diakonissen in der spätern Zeit an diejenigen übergegangen sind, welche sich, wie das Haus Stephanas 1. Korinther 16, 15, freiwillig zum Dienste der Heiligen verordnen. In der römischen Kirche waren das die Nonnen der verschiedenen Orden, unter denen sich in der neuern Zeit die barmherzigen Schwestern für die Krankenpflege und die englischen Fräulein und Schulschwestern für das Lehrfach ausgezeichnet hatten. In der protestantischen Kirche mangelten bis in die neuere Zeit Vereinigungen der freiwilligen Liebe; es war alles dem einzelnen überlassen, was er zur Ehre Gottes und zum Heile anderer tun wollte. Das 19. Jahrhundert aber ist ein Jahrhundert der Vereine. Wie man sich auch in den protestantischen Kirchen zu allen möglichen Liebeswerken vereinsweise zusammenschloß, so tat man es auch für den Diakonissendienst, und es ist eine bekannte Sache, daß gerade aus dem Schoße der unierten Kirche das erste Bildungshaus von protestantischen Diakonissen des 19. Jahrhunderts hervorging. Von seiten der Lutheraner wurde überhaupt das Vereinswesen und insonderheit die Diakonissenanstalt von Kaiserswerth bemüht, wie es denn billig ist, daß man die Früchte solcher Menschen, die der reinen Lehre nicht huldigen, einer besondern Prüfung unterwirft. Indessen ziemt es ohne Zweifel der Kirche, die sich des reinen Worts und Sakramentes rühmt, in keiner guten Sache dahinzubleiben und womöglich mit Vermeidung der Fehler anderer das Gute untadeliger zu tun.

XIV.

Eine Jungfrau, die sich entschlossen hat, dem Herrn in seinem Leiden, den Armen und Kleinen zu dienen, soll nicht vergessen, daß sie

1) innerlich ledig oder verwitwet sein muß, wenn sie Glück zu ihrem Vorsatz finden soll; nur die mit sich und mit der Welt fertig und frei zu werden angefangen haben, werden Licht, Kraft und Beständigkeit haben, dem Herrn zu dienen.

2) Die erlöste, freie, jungfräuliche Seele wählt sich nach gefasstem Entschluß, dem Herrn zu dienen, das schönste Ziel, es ist der Beruf der Gemeindediakonissin der alten Zeit; zu dem wünscht sie sich von der Jugend bis zum Alter der heiligen Witwen vorzubereiten; nur wer ein solches Ziel hat und unnachlässig nach demselben trachtet, scheut dann auch Weg und Mittel nicht, zum Ziele zu kommen.

3) Bis es wieder möglich ist, als Gemeindediakonissin dem Herrn zu dienen, übt sich die heilige evangelische Jungfrau in allen Geschäften des Diakonissenberufes, sucht sich in einem jeden zu vervollkommen, namentlich aber in denjenigen, für welche sie besonders begabt ist. Wehe der Magd des Herrn, die nicht einmal mit dem Pfund wuchert, das ihr anvertraut ist.

4) Willst du eine Stufenleiter für den Diakonissenberuf, so nenne ich dir folgende:

a) Werde zuallererst eine Magd und lerne alle häuslichen Geschäfte vom geringsten bis zum schönsten vollkommen. Schmach der Jungfrau, die die erste Stufe nicht erreicht.

b) Geh eine Zeitlang in eine Kinderstube und lerne Kinder warten. Schmach der Diakonissin, die von der Kindsmagd beschämt wird.

c) Laß dich unterweisen zur Kleinkinderlehrerin und ruhe nicht, bis du das, was sie soll, weißt und kannst, die Aufgabe ist nicht sehr groß.

d) Hast du die Gabe, so laß dich zur Schullehrerin unterrichten und bilden; ruhe nicht, bis du das Deine getan hast, die Mädchenschule nicht aus der Hand des Pfarrers, denn den hat Gott zum Hirten gesetzt, aber des männlichen Schullehrers in weibliche Hand zu bringen.

e) Laß dich unterweisen, wie du das Rettungshaus einer Gemeinde regieren könntest, nämlich das weibliche Rettungshaus; das männliche scheue sowie die großen Rettungshäuser, die unnatürlich sind und schwerlich von langer Dauer.

f) Laß dich zur Krankenpflegerin unterweisen für leibliche Kranke und vergiß nicht, daß dabei dein geistlicher Beruf bedeutender ist als dein leiblicher.

g) Laß dich unterweisen zur Pflege der Gemütskranken, aber nicht in einem rationalistischen Spital oder Irrenhaus, sondern da, wo man für jede Gemütskrankheit die einfache Arznei aus Gottes Wort zu sagen weiß.

h) Nach diesem allem werde, wenn du kannst, eine Gemeinde-Diakonissin.

4.

Summarie zum siebenten Kapitel des ersten Briefes St. Pauli an die Korinther

Für Diakonissenschülerinnen

1858

Der heilige Apostel Paulus handelt in diesem Kapitel von der heiligen Ehe und von der heiligen Jungfrauschaft. Die heilige Ehe ist eine Ehe zwischen Christen. Auch die Ehe zwischen Unchristen ist gültig und unauflöslich; aber heilig ist nur die Ehe der Heiligen. Ein solcher Unterschied ist zwischen der Ehe der Heiligen und Ungläubigen, daß der Apostel bei seiner durchgreifenden Lehre von der Unauflöslichkeit jeder Ehe dennoch eine Trennung und Scheidung zuläßt, wenn der heidnische Teil mit dem christgewordenen Gemahl die Ehe nicht mehr fortsetzen will. Genau genommen ist das der einzige Scheidungsgrund des neuen Testaments, weil der Matthäi 19 angegebene schon eine gröblich gebrochene Ehe voraussetzt. Hier haben wir also ein Überwiegen religiöser Gründe über die Verhältnisse der Ehe. Christliche Eheleute können einseitig keine leibliche Enthaltung üben, ohne sich zu versündigen und dem Gott der Ehe zu widerstreben; aber nach beiderseitiger Übereinkunft, um heiliger Zwecke willen, dürfen sie sich enthalten, solange sie nicht dadurch in die Gefahr kommen, ihre armen Seelen mit bösen Lüsten zu beschweren. Haben sie die Gabe der Enthaltbarkeit, so können sie auch den ehelichen Umgang völlig aufheben, ohne zu sündigen, wenn dabei kein Gedanke an eine anderweite Verbindung herrscht.

Die Verheichelichung selber ist eine freie Sache, und kann ein jeder, ohne an einem allgemeinen Gebote Gottes zu sündigen, in die Ehe treten oder nicht. Doch ist die Freiheit nicht so zu verstehen, daß eine Tochter dieselbe ohne des Vaters Willen üben könne. Über das Geschick der Töchter entscheidet der väterliche Wille, der, wenn er Christo untertan, allerdings ein weiser und rücksichtsvoller ist. — Ehe und Jungfrauschaft sind frei; soll eines von beiden sündlich sein, so muß die Sünde in der Übertretung eines göttlichen Gebotes durch den besonderen Fall liegen, in dem man sich befindet. Übrigens nennt St. Paulus den ledigen Stand ganz offenbar im Vergleich mit dem Ehestand den bessern, nützlicheren, dienstlicheren. St. Paulus empfiehlt den ledigen Stand,

- 1) weil in Verfolgungszeiten die Ehe starke Hindernisse und Erschwerungen der Treue gegen Christum bietet. Wie das auch am Tage ist;
- 2) weil die eheliche Sorge so oft dem Menschen eine Ursache zur Untreue gegen Christum, der Lauigkeit in der Andacht und im Dienste des Herrn wird;
- 3) weil der jungfräuliche Stand im Gegenteil schön, wohlstandig und von der Art ist, daß man unverhindert dem Herrn dienen kann. Seine Empfehlung ist kein Gebot, kein Strick über den Hals, sondern rein pastoral und

durch die Bemerkungen verursacht, welche der Apostel gemacht und aus denen er eine sichere Erfahrung gewonnen hat. Nicht in der Ehe an und für sich selber, sondern in ihrem schier allgemeinen Mißbrauch, in der Sünde und den sündlichen Folgen derselben liegen die Gründe, die dem Apostel zu seinem Räte Ursache gegeben. Dabei merkt man es ihm wohl an, daß er die natürliche Gabe mancher Menschen zur Keuschheit und deren Mangel sehr hoch anschlägt, aber auch die Überzeugung haben muß, daß der natürliche Mangel durch eine übernatürliche geistliche Gabe zur Enthaltung ersetzt werden kann.

Diakonissenschülerin, was zuvor geschrieben ist, ist auch dir zur Lehre geschrieben. Wenn du die Ansicht von Ehe und Jungfrauschaft bisher nicht gehabt hast, welche St. Paulus hat, so beuge dich zur Stunde unter den Gehorsam des Glaubens und erbitte die geistliche Gabe eines unbefangenen und reinen Herzens, einer gottverlobten und jungfräulichen Seele vor allen Dingen für diese deine gegenwärtige Zeit, in welcher du ohne Zweifel innerlich ledig sein und dem Herrn dienen sollst. Vergiß nie, daß der Stand der Ledigen und Jungfrauen weniger ein äußerlicher als ein innerlicher ist, und bitte Gott um das Glück der innerlichen Freiheit von geschlechtlichen Banden, ohne welches auch die Ehe ein unreiner und beschwerlicher Stand ist.

5.

Von der Kleidung der Frauen

1858

I.

Sogleich nach dem Falle erscheint das Kleid, und merkwürdig, daß es in der Ewigkeit nicht verschwindet, sondern sogar unser Herr und Heiland und seine heiligen Engel immer als bekleidet erscheinen, — wie wenn der Fall der Menschen eine solche Rücksicht mit sich gebracht hätte, daß nun ewig nicht mehr die menschliche Gestalt bloß vor den Augen anderer erscheinen sollte. Aus dem allen geht hervor, daß wir die Kleidung zu achten haben.

II.

Über die männliche Kleidung enthält die Schrift keine Anordnung; denn die herrlichen Vorschriften über die hohepriesterliche und priesterliche Kleidung im Alten Testament sind ja keine allgemeinen. Wohl aber haben wir zwei apostolische Stellen über die Kleidung der christlichen Frauen, nämlich 1. Tim. 2, 9 und 1. Petr. 3, 3—5. Die Ursachen, warum für die Kleidung des einen Geschlechtes sich eine Regel findet, für die des andern aber keine, sind nicht angegeben, könnten aber, zum Teil wenigstens, aus dem, was über die Kleidung gesagt ist, geschlossen werden. Das Kleid der Frauen erscheint als Hülle, und indem also für die Verhüllung des weiblichen Leibes apostolisch gesorgt ist, erkennt man, daß hier die Hülle nötiger sein muß als bei dem andern Geschlecht. Der Mann soll Ruhe haben vor der Versuchung,

welche er im andern Falle um so leichter finden könnte. Man sieht die heilige Schonung des männlichen Geschlechtes. Für den Mann ist versuchlich die Unmut des weiblichen Leibes; das Weib wird weit mehr von der Kraft und Trefflichkeit des Mannes angezogen.

III.

Die apostolischen Verordnungen über die Kleidung enthalten Verbot und Gebot. Verbietend sagt St. Paulus: „Nicht in Haargeflechten oder Gold oder köstlichem Gewand oder Perlen.“ Ganz übereinstimmend verbietet St. Petrus: „Nicht der äußerliche Schmuck geflochtener Haare und umgelegter goldener Stücke oder Einhüllungen in Gewande.“ Gebietend sagt St. Paulus: „Die Frauen sollen sich im langen, zierlichen Gewande mit Scham und heiligem Maße schmücken.“ Das Verbot ist klar, und man darf mit demselben wohl auch die berühmte Stelle Jes. 3, 16 usw. vergleichen.

IV.

Daß man in der apostolischen Zeit den Anordnungen der großen Apostel folgte und auch jene andere Stelle, in welcher St. Paulus befiehlt, daß die Frauen eine Nacht, das heißt einen Schleier auf dem Haupte tragen sollen, 1. Kor. 11, 10 nicht außer acht ließ, versteht sich von selbst; dem apostolischen Ansehen beugte sich jeder Christ. Als nun aber die Zahl der Christen wuchs und zur Zeit der Staatskirche unter Konstantin dem Großen die unbekehrten Massen in die Kirche eindringen und sich ihr anbequemen, da begann sich rücksichtlich der weiblichen Kleidung neben der apostolischen Vorschrift eine andere Meinung geltend zu machen. Viele sagten, man müsse sich nicht äußerlich von der Welt unterscheiden wollen; das Reich Gottes sei inwendig; eben weil man das Äußere nicht betonen solle, könne man in der Kleidung ein gewisses Maß von Weltförmigkeit beibehalten. So wußte die sich eindringende kluge Welt heilige Gottesworte für ihren unreinen Sinn zu mißbrauchen, da doch ein einfacher Blick auf die apostolischen Vorschriften ein einfaches Herz hätte lehren und leiten sollen. Ist nicht das Äußere ein Spiegel des Innern? Soll ich im Äußeren den Widerspruch gegen das Innere tragen? Innerlich geistlich, äußerlich weltlich sein? Es ist richtig, daß das Reich Gottes inwendig ist; aber das ist ja bloß eine Mahnung des Herrn an die, welche es in äußerlichen Dingen suchten. Ist's denn aber möglich, daß das Reich Gottes innerlich ist und nicht auch äußerlich wirkt? Wird sich die Buße, wird sich Glaube und wiederkehrende Unschuld im Innern wie in einer Höhle verbergen oder vielmehr hervorleuchten, und das obendrein ohne alles gesuchte Wesen, von selbst, nicht weil man das Äußere überschätzt, sondern weil es der neuen Kreatur so natürlich ist? Der Mensch ist eben ein Ganzes, und weil er das ist und sein soll, so sollte es sich auch im Herzen eines jeden Menschen ohne Kampf und Streit ganz leicht entscheiden, auch fürs äußere Leben, und die Jüngerin des Herrn, welche auf die schönen Stellen der Apostel aufmerksam gemacht ist, sollte, ohne ein Wort zu sagen und ohne sich auffällig zu machen, mit einem Male

abtun, was die Apostel wollen abgetan haben, und sich richten, wie es St. Paulus befiehlt. Wie das mit der berühmten Stelle Sprüchw. 31 und mit den andern Stellen zusammengeht, welche theils in den Psalmen, theils in der Offenbarung von dem Schmuck der heiligen Braut Jesu Christi handeln, ist unschwer zu sagen; man braucht gar nicht darauf aufmerksam zu machen, daß im N. T. der Gegensatz Christi gegen die Welt ernster hervortritt, auch im Äußern, als in der eigentlich in sich selber gegensatzlosen Theokratie des N. T.; die angezogenen Stellen widersprechen auch so, wie sie stehen, der apostolischen Vorschrift nicht. Täten sie es, so müßte man eigentlich den apostolischen Stellen als den neutestamentlichen für die Zeit des irdischen Streites folgen.

V.

Wenn nun auch bei der gegenwärtigen Gestaltung nicht zu hoffen steht, daß rücksichtlich der Kleidung für Frauen dem apostolischen Worte von allen einfach Gehorsam geleistet werden wird, sondern im Gegenteil anzunehmen ist, daß der alte Zwiespalt und die Herrschaft der Mode, des Götzes der Eitelkeit, dauern werde, bis die Gestalt der Kirche ihrem Anfang wieder ähnlich geworden sein wird, so muß man doch wenigstens von künftigen Dienerinnen Jesu erwarten, daß ihnen der Gehorsam in diesem Stücke eine Freude sein wird. Was allen eine Regel sein sollte, muß doch mindestens denen eine Regel sein, deren gesamtes Leben wieder ein Abganz aller Regeln Christi für andere sein sollte.

VI.

Was für die Diakonissen, die aus unserem Hause hervorgehen, eine apostolische Regel sein soll, ist ihnen durch ihre Vorgesetzten zur unverbrüchlichen Regel der Hausordnung gemacht. Die Kleidung, welche euch allen geboten ist, ist aus dem Wunsche hervorgegangen, neben der notwendigen Uniformität der gesamten Schwesternschaft Einfachheit und Schönheit im Äußern festzuhalten. Ihr unterscheidet euch dadurch von der Kleidung mancher römischen Frauenorden, die mehr im Sinne der dort beliebten Weltentfagung als des Gehorsams gegen apostolische Worte ausgedacht und darum oftmals häßlich ist. Schwarz oder grau war das Kleid der Diakonissen oder gottverlobten Jungfrauen schon nach den apostolischen Konstitutionen, es ist die Grundfarbe des christlichen Gewandes und deutet auf jene Buße, in welcher der alte Mensch und sein Sinn tagtäglich ersäuft werden soll. Der Schurz, den ihr tragt, ist der Schurz des Herrn Jesu, welchen er Joh. 13 antat, da er sich den Seinen als Diakonus ihrer Seelen und Leiber offenbarte. Weiß ist er an Festtagen und zur Feier, es vereinigt sich dann mit dem Gedanken des Dienstes oder[?] an die von Gott geschenkte Gerechtigkeit und die Gnade der Sündenvergebung. Blau ist er, wenn ihr reiset oder arbeitet, zur Erinnerung an die beständige Treue, die ihr eurem Verufe auf allen Wegen und bei aller Arbeit schuldig seid. Die Macht auf dem Haupte, die ihr traget, obwohl ihr keine Frauen wie die, welchen sie 1. Kor. 11 geboten ist, sondern Jungfrauen seid, erinnert euch daran, daß

ihr, solange ihr diesem Hause angehört, verlobt seid, nämlich Christo, dem Herrn. Das Pluviale, welches ihr traget, erinnert euch an das heilige Wort des Apostels von der Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit: „Wenn ihr Nahrung und Bedeckung habt, so laßt euch begnügen.“ Das weiße Kreuz am roten Band, das manche tragen, erinnert euch an die Heimat, an Jerusalem hier und dort, an das Kreuz, das ihr fasset und küßet, und an die brennende Liebe und Sehnsucht, mit welcher ihr der Heimat verbunden seid. Es hat keinen Wert für diese Welt. Mit Absicht; denn so ist's auch mit dem Kreuze eures Herrn.

6.

Von der Armut und Bedürfnislosigkeit des Christen

1858

I.

Es ist keine Frage, Gott hat den Armen und den Reichen geschaffen und seinen Lieblingen im A. T. häufig großen Reichtum zugewendet. Es kann also der von Gott gewollte Reichtum ebensowenig ein Tadel als die von Gott gefügte Armut besonderes Lob des Menschen sein.

II.

Wenn Gott gleich seit der Sintflut Reiche und Arme schafft, so hat er doch für beide Klassen nur eine Absicht: er zeigt dem Reichen am Armen, wohin sich sein Reichtum ergießen soll, und lehrt Reiche und Arme durch die von ihm gewollte Armut, daß im Reichtum das Glück nicht liegen könne. Was der Arme von Natur ist, soll der Reiche durch Gnade werden, und so umgekehrt, was der Reiche von Natur ist, soll gleichfalls der Arme durch Gnade sein. Die Gnade soll alle Höhen und alle Tale ausfüllen, die der Schöpfer gemacht hat. Er hat sie zu nichts anderem gemacht, als zu diesem Zwecke.

III.

Die Heilige Schrift hat ein wunderbares Buch, den Prediger Salomonis, in welchem uns ein Reicher vorgeführt wird, der vermöge seines Reichtums zu allem Macht hat. Es wird uns aber in demselben Buch gezeigt, daß das Herz durch allen Besitz nicht satt wird, sondern daß das wahre Lebensglück in einer vergnügten Seele beruht, die ihr bescheiden Teil hinnimmt und sich vor Sünden fürchtet. Da nun ausdrücklich gesagt wird, daß das Herz von allem Irdischen nicht satt wird, so muß die Zufriedenheit der Seele eine Gabe sein, die von dem Irdischen nicht abhängt; es muß dieselbe eine Gnadengabe sein, die Reiche und Arme haben können. Wird einer im Besitze Sättigung suchen, so wird er nach Schatten haschen; wird er das Glück der Gottseligkeit suchen, so wird sie ihm auf halbem Wege begegnen und er wird sich innerlich reich fühlen.

IV.

Bei dem, was wir bisher gesagt haben, fragt es sich nur, was das bescheidene Teil eines jeden ist, und insonderheit, was der Reiche für sein bescheidenes Teil halten soll, wieviel von seinem Reichtum er auf sich selbst wenden darf. Es ist aber die letzte Frage nicht ein und dieselbe mit den beiden andern vorausgegangenen. Eines jeden bescheiden Teil ist, was ihm sein Gott füget, und wehe dem, der seine Hand zum bescheidenen Teil des andern ausstreckt. Wenn nun aber ein Mensch reich ist, wie Olympias, was soll er mit seinem Reichtum machen? Ich setze den Fall, du hättest eine Unsumme Geldes und sähest einige köstliche Perlen, darfst du dein Geld nehmen, wie jene Königin, und die Perlen kaufen und sie zerstoßen und gepulvert in deinen Kelch streuen und die Unsumme auf diese Weise verzehren? Du darfst es nicht; es ist aber ein und dieselbe Sache, wenn du das, was du hast, nicht auf einmal, aber allmählich auf dich allein wendest. Wenn das sein sollte, so würde dir Gott einen größeren Magen gegeben haben als dem Armen, um mehr zu essen, und einen riesenhaften Leib, dich mehr zu kleiden. Da du nicht mehr Bedürfnisse hast als der Arme, so nimm von dem, das du hast, was zur Deckung des Bedürfnisses gehört, damit bist du ein Armer, und dann suche diejenigen, die nicht haben, was sie bedürfen, und stille ihr Bedürfnis, dann seid ihr alle beide reich und alle beide arm genug. Es versteht sich dabei, daß man in solchem Geschäfte sein Bedürfnis verschieden anschlagen kann, und daß hiebei das Gewissen und die Umstände noch einen großen Spielraum haben. Der Hohenpriester trägt das schönste und kostbarste Gewand, welches je die Phantasie eines Menschen hat erdenken können, und der König Salomo wird von dem Herrn nicht getadelt, daß er schier so kostbar, wie die Lilien auf dem Felde gekleidet war. Stand ist mehr als Geld, und der Beruf kann einen untadeligen Unterschied auch im Äußeren begründen; es ist nicht einmal das Zeichen einer edlen Seele, wenn einer ißt und trinkt und geht wie Engel, der Sonnenkönig, und wie der Kalife Omar. Wenn aber einer, der alle Welt reich macht, aus Liebe armet, und sich einer ausleert, weil er die Fülle lieber bei andern sieht, so winken sich doch einander seinethalben die Engel zu, und nicht die zynische, sondern die liebende Armut ist groß bei Gott. — Doch das alles ist nur die Einleitung.

V.

Die alten Römer hatten einen doppelten Begriff des Wortes Armut: Paupertas war ihnen derjenige Vermögenszustand, in welchem einer keinen Überfluß und keinen Mangel hatte; egestas nannten sie die Armut, da man nicht hatte, was man brauchte. Jene erste Armut ist von dem Menschen, der alles überlegt, leicht als Glück zu fassen; aber die zweite, da man für sich oder gar für die geliebten Angehörigen das Nötige nicht hat, ist eine schwere Sache, — schwer, wenn man sie unverschuldet trägt, schwerer noch, wenn man die Schuld von ihr selbst auf sich hat. Es fragt sich nun, wie man es dahin bringen soll, daß man die egestas, das ist die Dürftigkeit, zur paupertas erheben kann. Hat einer nur für sich zu sorgen, so wird auf dem

Wege der Bedürfnislosigkeit die Frage leicht zu beantworten und das Rätsel zu lösen sein. Sind die Angehörigen gleichen Sinnes, so daß sie den Weg der Bedürfnislosigkeit zu führen sind, ohne sich unglücklich zu fühlen, so gelingt die Aufgabe doppelt. Sind aber diese weltgefinnt, so daß sie in der Entbehrung keine Freiheit und in der Bedürfnislosigkeit kein Glück zu erkennen zu vermögen, so gehört eine hohe Seele dazu, unter dem Murren der Angehörigen die schmale Bahn des Mangels mit Freuden zu gehen, und wer die Aufgabe leistet, der ist ohne Zweifel ein Schauspiel der Engel und eine Freude desjenigen, welcher auch das verleihen kann. — In diesem § sind die Schwierigkeiten der glücklichen Armut angegeben; es ist aber zu Gottes Preise nicht zugegeben worden, daß sein Geist der Freude in irgend einem Falle nicht hinreiche, die Seele zu stillen.

VI.

Von der Mutter Gottes sagt man, daß sie von ihrer Mutter Anna ein Landgut gehabt, aber es vorgezogen habe, in freiwilliger Armut zu leben. Von der höchsten aller Frauenseelen ist es glaublich, daß sie auch um Mitternacht des 24. Dezember so einen Entschluß nicht bereute. Ein viel größeres Beispiel, ein unendlich größeres nenn ich jetzt. Der Sohn ihres Leibes, der alle Welt geschaffen hat und erhält, konnte in die Welt herein mit großer zeitlicher Herrlichkeit kommen, und erwählte nichtsdestoweniger eine Armut, welche ärmer war als Füchse und Vögel, und in dieser Armut bestand das Unglück seines Lebens nicht; und nicht bloß selbst erwählte er diese Armut, sondern da er seine Jünger ausandte, die zwölf und die siebenzig, da machte er es seiner heiligen Kirche zur Pflicht, die Bedürfnisse seiner Boten zu decken, von seinen Jüngern aber verlangte er die Nachfolge seines armen Lebens, wie sich ein jeder aus Luk. 9 und 10 überzeugen kann. Er muß es für kein Unglück gehalten haben, arm zu sein wie er, sonst würde er es den heißgeliebten Seinen nicht als stetiges Lebensverhältnis verordnet haben. Auch war das nicht bloß eine Forderung an die hohen Zwölfe und Siebenzig, sondern dem reichen Jüngling zeigte er eben dasselbe als einen Höhepunkt der Vollendung, und etliche, die seine Jünger werden wollten, wies er zurück, weil er zu arm für sie sei, er habe nicht, was Füchse und Vögel hätten.

Die Nachklänge der Lehre Jesu von der heiligen Armut findet man bei allen Aposteln wie im Leben, so auch in der Lehre, und das gesamte christliche Altertum hatte und bekam gewissermaßen je mehr und mehr Geschmack an der Lehre, je mehr die Masse der Christenheit in ein weltliches Leben zurückfiel und je drohender die Gefahr wurde, daß die Lehre und das Verhalten Jesu von einer ganz andern Lebensansicht überdeckt werden würde. — In unserer Zeit, in den protestantischen Kirchen ist es nicht bloß ein weißer, sondern auch ein verlachter Kabe, der, wäre es auch nur den Diakonissenschülerinnen von Neuendettelsau, das uralte Lied vom armen Leben Jesu sänge.

VII.

Die Wohlthat einer Armut, auch wo sie von Gott nicht gefügt ist, hat protestantischerseits noch am ersten die Pädagogik hervorgehoben. Man hat vielfach eingesehen, daß eine arme, möglichst bedürfnislose Erziehung ein großes Glück für den Menschen sei. Wer mit der Geschichte der Pädagogik einigermaßen bekannt ist, der weiß nicht bloß, welche große Anerkennung der Grundsatz einer naturgemäßen und deshalb arm und bedürfnislos gehaltenen Erziehung gefunden hat, sondern auch, wie sehr er hie und da übertrieben und die unschuldige Ursache vieler Abwege wurde. Schon die Größe des Mißbrauchs beweist, daß am Grundsatz selber viel liegen muß, sintemal immer das Beste am meisten gemißbraucht wird. Sie, meine werthen Schülerinnen, sind gegenwärtig entweder erzogen oder verzogen, in beiden Fällen werden sie doch die Ihnen vorgetragene Lehre benutzen können, entweder zur Vollendung Ihrer Erziehung oder zur Aufhebung der Ihnen noch anklebenden Mängel und Erziehungsfehler. Zu diesem Zwecke rate ich Ihnen folgendes:

1) Wenn Sie Gott mit irdischen Gütern gesegnet haben sollte in irgend einem Maße, so bitten Sie ihn vor allem um ein Herz, das die irdische Habe nicht als eigenen Besitz ansieht, sondern rein als Mittel und zugleich als Verpflichtung, damit in den Dienst des Herrn und seiner Armen zu treten. Ob Sie dann durch einfache Hingabe dessen, was Sie haben, oder durch treue Verwaltung im Sinne Jesu dem Herrn dienen sollen, das sei Ihrer Verantwortung überlassen, nur daß vor allen Dingen die arme Seele frei sei von Silber und Gold, ungeblendet von seinem Glanze, nicht angehaucht vom Mammon.

2) Nach dem besten Räte kommt der geringere. Legen Sie sich eine Liste dessen an, was Sie bisher bedurft haben, wenn es Ihnen wohl sein sollte, und prüfen Sie vor Gott, welche Ihrer Bedürfnisse eingebildet sind; prüfen Sie jedoch nicht allein, sondern ziehen Sie die Weisheit zu Räte. Denn die Jugend übereilt sich leicht zur Rechten wie zur Linken und hält manchmal auch für unnötig, was dem oder jenem dennoch nötig ist. Bei den Bedürfnissen, die Sie prüfen sollen, haben Sie acht auf die Bedürfnisse des Schlafens und Ruhens, des Essens und Trinkens, der Reinigung und des Schmuckes, der Bedeckung und Hüllung, aber auch der Freude, der geistlichen wie der leiblichen, der Gesellschaft und der Einsamkeit, der Freundschaft und Gemeinschaft usw. Haben Sie dann herausgebracht, was alles überflüssig und unnötig ist, so stellen Sie sich eine heilige Regel der Genüge und führen sie bis in das einzelne hinein. Die Regel halten Sie fest, und rückfichtlich des anderen beginnen Sie das selige Geschäft der allmählichen Entwöhnung und Verarmung, oder wenn es so besser ist, machen Sie kurzen Prozeß und schaffen Sie sich mit einem Male alles Unnötige vom Halfe. Gibt es dabei Entwöhnungsschmerzen, so denken Sie, daß an der Mutterbrust kein Starker und kein Held wird, sondern Stärke und Wachstum nur durch Entwöhnung kommt. Eine Dienerin Jesu darf nicht weichlich sein;

Leib und Seele bedürfen der Stählung, und die wird am allerbesten erreicht durch heilige Selbsterziehung im Sinne des armen Lebens Jesu.

3) Es könnte wohl sein, daß die eine und die andere bei diesem Geschäfte auf den Gedanken käme, sie habe nichts Überflüssiges, sondern für ihre Bedürfnisse zu wenig; findet sich diese Meinung nach genauer Überlegung bestätigt, und läßt sich nicht helfen, so nehme es die Jüngerin Jesu als eine Einladung zur Überlegung, ob sie nicht doch auch mit dem auslangen und sich vergnügen könne, was sie hat, ob nicht in der Fügung Gottes das rechte Maß ihrer Armut angegeben ist.

Endlich schenke Ihnen der Herr zu eigen den Spruch: „Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr“, und schaffe, daß seiner heiligen armen und zugleich reichen Dienerinnen, die selbst nichts bedürfen und doch alles haben und andere reich machen an Leib und Seele, aus diesem Hause viele hervorgehen.

7.

Von der seligen Übung der Barmherzigkeit

1858

I.

Keine Tugend ist im Alten und Neuen Testamente so sehr hervorgehoben als die der Barmherzigkeit. Es ist zum Erstaunen, wie oft und viel der Herr, seine Apostel und Propheten gerade von dieser Tugend reden. In jener ergreifenden Darstellung, welche der Herr am Schlusse des Evangeliums Matthäi in seinen letzten Reden von dem jüngsten Gerichte gibt, finden wir voraus schon offenbart die Worte, welche er den zwei verschiedenen Teilen der auferstandenen Menschheit entgegenrufen wird: sie handeln alle zusammen von der Barmherzigkeit und beweisen, daß an jenem Tage von nichts eher und mehr die Rede sein wird, als von der Rechenschaft über die Übung dieser Tugend. Und wie der Herr, so der Anecht. Was ist in den Briefen des heiligen Paulus weitläufiger und eingehender behandelt als die Kollekte der Heidenchristen für die armen Judenchristen in Judäa? Kein Pfarrer kann so eine Kollekte ankündigen, wie St. Paulus diese Kollekte im Brief an die Korinther ankündigt, keiner kann so empfehlen, ermahnen, auffordern und bitten. Es wird sich auch keiner so gefreut haben oder freuen können über eine reichlich ausgefallene Kollekte, wie St. Paulus: es ist, wie wenn ihm selbst die reichlichste geistliche Freude zuteil geworden wäre. Und nachdem er die Kollekte gesammelt hat, bringt er sie selber auf weitem Weg an Ort und Stelle, von Griechenland bis nach Jerusalem. Es ist, wie wenn er Heiligtum dorthin trüge, es müssen ihn Apostel, d. h. Abgesandte der Gemeinden dazu begleiten und sehen, ob er alles wohl und richtig überliefere. Er hat auch einen schönen und lieblichen Namen für die Kollekten, von dem zwar das lateinische Wort *collecta* nur eine Art von Übersetzung ist, der aber in der Heiligen Schrift von viel

höhern Dingen wiederkehrt und gebraucht wird, welchen sich deshalb auch die werten Schülerinnen griechisch merken sollen; er nennt sie *κοινωνία*, d. h. Gemeinschaft. Es ist dasselbe Wort, das Apostelgeschichte 2, 42 gebraucht wird, wo es heißt von der ersten Gemeine: „Sie blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und in den Fürbitten.“ Es ist auch dasselbige Wort, welches 1. Kor. 10 gebraucht wird, wo der Apostel Vers 16 sagt: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi?“ Daraus können Sie ersehen, wie hoch dem Apostel die Pflicht der Barmherzigkeit steht.

II.

Die Pflicht der Barmherzigkeit ist eine allgemeine; sie gilt also den Armen wie den Reichen. „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist“, sagt unser Herr den Kindern desselben ewigen Vaters. Wenn die Barmherzigkeit bloß den Reichen möglich wäre, mit welchen Gefühlen soll dann der Arme, die Mutter des Erlösers, seine Apostel das Wort vom jüngsten Tage lesen? Es ist also die Barmherzigkeit eine Pflicht aller, wenn auch ihre Erweisungen bei verschiedenen verschieden sind. Denken Sie aber auch dabei an den heiligen Servulus, um sich zu überzeugen, daß manche Erweisung der Barmherzigkeit auch dem möglich wird, bei dem sie nicht möglich scheint; denn die Barmherzigkeit ist erfinderisch und eine große Künstlerin.

III.

Die Barmherzigkeit ist nicht eine Handlung, sondern ein Zustand, aus welchem die Handlungen fließen. Sie ist nicht vorübergehend, sie ist bleibend, sie ist die Grundtugend unseres Verhaltens gegen andere, die dauernde Wirkung vorhandener wahrer Liebe. Titus sagte von dem Tage, an welchem er meinte, keine Wohlthat getan zu haben: „Freunde, den Tag habe ich verloren.“ Der Heide hat recht, die Minute ist verloren, in der wir vom Grunde der barmherzigen Liebe wanken. So wahr uns alle Augenblicke Barmherzigkeit vom Himmel zufließt, so gewiß muß alle Augenblicke das gesegnete Wasser der Barmherzigkeit von uns auf andere überfließen. Die Religion dessen, der am Kreuz erblaste und nun ewig lebt und für uns bittet, ist eine Religion der Barmherzigkeit.

IV.

Eine Diakonissin ist eine Dienerin der Barmherzigkeit; wie könnte sie anders als barmherzig sein, d. h. Liebe zu den Elenden haben und üben. Also, Dienerin Christi, erkenne die größte deiner Amtsfünden in der Unbarmherzigkeit und die Form aller deiner Amtstugenden in der Barmherzigkeit.

Sei barmherzig, das heißt erstens: Erkenne in allen Leidenden Gegenstände deiner heiligen brünstigen Liebe, und wie eine Mutter unter ihren Kindern immer dasjenige am brünstigsten liebt, welches leidet, so laß auch dir diejenigen die nächsten sein, die da leiden. Je mehr jemand leidet, je

elender er ist, desto näher sei er deinem Herzen als das ähnlichste Bild des Herrn, der am Kreuze hing.

Sei barmherzig, das heißt zweitens: Laß die Rauchwolke deines Gebetes, deines Morgens- und Abendopfers immer wieder im Andenken der Elenden und Leidenden aufsteigen, und weil du so schwach bist in deiner Liebe und so vergesslich in deinen Pflichten, so lege dir ein Gedentbuch deiner Fürbitten an und halt es mit treuem Fleiße. Verzeichne darin alle Elenden, für die du beten sollst, mit großen Buchstaben, besonders aber diejenigen, die du immer wieder vergiffest, und diejenigen, für welche du nie genug betest und beten kannst. Mit roten Sternen zeichne dir diejenigen an, bei deren Namen du nicht bloß an die Fürbitten erinnert wirst, sondern an deine Schuld, weil du ihr Elend mit verschuldest. Sei aber nicht bloß eine Buchführerin der Fürbitten, sondern gewöhne deine Seele an die Fürbitte selber und achte den Tag für verloren, an welchem du Gott dein Opfer der Fürbitten nicht gebracht hast.

Sei barmherzig, das heißt drittens: Vergib alle Tage siebenmal siebenzimal, wenn es sein müßte, dem Nächsten. Du sollst nicht blind werden für die Fehler deiner Brüder; ein reines Auge sieht die Sünde auch an anderen und läßt sich nicht täuschen; aber du sollst die Sünde, die dir wehgetan, vergeben von Grund der Seelen und in der Kunst des Vergebens und Bedeckens immer gleichen Schritt halten mit deiner Fertigkeit, die Sünde anderer zu entdecken. Vergiß nicht, daß dein Herr und Heiland in der Bergpredigt nicht bloß das Geben, sondern auch das Vergeben zur Barmherzigkeit rechnet.

Sei barmherzig, das heißt viertens: Denke fleißig nach, ob es nicht Rat gibt, das Elend der Menschen zu mindern, für die du betest. Sei allerdings auch in deinem Rate vorsichtig und bescheiden; ein unnützer Ratgeber ist unleidlicher, als der keinen Rat gibt, und wer immer mit der Miene der Erfahrung und des guten Rates zu den Elenden tritt und am Ende doch nicht befriediget, ist den Kranken beschwerlicher als Mücken und Ungeziefer; aber wenn du weißt, sicher weißt, daß dein Rat gut ist, dann gib ihn in der Form, wie er am ersten und liebsten angenommen wird, und leg deinen goldenen Apfel auf eine silberne Schale.

Sei barmherzig, das heißt fünftens: Widme dich, soviel du kannst, dem Dienst der Elenden persönlich. Ohne persönliche Bedienung der Elenden wirst du es in keiner Erweisung der Barmherzigkeit weitbringen. Es ist das für jeden Christen gesagt, für eine Diakonissin aber heilige, unerläßliche Amtspflicht, und obendrein darf der persönliche Dienst des Elendes nicht zur Erleichterung in Leichtsinne eingehüllt, auch nicht verzweifeln getan werden, sondern mit jener unverwüßlichen Achtung und Liebe auch gegen den in seiner Krankheit vor dem Sterben Verwesenden, welche in ihm noch immer einen Gegenstand der erlösenden Liebe Gottes sieht. Wer eher vom Elenden weicht als Gott und seine Engel, der weicht zu früh und überdies sich zum Seelenschaden.

Sei barmherzig, das heißt sechstens: Erlasse dir unter keinen Umständen die heilige und selige Pflicht, zu geben. Es ist niemand so arm, daß er nicht etwas habe, finde oder erwerben könne, womit er auch andern dienen kann. Es ist allerdings die gebende Barmherzigkeit geringer als die anderen Erweisungen derselben Tugend; aber wenn sie fehlt oder im geringen Maße vorhanden ist, verwischt sie mit einem Male die andern alle. Die Barmherzigkeit kann keine ihrer Erweisungen entbehren, ohne selbst zu kränken und zu sterben.

Sei barmherzig, das heißt siebentens: bis in den Tod. Ehe du stirbst, beschließe die Arbeit deiner Barmherzigkeit nicht.

8.

Von der züchtigenden Liebe

1858

I.

Die Kirche Gottes auf Erden und die Gemeinde der Heiligen ist eine Liebesgemeinschaft, ein Leib, für dessen einzelne Glieder und deren Gedeihen die andern verantwortlich sind. Das gesamte Werk der Kirche geht in drei Geschäften auf, in der Anbetung Gottes, in der brüderlichen Liebe und in der gemeinen Liebe, von welcher das Werk der Mission unter den Ungläubigen der Höhepunkt ist. Innerhalb der Kirche also wird kein schöneres Werk vollbracht, unter den Menschen nämlich, als das Werk der Bruderliebe. Einer ist des andern Seelsorger kraft des göttlichen Willens, keiner darf die gegründete Einrede des Bruders verschmähen oder nur erschweren. Eine Hand wäscht die andere — und ein Bruder den andern. Wer die Seelsorge bloß den Pastoren zuweisen wollte, legte ihnen eine unerträgliche Last auf und würde dem Herrn, welchem wir alle stehen und fallen als seine Knechte, als der Schalksknecht entgegentreten, der sein eigenes Pfund im Schweißtuch vergrub. Ebenso würde der Pastor, der allein für sich und seinesgleichen die Seelsorge pachten und haben wollte, bis zur Torheit zweckwidrig handeln und nur beweisen, daß er niemals recht für eine Sache gesorgt hat. Würde er, wie schwer das ist, so würde er nicht das gesamte Werk der Liebe dadurch totschiessen, daß er es allein tun wollte.

II.

Wer die Hausordnung dieser Anstalt kennt, findet in derselben, daß keine Strafen genannt sind, während doch keine kleinere, geschweige eine größere Gemeinschaft ohne Strafen sein kann. Die Diakonissenanstalt ist rein als ein Teil der Kirche angesehen, für die Kirche aber ist Matth. 18 ein System der Strafen aufgestellt, welches ebenso sehr von Gnade und Liebe trieft als von einem entscheidenden zum Ziele treibenden Ernste. Wenn nun aber im Diakonissenhause dieses System der heiligen Bestrafung nicht eingehalten wird,

was folgt daraus anders, als daß gar keine Strafe und in folgedessen Unordnung im Hause sein muß? Es sind wohl Ordnungen gegeben, die Verufe abgegrenzt; aber die weibliche Natur hat in der Regel keine Idee davon, daß das ἀλλοτριεπισκοπεῖν, d. i. das Eingreifen in fremdes Amt und Beruf eine heillose Sünde ist, von St. Paulus verboten. Wer soll also über der Ordnung wachen, wer die weibliche Natur in ihrer Lust zum Fürwitz und Übergriff bewahren, wenn nicht die Liebe Matth. 18, die ebenso mild als scharf ist?

9.

Von der Barmherzigkeit

Sechs Kapitel für jedermann,
zuletzt ein siebentes für Dienerinnen der Barmherzigkeit

1858/60

Vorwort

Die Veranlassung zu der nachfolgenden Schrift ist nicht die Aufforderung anderer, sondern zunächst der Wunsch des Herausgebers, dem Diakonissenhause Neuendettelsau einen kleinen Dienst zu leisten. Dienerinnen der Barmherzigkeit und die es werden wollen, sollten, so schien es ihm, über die Barmherzigkeit selber Unterricht empfangen. So gab er denn auch zuerst einen Unterricht in Form eines Diktats, welches von späteren Schülerinnen abgeschrieben und von einer Lehrerin ausgelegt werden sollte. Allein das Diktat ist für das Abschreiben etwas lang geraten, die Lehrzeit der Diakonissen aber ist kurz. So versuchte man nun dadurch abzuhelpen, daß man das Diktat in das Korrespondenzblatt der Diakonissen von Neuendettelsau abzu drucken an fing. Allein es zeigte sich bald, daß der Raum des Korrespondenzblattes zu eng war, und das Diktat zu sehr zerrissen werden mußte. Deshalb wurde der Rat gegeben, die Schrift besonders abzu drucken, den Platz im Korrespondenzblatte aber für anderes aufzubewahren. Diejenigen, welche den Rat gaben, fanden den Inhalt auch für ein größeres Publikum anwendbar, wenngleich ein Kapitel von sieben, überdies nicht das längste, an Diakonissen oder Diakonissenschülerinnen gerichtet ist. Da sich ein Verleger fand, schien die Sache unbedenklich, weil man ja Zweck und Entstehung der Schrift im Vorworte erläutern konnte, wie es hiemit auch wirklich geschieht.

Es wird viele Menschen geben, welche über die Barmherzigkeit Besseres zu lesen, ja auch zu schreiben wissen; denen drängt sich die nachfolgende Schrift, wie sich's von selbst versteht, nicht auf. Es wird aber auch solche geben, denen andere Bücher von gleichem Inhalte zu lang oder zu schwer sind, oder denen diese Schrift für ihre Verhältnisse zugänglicher sein wird als andere. Vielleicht kommt solchen dies Büchlein willkommen. Werden sie

durch meinen Dienst auch nur angeregt, sich mit den Werken der Barmherzigkeit bekannt zu machen und sich damit zu beschäftigen, so ist der Zweck der Veröffentlichung für weitere Kreise erreicht. Der für den engeren Kreis des Diakonissenhauses ist ohnehin schon damit erreicht, daß das Diktat nun nicht mehr abgeschrieben werden muß.

Ich habe zur Einführung der kleinen Schrift sonst nichts mehr zu sagen als das einzige, daß ich es dankbar annehmen werde, wenn mich jemand auf Fehler meiner Darstellung aufmerksam machen will. Gott aber gebe dem kleinen Buche seinen Segen, lasse es dienen, soviel ihm wohlgefällt, und nirgends schaden.

Neuendettelsau, am 28. Juni 1860

Wilhelm Löhe.

Erstes Kapitel

Was ist die Barmherzigkeit?

1. Barmherzigkeit ist Güte, Güte ist Liebe, also Barmherzigkeit ist Liebe. Barmherzigkeit ist Güte und Liebe, aber Güte und Liebe in einer besonderen Beziehung, nämlich in der Beziehung auf den Unglücklichen und Elenden. Die Liebe ist mancherlei: wenn sie in die Höhe geht zu Gott, wird sie Andacht und Anbetung, wenn sie über die Breite der Erde hingehet zu den miterlösten Brüdern, da wird sie Güte, Leutseligkeit, Freundlichkeit; wenn sie aber in die Hütten des Elendes geht, Trost, Linderung und Hilfe bringt, dann wird sie Barmherzigkeit. Der Gott, der die Liebe ist, schenke uns allerlei Liebe und erwecke uns zum Eingang dieser Unterweisung Sinn und Willen für die Barmherzigkeit.

2. Das Alte Testament hat fünf, das Neue drei verschiedene Worte, welche sämtlich im allgemeinen die Bedeutung Barmherzigkeit haben, im besonderen aber sich so voneinander unterscheiden, daß sie von der ersten Regung der Barmherzigkeit im Innern bis zur äußerlichen Betätigung derselben die verschiedenen Stufen ihres Lebens andeuten. Auch andere Sprachen haben für eine und dieselbe Sache mancherlei Ausdruck, aber selten klingt dann die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks so deutlich und kenntlich dieselbe Sache an, wie es bei den Ausdrücken der Fall ist, welche das Alte und Neue Testament für die Barmherzigkeit braucht. Im Deutschen sind alle diese Ausdrücke meistens auf einerlei Weise übersetzt, weil die deutsche Sprache für die Stufen und Gestaltungen im Leben der Barmherzigkeit keine besonderen Ausdrücke hat. Es begreift sich daher, daß in der Übersetzung hie und da etwas verloren gehen muß, was der Grundtext dem aufmerksamen Leser darbietet.

3. Man kann die Frage aufwerfen, ob die Barmherzigkeit von Ewigkeit ist, oder ob sie in der Zeit entstanden ist. Die Antwort auf die Frage ist nicht schwer. Soferne die Barmherzigkeit Liebe und Güte ist, ist sie sicherlich von Ewigkeit her; soferne sie aber eine Beziehung der Liebe

und Güte auf das Elend ist, kann sie nicht älter sein als das Elend selber; und da man die Liebe und Güte immer nach ihrer besonderen Beziehung wird fassen müssen, so wird es auch geziemend sein, zu sagen: die Barmherzigkeit ist entstanden wie das Elend, in der Zeit, aber sie währet in Ewigkeit, auch wenn längst kein Elend mehr sein wird. Denn die ewige Liebe kann das Elend der Kreatur nicht vergessen, auch wenn es gehoben ist, und das Elend würde wiederkehren, wenn nicht die Barmherzigkeit an den Pforten des Himmels die Wache hielte.

4. Was ist die Barmherzigkeit? Ist sie eine bloße R e g u n g , ist sie ein Z u s t a n d , ist sie ein T h u n ? Drei Fragen für eine. Eine Antwort ist diese: die Barmherzigkeit ist Liebe gegen die Elenden, sie tritt ein mit dem Elende; wie wir gehört haben, hört sie nicht einmal mit dem Elende auf. Wenn sie aber mit dem Elende nicht aufhört, wird sie dann aufhören, bevor das Elend zu Ende ist? Ist sie also nicht etwas andauerndes, ein Zustand? Sooft die Liebe dem Elend begegnet, regt sich die Barmherzigkeit. Da nun aber das Elend vor Gottes Augen und Gedächtnis allezeit gegenwärtig ist, so kann ja auch die Barmherzigkeit nicht bloß eine vereinzelte Regung sein, sondern sie muß sein eine immerfortwährende innere Regung und Bewegung des Gottes, der die Welt erschuf und der nicht aufgehört hat, sie zu lieben, deshalb, daß sie fiel. Es ist also die Barmherzigkeit ein Z u s t a n d , und zwar ein Zustand immerwährender Bewegung und Regung der göttlichen Liebe zu den Elenden. Ist es aber denkbar, daß eine göttliche Regung und Liebesbewegung zu den Elenden tatlos bleibe? Kann jemand die Wasser der Gnade, die vom Himmel zur Erde dringen wollen, aufhalten, daß sie sich nicht über das schmachthende Erdreich ergießen? Gleich wie die innern Regungen der Barmherzigkeit ohne Zahl sind, so sind auch die Taten der Barmherzigkeit ohne Zahl. Die Barmherzigkeit ist also ein Zustand, der nicht aufhört, nachdem er einmal angefangen, eine endlose Regung und Bewegung des göttlichen Herzens gegen die verlorne Welt, eine endlose Reihe göttlicher Wohlthaten, an sie gewendet. So sind also die drei Fragen alle wie eine bejaht. Wer widersprechen will, der widerspreche; es wird aber nützer sein, du sorgst, daß deine Barmherzigkeit der göttlichen Barmherzigkeit ähnlich werde.

5. Die Barmherzigkeit ist eine, aber ihre Beziehungen sind ohne Zahl, und in einer jeden Beziehung erscheint sie möglicherweise in einer andern Gestalt, daher man sagen kann: Die Barmherzigkeit ist sehr mannigfach. Das größte Elend, welches es gibt, dazu auch die Mutter und Quelle jedes andern Elends, ist die Sünde. Bezieht sich die Barmherzigkeit auf die Sünde, so hat sie die größte Arbeit und am meisten zu überwinden; sie kommt alsdann in ein Ringen mit der Gerechtigkeit und Heiligkeit und in ein Feuer der Bewährung, aus dem sie hervorgeht mit neuem Namen; denn sie heißt alsdann nicht mehr Barmherzigkeit, sondern G n a d e . Gnade ist Barmherzigkeit in ihrer Beziehung auf die Sünde und zu dem Sünder. Nachdem die Barmherzigkeit zum Heile der Sünder den Sieg gewonnen hat und sich, wie die Schrift sagt, rühmet wider das Gericht, wer=

den ihr alle übrigen Beziehungen leichter, denn sie hat es von nun an nur mit den Folgen der Sünde zu tun. Die Folgen der Sünde sind leiblich und geistlich. Es gibt viel leibliches und geistliches Elend. Da ist im Leiblichen: Armut, Blöße, Krankheit, Siechtum, Alter und Tod, — weite, große Gebiete, auf welchen nach dem Willen des Herrn die Barmherzigkeit Königin sein soll, reich an Regung, beständig in der Bewegung, überfließend an guten Werken. Auch im Geistlichen gibt es des Elends viel. Da ist die Unwissenheit und der Irrtum, da ist Lust, Leidenschaft, Frevel und Verbrechen, da ist geistlicher Tod, da liegt an den Grenzen die Verstocktheit. Ach was für weite Gebiete und Länder, welche die Königin Barmherzigkeit nicht bloß zu erobern hat, sondern auf Befehl ihres allmächtigen Bräutigams einzunehmen und mit den gütigen Kräften der zukünftigen Welt zu beherrschen. Also mancherlei ist die Barmherzigkeit, und wie ein Mensch oft mancherlei Namen hat und in seinem Leben bekommt, so bekommt auch die Barmherzigkeit je nach ihren Erweisungen mancherlei Namen, unter denen allen nur ihr eines liebevolles Wesen zu den Elenden verborgen liegt, oder besser sich in ihnen von allen ihren Seiten offenbart. Bald heißt sie Strafe, bald heißt sie Lehre, bald Ermunterung, bald Züchtigung, bald Trost, bald Ermahnung, bald Stärkung, je nachdem ihre eine vollkommene Kraft irgend eine besondere süße Frucht den armen Menschenkindern darreicht.

6. Alles menschliche Elend stammt aus der Sünde, die selbst das größte Elend ist. Um seiner Sünde willen ist der Mensch ein Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit geworden, welche den Schuldigen strafen muß und auch wirklich straft. Siehe die ersten Kapitel der Geschichte der Menschheit. Der Sünder ist Gegenstand der Gerechtigkeit, welche die Übertretung rächt; er ist aber auch Gegenstand der göttlichen Barmherzigkeit, welche die Folgen der Sünde, die göttlichen Strafen, zu mildern, ja sie und die Sünde selbst zu überwinden und aufzuheben trachtet. So arbeitet also an einem und demselben gefallenem Wesen die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit, zwei Hände Gottes, von denen die eine verwundet, die andere aber die Wunden verbindet, welche die erste geschlagen hat. Es ist also ein *Widerstreit* der göttlichen Wirkungen an und in dem Menschen, und fragt sich's nur, wie der Mensch dem Widerstreit entgegen soll.

In dem Maße, als sich der Wille des Menschen unter die Strafe beugt, seinen Zustand und seine Leiden als Strafe erkennt, über sich und sein Verhalten das Selbstgericht hält in Reue und Buße, in dem Maße weicht die Gerechtigkeit der Barmherzigkeit und läßt ihr weiten Raum, daß sie kommen kann und in die geschlagenen gerechten Wunden die himmlische Wohltat der göttlichen Erlösung und Versöhnung träufeln. In dem Maße aber, als sich der Wille des Menschen gegen die Gerechtigkeit und die Schmerzen der von ihr geschlagenen Wunden empört, den Ruf zur Buße überhört und sich in Trotz und Übermut verbärtet, in dem Maße weicht die Barmherzigkeit der Gerechtigkeit und überliefert endlich den stolzen, frechen Sünder dem heiligen, grausamen Schwerte dieser ihrer Schwester.

Es dauert also der Widerstreit der doppelten göttlichen Wirkung am

Menschen nicht immer, sondern auf die eine oder die andere Weise wird die göttliche Wirkung eine einfache, die Menschen selber aber entweder Kinder der Barmherzigkeit Gottes oder Leute seiner rächenden Hand, und was den Menschen aus der doppelten Wirkung führt in die einfache, das ist Gebrauch und Mißbrauch seines ihm noch übriggebliebenen Restes von freiem Willen. Da gehen also die Schalen der Waage auf und nieder, das Jünglein aber, welches beide in die Ruhe bringt, ist in dir selbst; denn, so wie du bist, kannst du zwar nichts Gutes tun, aber du kannst alles Gute hindern, das dir dein Gott tun will. Vor deinem ausgesprochenen, beharrlichen Unwillen tritt nach göttlichem Beschluß selbst die allmächtige Barmherzigkeit zurück.

Wie lange kannst du's treiben mit deinem Widerstreben gegen Gottes barmherzigen Willen? Wann kehrt sich die helfende Barmherzigkeit von dir und überläßt dich der Gerechtigkeit? Wo stehen die Scheidegrenzen zwischen der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit? Das weißt du nicht; die Gnade ist da für einen jeden Menschen, der sie sucht, wäre es auch im letzten Augenblicke.

Die Kirche sagt: solange das Leben währt, währt auch die Gnadenzeit. Doch gibt es schon vor dem Tode ein Gericht der Verstockung, lebendige Menschen, von welchen St. Johannis nicht mehr sagt, daß man für sie beten soll, und trotz der allgemeinen, richtigen Lehre von dem Leben als einer Gnadenzeit stehen doch auch warnende Exempel am Lebenswege, aus denen wir schließen müssen, daß die Barmherzigkeit möglicherweise ihr Werk auch eher beschließen könne, als der letzte Atemzug verweht. Wo Leid und Weh ist, Sehnsucht und Verlangen nach Gnade, da ist gewiß auch Gnade und Barmherzigkeit. Wo aber bei verkehrten Wegen Sicherheit und Wahn der eigenen Gerechtigkeit ist, da weht eine schaurige Luft des Todes schon diesseits der Sterbebetten. Darum tröste fröhlich alle, die um Gnade und Barmherzigkeit weinen; du selbst aber wache, daß du kein unnatürlich, boshaft Widerstreben deines Willens den gütigen Kräften des Wortes entgegensetzest, damit die Barmherzigkeit von dir nicht weiche.

Zweites Kapitel

Wie hat der Herr, dein Gott, die Barmherzigkeit
im Alten Testamente geübt?

7. Der Herr, dein Gott, hat seit den Zeiten des Falls die ganze Menschheit wunderbar geführt; denn in der That, ich weiß kein größeres Wunder als die Vereinigung von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Geschichte der Menschheit. Dies Wunder erweist sich in den Zeiten des Alten Testaments wie in denen des Neuen, und wer die einzelnen Perioden und Höhenpunkte der Geschichte vor und nach Christo mit hellem Auge betrachtet, der wird finden, daß sie ebensovielen Perioden und Höhenpunkte dieser wunderbaren Vereinigung scheinbar widersprechender, göttlicher Tugenden sind. Billig malt daher die Kirche vor das große Geschichtsbuch Gottes

Mosen mit dem Gesetze und unsern Herrn am Kreuz. Ist aber die ganze Geschichte ein fortgehendes Zeugnis von der Vereinigung der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit, so ist sie auch offenbar ein fortlaufendes Zeugnis von der Barmherzigkeit alleine, und das um so viel mehr, weil sie in allen Perioden und auf allen Höhepunkten der Geschichte die Barmherzigkeit nicht bloß vereinigt mit der Gerechtigkeit, sondern großen Ruhm vor ihr behält. „Die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht.“

8. Durch des Teufels Neid fällt der Mensch: da vereinigt sich die göttliche Gerechtigkeit mit der göttlichen Barmherzigkeit, und beide zusammen jagen ihn aus dem Paradiese, auf daß er gestraft sei für seine Missethat (spricht die Gerechtigkeit), und nicht esse vom Baume des Lebens und ewiglich lebe in seinem Elende (spricht die Barmherzigkeit). Vor dem Paradiese lagern sich der Cherub und die hauenden Schwerter, denn so heißt es. Der Cherub ist der Thronengel Gottes; wo er ist, ist Gott noch nicht gewichen; noch will Gott barmherzig auf Erden wohnen; die Schwerter aber verwehren den Zugang zum Baume des Lebens. So ist auch nach dem Fall, in der Zwischenzeit zwischen ihm und der großen Flut, die Vereinigung der beiden großen, göttlichen Tugenden, die wir nannten, geschäftig, des Herrn Werk zu treiben. Gottes Gerechtigkeit jagt den Brudermörder aus Eden, seine Barmherzigkeit aber bezeichnet ihm die Stirne, daß ihn nicht schlage, wer ihn finde. Gottes Gerechtigkeit bereitet die Sintflut, Gottes Barmherzigkeit schafft Frist zur Bekehrung 120 Jahre. Als die Sintflut hereinbricht, ersäuft die Gerechtigkeit die ganze Welt, aber die Barmherzigkeit trägt Noah selbst sicher und friedlich durch die ungeheueren Wasser bis zum Ararat und reicht ihm dort durch die Taube das Ölblatt der Schonung. Da habt ihr, lieben Kinder, einen Katechismus der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit für die erste Periode der Welt, eine Anleitung, der Sache noch weiter nachzugehen und die beiden göttlichen Tugenden in derselben Periode noch öfter zu finden.

9. Die Menschheit wächst nach der Sintflut in gewaltigen Progressionen durch die göttliche Barmherzigkeit, und dieselbige Barmherzigkeit erhält das Lichtlein patriarchalischer Erkenntnis unter dem sich mehrenden Haufen; aber siehe, die Gerechtigkeit erhebt sich, die Menschheit um deswillen zu strafen, daß sie dem Lichte nicht folgt und sich eigene Wege eröffnet und eigenes Licht entzünden will für die zukünftige Geschichte. Rasch vereinigt sich mit ihr die Barmherzigkeit, und beide zusammen bewirken das unerhörte Wunder der Sprachverwirrung. Die Einigkeit der Menschen zum Bösen wird gerechtermaßen gestraft durch die Verwirrung der Sprachen, mit welcher eine Verschiedenheit der Nationalitäten und der Religionen zusammengeht. Doch ist die Strafe gemildert durch Barmherzigkeit, weil Uneinigkeit im Bösen jedenfalls besser ist als Einigkeit und der göttlichen Wahrheit mehr Pforten offen läßt als diese. So geht auch in der ersten Patriarchenzeit nach der Sintflut Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zusammen.

10. Gott läßt nach seiner Gerechtigkeit den Menschen, die ihn fliehen, ihren eignen Willen, läßt sie ihre Wege gehen, ob sie ihn fühlen und finden möchten: schaurige Nachgiebigkeit des Allerhöchsten gegen die verderbte Kreatur! Aber siehe, zugleich tritt herein die göttliche Barmherzigkeit und legt in *Abraham* einen Keim zu dem Gewächse, das wie ein Senfkorn anfangen, aber wachsen soll und werden zum größten Baume, unter dem sich alle die entlassenen und sich selbst überlassenen, daher verlassenen Völker wieder sammeln können und finden denjenigen, der *Adam* unter den Bäumen im Garten suchte und die verlorene Menschheit bei dem Denkmale seiner Liebe, bei dem Baume *Israel*, dem Kreuze auf *Golgatha*, treffen will, um sie zu retten. Eine hehre und ach wie liebliche Vereinigung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit!

11. *Abraham* zieht nach *Kanaan*, mitten unter die verfluchten Kinder, die auf dem Wege des Fluches mehr dahingerissen werden als gehen: die Gerechtigkeit setzt ihnen ein Ziel der Vertilgung. Da müssen aber *Abraham*, *Isaak* und *Jakob* zuvor wallen gehen im Lande und predigen den Namen des Herrn, der die Sünder selig macht; und damit sie es können, fügt es die weise Barmherzigkeit, daß sie aus *Mesopotamien* dieselbe Sprache mitbringen, die *Kanaan* spricht. Auch hält die Barmherzigkeit den Arm der Gerechtigkeit vier Mannesalter nach *Abraham*, damit *Kanaan* Zeit hat, sich zu bekehren, wenn es will; und erst nach vergeblich abgelaufener Frist bricht das Feuer des Herrn ins Land herein, auf daß sich rühme die Barmherzigkeit wider das Gericht.

12. Von dem Gang *Israels* durch das Rote Meer bis zu der Auflösung des Volkes im Jahre 70 nach Christo ist dieses Volk, — mit oder ohne seinen Willen, das ist gleich viel, — ein Träger göttlicher Barmherzigkeit in ihrer heiligen Mission an die Heidenvölker. Auf jeder seiner Stufen der Entwicklung und des geschichtlichen Ganges ist es mit deutlichen Zeugnissen des göttlichen Wortes zu beweisen, daß Gott es zur Leuchte für die Völker, ja zu einem Leuchtturm und Wegweiser für sie bis in die Ruhe der Heiligen hinein erwählt hat. Und zwar ist dieser Verus der göttlichen Barmherzigkeit ein so durchgreifender und unabwendbarer, daß er während der Erniedrigung des Volkes im Exil und während der nachfolgenden Zeit des Verlustes seiner nationalen Selbständigkeit gerade am allermeisten hervortritt. Die Sünde des Volkes und deren Folgen heben den heiligen Beruf nicht auf; *Israel* bleibt Träger des Evangeliums von einem einzigen wahren Gott und Erlöser der Welt, es glaube selbst an ihn oder nicht. Taugt die Masse nicht zum heiligen Geschäfte, das Gott ihr aufgetragen hat, so konzentriert sich Licht und Kraft desto mehr in einzelnen Persönlichkeiten, und die Macht des Prophetentums Gottes wirft um so leuchtender ihre Strahlen bis in die fernsten Regionen. So erweist also Gott durch *Israel* Barmherzigkeit, aber auch Gerechtigkeit. Ist der Dienst *Israels* zur Barmherzigkeit umsonst, so tritt der Allmächtige mit Strafen ein und erwählt wohl gar zum Vollstrecker seiner Urtheile dieselbe Hand, die das heilsame Licht seiner Gnade tragen mußte, wie sich das z. B. bei den Völkern

von Kanaan zeigt, die von den Kindern der heiligen Patriarchen, welche ihnen das Evangelium gepredigt hatten, ausgerottet werden mußten. — Die Geschichte aller Völker, namentlich der großen Weltvölker vor Christo, hat keinen andern Sinn, als diesen: An und durch Israel wird ihnen Barmherzigkeit angetragen — oder Gerechtigkeit Gottes, Friede oder Strafe.

13. So wie Gott an und durch Israel allen Völkern Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit angetragen hat, so ist Israel der Träger der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes, auch selbst in beständiger Erfahrung der göttlichen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Die hohe Hand, welche an Pharao und den Göttern der Ägypter Hochmut in Gerechtigkeit übte, ist für Israel selbst eine hohe Hand der Barmherzigkeit, die wie Adlersflügel das Schwert der Gerechtigkeit, nämlich eben dies Volk Israel, gen Kanaan trägt, die Völker zu vertilgen. Diese Hand führt das Volk barmherzig durchs Rote Meer, zum Sinai, nach Kades; dieselbe Hand legt das ganze Volk nieder in des Todes Staub nach gerechtem Urtheil. Barmherzig führt sie die frische Generation nach 38 Jahren über den Jordan und läßt die Städte fallen und die Völker von ihrem Geschrei, geschweige vor ihrem Schwerte; — bequeme Kriegsführung, bei welcher der Herr stritt, Israel stille war und feierend seine Siege verfolgte nach der Barmherzigkeit, die ihnen geschah! Bald aber kamen Jahrhunderte unter den Richtern, während welcher bald die Gerechtigkeit, bald die Barmherzigkeit zu sehen war, je nachdem die Gottvergessenheit und die Sehnsucht, den weltlichen Völkern gleich zu werden, oder die tränenreiche Reue und Umkehr zu Jehova hervortrat. Ganz ähnlich geht es durch die ganze Geschichte; immer großartiger wechselt Barmherzigkeit und Gerechtigkeit ab, bis der gerechte Herr das Volk wegwirft, um es dann erst wieder aufzunehmen, wenn nicht mehr die alttestamentliche, sondern die neutestamentliche Zeit der Heiden erfüllt ist.

14. In der Zeit Samuels reifte das Verlangen des Volkes Israel, einen König wie andere Völker zu haben, so stark heran, daß es Erhöhung forderte. Zwar widerstrebte Samuel, und der Herr tadelte ihn um seines Widerstrebens willen nicht. Da aber schon von Mose dem Volke ein König geweissagt war und ein Königtum der Theokratie nicht geradezu widersprach, vielmehr der Schattenriß des kommenden Königreichs Christi sich in demselben entwerfen konnte, so gab Samuel auf Befehl Gottes dem Volke einen König, und noch einen; einen, der nicht nach des Herrn Sinn verblieb, einen zweiten aber nach dem Herzen Gottes. Was das Volk in Sünden forderte, gewährte der Herr nach seiner Barmherzigkeit, mischte aber auch seine Gerechtigkeit mit ein, da das Volk um seiner Könige willen gar vieles leiden mußte, was es um seiner Sünde willen verdient hatte. Wenn irgendwo, so begegneten sich im Königtum wieder Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Weil aber das Königtum, ähnlich wie das Priestertum, so leicht dem Verderben ausgesetzt war und dann eine Zuchttrute des Allerhöchsten und seiner Gerechtigkeit für das Volk werden mußte, die Gerechtigkeit sich also dann wider die Barmherzigkeit rühmen konnte, so stiftete die göttliche Barmherzigkeit das heilige Amt der Propheten, die unter unmittelbarer

Beeinflussung des göttlichen Geistes standen und immer am meisten dann hervortraten, wenn das Volk in die größte geistliche Gefahr kam. So rühmte sich alsdann die Barmherzigkeit wieder gegen das Gericht, und es war damit dem Volke Israel während der langen Zeit seiner Könige ein sicheres Heilmittel gegen die menschliche sündliche Verschlechterung des Priestertums und Königtums beigegeben. Je mehr sich im Laufe der Zeiten das Volk dem Einflusse der Völker ringsumher und der Dämonen ergab, desto lauter wurden die Propheten; je näher zum Abgrunde sich das Volk hindeängte, desto mächtiger streckte Gott in seinem heiligen Worte den rettenden Arm aus. Ehe die Fluten der göttlichen Gerechtigkeit hereinbrachen, wendete die Barmherzigkeit alle Mittel an, das betörte, verstockte Volk zu retten. Bis zum babylonischen Exile ringt die Barmherzigkeit nach der Bewahrung Israels vor dem Exil wie nach einem Preis.

15. Die gerechte Hand des Allerhöchsten führte zuerst Israel, dann auch Juda ins Exil. Da saßen dann die Kinder der Heiligen an Wasserflüssen Babylons und weinten; den Herrn aber reute bald die Strafe, denn er ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte. Mitten im Exil gibt er ihnen die größten Propheten, die ihr Verhalten während des Exils, ihr Herz und ihre Hoffnung leiten konnten, wie ein Hirte seine Schafe leiten kann, und ihren Sinn für die alte Heimat und den Berg ihres Gottes und den heiligen Dienst und den kommenden Messias wach erhalten mußten. So hindert denn die Barmherzigkeit, daß Israel nicht im Elend vergeht, verzweifelt und den Heiden ähnlich wird, sondern Gottes Volk bleibt mitten in der Strafe und, wie einst in der Wüste, einer bessern Zeit entgegenreist. Endlich führt die Barmherzigkeit das Volk als ihre Beute heim, während der Dienst der Gerechtigkeit zu gleicher Zeit gepriesen ist.

16. Heimgekommen in das gelobte Land tragen die Juden noch immerfort die Nachwirkungen der göttlichen Gerechtigkeit; sie fallen einem Weltmonarchen nach dem andern in die Hände und erdulden ein verschiedenes Maß der Unterwerfung und Tyrannei. Auch verstummen die Propheten und ein verwunderliches Schweigen dessen, der sonst immer unter seinem Volke zeugte, tritt ein. Dagegen aber sammelt die göttliche Barmherzigkeit die schriftlichen Zeugnisse der Propheten in ein Buch, erweckt allenthalben einen Eifer, das Buch der Bücher zu lesen, dazu einen ganzen Stand der Schriftgelehrten; alles Volk achtet aufs Wort, und die Erkenntnis desselben verbreitet sich in alle Schichten der Gemeinde Israel. Zwar führt sie der Satan irre, daß sie den Völkern gegenüber nun zwar nicht mehr sein wollen wie sie, wohl aber über sie herrschen, vor der Zeit über allen schweben, daß sie vor lauter Verlangen nach ihrer irdischen Erhöhung unter den Makkabäern und später auf blutige Dornenwege kamen und am Ende den nicht erkannten, der da kommen sollte; aber das Zeugnis der Barmherzigkeit brannte doch und leuchtete unter ihnen fort, und je näher zum Advent des Herrn hin, desto weniger fehlt es an solchen, die wie Simeon und Hanna, Zacharias und Elisabeth, Maria und Joseph die Zeit erkannten, da sie heimgesucht wurden. Mitten im Gerichte erweist sich Barm-

herzigkeit, mitten in der Barmherzigkeit zeigt sich Gerechtigkeit: in der ganzen alttestamentlichen Zeit findet sich immer die Vereinigung beider, und immerfort regt sich, wider die Gerechtigkeit den Ruhm zu erhöhen, die Barmherzigkeit, von der wir reden.

Drittes Kapitel

Wie hat der Herr, dein Heiland, die Barmherzigkeit geübt
im Neuen Testament?

17. Das Werk und Leiden unseres Heilandes Jesu Christi ist von jener hochzurühmenden Vereinigung der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit geradezu der Gipfel und Höhenpunkt. Die Absicht Gottes des Vaters, die Ausführung derselben durch Gott den Sohn und die An-eignung des vollendeten Werkes an die Menschen durch Gott den heiligen Geist ist das unwidersprechlichste Zeugnis davon, daß die Gerechtigkeit befriedigt sein mußte in ihren Ansprüchen an das menschliche Geschlecht, ehe sich der Herr in Gnaden uns zuwenden konnte. Was hat Gott gewollt, wenn nicht, daß sein Sohn in der Menschheit unsere Sündenstrafen leiden und zur Sünde werden sollte, auf daß wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor dem höchsten Richterthron gilt? Was hat der Sohn Gottes anders getan, als die gerechten Strafen unserer Sünden gelitten und damit ihre Gerechtigkeit gepredigt, im Gefühle aber und sicheren Bewußtsein des Gelingen uns zu sich eingeladen, damit wir an seiner Hand eine ewige Barmherzigkeit ererben möchten? Und was legt der Heilige Geist durch die Predigt seiner Knechte in die Herzen der Menschen nieder, wenn nicht eben diese Vereinigung der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zugunsten der außerdem verlorenen Welt? In den beiden Gedanken — gerecht und barmherzig — summiert sich alles, was uns der Dreieinige getan hat und noch tut.

18. In dem apostolischen Zeitalter gehen die Ströme der Barmherzigkeit aus über die ganze Welt; die Gerechtigkeit scheint zurückzutreten. Dennoch aber grollen mitten herein in die himmlischen Harmonien von der Gnade Gottes, die aus dem Munde der heiligen Apostel vernommen werden, die Donner der wachenden Gerechtigkeit. Erst sammelt sich die Gemeinde zum Glauben; dennoch wird schon offenbart das Geheimnis der Bosheit, es regt sich auch schon, und von den ersten Tagen des Aufstehens der Kirche Christi bereitet sich allmählich der große Abfall, welcher die Gerichte des Königs aller Könige hervorruft, und die Apostel predigen unzweideutig und laut, daß das Lamm Gottes auch sei der Löwe aus Juda, der Erlöser der Welt mit seinen blutenden Wunden auch ein gerechter und unerbittlicher Richter, dessen Herz voll Liebe es vertragen kann, ewige, un-nennbare Qualen über die auszuschütten, die er doch auch erlöst hat. Er ist es also, in dem sich Gerechtigkeit und Barmherzigkeit persönlich vereinigen.

19. Jede nachfolgende Periode der Kirchengeschichte ist ein Nachhall der ersten und ein Vorspiel der letzten Zeit, ein Nachhall der ersten von wegen des Waltens der Barmherzigkeit, ein Vorspiel der letzten wegen

der Eingriffe der Gerechtigkeit. Die Geschichte eines jeden christianisierten Volkes bietet nichts weiter dar als ein Beispiel von dem Zusammenwirken und der gegenseitigen Ablösung der beiden großen göttlichen Tugenden. Wo das Evangelium aufgenommen wird, gibt es Segen in allen Stücken; weicht man von ihm, so weicht nicht bloß die Seligkeit, sondern auch das Glück, und es wiederholt sich in neutestamentlicher Weise, was sich im Alten Testamente nach der Predigt des Engels zu Babel so oft ereignet hat. Wie sich ein Volk gegen das Evangelium verhält, so verhält sich des Herrn Hand und ihr Stab Weh und Sanft gegen es, und je nach den Schwankungen des menschlichen Benehmens gegen das Evangelium schwankt auch sein Glück. Bei vielen und außerordentlichen Verschiedenheiten bleibt dies doch in der Geschichte aller Völker wahr.

20. Eine der merkwürdigsten Vereinigungen der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zeigt sich in den Verfolgungen der römischen Kaiser, die über die Kirche kamen. Den Christen geschah himmelschreiendes Unrecht, und der Herr bezahlte den Tyrannen, wie es ihnen gebührte; man konnte mit vollem Recht Bücher über die Todesstrafen der Verfolger schreiben; aber auch den Christen geschah mit diesen Verfolgungen ihr volles Recht. Man darf sich nur nicht vorstellen, daß die Menschen der ersten Jahrhunderte die Regungen des Evangeliums andauernder getragen und gewürdigt hätten als andere spätere Geschlechter. Nahe der Zeit der ersten Ausgießung des Heiligen Geistes zeigen sich bereits die Beispiele von Verweltlichung der Kirche und Bundeschließung zwischen Kirche und Belial; da kommen dann die Verfolgungen als Gottes Strafe, als Erweisungen der Gerechtigkeit des Herrn. Aber ebendieselben Verfolgungen sind reinigende Stürme und ein Windeswehen, welches die vorhandenen Sunk und Flämmlein des Glaubens wieder ansacht zum erwünschten Brande. Nach Zeiten des tiefsten Verderbnisses leuchten die schönsten Beispiele der heiligen Märtyrer und zeigen uns vorbedeutend, daß man an der Kraft Gottes und seines Evangeliums zu keiner Zeit verzagen dürfe. Der Herr weiß seine Gerichte selber mit Kräften der Barmherzigkeit zu füllen und zu tun, wie es geschrieben steht: „Wenn du mich demütigst, machst du mich groß.“

21. Eine höchst merkwürdige Mischung und Vereinigung der göttlichen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit kann aus den *Schicksalen der arisanischen Völkerschaften* in Vergleichung mit denjenigen erkannt werden, welche der reinen Lehre des göttlichen Wortes von der allerheiligsten Dreieinigkeit zufielen. Zu den ersten gehörten die begabtesten deutschen Völkerschaften: die Goten, die Gepiden, die Vandalen usw. Dieselben zeichneten sich, wie z. B. die Ostgoten unter Theoderich, zum Teil durch vortreffliche Staatseinrichtungen und eine erwünschte Freiheit des Geistes aus. Dennoch erfüllte sich an ihnen das Maß der Barmherzigkeit schnell; sie wurden durch Gottes Gerechtigkeit in Vertilgungskriegen weggerafft wie Pilze vom Boden, da sie doch eingewurzelt schienen wie die Eichen. Vergleicht man mit ihnen die Völker, welche der reinen Lehre zufielen, vor

allem die Franken und Burgundionen, so kann man gar nicht sagen, daß deren äußere Begabung ihnen einen Vorzug vor den anderen gesichert hätte; im Gegenteil, es gibt in der Geschichte nichts Abscheulicheres als die Geschichte der Franken und ihrer Scheusale, wollte sagen: Könige. Nichtsdestoweniger war mit ihnen der Herr und erzeugte ihren Sünden und Greueln Barmherzigkeit, nicht Gerechtigkeit, dieweil sie den Sohn ehrten, wie sie den Vater ehrten, und die allerheiligste Dreieinigkeit bekannten. Hier kann man nicht allein Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, sondern auch die Grenze der ersteren erkennen.

22. Schon in frühen Zeiten verbreitete sich über das südliche Europa das Evangelium. Wir kennen die Erfolge nicht genug, weil eine so gewaltige Vertilgung über sie kam; aber es waren Erfolge vorhanden, große, namhafte Wirkungen des göttlichen Wortes: oft beugten sich ganze Völkerschaften dem Geist eines einzigen Mannes. Aber über diese Ernte des Evangeliums kam eine schnelle Hand Gottes, und Egel, der Hunnenkönig, die Gottesgeißel, wie er sich nannte, segte von Osten nach Westen wie ein Sturmwind dahin und legte die Pflanzungen der Evangelisten in den Staub; und wenn es auch ging wie bei andern Sturmwinden, daß hie und da ein Berg oder ein Wald einzelnen Gemeinden zum Schutz gereichte, so konnten sich doch im allgemeinen die Völker lange nicht von dem Elend erholen, welches Egels Sturmsfahrt über Europa gebracht hatte. Sein Weg war ein Weg der göttlichen Gerechtigkeit über die europäische Verderbnis. Doch fehlte auch zu jener Zeit nicht die Neben- und Gegenwirkung der Barmherzigkeit, und wenn die Wirkung des Evangeliums nicht sehr in die Breite ging, so war sie doch desto intensiver, und der Herr bereitete Samenkörner zukünftigen Segens. Er ließ die Herrlichkeit seiner heiligen Kirche gegenüber dem Verderben der Königreiche nur desto schöner leuchten, seine Heiligen strahlten die Welt mit göttlicher Barmherzigkeit an, und der Eindruck der ihnen widerfahrenen und von ihnen kommenden Barmherzigkeit ist noch lebendig, während die Vertilgungskriege und Plagen jener Zeit von den wenigsten Menschen erkannt und in die Erinnerung geführt werden.

23. Die begnadigsten Gemeinden der alten Welt waren außer Rom in Asien und Afrika. Wir haben in der Regel gar keine Ahnung und keinen Begriff von der Menge der Barmherzigkeit, welche der Herr seinen Heiligen in diesen Teilen der Welt erwies. Dazu dauerte diese Zeit der Gnaden bedeutend länger, als z. B. die Gnadenzeit der im vorigen Paragraph erwähnten europäischen Gemeinden, welche die Geißel Egels zu fühlen bekamen. Doch fand auch hier das Erbarmen seine Grenze, und der Herr brachte über Asien und über Afrika eine furchtbare Rute der Gerechtigkeit durch den Betrüger der Völker, Muhammed. Es ist ein großes Zeugnis von Verderbnis, daß sich in allen Landen Scharen von Menschen finden ließen, welche die Religion des dorngekrönten und doch allmächtigen und heiligen Jesus mit dem Irrweg eines epileptischen Wollüstlings vertauschen konnten. Aber es geschah, und schon darin liegt die Hand der Gerechtigkeit; denn der Herr pflegt den Menschen gerade mit dem zu strafen, was er sich selbst

erwählt. Es trat aber auch noch andere Strafe dazu, nämlich der Druck und vielfach auch die Barbarei des Muhammedanismus; ein Druck, von welchem alle Zeiten der Geschichte bis in die neuesten Zeiten herauf voll sind; eine Barbarei, die niemals offener zutage lag als gerade jetzt. Man muß ein offenes Auge haben und dazu ein scharfes, wenn man in dem Gerichte Gottes, das über die Völker durch Muhammed erging, auch Spuren der Barmherzigkeit erblicken soll.

24. Während das Gericht über Asien und Afrika erging, feierte die Barmherzigkeit in diesen Landen nicht, wie schon bemerkt, und erkämpfte überdies Christo dem Herrn in anderen Ländern, namentlich in den nördlichen von Europa große Siege und Triumphe. Was für ein Leben entstand ziemlich gleichzeitig in Irland und England und wanderte von da herüber in das Reich der Franken, jenseits und diesseits des Rheins. Wer kann an die Missionsreisen der alten Mönche denken, die über den Kanal herüberkamen, mitten in den Wildnissen Stätten der Anbetung Jesu und der Gesittung erbauten und den nachhaltigsten, heiligendsten Einfluß auf Europa diesseits der Alpen hatten, ohne zu gestehen, daß die Barmherzigkeit gerade in jenen Zeiten auffallend beschäftigt war? Zwar ist die Barmherzigkeit mit Gerechtigkeit vermischt; es rächte sich der Mangel an völliger Hingabe ans Wort durch Mängel des Lebens und Mängel der Kraft, alle Verhältnisse der Völker zu bewältigen, so wie es hätte sein sollen und können. Diese Mängel sind wiederum Zeichen derselben Gerechtigkeit, welche die Menschen durch ihr eigenes Tun am allermeisten straft. Dennoch wird man immerzu behaupten können, daß Gott jenesmal im Morgenlande durch Gerechtigkeit, im Abendlande durch Barmherzigkeit sich augenfällig offenbarte.

25. In jenen Zeiten erweckte die göttliche Barmherzigkeit im Abendlande einen Mann, deßgleichen die Welt seitdem nicht mehr gesehen hat. Für die Kirche ein Füllhorn der Gnaden, war er für die Heiden ein Schwert der Gerechtigkeit. Obwohl er es für die Heiden nur treu gemeint hat und ihnen Lehrer und Prediger in Haufen gab, so setzte er ihnen doch wider die erklärte Meinung seiner Ratgeber eine so kurze Gnadenfrist, während welcher sie das Evangelium entweder annehmen oder verwerfen mußten, daß man nicht anders sagen kann, als es sei in seinem Verhalten eine göttliche Vorsehung merkbar geworden, gemäß welcher diese Heiden ein so frühes Gericht treffen durfte. Es erwies sich auch hier, wie sonst oft, daß die Vereinigung und Mischung von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht immer dieselbe ist und sein soll, und innere gerechte Gründe die göttliche Zulassung bestimmen.

Während der langen Zeit der römischen Kaiser, die auf Karl den Großen folgten, waren es hauptsächlich zwei Verhältnisse, welche ohne Ende wie Themata in der Rede abgehandelt wurden, nämlich einerseits das Verhältnis der Kirche zum Papsttum, und andererseits das Verhältnis der Kirche zum Staat. An allen Orten und Enden erhoben sich kirchliche Parteien, welche das Recht des Papstes über die Gemeinden des Herrn Jesu in

der Welt beanstandeten und gegenüber dem äußerlich kirchlichen Leben der römischen Kirche ein mehr innerliches und schriftgetreues auf die Bahn zu bringen suchten. Zwischen dem Staat und der Kirche aber erhob sich ein Streit der Unterordnung: die Päpste behaupteten, der Staat sei der Kirche untergeordnet; die Kaiser umgekehrt, die Kirche sei dem Staate untertan. Die Kirche hatte also eigentlich einen doppelten Streit: wider den Kaiser und wider die Sekten. In beiden Beziehungen wandte sie zum Teil gerechte Grundsätze auf eine sündige Weise an und litt daher von beiden Seiten viel: die göttliche Gerechtigkeit ahndete ihre Sünden. Durchaus nicht besser als die Päpste waren die Kaiser, und ihre Grundsätze gegenüber den Päpsten konnten am Ende mehr angefochten werden, als die der Päpste gegen die Kaiser. Daher fielen auch die Nationen im allgemeinen den Maßregeln der Päpste mehr zu als denen der Kaiser, und die göttliche Gerechtigkeit erwies sich auf diesem Wege nicht bloß gegen die Päpste, sondern auch gegen die Herren der Welt. Während aber in beiden Streiten immer ein Teil durch den andern gestraft wurde und der Sieg auf keiner Seite rein durchging, erwies sich eben dadurch auch die göttliche Barmherzigkeit auf beiden Seiten. Es war ein Glück für alle, daß sie Widerstand fanden, und indem sich die Prinzipien einander gegenüber abwogen, zeigte der Herr allen Parteien, wo es mit ihnen besser werden sollte. Wer mit diesen Gedanken die langen Geschichten der angedeuteten Periode liest, findet sie vielleicht je länger je mehr richtig und bewährt und erkennt auch hier eine Vereinigung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit und ein großes Beispiel, wie sich die Barmherzigkeit rühmet wider das Gericht.

26. Der Reformationszeit unmittelbar voran ging eine Zeit der schwachen Gerechtigkeit. Konstantinopel und das oströmische Reich, soviel noch von ihm übrig war, fiel unter dem Schwerte Muhammeds, und was die Griechen von uralten Zeiten her, heidnischen und christlichen, ihrer Meinung nach Großes und Herrliches besessen hatten, das wurde in alle Welt hinausgetragen, wie wenn der Wind in die Spreu oder in den Staub fährt und sie nach allen Richtungen hin verweht. Die Herrlichkeit der Griechen flog aus ihrem Neste und wurde insonderheit nach Italien und von da über die Alpen herübergetragen. Es war ein Geist der Erkenntnis und der Freude an Sprachen und Literatur, und die göttliche Barmherzigkeit wendete die Bewegung auch dahin an, daß die Sprachen des Neuen und Alten Testaments genauer erforscht und unter anderem auch die Heilige Schrift genauer gelesen wurde; aber es war derselbe Geist der Griechen, der zu uns herüberkam, auch ein Geist des Leichtsinns und der sittlichen Verwahrlosung, der auch allenthalben seine Saat austreute, wohin er kam, eine wuchernde Saat, in deren Gedeihen sich wieder einmal merkwürdig die warnende Gerechtigkeit des Herrn erwies, der die Menschen ihre verkehrten Bahnen gehen läßt und zusieht, ob sie sich vielleicht von ihren Wegen wenden und Barmherzigkeit suchen, ehe die Gerechtigkeit die endlichen Gerichte hereinbringt. Barmherzigkeit und Gerechtigkeit erscheinen übrigens in der Zeit des sogenannten Wiederauflebens der Künste und Wissenschaften nur

wie in einem vorbereitenden Werke begriffen; sie bereiteten auf die Reformationszeit vor. Die Reformationszeit selbst erscheint wie eine Zeit der Gnadenflut und der seligsten Erweisungen der Barmherzigkeit. Aber wie Martin Luther, unter den Reformatoren der erste, oftmals es beklagte, daß die Barmherzigkeit keine geöffneten Fenster fände und deshalb gerechte Strafen über die Welt, besonders über Deutschland kommen müßten, so geschah es auch. Mit dem Leben Luthers wendete sich die Sache, und die Religionskriege begannen wie unheilvolle, sündenbeladene Orkane über die Welt hin zu wüthen; sie zerstörten namentlich die deutschen Zustände dermaßen, daß seitdem mancher mit einem Scheine der Wahrheit behaupten konnte, unser Vaterland habe sich von seinen Wunden bis zur Stunde noch nicht erholt. So erweist sich also in der Reformationszeit Gott unser Herr ebenso groß in der Gerechtigkeit als in der Barmherzigkeit; doch rühmt sich auch da wieder die Barmherzigkeit gegen die Gerechtigkeit, sintemal wir ja doch auch nach der grauenvollen Zeit sein Wort und Sakrament im Lande übrig behalten haben.

27. Von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis herauf in die neuere Zeit ist eine wunderliche Vereinigung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Kirche zu finden, wie sie sich kaum in einer der vorausgegangenen Perioden zugetragen hat. Kräfte des Abfalls regten sich in der frei hervortretenden Freidenkerei, die nicht mehr an das göttliche Wort, und in der Ungebundenheit des Lebens, welche nicht mehr an das göttliche Gesetz gebunden sein wollte. Es lag in dem Hervortreten dieses zuchtlosen Geistes eine Saat des Argernisses, des religiösen und sittlichen Unglücks, die wuchernd aufging und in deren krebsartigem Umsichgreifen die gerechte Strafe für die Kirche lag, welche dem Übel nicht vom Anfange her so einmütig widerstand, wie es ihre Schuldigkeit gewesen wäre. So wenig die Sünde aufhörte, von welcher wir reden, ebensowenig hörte auch die Strafe auf, welche mit der Sünde gleichen Schritt hält und um sich griff. Es fehlte aber auch nicht an göttlicher Barmherzigkeit. Die Bewegungen, die mit dem Namen des Pietismus bezeichnet werden, sowie diejenigen, die sich an Zinzendorfs Namen anschließen, sind, ob sie wohl Fehler und Mängel genug haben durch der Menschen Sünde, nichtsdestoweniger auch Zeugnisse der göttlichen Gnade und Erbarmung und brachten Zeiten der Erquickung und der Erweckung für Tausende. Und wenn sich ihnen gegenüber Männer haben finden lassen, wie ein Ernst Valentin Löschner oder ein Albrecht Bengel, so sind gerade diese wie Finger der göttlichen Barmherzigkeit, welche der von Gottes Gnade berührten Kirche für ihre Bewegungen das rechte Bette und den rechten Weg vorzeichnen konnten. Daß die Kirche Gottes Finger nicht verstand und die angeregten Gemeinschaften lieber ihre eignen Wege betraten, das war ihre Schuld, aus der sich neue Strafe entwickelte; aber es nimmt der Behauptung keine Kraft, daß sich Gottes Barmherzigkeit auf diese Weise erzeugte.

28. Die neueste Zeit ist in allen Stücken nur eine Fortsetzung der nächst vorhergegangenen. Der Abfall wurde größer, sein

Bette breiter, die Folgen sichtbarer im Leben der Kirche, des Staates und des Hauses. An den Ufern gewaltiger Sünden ging und geht brausend die göttliche Gerechtigkeit, übt und weissagt immer stärkere Strafen. Ebenso wahr ist es aber auch, daß die neueste Zeit durch besondere Ausgießungen göttlicher Gnaden bezeichnet ist. Die Kinder Gottes, deren allenthalben viele wurden, haben den Raub der Feinde der Kirche, die in ganz anderem Sinne begonnenen gelehrten Studien, für das Reich Gottes anwenden lernen, und mit dem treuen Studium der Heiligen Schrift und Geschichte hat sich der Geist der Weissagung vereinigt, so daß die Hoffnung der Kirche wahrer und schöner leuchtet als viele Jahrhunderte vorher. Auch hat sich allenthalben herausgestellt, was an den gegenwärtigen kirchlichen Zuständen mangelt und fehlerhaft ist, und in vielen Herzen lebt eine tiefe und große Sehnsucht nach bessern Zuständen. So regt und bewegt sich die Kirche ihrer Zukunft entgegen, wie die Welt der übrigen. Die Scheidung wird größer: Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gehen ihre gesonderten Wege, aber auch jetzt rühmt sich die Barmherzigkeit wider das Gericht, und wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der kann dem zukünftigen Zorn entfliehen und würdig werden, zu stehen vor des Menschen Sohn.

29. Da hast du nun in einem Überblick der neuen wie der alten Zeit die Spuren der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit; wir konnten beide nicht voneinander trennen. Dennoch war die Meinung keine andere, als den Satz zu verfolgen, daß es niemals in der Kirche, ja niemals gegen die Welt hin an Erweisungen der göttlichen Barmherzigkeit gefehlt hat. Seitdem die Menschheit fiel, ist Gott sich treu geblieben in seinem gnädigen Willen, sie zu retten, und es wird gewiß auch keine Zeit eintreten bis zum Ende, wo Gott der Herr seine Barmherzigkeit ablegte und rein die Gerechtigkeit nach unserm Verdienste walten ließe. Das Reich des Herrn ist ein Reich der Barmherzigkeit; wie der Tempel Salomonis zwei Säulen, so hat dies Reich zwei Grundpfeiler, Boas und Jachin, wir meinen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit; es wird niemals bloß eine einzige werden, es wird auch keine von beiden mangeln, und wir werden daher das Thema dieses unsers Unterrichts allezeit festhalten dürfen und allezeit predigen: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.“

Viertes Kapitel

Wie hat der Herr im Gesetz des Alten Testaments seinem Volke befohlen, die Barmherzigkeit zu üben?

30. Indem der Herr sein Volk Israel von andern Völkern gesondert, mit eigener Verfassung, mit eigenem Gottesdienst in ein Land eingeführt hat, dessen Grenzen rings umher den Namen Sonderung führen können, hat er nicht gewollt, daß dies Volk erbarmungslos und selbstsüchtig die Sonderung ausdeuten sollte; von feinewegen geschah diese Sonderung im Sinne göttlicher Barmherzigkeit, und in dem gleichen sollte sie von dem Volke Gottes aufgefaßt werden. Ja, indem er ihm befahl, und zwar auf das strengste befahl, sich von andern Völkern zu sondern, war er nicht gemeint,

ihnen eine Anweisung und Anleitung zu selbstfüchtiger Unbarmherzigkeit zu geben, sondern sie sollten das Gebot der A b s o n d e r u n g halten aus L i e b e und E r b a r m e n. Israel konnte seine Aufgabe, eine Leuchte aller Völker zu werden, nicht lösen, wenn es sich nicht von allen Völkern sonderte. M a c h t e es sich mit denen gemein, die an ihm sollten den rechten Gottesdienst lernen, so konnte es ihnen gehen wie dort, da ihnen Bileam die Falle stellte: statt andere zu bekehren, konnten sie selbst verkehrt werden. Wer Pfeile aussenden will, muß seinen Anstandspunkt haben, nicht zu fern vom Wilde, aber auch nicht zu nahe. Wer Vögel fahen will, kann ihnen nicht auf die Flügel treten, und der Fischer schwimmt nicht mit den Fischen im Wasser. Das mußte begriffen sein, wenn Israel seinen Beruf an die Heiden erfüllen sollte.

31. Gott wirkt alle seine Werke durch seine Anechte: seine Werke sind daher göttlich und menschlich zugleich, und wo er wirkt, da eröffnet er seinen Heiligen alsbald eine weite Laufbahn der Barmherzigkeit; sie dürfen nur, wie sie sollen, Mitarbeiter des göttlichen Arbeiters sein. Wenn daher der Herr, der lebendige Gott, unter Samuel barmherzig den Geist der Weisagung über die Prophetenkinder ausgoß, so lud er dieselbigen Prophetenkinder eben damit ein, zu weissagen, zu zeugen und also die Strahlen seiner Barmherzigkeit in die Nacht ihrer Umgebung zu leiten. Wenn er ihnen in David einen König gab nach seinem Herzen, so sollte der erwählte König die heiligen großen Gaben, die er empfangen aus der Barmherzigkeit des Herrn, wie ein Brunnen der Barmherzigkeit über das ganze Volk verbreiten. Wenn unter den Propheten Samuel und David eine wundervolle Herrlichkeit des Gottesdienstes sich entfaltete, Opfer, Gebete, Psalmen und Lieder, dazu aller Instrumente Klang, die Süßigkeit des Wohlgeruchs und alles, was für das Auge schön war, sich vereinigen mußte, dem Gott Israels würdig zu dienen, so war das alles eine Offenbarung des Herrn, eine Ergießung seiner Barmherzigkeit. Aber auch die Priester, die Leviten, die Sänger und der König an seiner Säule waren samt und sonders Träger und Diener der Barmherzigkeit, und indem sie, ein jeder an seinem Teile, ihren Ton gaben zu der großen Harmonie des Ganzen, halfen sie alle zusammen, das Volk zu der Erkenntnis zu führen, daß barmherzig und gnädig ist der Herr; sie übten alle Barmherzigkeit. So waren die großen Institute des Alten Testaments, Prophetentum, Königtum, Priestertum, nicht bloß Schöpfungen des barmherzigen Gottes, sondern zugleich ein dreifacher mächtiger Ruf zur Übung und zur Erkenntnis der Barmherzigkeit des Herrn.

32. In den beiden vorigen Paragraphen sahen wir die menschliche Barmherzigkeit an der Hand der göttlichen große Gebiete betreten, den Heiden oder doch dem Volke Israel dienen. Wie aber von einer Brunnenstube Röhren das befruchtende Wasser in die verschiedenen einzelnen Ländchen und Beete leiten, so ergießt sich die im allgemeinen befohlene Barmherzigkeit nach Leitung der alttestamentlichen Gesetzgebung über alle Teile des heiligen Volkes. So wunderbar gerecht die alttestamentliche Gesetzgebung ist und so

sehr sie daher von allen ohne Unterschied gepriesen und anerkannt wird, so kann man doch sagen, es wehe durch das ganze alttestamentliche Gesetz ein Geist der wunderbarsten Hirtenliebe und Barmherzigkeit, und alle Theile desselben seien von einer, man möchte sagen zarten göttlichen Fürsorge für jeden einzelnen Stamm, ja für jeden einzelnen Menschen getragen. Auch wo die Worte am strengsten klingen, sind sie streng nur auf eine Seite hin, während man auf einer andern Seite die Barmherzigkeit im Regimente kann sitzen sehen.

33. Was im allgemeinen der vorige Paragraph besagt, wollen wir jetzt ein wenig im einzelnen beschauen. Sehen wir nach den Personen, auf welche sich die göttliche Fürsorge im Gesetze erstreckt, so finden wir, daß weder der Einheimische noch der Fremdling vergessen ist, weder der Levite noch der Priester noch das einfache Gemeindeglied, weder der Alte noch der Junge, weder der Freie noch der Sklave, weder die Witwe noch das Waislein, weder der Gesunde noch der Kranke, nicht der Blinde noch der Taube, ja nicht der Mörder und Totschläger, und endlich findet die barmherzige Gesetzgebung ihre Grenze nicht einmal in den Grenzen der Menschheit, denn es wird auch der Tiere nicht vergessen und nicht des Vogels im Neste. Sehen wir nicht nach den Personen, sondern nach den Gelegenheiten, bei welchen sich die Barmherzigkeit erzeigen soll, siehe so finden wir den Willen Gottes ausgesprochen, barmherzig zu sein, wenn die Ernte eingeheimt wird, wenn ein Freudentag vorhanden, ein Liebesmahl gehalten wird, wenn die Opfermahlzeit gehalten wird, wenn das Sabbatjahr, das Halb-, Erlass- und Jubeljahr kommt. Alle diese Bergespitzen des hohen israelitischen Volks- und Kirchenlebens sind mit göttlicher Gnade und Barmherzigkeit gekrönt, und sie selber duften von den reichen Kräutern und Alpenblumen menschlicher Barmherzigkeit. Wo überall das Leben auf eine Höhe kommt, da soll Israel Beweis geben, daß er der barmherzige Sohn eines barmherzigen Gottes ist. Und wie es mit den Personen und Gelegenheiten ist, so ist es auch mit den verschiedenen Arten und Weisen, Barmherzigkeit zu üben. Eine berühmte Stelle des Neuen Testaments sucht die Barmherzigkeit im Geben, im Vergeben und im Nicht-Nichten. Kein Mensch wird leugnen, daß im Alten Testamente rücksichtlich des Gebens die mannigfaltigste Barmherzigkeit geboten ist; ein aufmerksames Auge und ein guter Wille werden aber auch, wenn sie suchen gehen, rücksichtlich des Vergebens und Nichtens viele Stellen des alttestamentlichen Gesetzes finden, welche die Barmherzigkeit wahren und ihren Einspruch wider die bloße Gerechtigkeit laut erheben. Zu den Weisen der Barmherzigkeit gehört aber auch das *Schonen*. Wenn aber das, wer kann alsdann verkennen, daß der Stellen viele zusammengelesen werden können, in welchen Gottes väterliche Schonung gegen uns arme Sünder sich widerspiegelt. Es wird eine angenehme und süße, auch glückliche Beschäftigung sein, wenn sich jemand darein geben wollte, das alttestamentliche Gesetz in der Absicht zu lesen, Spuren der Barmherzigkeit von jeglicher Art und Weise zu suchen.

34. Eins finden wir im Alten Testamente nicht, nämlich keine Institute

und Häuser der Barmherzigkeit und kein besonderes Amt, welches sich die Pflege der Barmherzigkeit zum Ziele gesetzt hätte. Das sind Früchte des Neuen Testaments. Dennoch aber ist nicht zu leugnen, daß auch die alttestamentlichen Gebote Weisheit genug geben für eine Pflege und anstaltsmäßige Übung der Barmherzigkeit. Wenn es im Alten Testamente wie im Neuen allezeit Arme gab, während es doch keine Bettler geben sollte, so liegt in dem letztern Grundsatz, ja Gebote ein Anlaß, für die Armen zu sorgen und zu verhüten, daß sie Bettler werden; und so viel auch der Geist des Alten Testaments und der Theokratie geleistet haben mag, den Armen auf dem Boden der Familie zu versorgen, so wird es doch gewiß auch in jener Zeit und im Heiligen Lande an Individuen und an Verhältnissen nicht gefehlt haben, die zu einer anstaltsmäßigen Versorgung der Armen drängten. Es könnte uns daher auch nicht verwundern, wenn wir irgendwie die Entdeckung machten, daß eine solche Versorgung auch statthatte. Was wir aber auch finden oder finden könnten, es wird nichtsdestoweniger von dem verschieden sein, was sich in der Kirche des Neuen Testaments gleich in der ersten Zeit nach ihrer Geburt erzeugte.

Fünftes Kapitel

Wie hat der Herr, dein Erlöser, und seine heiligen Apostel im Neuen Testamente seinen Heiligen befohlen, Barmherzigkeit zu üben?

35. Aus Barmherzigkeit ist der Sohn Gottes Mensch geworden; die größte Barmherzigkeit zu üben, hat er gelebt, ist er gestorben und auferstanden, ist er aufgefahren gen Himmel und lebt immerdar. Grund und Absicht aller seiner Werke ist die Barmherzigkeit, und Barmherzigkeit ist auch die Summa seiner Befehle an die Seinen. Wie seine Liebe und seines Vaters und Geistes Liebe nur Barmherzigkeit sein kann, so soll auch unsere Liebe zu den Brüdern und allen Menschen nichts sein, als Barmherzigkeit. Das große Grundgebot für unser Leben unter unsersgleichen heißt: „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.“

36. Wenn im Alten Testamente die Barmherzigkeit des Volkes Gottes gegen die Heiden als Wille Jehovas nachgewiesen werden kann, so spricht sich im Neuen der Wille Gottes, gegen die Heiden barmherzig zu sein, als bestimmter Befehl aus. Wenn es der Augen bedarf, um im Alten Testamente den Willen Gottes, gegen die Heiden barmherzig zu sein, aufzufinden, so kann man im Gegenteil sagen, daß blinde Augen und taube Ohren dazu gehören, um den König der ewigen Herrlichkeit und seine majestätischen Befehle nicht zu merken, da er spricht: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet und halten lehret alles, was ich euch befohlen habe.“ Die Heidenmission ist das große Werk der Barmherzigkeit im Neuen Testament. Ihr aber nicht bloß angeschloßen, sondern vielmehr der innerste Kreis, ja Mittelpunkt von ihr, ist die Judenmission, von welcher der Herr zu seinen Aposteln sagt: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und Judäa und Samaria und bis an der

Welt Ende.“ Es kann in der Welt keine größere Barmherzigkeit geben, als Wort und Sakrament des Allerhöchsten mit ihrer Gnadenfülle zu den armen verlornen Menschenkindern aller Jahrhunderte und aller Lande zu verbreiten. Der Herr aber gebeut nicht bloß Barmherzigkeit gegen alle Welt, sondern er verheißt denen, welche die Barmherzigkeit üben werden, seine eigene helfende Gegenwart, indem er spricht: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Dies sein großes Wort ist in der bestimmtesten Beziehung zur Übung der Barmherzigkeit in der heiligen Mission gesprochen. Er, der König, und hinter ihm die erlöste Schar seiner Knechte ziehen mit den heiligen Gaben des Wortes und Sakramentes rund um alle Erde, bis Jericho unter dem Schall der Hallsahrsposaunen zusammenstürzt und die Reiche der Welt eine Beute dessen werden, der von sich selbst predigt: „Barmherzig und gnädig ist der Herr.“ Seine ganze Kirche ist nach außen hin nichts anderes als ein priesterlich königliches Institut der Barmherzigkeit.

37. So wie nun die Kirche nach außen hin ein heiliges Institut der Barmherzigkeit ist, so ist sie's auch nach innen. Der Apostel und der Evangelist, ebenso aber auch der Hirte, der Presbyter, der Bischof sind nichts anderes als Organe der göttlichen Barmherzigkeit gegen die Gemeinden auf Erden. Die Schafe und Lämmer Jesu beaufsichtigen, sie leiten und weiden durchs Jammertal bis zu den Brunnen der ewigen Beruhigung, das ist nicht minder große Barmherzigkeit, als wenn die Schafe durch die heilige Mission berufen und herbeigebracht werden. Der Samariter, welcher den unter die Mörder Gefallenen zur Herberge bringt, ist wie ein Evangelist oder Missionar. Die Herberge ist die Gemeinde; der Herbergvater, dem man den Geretteten übergibt, ist der Bischof der Gemeinde, der alles gut machen kann, was die Mörder böse machten, und alles verderben, was der gute Samariter gut gemacht hat. Es ist daher die ganze apostolische Amts- und Kirchenordnung nichts anderes als eine Anweisung zur barmherzigen Hirtenliebe, und das Amt des Wortes und der Sakramente, das Amt der Versöhnung, ist von dem allerhöchsten Hirten betraut mit Pflichten und Vollmacht, sich barmherzig für das Heil der Schafe aufzuopfern, so wie er sich selbst für die Schafe nach der unermesslichen Gabe, die ihm geworden ist, geopfert hat.

38. Neben dem Amte des Wortes erscheint schon in den ersten Tagen der Gemeinde ein Amt der leiblichen Barmherzigkeit. Alle Ämter des heiligen Geistes führen in der heiligen Schrift den Namen *διακονία* d. h. eben Amt oder Dienst, so wie auch alle diejenigen, welche im Auftrag Gottes Ämter oder Geschäfte an die Menschen auszurichten haben, von Christo an bis herunter zu den Geringsten gelegentlich den Namen *διάκονος* d. i. Diener tragen. Dennoch aber ging gleich in den ersten Tagen der Gemeinde von Jerusalem der Name *διακονία* und *διάκονος* als besonderer Amtsname auf das Amt der leiblichen Barmherzigkeit und auf dessen Träger über. Man versteht seitdem unter dem Namen *Diakonie* nichts anderes als das heilige Geschäft der Armenpflege und unter den *Diakonen* niemand anders als die sie-

ben, welche zuerst dies Amt verwalteten, mit ihren Nachfolgern. Dies Amt war zuerst ein Amt des Dienens zu Tische, ein Austeilen der von der Gemeinde zusammengelegten Gaben an die, die da öffentlich aßen, sonderlich an die Witwen. Allein das war vom ganzen Amte nur der erste Keim, der sich von dem mütterlichen Boden erhob. Wenn nun die arme Witwe bei Tische nicht erschien, weil sie krank war oder sich geworden, war dann das Amt des Diakons und seine Fürsorge für die Witwe zu Ende, oder nahm es nur eine andere Gestalt an? Ohne Zweifel das letztere. Wenn die Gemeinde gegessen hatte, so besuchten die Sieben die, welche nicht bei dem Mahle gewesen waren, die Kranken, die Siechen, die Schwachen, die Alten, und begannen ihre heilige Fürsorge für deren zeitliche Bedürfnisse. Oder, um auf eine andere Seite hin der Erweiterung des Amtes nachzugehen, wird bloß die Witwe das Augenmerk des heiligen Diakonos gewesen sein? Werden ihre Kinder, die Waisen, von ihr haben mit Tränen des Kammers müssen angeschaut worden sein, während sie selber die Notdurst ihres Leibes bekam? Oder wird die Gemeinde auch ihnen ihre Liebe durch die heiligen Sieben zugewendet haben? Oder wenn die Pilgrime kamen, die doch zu Hunderttausenden nach Jerusalem zu kommen pflegten, von denen sich doch ohne Zweifel auch manche dem Evangelium werden zugewendet haben: wird kein Diakonos für die gesorgt haben, wenn sie doch arm oder krank waren? Wird sich nicht an der edlen Pflanze der Diakonie ein neuer Zweig abgesondert haben, der Zweig einer heiligen Hospitalität, die dem Fremdling durch Liebe mitten in der Fremde die Heimat herstellt? Wer wird sich nur die Mühe geben mögen, diese kinderleichten Fragen zu beantworten? Ein jeder sieht, daß alle leibliche Barmherzigkeit des Herrn sich im Amte der heiligen Sieben widerspiegeln mußte, und daß es der heiligen Natur der Sache nach gar nicht anders sein konnte. Es bildete sich ein anstaltsmäßiger Betrieb der Hilfe und Pflege für jedes leibliche Elend aus und in dem Glanze der heiligsten menschlichen Liebe schritt neben dem Bischof und Ältesten der Gemeinde der Diakonos durch die Gemeinde segensreich und legte neben die Himmelsgüter des göttlichen Amtes die irdische Gabe der Barmherzigkeit nieder. Doch war vornherein dies Amt kein rein leibliches. Die im Namen der Gemeinde zu Tische dienten, mußten auch zu Tische beten können, und die dem Kranken seine Notdurst ans Krankenbett brachten, mußten sie ihm mit geistlichen Händen reichen, silberne Äpfel auf goldenen Schalen bieten. Kurz der Diakonos mußte nach Befehl der heiligen Apostel ein Mann sein voll heiligen Geistes, auf daß er verstünde, leibliche Geschäfte geistlich zu verwalten, und männiglich an ihm erkennen könnte, daß er aus dem Heiligtum des Neuen Testaments kam. So durchdrungen vom Geiste des Herrn mußte er sein, daß ihm der Bischof in die treuen Hände die irdischen Gaben legen konnte, mit denen sich Christi Leib und Blut vereinigt hatte; die alle zeitlichen Gaben der Gemeinde zutragen, mußten würdig erfunden werden, auch das gesegnete Brot und den gesegneten Kelch den Scharen zuzubringen, die ein doppelter Hunger verlangend machte, der nach dem täglichen Brot und Wein, und jener nach den Himmelsgütern, die aller Auserwählten Danklied

preist. So wurde das Amt der heiligen Diakonie ein geistlich Amt, ein Amt der doppelten Barmherzigkeit, das so tiefen Boden in der Gemeinde fand, daß es zu Zeiten den Glanz des Amtes am Wort und Sakrament überstrahlte. Solche Ehre gab der, der am jüngsten Tage seine Heiligen vor allem nach der Barmherzigkeit fragen wird, dem Amte der leiblichen Barmherzigkeit.

39. Wenn wir an diesem Orte der Diakonissin als einer Dienerin der Barmherzigkeit besondere Erwähnung tun, so haben wir dazu den Anlaß und das volle Recht, sintemal es ja gilt, eure Herzen dem besondern Dienste der Frauen an den Elenden und Totleidenden zuzuwenden, welcher sich im Neuen Testamente ausgebildet hat. Wir können nicht sagen, daß der Diakonissin im Neuen Testament sehr oftmals Erwähnung geschieht, zumal eine der hervorragendsten Stellen in dieser Beziehung, die des heiligen Paulus von den Witwen 1. Tim. 5, 1—16, nicht so deutlich ist, daß sie unverkennbar auf das Amt der Diakonissin bezogen werden müßte. Aber die Diakonissin steht in der Bibel wie im Garten das bescheidene Veilchen, kenntlich durch seinen Geruch, lieblich vor Gott und Menschen, in einer Verborgenheit, die Gott selbst gewollt hat. Sie hat nicht das erste und größte Amt im Reiche Gottes, aber sie führt den Chor der Witwen und Jungfrauen an und soll dem ganzen weiblichen Geschlechte zeigen, welche Wege alle Glieder desselben zu betreten haben. Denn die Diakonissin hat ja nicht ganz eigene, besondere, sonst niemanden zugängliche Geschäfte; ihre Geschäfte sind die allgemein weiblichen und ihr Eigenes besteht nur darin, die weiblichen Geschäfte nicht in der eigenen Familie, sondern an den Verlassenen in der Gemeinde zu tun. Aller Frauen Sache, zu welcher sie auch von Gott geschaffen sind, ist Manneshilfe, was nach dem Falle nichts anderes sein kann, als eitel Barmherzigkeit gegen den Mann und seinen Wirkungskreis. So jagen denn alle Frauen einem und demselben Ziele der Barmherzigkeit nach, ihnen voran aber soll laufen die Diakonissin, ein Beispiel der Nacheiferung für alle. Sie, die Witwe, wie sie im Altertum und doch wohl auch schon im Neuen Testamente (1. Tim. 5) genannt ist, die Jungfrau, wie sie von St. Paulo 1. Kor. 7 geschildert ist, die Unverehelichte, die Losgebundene von eigener Sorge, der es schon durch die äußere Lage leicht gemacht ist, ein freies Herz zu haben, soll allen zeigen, wie man in heiliger Freiheit von allen Erdendingen die Werke weiblicher Barmherzigkeit mit gottverlobter Seele tun und zu priesterlichen Werken machen könne. Das Amt der Diakonissin wie die ganze Diakonie ist eine Pflanze, ganz auf christlichem Boden gewachsen; sie soll und könnte sein ein freundliches Zeichen der Gegenwart des Herrn bei seiner Gemeinde.

40. Wenn also die gesamte Kirchenverfassung und die Ämter der Kirche im Lichte der Barmherzigkeit angeschaut werden können, so ist das allerdings schon großer Ruhm für den Herrn der Kirche. Alle seine Amtsträger, Diener und Dienerinnen üben Barmherzigkeit, geistliche oder leibliche, auf alle Fälle aber Barmherzigkeit. Es sollen aber nicht bloß seine Amtsträger im Lichte der Barmherzigkeit erscheinen, sondern seine ganze Gemeinde auf

Erden. Seine allerheiligste Religion ist eine Religion der Barmherzigkeit. Darum soll auch alles, was sein ist, jede ihm gehörige Seele, die einzelne und alle im Verein, barmherzig erscheinen. Um diese seine Absicht zu erreichen, ist ihm die leibliche Barmherzigkeit zu wenig; wie die ganze Gemeinde barmherzig sein soll, das zeigt er auf einem rein geistlichen Gebiete, auf dem Gebiete der heiligen Zucht. Nicht von Aposteln, so hehr und groß ihr Ansehen für alle Zeiten in der Kirche sei, sondern von dem Munde des Herrn selbst stammt jenes einfache, dem Samenkorn vergleichbare Wort, welches wir Matth. 18, 15 ff. von der Zucht lesen. Was ist Hauptgrundsatz dieses Wortes, wenn nicht der Satz: „Kein Christ darf in einer Sünde leben.“ Daß ein Christ sündige, ist gewöhnlich, jeder Augenblick liefert dazu die Beispiele, es wird also gehen bis ans Ende; aber verharren in der Sünde soll und darf niemand, der Christo angehören will; aufstehen vom Falle, aufgerichtet werden aus der Schwachheit, zurückgebracht werden vom Irrtum soll jeder Bruder, jede Schwester in Christo. Diese Barmherzigkeit ist Befehl des Herrn. Wie er aber ausgeführt werden soll, dieser heilige Befehl, das zeigt der Mund des Herrn selber. Fällt einer, so soll ihn der nächste heben, der bei ihm ist; geht's nicht, so kommt der Ruf der Barmherzigkeit an noch einen oder zwei; hilft es dann auch nicht, so heißt es: „Sag's der Gemeinde“, und es wird also das ganze Lager aufgerufen im Interesse eines einzigen, in der Absicht, einen einzigen Menschen der Sünde und ebendamit der ewigen Verdammnis zu entreißen. Eine solche Anordnung treffen, so vollkommen, so ausreichend und dabei so voll Einfalt und zweckmäßigen Ganges konnte nur derjenige, der alle Dinge weiß, dem alles klar ist, das ist eben der König der ewigen Barmherzigkeit. Nur schade, daß sein heiliges Wort in den Gemeinden, wie sie sind oder zu sein pflegen, den Gehorsam nicht finden kann, der ihm gebührt, und daß aus der seligsten Veranstaltung der Liebe und Barmherzigkeit in der Kirche allerlei Karikatur hervorgewachsen ist, aber nicht das Abbild jener heiligen barmherzigen Liebe, welche der gute Hirte zu seinen Schafen trägt.

41. Das Neue Testament erstreckt übrigens seine Anweisungen nicht bloß auf die gemeindliche und amtliche Übung dieser Tugend, sondern es ist auch reich und eingehend in Betreff der einzelnen Personen und der verschiedenen Arten und Weisen einer seligen Übung der Barmherzigkeit. Vor allem ist zu bemerken, daß das Neue Testament alle diejenigen Stellen des Alten, in welchen Barmherzigkeit befohlen ist, in voller Würde stehen läßt und auf seine Lebensgebiete herübernimmt. Wo überall die alttestamentlichen Verhältnisse eintreten, da treten auch die alttestamentlichen Ermahnungen ins Leben, auch wenn sie nicht ausdrücklich durch neutestamentliche Worte wiederholt und bestätigt sind. Es kann nicht anders sein bei der vollkommenen Anerkennung des Alten Testaments im Neuen. So gehören denn alle alttestamentlichen Ermahnungen zur Barmherzigkeit, von jener an, die den Vogel geschont haben will, bis zu denen, in welchen Barmherzigkeit gegen die Alten und Ältern eingeschärft wird, auch uns, den Kindern des Neuen Testaments. Schon dadurch erweitert sich der Gesichtskreis des

Auges, das nach der Barmherzigkeit forscht. Dazu kommt noch, daß der Herr in jenen großen Worten, die uns andeuten, was er am jüngsten Tage sprechen wird, gewisse Klassen des Elends berührt, welche im Alten Testamente nicht einmal alle in der angegebenen Weise vorkommen konnten. Er redet von denen, die *h u n g r i g* und *d u r s t i g* und *b l o ß* und *k r a n k* in dieser Welt gewesen seien, und solche gab's freilich im Alten wie im Neuen Testament; er sagt aber auch: „Ich bin g e f a n g e n gewesen“, er deutet es selbst auf seine Brüder, also auf die Christen, die aus gleichen Gründen wie ihr Christus, d. i. um der Wahrheit willen gefangen sitzen würden, und deutet damit auf die neutestamentliche Barmherzigkeit gegen die heiligen Bekenner und Blutzeugen, wie das die Kirche der ersten Jahrhunderte auch wohl verstanden hat. Eine andere Stelle, in welcher der allgemeine Befehl, barmherzig zu sein, neutestamentlich spezialisiert wird, ist jene bekannte von den Witwen, 1. Tim. 5, 10, die mancherlei Personen aufzählt, welche der Barmherzigkeit bedürfen, Kinder, die auferzogen werden sollen, — Pilgrime, gegen welche Gastfreundschaft gehalten werden soll, — Heilige, denen man die Füße waschen soll, — Trübselige, denen man Händereichthum tun muß. Mit jedem dieser Worte wird eine ganze Klasse von solchen angedeutet, die in Christo Jesu in einen Stand und eine Lebenslage gekommen sind, da man der Barmherzigkeit bedarf. Und welche eine Lust barmherziger Seelen sollte es sein, in dem göttlichen Worte des Neuen Testaments mit heiligen Jüngern oder Jüngerinnen der Barmherzigkeit alle die Stellen aufzusuchen, die den Frühlingswassern der Barmherzigkeit Gräben machen und Wege weisen, sich zu ergießen. Hier mangelt zu dieser Übung die Zeit. Doch dürfen wir den Triumph der Barmherzigkeit im Neuen Testament nicht vergessen, wir müssen die *P e r s o n e n* aufzählen, welche unerwartet mancher Seele von den durchbohrten Händen in den Orden derer eingesetzt werden, welchen Barmherzigkeit widerfahren soll: es sind die *F e i n d e*. „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen“; das sind Worte und Befehle würdig dessen, der noch am Kreuze für seine Feinde gebetet hat, der, seitdem er aufgefahren ist in die Höhe, nichts weiter zu tun hat, als glühende Kohlen heiliger Barmherzigkeit auf die undankbaren Häupter seiner Kirche zu sammeln, und der ohn Ende predigen läßt: „So ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, das heißt doch nichts anderes in diesem Zusammenhang, als „*b a r m h e r z i g* wie er“. Überdies liegt in diesen Worten unsers Herrn auch eine Hinweisung auf den Gnadenzins der Barmherzigen und auf den ewigen Segen derer, welche die große Kunst verstehen, irdischen Gütern dadurch ein ewiges Dasein und Leben zu sichern, daß man einen barmherzigen Gebrauch von ihnen macht.

42. Indem wir die Personen angeführt haben, gegen welche Barmherzigkeit geübt werden soll, haben wir schon eine Anweisung gegeben, die mancherlei *A r t* und *W e i s e* der Barmherzigkeit zu finden. Denn wem fällt z. B. nicht ein, daß dem Hungrigen die Barmherzigkeit geschieht durch

Speise, wie sich der Herr seines Volkes erbarmte und einmal 5000, ein andermal 4000 speiste? Und wer sollte bei einigem Geschick, verwandte Stellen aufzufinden, nicht auch an das Wort des Herrn Luk. 14, 13 denken, da er spricht: wer ein Mahl mache, der soll nicht seinesgleichen laden, sondern die mancherlei Geschlechter der Armen. Oder wer fände nicht leicht die Art und Weise, sich der Durstigen zu erbarmen; wer gedächte nicht an jene Stelle Matth. 10, 40 ff., die von dem Becher kalten Wassers redet, welcher dem Jünger in eines Jüngers Namen gereicht werden soll? Oder ferner, wer sollte nicht wissen, daß er dem Entblößten Barmherzigkeit dadurch zu erzeigen habe, daß er ihm die notwendige Bedeckung reicht, so wie der hochgelobte Barmherzige die arme bloße Welt mit der Bedeckung seines allerheiligsten Verdienstes begnadigt? Oder wem fällt bei dem Kranken nicht ein, daß ihm Barmherzigkeit geschieht, wenn er geheilt wird, so wie Jesus Christus die Menge der Kranken in seiner Heimat heilte; wer soll's nicht merken und finden, daß man den Kranken zum Arzte und zur Arznei Leibes und der Seelen, zu Christo selbst, bringen muß, um Barmherzigkeit zu üben? Oder endlich, was braucht der Gefangene, wenn nicht entweder die Freiheit, oder Trost und Kraft, nach einer höhern Freiheit zu ringen, um derenwillen man lange die Fesseln tragen kann? Jedermann sieht, daß die Art und Weise der Barmherzigkeit durch die Person bedingt wird, welcher sie geschieht. Doch ist auch leicht zu merken, daß sie nicht bloß durch die Person bedingt wird, sondern auch durch den Willen und das Vorbild des Herzogs aller Barmherzigkeit. Wer all seine Habe den Armen gäbe und seinen Leib brennen ließe, der hätte damit allerdings vielleicht viele satt gemacht und gerettet; aber hat er auch Barmherzigkeit geübt, wenn er die Liebe nicht hat? Was ist Liebe und Erbarmen ohne Werke? Aber auch, was sind Werke ohne Liebe und Erbarmen? So wie jedem Leib eine Seele einwohnen muß, so einem jeden Werke die barmherzige Liebe. Es ist und bleibt eine arme, belohnungsunfähige Tat, wenn du helfen willst, ohne daß dein Angesicht und dein Haupt gesalbt ist, nämlich durch die süße Weise der barmherzigen Liebe. O nur keine Barmherzigkeit üben wollen und dabei ihre heilige Form der Erscheinung verleugnen! Doch aber auch nicht bloß die heilige Erscheinungsform der Barmherzigkeit fasse ins Auge, sondern bedenke, daß zur rechten Art und Weise, Barmherzigkeit zu üben, ein gedemüthigtes Herz gehört, das es für eine Gnade hält, Barmherzigkeit üben zu dürfen, und ein volles Herz, das von dem Spruch getrieben wird: „Verflucht ist, der des Herrn Wort lässig treibt.“ Voll Liebe, voll Demut, voll heiligen Dranges, voll brünstigen Erbarmens — so ist im allgemeinen die rechte Art und Weise, Barmherzigkeit zu üben; erweise sie sich alsdann geistlich oder leiblich, oder geistlich-leiblich, durch Geben oder durch Vergeben, durch Nichttrichten oder durch Trichten, durch Geduld und Langmut oder durch ein scheinbares Gegentheil hervorbrechender Züchtigung: sie bleibt denn doch eine und dieselbe in mannigfaltiger Erweisung, so wie es ein und dieselbe Kraft Gottes ist, welche aus dem Erdboden die mannigfaltigsten Ge-

wächse hervorbringt, und ein und derselbe Herd des Lichtes, aus welchem diese tausend und abertausend Strahlen der Abendsonne hervorbrechen.

Sechstes Kapitel

Wie hat die Kirche aller Zeiten ihres Herrn Befehl,
Barmherzigkeit zu üben, befolgt?

43. Es läßt sich vorweg denken, daß in der Zeit, in welcher der reinsten und gefalbtsten Predigt des göttlichen Wortes der lauterste Wille der Gemeinde und das reichste Maß des göttlichen Geistes entsprach, auch am meisten Barmherzigkeit werde geübt worden sein. Ein Leib und ein Geist war die Gemeinde der apostolischen Zeit, da werden denn auch die Glieder des Leibes sich untereinander und damit dem großen heiligen Leibe selbst die reichste Handreichung getan haben. Da war es nicht bloß ein Presbyter Cajus, ein Philemon, eine Familie Stephanas, ein Epaphroditus, ein Onesiphorus, die das Lob der hohen Apostel rücksichtlich der Barmherzigkeit ernteten; sondern da sprach der Heilige Geist, wie wir Apg. 2, 44—47 und 4, 32—37 lesen können, ganzen Gemeinden, wie der von Jerusalem, das Lob einer Barmherzigkeit zu, die sich mehr in hohe, achtungsvolle Bruderliebe verklärt, als in der Form des Mitleids und Erbarmens aufgeht. Um nun aber uns nicht in diesem Buche, welches ja historisches darlegen soll, rein in Lob und Bewunderung der ersten Zeit zu ergießen, wollen wir uns vor allen Dingen den Inhalt übersichtlich ordnen von alledem, was uns die Heilige Schrift des Neuen Testaments von der Übung der Barmherzigkeit erzählt. Da kommen wir denn 1) zu dem gemeinschaftlichen Brotbrechen und dem Amte der Armenpflege, welches sich zunächst zum Behuf des Tischdienstes von dem apostolischen Amte abgezweigt hat;

2) zu der vielbesprochenen Gütergemeinschaft der Kirche von Jerusalem;

3) zu den Agapen oder Liebesmahlzeiten der späteren apostolischen Zeit;

4) zu den Kollekten.

In diesen vier Stücken wird sich alles vereinen, was die apostolischen Schriften über die heilige Ausübung der Barmherzigkeit in der ersten Gemeinde aufbewahrt haben.

44. Von der ersten Gemeinde wird bezeugt, daß ihre Glieder beständig geblieben seien in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und in den Gebeten, Apg. 2, 42. Von diesen Worten haben wir eigentlich zwei auf unser Thema zu beziehen: Die Gemeinschaft und das Brotbrechen; denn die Gemeinschaft, (*κοινωνία*, collecta) ist nichts anderes als eine Gemeinschaft der irdischen Dinge, eine Mittheilung irdischer Güter, also nichts anderes als die Übung barmherziger Bruderliebe. Davon reden wir jedoch später, bei der apostolischen Kollekte; jetzt aber betrachten wir zuerst das Wort: Brotbrechen.

In der spätern Zeit der Kirche hat man den Ausdruck Brotbrechen geradezu als Bezeichnung des Heiligen Abendmahls genommen und zwar so einmütig und beständig, daß sich eine Opposition dagegen erhoben hat und mancher behaupten wollte, der Ausdruck rede gar nicht vom Heiligen Abendmahl. Die Wahrheit liegt wie öfters mitteninne: das Heilige Abendmahl war mit dem gemeinschaftlichen Essen, mit der täglichen Mahlzeit der ersten Christen, vereinigt; so daß man das Brot allerdings in der ersten Zeit nicht bloß zum Zwecke des Sakraments, sondern auch der täglichen Sättigung brach. Später fiel das gemeinschaftliche Essen weg, und der Ausdruck Brotbrechen ging dann auf denjenigen Teil der gemeindlichen Mahlzeit über, der sich kraft göttlicher Gebote auf alle Zeiten der Kirche vererbte, nämlich auf das Heilige Abendmahl selbst, von dem man ihn daher mit vollem Recht gebraucht. Wir, an dieser Stelle, haben jedoch nicht von der unsterblichen Hauptsache des Sakraments, sondern von der untergegangenen Sitte der gemeinschaftlichen Mahlzeit zu reden.

Zu ihren Gottesdiensten, soweit sie aus der Lehre der Apostel und aus Geboten Gottes bestanden, versammelte sich die erste Gemeinde von Jerusalem nach den Zeugnissen der Heiligen Schrift im Tempel, in der Halle Salomonis, wozu sie das volle Recht hatte, weil sie hauptsächlich aus Juchristen bestand, d. h. aus Juden, die ebensowohl als andere ihrer Abstammung ihren Anteil am Tempel genießen konnten und denselben noch keineswegs aufgegeben hatten. Die Feier des heiligen Abendmahls hingegen konnte in der offenen Halle Salomonis nicht stattfinden, für sie bedurfte man einer andern Örtlichkeit. Die Gemeinde war dieser Örtlichkeit wegen nicht in Verlegenheit, man sammelte sich in den einzelnen Häusern der Gemeindeglieder abteilungsweise. Wie nun die erste Abendmahlsfeier sich an eine andere, obschon gleichfalls heilige Mahlzeit angeschlossen hatte, bei welcher aber der Zweck der Sättigung des Leibes nicht ausgeschlossen war, so glaubte man der Stiftung des Herrn am treuesten zu sein, wenn man auch fernerhin die heilige Mahlzeit des Neuen Testaments mit einer brüderlichen Mahlzeit verband, mit einer Mahlzeit, wie man sie aus dem Brauch des Alten Testaments genugsam kannte. Ob die leibliche Mahlzeit der sakramentlichen voranging oder nachfolgte, das wage ich nicht zu entscheiden, da es in betreff beider Annahmen Gründe für und wider gibt. Jedensfalls aber war eine leibliche Mahlzeit dabei, welche durch ihre Verbindung mit dem Heiligen Abendmahl, sowie durch den waltenden Geist der ersten Gemeinde geheiligt wurde. Da nun bei dieser Mahlzeit Arme und Reiche zusammen aßen und die Armen nichts dazu mitbringen konnten, so wurde um so mehr eine Fürsorge für das Brotbrechen und gemeinschaftliche Essen nötig, als bei eintretendem Mangel nicht bloß leibliche und gesellschaftliche, sondern auch geistliche Störungen eintreten mußten. Es erwachte an der gemeinschaftlichen Mahlzeit das erste Bedürfnis heiliger, barmherziger, schicklicher Armenpflege, und zu dessen Stillung wurde das Amt der heiligen Sieben eingesetzt. Es waren insonderheit die Witwen der Hellenisten, d. i. der griechisch redenden Juden, übersehen worden. Als daher die

Sürsorge für die heilige Tischzucht durch das Diakonat getroffen wurde, wählte die ganze Gemeinde in großer Weisheit lauter Männer zu Diakonen, welche der beleidigten Partei angehörten; wenigstens sind alle Namen der heiligen Sieben griechische, so daß man annehmen darf, es werden alle, die diese Namen trugen, griechische Juden von Geburt gewesen sein. Diese Wahl gereicht nicht allein der ganzen ersten Gemeinde zur größten Ehre, sondern sie war eine besondere Lenkung des allerhöchsten Herrn, welcher das Amt der Barmherzigkeit in der ersten Gemeinde der freieren Richtung in die Hände legte. So gab es denn also zu Jerusalem ein Tischdienen von sieben heiligen Männern, welche vielleicht auch durch die hellenistische Richtung mit manch äußerer Bildung und anmutiger Weise, das Amt zu führen, ausgestattet waren, so wie das ihnen verliehene große Maß des Heiligen Geistes sie insonderheit befähigte, ihr Geschäft mit himmlischer Würde und nach dem Sinne des Herrn zu tun. Wir lesen auch fortan von keiner Alage mehr, die, seien es die Griechen, seien es die Palästinienser, erhoben hätten. Das große, wichtige, zarte Geschäft des Tischdienens und der Barmherzigkeit war nach dem Herzen dessen versehen, der selbst zu Kana und bei der Speisung der 5000 und 4000 allen heiligen Sieben das Vorbild des Tischdienens geworden war.

45. Der hervorstechendste Zug der Barmherzigkeit in der apostolischen Gemeinde zu Jerusalem und zugleich ein starker Beweis dafür, daß sich die Barmherzigkeit in jener Gemeinde zur Bruderliebe verklärt hatte, ist das, was wir in zwei bereits angeführten Stellen von der Gütergemeinschafft lesen. Apg. 2, 44. 45 und 4, 32 lesen wir in klaren Worten des Heiligen Geistes, daß die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele gewesen sei, daß keiner von seinen Gütern gesagt habe, daß sie sein wären, daß sie alle Dinge gemeingealten, ja ihre Güter und Habe verkauft und den Erlös unter alle ausgeteilt haben, je nachdem jedermann not gewesen. Es sei daher auch kein Mangel unter ihnen gewesen. Diese apostolische Gütergemeinschaft, rein aus dem Überschwang des Geistes und der Liebe hervorgegangen, findet sich gemeindeweise späterhin nirgends wieder; auch in Jerusalem selber kann in späterer Zeit um so weniger davon die Rede sein, als ja die ganze Gemeinde versprengt wurde, und die sich hernachmals wieder sammelten, wie eine neue Gemeinde anzusehen sind, die z. B. von dem heiligen Jakobus dem Gerechten, soweit sein Brief auf Jerusalem Anwendung findet, doch ganz anders behandelt wurde, als jene erste Frühlingsgemeine behandelt werden konnte. Auch hörten ja wohl die Hilfsquellen der Gemeinde zu Jerusalem bald auf, so daß ihr im J. 44 und 15 Jahre danach bei wiederholt eingetretener großer Teuerung durch die opfernde Liebe der andern Gemeinden geholfen werden mußte. So vorübergehend nun auch die Erscheinung jener Gütergemeinschaft war, so ist und bleibt sie doch in ihrem Auftreten wie in ihrem Verschwinden eine sehr merkwürdige Sache, über die sich auch je und je die verschiedensten Meinungen kundgegeben haben. Die einen waren und sind geneigt, diese Gütergemeinschaft für eine Verirrung der ersten Gemeinde zu erklären; allein wer kann dieser

Meinung beistimmen, da die Apostel der Bewegung keinerlei Einhalt taten, ein Mann wie Barnabas selbst den Vorgang machte und auch nicht ein Schatten von Tadel, dagegen aber wohl das milde Licht göttlichen Wohlgefallens in der Erzählung des Ereignisses erscheint, ja der allmächtige und heilige Herr in der Geschichte des Ananias und der Saphira den Gang der Gemeinde durch ein allmächtiges Strafwunder schützen und schirmen wollte? — Andere glaubten, es habe sich wenigstens gezeigt, daß man von so etwas in der ferneren Führung der Kirche völlig abstehen müsse, weil ja sogar in der Gemeinde von Jerusalem, dieser erstgeborenen an Gnade und Tugenden, die Bewegung nicht völlig rein blieb, sondern ein Ananias und eine Saphira sich fanden. Allein wenn man auch nicht anders kann als zugeben, daß solche Früchte auf Erden nur selten wachsen und kein allgemeines Gebot gegeben werden kann, sie hervorzubringen, wie ja auch der Herr selbst dem reichen Jüngling denselben Weg erst dann eröffnete, als er gefragt hatte, „was fehlt mir noch“, so muß man doch auf der andern Seite den Weg, den der Herr dem reichen Jüngling gezeigt, welchen die erste Gemeinde unter dem Lobe des Heiligen Geistes betreten hat, wenigstens offen und jedenfalls unbesprochen und ungetadelt lassen. Endlich haben andere im 19. Jahrhundert, die Kommunisten des Tages, ihre verdammten Sätze mit dem göttlichen Worte und dem Beispiel der ersten Gemeinde decken wollen. Allein so fern der Morgen ist von der Mitternacht, so fern von den berühmten Stellen der Apostelgeschichte ist Sinn und Trachten der Kommunisten. Die Gütergemeinschaft zu Jerusalem war eine völlig freie, durchaus nicht gebotene, von einem jeden einzelnen Christen je nach seinen Umständen geübte oder unterlassene Sache. Wäre sie eine allgemeine, auf Satzung beruhende und systematisch durchgreifende Sache gewesen, so begriffe man z. B. nicht, wie die Mutter des Johannes Markus noch ein eigenes Haus besitzen konnte, in welchem sich nach Apg. 12, 12 die Gemeinde zum Gebete versammelte. Ebenso wenig begriffe man, warum das Beispiel des heiligen Apostels Barnabas hervorgehoben würde, der ja ganz leicht einen Acker verkaufen konnte, da er als Levite seinen Teil am Tempel hatte. Auch müßte der heilige Apostel Petrus an Ananias und Saphira nicht die Heuchelei, sondern die Unterschlagung dessen, was der Gemeinde zu geben gewesen wäre, getadelt haben. Diese Gütergemeinschaft von Jerusalem ist wie ein himmlisches, wunderbares Aufflammen der Liebe, hingestellt an den Anfang der christlichen Zeit, damit jedermann sähe, welch große Dinge aus der Liebe fließen, um welches Maß der Liebe und des Erbarmens jedermann für sich und andere zu beten habe. Niemals ist wieder eine solche mächtige Erweisung liebevollen Erbarmens in der Welt gesehen worden; es wäre aber die größte Torheit, wenn man aus der hohen Seltenheit der Sache den Beweis nehmen wollte, daß sie nicht gut sein müsse.

46. Wenn wir von den Liebesmahlen einen besonderen § diktieren, so kann dies wunderbarlich scheinen, weil wir ja oben, da vom Brotbrechen der Gemeinde von Jerusalem die Rede war, doch gewiß auch keine andern als Liebesmahle der ersten Gemeinde im Sinne hatten. Jedoch hörte das Zusam-

menessen der Gemeinde in dem Maße, wie wir es bereits erwähnt haben, auch zu Jerusalem bald auf und fand anderwärts keine Nachahmung, während es doch allerdings auch anderwärts Liebesmähle gab und das berühmte Kapitel 1. Kor. 11 dafür allein schon Zeugnis genug gibt. Im Jerusalem der ersten Zeit aßen die Gläubigen tagtäglich zusammen, und daß ihre Mahlzeiten Liebesmahlzeiten waren, lag weniger in ihrer Absicht als in dem Liebesleben, das sie beherrschte, es war gewissermaßen eine Äußerung der neuen Natur oder Kreatur, daß sie zusammen aßen. Anders war's zu Korinth und in den übrigen Gemeinden. Da hielt man Liebesmahlzeiten, nicht weil man es nicht besser konnte, sondern weil man es tun wollte; es wurde die Mahlzeit Sache des Entschlusses; man kam in der Absicht zusammen, Liebe zu üben, und während in Jerusalem das Zusammenessen mehr eine geheiligte Form des täglichen Lebens war, war es anderwärts ein beabsichtigtes, öffentliches Zeugnis vorhandener Bruderliebe und kirchliches Institut. In Jerusalem war es Armenpflege, in Korinth und sonst war es nur die öffentliche Anerkennung des Grundsatzes, daß die reichen Glieder Christi für die Armen sorgen sollten. Man könnte sagen, das Zusammenessen und Brotbrechen der jerusalemischen Gemeinde sei in der Krone des Herrn Jesus die schönste und einzige Perle, die Agapen der spätern apostolischen Zeit aber seien kleinere Perlen vom zweiten Wasser. Was wir übrigens von diesen Agapen der spätern apostolischen Zeit wissen, ist hauptsächlich dem 11. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther entnommen, wenn wir auch Spuren derselben Sache in andern Stellen des Neuen Testaments finden und die Einrichtungen der späteren christlichen Zeit wie ein Strahl der untergegangenen Sonne, der auf den Bergen liegt, gebraucht werden können, um auf die Herrlichkeit der Sonne selbst den Schluß rückwärts zu machen. William Cave, ein Schriftsteller, der über das Leben der ersten Kirche nachgeforscht und wertvolle Bücher geschrieben hat, und mit ihm andere sind der Meinung, es müßten die Liebesmähle zu Korinth vor dem heiligen Abendmahl gehalten worden sein, weil beim heiligen Abendmahl selbst gewiß alle Christen beisammen gewesen wären, die Korinther aber in Anbetracht der Liebesmähle getadelt werden, daß sie aufeinander nicht gewartet hätten. Er scheint auch ganz recht zu haben, weil ja der Apostel den Tadel über die Art und Weise, das Liebesmahl zu halten, so eng mit der Lehre und Feier des heiligen Abendmahls selbst verbindet, daß unwürdig zum heiligen Abendmahl geht, wer beim Liebesmahl nicht barmherzig wartet und den armen Bruder bedenkt. Es ist jedoch damit keineswegs gesagt, daß überall und allezeit das Liebesmahl im Verhältnis zum Sakrament dieselbe Stellung gehabt und behalten hätte; in Korinth war es so, anderwärts anders. Die Entartung der Sache in Korinth, welche der Apostel Paulus tadelt, ist ohne Zweifel sehr widerwärtig und strafwürdig; es regte sich bei den Korinthern die Weise, welche sie als Heiden bei ihren Stammesmahlzeiten gehabt haben werden; da aß man auch gemeinsam, aber jeder für sich, kein Gedanke war, daß hier eine Gelegenheit geboten wurde, wohlzutun. Die griechische Sünde der essenden Selbstsucht sollte

nach Pauli Vermahnung von der himmlischen Sitte der semitischen Gemeinde verdrängt und überwunden und wenigstens bei dem Liebesmahle, das vor dem Abendmahle herging, ein Strahl jener Liebe herbeigebracht werden, welche in den ersten Tagen der Apostel die Gemeinde zu Zion schöner beleuchtete, als die Sonne, wenn sie über dem Ölberg hervorkam. Ob die Vermahnung des heiligen Paulus die barmherzige Bruderliebe der korinthischen Gemeinde wieder aufgeweckt und ein Abendmahlessen hergestellt hat, wie es des Lammes Gottes würdig war, darüber kann man zwar Schlüsse machen, aber wir haben davon keinen Bericht.

47. Da die christliche Barmherzigkeit eine erstgeborene Tochter der neuen Liebe genannt werden kann, mit welcher der Geist Jesu seine Gläubigen erfüllte, so konnten ihr auch keine engeren Grenzen gesteckt werden, als die Liebe selbst sie stecken ließ. Wie nun die Liebe sich nicht bloß auf die Glieder der einzelnen Gemeinde erstreckte, sondern alle umfaßte, die aus Gott geboren waren, alle, die für Gläubige erkannt werden durften, so ließ sich auch die Barmherzigkeit nicht damit begnügen, daß aus der nächsten Nähe, aus den Grenzen der Einzelgemeinde jede Gestalt des Elends so viel als möglich vertrieben wurde, sondern sie wollte auch denen Wohltum und sich hilfreich erweisen, die in der Ferne wohnten, und der Geist des Herrn half ihr dazu, daß ihre Erweisung desto mehr zu seinen und Jesu Ehren gereichen konnte. So weisagte er durch Agabus den Propheten eine große Teuerung, die namentlich die armen judenchristlichen Gemeinden, wenn sie eintrat, schwer betreffen mußte; alsbald erwachte der Geist der Gemeinden, namentlich der paulinischen, die nun vorsorglich, noch ehe die Not hereinbrach, alles herbeischafften, was zu deren Linderung dienen konnte. Und als ungefähr fünfzehn Jahre später Teuerung, Hunger und Not die palästinen-sischen Gemeinden aufs neue betraf, da wurde der alte Eifer Pauli und die brünstige Liebe seiner Gemeinden wieder jung und neu, und die Hilfe der Zeiden, die den geistlichen Reichtum von den Juden empfangen hatten, ergoß sich nun dankbar in die alten heimatlichen Grenzen zurück durch leibliche Wohltat. Zu dem allerschönsten, was wir in den apostolischen Briefen nur lesen können, gehören jene langgestreckten Stellen, von der treuen Hand Pauli geschrieben, 3. B. 2. Kor. Kap. 8 und 9, in denen er die Christen zu den Kollekten für die armen jüdischen Gemeinden mit aller Macht christlicher herzandringender Bereitsamkeit aufbot. Da werden Regeln gegeben nicht bloß über das Verhältnis der Gabe zum Vermögen, sondern auch über die Zeit, die Art und Weise des Gebens. Die Fleißigen und Gehorsamen werden gelobt, Apostel oder Deputierte der Gemeinden müssen erwählt werden, um die Summe nach Jerusalem zu den Ältesten zu bringen; bei besonders reicher Steuer erachtet es der Apostel selbst nicht für Unterbrechung seiner apostolischen Arbeit, in eigener Person mit den Deputierten nach Jerusalem zu reisen, nur um das Opfer der Zeidenchristen zu überbringen. Wer das alles liest, der kann nicht anders, er muß die Kollekten, welche für fremde Gemeinden gehalten werden, für heilig erachten und zur Nachahmung gereizt werden; er muß aber auch durch einfache Schlüsse zu der

Erkenntnis kommen, daß jene ersten Christen im Geben außerordentlich reich gewesen sein müssen. Eine Reise von Mazedonien bis Jerusalem, getan von drei, vier Deputierten der Gemeinden, was muß sie auf alle Fälle gekostet haben, und wie groß müssen die Kollekten gewesen sein, wenn sie nach Abzug aller Reisekosten auch noch an Ort und Stelle von den Bedürftigen selber einer eigenen Deputation für wert erachtet werden sollten. Es geht uns wohl hier wie auch sonst bei einem Vergleich unserer Zustände mit jenen der ersten Kirche, daß wir uns bewogen fühlen, reumütig an unsere Brust zu schlagen und dem Herrn unsere Sünde zu bekennen.

48. Indem wir nun zur Betrachtung der ersten nach apostolischen Jahrhunderte und ihrer Übung der Barmherzigkeit übergehen, können wir uns den Inhalt dessen, was wir werden zu sagen haben, übersichtlich vor Augen stellen. Wir können zu allererst die Personen betrachten, auf welche sich die Barmherzigkeit erstreckte, sodann die Grundsätze der Barmherzigkeit, welche man befolgte, ferner den Unterschied zwischen privater und öffentlicher Übung der Barmherzigkeit und endlich den Eifer der Christen, der in Übung der Barmherzigkeit zu bemerken ist.

49. Was die Personen anlangt, an denen Barmherzigkeit geübt wurde, so finden wir obenan die altbekannten Gäste an den Tischen der Gemeinde, die Witwen und Waisen, sodann die Greise, die Schwachen, die Kranken, ferner die ausgesetzten Kinder, die Jungfrauen, die Fremdlinge, die Kriegsgefangenen, die Sklaven, die Konfessoren und ihre Familien, — und endlich die Toten. Man sieht aus diesem Register, daß die Gegenstände der Barmherzigkeit mannigfaltiger geworden sind, wie das bei der Ausbreitung des Christentums, bei den zunehmenden Verfolgungen und dem Hass der Welt und bei den verschiedenen Verhältnissen der verschiedenen Gemeinden nicht anders sein konnte. — Die armen Witwen über 60 Jahre, auch wohl jüngere, denen man das Zutrauen schenkte, daß sie nicht mehr heiraten würden, wurden nach apostolischem Vorgang von der Gemeinde versorgt und übten dafür Werke der Barmherzigkeit innerhalb der Gemeinde, fingen an, gewissermaßen einen eigenen Stand zu bilden. Was die Waisen betrifft, so galt der Grundsatz, daß der Bischof an allen Vaterstelle zu vertreten hatte, für welche sich keine anderen Versorger fanden. Die Knaben ließ er ein Handwerk lernen und gab ihnen die nötigen Werkzeuge, die Mädchen wurden erzogen, bis er sie entweder verheiraten konnte, oder bis sie tüchtig erfunden wurden, in den Stand der Jungfrauen einzutreten. Die Greise, Schwachen und Kranken wurden je nach dem Maße ihres Bedürfnisses aus den Opfern der Kirche unterstützt. Man hütete sich, diejenigen Armen zu unterstützen, die arbeiten konnten; nur was der Mensch selbst nicht aufzubringen vermochte, ersetzte ihm die Liebe; es wurde auch für Barmherzigkeit erkannt, den Menschen zur Übung seiner Kräfte und zum Erwerb des ihm Nötigen anzuleiten. Ausgesetzte Kinder übergab der Bischof den Witwen und Jungfrauen zur Erziehung; dieser Teil der christlichen Liebesarbeit war als Missionsarbeit angesehen und als solche

gesegnet. Die Jungfrauen, d. h. die gottverlobten Jungfrauen, welche der Ehe vornherein entsagt hatten, bildeten einen eigenen gottesdienstlichen Stand, der berechtigt war, seinen Unterhalt vom Altar zu nehmen. Den Fremdlingen war eine große Fürsorge zugewendet und zwar von frühen Zeiten an; die Bischöfe ermahnten alles Ernstes, sie bei Übung der Barmherzigkeit ja nicht zu übersehen. Das Institut der Pilgerbriefe war eigens im Interesse der Fremdlinge gebildet. Kriegsgefangene oder von wilden Horden weggeschleppte Christen wurden mit aller Aufopferung losgekauft, auch wenn man die heiligen Gefäße hätte daran wenden müssen. Ebenso wurde den Sklaven alle Fürsorge zugewendet, obwohl man sich keineswegs herbeiließ, sie unter allen Umständen freizugeben oder gar loszukaufen. Besondere Aufmerksamkeit und Treue wurde den Konfessoren zugewendet. Ihre Flucht wurde begünstigt; sie wurden in die Häuser aufgenommen, in den Gefängnissen versah man sie mit Speise und Trank, man begleitete sie vor Gericht und stand ihnen bei; wenn sie Märtyrer wurden, begrub man sie mit allem Fleiße. Die Familien der Heimgegangenen, ihre Witwen und Waisen konnten sicher sein, versorgt zu werden. Für alle Armen und Elenden führten die Diakonen mit allem Fleiße Register oder Armenlisten, in welche sie nach Namen, Alter, Geschlecht, Geschäft und Lage sorgfältig eingetragen und das Resultat gründlicher Untersuchungen aufgezeichnet wurde. So wurde dann auch niemand übersehen oder vergessen. Auch die Toten vergaß man nicht. Da der Herr sie nie vergessen, sondern aus der Erde auferwecken wollte, so konnte auch die Kirche sie nicht vergessen, sondern legte sie mit Ehrfurcht und heiligem Dienst als Samenkörner Gottes in die Erde. —

Man blieb auch gar nicht bei den Glaubensgenossen stehen, sondern bediente auch Juden und Heiden, wie man davon großartige Beispiele zu Alexandrien und Karthago erlebte. Zu verschiedenen Zeiten raffte die Pest an beiden Orten Unzählige hinweg; von den Heiden wurden die Kranken, Sterbenden und Toten unbarmherzig aus den Häusern geworfen; die Christen aber trugen sie ohne Unterschied der Religion und des Standes in ihre Häuser, pflegten und begruben sie und wurden dabei selbst haufenweise eine Beute der Krankheit. Zu jenen Zeiten leuchtete die Glorie der christlichen Religion so hell, daß sie auch von den Heiden allgemein gepriesen wurde.

50. Indem wir nun von den Grundsätzen der Barmherzigkeit zu reden haben, unterscheiden wir zuerst Grundsätze des Gebens und Grundsätze der Verwendung der Gaben.

Was nun zuerst jene anlangt, so erkannte die christliche Kirche einmütig die Rechtmäßigkeit des Reichtums an. Obwohl man wußte, daß der Herr dem reichen Jüngling das Verkaufen aller seiner Güter und die Hingabe des Kaufpreises an die Armen zugemutet hatte, obwohl die erste Gemeinde zu Jerusalem diesem Worte Jesu so aufopfernd nachgekommen war; so sah doch niemand darin ein allgemeines Gebot des Herrn, sondern nur einen pastoralen Rat für gewisse Menschen und Verhältnisse; die ganze Kirche erkannte, daß auch ein Reicher Christ sein und dabei reich bleiben könne.

Man trennte die Frage über den Besitz des Reichthums von jener andern über dessen Verwendung, überließ einem jeden, nach seinem eigenen Gewissen, seinen Verhältnissen und seiner Gabe zu handeln und verlangte nur, daß auf alle Fälle jeder, wie er auch das Seine verwalten mochte, es zur Ehre Gottes und seines Christus und zum Segen der Menschheit anwendete. Man erkannte wohl, daß nicht weniger der dem Herrn und der Menschheit diene, der seine Güter im Sinne der Barmherzigkeit verwaltete, als der, welcher sie kurzweg der Kirche für ihre Armen oder den Armen selbst überlieferte. An den Grundsatz der Rechtmäßigkeit des Reichthums schloß sich ein zweiter an, nämlich der der unbeschränkten Freiheit alles G e b e n s. So sehr man einverstanden war, daß alle Christen die Verpflichtung haben, zu geben, so ferne war man, irgend weiteren Zwang anzuwenden als den der Vermahnung. Irenäus sagt, die Juden hätten den Befehl und die Verpflichtung gehabt, Opfer zu bringen, die Christen aber brächten Gott angenehmere Opfer; denn sie gäben alles aus freiem Willen. Gewiß stellt der heilige Kirchenvater damit einen Unterschied des Alten und Neuen Testaments auf, der alle Anerkennung verdient. — Mit diesen beiden Grundsätzen hängt ein dritter zusammen, der nämlich, daß der Arme kein Recht habe, die Gabe zu fordern. Hätte er dazu das Recht, so flösse die Gabe nicht aus Barmherzigkeit und die wunderbare Anstalt Gottes, nach welcher es Arme und Reiche gibt und die Kluft zwischen beiden durch barmherzige Liebe ausgeglichen werden soll, verlöre ihre ganze Herrlichkeit. In Anerkennung des duldet die erste Kirche keine murrenden Armen und belehrte z. B. die Sklaven, daß sie nicht auf ihre Loskaufung zu warten, sondern den Befehl des Apostels zu erfüllen hätten, welcher die Sklaven anweist, wohl zu dienen, und das nicht bloß den gütigen und gelinden Herren, sondern auch den wunderlichen. — Ob von seiten der Kirche auch bereits solche Grundsätze anerkannt wurden, wie man sie späterhin unter dem Namen nationalökonomische kennt, kann eine Frage sein. Allerdings aber blickt hie und da in manchen Stellen der Kirchenväter eine Sorge für das allgemeine Wohl durch, und man könnte vielleicht versuchen, an dem Maße solcher Stellen zu erkennen, wie viel Wahres an den sogenannten nationalökonomischen Ansichten ist; denn etwas Wahres ist doch auch an ihnen.

51. Aus dem vorigen § bleibt uns noch die Aufgabe, die G r u n d s ä t z e der Verwendung der Gaben, wie sie im zweiten und dritten Jahrhundert galten, anzuführen. Diese aber fallen zusammen mit dem Unterschied, den wir oben zwischen ö f f e n t l i c h e r und p r i v a t e r B a r m h e r z i g k e i t aufstellten. Was die Privatwohlthätigkeit anlangt, so war sie durch die öffentliche nicht beschränkt; jeder Christ freute sich der öffentlichen Wohlthätigkeit, unterstützte sie und nahm an ihr teil, aber er ließ sich damit die Freude nicht nehmen, mit eigenen Augen das Elend aufzuspüren, es mit eigenen Füßen aufzusuchen und mit eigenen Händen zu mildern. In diesem heiligen Berufe der Privatwohlthätigkeit zeichneten sich namentlich die Frauen aus. Da sie kraft ihres Glaubens von aller Teilnahme an weltlichen Vergnügen entbunden waren, gewannen sie Zeit und Kraft, neben

ihrer häuslichen Berufe die Hütten der Elenden aufzusuchen, sich und andere, wenn ihre eigenen Kräfte nicht zureichten, zur Aufopferung und Liebesarbeit anzumahnen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir von wegen der Privatwohlthätigkeit keinen genauen Bericht geben können; denn wie es heimliche Sünden gibt, die nicht ans Licht treten dürfen, so gibt es auch geheime Wege und Schauplätze der Barmherzigkeit, welche erst der Vater, der ins Verborgene sieht, an jenem großen Tage offenbaren will. Dagegen aber haben wir noch einiges über die öffentliche Wohlthätigkeit der Christen zu reden. Die Christen brachten in ihren Gottesdiensten Oblationen oder Opfer dar, welche zum Theil für die Armen angewendet wurden, besonders für die Agapen, die aber, wie die Feier des Sakramentes, bereits nicht mehr täglich und nicht immer in Verbindung mit dem Sakramente selbst dargebracht wurden. Außer den Oblationen pflegten die Christen auch noch besondere Gaben wöchentlich und monatlich in die Wohlthätigkeitskasse der Gemeinde niederzulegen. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei Übertritten und Aufnahmen von Heiden oder Ketzern, beim Eintritt in ein Kirchenamt und dergl. wurden große Gaben gegeben. Viele gaben freiwillig die Zehnten des Alten Testaments, und es wurde dies öffentlich gebilligt, ohne daß jedoch ein Gesetz daraus gemacht wurde. Bei auftauchenden größeren Uebeln in der Nähe und in der Ferne schrieb man Kollekten aus. Wenn man voraussah, daß die Gemeinde nicht wissen würde, woher die Gaben zu nehmen, sagte man ein Fasten an und legte das Ersparnis von der Speise eines Tages auf den Altar des Herrn. — Verwalter aller öffentlichen Gelder und Gaben der Barmherzigkeit war von rechts wegen der Bischof und die ihm untergebene Geistlichkeit, namentlich die Diakonen. Aufgespart, angelegt wurde nichts. Was die Gemeinde auf den Altar des Herrn niederlegte, verwandelte sich in einen Bach oder Fluß der Liebe, der nicht stehenbleiben konnte, sondern sein Gefäll suchte dahin, wo das Elend wohnte, und beständig unmittelbaren Nutzen in der Gemeinde bringen mußte. Man trachtete nicht danach, Stiftungen zu gründen, die noch nach Jahrhunderten vorhanden sein sollten, sondern man übte jetzt Barmherzigkeit und überließ ein gleiches der nachfolgenden Zeit; man gab seinem Almosen nicht eine solche Bestimmung, daß der Bischof dadurch gebindert war, es anders zu verwenden, wenn sich allensfalls eine dringendere Not zeigte. Gerade in dieser Art und Weise der Verwendung besteht die herrliche Eigentümlichkeit dieser Jahrhunderte. Daß dabei Listen gehalten wurden, Rechnungen geführt und gelegt, versteht sich von selbst. Nie hat es ein weiser Mensch vertragen, ohne Kontrolle Geld zu verwalten, und nie hat ein weiser Mensch seinen Bruder dadurch in Versuchung führen mögen, daß er ihm die Rechnung erließ. Am wenigsten aber durften die Gaben, die Opfer waren, unverrechnet bleiben.

52. Was den Eifer der Christen im zweiten und dritten Jahrhundert betrifft, so ist schon aus dem Gesagten zu schließen, daß er ein großer und außerordentlicher müsse gewesen sein. Die große immer allgemeiner werdende Not sprach mächtig ans Herz der Gemeinen Jesu, und dies Herz war

ja ein bereitetes, williges, welches dem Rufe der großen Noth zu folgen geneigt war. Dazu war jenesmal nicht allein die Gemeinde, sondern auch das heilige Amt in der Blüthe; es fehlte nicht an treuen, angesehenen Bischöfen und Lehrern, die es verstanden, immer neues Öl in die Lampe der frommen Barmherzigkeit zu gießen. Wo aber das Wort Gottes mit willigen Herzen zusammentrifft, da mangelt es dann auch nicht an der eifrigen Erweisung guter Werke. Zum Belege dessen könnte man einzelne Beispiele genug anführen; aber es bedarf kaum der Hinweisung auf die Aufopferung einzelner, wenn solche Grundsätze herrschen, wie wir gesehen haben, und die öffentliche und private Tätigkeit der christlichen Liebe nicht bloß hohe Anerkennung fand, bei den Heiden ebensowohl wie bei den Christen, sondern von den ersteren sogar zu einem Vorwurf umgekehrt wurde. Die Aufopferung, die Hingebung, die Liebe, wenn sie mit einer solchen Gewalt hervorbricht wie in den beiden Jahrhunderten, von denen wir reden, ist allzusehr Fremdling in dieser Welt, als daß sie von ihr könnte verstanden und nicht vielmehr müßte mißverstanden werden. In Anbetracht jener Zeiten muß dies um so mehr wahr sein, als die Welt gerade jenesmal alle Greuel des Abfalls von Gott ungeschont und in Menge vor jedermanns Augen stellte.

55. Indem wir nun zu den Früchten der Barmherzigkeit in den nächsten drei Jahrhunderten übergehen, also dem vierten, fünften und sechsten, wird es keineswegs überflüssig sein, vor allen Dingen diese Jahrhunderte und deren Gestalt im allgemeinen anzusehen. In diese Periode fällt das schauerliche Ende des weströmischen und der tiefe Verfall des oströmischen Reiches, die Unfähigkeit des römischen Reiches und der römischen Bevölkerung überhaupt, anders als durch fremdes Regiment noch irgend ein Dasein zu fristen, das siegreiche Hereinströmen der deutschen Völkerschaften in die beiden Hälften des alten römischen Reiches, die Völkerwanderung mit ihrem Gottesgerichte und ihren ersten entsetzlichen Folgen, die allgemeine Verheerung und Zerstörung der Länder und der Städte, die Entvölkerung derselben usw. Wer kann nur diese Ereignisse übersehen, ohne daß ihm der Gedanke kommen muß, daß diese Jahrhunderte der christlichen Barmherzigkeit Arbeit die Fülle müssen dargeboten haben. Und doch werden mit diesen Ereignissen nur die allgemeinen äußern Umrisse der Zeit gezeichnet und die Frage nicht gelöst, warum es früherhin so ganz anders war, und wie es denn so werden und kommen konnte oder gar mußte? Ergießt sich ein Strom von namenlosem Unglück und Elend über das ganze römische Reich, besonders über das Abendland, so muß doch auch eine furchtbare Verschuldung vorausgegangen sein; denn der Herr ist ein gerechter Gott. Warum waren die Römer früherhin Herren der nordischen Völker, von denen sie jetzt überwunden wurden? Woher ihre Schwachheit? Was ist die Ursache von allen diesen greulichen Strafen? Darauf könnte man allerdings der Antworten viele geben, deren keine einzige an und für sich falsch zu sein brauchte. Man könnte einfach sagen, die Römer haben zuvor alle Völker überwunden, beraubt, geplündert; nun kommt die Reihe an sie, und es geschieht ihnen nach dem Wort: „Mit dem Maße, damit ihr messet, soll euch

gemessen werden.“ Sie selbst, reich und groß geworden, waren nicht zufrieden mit den Gaben einer reichen und gütigen Vorsehung; darum kommen nun die Armen, die Bedürfnislosen von Mitternacht aus ihren Wäldern und Steppen und zeigen ihnen, wie es tut, wenn einem widerfährt, was man von selbst übel getan hat. Darum kommt die Furcht von Gott über die schönen Gelände des Südens, die Einwohner fliehen, die Städte werden leer, was noch übrig ist von blühender Wohlfahrt, sinkt in den Staub vor den Racheschwörtern der Deutschen und hernach der Hunnen. Schon diese Antwort reichte hin, von der reichen Ernte die reiche Saat zu zeigen. Aber wir wollen doch von vielen Antworten noch eine geben, wie sie den Forschungen, welche in neuerer Zeit angestellt wurden, entnommen werden kann.

Ein allgemeines Elend bedeckte den gesamten Boden des römischen Reichs. Rom, von allem Anfang her ein ackerbauender Staat, wenig vertraut mit Industrie und Handel, war bei den sich immer mehr ausdehnenden großen Kriegen rücksichtlich der Ländereien in immer größeres Gedränge gekommen. Die Herren lagen dem Kriegshandwerk ob, die Sklaven sollten daheim die Äcker bebauen und waren faule, böse Arbeiter. Die Äcker verödeten. Da verkauften die kleinen Besitzer ihr Eigentum an die großen; die einzelnen Landgüter vergrößerten sich ins Unermessliche, so daß manches römische Landgut der damaligen Zeit an Flächeninhalt deutschen Fürstentümern gleichkam und sie übertraf. Diese mächtigen Besitzungen wurden von Herren fauler Sklaven bewirtschaftet und ertrugen so wenig, daß man sie endlich liegen ließ, wodurch Verlegenheiten anderer Art sich allenthalben fühlbar machten. Alles war voller Klagen, die Zahl der Sklaven und der Armen wurde ungeheuer, der Haß gegen die Herren und Reichen nicht minder groß, und wenn nun vorzumal schon die Aufgabe der Barmherzigkeit eine große gewesen war, so konnte sie fortan gar nicht mehr bewältigt werden. Dazu brachte der Sieg der Kirche über das römische Reich und ihre Verbindung mit demselben nicht etwa größeren Eifer, sondern Lauheit. Da keine Verfolgung mehr zu befürchten war, gewöhnte sich die Kirche in dieses Leben ein und ließ es sich wohl sein, so gut es anging, und während ihr eigenes Feuer erkaltete, brachten die Hunderttausende, die sich nun auf Vorang und auf Befehl der Kaiser an sie angeschlossen, neuer Kräfte wenig, dagegen aber eine mächtige Beschweris und eisige Kälte. Die Kirchenväter hatten sich, wie früherhin mit den Heiden, so nun mit Gewaltigen, Übermütigen, Prachtliebenden, Geizigen, Habfüchtigen, Verschwenderischen, Wucherern und mit allen Arten der Ungerechtigkeiten innerhalb der Kirche abzukämpfen. Ließ man die Reden der großen Kirchenväter des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts, so ist alles wie bei uns, verderbte Massen, ausnahmsweise liebevolle Christen, unter denen viele von den besten sich gegen die Verführung solcher sogenannt christlichen Zustände nicht anders als dadurch zu helfen wußten, daß sie in die Einöden, in die Wüsten und in die Klöster gingen. Einer Kirche dieser Art war nun die Aufgabe gestellt, das namenlose Elend, ich sage nicht, zu heben, sondern zu lindern. Die

Quellen, aus welchen das Elend floß, waren allgemeine, die sich nunmehr mit allen ihren Wassern durch Gottes gerechte Sühnung und wiedervergeltende Hand über das Land ergossen. Zu ihnen zu rechnen ist das Mißverhältnis zwischen Ackerbau und Handel, zwischen Sklaverei und Freiheit, die furchtbaren Folgen der römischen Eroberungen, Bedrückungen und Erpressungen in allen Ländern und dergl. Diese Quellen konnte die Kirche nicht stopfen, und doch sollte sie das Wasser ableiten. Die Arbeit zu tun, fehlten ihr die nötigen Hände: was gibt das für einen trüben Blick in die Jahrhunderte hinein, von denen wir reden! Die Kirche tat, was sie konnte, aber wird sie das Ziel erreicht haben, diese Welt voll Elends, die sich geistlicher Weise von ihr nicht helfen ließ, leiblich glücklich zu machen?

54. Bei der Ausübung der Armenpflege fand die Kirche dieselben *Personen* vor, die wir in der vorigen Periode aufgezählt haben, nur in größerer Mannigfaltigkeit der einzelnen Arten, und in ungleich größerer Zahl. Dazu kamen insonderheit manche Arten des Elends, welche früherhin zu bemerken wir weniger veranlaßt und gezwungen waren. Da hatte es die Kirche z. B. mit den Tagelöhnern und mit den kleinen freien Grundbesitzern zu tun, welche beide oft im größten Elend schmachten mußten. Sie hatte daher die alte Aufgabe nur vermehrt. Sie hatte auch dieselben Grundsätze der früheren Zeit. Sie hielt den Reichtum für erlaubt, die Gabe für freiwillig, den Armen keineswegs im Recht, die Hilfe zu fordern. Dennoch aber wurde der Hilferuf der Hirten und Bischöfe der Gemeinden oftmals so dringend, daß man in Versuchung kommen kann, zu denken, es wäre zeitweilig vergessen worden, daß die Liebe eine freie Sache sei. Ja die große vorhandene Noth legte dem Almosen einen so großen Wert bei, daß die größten Kirchenväter in die Gefahr kommen, ihm auch für die Ewigkeit einen größeren Wert beizulegen, als es recht war. Indem sie den Ausgang nehmen von einigen Stellen der Heiligen Schrift, die im Zusammenhang der ganzen Ökonomie des Heils verstanden werden mußten, wenn man sie nicht mißverstehen soll, kommen sie dahin, daß sie eine sündentilgende Macht des Almosens und die Einwirkung desselbigen auf die Erlangung des ewigen Lebens oftmals mit Worten hervorheben, die wir nicht unterschreiben oder selbst gebrauchen dürften und die in der Folge der Zeiten von denen nachgeahmt und noch weiter ausgeführt worden sind, welche den Werken einen Wert beilegen, den man ihnen nicht beilegen kann, ohne dem Blute Jesu zu nahezutreten. Es ist gewiß recht, wenn die heiligen Väter die Wucherer angreifen, den Geiz bestürmen und die Reichen und Besitzenden herausfordern, zu helfen, soviel zu helfen war: wenn sie den unwilligen Herzen auf diese Weise die Gabe abrangen, übten sie eine doppelte heilige Pflicht, die der christlichen Armenpflege und die der christlichen Seelenpflege. Aber wenn dem Reichen die Gabe nicht mehr durch Liebesgrund, auch nicht mehr allein durch den Grund, daß sie in der Ewigkeit Zeugnis vom Glauben ablegen wird, sondern auch dadurch abgerungen werden soll, daß ihm der Himmel und seine Seligkeit als Gegengabe dafür vorgestellt wird, so mag ein solcher Hilferuf wie die Stimme eines Verzeifelnden entschul-

digt werden, aber es ist kein Wunder, wenn man dann Mühe und Not hat, zu beweisen, daß trotz der Übertreibung die Kirche im Grunde doch immer noch die alte apostolische Ansicht und Lehre von Reichtum und Almosen und vom Wege zum ewigen Leben festgehalten habe.

55. Was die Art und Weise der Liebesübung anlangt, so hat sich in diesen Jahrhunderten vielfach große Veränderung ergeben. Die Kirche hat niemals die private Wohltätigkeit durch ihre öffentliche aufheben oder verschlingen wollen, auch in diesen Jahrhunderten nicht; ungekränkt blieb auch jetzt die erstere neben der letzteren in Wirksamkeit. Bei der öffentlichen Wirksamkeit basierte man wie früherhin auf den Oblationen, Agapen, Kollekten, regelmäßigen und unregelmäßigen Beiträgen, und auch darin blieben diese Jahrhunderte den früheren ähnlich. Aber die Not war größer und die Liebe kälter geworden, und die Größe der herangewachsenen Aufgabe nötigte dazu, erfinderisch zu werden, die Mittel zu Rate zu halten und darauf zu denken, wie man mit den möglichst wenigen den möglichst großen Erfolg erreichen könnte. Früherhin war jedes Haus ein Armenhaus, ein Krankenhaus, ein Hospitium usw.; so außerordentlich die Tätigkeit der Kirche war, wurden doch immer nur einzelne unterstützt. Jetzt aber überlegte man, daß zehn Arme durch einen gemeinschaftlichen Haushalt zu unterstützen weniger kostete, als ihnen einzeln das Nötige zu geben, und an die Stelle der Versorgung der einzelnen trat in diesem Wendepunkt der Zeit gewissermaßen rettend und helfend das Anstaltswesen ans Licht. — Man machte an dem Klosterwesen entsprechende Studien. Die Christenheit war verderbt, ja verderbter als jetzt; da wußten sich viele Hunderte vor den Einflüssen des Verderbens auf ihre Seele nicht anders zu bewahren als durch die Flucht in die Einöden und Wüsten, und weit entfernt, daß die großen Regenten der Kirche, die freilich für gewöhnlich in den Hauptstädten der Welt zu wohnen hatten, dergleichen Separationen der besten Glieder in der rechtgläubigen Kirche getadelt oder gehindert hätten, schützten sie dieselben und nahmen selbst so viel persönlichen Anteil daran, als es nur immer anging; sie sahen darin gutes Beispiel für die übrigen, die in der Welt zu leben hatten, und in den Ansiedlungen der Zurückgezogenen Asyl und Zufluchtsstätten für alle, welche der Welt und Sünde müde sich nach Stärkung und Kräftigung des Glaubens sehnnten. Wo sich die Mönche zusammensiedelten, da galt zugleich der Grundsatz der Bedürfnislosigkeit und Armut, und nicht allein das, sondern neben die eigene Armut trat der größte Fleiß im Interesse anderer. Plato, Aristoteles, Cicero, ihnen nach die gesamte Heidenwelt hielten die körperliche Arbeit für des freien Mannes unwürdig, daher auch kein Römer arbeitete, Ackerbau und Gewerbe bloß durch Sklaven versehen wurden. Wenn man das weiß, dann bekommen die Worte des Apostels Paulus, in denen er befiehlt, daß ein jeder soll „arbeiten und schaffen mit seinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen“, erst ihr volles Licht, und man kann schon aus ihnen merken, was für ein ganz anderes Leben und ganz andere öffentliche Zustände da emporkommen mußten, wo der Geist der heiligen Apostel

waltete und Macht bekam. Das war denn vorzugsweise in jenen Klöstern des Morgenlandes und hernach des Abendlandes der Fall, besonders als der Vater aller abendländischen Mönche, Benedikt von Nursia, seine heilsamen Grundsätze von Vereinigung des Gebetes, des Studiums und der Handarbeit ausbildete und zur Anerkennung brachte. Da konnte man schon im Morgenlande in den Ansiedelungen der Mönche alle Handwerke im Gang finden; in heiliger Stille und unter Lobgesang verrichtete man, was bei den Heiden nur die Sklaven taten. Durch die eigene Bedürfnislosigkeit schonte man das Vermögen der Ansiedelung, und durch Arbeit vermehrte man es, beides zum besten der Armen. Das geschah größtenteils von solchen, die in allem Luxus auferzogen waren, beim Eintritt ins Kloster oder in die Ansiedelung wie alle ihresgleichen ihr ganzes Vermögen als Mitgabe gebracht hatten, genug zu tun hatten, sich an die Entbehrung zu gewöhnen, und nun auch sollten und wollten die verwöhnten Glieder zu ernster Arbeit gewöhnen wie die Sklaven. Dafür aber hatten jene stillen Ansiedelungen ferne von der Welt und den Weltkirchengemeinden nicht bloß für die Armen und Elenden, sondern auch für die ganze Kirche den größten Segen, und als die Wohltätigkeit und Barmherzigkeit anfang, ihre Anstalten zu bauen, Basilios von Cäsarea in Kappadozien, ein Mann, der in jedem Betracht seinen Beinamen des Großen verdient, den eine Weile bestrittenen, dann aber eifrig nachgeahmten Grundsatz anstaltsmäßiger Armenpflege zu dem seinigen machte, da wußte man nichts Besseres zu tun, als den entstehenden Anstalten Grundsätze, Art und Weise der Klöster beizulegen. So erwuchsen denn Anstalten der mannigfaltigsten Art: Xenodochien oder Herbergen, Brevotrophien, Anstalten für Säuglinge, Parthenotrophien, Gerotrophien usw.; kurz für jedes Bedürfnis suchte man die erkleckliche Stillung durch Zusammenfassung der gleichartig Leidenden zu erreichen. Dieselben Kirchenväter, die am tiefsten darüber trauerten, daß die Oblationen und die einfache Diakonie der ersten Jahrhunderte nicht mehr durchdrang, deren Seele den größten Widerwillen gegen Stiftungen und Fundierungen hatte, die am allermeisten dem Grundsatz anhängen, daß die Kirche keine Schätze aufspeichern oder kapitalisieren, sondern alle Gaben baldmöglichst durch Wohltätigkeit in Umlauf bringen sollte, waren dennoch notgedrungen die ersten, reichsten, mächtigsten Fundatoren und eröffneten die Zeit der Anstalten, die auch jetzt noch nicht vorübergegangen ist, in der auch wir noch leben, deren Grundsätzen auch wir notgedrungen noch huldigen müssen, die vielleicht andauert, bis der Herr kommt.

56. Die Agapen sind von Anfang der christlichen Kirche ein so liebliche Erscheinung des christlichen Lebens, daß wir ihrem Verschwinden wohl eine eigene Bemerkung widmen dürfen. Schon in der vorigen Periode finden wir sie nicht mehr mit einem jeglichen Abendmahlsgeuß verbunden; in dieser Periode aber erscheinen sie immer seltener, hauptsächlich nur an den Kirchweihfesttagen, bei Leichenfeiern und an Gedenktagen geehrter Blutzügen Jesu. Doch war auch das nicht die letzte Beschränkung, die sie erfuhren. Das allgemeine Verderben der ganzen Kirche zeigte sich insonderheit

in der Feier der Agapen, die einen immer weltlicheren Charakter annahm, bei welcher der reiche Christ mit seinen Almosen prangte, der Arme schwelgte, so gut es gehen wollte. Daher kam es, daß die besten Kirchenlehrer anfangen, gegen sie zu eifern, Männer wie der heilige Ambrosius sie in ihren Sprengeln aufhoben, andere wie Augustinus nachfolgten und sie sich nach dem fünften Jahrhundert nur hie und da ausnahmsweise oder in Überresten fanden. So ehrwürdig nun auch diese Überreste sind, so sehr man etwa auch Ursache hatte, sie zu schonen und zu pflegen, so erkennt man doch aus dem ganzen Lebenslaufe dieser Mahlzeiten, wie wenig sie in einer sinkenden, in der Abnahme geistlicher Kräfte befindlichen Kirche angewendet werden können.

57. Schon der vorige Paragraph war ein Nachtrag zum Gebiete seines Vorgängers. Es sei erlaubt, noch einen und den andern von gleicher Würde folgen zu lassen und jetzt einmal hervorzuheben, welche Art von Anstalten unter allen sich am öftesten in den uralten Zeiten findet und die reichsten Stiftungen genoß. In unserer Zeit, wo das dritte Haus in Städten und Flecken die Werkstatt eines habfüchtigen Wirtes zu sein pflegt, vermutet man nicht, daß schon in den ältesten Tagen der kirchlichen Anstaltszeit Xenodochien, Fremdenherbergen, Pilgerhäuser vorkamen, alle anderen Anstalten sehr häufig in sich vereinigten und selbst am reichlichsten dotiert wurden. Der heilige Hieronymus weiß den Xenodochien in einem seiner Briefe einen schönen Namen zu geben. Paulina war gestorben; ihr Witwer Pammachius fand den reichsten Trost über den Tod der Hingeschiedenen darin, daß er ihr in Liebeswerken nachfolgte. Er, der edle Nachkomme des großen Heiden Camillus, begnügte sich nicht damit, die unermesslichen, ihm von seiner Gattin nachgelassenen Schätze unter die Armen zu Rom zu verteilen, er zog den Purpur des Senators aus, das schwarze rauhe Mönchskleid an und gründete in der Nähe von Rom ein Pilgerhaus, ein Xenodochium, ähnlich wie die Witwe Sabiola zu Rom selbst. Da schrieb ihm Hieronymus von Bethlehem: „Ich höre, daß du ein Xenodochium gegründet und einen Sprößling von der gastfreien Erde Abrahams an das ausonische Ufer verpflanzt hast; wie Aeneas schlägst du dein Lager an den Ufern der Tiber auf und baust ein Bethlehem für diese seit langer Zeit von Hungersnot heimgesuchte Küste.“ Was nun bei uns ganz abgekommen und das letzte geworden ist — doch wohl mit Unrecht! — das führte in der guten alten Zeit den Chor der Anstalten. So ist das erste nun das letzte geworden und wartet darauf, bis es einmal auch wieder das erste werde. —

Neben diesem Erstling kann ich mich nicht enthalten, noch einige Anstalten zu nennen, welche die Kirche lieb hatte, nämlich die Bußklöster für gefallene Mädchen, die Asyle für Frauen, die aus Armut der Liederlichkeit dienten, und die Siechenhäuser.

58. Einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Liebestätigkeit der Kirche übte dieerspaltung derselben in verschiedene Parteien,

Schismata und Sekten aus. Früherhin hatte die Kirche Barmherzigkeit geübt, allerdings vornehmlich an des Glaubens Genossen; aber doch ohne irgendwen im weiteren Kreise auszuschließen. Die liebenden Herzen und gebenden Hände, dazu die Verwaltung des Kirchenvermögens und der Anstalten war christlich und nur christlich, die Empfänger aber durften ohne Unterschied Christen, Juden oder Heiden sein. Es war die Ehre der Gemeinde, keinen Unterschied der Religion und Konfession auf das Gebiet der Wohltätigkeit überzutragen, obwohl man bei den christlichen Armen allerdings auf einen unsträflichen Wandel sah und liederliche Leute von der Unterstützung der Kirche ausschloß. Als nun aber die Kirche in verschiedene Parteien zerfiel, da ging eine jede auch in den Liebeswerken ihren Weg und sorgte insonderheit für ihre Angehörigen. Diesen Unterschied kann man allerdings wie alle Spaltung bedauern, obwohl man auf der andern Seite die Bemerkung macht, daß dadurch die Werke der Barmherzigkeit und der Eifer nur vermehrt wurden. Es wurde Ehrensache einer jeden Partei, hinter der andern nicht zurückzubleiben, sie womöglich in der Liebesübung zu übertreffen und auch dadurch zu beweisen, daß das Recht im ganzen auf ihrer Seite steht. So wußte der Herr den Nachteil in Segen zu verkehren, obwohl der Menschen Bosheit aus den neuen Zuständen auch andere Folgen hervorbrachte, nämlich schlimme.

59. Zur rechten Hilfe rechnet man zweierlei, Aufhebung der Not und Verstopfung ihrer Quellen, daß sie nicht wiederkehrt. So hat man denn auch gesagt, die Armenpflege habe ein doppeltes Ziel, die vorhandene Armut wo möglich zu heben oder doch zu lindern, und dann für die Zukunft zu sorgen, so daß keine Not mehr eintrete. Es mag dies Doppelziel aller Armenpflege löblich und schön genannt werden; aber eine andere Frage ist es, ob es erreicht werden kann. Wenn es erreicht werden kann, so ist es aller Mühe und Aufopferung wert; es mag auch sein, daß es hier und da einmal in einem sehr beschränkten Kreise und für eine kleine Zeit erreicht worden ist; könnte man aber denjenigen widerlegen, der behaupten wollte, es sei im ganzen nie und nirgends erreicht worden, und werde auch nie und nirgends erreicht werden? Ja, könnte man es widerlegen, wenn einer behauptete, weder der erste noch der zweite Teil, also keiner von beiden sei je erreicht worden und werde je erreicht werden? Spricht nicht für diese Behauptungen stark und mächtig schon das eine Wort des Herrn: „Arme habt ihr allzeit bei euch“? So wie niemals ein Zustand eintritt, wo es eine kirchliche Einheit ohne Reinigkeit und fortgehende Reinigung geben wird, so wird nie ein allgemeiner Wohlstand auf Erden herrschen, ohne daß Not und Armut die Liebe und Barmherzigkeit der Kinder Gottes aufforderte, ihr altes Werk zu tun. Dazu haben wir ja auch im Worte der Weissagung Gründe genug, um behaupten zu können, daß Hunger und Armut und Blöße bis ans Ende vom Herrn der Herrlichkeit als Strafe großen Ungehorsams werden verhängt werden. Die Weissagung, dieser vorwärts laufende Schatten der Geschichte zeigt uns, was sein wird, und die Geschichte selber als der Körper wird ihren eigenen Schattenriß nicht Lügen

strafen. Wir können daher die oben angegebene doppelte Aufgabe der Armenpflege nur insofern gutheißen, als sie uns ein Ziel steckt, das des Eifers wert ist; aber wir müssen uns vornherein der Hoffnung begeben, daß sie auf Erden je gelöst werden. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Leistung einer bestimmten Zeit nach diesem Ziele nicht gemessen werden dürfe; im Gegenteil recht angewendet wird der Maßstab ganz richtig sein, ebenso wohl geeignet, die Mängel zu zeigen und Demut hervorzurufen, als die Fortschritte aufzufinden und deren Anerkennung zu bewirken. Was nun insbesondere die Zeit anlangt, von der wir sprechen, so lassen sich Spuren aufzeigen, daß die Kirche beide Teile der Aufgabe im Auge gehabt hat. Wenn sie einen Unterschied gemacht hat zwischen den Armen, die unterstützt wurden, und den nicht zu unterstützenden, wenn sie ebensowohl alle Armen zur Duldung des Übels und zur Anstrengung ihrer Kräfte als die Reichen zur Barmherzigkeit reizte, wenn sie die Gefangenen loskaufte und so den Familien ihre Arbeitskräfte wiedergab, wenn sie die Findlinge und Waisen auferziehen ließ und sie zu Handwerken anleitete und tüchtig machte, die Mädchen zum Haushalt usw.: was hat sie damit anders getan, als den zweiten Teil der Aufgabe der Barmherzigkeit verfolgt? Wer wird wohl auch mehr getan haben, dies Ziel zu erreichen, als die Kirche mit ihrem Schatze von Liebe? Dennoch aber ist nicht zu zweifeln, daß sie die größte Kraft auf den ersten Teil zu wenden hatte; die Not war zu massenhaft, das Elend zu weit und zu tief, als daß man in den meisten Fällen nur an etwas weiter hätte denken können als an das nächste, nämlich an die Stillung des schreienden Bedürfnisses. Es ist ein reicher Strom der Liebe, welcher sich vom Kreuze Christi durch die Jahrhunderte ergoß, von denen wir reden, voll Bewunderung sehen wir seine reichen, tiefen Wasser; aber der, welcher ihn aus den Herzen der Menschen strömen ließ, nachdem er aus seinem eigenen durchbohrten Herzen gekommen, ist kein Systematiker der neuen Zeit, er gibt seinen Leuten zu aller Zeit, das Nö t i g e zu tun in Einfach, so helfen sie denn mit Macht zu der Zeit und an dem Orte, und ein anderes Mal bauen sie vor und sorgen für die Zukunft der Armen, auch wenn der Geist Gottes durch keinen Agabus dazu auffordert.

60. Bisher war nur von der kirchlichen Tätigkeit die Rede; aber ein ganzes, derselben zur Seite stehendes mächtiges Lebensgebiet, nämlich der Staat ist kaum berührt worden. Die Verbindung, welche die Kirche seit den Tagen des ersten christlichen Kaisers Konstantin des Großen mit dem Staate einging, ist eine äußerst folgenreiche gewesen, und wenn wir die Folgen im ganzen überblicken und nehmen, wird es uns sehr schwer werden, diese Verbindung für ein großes Glück der Kirche zu halten. Indes bestimmte denn doch der übermächtige Geist der Kirche den Staat so vielfach, daß man auf eine Menge zufällig guter Folgen hinzuweisen vermag. Die alte römische Gesetzgebung war nichts weniger als christlich gewesen; aber schon in den Zeiten, da die Verfolgungen in der Herde Christi wütheten, konnte man es den Gesetzen der noch heidnischen Kaiser deutlich abmerken, daß sie für die Einflüsse der Lehre des Herrn Jesus nicht völlig unzugänglich sich zu halten

vermochten. Als aber vollends Konstantin das Kreuz statt des Szepters ergriff, da wurde alles anders. Ein Alter meint, die Gesetze Konstantins sähen aus, wie wenn er sie immer nach einer erst gehörten Predigt, ergriffen von den Kräften einer zukünftigen Welt, gegeben hätte, oder wie wenn ein Heros der Wüste, wie z. B. der heilige Antonius, hinter ihm gestanden wäre und ihn gemahnt hätte. Noch stärker aber tritt der Einfluß des Christentums in der Gesetzgebung Justinians hervor. Von Konstantin an zeigt sich der mächtige Sieg der christlichen Kirche über den Staat, und das Licht der übermenschlichen Weisheit scheint hie und da in den Gesetzen und Verordnungen der Kaiser wieder. Die Gesetzgebung aber erstreckte sich ja vielfach auch auf solche Lebensgebiete, auf denen sie sich entweder barmherzig oder unbarmherzig erzeigen mußte. So wurde z. B. den Schuldnern eine barmherzige Fürsorge zugewendet, desgleichen den ausgegesetzten Kindern, den Sklaven usw. Aber nicht bloß die Gesetze, welche die Herrscher des römischen Reiches gaben, sondern noch mehr die Rechte und Privilegien, welche sie der Kirche und ihren wohlthätigen Anstalten in ihren Landen zuwendeten, waren von der größten Bedeutung für das Armenwesen. Nun bekamen wohlthätige Anstalten die wichtigen Korporationsrechte, dazu das Recht, Schenkungen und Testamente anzunehmen, die Kirchen, ja späterhin alle Umgebung und alles Eigentum der Kirchen, das Asylrecht, die Geistlichkeit, namentlich die Bischöfe, das Recht der Intervention usw. Schon diese angeführten Beispiele können zeigen, wie viel Vorschub der christliche Staat der ersten Zeiten der Kirche und ihren Werken der Barmherzigkeit getan hat. Der Staat war damals noch nicht auf den Gedanken gekommen, eigene Anstalten der Barmherzigkeit zu gründen; noch herrschte der richtige Grundsatz, daß alle Barmherzigkeit in die Hände der Kirche und ihrer freien Liebe niederzulegen sei und daß die Weisheit des Staates darin bestehe, der Kirche Raum zu geben und sie in ihren heiligen segensreichen Bemühungen zu unterstützen. Deshalb waren die christlichen Kaiser doch nicht verhindert, Bestimmungen auch zur Vermeidung der Mißbräuche von seiten so manches unwürdigen Gliedes und Dieners der Kirche zu geben. Für alle Zeiten ist der Weg, welchen jenesmal die Gesetzgebung betreten hat, wichtig und in vielen Stücken nachahmungswürdig geblieben.

61. Wir kommen zu der mittleren Zeit der christlichen Kirchengeschichte, um dasjenige aufzuzeigen, was sich während derselben rücksichtlich der Pflege der Barmherzigkeit ergeben hat. So wie man aber eine Periode der Geschichte nicht richtig fassen kann, wenn man das christliche Leben nicht kennt, wie es in der jedesmaligen Zeit gewesen ist, so kann man auch das christliche Leben selbst nicht völlig richtig fassen, wenn man es von den äußern Begebenheiten losreißt, die doch so häufig eine Frucht dieses Lebens oder umgekehrt eine Bedingung desselben zu sein pflegen. Daher wollen wir uns erinnern, daß sich in der Periode, von der wir reden wollen, das christliche Morgenland dem Abendland entfremdete, daß im Abendland Gottes Gericht vorüber war und eine neue Zeit begann, überall sich frische Anfänge zeigten, im Orient hingegen die Nacht des

Halbmondes sich immer schauerlicher über die Lande legte, Gottes Gerichte und der allgemeine Tod im Zunehmen waren. Wir müssen uns erinnern, daß alles Leben dort erstarrte, während hier an die Stelle der weltlichen Herrscher der oberste Bischof des Abendlandes trat, der für alle sich neugestaltenden Staaten wie ein Papst und Vater wurde und ohne Zweifel zum Segen der Völker seine große Autorität und Macht entfaltete. Die große Macht und hohe Stellung, welche Gott nach seiner heiligen Vorsehung den römischen Bischöfen über das Abendland einräumte, hat diese allerdings auf der höchsten Höhe ihrer Stellung zu den Übertreibungen geführt, aus welchen ihre Kämpfe mit den römischen Kaisern deutscher Nation und mit den reformatorischen und anderen Sekten der späteren Zeiten unserer Periode hervorgingen. Auch konnten und mußten diese Reaktionen kommen, weil der Herr des allerheiligsten Maßes keine Übertreibung ungestraft läßt und die Schalen seiner gerechten Wage immer das Gleichgewicht suchen und finden. Aber wenn sich das Papsttum auf eine ungöttliche Weise durch Schuld der Päpste und der Ihrigen ausbildete, so blieben ja auch die Reaktionen nicht ohne Tadel und Flecken, und wer ein Auge hat zu sehen, der bemerkt auch, wie der Herr durch die Gegensätze *m i t t e n = h i n* seinen Gang geht, seine Arbeit nicht ruht, sein Werk niemand hindern kann. — Gedenken wir also dieser Zeit voll Kämpfe, voll Todeszuden und doch auch voll Lebenshoffnung, sehen wir vom Beginn des fränkischen Reiches bis in die Nachbarschaft der Reformation über die Ereignisse hin und suchen uns die Frage zu lösen, wie Gottes heilige Barmherzigkeit mitten unter diesen Unruhen und Wehen dennoch ihre reichen Früchte trug!

62. Die *P e r s o n e n*, für die man in diesem Zeitraume zu sorgen hatte, waren dieselben, nur daß uns im Abendlande eine Form des Elends mehr begegnet, die wir, Gott sei Lob und Dank, gegenwärtig in unseren Gegenden nicht mehr treffen. Es gab im Abendlande nämlich zahllose Auswärtige, so daß man aller Orten und Enden, in jeder Stadt, in jedem Flecken genötigt war, Anstalten für Auswärtige zu treffen. — Ebenso sind die *G r u n d s ä t z e* rücksichtlich der Unterstützung, die gegeben werden sollte, so wie rücksichtlich der Verwaltung der Stiftungen und Wohltätigkeitsanstalten dieselben geblieben. Noch immer sah man ganz richtig die Übung der Barmherzigkeit und die Pflege der Elenden als *k i r c h l i c h e* Sache an, alle Verwaltung stand unter den Bischöfen und ihren Konzilien. Alle Stiftungen, gleichviel ob von Weltlichen oder Geistlichen gemacht, gingen unter die Hände der Geistlichen, und selbst zu der Zeit, wo eine freiere Pflege der Barmherzigkeit hervortrat, war doch niemandes Meinung, die Oberaufsicht und die Leitung der Kirche zu bestreiten oder an ihre Stelle eine andere setzen zu wollen. Dagegen aber gab es in der Art und *W e i s e* der Liebesübung in Vergleich mit der vorigen Zeit große Verschiedenheiten und Bewegungen, welche wir zusammenfassend vorzulegen haben.

63. In diesem Zeitraum gibt es nicht bloß keine Agapen mehr, keine Oblationen, sondern die Diakonie mit ihren Diakonen und Diakonissen

verschwindet, zuerst im Abendlande, dann aber auch im Morgenlande. Was also den Anfang der christlichen Zeit auszeichnet, die Armenpflege der *Einzelnen*, das ist vorüber, und anstatt dessen ist nun allein noch da, was schon der vorigen Periode über die Weise der ersten Kirche siegreich geworden war: die *anstaltliche Verpflegung der Kranken und Elenden*. Da es keine Gemeinden mehr gibt, welche die Armenpflege als Angelegenheit aller und jeder anzusehen und zu üben vermögen, und die Armenpflege doch Herzen und Hände verlangt, so wird es durchaus nötig, daß sich Gleichgesinnte zur Armenpflege vereinen, und man sieht daher allenthalben die Anstalten, welche entstehen, im Schoße von *Pflegerschaften*; in der Regel entsteht mit jeder neuen Anstalt auch irgend eine *Pflegerschaft* für dieselbe. Die *Pflegerschaften* sind verschieden, und es ist eine merkwürdige Fortbewegung rücksichtlich der Prinzipien derselben zu bemerken: erst sind die *Pflegerschaften* eigentlich *Mönchsorden*, dann entstehen die *geistlichen Ritterorden*, endlich die *Laienbrüderschaften*. Es ist mit diesen verschiedenen Gestaltungen der *Pflegerschaften* wie mit den *Kirchenbauten*, bei denen auch durch Einbringung freierer, weltlicher Grundsätze aus dem romanischen Stil sich der gotische ufw. entwickelt hat. Der *Mönch* ist je länger je mehr ein von der Gemeinde gesondertes Glied, zum *Klerus* gehörig. Der *geistliche Ritter* will *Mönch* sein und ist es, aber trotzdem, daß er das Gelübde der *Armut*, der *Keuschheit* und des *Gehorsams* getan hat, will er doch ein *adeliger Herr* sein, und es wird ihm bald an den *Krankenbetten* zu langweilig; darum wird er nun, nachdem er *Mönch* und *Krankenpfleger* geworden, auch ein *Bekämpfer der Ungläubigen* mit dem *Schwert*. So vereinigen die *geistlichen Ritterorden* *Geist* und *Fleisch* und legen damit den Samen ihres Todes, der unaufhaltsam erfolgen mußte. Nicht völlig auf gleiche Weise legten den Samen ihres Todes die *Laienbrüderschaften*. Sie hatten volle Ursache, in den Zeiten zu entstehen, in welchen sie entstanden sind; sie wollten sich auch im allgemeinen der Kirche nicht entziehen, duldeten nicht bloß deren Aufsicht, sondern wollten sie auch; aber es regt sich doch in ihnen bereits ein *Trieb* und *Verlangen*, der *kirchlichen Aufsicht* zu entwachsen — nicht um sich der *Wahrheit* mehr zu ergeben, als die damalige Kirche; denn damit hätten sie recht getan, sondern um der eigenen Meinung, um *mystischen*, *theosophischen*, *philosophischen* Ideen und oft solchen Meinungen zu huldigen, die mit der Religion des Herrn Jesus ebensowenig verträglich waren als die der *Gnostiker* der früheren Zeiten. So bewegte sich die Zeit vorwärts, der Reformation entgegen, und in ihren verschiedenen Gestaltungen, auch in denen der *Pflegerschaften*, von welchen wir reden, zeigt sich ihr Fortschritt, und zwar leider immer bei allem Guten und Herrlichen eine Vermengung des *Fleisches* und *Geistes*, der *Lüge* und *Wahrheit*, so daß am Ende nicht bloß jede *geistliche Gestalt* aufhört und einer andern Platz macht, wie das bei allen zeitlichen Dingen der Fall ist, sondern in der Regel in *Sünde* und *Schande* aufhört und der *Nachwelt* ein böses Gerücht hinterläßt, um dessen willen man ihrer bessern Zeiten nicht mehr gedenkt.

64. Die hervorragenden Ritterorden, welche in der Gemeinde, von der wir gegenwärtig reden, in die Blüte kamen, waren die beiden Orden der Johanniter und der Deutschherren. Beide waren ursprünglich für Krankenpflege gestiftet, und zwar beide zu Jerusalem, von wo aus sie sich erst über das Abendland verbreiteten. Kaufleute von Amalfi in Unteritalien hatten schon seit dem Jahre 1048 den abendländischen Pilgern zu Jerusalem eine Zufluchtsstätte bereitet, eine Herberge erbaut und dabei eine Kapelle, Santa Maria della Latina. Neben der ersten Herberge entstanden bald zwei andere, desgleichen zwei andere neben den ersten. Die Pflgerschaft wuchs so, daß sie 1099 dem Herzog Gottfried von Bouillon bei der Belagerung bedeutende Dienste leisten konnte und daher von Gottfried mit der Herrschaft Montboire in Flandern beschenkt wurde. Aus dem Heere der Kreuzfahrer schlossen sich ihr junge, adelige Herren an. Infolgedessen beschloß der Rektor des Hospitals, Gerhard Tom, die Verbindung des Hospitals mit der Abtei Santa Maria della Latina aufzulösen und eine selbständige Verbrüderung zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers zu gründen. Es gab darüber heiße, sogar blutige Kämpfe; aber die neuen Johanniter drangen durch, und der Orden wurde fortan reich an Gütern, so daß sich seine segensreiche Wirksamkeit ins Abendland verbreiten konnte. Unter dem Rektor Raimund de Puy, der sich einen Knecht der Armen Jesu Christi und Meister des Hospitals zu Jerusalem nannte, nahm der Orden, der Überfluß an Geld und Menschen hatte, zu seinen Werken der Barmherzigkeit auch die Bekämpfung der Ungläubigen hinzu, womit er einen großen Schritt zu seiner weltlichen Macht vorwärts tat, aber auch den Keim seiner Entfremdung von der ursprünglichen Aufgabe legte. Allmählich wurde von den Brüdern die Krankenpflege den geistlichen und dienenden Brüdern überlassen und ihre eigene Tätigkeit verzehrte sich in Waffentaten. — Der Orden der Deutschherren steht den Johannitern an Alter etwas nach, in allem andern aber übertrifft er ihn weit. Etwa um das Jahr 1128 gründete ein Deutscher, der mit seiner Frau zu Jerusalem wohnte, dortselbst ein Xenodochium, um an armen und kranken, der Landessprache unkundigen Stammesgenossen das Gebot der Gastfreundschaft zu erfüllen. Da sein Werk gedieh, erbaute er eine Kapelle zu Ehren der Gottesgebärerin und seine Frau ein zweites Hospital zur Pflege bedrängter deutscher Frauen. Allmählich wendeten sich dem edlen Werke viele Kräfte zu und gründeten die Genossenschaft der Brüder vom Hospital der heiligen Jungfrau Maria zu Jerusalem. Bald traten auch dieser Genossenschaft Ritter bei, und dadurch kam denn auch hierher der zweite Grundsatz, nicht bloß die Kranken zu pflegen, sondern wider die Ungläubigen zu kämpfen. Im Jahre 1142 ordnete Papst Celestin II. diese Marienbrüder den Johannitern unter, eine Stellung, welche sachlich gar nicht schadete, sondern, wie so oft die Unterordnung zu tun pflegt, die Tugend erhält. In Niedrigkeit, Armut und Frömmigkeit lebten die Marienbrüder lange frei von Stolz, Habgier und Zwietracht. Bei der Belagerung von Acco im Jahre 1199 taten sich die anwesenden Marienbrüder mit einigen Bürgern von Lübeck und Bremen zu-

sammen, um die Noth der Kranken zu lindern, und ihr frommes aufopferndes Wirken veranlaßte den Herzog Friedrich von Schwaben, nach dem Muster der Templer und Johanniter den Orden der deutschen Ritter zu gründen, da ohnehin den Templern und Johannitern vorzugsweise nur französische und italienische Edle angehörten. Dieser Orden der deutschen Ritter hat nie ganz vergessen, wozu er gestiftet wurde, bis im Anfang des 15. Jahrhunderts auch ihm die Fülle der Macht und des Reichthums eine Ursache des Übermutes und der Uneinigkeit wurde. — Noch bestehen in Oesterreich Deutschherren; aber ihre Besitzungen wurden 1854 zu kaiserlichen Lehen gemacht. In Preußen hat König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1812 einen königlichen Johanniterorden gegründet, dem Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1852 einiges Leben dadurch zu geben suchte, daß er seine Eintritts- und Beitragsgelder zur Errichtung und Unterhaltung von Krankenanstalten bestimmte. Aber was ist das alles gegen die alte und namentlich die erste Zeit, wo man eben nicht bloß Geld zusammenschob, sondern Leib und Leben, Hab und Gut dem Herrn für seinen Dienst an den Elenden und Armen zu Gebote stellte. — Beide Orden, der Johanniter und der Deutschherren, hatten auch weibliche Schwesterschaften zur Seite, von deren Arbeit und Werk weniger gesagt werden kann, obschon vielleicht von ihnen mehr geleistet worden ist als von den männlichen Orden. Aus den späteren Pflegerschaften ging auch ein Orden vom Heiligen Geist hervor, der eine große Wirksamkeit in verschiedenen Ländern bekam und noch heutzutage auf dem österreichischen Gebiete unter dem Namen der Kreuzherren oder Kreuzträger für Krankenpflege wirkt. Doch ist dieser von den beiden vorgenannten und andern ähnlichen Ritterorden verschieden, und wir tun seiner nur Erwähnung wegen seiner vielfach gesegneten Wirksamkeit, derer wir in den nächsten Paragraphen nicht wohl gedenken können.

65. Neben den Ritterschaften sind, wie wir bereits erwähnt haben, die freieren Gemeinschaften zur Krankenpflege, welche seit Ende des 12. Jahrhunderts entstanden sind, wohl zu beachten. Voran zu nennen sind die Beguinen und Begharden. Ein frommer Priester von Lüttich, Lambert le Begue ist es, von welchem die ganze Gemeinschaft den Namen trägt, wiewohl derselbe von vielen auch anders gedeutet worden ist. Entrüstet über das weltliche Leben der Geistlichkeit um ihn her, fand Lambert Wohlgefallen an einer Vereinigung zu einem frommeren Leben. In einem großen Garten vor der Stadt an der Maas errichtete er eine Menge einzelner Häuser, die alle von einer gemeinschaftlichen Mauer umschlossen wurden. Das war der erste Beguinenhof, dem nach sich die späteren formten; 50 Jahre nach Lamberts Tod zählte dieser erste Beguinenhof bereits 1500 Schwestern. In den einzelnen Häusern dieser Höfe wohnten je zwei bis vier Beguinen, und eine jede einzelne führte ihren eigenen kleinen Haushalt. Die einzelnen lebten vom Ertrag ihrer Handarbeit und des Unterrichts. Manche durften auch in der Stadt bei Verwandten wohnen, hatten dann aber keine Erlaubnis die Beguinenkleidung zu tragen. Die Beguinen trugen

nämlich eine eigene, sich der geistlichen annähernde Kleidung, gelobten Keuschheit und Gehorsam für die Zeit ihres Aufenthaltes im Hofe, konnten aber jederzeit austreten und sich verheiraten. Über ihr Vermögen durfte eine jede frei verfügen. Der Mittelpunkt des Beguinenhofes war das Hospital, in welchem die Schwesternschaft die Krankenpflege an ihren eigenen Mitglie d e r n übte. Doch pflegten sie auch Kranke außerhalb des Hofes in Privatwohnungen usw. Bei den reformatorischen, zum Theil aber sehr unreinen Bestrebungen der Jahrhunderte vor Luther wurden die Beguinen sehr häufig in Ketzerien und Schwärmereien hineingezogen, was an ihrem, den noch fast unverwüsthchen, guten Namen bedeutend rüttelte. In Deutschland mochte man die Benennung Beguinen nicht, sondern brauchte lieber den Namen Seelschwestern. — Neben den Beguinen gab es Begharden, eine männliche verheiratete Bruderschaft, die im Jahre 1228, gleichfalls in den Niederlanden, gestiftet worden war, ursprünglich aus armen verheirateten Webern bestand, später die Lebensweise der Beguinen nachahmte, dann aber auch durch die Verbindung mit ketzerischen Genossenschaften sich selbst das Grab bereitete. — Neben den Beguinen und Begharden sind auch die K a l a n d s b r ü d e r s c h a f t e n zu nennen. An der Spitze der Kalande standen stets Geistliche; in ihrer ursprünglichen Form zählte sie aber auch Laien zu den Ihren. Die eigentliche Absicht dieser Bruderschaft war gegenseitige leibliche und geistliche Hilfe jeder Art, also auch in Krankheit, sowie die Ehre des letzten Geleites und die Bestattung der Toten. Alle Monate am ersten Tage kam man zu einer Kalandsmesse und darauf zu einem Bundesmahle zusammen. Allmählich wurden diese Bundesmahlszeiten die Hauptsache, Schwelgerei und Unzucht rissen ein, die Kalandsbrüder wurden sprichwörtlich wegen ihrer Unmäßigkeit, und schon vor der Reformation hob man daher fast allenthalben die Kalande auf. — Unter den Bruderschaften, die hierher gehören, nennen wir noch die B r ü c k e n m a c h e r , welche den Pilgern, die nach Rom und ähnlichen Stätten der Andacht fuhren, die Überfahrt über Gewässer erleichterten und an den Ufern derselben Hospitien für die Pilger errichteten. In der an Pflegerschaften reichen Zeit bemerkt man auch eigene G e m e i n s c h a f t e n für G e i s t e s k r a n k e . In Deutschland dürften die Elisabethinerinnen zu nennen sein, die ihren Namen von der heiligen Elisabeth von Thüringen führten, welche bekanntlich selbst zu Eisenach am Fuße der Wartburg und später zu Marburg Krankenhäuser gegründet hatte. Der Orden besteht noch jetzt und verpflegt in der Regel nur weibliche Kranke.

Ehe wir nun zur Reformationszeit übergehen, bemerken wir, wie zum Übergang, daß im Abendlande schon im Zeitraum, an dessen Ende wir uns in Gedanken versetzen, Kenodochium und Krankenhaus getrennt wurde, die Krankenanstalten eine ganz eigene Ausbildung erhielten, unter sich selbst in verschiedene Klassen zerfielen, nicht bloß nach der Natur der Krankheit, sondern auch je nach der Abstammung der Landsmannschaft und der Nation. Je weiter herauf in der Zeit, desto mehr Bedeutung gewinnt Individualität und Subjektivität, und es geht allenthalben an ein Feilen und

Spalten, das zufällig Segen und Gluch bringt, in sich selbst aber unvermeidlich ist und daher auch nicht mehr getadelt werden soll, als im Lichte des Herrn, der aller Zeiten und Eigentümlichkeiten Meister ist, recht und billig ist.

66. In dem nun folgenden Zeitalter der Reformation können wir die Bestrebungen der barmherzigen Liebe nicht mehr einfach wie bisher erzählen, denn die Kirche hat sich ja gespalten, und wir müssen daher zum mindesten die römisch-katholische Kirche für sich, und ebenso die protestantischen Kirchen-Gesellschaften besonders ins Auge fassen. Früherhin gab es innerhalb der römischen Kirche Spaltungen genug; diese waren aber fast sämtlich nur im Interesse des christlichen Lebens entstanden, weshalb sich bei ihnen alles, was die römische Kirche Gutes im Leben hatte, auch ihre Bestrebungen der tätigen Liebe und Barmherzigkeit, nur im erhöhten Maße wiederfand. Die Reformation aber hat es nicht bloß mit dem verderbten Leben der römischen Kirche zu tun, sondern mit der römischen Kirche selbst, mit ihrer Lehre und mit ihrer Hierarchie im ganzen und großen. Die reformatorischen Gemeinschaften sehen daher auch den früheren von der römischen Kirche separierten Gemeinschaften gar nicht ähnlich; man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, daß es hier nicht bloß eine reine Ausfüh-
 rung alter, herkömmlicher Grundsätze gilt, sondern die Herstellung einer göttlich reinen Lehre. Nicht bloß die Kanäle werden gesäubert, durch welche das Wasser fließt, sondern der Brunnen Israels selber wird gefeigt. Es gibt Dinge, die noch größer sind als das menschliche Leben, nämlich die Ordnung des Heils und den Weg zum ewigen Leben. Da kann es dem wohl sein, daß über dem großen und hohen Zweck der minder große und hohe in den Schatten zurücktritt, wenn auch nur für eine Weile, und daß, bis der Weg nach Jerusalem, dem oberen, wieder klar ist, die Wege, auf denen der barmherzige Samariter auf Erden segensbringend wandeln soll, ein wenig rauh und dunkel werden. Es kann dann auch wohl kommen, daß die reformatorischen Gemeinschaften in Vergleich mit der römisch-katholischen Kirche ein wenig zurückzutreten scheinen, und das ungeübte Auge, welches die Frage nicht versteht, um die es sich bei der Reformation handelt, in Verlegenheit kommt, auf welcher von beiden Seiten es den größern Vorzug finden soll. Wer aber bedenkt, daß nicht das Leben, auch nicht die Werke der Barmherzigkeit, sondern das reine Wort und lautere Sakrament die Zeichen der wahren Kirche sind, der fällt, unbeirrt durch den Glanz der Römischen in den Jahrhunderten nach der Reformation, dennoch der Reformation zu und wirkt nur dahin, daß auch die reine Lehre der wahren Kirche die Früchte in dem Maße bringe, das ihr gebührt. Wenn der Frühling der Wahrheit kommt, dann soll die Erde von Liebe grünen und alle Bäume müssen reiche Früchte der Barmherzigkeit bringen. Das sei eine Einleitung zu den Paragraphen, die nun kommen sollen.

67. Um nun im Anschluß an das schon Erzählte zuerst die römische Kirche nach der Reformationszeit ins Auge zu fassen, so ist es durchaus nicht zu leugnen, daß sich in ihr seit der Reformation der Eifer

für Werke der Barmherzigkeit nur gehoben hat. Überhaupt verdankt die römische Kirche der Reformation sehr viel; vielleicht ist es kein Irrthum, zu sagen, daß die größere Lebensregung, die sich seitdem hie und da in ihrer Mitte zeigte, mit auf Rechnung der Reformation zu stellen sei. Bruderschaften und Schwesternschaften von großer Ausdehnung und mächtiger Wirksamkeit entstanden hin und her auf dem Gebiete der römischen Kirche, namentlich im Süden und Westen Europas, und entwickelten eine Thätigkeit, die noch bis zur Stunde keineswegs versiegt ist, sondern im Gegenteil immer neue Brunnen gräbt. Unter den Bruderschaften ist voran die der barmherzigen Brüder zu nennen, von dem Spanier Johann von Gott zu Granada im Jahre 1534 gestiftet, deren Glieder sich zur Krankenpflege von Leidenden aller Konfessionen verpflichten und noch gegenwärtig allein in Oesterreich 29 Krankenhäuser haben, in welchen sie jährlich im Durchschnitt 20 000 Kranke verpflegen. Außer diesem Orden gibt es auch noch andere Bruderschaften von Hospitalitern. Doch werden die Bruderschaften an Glanz und Wirksamkeit von den Schwesternschaften übertroffen, und es muß hier vor allen andern der im Jahre 1617 von Vinzenz von Paul gestiftete Orden der barmherzigen Schwestern genannt werden, der in verschiedenen Zweigen sich allmählich über alle Lande, auch über Deutschland, verbreitet hat. Der angesehenste Zweig der barmherzigen Schwestern ist der im Jahre 1626 von Pierre de Stainville zu Nancy gegründete der Schwestern des heiligen Carolus Borromäus. Außer diesem ist noch ein anderer Zweig zu nennen, nämlich der der Vinzentinerinnen, welche ihr Mutterhaus zu Straßburg haben. Es ist nicht nötig, weitläufig von den barmherzigen Schwestern an diesem Ort zu reden, weil in unseren Tagen ihre Anerkennung auch unter den Protestanten fast übergroß ist und die berühmten Werke von F. J. Buß, Clemens Brentano, Clemens August Droste v. Vischering, Johann Hermann Schmidt und Wulf usw. allenthalben zu finden sind und gelesen werden.

68. Die Kirche der Reformation, so traurig ihre Gestalt aussieht, wenn man sie nach Anstalten und hervortretenden Werken der Barmherzigkeit beurteilt, hat nichtsdestoweniger der christlichen Barmherzigkeit den größten Dienst gleich damit geleistet, daß sie die Werke mit dem Glauben nach St. Pauli Vorgang ins richtige Verhältnis brachte, zwar nicht die heilige Lehre vom Gnadenlohn, wohl aber die falsche Lehre von einem menschlichen Verdienste, welches sogar auf die Seligkeit Einfluß haben könnte, zurückwies und überhaupt alle falschen Bestrebungen der Werkthätigkeit durch ihre schriftmäßige Definition des guten Werkes aus ihrer Mitte wies. Daß sie ihrer reinen Lehre die volle Praxis geben wollte, kann ein jeder aus ihren Kirchenordnungen sehen, in deren vielen ganz deutlich die Bemühung zu erkennen ist, das Diakonat, welches in der römischen Kirche erstorben war, wieder aufzuwecken in der oder jener Form, — eine Bemerkung, welche schon deshalb nicht unwichtig ist, weil sich eine jüngere Zeit so gerne vorsagt, sie habe das Diakonat wieder aufgeweckt. Geling es nun der Kirche nicht, gemäß dem göttlichen Worte einen Aufschwung

der Barmherzigkeit zu erzeugen, ist aus dem Diakonate nicht viel geworden, nicht aus den Armenkassen oder Gemeinkassen, von denen die Kirchenordnungen reden, so muß man bedenken, daß die Reformationszeit eine Zeit großer Unruhe gewesen ist, daß sich die Habgucht und der Geiz der Fürsten gar sehr in die Bewegung mischte, daß schwere Leiden, fürchterliche Strafen Gottes für das nicht angenommene Wort, namentlich die Leiden des dreißigjährigen Krieges kamen, eines Krieges, der Deutschland zur Wüste machte. Dazu hatte man auch gar viel zu tun mit Aufrechterhaltung der reinen Lehre, und es ist aus diesen und andern Gründen, wenn schon nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen, daß die Kirche der Reformation ihrer Lehre und Einsicht nicht alsbald das praktische Leben und den Glanz der Werke der Barmherzigkeit folgen ließ. Es kam ja auch eine andere Zeit, in welcher der Mangel erkannt und der Flecken der Kirche der Reformation getilgt wurde.

69. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts und anfangs des 18. erhob sich innerhalb der lutherischen Kirche, die wir insonderheit im Auge haben, ein starker Vorwurf gegen diese Kirche selber wegen toten Orthodoriemus und großen Mangels an lebendigem Glauben und tätiger Liebe, ein gerechter Vorwurf, wenn auch die Männer und die Richtung, welche ihn erhoben, ihren Widerspruch selbst nicht in untadeliger Weise anbrachten und es nicht in der Macht hatten, die Wahrheit, für welche sie lebten, ihrer würdig zu verteidigen, und namentlich das in der Kirche vorhandene Gute so zu behalten und anzuerkennen, wie es sich geziemt hätte. An der Spitze dieser Richtung stand der edle Philipp Jakob Spener und hernach A. H. Francke, dessen hallisches Waisenhaus das Signal zu der gesamten anstaltlichen Tätigkeit der lutherischen Kirche gab und dessen lieberätigtes Beispiel bis in die neueste Zeit großen Segen stiftete. Erst seit der Zeit A. H. Franks entstanden nicht bloß in Deutschland, auch nicht bloß in der lutherischen Kirche, sondern in allen protestantischen Ländern so viele Waisenhäuser und Anstalten, welche teils jetzt noch blühen, teils auch, nachdem sie das ihre getan, wieder in ihren Staub gesunken sind. An die Regung, welche von A. H. Francke ausging, schließt sich ohne Zweifel auch die gesamte Liebetätigkeit des 19. Jahrhunderts an; alle diejenigen, welche entweder den schristmäßigen Gedanken der Diakonie oder das, was man unter dem wunderlichen Namen „innere Mission“ versteht, in der neueren Zeit vertreten haben: Amalie Sieveking in Hamburg, Pastor Gledner in Kaiserswerth, Kandidat Wichern im Rauhen Hause usw., sie gehen alle mit dem Zuge und Strome, der nach Speners Vorgang von Halle aufbrach und die protestantischen Kirchen segensreich durchzieht. Auch das ganze kirchliche Vereinswesen der Protestanten, die protestantische Nachbildung der römischen Bruder- und Schwesterschaften, verdankt am Ende doch nur den Anregungen, welche die pietistische Richtung gegeben hat, ihren Ursprung. — Seit Spener und Francke also holen die protestantischen Gemeinschaften das Versäumte nach, und der Geist des Herrn wird verleihen, daß in das ganze Gebiet unserer Liebetätigkeit immer mehr Lust und Wahrheit komme, und die

Kirche nicht den Fehlern unterliege, welche sich durch des Teufels Neid so gern an die Bewegungen anhängen, die Gott gestiftet hat. Man muß gewiß auf alles achten, was die Liebesbewegung der gegenwärtigen Kirche mit sich bringt, und das Auge nicht vornehm vor allem schließen, was sich bei Männern und Vereinen von andern Richtungen findet: wer weise ist, lernt vom Feinde, warum nicht von solchen, die man nicht Feinde nennen kann, wenn wir gleich nach Gottes Willen anders sind als sie? Aber allerdings ist es unsere heilige Pflicht, bei den Regungen der neuen Zeit mit wachen Augen zu stehen und den Herd zu hüten, daß nicht auch auf ihm ein falsches Feuer erglühe.

70. Vor allen Dingen hat man eines zu verhüten, nämlich, daß wir uns nicht mit der weltlichen Ansicht von der Liebtätigkeit vereinen, welche man die *nationalökonomische* nennt. Wir leben in einer Zeit, in welcher das Elend in gewaltigen Progressionen zunimmt; nirgends wollen die Mittel mehr auslangen, die Hilfe zu leisten, die nötig ist, geschweige die Quellen des Elends zu verstopfen. Daher sinnern nun die Weisen der Zeit und ihre großen Männer studieren, was man tun müsse, damit man dem vorbeuge, das man fürchtet. Man geht systematisch zu Werke, und wie einer ein Rechencrempel rechnet, so berechnet man die Folgen gewisser Maßregeln, die man nehmen will, und kommt vor lauter angestrebter Praxis in ein unpraktisches Experimentieren, das obendrein häufig kostspielig ist und, statt zu leisten, was es soll, am Ende das Übel noch größer macht. Solche Vorwürfe kann man z. B. dem in vielen Stücken vortrefflichen Buche, welches Chastel über die Übung der Barmherzigkeit in den sechs ersten Jahrhunderten geschrieben hat, wegen seines Schlusses mit vollkommenem Rechte machen. Es wird sich auch jedermann derselben Vorwürfe theilhaftig machen, der anstatt von der christlichen Liebe sich bloß von der Berücksichtigung der vorhandenen Not führen und treiben läßt. Wenn die Liebe zu Räte sitzt und den Ältesten des Volkes präsidiert, dann wird allezeit kurz und gut zu Abhilfe und Vorbeugung der Noth das Mögliche geschehen und sie, dieser Engel Gottes auf Erden, wird sich als Meisterin in der Nationalökonomie erweisen, auch ohne daß sie sich mit dem weltlichen Sinne und Namen befassen mag.

71. Eine andere große Frage bleibt übrig, nämlich wer die Bemühung der Barmherzigkeit in die Hand nehmen und regieren soll, der Staat oder die Kirche. Daß der Staat ohne den freiwilligen Geist der Kirche nichts vermag, daß die Kirche allein den Schlüssel zu den Schätzen hat, welche die Noth der Zeit bedarf, ist unter denen anerkannt, die urteilsfähig sind; die sich am meisten mit der Sache befaßt haben, sind davon am meisten überzeugt. Es ist daher Zeit für jedermann, den Geist der Kirche Jesu in sich strömen zu lassen und zu der großen Arbeit zu helfen, welche der Herr seiner Kirche gegeben hat. So wenig aber auch eine bloß staatliche Armenpflege helfen mag, so kann es uns doch auch nicht einfallen, den Staat zu einem bloßen Zuschauer der Dinge zu machen, welche unter den Händen der Kirche geschehen. Hat auch die Hand, die das Schwert führt, nicht die Eigenschaft,

Ol und Wein des guten Samariters zu führen, so kann sie doch Raum schaffen und schützen, so wie sie umgekehrt hindern kann. Wie man also der Kirche das volle Recht und die volle Pflicht zueignen muß, die Werke zu tun, nach welchen der Herr am jüngsten Tage fragen wird, die Werke der Barmherzigkeit, so muß man auch den Herren der Welt und den Regenten der Staaten predigen, daß sie gesetzt und gestiftet seien zu Lobe den Frommen, — nicht, Gottes Werke zu hindern, sondern zu fördern.

Siebentes Kapitel

Wie soll eine Diakonissin Barmherzigkeit üben?

72. Wir reden hier, was vornherein zur Verständigung gesagt sein muß, nicht von der Diakonissin überhaupt, sondern von der des 19. Jahrhunderts. Die Auferweckung des biblischen Amtes der Diakonie überhaupt und der Diakonissin insonderheit ist nicht der römischen Kirche oder einer anderen Kirche, sondern wie bereits gesagt, der Reformation zu verdanken, die in ihren Kirchenordnungen so vielfach auf den Gedanken der Diakonie zurückkommt. Aber wenn auch der Reformationszeit dieser Dank gebührt, und wenn wir auch nach Gebühr dazusetzen müssen, daß die neuere Zeit der protestantischen Kirchen in ihrer Weise ins Werk gesetzt habe, was die alte Zeit erfand, so müssen wir doch auch andererseits bekennen, daß die Diakonissin des 19. Jahrhunderts eine andere ist als die der alten Kirche. Sie ist nicht die aus der Gemeinde hervorgegangene Gemeindediakonissin, sondern ein protestantisches Nachbild der römisch-katholischen barmherzigen Schwester und kann unter den Verhältnissen, unter denen wir leben, nichts anderes sein. Da es keine Gemeinden mehr gibt, wie in der ersten Zeit, so kann es auch keine Gemeindediakonissen mehr geben wie in der ersten Zeit. Wie alles Gute aus dem freien Willen der christlich angeregten Schar hervorgeht und von ihr ins Leben gesetzt wird, so ist insbesondere die Diakonie unserer Tage eine Sache des freien Willens und des freiwilligen Zusammenschlusses derjenigen, welche Gott dazu angeregt und erweckt hat. Ist überhaupt die Bruders- und Schwesterschaft kein Zeichen einer toten Kirche, sondern des noch vorhandenen kräftigen und guten Willens, so ist sie heutzutage bei dem Verderbnis der Massenkirchen geradezu die Trägerin des Lebens; es steht auch in keines Menschen Macht, dies anders zu machen. So gewiß das ist, so gewiß ist es aber auch, daß die Form der Bruderschaft und Schwesterschaft nach der Zeiten Weise sich ändern, vollkommener und minder vollkommen sich gestalten wird. Es muß sich eben eine jede Zeit ihre Form gefallen lassen, und so muß sich denn auch die Diakonissin des 19. Jahrhunderts die Gestaltung des Daseins gefallen lassen, die ihr gegenwärtig möglich ist, und sich fröhlich in dieselbe fügen, wenn sie auch die schönere Vollendung in früherer Zeit immer im Auge behält, sie zurück- und herbeisehnt und, soferne es möglich ist, sie anstrebt. Sie fülle ihren Platz aus, so gut als möglich, und behalte sich immer das bessere Ziel vor, nach dem gestrebt sein muß.

75. Die Diakonissin des 19. Jahrhunderts lebt in einer Zeit, in welcher die Ansichten über alle Dinge, auch über Barmherzigkeit und Liebtätigkeit sehr in die Verwirrung gekommen sind. Wer weiß jetzt viel, was besser ist, gemeindliche Versehung der Armut wie in der ersten Zeit, oder anstaltsmäßige, wie seit anderthalb Jahrtausenden, — was das richtigere sei, der Kirche das ganze heilige Geschäft zu überlassen, oder es dem Staate übergeben, der Kirche die Vorhand zu lassen oder dem Staate, und dergleichen Fragen mehr, von denen doch am Ende so gar viel abhängt. Da ziemt es der Diakonissin, eine Lichtträgerin in diese Finsternis zu sein, überallhin, wohin sie versetzt wird, die rechten Grundsätze zu verpflanzen und sie zu vertreten. Wie kann sie aber das, wenn sie selbst nichts davon weiß? Und wie kann sie davon wissen, wenn sie davon weder hört noch liest? Da ergibt sich also wenigstens für die begabtere Diakonissin die heilige Pflicht des Studiums sowie der Belehrung anderer, die schwächer am Geiste sind und sich mit Studium wenig befassen können. Eine jede Diakonissin sollte nicht bloß wissen, was in diesem Diktate über Barmherzigkeit mitgeteilt ist, sondern sie sollte vielmehr wissen, und mit ihrem Studium alles das verfolgen, was in diesem Diktate nur leichtthin angeregt ist. Sie sollte sich nicht bloß bekanntmachen mit dem Armenwesen der verschiedenen Länder und Gegenden, mit der Einrichtung und den Berichten der blühendsten Anstalten und mit den Schriften, welche über die Barmherzigkeit hin und her erscheinen und die je mehr und mehr in der Bibliothek jedes Mutterhauses zu finden sein werden, sondern sie sollte die Geschichte der alten Zeit, der alten Orden, Bruders- und Pflegerschaften und die Lebensläufe hervorragender Helden und Heldinnen der Barmherzigkeit kennenlernen; sie sollte nach der vollständigsten und reichsten Ausbildung für denjenigen Zweig der menschlichen Tätigkeit streben, dem sie ihr Leben oder doch eine Zeit ihres Lebens widmet. Dabei läßt es sich durchaus nicht vermeiden, auf Schriften anderer Konfessionen einzugehen, weshalb sie in der göttlichen Wahrheit so fest geworden sein sollte, daß sie das Gute aller Konfessionen erkennen und sich ihrer Kirche aneignen könnte, ohne von den Irrtümern anderer angezogen zu werden. Was tut sich also hier der Diakonissin für ein weites Feld auf, zumal wenn sie nicht vergißt, daß über all' dem Studium jenes erste und segensreichere steht, nämlich das Bibelstudium, vermöge dessen die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments ihr liebstes Paradies auf Erden und ihr Erntefeld heiliger Erkenntnis ist und bleibt. Bei einem solchen Blick auf das, was es zu lernen gibt, sieht man wohl, daß es nicht leicht ein jämmerlicheres Ding geben kann als eine Diakonissin, die von alledem nichts will, nichts kennt, nichts lernt und nicht irgendwie Mittel findet, je nach dem Maße ihrer Gabe den Beruf zu erfüllen, auf dem Gebiete der Barmherzigkeit eine Lichtträgerin für andere zu werden.

74. Zur Bildung, welche eine Diakonissin haben soll, reichen jedoch Kenntnisse und Studium nicht hin, sondern es wird eine dem Studium entsprechende Ausbildung und Heiligung des Gemütes verlangt. Alle Kenntnisse, welche ihren Einfluß auf das innere Leben des Menschen

nicht üben, sind nur wie eine Tünche über einem modernden Grabe; sie wurzeln nicht unter sich, sie wachsen nicht über sich und bringen keinerlei Frucht, wenn nicht innerlich das Herz den ersten empfänglichen Boden gewährt, von fleischlichen Dingen frei und mit göttlicher Kraft erfüllt wird. Was in der römischen Kirche zu einem dreifachen Gelübde geworden ist, soll in dem innern Wachstum einer Diakonissenseele zum dreifach guten freien Willen werden. Nicht um eines Gelübdes oder Gesetzes und Zwanges willen, aber durch den Trieb des heiligen Geistes soll die Diakonissin, frei und unbefangen von geschlechtlichen Dingen, nicht bezaubert von irdischem Besitz, keinerlei Bedürfnissen untertan, die in Wahrheit keine Bedürfnisse genannt werden können, in fröhlicher Demut und Aufgabe des eigenen Willens sich der Ausführung der heiligen Gedanken und Werke widmen, welche sie erkannt und sich vorgenommen hat. Wer eine starke Hand begehrt und einen treuen, aufopfernden Willen, der sorge vor allem für ein reines Herz, und lasse sich ja nicht dünken, für den Beruf gebildet zu sein, solange das Herz und das Innere nicht gründlich und treu das Ziel des Lernens im Willen und Gebet erfaßt hat.

75. Hat man sich die Ideen und Kenntnisse angeeignet und ist der reine, treue, kräftige Wille zum Guten vorhanden, so fehlt ein drittes, was man wohl mit dem Namen Praxis oder Geschick bezeichnen kann. Die rechte Diakonissin faßt alle Diakonissenwerke ins Auge, erforscht, prüft und erprobt in Gemeinschaft mit ihren Leitern und Leiterinnen ihre Begabung für jedes einzelne, sucht sich insonderheit auf die Seiten hin auszubilden, wo ihre Gaben liegen, braucht aber auch heilige Zucht und Strenge gegen sich, sich in denjenigen Dingen auszubilden, rücksichtlich welcher es ihr schwer wird, Erfolg zu erringen; sie stärkt durch anhaltenden Fleiß der Übung ihre schwachen Seiten, erläßt sich nichts, was der Herr befiehlt, und verzeiht sich nichts, was ihr für ihren Beruf mangelt. Allerdings kann auch diese Arbeit der Stärkung und Erziehung schwacher Seiten und Gaben ins Abgeschmackte geben; es kann eine Diakonissin zu irgend einem Diakonissenberufe vielleicht gar keine Gabe haben, von allem Fleiße eben deshalb loszusprechen sein, und dennoch unverständiger Weise gerade auf diese Seite hin all ihre Sehnsucht und ihren Fleiß hinkehren. Dafür hat sie dann aber auch ihre Pfleger und Pflegerinnen, Leiter und Leiterinnen, die sich ohne Furcht vor ihrem Unmut die Mühe nicht werden verdrießen lassen, ihr zu widerstreben und sie dahin zu drängen, wo ihre Begabung ihr vielleicht eine Menge von Wirksamkeit öffnet. Abgesehen aber von der bornierten Abgeschmacktheit unbegabter Leute bleibt es doch immer eine unerläßliche Pflicht und heilige Regel eines jeden Christenmenschen, anspruchslos und bescheiden, aber auch treu und beständig die schwache Seite zu pflegen und nach möglicher Vielseitigkeit und Vollendung der Ausbildung zu ringen.

76. Es versteht sich von selber, daß bei einer solchen Ausbildung das Geschick und Gewandtheit in dem gewöhnlichen weiblichen Beruf von einer jeden Diakonissin zu fordern ist. Es wird Ausnahmen geben bis ans Ende der Tage, Regel aber wird es immer bleiben,

daß die Ausbildung und das Geschick der Diakonissin in den Dingen des gewöhnlichen Haushaltes mustermäßig sein sollte. Was jede Magd kann und leistet, soll die Diakonissin in adeliger Weise können und auszuüben verstehen; durch die edle Art und Anmut, mit welcher sie alles tut, soll sie andern die Einsicht erleichtern, wie sehr sich alle Berufsgeschäfte eines jeden Menschen, auch eines jeden Weibes zu priesterlichen Werken machen lassen. Es wird daher zum Ideal einer jeden Diakonissin immerhin gehören, daß sie vom Stall und Felde, von der Waschküche und Küche bis zur Lehre und Seelsorge hinauf alles und jedes verstehe, zwischen den höchsten und niedrigsten Beschäftigungen vielleicht einen Wechsel des Gewandes, niemals aber einen Wechsel des Sinnes vornehme, und jedermann wird begreifen, daß ein Mädchen, die mit ihrem Geiste in den Regionen der edelsten Bildung, mit ihrem Gemüte im Heiligtum, mit ihrem praktischen Verstande, mit ihren Händen und Füßen im weiblichen Berufe überall daheim ist, es weiter gebracht hat nicht bloß als die renommierte Dichterin und Malerin, sondern auch als die edle Nonne, welcher der Flug zur ewigen Heimat ein gewohnter Weg geworden ist, die aber auf Erden weder durch Werk noch durch Tat fähig ist, den Segen ihres inneren Lebens über andere auszuschütten.

77. Wenn man sich die tüchtigste zu ihrem Beruf ausgebildete Diakonissin denkt, und dieselbe ginge nun einsam hinaus, den Beruf auszuüben, was würden alle ihre Gaben nützen und all ihre Weisheit, wenn sie wirklich deren hätte, sie, die nicht einsähe, daß eine Diakonissin ohne Gemeinschaft und Verbindung eigentlich keine Diakonissin ist? Das liegt im ganzen Beruf der Diakonissin eingeschlossen, daß sie innerlich und äußerlich vereint mit allen denen ihre Wege gehe, die gleiches Ziel vor Augen haben und von gleicher Absicht getrieben sind. Es ist ja nicht die Rede davon, daß irgend eine einzelne Seele zur Übung der Barmherzigkeit angeleitet werden soll, sondern nach der Zeiten Art soll gegenwärtig das Diakonissentum als eine heilige Macht eintreten, die das Größte ins Auge fasse, was sich Frauen erwählen können: Dienst aus Liebe, und zwar einen solchen Dienst, durch welchen auch andere zu gleichem Gang erweckt werden können.

Da die Diakonissin des 19. Jahrhunderts wenigstens bis jetzt im alten Sinne des Wortes keine Gemeindediakonissin ist, nicht als eine Frucht der bestehenden Gemeinden angesehen werden kann, so soll sie in weiblicher Weise dem männlichen Amte des Heiligen Geistes helfen, Gemeinden, wenn es möglich ist, herzustellen, die alten bestehenden Gemeinden zur Liebe Christi zu entzünden, da, wo es nötig ist, auf noch jungfräulichem Boden bessere Gemeinden zu gründen, als da sind. Damit arbeitet sie dann der höchsten Stufe des eigenen Berufes am besten vor; denn wenn es gelänge, rechte Gemeinden herzustellen, so würde auch die Gemeindediakonissin nicht fehlen; es käme dann das edelste Amt, das Frauen führen können, wieder empor, der Diakonissendienst an den Gemeinden selber. — Schon diese Aufgabe zu lösen bedarf es vieler und vereinter Kräfte; aber

die Diakonissin hat noch eine andere Aufgabe; sie hat nämlich ihr Amt und ihren Beruf der nachfolgenden Zeit zu überliefern. Es ist gar nicht recht, daß irgendeinmal das Amt der Diakonissin ausgestorben ist; so sollte es auch gegenwärtig nicht wieder erweckt werden, um dann aufs neue unterzugehen, sondern was der Herr und seine heiligen Apostel der Kirche als bleibendes Institut zu übergeben vermeinten, das sollte nun wieder auf-
erstehen, um nimmer wieder unterzugehen. Was wird es aber helfen, wenn nun eine kleine Weile Diakonissen arbeiten hie und da, und doch die Be-
geisterung und mächtige Liebe sie nicht hebt und vereint, die es allein be-
wirken kann, daß andere von gleichem Sinne entzündet werden? Die luther-
ische Kirche weiß bereits drei Jahrhunderte, daß Diakonen und Diakonissen
schriftmäßig sind; ebensolange redet sie von dem Segen, den sie bringen
könnten; warum hat sie denn doch weder Diakonen noch Diakonissen ge-
habt? Ohne Zweifel deshalb, weil die alte Diakonie als neue Schöpfung
hätte müssen auftreten, und jeder Anfang so schwer ist. Nun aber ist's an-
ders, der Anfang ist gemacht, das Lämplein der klugen Jungfrauen brennt;
der es entzündet hat, will es gehütet haben und genährt; Fleiß soll ange-
lehrt werden und kann auch angelehrt werden, daß Feuer und Schein der
guten Witwen und Jungfrauen auf Erden bleibe, bis der Herr kommt.
Auch dazu bedarf es nicht bloß einzelner Jüngerinnen Jesu, sondern ver-
einter Scharen, die das Werk der Barmherzigkeit als ein geistliches geistlich
treiben und andern nicht bloß die unversieglige Arbeit, sondern den regen
Geist zur Arbeit überliefern können. Der Beruf muß also so aufgefaßt
werden, daß man sich nicht bloß jedes Diakonissenwerkes annimmt, nicht
bloß überall und allezeit das Nötigste und Nützlichste vollbringt, sondern
daß immerzu die Idee des ganzen Dienstes sich klärt, das Verständnis jedes
einzelnen Werkes im Zusammenhang des Ganzen gefaßt wird und, wenn
man so sagen darf, eine Tradition heiliger Gedanken und heiliger Weis-
heit von einem Diakonissengeschlecht auf das andere überliefert werden
kann. Die Witwen und Jungfrauen der heiligen Diakonie sollen Stamm-
halterinnen eines Geschlechtes von Menschen sein, welches den lebendigen
Glauben und die glaubensvolle Liebe in seiner Mitte hat und pflegt. Daber
darf wohl die rechte Diakonissin die Sorge für ihre Nachkommen, d. h. die
künftigen Diakonissengeschlechter, als eine Hauptabsicht ihres ganzen Le-
bens fassen. Tut sie es nicht, so wird der Herr seinem Volke dennoch helfen;
sie aber wird dennoch große Verantwortung haben an seinem Tage. Dem
zu entfliehen und würdig zu werden, daß sie stehen könne vor dem Men-
schensohne, verleihe der Herr seinen Geist, seine Kraft und seine Weisheit.
Amen.

10.

Rede des Herrn Pfarrer Löhe
bei einer Schwestern-Einsegnung i. J. 1859

1872

Zur Feier dieser Stunde, meine geliebten Brüder und Schwestern, Söhne und Töchter, möchte ich eine Frage vorlegen, die ihr mitdenkend und mitthandelnd beantworten sollt; eine Frage, die ihr nicht erwartet habt, wie das so häufig bei Reden der Fall ist, daß man es ihrem Thema nicht ansieht, was für eine Absicht dabei ist. Wer hätte wohl daran gedacht, daß ich zu Ehren der beiden Diakonissen, die jetzt ausgesegnet worden, die Frage vorlege: Was ist für ein Unterschied im Leben des Heidentums und Christentums? Das sieht doch nicht aus, als ob eine Diakonissin, die ausgesegnet wird, etwas davon haben könnte; und doch bin ich der Meinung. Gebt eine Antwort darauf. Ich habe eine doppelte Antwort und ihr sollt beurteilen, welche von beiden die richtige ist, wie es der Gemeinde geziemt, die da richten soll das Wort, das ihr gesagt ist.

Ich sage im Sinne der alten Zeit, das ist der Unterschied, daß bei den Christen das ordentlich geworden ist, was bei den Heiden außerordentlich war. Der Satz bedarf der Erklärung. Das Außerordentliche findet sich auch bei den Heiden. Der Griffel der Geschichte hat uns große Taten aufgezeichnet, von denen die Jugend liest, und es gibt Menschen, die durch nichts mehr zum Guten anzureizen wissen als durch die Beispiele heidnischer Helden und weiser Männer.

Da hat man nun gesagt zur Zeit schwerer Verfolgungen: was bei den Heiden außerordentlich war, ist bei den Christen ordentlich geworden. Bei den Heiden gab es zuweilen einen Helden, die Christen aber sind alle Helden; alle sind bereit, in die offene Erde zu springen, jede Marter zu erdulden und sich für einen großen Gedanken aufzuopfern. Im Christentum sind sie alle Helden — ist das nicht eine Antwort, nicht etwas, das sich hören läßt, sonderlich wenn wir auf die Zeugenwolke schauen von Greisen und Männern und Jungfrauen und Kindern, die durch die Aufopferung ihres eigenen Lebens die neue Zeit herbeigebracht haben, Christo die Welt erobert und gemacht, daß die Könige der Erden vor Jesu die Knie beugten. Das ist eine Antwort, die sich hören läßt; aber ich habe eine zweite.

Man kann sagen, daß im Christentum das Außerordentliche ordentlich geworden ist, aber auch, daß das Ordentliche außerordentlich geworden ist, das Gewöhnliche ungewöhnlich, das Gemeine ungemain, das, was alle tun, umgewandelt zu eitel priesterlichem Werk und zum Opfer, das dem höchsten Gott dargebracht wird. Ich weise hin auf das Alte Testament. Da wird uns erzählt von einer Prophetin Debora. Was für eine Prophetin war das, und was hat sie für ein Lied gesungen mit dem Helden Barak. Aber auch von einer andern Debora wird uns gesagt, und wer ist die? Eine gewöhnliche Amme. Wo die Prophetin begraben ist, weiß ich nicht; aber die Stelle ist

von dem hl. Geist bezeichnet, wo die zweite Debora, die bienenfleißige Amme, begraben wurde, welche die edle Tochter, die dem Patriarchen und Propheten Jakob folgte, pflegte. Eine Klage-Liche steht dort — und der Griffel des hl. Geistes verkündet also den Ruhm einer Amme und macht auf solche Weise das Gewöhnliche ungewöhnlich.

Dem Herrn Jesus folgte, um auf das Neue Testament überzugehen, eine Anzahl von Frauen, deren Namen uns aufbewahrt sind. Könige sind verzessen, Kaiser in den Staub gefallen, und kein Mensch ist, der ihrer gedenkt; diese Frauennamen aber werden noch genannt. Wenig ist's, was wir von ihnen wissen, und was gesagt ist, scheint uns gering: daß sie aus ihrer Habe dem Menschensohne darbrachten, daß die eine Tarde ihm gab und die andern solch kleine Dienste ihm taten, die doch er vor allen verdient — aber weil das Gewöhnliche ungewöhnlich geworden, so sind diese Namen in dem Buche der Bücher verzeichnet.

Geradeso ist es auch in der Kirche, denn zu einem alttestamentlichen und neutestamentlichen geizt sich auch ein kirchliches Beispiel. Da ist eine Kömerin mit großem Vermögen. Das nimmt sie und erbaut ein Hospital und dient als Magd in diesem Hospital und trägt von der Gasse herein die Kranken, die Elenden, die Wunden und saugt die Wunden aus und verbindet sie und tut den Fremden, den Wildfremden, das Gewöhnliche, was jede Magd auch tun könnte, aber ihr Geschäft wird vom gewöhnlichen, Kleinen zum ungewöhnlichen, und unauslöschlich ist ihr Name in die Bücher eingezeichnet, die nicht verbrannt werden mit den andern, und es wird derselbe in alle Ewigkeit Licht von sich geben.

Von einem Servulus berichtet uns die Kirche, der an der Kathedrale zu Rom als Bettler gessen, allein er bettelt nicht für sich, sondern für andere Leute und weiß durch die Gaben, die er empfangen, den und jenen zu trösten. Ist das nicht gewöhnlich, zu betteln? — ja, aber es wird ungewöhnlich durch die Art und Weise, wie er's tut, und sein Name wird eingereicht nicht in die Geschichtsbücher dieser Welt, aber in den Kalender, damit die Kirche seines Todestages gedenkt, an dem er mit Halleluja verschieden. Bei Augsburg ist ein Ort — die Wellenburg —, dort lebte einst die hl. Radegunde. Wir kennen eine Königin Radegunde, von der uns die Geschichte sagt, aber diese Radegunde leuchtet höher und ihr Licht strahlt schöner, und was hat sie getan? Sie hat sich hin und her bewegt in ersparten freien Stunden zwischen dem Schloß, in dem sie wohnte, und dem Hospital. Anstatt die Freuden der Welt zu suchen, hat sie das Elend gesucht und ist zu den Kranken gegangen, einen Tag für den andern, bis die Wölfe sie zerrißen. Das ist eitel gewöhnlich und doch ungewöhnlich. Da habt ihr zwei Antworten auf eine Frage. Ich habe gesagt, es sei durch das Christentum das Ungewöhnliche gewöhnlich geworden und das Gewöhnliche ungewöhnlich durch den Geist und die Absicht und die Art und Weise, wie es geschieht. Welche von den beiden Antworten erkennt ihr als die richtige? Wählt einmal. Meines Erachtens ist eine so richtig als die andere, und wenn man das Christentum in seinen Wirkungen prüft, so hat die eine Be-

hauptung ihr Recht und die andere daneben. Es ist eine so richtig wie die andere, aber welche wohl die bessere, welche wohl die größere ist? Da weiß ich auf einen, der alle Dinge am besten weiß und am besten sagt, auf den, der einst kommen wird in seiner Herrlichkeit und der aus dem Leben der Zukunft und aus der Geschichte des Endes die Stunde beschrieben, in welcher alle Welt ihn sehen und vor ihm auferstanden sein wird, ich weise auf Christum Matth. 25, was spricht er da, indem er scheidet zwischen Schafen und Böden? Wen lobt er? Wen tadelt er? Wen heißt er kommen, um das Reich seines Vaters zu ererben? Ruft er die Helden her, die große Dinge ausgerichtet, die Könige mit ihren Kronen und die mit ihrem Schwerte dreingeschlagen haben und große Veränderungen hervorgebracht auf Erden? — Oder was tut er? Eitel Gewöhnliches nennt er und lobt dasselbe, von dem ich gesagt, das Christentum habe es ungewöhnlich gemacht. Er spricht: Ich bin hungrig gewesen usw. — Kommt herzu, ihr Gesegneten meines Vaters. Da wundern sich die Leute, denen er ruft, und sagen: Herr, wann haben wir dich gesehen? Er fragt also nach der Speise, nach dem Trank, nach der El- und Weinbeschierung — nach lauter so gewöhnlichen Dingen, von denen ich gesagt, daß durch seinen Geist sie ungewöhnlich geworden sind. Wie werden sich da wundern die Könige der Völker und die Böcke der Welt, und die sich einen Namen machten auf Erden, wenn sie leer ausgehen; dagegen aus dem Staube emporgehoben wird eine Radegunde, ein Servulus und eine Debora und alle Gerungen auferstehen, damit sie gekrönt werden vor ihrem großen Könige, der sie sich dann zur Seite stellen will. Ich meine, die Entscheidung ist gegeben, welches die größere Antwort ist, und ihr könnet davon überzeugt sein, oder überzeugt euch Matth. 25 nicht? Und wenn's euch überzeugt, stehen wir damit nicht mitten im Diakonissenberuf? Das weiß die Kirche und läßt darum ihre Töchter ein, nicht allein die niedrigen, sondern auch die Fürstinnen, daß sie lernen Gewöhnliches zum Ungewöhnlichen machen, sie neigt die Sinnen derer, die nach Großem streben, zum Kleinen, sie klatscht in die Hände, wenn eine Diakonissin sich schürzt zum hl. Berufe, — da muß der Redner eine Rede halten, auch wenn er nicht gewollt.

Tochter Elise, Du hast eine Sache übernommen, die so gering scheint, daß man denken könnte, sie sei gar nichts, daß man fragen könnte, ist das auch ein Diakonissenberuf, ist das etwas, das man nur nennen darf vor den Ohren dessen, der die Welt regiert? Wenn Du umsichtig und einsichtig, mütterlich und schwesterlich mit Reinigkeit und Keuschheit die behagliche Ruhe im Mutterhause herstellst — wie ist das so gewöhnlich und wird doch so ungewöhnlich. — Gott ist ein Gott der Ordnung: er hat die Sterne geordnet und alles nach seinen göttlichen Gedanken, und dieser Gott, der so große Dinge schafft, der eine Heilsordnung gestiftet, der sieht auf das Aleine, und wann Du tust, was Du sollst, so freut er sich und der Himmel lacht.

Tochter Luise, Du dienst den Kranken, hast gedient, und ich denk', mit Treuen; darum Du auch ins Mutterhaus gerufen worden bist, das Dir hiemit seine Anerkennung kundgibt. Tust Du nicht dasselbe fröhliche Werk,

von dem der Herr am Ende reden wird? Wenn der Herr kommen wird in seiner Herrlichkeit, so wird er auch nach der Krankenpflege fragen. Du weißt, wieviel Mühevoll'es, Schweres, Drückendes die Krankenpflege hat; aber wenn Du das Gewöhnliche tust in seinem Sinn mit aufopfernder, gottverlobter Seele, so wird Dein Werk eitel priesterlich und ungewöhnlich.

Der Geist der Freude und des hohen Friedens sei mit Euch, daß Ihr unbeweglich, unbeirrt von rechts und links, tut das Kleine und schaut auf das Kleine, wie auch er tut, der die Diakonissin aufhebt aus dem Staube, wenn sie in Demut gedient und treu geblieben ist bis zu seiner Stunde. Amen.

11.

An die Schwestern und Probeschwestern

1865

Friede sei mit Ihnen

Zu den Pflichten, welche ich als Rektor des Diakonissenhauses übernommen habe, gehört es auch, mich an den Visitationen der Diakonissenstationen zu beteiligen. Ich habe daher soviel als möglich die Gelegenheit wahrgenommen, welche mir meine Reisen darboten, um in diesem Stücke zu tun, was meines Amtes ist. Bei solchen Visitationen zeigte sich, wie es sich von selbst versteht, die Besonderheit einer jeden einzelnen Station, welche dann auch besprochen wurde. Es zeigte sich aber nicht bloß die Besonderheit der einzelnen Stationen, sondern man konnte auch unter den verschiedenen Stationen Vergleiche anstellen und das gemeinsame Gute oder Schlimme finden. Fast allenthalben, wo ich visitierte, war man mit den dienstlichen Leistungen der Schwestern und Probeschwestern zufrieden; ebenso konnte man das kirchliche Verhalten der Schwestern fast durchgehends loben und auch rücksichtlich des sittlichen Verhaltens wurde von den Umgebungen, unter denen sie leben, nur selten einmal eine Klage geführt, man könnte fast sagen, nie. Allein, die Umgebungen pflegen einen andern Maßstab anzulegen als den, welchen ein Visitor vom Mutterhause mitbringt, und ich darf schon gestehen, ja ich kann es nicht leugnen, daß ich gerade in betreff des letzten Punktes sehr oft recht schmerzlich überrascht wurde. Die Schwestern und Probeschwestern haben sämtlich im Mutterhause zu Neundettelsau den Kurs durchgemacht, und sie werden selbst nicht leugnen, daß sowohl dieser als die ganze Führung und Erziehung der Schwestern in Neundettelsau geeignet ist, eine Tochter auf den Standpunkt zu erheben, den eine Diakonissin einzunehmen hat. Da sollte man nun allerdings auch von einer jeden, die auswärts angestellt wird, hoffen können, daß sie diesen Standpunkt nicht bloß äußerlich, wodurch sie nur zur Heuchlerin würde, sondern vor allen Dingen innerlich bewahrte. In diesem Standpunkt, nicht in ihren Berufswerken, liegt der große Unterschied, welcher zwischen der Diakonissin und einem andern dienenden Frauenzimmer ist. Vergiß, o Dia-

konissin, den inneren Standpunkt und das Verhältnis, in welchem du zu deinen Berufswerken stehst, und du wirst bald merken und auch zu merken bekommen, daß zwischen dir und einer gewöhnlichen Lohndienerin kein Unterschied mehr ist. Was andere Dienerinnen in der ehelichen Absicht tun, ihren Unterhalt zu finden, das tut die Diakonissin im eigentlichsten Sinne Jesu zu Gefallen, aus Liebe zu ihm und zu denen, die er liebt. Der Blick auf Jesum leuchtet ihr Verstandnis für ihre Berufswerte, heiligt ihre berufliche Treue, erweckt ihre Kraft und ihren aufopfernden Fleiß. Sie dient dem Herrn in Einfachheit, ohne Nebenabsichten; das Bewußtsein, ihm zu dienen, ist ihr Lebensglück, das Gelingen ihrer Arbeit ihre Lebensfreude. Ihre Ehre ist es, von ihrem Dienste keinen Erdenlohn zu haben, und die Stille, in der sie arbeitet, ist ihr lieber als das gefährliche Lob und die schlüpfrige Anerkennung des Ehrgeizigen. Gern verborgen, eine Feindin aller Eitelkeit, eine Freundin der Armut und der Entfagung, opfert sie von ihren Lebenstagen einen nach dem andern in vergnügter Ruhe dem Bräutigam der Seelen, und sorgt nur um eines, daß ihr Opfer ohne Wandel sei und ihm gefalle. Ihr Charakter ist es, sich selbst von der Welt unbesiegt zu erhalten, alle ihre Werke dem Herrn darzubringen; sie ist, was alle Frauen sein sollen, eine Priesterin des Herrn, welche ohne Unterlaß geistliche Opfer darbringt.

Die Schwestern wissen, daß dies und alles andere, was man von einer Diakonisse soll sagen können, im Mutterhause zu Neuendettelsau in die drei Schlagwörter: Keuschheit, Armut und Gehorsam zusammengefaßt wird; die meisten unter ihnen wissen auch, daß man in der neuern Zeit notgedrungen zu den dreien ein viertes, die Friedfertigkeit gesetzt hat. Es wissen auch alle, in welchem Sinne diese Worte genommen werden, daß nicht die römische, sondern die evangelische Auffassung gilt, daß also ihren Seelen kein Joch über den Hals geworfen wird, wohl aber Ziele vor Augen gestellt werden, die ein jedes Christenherz, sonderlich aber Diakonissen mit einer größeren Macht anziehen sollen, als mit welcher der Magnet das Eisen anzieht. Die vier Worte sollten ein frommes Herz entzücken wie eine Summa aller Heiligkeit und Heiligung, sie sollten niemals im Tone des Vorwurfs in die Seele einer Schwester dringen, niemals zum strafenden Gesetze werden. So sollte es sein, aber so ist es leider bei den meisten nicht, und das eben ist der Visitationsjammer, den ich so oft zu erfahren habe.

Wenn mir die werthen Schwestern erlauben, will ich diesen meinen Jammer etwas mehr ausführen, ihn in Klagen ergießen, nicht um zu klagen, sondern um eine Prüfungstafel für Diakonissen zu liefern, die Buße wirken und die Abwege und Fehlritte zeigen könne, vor welchen sich rechte Diakonissen hüten sollen.

Dein erstes Schlagwort, o Diakonissin heißt: Keuschheit, nicht eheliche Keuschheit, sondern jungfräuliche Keuschheit. Das große Kapitel der Diakonissin ist das 7. im 1. Brief an die Korinther. Die Diakonissin dient nicht dem eigenen Manne, den eigenen Kindern, sondern den Fremden; nicht das Familienleben hat sie sich erkoren, sondern den Dienst in der Gemeinde, sie

wandelt unter den Verlassenen und Unglücklichen, unter den Schwachen und Hilflosen, ihre Erdenheimat ist bei den Verlassenen und Hilflosen. Nicht bloß begehrt sie keine andere, sondern sie findet sich überall weniger daheim als im Dienst des Elends. Sie liebäugelt nicht mit dem Familienleben, sie sehnt sich nach keinem eigenen Mann, nicht nach eigenen Kindern, sie ist eine Feindin auch der unbestimmten weiblichen Wehmut und Sehnsucht; sie betet und ringt mit aller Kraft, um die Herrlichkeit des jungfräulichen Lebens und Dienens zu fassen; sie hat kein Gelübde getan, ehelos zu bleiben; sie hält ihren Voratz des jungfräulichen Lebens ohne den Stecken und Stab eines Gelübdes aufrecht, solange es dem Herrn gefällt; wenn es dem Herrn besser gefiele, daß sie in die Ehe träte, täte sie es ihm zulieb auch; aber sie sucht's nicht und sehnt sich nicht danach, sie ist fertig mit sich selber und bildet sich nicht ein, daß ein Weib ihren Lebensberuf verabsäume, wenn sie nicht ehelich wird. Sie kann mit jedem Manne, wenn es ihr Beruf erheischt, reden und umgehen, ohne ihre Ruhe zu verlieren, aber sie sucht den männlichen Umgang nicht; sie findet es natürlich, daß Jungfrauen mit ihresgleichen, Diakonissen mit Diakonissen umgehen. Auch sie weiß, daß ein Mensch nicht gleich gerne mit allen Menschen umgeht und daß die Freundschaft kein leerer Name ist; aber sie weiß auch, daß es höhere Güter gibt als die Freundschaft, ihr Dienst ist ihr lieber als der süße Umgang mit den geliebteren Schwestern; mit welchen Schwestern sie gerade zu arbeiten hat, mit denen ist sie vergnügt, trägt gern ihre Last und verschont sie mit ihrer eigenen soviel als möglich; sie braucht keinen Umgang als den mit den Unglücklichen, denen sie dienen soll, und mit ihren mitarbeitenden Schwestern. Der Altar, das Haus des Herrn, die Übung der Gottseligkeit mit der Gemeinde, und der Segen der Gnadenmittel füllen ihr allen Mangel aus. So sollte es sein. O ist es denn so? Du bist eine Diakonissin und bist vielleicht voll Sehnsucht, ehelich zu werden; dein Herz, dein Auge schmachtet. Du bist nicht fertig mit deinen Lüsten; 1. Kor. 7 kannst du nicht mit Einsalt lesen, nicht verstehen, du mußt es deuten, damit die Ehe den Vorzug gewinne; du hörst lieber auf die Ansichten derer, die von der Jungfrauenschaft nichts halten und kein größeres Unglück für weibliche Wesen zu nennen wissen, als ohne Ehe alt werden zu sollen. Darum lockt dich jede Aussicht und jede Einbildung, die du dir selber machst. Wenn du meinst, es könnte irgendwer dich zum Weib begehren, so stirbt dein Herz für allen Dienst der Barmherzigkeit; du wirst eine nachlässige Diakonissin, sowie du nur vom Familienglück träumst. Oder wenn das nicht ist, wenn du allenfalls nicht mehr in der ersten Jugend stehst und vernünftigermaßen die Aussicht auf das Familienleben aufgegeben hast, so tändelst du doch noch lange innerlich und kannst zum Glücke der Einsalt nicht kommen, oder du glaubst vielleicht, gerade deswegen, weil du keine Aussicht mehr hast, den Umgang mit Männern suchen zu dürfen, dich ohne Vorwurf dem Wohlgefallen an demselben hingeben zu können; du hängst dich mit Verehrung an die Trefflichen unter dem männlichen Geschlechte, an Männer von hervorragenden Gaben, an Pfarrer, an deinen Pfarrer, lässest das Beichtver-

hältnis zu einem persönlichen werden, oder du willst mit Männern Freundschaft halten, Korrespondenzen führen. Vielleicht hat dir die Erfahrung gezeigt, daß dies alles nur Unruhe und Geistesplage erzeugt; aber du willst doch einen Ersatz dafür, du fängst an, Frauenfreundschaft zu suchen und zu pflegen, nach den Freuden der weiblichen Gesellschaft, der frommen, zu streben, gehst fleißig aus, wirst zu aller Welt Frau Base, kurz, du mußt immer einen Ersatz für die Geschlechtslust haben, dessen Geschmack dieser ähnelt, und hältst es für das größte Elend, so gar absterben zu sollen. Versteht sich, mit deiner eigenen Brautschaft gegen Jesum ist's nichts, du kennst ihn nicht, dein Gespräch mit ihm ist längst zur Formel geworden; dein Leben und deinen Beruf als Priesterdienst ansehen zu sollen, ist vergebliche Mahnung, du kannst's nicht glauben, daß es irgend einer deiner Schwestern damit ernst ist, es ist ja dir kein Ernst. Wärest du freilich sein, verstündest du etwas von dem Glück der Gottseligkeit und von der Freude, dem Allerhöchsten zu Gefallen zu leben, so wäre alles anders. Aber so hast du nur den Namen, daß du lebest und eine Diakonissin seist; aber du bist tot und trägst in deinem eigenen Zustand deine Strafe. Aber eine Weile wirst du vielleicht offenbar mit all deinem Nichts und man nimmt dir auch den Namen, den du trägst und läßt dich laufen, dann ist all deine Zeit und deine Mühe und deine Plage zu nichts geworden, hier zu nichts und dort desgleichen. Wäre es doch nicht so, und hättest du doch lieber eine jungfräuliche, gottverlobte Seele. So geht dir's eben, wie's geschrieben steht: „Wer sein Leben sucht, der wird's verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird's finden“. Laß mich hier gleich von dem zweiten Schlagwort, dem Gehorsam, reden. Gehorsam haben die Diakonissen zu aller Zeit sein müssen; man kann zwar auf eigene Faust wohlthätig sein; aber man kann nicht auf eigene Faust das Amt der Barmherzigkeit führen, denn jedes Amt setzt Beruf und Gehorsam voraus. Die Diakonissin der ersten Jahrhunderte war ihrem Bischof und ihren Presbytern zu Gehorsam verpflichtet; die des 19. Jahrhunderts muß ihrem Mutterhause gehorchen. Ohne Gehorsam keine Diakonissin. Der Gehorsam der Diakonissin unserer Tage ist aber freilich ein anderer als der Gehorsam der Diakonissin in den ersten Zeiten. Es ist einfacher und leichter, daß eine Gemeindediakonissin ihrem Bischof oder Presbyter gehorche, als den Gehorsam des Organismus zu leisten, in welchem unsere heutigen Diakonissen stehen und stehen müssen. Die alte Diakonisse verließ die heimatliche Gemeinde nicht, von Ortswechsel konnte nur wenig oder nicht die Rede sein, und schon damit fiel ein großer Teil der Schwierigkeit weg, welche die Diakonissin der neuen Zeit überwinden muß, um Gehorsam zu leisten. Die Diakonissin der alten Zeit war entweder eine einsame Witwe oder eine gottverlobte Jungfrau, an beide machte die Familie keine Ansprüche; während sich an die protestantische Diakonissin der neuen Zeit die Familienbände anhängen, Väter und Mütter der Diakonissen selten begreifen, daß ihre Ansprüche auf Gehorsam beim Eintritt der Tochter ins Amt der Diakonissin ebenso erlöschen müssen, als wenn sie von einem Manne heimgeführt wird. Ein Mutterhaus der neuen Zeit sendet seine Angehörigen über weite Länder:

strecken hin und übernimmt die Leitung derselben und die Verantwortung ihres Tuns. Das Interesse ebensowohl der Orte, wohin Diakonissen gesendet werden, als der Diakonissen selber erheischt Wechsel, ganz abgesehen von den Ortsveränderungen, welche durch Krankheiten und eintretende Schwachheit herbeigeführt werden. In einem Diakonissenchor ist deswegen immerwährende Bewegung, deren das Mutterhaus Meister sein und bleiben muß. Ein solches Regiment bietet außerordentliche Schwierigkeiten; denn es soll ja wohl regiert werden. Man setze sich nur einmal in die Stelle der Oberin eines solchen Mutterhauses und denke sich, daß die Diakonissen, die regiert werden sollen, mehr von ihren Familien abhängen und innerlich an ihnen hängen, als der Geist und Sinn eines Mutterhauses gestattet. Bei einer jeden Verwendung einer Diakonissin muß vor allem die Frage gelöst werden, ob die Eltern und Verwandten nicht Einsprache tun werden, ob es der Tochter nicht eine innere Unmöglichkeit sein werde, zu gehorchen, ob, auch wenn sie sich verwenden läßt, nicht an der inwendigen Abneigung ihrer Seele alles Gelingen der Aufgabe scheitern wird, kurz, da ist von reinem Gehorsam gar keine Rede; es sind keine Jungfrauen vorhanden, die gehorchen können und wollen, das Diakonissentum ist von den Diakonissen und ihren Angehörigen selbst nicht begriffen, und die protestantischen Mutterhäuser haben zu den Ihrigen noch lange die Stellung nicht, die ein römisches Mutterhaus zu seinen Angehörigen hat. Es kann vorkommen, daß Eltern mit den Mutterhäusern markten: „Meine Tochter darf Diakonissin werden, aber wenn ich sie wieder haben kann zu der Zeit, da ich sie selbst brauche; das setze ich voraus, das behalt ich mir als Recht vor.“ Will ein Mutterhaus dagegen geltend machen, daß man eine solche Verbindlichkeit nicht eingehen könne, weil man sie möglicherweise nicht würde halten können, daß man zwar bereit sei, im gegebenen Falle alle Billigkeit und Rücksicht walten zu lassen, daß aber auch durch das Eingehen einer strengen Verbindlichkeit dieser Art alle freie Bewegung des Hauses gehemmt, die Aufgabe eines Mutterhauses unmöglich gemacht werde, so wird das nicht beachtet; oft die besten, zum Amte tauglichsten Töchter müssen zurücktreten und der notwendige einfache Gehorsam wird auf einen bedingten reduziert, der die Ausbildung des Diakonissentums an der Wurzel verletzt. Und dabei bleibt es nicht einmal. Aus dem Zusammenhang mit der Familie fließen tausend und abertausend Hindernisse des Gehorsams.

Nicht bloß die Eltern, auch die Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten, bloße Bekannte, Jugendfreundinnen, alle möglichen Rücksichten dringen durch die Bresche ein, welche die Eltern geschossen haben, so daß ein Mutterhaus bei einer jeden Diakonissin ein Register der Rücksichten auf Verhältnisse anlegen dürfte und eine große Summe von Ausnahmeständen und Ausnahmefällen die Grenzen einer Gemeinschaft durchbrechen, die nach Statut und Regel leben soll. Das Mutterhaus Neuendettelsau bindet seine Diakonissen gar nicht, sie können jederzeit austreten, ohne daß das Mutterhaus über die Gründe des Austritts richtet, es kann sich im gegebenen Falle eine jede durch den Austritt helfen, und man sollte daher we-

nigstens bis zum Austritt innerhalb der Statuten den einfachsten Gehorsam fordern können; aber nein, die Schwestern wollen nicht austreten, Ausnahmestellungen wollen sie und eine jede für sich durch Separatvertrag dem Mutterhause Grenzen setzen und sich Privilegien erwerben, kurz der Eigenwille und Eigensinn will die Statuten auslegen; man will schon gehorchen, aber, versteht sich, nicht weiter, als der Gehorsam mit dem eigenen Willen zusammentrifft. „Tochter, willst du den oder den Beruf annehmen?“ fragt der Vorstand, da sinken der Tochter die Mienen, die Tränen treten in die Augen, sie antwortet: „Ich gebe, wohin man mich schickt.“ So geht sie denn mit Resignation und tränenvoll den Weg; aber von einem freudigen Gehorsam ist keine Rede, und das merkt die Tochter nicht, daß jede Bindung des Eigenwillens eine Einladung zur wahren Freiheit ist; sie würdigt die große Wahrheit nicht, daß der Mensch durch Aufgebung seines eigenen Willens und Eingehen in den untadeligen Willen der Vorgesetzten zu jener seligen Willensstärke reift, für welche die dritte Bitte eine Lust ist und zu einem Lobgesang wird. Auch hier ist der Beweis geliefert, daß das Diakonissentum etwas sehr Gutes und Geistliches ist, weil es so völlig Hand in Hand mit dem Vollendungsgang des Christen geht. Nicht jede wahre Christin ist auch eine rechte Diakonissin, gewiß aber wird man sagen können, daß eine rechte Diakonissin eine wahre Christin ist, sie tötet alle Tage in ihrem Eigenwillen den alten Adam und erweckt den neuen, indem sie Gehorsam leistet.

Dem zweiterwähnten Schlagwort der Diakonissen, dem Gehorsam nah verwandt, ist die Friedfertigkeit. „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens“; so lesen wir 1. Kor. 14, 33. Unordnung steht hier dem Frieden gegenüber, der Friede aber ist mit der Ordnung verknüpft; es ist nirgends rechter Friede, wo nicht Ordnung ist, Ordnung aber besteht in Übers, Beis und Unterordnung. Wer Frieden haben will, muß die Ordnung halten, und wer die Ordnung halten will, muß sich übers, beis und unterordnen können und wollen, freudig wollen, und das alles hängt auch mit fröhlichem Gehorsam zusammen. Schöne Lehre; aber wer achtet ihrer? „Suchet den Frieden und jaget ihm nach.“ Oft versteckt sich der Friede, da soll man ihn suchen; und zuweilen will er davonlaufen wie ein kostbares Wild, dann soll man ihm nachjagen wie ein Jäger, denn er ist aller Mühe, alles Fleißes und aller Anstrengung wert. Die Schwestern aber? Sie suchen und jagen nicht; wenn er von selbst zu ihnen kommt mit seiner süßen Gewalt, so ist's gut; wenn er aber davongeht, gibt's wohl Trotz und Eigensinn, Fleiß aber und Sehnsucht findet sich selten. Wenn eine sagen würde, ich will den Frieden nicht bloß wie ein Jäger suchen, sondern wie im Hoheliede die Braut den verlorenen Bräutigam sucht, so könnte man's billigen, so hoch es gegeben wäre; aber solche Übertreibungen kommen bei uns nicht vor. Der Friede macht den Schwestern zwar viele Mühe; aber sie bringen ihn nicht zustande, und es ist eigentlich gar nicht der Friede, der die Mühe macht, sondern der Unfriede, der Mangel an jenem edlen Sinn, sich in Demut übers, beis und unterzuordnen und die selige Ordnung zu bauen;

sie können nichts leiden, was sie sich einander tun, ja sie können sich selber nicht leiden, nicht tragen, sie kommen nicht aus, eine jede will von der andern recht hochgestellt und geliebt sein, all ihr Wille soll geschehen, dann ist Friede. Aber ein misrätener Blick, ein verunglücktes Wort, ein trübes Gesicht reicht hin, den Frieden zu stören, und wer stellt ihn da wieder her? O der unheilvollen Empfindlichkeit! Wenn einige Schwestern zusammen an einem Posten stehen, und es wäre gesetztenfalles dem Direktorium die Zusammenstellung der Personen nicht geraten, so wäre es eine köstliche Aufgabe für die Schwestern, in bewusster Vereinigung Ordnung und Frieden unter sich herzustellen und zu halten, sie würden sich lieben lernen, sogar Antipathien würden überwunden und in Zuneigung verwandelt werden, wenn sie den göttlichen Beruf erkennen würden, den Frieden unter sich hoch aufgerichtet zu halten. Was für ein heiliges Diakonissenkapitel, in welchem alle Glieder nicht auf dem Wege des Rechthabens, Richtens und Rechtens, sondern des freudigen Nachgebens, Vergebens und Hingebens die Ordnung und damit den Frieden zu pflegen verstünden. Winkt euch denn eine solche Aufgabe nicht wie ein himmlisches Ziel, wie ein Kleinod eurer Laufbahn? O wie muß man sich schämen, wenn so ein mildes Licht des Friedens nicht mehr anzieht als die elenden Ziele und Zwecke der Selbstsucht! Und wie muß man die Diakonissen bedauern, die dem Worte des Friedens ungehorsam sind! O ihr seid keine Diakonissen Jesu, wenn ihr nicht Frieden untereinander haltet; Jesus ist ein König des Friedens, Friede ist im Himmel, Friede von seinetwegen auf Erden; unter den Seinen muß Friede sein.

Die drei Schlagwörter Keuschheit, Gehorsam und Friede schlagen hofentlich an die Herzen der Schwestern und pochen die Gewissen wach; aber auch das vierte darf nicht überhört werden; es ist ein ebenbürtiges, nicht minder herrliches Wort, Diakonissen sollen arm sein. Sind sie es denn? Wenn sie's nur innerlich wären und ihre Herzen nicht am Besitz, am Vermögen und an den Bedürfnissen hingen! Zufriedene, bedürfnislose Diakonissenherzen würden ein solches Licht verbreiten, daß man die Hülle und Fülle, die eine Diakonissin etwa umgäbe, zu übersehen geneigt würde. Aber nein, es wäre ein Widerspruch; eine Dienerin der Barmherzigkeit mit einem bedürfnislosen Herzen in der Brust wird die Hülle und Fülle um sich her nicht dulden können, zumal wenn sie auf allen Tritten und Schritten das Elend und Unglück des Nächsten anstarrt. Oder ist's nicht so? Denk dir einmal, was ich sagen will. Der Eisenbahnzug oder der Omnibus hält, das Gepäck wird abgeladen, da steht eine Diakonissin mit einem langen Gepäckzettel; sie hat da Kranken- oder Armenpflege übernommen und hat sich deswegen einige Koffer und einige Reisefäcke voll Bedürfnisse mitgenommen, nicht voll Bedürfnisse der Kranken, sondern voll eigener. Was für einen Begriff werden sich die Leute von einer Diakonissin, von einer Dienerin der Barmherzigkeit machen? Sie kommt in ihrem Zimmer an, sie packt aus, sie legt aus, wie eine Krämerin, sie hat kein Geschmeide, nicht Kette, nicht Spangen, nicht Kettlein, nicht Glitter, denn das leidet das Mutterhaus nicht; aber sie hat dennoch genug, was an Jes. 3, 18 ff. er-

innert, an die Schuhe, die Hauben, die Schnürlein, die Bisamäpfel, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Beutel usw. Wie viel Bedürfnisse hat diese Tochter, deren viertes Schlagwort Armut heißt, freudige, fröhliche Armut! Ob wohl die „kleinen Schwestern der Armen“, von denen man im vorigen Semester vorgetragen hat, wenn sie auf ihre Stationen reisen, auch so aufgezogen kommen? Ich mag ja freilich den Jynismus nicht; aber es gibt eine edle Armut und ein edles Studium der Freiheit von Bedürfnissen, und sie sollten nicht bloß zur Aufgabe, sondern auch zum Glück der Diakonissin gehören. Ein Visitator männlichen Geschlechtes wird nicht mit scharfem Auge auf die Kleidung und Umgebung der Diakonissin sehen, das überläßt er der visitierenden Oberin; aber doch auch sein blödes Männerauge wird, wie Schmutz und Schlamperei, so Luxus und Eitelkeit finden und sein Mund darob den Tadel sprechen. Die höchste Reinlichkeit und innerhalb der Armut die schönste Zier und Nettigkeit ziemt der Diakonissin, von Luxus und Modetand aber muß, wie ihr Herz, so ihr Zimmer und alles, was um sie und an ihr ist, frei sein — ohne Zweifel eine geringe Forderung, und doch wird sie nicht geleistet — und unsere Schwestern sind nicht frei von Lust und Liebe zum Besitz, auch zum kleinen und geringen. — Eine Diakonissin soll keine Geschenke nehmen; aber wie oft kommen, trotz der Satzung, Anfragen, ob man nicht dies oder jenes Geschenk nehmen dürfe. Begegnet nun das Geschenk einem wirklich vorhandenen Bedürfnis der armen Diakonissin, so nimmt vielleicht das Diakonissenhaus das Geschenk an und schenkt's der Diakonissin wieder; aber wenn nun das Geschenk ein Luxus, ein Modeartikel, Überschuß, Unnötiges ist, was dann? Da sollte die Diakonissin gar nicht fragen, noch weniger aber sollte sie dergleichen Dinge ungefragt annehmen, und doch kommt auch dies vor, so daß sie sätzungswidrig eigentlich den Ballast ihres Schiffes häuft und sich der eitlen Dinge freut, von denen sie längst frei sein sollte. O Eitelkeit der Diakonissin, eitle Freude am eitlen Besitz! Aber nicht das allein ist zu tadeln, wenn man von Diakonissenarmut redet, sondern es liegt noch eine schwerere Aufgabe zu besprechen vor, deren Vernachlässigung dem Diakonissentum tieferen Schaden bringt. Eine Diakonissin von kleinlicher Freude an modischem luxuriösem Kram und Kleidertand schlägt ihrem vierten Schlagwort ins Angesicht; ist es aber nicht ebensowohl ein Widerspruch, eine arme Diakonissin und doch eine reiche Tochter ihres Vaterhauses sein zu wollen? Wir wissen wohl, daß die Diakonissin in Vermögenssachen von ihren Eltern abhängt, und wie die Sachen liegen, kann man's mehr als entschuldigen, wenn ein Vater seine Tochter im vollen Sinne Diakonissin werden läßt, aber die Hand über ihrem Vermögen hält. Ist doch keine Diakonissin an das Diakonissentum gebunden, jede kann austreten, sobald sie will, kann heiraten oder ledig bleiben, ohne Diakonissin zu sein. Blicke sie sicher Diakonissin, so wäre sie auch für die alten Tage versorgt; wenn aber nicht, wenn sie es vorzöge ledig zu bleiben, ohne Diakonissin zu sein, oder wenn sie in die Ehe treten wollte? In beiden Fällen bedürfte sie ihres Vermögens, und weil es so ist, hält ein weiser Vater seine Hand über dem Vermögen seiner Toch-

ter. Wie soll sich aber dann die Tochter halten? Fürs erste soll sie leben, wie alle ihre Schwestern, mit ihrem Salar auskommen und arm sein. Nimmt sie Interessen ihres Vermögens ein, so soll sie kein Salar nehmen oder noch besser, so soll sie so viel, als ihr Salar beträgt, ihrem Mutterhaus geben, ohne von demselbigen mehr als das gewöhnliche Salar zu beanspruchen. Übersteigen ihre Interessen das Salar, so soll sie den Überschuß ihrem Diakonissenfonds schenken und denselben mächtig machen helfen, je länger, je mehr armen Diakonissen beizustehen. Wenn eine Diakonissin sich anders verhält, auch wenn sie ihre Interessen zu ihrem Kapitale schlüge und also in der Gegenwart als arme Diakonissin lebte, so würde es ihr mit der Armut kein rechter Ernst sein, auch nicht mit dem Diakonissentum, und sie würde den Geruch der Selbstsucht und des Geizes schwerlich vermeiden können. — Es läßt sich nun aber auch der Fall denken, daß eine Diakonissin im eigenen Besitz ihres elterlichen Vermögens ist, wie soll sie es dann halten? Solange bei ihr die Ehelosigkeit nicht zum Entschluß geworden ist oder sie noch in einem Alter ist, in welchem sie desfallsigen Entschlüssen nicht trauen darf, wird es am weisesten sein, wenn sie sich so verhält, als hielte ein weiser Vater, wie oben gesagt, seine Hand über ihrem Vermögen. Sie lebe arm, sie spare ihre Interessen nicht, sondern verwende dieselben, ihr Mutterhaus und dessen Diakonissenfonds groß zu machen. Ist sie aber fest entschlossen, ehelos und Diakonissin zu bleiben, und dazu alt und reif genug für solche Entschlüsse, so wird es ohne Zweifel das richtige sein, wie ihre Person, so auch ihr Vermögen ihrem Mutterhaus und dessen Diakonissenfonds zu überlassen, da ja beide auch für ihr eigenes Leben, Kranken und Sterben einzustehen haben. Würde eine Diakonissin so nicht handeln, so würde es ein Zeichen sein, daß sie nicht lauter am Diakonissentum hängt, oder daß sie der guten Sache des Diakonissenwesens selbst nicht traut; wer Vertrauen hat, ergibt sich ohne Rückhalt. Im schlimmsten Falle, wenn alles unterginge, würde eine Diakonissin, die arm sein gelernt hat und ihrem Berufe treulich vorstand, auf die versorgende Hand Gottes hoffen dürfen. Der Herr ist reich über alle, ohne Zweifel auch über diejenigen, welche alles, was sie sind und haben, an einen guten und heiligen Zweck zu setzen wagten.

Solange dieser Sinn und dies Verfahren im Chor der Diakonissen nicht durchgegriffen hat, ist es nicht voller Ernst mit dem Diakonissentum, und das Mutterhaus steht nicht fest. Für das Bestehen eines Mutterhauses kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Diakonissen selbst für ihre Aufgabe und ihren Beruf entflammt und von einem solchen Geist erfüllt sind, der sie mächtig macht, würdige Nachfolgerinnen zu erziehen. Ist es aber einem Diakonissenchor voller Ernst mit dem ihm vertrauten guten Werke, so müssen die Schlagwörter im Schwange gehen und das genannte vierte und dessen vollkommene Anerkennung und durchgreifende Gewalt muß dem Ganzen Siegel und Beglaubigung geben. Ein Mutterhaus, das auf Unterstützung von Bürgern und Bauern Anspruch macht und die Mittel, welche in seiner eigenen Macht liegen, nicht anwendet, die gute Sache

zu unterstützen, verdient weder Vertrauen noch Unterstützung, es hat die rechten Diakonissen nicht. Eine rechte Diakonissin ist nur, wer mit allem, was er ist und hat, dem guten Werke dient.

Es ist nicht nötig und wäre nicht schön, in dem ausgesprochenen Sinne das Verfahren unserer Schwestern zu beleuchten, zumal es nicht an solchen fehlt, denen es mit der Hingabe, Aufopferung und Armut voller Ernst ist. Mögen unsere Schwestern selbst die Anwendung auf sich machen.

Ich kann es bezeugen, daß ich diese Bemerkungen zu machen Anlaß namentlich in meinen Visitationen gefunden habe. Ich kann aber auch bezeugen, daß ich diese Bemerkungen nicht in einem verzweifelnden Sinne zu machen wagte; es wäre eine Torheit, zu glauben, daß alle Diakonissen von Dettelsau im Sinne der Schlagwörter sich werden ausbilden lassen; es werden gewiß viele wie faule, wurmstichige Äpfel vom Baume des Diakonissentums abfallen; der Herr aber, der bisher so manche Diakonissin unter Sonnenschein und Regen hat reifen lassen, wird auch fernerhin vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen und auch diesem Briefe verleihen, zum guten Ziele mitzuwirken. Nehmen Sie mein Wort mit Sanftmut auf, prüfen Sie es und befolgen Sie alles, was Sie als recht und gut erkennen. Der Geist unsers Herrn leite Sie in alle Wahrheit und in alle Tugend und fördere das Werk Ihrer Hände.

12.

Zur Selbstprüfung der Probeschwestern

1865/73

1. Du willst in den Chor der Diakonissen eintreten. Hast du überlegt, was das für ein Wechsel ist? Du verlässest deines Vaters Haus und den reichen Schoß der Familie und wirst ein Glied einer Genossenschaft, welche durch keine Bande des Fleisches, sondern durch die gemeinsame Absicht, dem Herrn Jesus in den Stellvertretern seines armen Erdenlebens zu dienen, eins geworden und verbunden ist.

2. Verstehst du denn das Geheimnis, den Deinen nach dem Fleische in herzlichen Treuen anzugehören und dennoch fern von ihnen zu sein, fröhlich deine Kräfte und deine Zeit nicht mehr der Familie, sondern dem armen Jesus zu heiligen?

3. Du denkst doch nicht, daß der Chor der Jungfrauen und Witwen, dem du betrittst, dir eine Liebe von der Art entgegenbringen werde, wie du sie von Vater und Mutter gewohnt bist; du hast doch überlegt, daß die Genossenschaft der Schwestern so weder lieben kann noch darf. Glaubst du denn an die Möglichkeit und an das Dasein einer andern Liebe, als die Familienliebe ist? Hast du ein Auge, sie zu finden, und ein Herz, sie zu verstehen, auch wenn sie sich in schwacher und mangelhafter Weise zu erkennen gibt?

4. Hältst du die Schwestern für Engel, die keine Mängel an sich tragen? Sie würden dich morgen enttäuschen. Es hat keine mehr Tugend und Heiligung, als ihr nach Abzug ihrer Fehler übrigbleibt. Kannst du denn Menschen achten und lieben, die du fehlen siehst, und mit Ehrfurcht denen entgegenkommen, die so vieles an sich haben, was nicht ehrwürdig ist? Kannst du's für gut und schön halten, dich von nun an solchen hinzugeben, die am Ende wie andere sein werden und durch nichts ausgezeichnet sind als durch den Beruf, den sie haben? Da frage dich wohl und überlege, damit du nicht hernachmals in Anfechtung fallest; denn der Feind der Seligkeit pflegt viele Seelen dadurch zu fällen, daß er die Heiligen und ihre Gemeinschaft in den Staub tritt.

5. Wer in eine Gemeinschaft von sündigen Menschen eintritt und selbst ein Sünder ist, der darf nicht vergessen, daß ihm ein jeder in der Gemeinschaft zu tragen geben wird und daß einer des andern Last wird tragen müssen, wenn das Gesetz der Liebe erfüllt werden soll. Kannst du dich einer solchen Mühe hingeben? Hältst du die Gemeinschaft der Schwestern so hoch und wert, daß du den Entschluß fassen kannst, solange du unter ihnen bist, alle und jede zu tragen und dich dabei willig von allen und jeden tragen zu lassen? Wirst du das können, in den unvollkommenen Abbildern der Braut des Herrn seine eigene Herrlichkeit zu erkennen und zu verehren? Nimm es nicht leicht; daher gehört Liebe stark wie der Tod und eine eberne ja diamantene Festigkeit, wenn nicht in täglichen inneren Aufregungen und äußern Reibungen deine Seele ermüden und den Entschluß bereuen soll, dem Chor dieser Schwestern beizutreten. Es ist gut Frieden halten, wenn der Friede in Kraft des heiligen Geistes über die Seele fällt und sie überwältigt. Etwas ganz anderes ist es, wenn sich der Friede verbergen oder wenn er wie ein aufgeschrecktes Reh über alle Berge davoneilen will, wenn man ihn suchen oder wenn man ihm gar nachjagen muß wie dem flüchtigen Wilde. Bedenke daran, daß die Schwestern den Frieden und die Friedfertigkeit zum Schlagwort haben und daß eine jede, die in den Chor der Schwestern eintreten will und Friedfertigkeit nicht für die erste Tugend hält und darnach strebt, nicht weiß, was sie tut, nicht zum Chor der Schwestern paßt, den Schlüssel zu ihrer Eingangspforte nicht besitzt, in den Schafstall ungerufen zum Fenster hineinsteigt und den Hirten der Schafe erzürnt und reizt. — Irre dich nicht, Gott läßt sein nicht spotten, er wird dir's unter die Augen stellen, wenn du Diakonissin werden willst und die hochmütige Eitelkeit und Selbstsucht lieber hast als die edle Friedfertigkeit der Kinder Gottes. Erwecke deine Seele zum heiligen Friedensentschluß, lege dich auf die Schwelle der Diakonissenpforte und laß alle Schwestern über dich hinweggehen und dich treten und gelobe dabei dem Herrn, die Schwestern auch so nicht bloß zu dulden, sondern auch zu lieben.

6. Suchst Du bei Deinem Eintritt in die Zahl der Diakonissen nichts anderes für Dich als einen edlen Weg, auf welchem Du der Vollkommenheit nachjagen könntest? Da irdischer Gewinn im Diakonissenberuf nicht zu machen ist, suchst Du nicht etwa geistigen Genuß? Und wenn Du vielleicht

dahin gekommen bist, das Ansehen vor der Welt gering zu achten, stehst Du nicht in Gefahr, innerhalb des Diakonissenberufs nach eitler Ehre, nach Stellung und Ansehen zu trachten? Sind Dir alle anderen Gedanken geschwunden und nur der eine geblieben, ich will dienen und nichts als dienen? Beseeligst Du Dich der geistlichen Armut und willst Dein Leben lang nichts anderes als eine Bettlerin sein und bleiben an der Gnadentür Jesu? Bildest Du Dir nichts ein auf die Gaben, die Dir Gott gegeben hat? Denkst Du nicht gering von den Schwestern, die weniger Gaben haben? Willst Du Deine Gaben nicht etwa für Dich besitzen, sondern damit dienen? Bedenke, nicht die Gaben, sondern die Treue macht angenehm vor Gott, und wenn Du selbst geringe Gaben besitzest, willst Du die nicht beneiden, die die Fülle haben?

Kannst Du verzichten auf sogenannte intime Freundschaften, die den freien, beiteren Gang einer Dienerin der Barmherzigkeit nur zu leicht hemmen? Bist Du vergnügt in der Freundschaft Jesu? Hängt Dein Herz nicht mehr an Hab und Gütern dieser Welt und bist Du entschlossen, aller Uppigkeit, Weichlichkeit und allem Überfluß zu entsagen und bedürfnislos einherzugehen, soviel Dir möglich ist? Bist Du noch anspruchsvoll und nicht gewillt, gerne hinter andern zurückzutreten?

7. Hast Du ein reines Herz und bist Du emsig bemüht, Dein Inwendiges von aller Befleckung rein zu halten? Vergiffest Du auch nicht der Reinigung Deiner vorigen Sünden? Hast Du das Aufrichtigkeitsgelübde bisher treulich gehalten und bist Du entschlossen, nun, da Du in den Kreis der Schwestern eintrittst, es damit doppelt ernst zu nehmen? Bist Du in geschlechtlichen Dingen frei und mit Dir fertig, oder wankt und schwankt Dein Herz noch hin und her? Es ist besser, Du greiffst nicht nach dem Diakonissenschleier, wenn Du nicht entschlossen bist, mit einer freien Seele Dich der Führung Gottes allein zu überlassen und nicht leichtfertig nach der Ehe zu greifen, wenn Dir Gott die Gabe der Jungfräulichkeit gegeben hat.

Erkennst Du den Beruf der Diakonissin, in welchen Du treten willst, als einen göttlichen Lebensberuf, mit welchem man kein frevles, leichtfertiges Spiel treiben darf? Kannst Du auch fernerhin die Satzungen Deines Mutterhauses über mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Männern fröhlich und mühelos halten, ohne daß Du etwas entbehren müßtest?

8. Erkennst Du nach der Schrift den Gehorsam als Grundtugend des Christen und bist Du entschlossen, denselben nicht bloß gegen Gott, sondern auch gegen Deine Oberen zu leisten, und zwar einen fröhlichen, mühelosen, pünktlichen Gehorsam? Bist Du entschlossen, aller Eigenmächtigkeit, eigenen Wünschen und Meinungen zu entsagen und auch dann fröhlich zu bleiben, wenn Dir etwas befohlen wird, dessen Absicht Dir nicht einleuchten sollte? Möchtest Du Dir auch aus der Gehorsamsleistung dann eine selige Übung machen, wenn Dir jemand eine Weisung gibt, der Dir zunächst nicht zu befehlen hat? Willst Du immer willig gehen, wohin man Dich sendet, und hast Du Mut und Lust, auch Schwierigkeiten in Gottes Kraft getrost zu überwinden?

9. Bist Du willig, Deine Junge im Zaum zu halten? Willst Du die Schwesterngemeinschaft, in welche Du eintrittst, so mangelhaft sie sein mag, als ein Heiligtum ansehen, aus welchem Du nichts hinaustragen darfst in die Welt, auch nicht in die sog. christliche? Willst Du Deine Mitschwester allezeit schonen und die Gebrechen Deines Mutterhauses gegen niemand bloßstellen? Wie stehst Du überhaupt innerlich zu dem Mutterhaus? Kannst Du schweigen? Willst Du Mängel und Gebrechen der Gemeinschaft nicht lieber vor Gott bringen und in der Zucht heiliger Liebe abtun helfen, statt aus ihnen einen Anlaß zu Geschwätz und Raïsonnement zu nehmen?

10. In Summa wie stehst Du zu Deinem Gott? Hast Du Frieden? Bist Du treu im Wort, im Gebet und im Sakrament?

Acht Tage vor der Einsegnung sollten die betreffenden Probeschwestern täglich eine Stunde sich der Betrachtung, dem Gebete und der Prüfung nach obigen Fragen überlassen. Zur Betrachtung mögen folgende Lektionen dienen: Matth. 4, 1—11. — Matth. 8, 23—27. — 11, 25—30. — 24, 42—51. — 25, 1—13. — 25, 31—46. — Luk. 10, 38—42. — Joh. 13, 1—15. — 15, 1—9.

Beim Gebet handelt es sich vorzugsweise um die brünstige Bitte um den heiligen Geist und seine Gaben nach Jes. 11, 2. Außerdem mögen aus den Samenl. dienen: Nr. 171. 172. 173. 174. 198. 199. 200. 205. 225. 226. 243. 251. 252. 253 und 344 samt der Litanei an den heiligen Geist.

Den Tag vor der Einsegnung können die Probeschwestern nach der Freiheit, die ihnen das Evangelium gewährt, mit Fasten, brünstigem Gebet und herzlicher Beichte feiern und nach der Einsegnung zur Feier des Sakraments sich zusammenschließen.

13.

Etwas für die Schwestern, die im Falle sind,
Jungfrauenvereine gründen zu sollen

1866

Unter Jungfrauenvereinen versteht man selbstverständlich Vereine, deren Glieder Jungfrauen sind. Der Zweck solcher Vereine ist aber allerdings im Namen nicht ausgesprochen, so daß es Jungfrauenvereine von den verschiedensten Zwecken gibt. Es können sich Jungfrauenvereine, wie es oft geschieht, vereinen in der Absicht, die Hospitalbedürfnisse vaterländischer Krieger aufzubringen, oder die Ausstattung von Missionaren herzustellen, Witwen und Waisen zu kleiden, arme Kirchen mit dem nötigen Altarschmuck zu versehen usw. In allen diesen Vereinen ist der Name Jungfrauenverein nur zufällig und sollte ohne Beisatz nicht gebraucht werden, weil er zu vieldeutig ist. Man sollte sagen: Jungfrauenverein zur Unterstützung abgehender Missionare, Jungfrauenverein zur Herstellung von Kirchenschmuck für

arme Gemeinden usw. — Häufig geschieht es aber auch, daß man den Namen Jungfrauenverein so gebraucht, daß man dabei weniger einen bestimmten, nach außen hin gehenden Zweck, als überhaupt ein christliches Vereinsleben von Jungfrauen im Auge hat. Ein Geistlicher oder eine Diakonissin oder ein anderer wohlwollender Christ sieht vielleicht, daß die heranwachsenden Mädchen einer Gemeinde von allen Seiten her zum Weltgenusse und einem fleischlichen Leben eingeladen und verführt werden, daß eine nach der andern auf den Weg alles Fleisches gebracht wird und so nach und nach alle ihren Weg verderben, daher wünscht er sie denn zu vereinen, damit eine die andere und alle zusammen jede einzelne gegen die Verführung sichern und damit die Freude der Gemeinschaft mit besseren Menschen Kraft und Stärke gegen das Böse verleihe. Solche Vereine wären einer jeden Gemeinde und einem jeglichen eine kräftige, übernatürliche Einwirkung des heiligen Geistes zu wünschen. Zur Herstellung solcher sollten auch unsere Schwestern allenthalben die Hand bieten und selbst ihr Mittelpunkt werden.

Der erste Zweck solcher Jungfrauenvereine vom höheren Chor ist nichts anderes als das jungfräuliche Leben selber. Man vereint sich, die Lüste der Jugend zu fliehen und so zu leben, wie es den Jungfrauen christlicher Gemeinden geziemt und der Herr es von ihnen fordert. Wer dafür nicht Sinn noch Willen hat, kann wenigstens zum Kern eines solchen Vereines nicht gerechnet werden. Jedes wahre Mitglied muß die Absicht haben, sich von der Welt unbefleckt zu erhalten und einen christlich jungfräulichen Wandel in allen Stücken anzustreben. Ein solcher Jungfrauenverein steht nicht im Gegensatz zu den Ehefrauen und schließt gar nicht einmal den Wunsch und die Absicht aus, bei gegebener guter Gelegenheit unter dem Segen des Herrn selbst in die Ehe zu treten. Wohl aber steht er im Gegensatz gegen das gewöhnliche Getreibe der Mädchenwelt, namentlich derjenigen unserer Zeit, die sich ein weibliches Glück und obendrein weibliche Vollendung außerhalb der Ehe gar nicht denken kann, daher kein höheres Ziel kennt als einen Mann und die gesamte ledige Zeit des weiblichen Geschlechts nur als Vorhof, Vorbereitung und Vorfreude des Ehestandes ansieht. Die Glieder eines Jungfrauenvereines erwecken und erziehen sich zu anderen Gesinnungen und demgemäß zu einem anderen Wandel. Ihr Hauptkapitel in der Schrift ist 1. Kor. 7 und Hauptgrundsätze ihrer Vereinigung sind folgende:

1. Es gibt eine heilige Ehe, und wer sie findet und führt, ist nicht bloß glücklich, sondern auch ehrwürdig.

2. Aber die Ehe schließt nicht alles weibliche Glück ein, ist auch nicht das einzige oder höchste Ziel des weiblichen Geschlechtes, sondern es gibt auch ein glückliches und heiliges Leben im ledigen Stande. „Es fassen's nicht alle“, spricht der Herr, wer es aber fassen und ausführen darf und kann, der ist gleichfalls hoch zu beglückwünschen und ehrwürdig.

3. Es kann eine jede Jungfrau, die über sich selbst zu verfügen hat und in die Wahl gestellt ist, erwählen, was sie will, in die Ehe zu treten oder lebenslänglich ehelos zu bleiben, wenn sie nämlich zu letzterem Kraft, Gabe und Gnade des heiligen Geistes hat.

4. Da Gabe und Gnade eines ehelosen Lebens den Menschen nicht allezeit treu verbleibt, sondern je nach Zeiten kommt und geht, so ist es möglich, daß eine Jungfrau zu einer Zeit untadelig den ehelosen, in einer späteren Zeit aber untadelig den Ehestand wählt: sie ist nicht gebunden.

5. Solange sich aber keine Gelegenheit darbietet, eine für sie passende, christliche und heilige Ehe zu schließen, ist eine jede Jungfrau verbunden, ein zurückgezogenes, von aller Welt- und Mannesucht freies und heiliges Leben in gottesgebener Stille zu führen und um Gnade und Gabe eines jungfräulichen Herzens und Lebens zu beten, und es ist wohlgethan, sich mit anderen Jungfrauen zu solchem Gebet und Verhalten zu verbinden und in gemeinsamer Liebe nach dem Glück und guten Gewissen eines jungfräulichen Lebens zu trachten.

In den soeben vorgelegten Sätzen liegt ein Schatz von Weisheit und Erkenntnis, ein Haufe von erspießlichen Themen der Unterhaltung und Erwägung sowie ein Verzeichnis und Register von Gegenständen des gemeinsamen Gebets für einen Jungfrauenverein eingeschlossen. Gäbe es nur viele Jungfrauenvereine dieser Art! Das würde man in den Ehen spüren. Die gemeine Ansicht der Ehe würde niedergetreten werden. Aus solchen Vereinen kämen die besten und heiligsten Frauen, die es auch verstünden, in innigster Gemeinschaft mit lebenslänglichen Jungfrauen zu stehen, und die ihre Töchter nicht bloß für den Mann, sondern auch für den Bräutigam Christus und damit auch für die heiligsten Erdenheben erzögen.

Würden sich nun aber auch Jungfrauenvereine in dem bis jetzt angezeigten Sinne bilden, so würden sie doch an einer gewissen Einseitigkeit leiden, weil sich ihre Haupttätigkeit auf die Bewahrung bezöge, nämlich auf Bewahrung der Jungfräulichkeit und eines unbefleckten Leibes, während gar keine Wirkung nach außen hin vorhanden wäre. Das aber ist eben Unnatur, sich selber fördern wollen und auf Dienst und Förderung anderer keine Rücksicht nehmen. Du sollst dich wohl selbst lieben, aber auch deinen Nächsten gleich wie dich.

Wir haben in unseren Kirchen keinen Chor der Jungfrauen, der wie in der alten Kirche kirchlich gefaßt und organisiert und bei welchem neben der Idee der Gottverlobtheit ein Dienst der Barmherzigkeit zu finden wäre. Auch gibt es bei uns in den Gemeinden keine Jungfrauen, die einen kirchlichen Lebensberuf überhaupt hätten. Und weil wir nun das nicht haben, so können wir auch nicht einfach sagen, wie St. Paulus von seinen Jungfrauen 1. Kor. 7, 32 sagt: „Wer ledig ist, der sorgt, was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefalle“; auch können wir den jungfräulichen Stand nicht wie St. Paulus 1. Kor. 7, 35 empfehlen und von ihm rühmen, er sei fein und mache, daß man stets und unversehrt dem Herrn dienen könne. So etwas ließe sich allenfalls auf rechte Diakonissen des 19. Jahrhunderts anwenden, aber nicht auf Jungfrauen, die sich zu Jungfrauenvereinen sammeln. Diese Vereine haben es mit Töchtern von Familien zu tun, die entweder ihren Eltern in ihrem Berufe helfen müssen oder in fremder Leute Dienste stehen oder in allerlei weiblichem Beruf dem Erwerb ihres Le-

bensunterhalts nachgehen müssen. Solche können dem Herrn nicht dienen, sowenig als Ehefrauen, ihnen kann man keine kirchlichen Zwecke oder anstrengende Berufe der Barmherzigkeit zuweisen. Wenn man ihre Lage ansieht und die schweren einengenden Verhältnisse, in welchen sie leben, so könnte man sich wirklich versuchen lassen, zu behaupten, daß es genug sei, wenn ein Jungfrauenverein nur in der bereits dargelegten Weise schützend, bewahrend und heiligend wirkt. Und doch läßt sich dagegen etwas sagen und behaupten, auch die Jungfrauen und Jungfrauenvereine unserer Tage könnten doch in einem gewissen Maße den Jungfrauen des Altertums ähnlich werden. Wenn auch die Hände unserer Töchter mit der Arbeit der Eltern und Dienstherrschaften oder mit ihrem Broterwerb vollauf zu tun haben, so gewährt doch der Sonntag freie Zeit und läßt auch neben den gottesdienstlichen Stunden manche Stunde frei. Können doch andere Mädchen neben ihrer Arbeit zu Tanz und Ball, auf Jahrmärkte, ins Dorf und zur Kurzweil gehen; warum sollten denn christliche Mädchen alle Zeit, welche sie der Welt und ihren Vergnügungen absparen, wieder nur dem zeitlichen Vergnügen zuwenden müssen. Sowenig ein christliches Herz durch den zeitlichen Beruf sich genügen lassen kann und darf, und so gewiß ein Mensch von rechter Art Zeit für seine Seele und seinen ewigen Beruf erlangen und erringen muß, ebenso gewiß ist es auch eine Forderung des guten Geistes, der in uns ist, daß wir einige Zeit gewinnen, die wir der Nächstenliebe widmen können. Können unsere Jungfrauen nicht unverhindert allezeit den Werken der Barmherzigkeit dienen, so müssen sie doch auserwählte Stunden, halbe oder Viertelfstunden gewinnen, welche sie dem reinen und unbefleckten Gottesdienste vor Gott dem Vater widmen können, von welchem Jak. 1, 27 der heilige Geist Zeugnis gibt. Das aber müssen Jungfrauenvereine fassen und ausführen lernen. Es ist eine Ehrensache frommer Jungfrauen, alle Werke des zeitlichen Berufes vollständig mit größtem Geschick und Eifer zur Zufriedenheit aller billigen Menschen verrichten und üben zu lernen. Da soll und darf kein Mangel sein. Es ist aber auch ebensosehr nicht bloß Ehren- sondern Gewissenssache und hohe Nothdurft der Seele, die nöthige Zeit für Gottesdienst und Pflege der Seele zu gewinnen, und nicht minder ist es Ehren- und Gewissenssache und für die Liebe so nötig als der Atem fürs Leben, daß man einige Zeit für den Dienst des Herrn Jesus, den Dienst der Barmherzigkeit erobere. Bei aller Ehrfurcht vor dem vierten Gebote darf sich eine Tochter von ihren Eltern nicht um die gottesdienstliche Zeit und die halbe Stunde des Privatgebetes bringen lassen. Zu Herrschaften, welche dem Diener diese in jedem Betracht nötige Zeit mißgönnen, muß man sich nicht verdingen. Bei der größten Noth des Lebens, die zu harter Arbeit treibt, muß man doch Glauben und gut Gewissen finden, Gott und seiner Seele zu dienen. Eben das gilt aber für die von Gott gebotene Erholung in Liebeswerken und für den Dienst der Elenden. Man könnte freilich versucht werden, zu sagen, nicht bloß: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, sondern auch: „Wer nicht arbeitet, bekommt auch keine Zeit für Kirche und Andacht und keine Zeit für Liebeswerke.“ Aber umgekehrt darf man auch be-

haupte: Wer seine Arbeit versteht und mit aufopferndem Fleiße ausübt, dem gebührt auch nicht bloß sein Lohn, sondern auch die hinreichende Zeit für Kirche, Andacht und Liebeswerke, der fleißige Arbeiter hat Anspruch auf alles das und weiß es auch zu erreichen. Wer keine Beispiele dieser Art gesehen und kennengelernt hat, der schaue in die Vorzeit und lasse sich eine Radegundis von Wellenburg*) zum Lichte dienen oder andere Jungfrauen dieser Art aus vorigen Zeiten.

In Kraft dieser Gedanken wird man wohl sagen dürfen: Liebesdienst, des Herrn Dienst ist die zweite Absicht von Jungfrauenvereinen, ihr zweiter Hauptzweck. Es braucht nicht jeder Jungfrauenverein demselbigen Liebeszwecke zu dienen, welchem andere Vereine dienen. Verschiedene Orte und Gegenden haben verschiedene Nöten, die um Abhilfe schreien. Jeder Verein tue vor allem das, was ihm zunächst liegt. Wenn jeder an seinem Orte das Nötige tut, so hat jeder das Beste getan. Ich habe nicht die Wunden der Neger von Nordamerika oder die der Chinesen in Asien zu verbinden, wenn meine Dettelsauer Wunden klaffen, und darf nicht die nächsten Nöten übersehen, auch wenn mich die entfernten Gegenden bis zu trännendem Erbarmen bewegen; von mir getan muß zuerst werden, was mir befohlen ist. Und so schaue sich denn ein jeder Jungfrauenverein nach der nächsten Not um und diene an seinem Teil dem Herrn unermüdet und mit allem Eifer.

So, meine ich, sollte man es mit Jungfrauenvereinen halten. Zuallererst sollen sie den Zweck ins Auge fassen, ihre Leiber und Seelen dem Herrn in jungfräulichem Leben zum Opfer zu bringen, auf daß sie Brandopfer seien, die ihm gefallen. Ihr Speisopfer aber und ihr zweiter Zweck sei ein lauterer Dienst der Barmherzigkeit. Man sollte einem jeden Jungfrauenverein in diesem Sinne zurufen können: „Der Herr gedenke all deines Speisopfers, und dein Brandopfer müsse fett sein. Sela.“

14.

Regeln für das persönliche Leben der Diakonissen, insonderheit der auf auswärtigen Stationen angestellten

1866

1. Eine Diakonissin führt allezeit und überall ihren Wandel eingedenk ihres ewigen und ihres zeitlichen Berufes und vermeidet sorgfältig alles, was mit dem einen oder dem andern in Widerspruch steht. Als eine Dienerin Jesu Christi tut sie alles im Namen und zur Ehre ihres Herrn, ohne Scheuerei und Gleisnerei, in aufrichtigem Ernst.

2. Muß sie verreisen, so wird zwar auch sie wie jeder reisende Christ Recht und Pflicht haben, ihre Wegfahrt und deren Umstände, soviel es

*) Anmerkung. Siehe unten. [Es folgt ein Auszug aus den „Klostermonaten heiliger Frauen“ mit der Überschrift: „Radegundis, Jungfrau, Dienstmagd zu Wellenburg im Bistum Augsburg.“]

immer angeht, für ihren zeitlichen und ewigen Beruf nutzbar zu machen; dennoch aber ist nicht der Weg, sondern Ziel und Zweck desselben ihr Augenpunkt, und sie läßt es sich daher auf ihren Reisen so wohl nicht sein, daß es ihr in Vergessenheit käme, wozu sie ausgeschiedt ist. Daher pflegt sie unterwegs Andacht und Stille, macht sich durch nichts bemerklich, am wenigsten durch Geschwätz und Darlegung ihres Wissens und Könnens, aber ebenso wenig durch gesuchtes Schweigen; bescheidene unaffektierte Stille ziemt ihr am besten. Bei der unvermeidlichen Begegnung mit Männern hält sie die Linie der Schicklichkeit so fest, daß sie im Zweifel lieber zu still und eingezogen als zu frei erscheint. Auch rücksichtlich der Kleidung, die sie genau nach der Sitte und Anordnung ihres Mutterhauses einhält, hütet sie sich, kokett zu sein, macht sie ebensowenig absichtlich bemerklich, als sie dieselbe absichtlich verbirgt. Mit Ruhe, Unschuld, Unbefangenheit und Leichtigkeit, ihres Berufes froh und demselben treu, zieht sie ihre Straße.

3. Hat sie ihr Reiseziel erreicht, so wird sie an demselben entweder ein vorübergehendes Geschäft zu vollbringen oder einen längeren Aufenthalt zu nehmen haben. Im ersteren Fall tut sie, was ihr aufgetragen ist, ruhig, umsichtig, zum Ziele eilend und vollständig; macht sich keine unnötigen und unnützen Nebengeschäfte, sondern trachtet „endlich“ zurück zum Ort, wo ihres Bleibens ist. Kann sie an dem Ort, wohin sie geschickt ist, bei der Notwendigkeit, ein oder etliche Male zu übernachten, das Gasthaus nicht vermeiden, oder zieht sie, wenn sie deshalb nicht schon die nötige Weisung mitgebracht hat, mit aller Vorsicht Erkundigung ein, wo sie bleiben kann, vermeidet es, sich unter die Menge der Gäste zu begeben, soviel als tunlich ist, sucht aber auch hier wieder die goldene Mittelstraße der anspruchslosen Bescheidenheit. Im Falle an dem Orte, wo sie Geschäfte zu verrichten hat, Schwestern ihres eigenen oder eines anderen Mutterhauses, mit welchem das ihrige in Verbindung steht, stationiert sind, erzeigt sie denselben Liebe und Ehre durch ihren Besuch, aber ohne sie von ihren Geschäften abzuhalten oder Dienste zu verlangen, welche zu leisten sie nicht in der Lage sind. Doch gehört es zu den Standes- und Liebespflichten aller auswärts stationierten Schwestern, sich in den Stand zu setzen, daß sie besuchende und durchreisende Schwestern der nötigen Bedürfnisse halber auf das beste und wohlfeilste beraten können. Eine jede Schwester, welche die ihr deshalb obliegenden Pflichten versäumt, wird von dem Direktorium des Mutterhauses in die strenge Frage genommen werden, und soll keine ungeahndet die schwesternliche Liebe verleugnen oder verletzen dürfen.

4. Hat eine Schwester an dem Ort, wohin sie geschickt wurde, einen Beruf zu übernehmen, so stellt sie sich sogleich nach ihrer Ankunft der dortigen Oberschwester vor, um von derselben den Vorständen der Station vorgestellt zu werden, oder begibt sich, wenn sie selbst Oberschwester ist, sogleich zu den Vorständen der Station, um von diesen in ihren Beruf eingeführt zu werden. Ebenso ist es, wenn sie nicht Oberschwester, sondern einzige Schwester der Station ist. -

5. Sie übernimmt kein Inventar, ohne daß es ihr Stück für Stück vorgezeigt und übergeben worden ist, und quittiert keine Übergabe, ohne daß sie sich von der Beschaffenheit alles dessen, was dazu gehört, überzeugt hätte. Ebenso übernimmt sie keine Rechnung, ohne daß dieselbe ihr völlig abgeschlossen und debargiert übergeben und ohne daß ihr die Barschaft vorgezählt worden wäre. Finanzielle Sicherstellung ihrer Person und ihres Mutterhauses in betreff der vergangenen Zeit und der übernommenen Wertgegenstände muß ihr erstes Geschäft nach Ankunft auf einer neuen Station sein. Überhaupt muß bei jeder neu zu übernehmenden Stelle darauf gesehen werden, daß alle Verhältnisse richtig erkannt und nach ihren Grenzen klar und reinlich ab- und ausgeschieden werden. Dahin gehört auch, daß eine neueintretende Schwester die Räumlichkeiten, in denen sie zu walten hat, genau kennenlerne.

6. Ist bei Übernahme eines Berufes noch keine Instruktion vorhanden, so muß die Schwester die nötigen Vorbereitungen machen und alles anwenden, um ihrem Mutterhaus möglichst bald eine solche und in derselben ihren ganzen Geschäftskreis vorlegen zu können. Ehe die Instruktion von Lokalvorständen genehmigt ist, darf sie dieselbe dem Mutterhause nicht vorlegen. Ehe das Mutterhaus sie genehmigt hat, kann sie keine Geltung haben.

7. Tritt eine Diakonissin auf einer Station neben eine oder mehrere andere Schwestern, so hält sie sich an dieselben und pflegt mit ihnen die Gemeinschaft in Demut und Bescheidenheit, ohne sich über ihre Schwestern zu erheben oder eine hervorragende Stellung unter ihnen einnehmen zu wollen. Findet sie es für sich gar zu schwer, mit ihren Nebenschwestern oder mit der Oberschwester auszukommen, so kann sie bei ihrem Direktorium um anderweitige Verwendung bitten, es erwächst ihr aber eine desto ernstere Pflicht, sich bis zu ihrer Ablösung friedlich und verträglich, bescheiden und demütig zu verhalten und alles zu vermeiden, worüber sich die Ober- und Nebenschwestern beklagen könnten.

8. Findet eine neueintretende Schwester an dem Umgang mit ihren Nebenschwestern keinen Geschmack, so ist es ihr nicht gestattet, anderen Umgang zu suchen, sondern es ist ihre Pflicht, sich der Einsamkeit und dem Umgange mit ihrem Herrn hinzugeben und bei ihm ihr Glück zu suchen, bis ihr eine angenehmere Station zuteil werden kann. Auch hat sie keine Erlaubnis, den Unmut über ihre Stellung gegen Fremde auszusprechen oder gegen andere Schwestern, sondern sie vertraut sich ihren Vorständen, insonderheit aber demjenigen Gliede im Direktorium, welchem die Visitation ihrer Station obliegt. Auch ihren Lokalvorständen bringt sie keine Klagen über ihre Nebenschwestern vor, da eine jede Schwester rücksichtlich ihres persönlichen Ergehens und Verhaltens gegen ihre Schwestern nur mit ihrem Mutterhause und dessen Vorständen in Beziehung steht. Jede Alatscherei, die eine Schwester gegen ihre Nebenschwestern ausübt, und jedes Austragen von Verhältnissen ihrer Schwestern oder ihres Mutterhauses bringt ihr schwere Verantwortung gegenüber dem Direktorium des Mutterhauses und straft sich von selbst durch ein schlechtes Gewissen, inneren Unfrieden und zuneh-

mende Untauglichkeit für den Beruf. Eine jede Schwester hat die unerlässliche Pflicht, ihre Nebenschwestern in ihr tägliches Gebet einzuschließen, sich und allen andern die Kraft des heiligen Geistes zu erbitten, damit sie geschildet werden, eine der andern Last zu tragen, ohne Unglücksgefühl und ohne Murren.

9. Jede Schwester hat sich alles Ernstes des Besuchs der Kapitelsversammlungen zu befleißigen und alles anzuwenden, daß diese Versammlungen für sie und ihre Nebenschwestern und für den Aufbau ihrer Gemeinschaft nützlich und gesegnet werden. Eine Schwester, welche hartnäckig den Besuch der Kapitelsversammlungen verweigern würde, ohne daß sie alles Mögliche anwendete, etwa vorhandene Hindernisse wegzubringen, müßte von ihren Mitschwestern liebevoll in Furcht genommen und, wenn das ohne Erfolg wäre, dem Direktorium angezeigt werden.

10. Diakonissen haben die Verpflichtung, an allen Orten, in welchen sich ein Zweigverein für weibliche Diakonie befindet, sich demselben anzuschließen und dessen eifrigste Mitglieder zu sein, auch die Versammlungen desselben zu besuchen, und ist dieser Besuch von Gesellschaften der einzige, welcher ihnen gestattet ist. Einladungen zu anderen Gesellschaften und in häusliche Kreise weisen sie von sich ab, da ihnen ihr Beruf Gelegenheit genug zur Konversation gibt. Überhaupt macht eine Schwester, die unumgänglichen Antrittsbesuche ausgenommen, keine Besuche und nimmt auch keine an, am allerwenigsten aber von männlichen Personen, die sie einfach, unter Hinweisung auf ihre Standespflicht, zu versagen hat.

11. Auf Missions- und Bibelfeste u. dgl. reist die Diakonissin nicht. Werden solche Feste an ihrem Berufsorte gehalten, so kann sie den Gottesdienst besuchen.

12. Hat sie besuchenden Fremden die Anstalten zu zeigen, an denen sie dient, so soll sie dieses Geschäft als Sache ihres Berufes betrachten und es mit aller Zingebung und höflicher Freundlichkeit ausrichten, so daß der Besuchende seine Absicht erreicht und eine wirkliche Einsicht in wohlthätige Anstalten gewinnt, auch sein Herz für die Werke der Barmherzigkeit erwärmt werde. Doch soll sie sich auch der Vorsicht befleißigen, daß nicht ihr Dienst bloß neugierigen, vielleicht mißwollenden Besuchern zur Verfündigung diene und sie eine Ursächerin werde, daß sich törichte und üble Gerüchte im Land verbreiten.*) Überhaupt darf keine Schwester ihren Auftrag, Besucher zu führen, zur eigenen Unterhaltung anwenden und ebensowenig, um neue Bekanntschaften zu machen. Sie befleißigt sich bloß, das ihr aufgetragene

*) Wer durch Tadel unserer Fehler und Anweisung besserer Vorbilder uns zu bessern sucht, ist uns willkommen wie ein Engel Gottes, und wer durch herzliche Billigung und Beteiligung an dem, was löblich ist, uns in solchem bestärkt, ist uns willkommen als ein christlicher Freund. Aber wer irgendwie damit umgeht, uns in dem zu stören, was Christen gebührt und ziemt, wenn es auch nicht in der Welt Brauch ist, der ist uns zur Last und wird seinem Gericht nicht entgehen. Wer in der Abwesenheit das tadelt, was er in der Gegenwart zu billigen schien, der verletzt durch eine doppelte Schuld der Schmeichelei und der Verleumdung die Pflichten der Freundschaft und der christlichen Liebe. (Zinschrift aus dem Familienzimmer eines englischen Hauses für innere Mission im 17. Jahrhundert.)

Geschäft auf das würdigste und beste zu vollziehen, läßt sich nicht unnötigerweise Zeit rauben, sondern eilt wieder zu den ihr obliegenden anderen Berufsgeschäften.

13. Der Dienst der Schwestern erheischt es, daß sie zu ihrer Erholung und Erfrischung täglich wenigstens eine kurze Zeit in die freie Luft gehen. Ist es möglich, so gehen immer zwei Schwestern zusammen, damit eine an der andern die nötige Zeugenschaft und Kontrolle habe. Solche Ausgänge sollen nicht zur Eitelkeit verwendet werden. Schwestern sollen nicht pflastertreten, sich nicht zeigen und bemerklich machen wollen, nicht unterwegs Gespräche anknüpfen und schwätzen, vielmehr die wirklich freie Luft, die stille Natur aufsuchen und die vergönnte Muße benutzen, sich zu sammeln, innerlich stille zu werden und neuen Mut zu ihrem Beruf zu schöpfen. Es versteht sich von selbst, daß sie bei ihren Erholungsgängen die Sammel- und Tummelplätze der Welt vermeiden, nicht herumgaffen und der Augenlust frönen, sondern vielmehr mit ihren Augen einen Bund machen, sich in Fassung halten und ihre Sinne als Pforten ihrer Seele wohl bewahren.

14. Es kann wohl vorkommen, daß es der Beruf einer Diakonissin erfordert, mit allerlei Weltleuten von beiderlei Geschlecht umzugehen, vielleicht gar sie aufzusuchen und mitten unter ihnen und vor ihren Augen ihren Beruf auszuüben. Man denke z. B. an Schwestern, welche auf städtischen Krankenwartstationen angestellt sind. Solchen Schwestern kann die Versuchung in den mannichfaltigsten Gestalten nahen, ohne daß es gelingen wird, durch äußere Veranstaltungen sie sicherzustellen. Desto nötiger ist ihnen die Achtsamkeit, die gegenseitige Beaufsichtigung und Ermahnung und der Gebrauch der Privatbeichte und des Sakraments, damit sie so vielen Versuchungen mit heiler Seele entrinnen.

15. Rücksichtlich ihrer Kleidung erlaubt sich keine Schwester Nachlässigkeit und Schlamperei, oder umgekehrt irgendeine Weltförmigkeit. Jede Schwester soll ein Muster der Reinlichkeit und Ordnung sein. Auch bei Nachtwachen gibt es für Diakonissen kein Negligé, sondern sie erscheinen allezeit in der ihnen vorgeschriebenen Tracht, gleichviel ob es ihnen bequem und ihren Umgebungen recht sei oder nicht. Auch bei häuslichen und groben Arbeiten hat jede Schwester darauf zu sehen, daß ihre Kleidung zwar dem Geschäfte angemessen und förderlich, doch aber allezeit anständig und ihres Standes würdig sei.

16. Bei dem notwendigen Umgang mit Männern, Geistlichen, Ärzten, obrigkeitlichen und Aufsichtspersonen erinnert sich eine jede Schwester allezeit der ihr desfalls besonders eingprägten Vorschriften und ihres Aufrichtigkeitsgelübdes. Leichter ist es für eine Dienerin Jesu, ihr Herz gegen die Einflüsse schlechter und unbedeutender Männer zu bewahren. Je würdiger und bedeutender aber eine männliche Persönlichkeit ist, desto leichter kann ein weibliches Herz befangen werden, innere Ruhe und Freiheit und die unschuldige Sicherheit ihres Benehmens verlieren. Ein jungfräuliches Herz verachtet diese Bemerkung nicht.

17. Obgleich in dem Mutterhause Neuendettelsau das System des Wechsels gilt, so verbietet sich doch bei manchen Berufen, besonders bei denen der Oberschwester ein zu häufiger Wechsel von selbst. Desto schwerer ist es alsdann, sich vor dem Eingewöhnen und der Behaglichkeit zu bewahren, die ein längerer Aufenthalt an einem und demselben Orte zu wirken pflegt. Eine Diakonissin sucht überall, wo sie auch sei, ihren Fremdlingsinn zu bewahren, und läßt ihr Gemüt nicht in unordentliche Liebe verstricken. Beobachtet sie das nicht, so wird die Strafe nicht ausbleiben und sie wird, wenn sie denn doch wechseln muß, desto mehr mit Entwöhnungsschmerzen zu schaffen haben, vor denen sie behütet bleiben könnte. Nichts aber hindert beim Antritt eines neuen Berufes so sehr, als wenn man innerlich der vorigen Orte und Personen nicht los werden kann.

18. Zwar soll ein jeder Christ seine Andacht und die besten Gedanken in alle seine Berufsarbeit mit hineinnehmen. Er wird es aber schwerlich können, wenn er sich nicht wenigstens täglich einmal eine stille Stunde oder halbe Stunde ermöglicht, um sich zu sammeln und der Andacht zu pflegen; und es ist daher eine große Torheit, wenn Diakonissen ihre stille halbe Stunde versäumen und ihrer armen Seele das nicht gönnen, was sie so sehr bedarf. Desto ungeistlicher, haltungsloser und jeder Versuchung ausgesetzter werden sie sein und mehr und mehr werden, bis ihnen endlich aller Diakonissensinn entwindet und sie gemeine Mägde und Weiber werden. Schwestern, haltet an am Gebet für euch selbst und füreinander, sowie für euer Mutterhaus und für alle Heiligen und bleibet fest am Worte und der täglichen Betrachtung desselben als bei dem Herde, von welchem alles geistliche Feuer stammt.

15.

Rede bei einer Schwestern-Einssegnung

(1867) 1871

In der Gewißheit, den Schwestern einen Dienst zu erweisen, haben wir um die Erlaubnis nachgesucht, folgende, bei der Feier der Einssegnung dreier Schwestern vor mehreren Jahren gebaltene Ansprache durch den Druck allen unsern Schwestern zu übermitteln, und Ihr freut Euch gewiß mit uns, daß dieses Gesuch von unserm hochwürdigen Herrn Pfarrer gewährt wurde. Möchten nur auch die inhaltschweren Worte offenes Verständnis und offene Herzen bei allen finden, welche damit angesprochen sind.

„Wenn man zuweilen Bildwerke ansieht, die aus der röm.-kath. Kirche stammen, und sie mit ähnlichen aus der protest. Kirche vergleicht, so bemerkt man einen großen Unterschied; die Erzeugnisse der protest. Kirche leiden an Haltungslosigkeit, und selten einmal wird es irgend einem protest. Künstler gelingen, ein Bild eines oder einer Heiligen, von den höchsten Bildern gar nicht zu reden, in der Begrenzung und, wie man sagt, plastischen Vollendung hinzustellen, die den Künstlern in der röm. Kirche gewissermaßen angeboren ist. Gerade so ist's mir gegangen und die oft gemachte

Bemerkung ist mir eingefallen, da ich zur Vorbereitung auf diese Stunde in einem Buch über Benedictionen von Dr. Frd. Herbst die Liturgie für diejenigen Festtage und Feiern der röm.-kath. Kirche las, die verordnet ist, wenn gottverlobte Jungfrauen gekrönt und gesegnet werden. Es hat die alte Kirche, auch die röm.-kathol., eine gewisse Kargheit und Bestimmtheit in Liturgien, die sehr häufig gar nicht für den Geschmack unserer Zeit ist; wir wollen alle Dinge breit haben, da muß viel geredet werden, wenn nur die Leute ins Gefühl dessen versetzt werden sollen, was vor sich geht; trotzdem aber, daß auch die röm.-kath. Kirche gewissermaßen karge Formen für solche Fälle hat, ist doch gerade die Liturgie für die Krönung der Gottverlobten eine weitgestreckte, sehr ins einzelne geführte, aber so wunderschön, daß man sich wünschen möchte, es möge solches auch bei uns sich finden. Viele unter euch haben jenes wunderlicbliche Buch gelesen, das den Briefwechsel einer Tochter aus München mit ihrer Mutter enthält, die in den Orden vom guten Hirten eingetreten ist und die allmählich zu einer Oberin ihres Ordens für Afrika und Asien herangereift ist. In diesem Briefwechsel geht alles so natürlich her, daß man nicht hätte denken sollen, daß diese Tochter durch solche weitläufigen Formen ihrer Einssegnung gegangen sei. Die Tochter ist im vollsten Sinne eine Tonne vom guten Hirten und eine Oberin ihres Ordens in mehreren Weltteilen, aber wer liest aus den einfachen Briefen an ihre Mutter etwas anderes heraus als die einfältige herzliche Freude des Gelingens ihres Werkes, der Mutter mitgeteilt, und wem fiel ein, als hätte die Mutter durch die weite Entfernung und das entsagungsvolle Leben ihrer Tochter etwas verloren, im Gegenteil, jedermann findet, daß die Mutter hoch erfreut worden ist durch das Leben ihrer Tochter und daß die Tochter etwas gewonnen und gefunden, was ihr kein Bräutigam der Jugend hätte geben können; es ist das einfachste Verhältnis, aber getragen, gehoben, man möchte sagen, geheiligt durch das, was in der röm. Kirche oft geschieht und was so viele Mütter an ihren Töchtern alle Tage wieder erleben. Da hat man einen Blick in die Natur und ihre Vereinigung mit der Kirche, wie sie nur bei jenen Orden möglich ist, und man möchte wünschen, daß auch bei uns etwas dieser Art zu finden wäre.

Und doch ist bei uns alles geradezu weggestreift; die Jungfrau, die aus der Hand ihres Bischofs sich den Ring genommen, die Krone empfangen, den Schleier angetan erhalten, die geht hinweg mit einem Hochgefühl, das größer ist als das der Braut, die vom Traualtare weggeht, sie weiß, sie ist eine Gottverlobte, und obgleich die Idee von der Gottverlobtheit eine falsche ist, möchte man sagen, auch die falsche Idee hat solche Kraft auf die gottverlobte Jungfrau geübt, daß sie etwas hat, was ihr kein andres Verhältnis geben kann. Unfre Kirche erzieht die Töchter bloß für die Ehe und selten kommt aus dem Munde irgendeines protestantischen Pfarrers das Lob der Jungfrauschaft; wer wagt es nur, dem hl. Paulus nachzureden in seiner wunderschönen Stelle im Korintherbrief. Es ist die protestantische Kirche in dem Stück ohne Zweifel weit einseitiger als die römische, die neben dem hohen Lob der Ehe die zweite große Herrlichkeit des weiblichen Lebens rüh-

men kann. Da hat uns die Reformation etwas genommen, was sie erst wieder erstatten muß. Die unverheirateten Mädchen, die bei uns zur Ehe nicht gelangen, werden meistens in sich das Gefühl haben, als hätten sie ihren weiblichen Beruf nicht erfüllt, und wenn man der Ehe gleich ganz gewöhnlich alles nachsagen muß, was ihr gar nicht zur Ehre gereicht, ist eben doch die Sache so, als wäre die Ehe ganz allein die Form des weiblichen Lebens und zwar weit mehr als bei dem Manne, und muß dabei Licht und Weisheit in ihrem Geiste sein. So ist's auch mit den andern Punkten. Die gottverlobte Jungfrau der alten Tage lebte nicht nur bedürfnislos, sondern arm, nicht arm in der Form, in der man hat, was man braucht, sondern in beständiger Entbehrung und Selbstverleugnung, und es war ihre große Tat, mit der erwählten Armut recht zufrieden werden zu können. Wird man das auch von euch verlangen können? Ich redete dieser Tage einmal von dem hl. Gregor v. Naz., und seine große Demut und tiefe Armut, während er in Reichtum erzogen war, gaben mir die Folie seiner Wirksamkeit gerade dadurch auf den Leuchter zu stellen, wer wird aber deswegen dem nachfolgen wollen? wer wird in dieser hervortretenden Armut erscheinen mögen? wer würde sich nicht schämen, in dem Aufzug zu erscheinen, in welchem er in die Stadt einzog und der ihm so sehr erschwerte, die Gemüter zu gewinnen? Das verlangt bei uns kein Mensch von euch: wer verlangt von euch die Armut? Man verlangt von euch Bedürfnislosigkeit, daß bei euch eitler Puz und Torheit der äußern Erscheinung sich gar nicht finde und daß ihr in vollem Glück einhergeht, ohne daß man euch anmerkt, daß euch etwas fehlt; man verlangt, daß ihr bei eurer Bedürfnislosigkeit glücklich seid. Wer nicht glücklich ist, ist nicht fromm; es muß ja jeder bei seinem wirklichen Entbehren, bei Gram und Not froh sein können. Warum sollte man einer gottverlobten Jungfrau nicht zumuten, bei Bedürfnislosigkeit glücklich zu sein? Das muß ein protestantisches gottverlobtes Mädchen erreichen können; man mutet es der alten gottverlobten Jungfrau zu, die doch weit unter den Diakonissen stand. Da sieh das Ziel deiner Jugend, du sollst fröhlich sein können in deinem Gang, fröhlich im ehelosen Stand, fröhlich im Gehorsam, fröhlich in Bedürfnislosigkeit, du sollst glücklich sein können bei der kleinen Armut, die dir zugemutet ist und die weit verschieden ist von jener Armut. Und das mußt du leisten ohne Tradition, ohne Schutz der Kirche, wider das Geschwäg der Welt, und sollst hingehen können im Gefühl der Gnade Gottes. Das sollst du alles leisten können ohne Erziehung, ohne Widerspruch, und sollst die Fehler dabei vermeiden, sonderlich die Fehler der Einsamkeit, die sich jedem an die Füße hängen, der genötigt ist, in der Einsamkeit zu leben. Und da habe ich euch etwas gesagt, was ein Ersatz sein soll für das, was die gottverlobte Jungfrau hatte. Man kann sagen, euer Weg ist schwer, aber — ihr habt doch festen Grund, ihr bedürft nicht die tragende Tradition der Kirche, weil ihr ja gewisse Schriftworte habt, ihr müßt ja als Kinder der schriftgemäßen Kirche lernen, nur am Worte zu hangen, und müßt auf dem Wege der größten, stillsten und heitersten Freiheit das werden, was jene durch Erziehung der Kirche wurden. Es fehlt die Macht der

Tradition; hätte die protestantische Kirche die Idee des hl. Paulus auch durchgeführt unter ihren Töchtern, gäbe es da auch die nötige Gleichstellung der Ehelosigkeit und der Ehe, so würde ein gottverlobtes Mädchen der protestantischen Kirche auch ein höheres Gefühl tragen und der Tag der Einsegnung würde eine hohe Feier sein, die mit ihr durchs Leben geht, und sie würde an diesem Ehrentag, wie an einer Rose, immer wieder riechen und immer wieder würde sie das Gefühl ihrer ersten Begeisterung überkommen. Aber so ist's nicht, es ist ein zagender, zitternder Weg einer Jungfrau unter uns, die es versucht, sich für eine gottverlobte zu nehmen. Was man aber den Jungfrauen, z. B. euch, die ihr eingeseget werden sollt — wünschen möchte, ist nicht so Anall und Fall herzustellen, das kann man sich nicht vornehmen; man könnte in der Feier die Lieder, die Lektionen so einrichten, daß ihr davon überwallt würdet und daß gewisse Gefühle, täuschende nämlich, in euch erweckt würden und daß nachahmend in euch das erreicht würde, was bei den Jungfrauen der römischen Kirche immer erreicht wurde, aber es würde nicht standhalten; die protestantische Kirche kann für solche gewiß göttlich biblische Dinge die Vollmacht nicht geben, denn sie hat dreihundert Jahre versäumt, die Idee des hl. Apostels zu pflegen und einzupflanzen, da fehlt die Erziehung dazu und es geht das verloren, was ich bei den Bildern das plastisch Begrenzte genannt habe; es ist ein formlos Wesen bei der Bestrebung der protestantischen Jungfrau, dieselben Gefühle zu bekommen, die jene Töchter gehabt haben. Wenn ihr das Buch der Benediktionen leset, werdet ihr alle die Erfahrung machen, daß, wenn ihr nur versuchen würdet, euch in das hineinzuendenken, ihr sagen müßtet, es ist alles ganz anders. Was tut man da? kann es meine Absicht sein, denen, die ausgesegnet werden, das Gefühl des Mangels zu bringen und sie an ihrem Aussegnungstag zu betrüben? Das habe ich nicht vor, ich will aber darauf etwas pflanzen, was euch dient, um euch auch ein Gefühl für eure gegenwärtige Lage zu erwecken. Alles, was jene alten Jungfrauen durch Tradition, Erziehung und Macht der Kirche geworden sind, das muß euch werden auf dem Wege der vollständigsten Freiwilligkeit; zu euch tritt, ich will nicht sagen, kein Bischof, die geringsten Worte zu brauchen — zu euch tritt kein Pfarrer und fragt euch, ob ihr ehelos werden wollt, und fragt zum zweiten, ob ihr die Ehelosigkeit halten wollt, und bringt nicht die dritte Frage, ob ihr sie halten wollt bis ans Lebensende, sondern da wird gar nichts gefragt. Wer hindert euch, ehelos zu sein? Wenn ihr wollt, könnt ihr ehelos bleiben, und ihr habt ein Recht aus Gottes Wort, euern Stand der Ehelosigkeit so herrlich auszumalen, als das Wort des Apostels erlaubt. Kommt ihr zum Pfarrer und bietet ihm an, ein Gelübde der Ehelosigkeit zu tun, werden auch die antik denkenden Pfarrer kein Gelübde von euch nehmen. Was werden sie sagen? Was ihr von mir schon gehört habt; sie werden sagen: Tochter, wenn du Ehelosigkeit geloben willst, so tu's für dich, und wenn dir's Ernst ist, brauchst du keinen Zeugen dazu, auch mich nicht. Es wird dir schwer werden, diesen Weg allein zu gehen, du mußt eine ganze Menge Gefahren überwinden und einen Haufen Dornen von dir wegwerfen, um das eine zu

behalten: ich will sein wie die gottverlobte Jungfrau der alten Zeit ohne Tradition, ohne Anerkennung der Kirche, ohne daß man mein Tun feierlich macht, ohne daß ich Ring und Krone dafür bekomme, und mag mir Gott helfen, daß es gelinge. Das ist die Forderung des Protestantismus an euch, die protestantische Kirche will haben, daß ihre Töchter alles das in voller Freiheit tun, was die Jungfrauen der alten Kirche durch Erziehung und Tradition der Kirche taten, daß die Sicherheit der Tradition durch Demut und Tugend ersetzt werde, und das ist das Ziel, nach welchem die gottverlobte Jungfrau der protestantischen Kirche trachten muß. Jene gottverlobten Jungfrauen hatten auch das Gelübde des Gehorsams, jenes Gehorsams, der keinen Willen hat; bei uns geht das nicht, es geht nicht nur nicht, sondern es kann auch nicht gehen, es ist etwas Häßliches, das Benehmen der protestantischen Schwestern zu sehen, wie die um ihren eigenen Willen und um ihre Selbstständigkeit markten und nur gehorchen, wenn ihre eigene Überzeugung dabei ist; das reine Gegenteil von jenem lieblichen naiven Wesen einer gottverlobten römischen Jungfrau. Aber was will man machen. Es muß die gottverlobte Jungfrau unsrer Tage gehorchen lernen, ohne daß sie die widerwärtige Weise an sich nimmt, die sich so leicht erzeugt, und sie muß erkennen, wie lieblich es ist, sich einem fremden Willen zu beugen. Es ist das ganz gewiß ein höheres Ziel, als die antike Jungfrau hatte; die ging ihren Weg des Gehorsams und folgte ihrem Führer ohne Forschen, dagegen die gottverlobte Jungfrau unsrer Konfession wacht bloß, daß ihr die Häßlichkeit des eignen Willens nicht anhänge, sie sucht den Gehorsam und will gehorchen, weil ein selbstständiges Weib vornherein ein widerwärtiges Weib ist; ein Weib muß gehorchen können und muß sich unterordnen können. Kein Mensch wird sagen, der Mann lebt nur für das Weib, vor solchem Manne würde das Weib selber keine Achtung haben; das Weib sieht natürlich auf die Kraft und Erfahrung des Mannes und kein Weib kann den Mann hochachten, wenn sie nicht merkt, daß der Mann erhaben ist und das Weib nicht braucht. Ganz anders bei dem Weib; jedes Mädchen will einen Mann haben und nur durch solchen Führer glaubt sie den Weg zum ewigen Leben zu finden. Es wird vergessen, daß der Apostel den ehelosen Stand geradezu den vorzüglicheren, bessern nennt, man hat dafür in der protestantischen Kirche kaum ein Auge, sondern trotz des geringen Widerspruchs, der allenfalls von einigen Diakonissen-Häusern in neuester Zeit ausgeht, bleibt die ganze protestantische Kirche in ihrem Ruhm der Ehe und Geringschätzung des ehelosen Standes, womit gerade dem Ehelosen eine Schmach bereitet wird, die groß genug ist. Gäbe man dem ehelosen Stand solches Lob wie der hl. Paulus, würden nicht so viele Frauen verurteilt sein, in Fehlern der Altjüngferlichkeit dahinzugehen, die obendrein ausgedeutet werden, als wären sie weit größer als die Fehler der Ehefrauen. In der That, die protestantische Kirche ist ihren Töchtern da noch was schuldig, und wer kann, der soll arbeiten, daß sie ihre Kinder zu dem Gefühl, zu der Wissenschaft und Sicherheit bringt, welche die hl. Schrift den Menschen gibt. Es ist ja freilich ein vereinzelttes Wagnis, daß eine Jungfrau von Gottverlobt-

heit redet und versucht, sich als eine Gottverlobte anzusehen, aber sie bringt es nicht einmal zu der falschen Idee der Katholischen, geschweige zu der höhern der hl. Schrift, sie geht dahin mit der Sehnsucht, sich so fühlen zu können wie die römische, aber sie bringt's nicht dahin, denn ihr fehlt die Tradition ihrer Kirche. Das gottverlobte Mädchen in der römischen Kirche fragt gar nicht, ob das in der Liturgie ihr gehöre oder nicht, die sichtende Hand eines Protestantens würde freilich einen ganzen Haufen wegstreichen, sie nimmt aber das aus der Hand ihres Bischofs willenlos hin und wird dadurch erhoben zu der Höhe, von welcher ich rede. Dagegen können die Mädchen der protestantischen Kirche den Flug der alten Zeit nicht lernen, weil sie durch die Einsprache ihrer protestantischen Welt hingehen und versuchen sollen, so was festzuhalten, was dann zu gar nichts gedeiht als zu einem recht häßlichen Eigensinn. Die eine der Jungfrauen unter euch soll eingesegnet werden, um mit dem Segen der Kirche in die Steppen Bessarabiens zu gehen. Auf die werden die Augen nicht gehen, man wird die hier angewendeten Grundsätze gar nicht verstehen unter den Leuten, da ihr hin-geht; bis eine Gemeinde, von Württemberg ausgegangen, dahin kommt, daß sie sich in alles das fügen kann, daß sie's versteht, lobt, anerkennt, als eine Satzung ihrer Kirche annehmen mag, da wird's manchen Kampf geben; und doch verlangt man diesen Kampf nicht allein, sondern den Sieg von den Schwestern, die nach Bessarabien gehen. Das ist ein Ziel, wenn ihr das Ziel nicht erreicht, habt ihr nichts gelernt in eurer Schule und versteht euren Beruf nicht. Kranke versehen, Häuser in Ordnung halten, das kann auch eine Magd, aber den Menschen höhere Gedanken beibringen, das Wort Pauli durch die Tatsache ihnen erklären und zwar ohne Ostentation und Prunk, allmählich und in der Allmählichkeit zufrieden, das ist eine Arbeit, groß genug eines ganzen Lebens. Wenn ich mir denke, daß ihr hinstürbet und nichts hinterläßt als das Lob, gedient zu haben wie die Mägde und ein Licht hinterlassen zu haben wie das Weish. 7, so meine ich, hättet ihr genug getan. Es ist noch eine da, die auch aus- und eingesetzt wird, die nicht in weite Fernen geht, sondern unter uns selber die Werke eines schönen und edeln Berufes tun wird; wenn die nun alle Gaben hätte, die zu ihrem Berufe gehören, aber sie hätte nicht den Adel, zuallererst das, was der protestantischen Kirche fehlt, den Töchtern im Hause nicht allein zu erklären, sondern zu verklären, wenn sie nicht dahin dränge, denen, die sie lehrt, die Herrlichkeit der gottverlobten Jungfrau zu zeigen, so hätte sie nichts geleistet. Es muß die Lehrerin im Diakonissenhause ganz klar sehen, was ihr als Ziel gesteckt ist, sie muß die Einzelheiten treffen, die ihr kein männlicher Lehrer sagen kann, sie muß mit Weiblichkeit den hl. Beruf ausspinnen bis in die zartesten Fäden und muß also jung bleiben bis in ihre alte Zeit und muß ihre letzte Zeit die jungfräulichste und edelste sein. Da muß ihr eine Mirjam zum Beispiel dienen, die, als Moses geboren wurde, schon eine Jungfrau war und noch eine Jungfrau war, nachdem sie mit ihrem Bruder Moses achtzig Jahre gelebt hatte. Es ist bekannt, daß sie unter allen Jungfrauen Israels den Reigen angeführt hat, und es läßt sich schließen, daß die Art,

wie sie's tat, nicht altjüngferlich war. Damit ist ein Beispiel von einer immerwährenden Jugend einer edeln Jungfrau gezeigt. Es muß gar nicht die Absicht sein, bloß in den jugendlichen Tagen, in welchen man lebt, sich mit der Erkenntnis zu tragen, sondern die Absicht muß sein, in den alternenden Tagen nicht Härten anzuziehen, sondern allezeit jugendlich, reich, fröhlich, gehorsam, weiblich gehorsam den Lebensweg zu geben. Es muß jeder zugestehen, der verfolgt hat, was ich sagte, daß, wenn man auch weiter nichts sagen wollte, wie man hundertmal mehr sagen könnte, daß die gottverlobte Jungfrau unsrer Tage sich solches Ziel stecken muß und die Sache nicht geringer nehmen darf; denn die Unsechtung, alles geringer zu nehmen, kommt dem alternden Menschen ohnedies oft genug, da gehört her, daß man die Ziele nicht erbleichen läßt, die in der Jugend leuchten. Es ist notwendig, daß ihr Töchter der protestantischen Kirche immer mehr in euern Beruf und Ziel hineinwachsen, so wird sich euch eine Macht der Tradition schaffen, und was ihr durch euer Wort und Beispiel festgehalten habt, das wird euern Nachfolgerinnen leichter gehen, es wird allmählich die gottverlobte protestantische Jungfrau in ihrer Freiheit, in ihrem freiwilligen Gehorsam und freiwilligen Armut eine Macht werden und es wird das zum Heil der ganzen Kirche gereichen, denn wenn ihr durch euer Wort und Beispiel in dieser Sache durchdringt, habt ihr mehr getan als die Reformatoren, die die Ehe zwar erhoben, aber der Jungfrau Schleier und Ring und Krone genommen haben, und das sollt ihr wieder erlangen in der Gottverlobtheit und in der Gottverlobtheit fröhlich sein. Denkt an die Worte eures alten Rektors, sie sind ja nicht altjüngferlich, sondern stammen aus einem blühenden Leben der hl. Schrift, denkt daran, sprecht miteinander davon, dann werdet ihr das Leben und das Christentum auch erreichen; die nach dem Sinn des Apostels leben, werden Sieg in allen Stücken leicht erreichen. Denkt daran in der Jugend und wenn ihr alt werdet, und laßt das Erbe nicht verlorengehen, das euch angetragen wird. Es ist wahrhaftig wert, daß unsre Mädchen leben, um ihren Standesgenossen solche Wahrheiten zu vermitteln und in die Seele zu prägen. Amen.

16.

Von Kleinkinderschulen

Ein Diktat für die Diakonissenschülerinnen von Neuendettelsau

1868

Vorwort

Dies Diktat, das im Diakonissenhause dahier seit vielen Jahren gebraucht wird, um Diakonissenschülerinnen zu Kleinkinderschulen anzuleiten, erscheint hier im Drucke, damit das Abschreiben erspart werde. Es geschieht nach Wunsch und Antrag der Lehrdiakonissin, welcher seit langer Zeit die Aufgabe oblag, in Kinderschulen einzuleiten. Ihr und ihren Schülerinnen wird so Zeit und Mühe erspart. Daß das Diktat somit an die Öffentlichkeit tritt,

ist zufällig. Wir haben ja nebenher die Kaiserswerther Schriften immer gebraucht und werden es ferner tun. Sieht etwa von da aus ein ferner Stehender auch die Dettelsauer Führung an, so wehren wir es nicht. Wir wehren es auch nicht, daß unsere Sache ans Licht trete, im Falle sie irgend bedürfte, vom Lichte gestraft zu werden. Gott fördere alles Wahre und Gute und vernichte alles, was nichts taugt bei uns und andern! Amen.

Neuendettelsau, 4. Juli 1868

W. Löhe

Von der Kleinkinderschule

I.

Die Kleinkinderschule ist, wie der Name sagt, eine Schule für kleine Kinder, d. i. für solche, welche zur deutschen Schule noch nicht pflichtig sind, die das sechste Lebensjahr noch nicht erreicht haben. Die Kleinkinderschule ist aber auch eine wirkliche Schule. Kinder, die man noch gar nicht lehren kann, die man noch nicht schulen kann, gehören etwa in eine Kleinkinderbewahranstalt oder in eine Krippenanstalt, aber nicht in eine Kleinkinderschule*). Man kann also im ganzen sagen: die Kleinkinderschule ist eine Anstalt für unterrichtsfähige, aber für die deutsche Schule noch nicht reif gewordene Kinder.

II.

In den früheren Zeiten gab es in unserm Vaterlande in dem gegenwärtigen Sinn nicht einmal deutsche Schulen, Kleinkinderschulen aber gar nicht. Man hielt es zu sehr für Pflicht der Eltern, ihre Kinder in der ersten Zeit des Lebens selbst zu erziehen und zu lehren, als daß man es für schädlich und gut gehalten hätte, dieselben vor dem Eintritt in die deutsche Schule in eine Vorschule zu schicken.

Die Kleinkinderschule ist eine Schöpfung der neueren Zeit, und es fragt sich nur, ob sie zu loben oder zu tadeln ist. „Die erste Kinderschule wurde 1779 in Waldbach von dem bekannten Pfarrer Oberlin errichtet; eine der ersten Kleinkinderlehrerinnen war Luise Scheppler.“ — S. Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder in Kleinkinderschulen und Familien von J. Fr. Ranke, S. 188 2. Aufl. — „Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts sind in vielen Ländern, besonders in Deutschland, England und Frankreich eine Menge von Anstalten gegründet worden, deren gemeinschaftliche Tendenz es ist, jüngere, noch nicht schulpflichtige Kinder zu beaufsichtigen, zu pflegen usw.“ S. Schmidts Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens III. S. 30**).

*) Wiefern dabei dennoch wahr ist, daß Kleinkinderschulen keine Schulen sein sollen?

**) Wenn zur Zeit unserer Väter, schon im vorigen Jahrhundert Privatschulen für Kinder gehalten wurden, die noch nicht in die öffentlichen Schulen, die es in den Städten gab, gingen, so hatte man sich eben über das Alter der Schulpflicht noch nicht geeinigt, und die Eltern wollten einfach der Not enthoben sein, ihre Kinder beständig beaufsichtigen zu müssen. Sie wollten sie aus den Füßen haben; darum gab man sie der Mamsell X. oder Y., bis sie in die Schule kamen.

III.

Ein Volk, unter welchem, wie z. B. in Norwegen, die Eltern die Kinder selbst unterrichten und unterrichten können, steht in der Bildung weit höher als ein solches, in welchem alle Lehre und aller Unterricht Sache eines besonderen Standes wird. Bei uns ist es bereits dahin gekommen, daß wir froh sein müssen, einen besonderen Lehrerstand zu haben, weil die Unnatur unseres Lebens es vielen Eltern nicht gestattet, zu lehren, und vielen unmöglich macht, auch nur die Fähigkeit dazu zu erwerben, ja, alle Lust dazu erstirkt. Gäbe es keinen besonderen Lehrerstand, so würde bei unseren Verhältnissen die Jugend ohne allen Unterricht aufwachsen. Da nun die Unnatur des Lebens immer zunimmt, so wird es nicht bloß den Vätern, sondern auch den Müttern immer mehr zur Unmöglichkeit, ihre Kinder auch nur in den ersten Lebensjahren selbst zu unterrichten oder auch nur zu erziehen. In Frankreich ist es vielen Müttern nicht einmal mehr möglich, die Säuglinge und jüngsten Kinder zu bedienen und zu ziehen; daher wurde es in der neuen Zeit notwendig, daß Kleinkinderschulen, Kinderbewahr-, Kinderwart- und Krippenanstalten die Pflichten der Eltern übernehmen. Diese Anstalten sind notwendig geworden und man darf sie in Anbetracht der Notwendigkeit und des Segens, den sie stiften können, nicht einmal mehr notwendige Uebel nennen. Sie sind unverdiente Gnaden und Wohlthaten für eine böse Zeit, in welcher immer mehr das Familienleben erstirbt und das ganze Leben sich verkehrt.

IV.

Die Kleinkinderschule ist wie gesagt eine Schule, aber sie befaßt sich nur mit Kindern, welche zur öffentlichen Schule noch nicht reif sind, und vertritt in allen ihren Leistungen die Eltern, insonderheit die Mütter^{*)}. Daraus ergibt sich ihre Aufgabe und deren Grenzen. Sie lehrt, aber sie lehrt nicht wie die deutsche Schule und vielfach auch nicht was die deutsche Schule, sie lehrt, was und wie die Mutter ein noch nicht schulpflichtiges Kind lehren kann und soll. — Das, was sie lehrt, und das Maß der Lehre ist also den Müttern abzulernen. Eine Mutter lehrt die noch nicht schulpflichtigen Kinder nicht halbe Tage lang, oder auch nur Stunden lang. Das Lehren ist überhaupt für das noch nicht schulpflichtige Kind das noch seltenere Erziehungsmit-
tel. Da nun die Kleinkinderschule die Kinder für den größeren Teil des Tages aufnimmt, so kann sie auch nicht die ganze Schulzeit auf Leh-

*) Pestalozzi's „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, und Buch der Mütter. Fr. Köhler's Mutter-
schule. Berlin, bei G. Reimer 1840. Schmid a. a. O. III S. 37 f.

W. Die Friedr. Fröbel'schen „Kindergärten“ liegen den Bestrebungen der christlichen Barmherzig-
keit viel zu fern, als daß sie hierher gehören könnten. Sie gehen über die Notwendigkeit der Zeit
hinaus und wollen nicht einfach die Nothilfe leisten. Sie sind eine mißlungene Art von Theorie
und Praxis der Erziehung kleiner Kinder. Sie sind und wollen etwas ganz anders als die Klein-
kinderschule. — Friedr. Fröbel, geb. in Oberweißbach im Fürstenthum Rudolstadt 21. April 1782,
gest. in Liebenstein 21. Juni 1852.

ren verwenden: was die Mutter nicht tut und nicht tun kann, kann und tut auch die Kleinkinderschule nicht. Sie muß also bei der Mutter weiter fragen, was die außer dem Lehren vornimmt. Die Antwort wird sein: eine Mutter beschäftigt ihr Kind mit passendem Spiel und angemessener Arbeit; eine Mutter gewöhnt ihr Kind nach Leib und Seele zu allem, was sich schickt und was nötig ist; eine Mutter feiert und betet mit ihrem Kinde und gibt dadurch seinem Leben Wert und Aussicht auf die Ewigkeit. Das alles hat auch die Kleinkinderschule zu tun; sie lehrt nicht bloß, sie beschäftigt, sie gewöhnt, sie führt in das Leben vor Gott und mit seiner Kirche ein. Das sind die Aufgaben, die eine Kleinkinderschule hat, und wie sie eine jede lösen soll, das wollen wir nun in gesonderte Betrachtung nehmen, und zwar steigen wir vom Geringeren zum Größeren an und zeigen

- | | |
|-----------------------|-----------------------------|
| 1) die Gewöhnung, | } in der Kleinkinderschule. |
| 2) die Beschäftigung, | |
| 3) die Lehre, | |
| 4) das Gebetsleben | |

V.

1. Die Gewöhnung

Die Gewöhnung beginnt in der Kleinkinderschule mit einer Entwöhnung. Das Kind, welches vom Hause kommt, ist gewöhnt, mit den Seinigen umzugehen und sich so frei zu bewegen, wie es zwar im Hause, aber niemals in der größeren Gemeinschaft einer Schule sein kann. Da gilt es also, Vater und Mutter zu entbehren und die ganze häusliche Umgebung; es gilt, still zu sitzen und nach dem Befehl einer Lehrerin zu tun oder zu lassen. Geht es nun bekanntlich schon Erwachsenen schwer, sich also zu entwöhnen, wieviel mehr den Kleinen? Weinen die Großen, warum nicht die Kleinen? Stellen sich jene ungebärdig, warum sollte man nicht Geduld haben mit diesen? Freundliche, unermüdliche, starke Geduld ist hier die Tugend der Lehrerin, welche ihr zu wünschen ist. Auch die Lehrerin hat es hiebei gar nicht allein mit den Kleinen zu tun, sondern oft auch mit den Eltern, die bisweilen ebenso bewegt und gerührt sind als die lieben Kinder. Da muß die Lehrerin auch die Eltern überwinden und sie durch Gründe und freundlich ausharrende Ermutigung dahin bringen, daß sie nicht vor Weh und Leid ihre Kinder daheim behalten, sondern in Gottes Namen warten, bis die traurige Periode vorüber ist und Eltern und Kinder sich der Kleinkinderschule freuen lernen. Erst wenn man so weit in der Gewöhnung vorgeschritten ist, ist die Bedingung gewonnen, ohne welche keine Kleinkinderschule etwas leistet. Auch die Gewöhnung zu jenem Gehorsam, vermöge dessen man sich einer Lehrerin aufs Wort fügt, ist keine Kleinigkeit. Es werden aber der Lehrer und die Lehrerin von Talent datan erkannt, daß sie mit Langmut nach dem Gehorsam ihrer Kinder ringen. Die meisten Lehrer und Lehrerinnen werden dieser schweren Arbeit bald müde, und statt die

Kinder zum Gehorsam zu bringen, lassen sie sich von den Kindern zu geringeren Anforderungen gewöhnen, daß sie es am Ende gar nicht mehr merken, wenn sie selbst von den Kindern gegängelt werden und es um sie her tummelt und tobt. Daher ist es auch mit den meisten Schulen und deren Leistungen von vornherein eine traurige Sache und keine Hoffnung. — Die Lehrerin kann je nach Beschaffenheit der Kinder verschiedene Mittel anwenden, um sie zum Gehorsam aufs Wort zu gewöhnen; aber dahin bringen muß sie's; bevor sie das erreicht hat, leistet sie nicht viel.

Im Gehorsam gegen das Wort ist schon etwas anderes eingeschlossen. Unsere gütigen Land- und Stadtleute glauben nämlich, sie seien gar nicht einmal väterlich und mütterlich gegen ihre Kinder gesinnt, wenn sie sie nicht den ganzen Tag essen lassen. Müssen auch die vielgeplagten Zähne ein Viertelstündchen vom Kauen ausruhen, so muß doch in der linken Tasche ein Stück Brot auf Vorrat vorhanden sein, damit man bei der ersten Erinnerung der Möglichkeit, weiteressen zu können, die Arbeit aufs neue fortsetzen könne. O große Wohltat für ein Kind, eine Lehrerin zu haben, welche es gewöhnt, das Leben nicht als eine Speiseanstalt Gottes anzusehen, sondern in der Speise nur eine notwendige Lebensbedingung zu erkennen, zu rechter Zeit zu essen und immer nach dem rechten Maße. Ein immer voller Magen verursacht alle mögliche Unbequemlichkeit und Schmerzen des Leibes, macht untüchtig und unlustig zum Lernen und zum Gehorchen. An vielen Kindern würde die Erziehung eine ganz andere Frucht tragen, wenn das immerwährende Hindernis des vollen Leibes aufhörte. Hier ist ein herrliches Ziel der Kinderschule, welches in das spätere Leben hinein Früchte trägt für Leib und Seele. — Der größte Triumph ist es freilich, wenn Ordnung und Maß in Speise und Trank nicht bloß die Frucht der puren Gewöhnung ist, sondern je mehr und mehr das Kind selbst bewußtermaßen sich mit der Lehrerin vereint zum edlen Zweck der Mäßigkeit.

Bei der Gewöhnung des Kindes hat man auch ein Hauptaugenmerk auf die Reinlichkeit zu richten und zwar auf die innerliche und äußerliche. Die innerliche Reinlichkeit ist jedoch nicht mit der Reinigkeit der Seele zu verwechseln. Wir haben nichts anderes im Sinn als die Reinlichhaltung der inneren Teile des Leibes, der Eingeweide, auf welche hingedeutet und sie zum Nachdenken empfohlen zu haben genug sein mag. Ein reines Herz, wenn es vorhanden wäre, sollte den Menschen an und für sich auch zur Reinlichkeit treiben; aber das gesamte menschliche Wesen und die Vollkommenheit des Menschen ist Stückwerk, daher auch nicht immer die Reinigkeit Reinlichkeit zur Folge hat und auch bei dem Menschen, der bereits Reinigkeit liebt, Erziehung zur Reinlichkeit noch ganz an der Stelle ist. *) Fragt

*) Bei wie vielen ländlichen Haushaltungen ist es mit dem Christentum voller Ernst, und doch ersticken sie fast im Schemel. — Der nordamerikanische Indianer ist ein Christ, aber er läßt sich eher aus Florida vertreiben, ehe er Civilisation annimmt. — So ein großer Weg ist von dem Christentum zur rechten äußern, vielmehr inneren Bildung. Und doch existirt das Christentum, das sich der Anforderung der äußern und innern Bildung entschlägt.

man: wer ist reinlich? so kann man darauf nie antworten: „Derjenige, welcher nie unrein wird“, sondern man muß sagen: „Derjenige, welcher die unvermeidliche Verunreinigung des Leibes beständig und ohne Aufenthalt von sich tut.“ Die Reinlichkeit ist also eigentlich kein Zustand, sondern ein unablässiger Fleiß, einen Zustand der Reinheit herzustellen und zu erhalten, der auf der Stelle verloren geht, sowie der Fleiß nachläßt. Es muß daher dem Menschen von Jugend auf eingeprägt werden, daß unter die unablässigen und unaufhörlichen Geschäfte des Lebens von der Jugend bis zum Grabe die Bemühung gehört, den eigenen Leib rein zu erhalten. Zu dem hier geforderten Fleiß muß aber der Mensch von Jugend auf gewöhnt werden, und durch treue Gewöhnung ist eine unertöliche Gewohnheit herzustellen, das ist es, was von einer Lehrerin in der Kleinkinderschule gefordert werden muß.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob man es nicht auch in der Reinlichkeit zu weit treiben könne, und ganz vergeblich und unnütz ist diese Frage nicht.

Es könnte aus der Gewöhnung auch hier anstatt einer edeln Gewohnheit eine Verwöhnung entstehen, so daß es am Ende der armen Seele unerträglich würde, auch nur vorübergehenden Staub des Lebens am Leibe zu wissen. Da könnte es kommen, daß jemand vor lauter Reinlichkeit keinen Schmutz entfernen möchte, und der auf diesem Weg sich erzeugende Ekel vor allem Staub und Schmutz könnte dahin wirken, daß man allen Staub und Schmutz liegen ließe, zunehmen und wachsen, bis man endlich vor lauter Reinlichkeit im Schmutz ersticke. Wenn aber auch die Liebe zur Reinlichkeit nicht so geradehin zum Gegenteil führt, so könnte sie doch auf eine andere Seite hin zu einer Lebensplage werden. Es kann sich das Auge so sehr zur Beachtung jedes Stäubleins schärfen, die Hand so sehr gewöhnen, jedes Stäubchen zu entfernen, daß reinigen aufhört, e i n e s von den v i e l e n Geschäften des Lebens zu sein, und alle Kraft und Zeit verzehrt. Der Mensch muß wissen, daß auch in diesem Stücke auf Erden nur Stückwerk zu erreichen ist. Das rechte Maß muß auch hier gefunden werden; es gehört zu den täglichen Demütigungen, die wir mit Dank hinnehmen und zur wirklichen Demut benützen sollen, bei allem Fleiß der Reinigung doch immer nicht alles so reinlich herstellen zu können, als es wohl wünschenswert wäre. Wir in unsern Gegenden werden uns allerdings gar noch nicht zu mäßigen haben; wir dürfen noch vorwärts gehen; aber wenn wir von h o l l ä n d i s c h e r Reinlichkeit hören, dünkt es uns doch, als ginge man dort übers Maß.

Wodurch hält man den eigenen Leib reinlich? Allerdings kann man da verschiedene Mittel der Reinlichkeit angeben. Dieselben zusammenfassend könnte man sagen:

- 1) Man hüte sich, sich ohne Not schmutzig zu machen, damit man nicht allzuviel Schmutz wegzuräumen habe;
- 2) den unvermeidlichen Schmutz entferne man aufs beharrlichste und fleißigste.

Es wird auch niemand die Wahrheit verkennen, welche in diesen beiden Sätzen liegt; doch werden auch alle übereinstimmen, wenn wir an diesem Ort uns nur auf eine gewisse Ausführung des 2. Satzes beschränken. Wir haben es da außer dem Fleiße der Reinigung hauptsächlich mit dem Mittel für dieselbe zu tun, mit dem Wasser. So wie zu dem genauesten Fleiße der Reinigung nicht genug gemahnt werden kann, so kann man die Menschen nicht genug abmahnen von ihrer törichten Furcht vor dem Waschwasser. Ein Mensch, der die Reinlichkeit liebt, sollte wenigstens wöchentlich einmal feierlich Gott danken, daß er die edle Kreatur des Wassers geschaffen hat, und sich selbst wie dem Schöpfer das Gelübde erneuen, dies fromme, segensreiche Wasser zu benützen, auch wenn es kalt ist. Es ist wahr, der Gebrauch des Wassers erfordert unter andern auch Verstand und Vorsicht; aber welche Kreatur erforderte das nicht, und welcher geriete es zum Tadel, daß man sie mit Verstand und Vorsicht gebrauchen muß? Mit Verstand und Vorsicht gebraucht aber bewirkt das Wasser nicht bloß das Abtun des Unflats am Fleisch, sondern auch Gesundheit, und verbütet Krankheit; daher es der Vorsicht und dem Verstande, aber auch dem Fleiße und der Beharrlichkeit einer Kleinkinderlehrerin gar wohl zu empfehlen ist, ihre Kleinen zum fleißigen, sowohl innerlichen als äußerlichen Gebrauche des Wassers (zum Wassertrinken und Waschen) wie zum Abscheu vor allem Schmutze zu gewöhnen.

Die Vorsicht sagt: mach den Anfang in gesunden Tagen des Kindes und im Sommer; die Weisheit setzt hinzu: suche eine Gewöhnung zu erreichen auch für den Winter. Sie schließt: sei kein halsstarriger Narr, weder in dem einen Stück noch in dem andern.

Ein fernerer Punkt, in welchem Gewöhnung notwendig eintreten muß, ist die Arbeit oder vielmehr die Beschäftigung. Nichts gewöhnt sich leichter als Müßiggang, aber auch in keinem Stück kann Gewöhnung von Jugend auf siegreicher werden als im Fleiße und in der Arbeit. Wir werden späterhin auf die Beschäftigung des Kindes weitläufiger zu sprechen kommen in anderer Rücksicht; hier an diesem Orte soll sie bloß als ein Ziel der Gewöhnung kürzlich erwähnt sein. Ein Stufengang vom Leichterem zum Schwereren ist hiebei allerdings einzuhalten, nicht die Größe der Leistung, sondern daß nur et was geleistet werde, ist das Ziel, was auch für die Kleinkinderschule unverrückt im Auge zu behalten ist.

Mehr dürfte hier die Gewöhnung zu einem schicklichen und schönen Benehmen hervorgehoben werden. Landesbrauch und Sitte der Zeiten sind sehr verschieden, aber es gibt dennoch vieles, worüber man allenthalben übereinstimmt, daß es schicklich oder unschicklich sei, und es dürfte daher bei aller Achtung vor dem väterlich ererbten Brauch doch schon nach dieser allgemeinen Übereinstimmung manches korrigiert und verbessert werden, was sich bei unserm guten Volke findet. Der ererbte Brauch namentlich unserer Landleute und der niedrigen Klassen in den Städten ist oft geradezu unschicklich zu nennen, so daß man gegen ihn angehen

muß. Man hat eine heilige Verpflichtung, die Jugend nicht bloß zum Wahren und Guten, sondern auch zum Schicklichen und Schönen zu erziehen. Es wird daher eine Kinderlehrerin vor allen Dingen die gesamte Sitte und den Brauch der Gemeinden kennen lernen müssen, in welchen sie arbeiten soll. Schon diese Aufgabe dürfte nicht allzu leicht sein, da sich die Landleute und niedrigen Stände von den ihnen überlegenen höheren zurückziehen und zu verhüllen pflegen. Man kann Jahrzehnte in einer Gemeinde gelebt haben, ohne daß man den Brauch und die Sitte derselben vollständig erkannt hat: dies soll bloß gesagt sein, um die Aufgabe nach ihrer Schwierigkeit hinzustellen. Unmöglich zu leisten ist sie deshalb nicht, zumal für Frauen, also auch für Kleinkinderlehrerinnen, die ihren Wirkungskreis so ganz in Mitte des Volkes haben. Frauen haben bekanntlich für solche Dinge auch einen sehr offenen Sinn und scharfe Augen. Man wird sich nicht lange mit der Aufgabe beschäftigt haben, so wird man das hervorragend Unschöne der Sitte eines Ortes oder einer Gegend erkennen. Sobald man so weit ist, beginnt die Arbeit der Gewöhnung und Entwöhnung. Dabei muß man sich allerdings hüten, daß man nicht allenfalls die eigne Gewöhnung zum Muster und Maßstab für jede andere macht und den von Jugend auf selbst eingeübten Brauch so ohne weiteres den Schülern und Schülerinnen aufdringt. Z. B. die Kleidung und leibliche Gewöhnung des Städters ist kein Maßstab für den Landbewohner, welchem man vielleicht alle seine Lebenseinrichtungen getrost lassen darf, wenn man ihnen nur Schmutz und Roheit nimmt.

Besonders zu erwähnen dürfte es sein, daß das Kind zur Zuverlässigkeit und Gefälligkeit, zum Gebrauche eines edlen Ausdrucks, zu schönem Gruß, zu einfach schönem Gang und Haltung des Leibes gewöhnt werden muß*), sowie daß es entwöhnt werden

*) Die Landkinder, die im Sommer barfuß gehen, sind nicht anzuleiten, immer in Strümpfen und Schuhen zu erscheinen. Sie bleiben bei ihrem Brauch. Sie werden für ihr Volk erzogen und so wie ihr Volk. Nicht bloß schadet es ihnen nichts, sondern sie haben Nutzen. Ihre Gewöhnung ist die bessere und gesündere, wenn nur das Auge der Lehrerin gegen den möglichen Schaden wacht. Aber freilich die Keinslichkeit der Füße muß gepflegt werden, und das kann auch sehr leicht geschehen. Die Stadtkinder, die ihre Füße immer in Strümpfen und Schuhen stecken haben, haben es nicht leichter, sondern schwerer, die Füße rein zu halten, da Schweiß, Staub und Schmutz durch die Gewöhnung der Städter nur mehr verborgen und zugebedt ist. Auch gleichen die Füße der Stadtkinder durch verkehrte Gewöhnung häufig den Schwämmen, die die Feuchtigkeit an sich ziehen und die Veräufung befördern, während der bloße Fuß der Landkinder nicht bloß reinlicher, sondern auch gesünder und schöner geblüht. Auch ist der bloße Fuß eine Anleitung zum schönern Gang. Das Stadtkind geht, wie es Schuh und Stiefel erlaubt. Das Landkind fählt mit seinem bloßen Fuß, fählt damit nach allen Seiten, gebraucht seine Glieder, geht leicht, naturgemäß und schön. — Ähnlich ist es mit den Bevölkerungen, die auf dem Kopfe tragen. Sie müssen Balance halten, Arm und Fuß brauchen, dürfen nicht gebückt noch krumm gehen. Die Gewöhnung von Zugend auf befördert den schönen Gang. Daß Kropf entstehe, ist leicht zu vermeiden. Daran z. B. zeigt sich, wie ganz in der Ordnung es ist, die Landkinder in ihrer Weise heranwachsen zu lassen. — Wo man Landkinder anders als ländlich erziehen will, muß man ihnen auch für die Zukunft andere Verhältnisse sichern können, sonst befördert diese Erziehung nicht Glück, sondern Unglück. Das sieht man an so vielen armen Kindern, die von vornehmen Frauenzimmern wie Puppen erzogen werden. Sie werden mit unnötigen Bedürfnissen vertraut und hernach elend an Leib und Seele werden, weil sie doch keine reichen und vornehmen Kinder werden dadurch, daß man sie verwöhnt.

muß von selbstüchtigen Ausdrücken, Schimpfworten, Geschrei, Stuch und Schwur, unsauberer Rede von Stall und Abtritt hergenommen, was alles schon frühzeitig von den älteren auf die jüngeren überzugehen pflegt. Da gibt es allerdings genug zu tun und es bedarf einer großen Kraft und Beharrlichkeit der Lehrerin, wenn sie nur einigermaßen durchdringen will. Auch gilt es hier nicht bloße Strenge, sondern eine Bewältigung der Seele durch Freundlichkeit, Goldseligkeit und Liebe der Lehrerin. Es ist in diesem Stücke namentlich zu merken, daß man nichts leisten kann noch geben, was man nicht selbst hat. Ein ungebildeter Mensch kann keine Bildung mittheilen. Ein Satz und Wort, die vielleicht niemand öfter und besser hervor- gehoben hat als Bischof Sailer.

VI.

2. Die Beschäftigung

des Kindes ist theils Arbeit, theils Spiel. Die Kinderlehrerin hat darauf zu sehen, daß das Kind auf eine von beiden Weisen immer beschäftigt sei. Völlige Ruhe hat der Mensch außer dem Schlafe nicht und soll sie nicht haben. Am Tage tritt nur ein Wechsel der Beschäftigung ein, so beim Erwachsenen wie beim Kinde, und in der Abwechslung besteht die Erquickung. Auch beim Erwachsenen wechselt Arbeit und Spiel, denn die Erholung, welche jedermann dem Erwachsenen gönnt und rät, ist in eine Klasse mit dem Spiel zu setzen und ist ebensowenig wie das Spiel ein völliges Ausruhen der Kräfte, sondern hat ein Maß von Arbeit, Beschäftigung, Spiel in sich selbst.

In der allerersten Zeit des Kinderlebens ist schier alle Beschäftigung nichts als Spiel. Man sieht vom Nutzen, welchen das Spiel bringt, gänzlich ab und hält schon das für Nutzen genug, daß das Kind durchs Spiel an Beschäftigung gewöhnt wird. Ein Kind, welches in den ersten Jahren des Lebens nicht spielt, kann Angst für seine Zukunft einslößen. Kindheit und Spielen gehören zusammen. So das Vorhandensein des Arbeitstriebes wie der Phantasie können bezweifelt werden, wenn das Kind am Spiel keine Freude hat.

Ist das Kind ans Spiel gewöhnt, so wird es allmählich zu einem Wechsel zwischen Spiel und Arbeit angeleitet. Wir verstehen hier unter Arbeit zunächst weiter nichts als Beschäftigung, welche nicht pures Spiel ist, d. h. nicht bloß geschieht, um zu unterhalten und zu beschäftigen, sondern bei welcher auch irgend ein Nutzen für andere im Auge behalten wird, oder doch ein Nutzen für den, der beschäftigt wird. Das Kind wird, wohl geleitet, von der Arbeit nicht zurückschrecken, sondern sich von derselben angezogen fühlen, und zwar gerade deshalb, weil ihm dabei die Süßigkeit kundwird und die Befriedigung, welche für alle Menschen im Nutzenschaffen liegt. Es wird sich das Kind freuen, wenn es etwas Nützliches und Dienliches vollbringen kann, und wenn es auch immer wieder gern zum puren Spiel zurückkehrt, so wird ihm dasselbe doch je länger je

weniger vorherrschendes Bedürfnis sein. Die Weisheit der Lehrerin wird es nicht bloß sein, einen richtigen Wechsel zwischen Spiel und Arbeit einzuhalten, sondern die rechten Arbeiten und die rechten Spiele zu erwählen und unter ihnen selbst eine richtige Abwechslung eintreten zu lassen. Unser ganzes Leben ist ein Wechsel der Arbeiten und Zustände und kann nichts anders sein. Wir vertragen ein und dieselbe Arbeit, ein und denselben Zustand selten lange ohne Erschlaffung, während durch den Wechsel selbst Kraft und Geschmaç für alles erneut und der Wille allseitig gestärkt wird. Es muß zwar auch der Wechsel nicht allzu häufig sein und das Gesetz einer weisen Sparsamkeit auch in ihm festgehalten werden, aber bei gehöriger Vorsicht und Weisheit ist im Wechsel Leben.

Was nun zunächst die Arbeiten des Kindes anlangt, so sollen sich dieselben so viel als möglich an die Schule selbst und ihre Bedürfnisse anschließen. Arbeitet das Kind für die Schule, so wird ihm dieselbe dadurch heimlich und schier wie ein Vaterhaus werden, denn das kennzeichnet ja das Haus, daß alle Glieder desselben es für in ihrem Interesse liegend erkennen, zum gemeinsamen Nutzen und Wohlsein beizutragen. Aus Liebe und Zusammengehörigkeit entsteht im Hause das Zusammenarbeiten, in der Schule aber kann nun umgekehrt aus dem Zusammenarbeiten Liebe zur Schule anwachsen. Man lernt die lieben, mit denen man arbeitet. Bei der Wahl der Arbeit ist also zunächst darnach zu sehen, daß die Kinder benützt werden, Ordnung, Reinlichkeit, das rechte Maß von Wärme und frischer Luft zu erhalten, den Schulapparat herbeizubringen oder zu säubern und zu entfernen u. dgl. Die Lehrerin hat all' ihre Kleinen dahin anzuleiten, daß es ihnen große Freude werde, ihre Schule zu einem behaglichen Aufenthalt zu machen und so zum Gedeihen der Lehre mitzuarbeiten. Dabei könnte in einer Schule, welche Kinder von beidem Geschlecht umfaßt, die Arbeit je nach Geschlecht verteilt und jedem Geschlecht zuerkannt werden, was je nach allgemeinem Brauch auch unter Erwachsenen ihm zuzuerkennen ist.

Wenn nun aber gleich diejenigen Arbeiten, welche mit der Schule zunächst in Verbindung stehen, in erste Reihe kommen und auf sie am allermeisten gesehen werden muß, so wird doch damit die Zeit nicht ausgefüllt, und es muß Rücksicht auf andere Arbeit genommen werden, für welche das Kind erzogen werden soll. Diese Arbeiten werden teils solche sein, die im Hause geschehen, teils andere, welche im Freien vorgenommen werden müssen. Wir wollen versuchen, eine Reihe von solchen Arbeiten zu nennen, wobei ich mir die Erlaubnis ausbitte, solche Arbeiten, welche man allenfalls auch unter die Spiele zu rechnen geneigt sein könnte, gleich hier mit vorzubringen. Ich bemerke zugleich, daß diese Arbeiten nach der Erfahrung mehrerer urteilsfähiger Freunde, die auch selbst in diesem Fache der Kinderschule arbeiten, empfohlen werden und daß unter diesen Freunden einer der urteilsfähigsten hervorgehoben hat, daß alle und jede unter sorgfältiger Aufsicht geschehen sollen. Ohne Aufsicht arbeiten tötet alles Streben und erzieht nicht.

I.

Beschäftigungen im Haus

- 1) Leinwand zu Scharpie zupfen,
- 2) seidene Fleckchen zupfen.

Diese zwei werden vorangestellt, weil sie leicht, angenehm und nützlich sind. Sie sind so leicht, daß auch sehr kleine Kinder damit beschäftigt werden können. Sie sind so angenehm, daß im vorigen Jahrhundert, wie man aus der Spinnstube von Möser ersehen kann, vornehme Herren viel Geld darauf wendeten, sich Gewebe zu kaufen, um es zum Zeitvertreib wieder aufzulösen. Sie sind so nützlich, daß Kranke und Gesunde daran profitieren können. Doch mag die Lehrerin achtgeben, daß nicht das Zupfen mehr zu einer bloßen Reinigung schmutziger Hände diene, statt zur Vereitung einer reinlichen Wohlthat für Kranke und Gesunde.

- 3) Rogghaar zupfen,
- 4) Papier zupfen.

Diese beiden Arbeiten werden ihrer Leichtigkeit wegen mit vornean benannt, obwohl man weiß, daß sie nicht überall anzuwenden sind.

- 5) Hülsenfrüchte austernen,
- wobei jedoch achtzugeben ist, daß nicht der Gaumen der Kinder versucht werde, sondern eine Schule heilsamer Enthaltbarkeit mit der Arbeit verbunden sei. Auch schnupfen die Kinder gerne Erbsen und Bohnen in die Nase oder bringen sie in die Ohren.

- 6) Erbsen, Linsen und andere Körner auslesen,
- eine sehr leichte Arbeit, bei welcher das Kind, wenn sie unter Aufsicht geschieht, im kleinen lernen kann, wie man verschiedene Dinge unterscheiden, voneinander trennen, sauber und reinlich arbeiten muß.

- 7) Garn wickeln,
- 8) Schnüre klöppeln,
- 9) Knüpfen mit Spagat,
- 10) Schnüre flechten,
- 11) Stroh flechten,

- 12) aus den geflochtenen Strohbändern Matten und Deckchen fertigen,

- 13) Bändchen wirken,

- 14) Bilderbögen illuminieren,

wobei sich allerdings viel Sinn für Form und Farbe erwecken und pflegen läßt.

- 15) Gänsefedern schleifen, wenn man nämlich Federn hat,
- 16) Papier ausschneiden,
- 17) Krämertüten pappen usw.

Es versteht sich von selber, daß man je nach Alter, Kraft und Geschick das eine und das andere anwenden wird, sowie, daß eine Lehrerin mit Berücksichtigung der besondern Eigentümlichkeiten jeder Gegend noch viele andere Arbeiten selbst finden kann, welche ebenso gut sind wie die bereits genannten.

Stricken, zwirnen, ausnähen von aufgezeichneten Figuren mit buntem Faden und dergleichen stehen obnehin im Gedächtnis einer Lehrerin für größere Kinder.*)

II.

Arbeiten im Freien

- 1) Steine von Aekern sammeln,
- 2) Wege reinigen,
- 3) Unkraut ausjäten,
- 4) Blumen kennen, suchen und pressen lernen,
- 5) lebendige Blumen und Gewächse pflanzen,
- 6) nützliche Kräuter sammeln,
- 7) je nach der Jahreszeit Strauch- und Hülsenfrüchte sammeln, wobei es sich von selbst versteht, daß die Enthaltsamkeit der Kinder zu üben ist.
- 8) Holz lesen und sammeln,
- 9) wo es Federvieh gibt, Federn sammeln,
- 10) im Garten gießen,
- 11) Erde auflockern.
- 12) Sehr empfohlen wird auch das Fahren mit Handschuhkarren, die kleine Kästchen haben, in denen man Sand für die Wege, Schutt von den Wegen u. dgl. führen kann.
- 13) Ebenso das Tragen mit Butten auf dem Rücken.

Die beiden letztgenannten Arbeiten sollen auch, weislich angewendet, sehr gesund und stärkend sein.

- 14) Holz machen und Holz zu Stößen fügen.

Dieses erfordert natürlich schon eine größere Kraft, und der es geraten hat, ging von dem Grundsatz aus, daß eine gehörige Ermüdung der Jugend nur nützlich sei, weil dadurch Mutwille und böse Lust getötet werde.

Wir gehen zu den Spielen über

Im allgemeinen wird man wohl den Grundsatz aufstellen dürfen: Je mehr das Spiel der Arbeit ähnlich ist, je mehr es Körperbewegung in sich schließt, je weniger es auf bloß innere Tätigkeit des Menschen dabei ankommt, desto mehr wird es zu pflanzen und zu wiederholen sein; je mehr es aber auf bloßer Phantasie und Witz beruht, je mehr es zu wählen gar kein Grund vorhanden ist, als daß es den Kindern auch ein Weilchen angenehm ist und ihnen Lust erregt, desto mehr hat man sich zu besinnen, ob es anzuwenden sei. Es gibt Spiele, welche auch die kindlichste Lehrerin nicht wohl lehren kann, ohne aufzuhören, Lehrerin zu sein, ohne

*) Zum Gebrauch zu merken: Seidel und Schmidts Arbeitsschule, 10 Hefte. Weimar. Böhlau. 1865. Der Kindergarten in Spielen und Beschäftigung. 12 Hefte mit 108 Abbildungen. Hamburg. C. Abler. (Gröbelsches System.) August Köhlers „Gröbelsches Faltblatt“. Weimar. Böhlau. 1862. (In untergeordnetem Maße kann man von allen lernen.) Frau Rosas Kinderstube von Thella Naveau. Stuttgart. Scheitlin.

selbst läppisch zu werden, und solche sollte man doch niemals wählen, solange der Zweck der Beschäftigung noch durch andere Spiele oder auf irgendeine andere Weise zu erreichen ist.

Wir wollen nun einmal wieder versuchen, einzelne Spiele auszuführen. Voran erwähnen wir die gymnastischen Spiele. Es befindet sich in unserm Hause über die gymnastischen Spiele ein eigenes Heft, welches einmal auf meine Bitten Herr Dr. Zahn zusammen schreiben ließ. Aus diesem kann sich die Schülerin überzeugen, was man unter gymnastischen Spielen versteht. Indem ich auf dieses Heft und andere Schriften und Bücher gleichen Inhalts*) verweise, nenne ich etliche Spiele, welche zur Aufklärung dienen können: das Ballspiel, das Ballonspiel, das Federballspiel, das Reisspiel, das Steinspiel, der Fangball, das Ringwerfen, Drachen steigen lassen, mit kleinen Windmühlen aus Kartenblättern laufen.

Man dürfte übrigens zu den gymnastischen Spielen wohl auch noch manche Spiele rechnen, die nicht genannt werden, z. B. das Wippen (schaukeln auf einem Balken), das Balancieren, das Seilchenspringen, das Ererzieren, das Schaukeln auf der schottischen Schaukel, wogegen aber die gewöhnlichen Schaukeln zu mißbilligen sind, weil sie leicht Anlaß zu geschlechtlichen Erregungen geben. Es dürfte wohl auch im allgemeinen das Turnen zu empfehlen sein, soweit es sich eben für kleine Kinder, zumal für verschiedene Geschlechter eignet. Ebenso würde das Regelschießen höchst unschuldig genannt werden können, wenn es nicht durch den elenden Mißbrauch, welchen die Welt davon gemacht hat, in Verruf gekommen wäre. Dieser Grund aber ist meines Erachtens stark genug, es zu lassen. Man könnte nun wohl auch sagen, daß nach demselbigen Grundsatz auch das Schießen mit der Armbrust, das Fahren mit dem Wagen und Karren zu verbieten sei, während man diese Dinge doch gestatte. Allein es ist dem nicht so, weil die genannten Spiele nicht so ausschließlich von Weltkindern und so leidenschaftlich geübt werden, also kein unterscheidendes Merkmal eines weltlichen Lebens sind.

Unter den genannten gymnastischen Spielen von Dr. Zahn befinden sich auch sonst manche, die man einfach den Bewegungsspielen beizählen kann. Zu diesen Bewegungsspielen gehören z. B. dergleichen berühmte Dinge wie Blindekuh, Katz und Maus u. dgl. Ich wollte die letztgenannten nur erwähnen, um den Anfang einer langen Reihe von Spielen dieser Art ins Gedächtnis zu rufen. Unter die Bewegungsspiele gehören auch viele von den Nachahmungsspielen. Von diesen sind manche sehr unschuldig und können gewiß zum Abwechseln auch einmal angewendet werden, wenngleich sie ihrer Natur nach weniger Wert für die Erzie-

*) Man kann auch aus Dr. Schrebers „Ärztlicher Zimmerymnastik oder Darstellung und Beschreibung der unmittelbaren, keiner Gerätschaft und Unterstützung bedürftenden, daher stets und überall ausführbaren heilgymnastischen Bewegung für jedes Alter und Geschlecht ufw.“, 45 Abbildungen, Leipzig, lernen.

herin haben können als die schon genannten. Dagegen aber leiten manche andere Nachahmungsspiele das Kind zur spottenden und karikierenden Nachahmung des Nächsten an, und eine fromme Lehrerin wird sich wohl scheuen müssen, den Spottgeist im Kind zu wecken oder zu erziehen. Überhaupt dürften Spiele zu mißbilligen sein, welche das Kind aus seinem kindlichen Gesichtskreise führen und die ohnehin nur zu sehr vorhandene Lust, bald groß und erwachsen zu scheinen, hegen und pflegen können, da es ja vielmehr sehr zu wünschen ist, das junge Volk je länger je lieber recht kindlich zu erhalten. Wenn z. B. Mädchen lange mit Puppen spielen, so wird man dazu gut sehen dürfen. Sie bleiben so lange kindlich, und doch geht das Spiel ganz in den dereinstigen wirklichen Beruf ein.

Von den bereits genannten Spielen unterscheidet man die Verstandesspiele, unter welchen z. B. das Messen mit Maßen, das Bauen mit Bauhölzern und Baubrettchen, das Zusammensetzen von Figuren und Bildern, das Aufstellen zinnener oder anderer Figuren oder gemalter Landschaften usw. auf Brettern usw., wie beim Geduldspiel und ähnlichen, gehört. Ohne Zweifel sind die genannten und ähnliche Verstandesspiele sehr zu raten. Auch das Aufgeben von Rätseln kann dienen, während andere sogenannte Verstandesspiele schon mehr ins Lappische gehen und geistlicher Weise einen eiteln Magen machen.

Eine Lehrerin, welche es wohl mit ihren Kindern meint, wird in den bereits angegebenen Spielen und Spielgebieten wahrscheinlich Abwechslung genug finden, und es dürfte vielleicht zum Schlusse hier nur noch erwähnt werden, daß der Anschauungsunterricht*) und die für denselben gebrauchten Mittel, z. B. gemalte Bilderbögen, Figuren (Arche Noahs), mit den Verstandesspielen sehr viel gemein haben, und obwohl sie sehr belehrend sein und geistig nützen können, dennoch leicht und angenehm gehalten werden können wie ein Spiel.

VII.

3. Die Lehre

Es ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, daß eine Grenze einzuhalten sei zwischen dem, was in der deutschen Schule, und dem, was in der Kleinkinderschule gelehrt wird. Der Kleinkinderschule ist zugewiesen, was im Haus die Mutter ihre Kinder lehrt. Vergleicht man nun aber das, was die Mutter ihre Kinder lehrt, mit der Lehre in der Schule, so kann es kommen, daß man rücksichtlich der Grenzen der Lehre in Kleinkinderschulen in eine Verlegenheit gerät, weil ja zwischen der Mutter und der Schule selber gar keine scharfe Abgrenzung rücksichtlich der Lehre ist. Eine Mutter

*) Außer den bekannten schönen Ehlinger Bilderbüchern besonders auch zu merken: N. Bohns Neues Bilderbuch. Anleitung zum Anschauen, Denken, Rechnen und Sprechen für Kinder von 2½ bis 7 Jahren. 26 color. Bilder, 2. Aufl. Gleichfalls Ehlingen bei Schreiber. C. Wilkes sechzehn Bildertafeln für den Anschauungsunterricht. Zu diesem R. Bormanns „Das Leben in Stadt und Land, in Feld und Wald“. Leipzig. S. Schulze.

hat die Macht, ihr Kind alles zu lehren, was sie kann und mag, ohne daß irgendeinem Schulinspektor oder Lehrer zustände, ihr zu wehren. Kann doch eine Mutter nach den Gesetzen der verschiedensten Länder ihr Kind ganz von der Schule zurückhalten, wenn sie nur Beweis geben kann, daß sie für dessen Unterricht sorgt, und wenn sie nur die Formen einhält, welche in dem Lande geltend sind. Daraus schiene denn hervorzugehen, daß man auch in der Kleinkinderschule lehren könne, was man sich getraut, den Kindern beizubringen. Allein wenn man sich in Unbetracht der Lehre in Kleinkinderschulen auf die Lehre der Mütter bezieht, so bestreitet man zwar den Müttern nicht die Macht, ihre Kinder selbst zu lehren; man kann das auch nicht wollen, da Gott den Eltern befohlen hat, die Kinder zu lehren; aber die Kinderschule hat ihre Schranken. Auch die Mütter müssen notgedrungen Schranken halten, aber wo sie sich Schranken zu setzen pflegen — aus Noth, da tritt für die Kinderschule Regel und Schranke ein durch Gebot und Weisheit. So befaßen sich z. B. die Mütter beim Unterricht der noch nicht schulpflichtigen Kinder insgemein mit dem Rechnen nicht weiter, als daß sie die Kinder zählen, zuzählen und abzählen lassen. Sie dürften wohl, aber sie thun's nicht. Ebenso pflegen sie die Kinder nicht schreiben zu lehren. Sie dürften wohl, aber es verbietet sich das von selbst, weil die meisten Mütter nicht so viel schreiben können, daß sie die Kinder in die Schule nehmen möchten. Ebenso pflegt die alte Sitte der Mütter, die Kinder selbst lesen zu lehren, allmählich ganz auszusterben, weil die Art und Weise, nach welcher sie selbst lesen lernten, das Lautieren ist, welches nachzuahmen den Müttern zu künstlich und zu wenig einfältig erscheint. Ähnlich die Kinderschule. Rechnen, schreiben, lesen — überläßt sie der deutschen Schule als Regel wie die Mütter aus Noth.

Dagegen aber lehrt jede bessere Mutter ihr Kind beten, ebenso Sprüche und Lieder, die heilige Geschichte und das Verständnis des Kirchenjahres. Was nun jede Mutter je nach dem Maße ihrer eigenen Bildung und ihres Geschickes mit ihren Kindern tut, daß soll in der Kleinkinderschule desgleichen geschehen, und zwar weil es eine Schule ist, mit Methode, mit größerem Geschick und in größerer Vollkommenheit der Leistung. Wir können also sagen: Die Kleinkinderlehrerin lehrt 1) beten, und zwar ebenso auswendig gelernte Gebete als freie Gebete; 2) Geschichten des Alten und Neuen Testaments, zuvor die Geschichte Jesu, dann die Geschichten der fünf Bücher Mose und Josuas; 3) sie lehrt den Lauf des Kirchenjahres verstehen, und zwar belehrt sie zuerst über den heiligen Tag, dann über die heilige Woche, dann über den Gang der ersten Hälfte des Kirchenjahres; 4) lehrt sie, je nachdem der Kalender es gibt, Lebensläufe anerkannter und ausgezeichneten Heiligen Gottes; 5) prägt sie den Kindern nach dem Lauf des Kirchenjahres Tages- und Wochen- und Festsprüche und Lieder ins Gedächtnis. Dazu kann man etwa setzen: da nicht ein Kind ist wie das andere, manches andern in den Gaben vorancilt,

so kann es wohl auch geschehen, daß ein fähiges Kind zum Lesen angeleitet wird, insonderheit wenn die Lehrerin mit Sicherheit voraussieht, daß das Kind wird lesen lernen, ehe es für die deutsche Schule reift, also dem Schullehrer rücksichtlich der Methode des Lesenlernens keine Erschwerung durch die Lehrerin gemacht wird. Auch wird eine Lehrerin die Kinder zählen, zu- und abzählen lassen.

Da eine Mutter das Kind bei seinem Heranwachsen nicht bloß in die Schätze des Gnadenreiches einführt, sondern es auch die natürlichen Dinge kennenlehrt und Anschauungsunterricht gibt, auch wenn sie von dem Namen und der Methode dieses Unterrichts nicht ein Wort gehört hat, so wird die Kleinkinderlehrerin diesen Unterricht methodisch geben, sei es nun, daß sie vom Nächsten zum Fernen oder vom Fernen zum Nächsten geht. Sie wird dabei den Umstand bedenken, daß sie nicht Dinge anschauen lehrt, von denen wegschauen besser ist als sie anzusehen, sowie daß sie die Kinder nicht mit dem Anschauen solcher Dinge aufhält, die über anderen gar wohl vergessen werden dürfen. Sie wird am besten den Anschauungsunterricht so auffassen, daß durch ihn das Kind angeleitet werden soll, Gottes herrliche Werke zu fassen und sie als eine Leiter zu benutzen, auf welcher der schauende Mensch von der Gabe zum Geber emporblicken lernt. Daß man beim Anschauungsunterricht, hauptsächlich für diejenigen Gegenstände, welche dem Kinde fernegerückt sind, auch Bilder gebrauchen darf, versteht sich ebensowohl von selbst, als daß die Bilderschau der heiligen Geschichte einen Teil des Anschauungsunterrichts ausmacht. Es wird die Pflicht der Kinderlehrerin sein, sich nicht bloß mit verschiedenen Büchern, die von Anschauungsunterricht handeln, sondern auch mit Bilderwerken bekanntzumachen, aus denen man die gewöhnliche Stufenfolge des Unterrichts mit ihren Vorzügen und Fehlern kennenlernen kann.

Zu dem, was die Kinderlehrerin zu lehren hat, gehört auch die Einführung in die Elemente des Zeichnens und der Formenlehre. Es gibt Anlagen zum Zeichnen, die sich von Kindesbeinen an verraten. Wo sie sind, ruhen sie nicht, sondern treiben den Menschen zum Schaffen. Besitzt jemand solche Anlagen, so werden sie durch Bildung und Unterricht schnell gefördert, schneller, wie es scheint, als es bei der Entwicklung und Erziehung anderer Anlagen der Fall ist. Hat einer keine Anlagen, so wird er mit dem größten Fleiße kein Künstler; es kann alsdann der Zeichenunterricht vernünftigerweise keine weitere Absicht haben, als zum Anschauen und Würdigen der Erzeugnisse anderer Verstand und Übung zu geben. Ist nun auch der Zeichenunterricht von der nicht sehr häufigen Anlage bedingt, wenn eine rechte Leistung erzielt werden soll, so kann man es doch mit den Elementen des Zeichnens und der Formenlehre bei jedem Kinde versuchen. Das einfachste Material, auf welches gezeichnet wird, ist der Sand am Wege, und der einfachste Griffel der Finger oder die Zehe. Vom Sande kann man wohl zur Wandtafel übergehen und erst von dieser zur Schiefertafel und zum Papier. Es scheint dem Wachstum des Kindes weit angemessener, von groß

zu klein, von ungenauem Unterricht zum genauen fortzuschreiten. Jedenfalls muß die Lehrerin, was sie lehren will, selber können und sich auf irgendeinen Leitfaden der Formenlehre einüben. Manche Kinder haben eine besondere Anlage zum *Linearzeichnen*, welche man allerdings unterstützen sollte. Auch wer nicht besonders zum Zeichnen befähigt ist, kann darin etwas leisten, und es ist wohl keine Frage, daß es der Mühe wert ist, Kinder, die in der Nähe der deutschen Schulzeit oder drüber hinaus sind, mit dieser Art des Zeichnens zu beschäftigen. Sie ist nicht bloß eher jedermanns Ding als das freie Handzeichnen, sondern sie ist auch *gemeinnütziger* als dieses.

Endlich darf wohl auch nicht vergessen werden, daß eine Kleinkinderlehrerin die Kinderstimmen zum *Gesang* bilden soll, also auch selbst muß singen können. — Dabei darf wohl Einspruch geschehen gegen die vielen kleinen, abgeschmackten Kinderliedchen, die mit der Kindheit vergehen. Es wird auch hier leicht aus den vorhandenen Liedern der Kirche eine solche Auswahl getroffen werden können, welche dem kindlichen Alter entspricht und doch für alle Zeit bleibt.

Ich erlaube mir, rücksichtlich der Führung im *Auswendiglernen*^{*)} und im *geschichtlichen Unterricht*^{**)} an die beiden Diktate zu erinnern, welche ich früher den Schülerinnen zum Andenken gelassen habe, sowie wegen des religiösen Unterrichts und der Einführung ins Gebetsleben an jene Einleitung zum Kinderbetbüchlein, welches sich im *Hausbuch*^{***)} befindet. — Was die andern Lehrgegenstände anlangt, so bitte und ermahne ich alle Schülerinnen, ja keine Kinderschule zu übernehmen, bevor sie über das Maß und den Gang des zu Lehrenden oder zu Lernenden sich selbst völlig klar geworden sind.

VIII.

4. Das Gebetsleben in der Kinderschule

Das Gebetsleben in der Kinderschule setzt voraus, daß die Kinder den heiligen Tag, die heilige Woche und das heilige Jahr kennen, sowie daß die Gebetsprüche und Gebete für Tag-, Wochen- und Festzeit eingeübt sind. Eine Kleinkinderschule ist ja doch bereits eine Gemeinschaft, welche an Zahl die der Familie überragt, ja meistens mit dem Familienleben gar nicht verglichen werden kann. In solchem Fall aber ist das freie Gebet nicht möglich, sondern es muß der allseitigen Teilnahme wegen nach heiligen Formeln gebetet werden; diese Formeln aber müssen bekannt sein. Es hängt daher, wie bereits gesagt, das gemeinsame Gebetsleben der Kinderschule von der Ausführung der beiden Diktate ab, welche über das Auswendiglernen und

*) S. Hausbuch I S. 353 „Vom Auswendiglernen von der Jugend bis ins Alter“. [III, 1 S. 384 ff.]

**) S. Abdruck S. 578 Z. 19 f.

***) Hausb. I S. 295 ff. „An die Eltern, namentlich Mütter. Vom Betenlehren“. [III, 1 S. 353—357.]

die biblische Geschichte bereits gegeben sind. In dieser Hinsicht verhält sich daher dieser § zu dem vorigen wie das Leben zur Lehre.

Damit aber, daß die Lehrerin ihre Schule zum gemeinsamen Gebet anleitet, ist nicht gesagt, daß sie die Kinder niemals zu freiem Gebete anleiten solle. Es ist überhaupt sehr gut, wenn in einer Kinderschule die Lehrerin eine Gehilfin hat. Dadurch wird es ihr auch möglich, zu *w e i l e n* ein Kind allein zu nehmen und die seelsorgerische *E i n w i r k u n g* zu versuchen. Da kann man dann auch wohl zuweilen ein einzelnes Kind zu freiem Gebete anleiten, so ungefähr wie es im Hausbuch bei Gelegenheit des *z w e i t e n* Gebots in einer *K a n d b e m e r k u n g* gelehrt ist*); und es wird die treue Bemühung der Kinderlehrerin, ihre Kleinen zum freien Gebete anzuleiten, gewiß bei mehr als einem Kinde gesegnet sein, da es ja ohnehin der kindlichen Einfalt so nahe liegt, mit dem unsichtbaren Gott zu reden als mit einem Gegenwärtigen.

Ein Triumph der Kleinkinderschule wäre es insonderheit, wenn sich die Kleinen zu einer heiligen Gewohnheit bringen ließen, Gott und Menschen ihre Fehler abzubitten oder gar von Herzensgrund zu beichten. Wer im Kinde die Willigkeit zur Beichte erzielt, ertötet von Kindesbeinen an die heillose Verschlossenheit, vermöge welcher die meisten Menschen das Bewußtsein vieler Sünden mit ins Grab nehmen, und eben damit nach der Schwachheit der meisten, vermöge welcher sie sich die allgemeine Absolution nicht als eine besondere anzueignen vermögen, auch die Ungewißheit der Verggebung, die Mutter unzähliger Anfechtungen.

Man vergesse ja nicht, daß das Kind ein Glied am Leibe Christi, also auch ein Kirchenkind ist, daß es nicht bloß in der Kirche, sondern auch für die Kirche erzogen werden muß; daß es also auch eine Pflicht der Kinderlehrerin ist, ihre Kinder zur Heilighaltung aller kirchlichen Institutionen und zur Teilnahme an dem gemeinsamen gottesdienstlichen Leben zu erziehen. Kein Vater, keine Mutter, geschweige ein menschlicher Staat, haben solche Rechte an ein Kind wie die Kirche, welche von allen ihren Gliedern gewiß mit Recht verlangt, daß sie die Nachkommen zu ihrer heiligen Gemeinschaft erziehen. Darum trägt die Sechswöchnerin ihr Kind zum Altar, sie bekennt damit ihre Schuldigkeit, dem Herrn in seiner Kirche zu übergeben, was ihm angehört. So wie daher die größere Schule zur Kirche geführt wird und dort Rechenschaft ihres Lernens und Glaubens gibt, so auch die Kleinkinderschule, welche von ihrer Lehrerin von Herzensgrund soll beten lernen, wie der heilige Sänger gebetet hat: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen.“

*) Hausb. I S. 40 f. [III, 2 S. 425 Anm. 6.]

Anhang

Von Ordnung und Einrichtung der Kleinkinderschule

In der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth ist „ein Liederbuch für Kinderschulen und Unterklassen der Elementarschulen mit Melodien, Gebeten, Bibelsprüchen, Denkversen, Spielen, der Methode der Erziehung und des Unterrichts in den Kleinkinderschulen zu errichten und Selbstprüfungsfragen für Kleinkinderlehrerinnen“ von Herrn Pastor Gliedner erschienen, von welchem ich bereits die vierte Auflage in Händen habe (von 1862). Obwohl ich den Kleinkinderlehrerinnen, welche aus unserm Hause hervorgehen, mit dem gegenwärtigen Diktat an die Hand gehen wollte, sowie mit den andern Diktaten vom Auswendiglernen und der biblischen Geschichte und mit der Hinweisung auf die Vorrede zum Kinderbetbüchlein im Hausbuch, so hielt ich es dennoch für sehr gut, wenn eine jede Kinderlehrerin das angeführte Gliednersche Büchlein, welches ohnehin nur 18 Silbergroschen kostet, selbst besäße. Es versteht sich von selbst, daß das kleine Buch mit Verstand gebraucht werden muß und daß nicht alles in demselben gleiche Beachtung verdient. Vielleicht wird eine aufmerksame Schülerin sich beim Gebrauch die Verschiedenheit zwischen hier und dort ganz leicht herausfinden. Es sind ja auch so manche Empfehlungen in dem Büchlein, welche ganz anders ausgefallen sein würden, wenn der Verfasser ein Süddeutscher gewesen wäre; nichtsdestoweniger aber kann sich die denkende Kinderlehrerin aus dem Büchlein viel Nutzen schaffen.²⁾ Es könnten ja wohl auch andere ähnliche Schriften, an denen es in Süddeutschland nicht fehlt, empfohlen werden. Vergessen wollen wir auch nicht, daß wir von unserer seligen Vorsteherin Caroline Abeneck, die einer großen Kleinkinderschule von 270 Kindern mit größtem und anerkanntestem Segen vorstand, ein paar Handschriften in Händen haben, die in Anbetracht des methodischen Theiles der Kleinkinderlehrertätigkeit viel spezieller eingehen als das Kaiserswerther Büchlein. Vielleicht wäre es gut, wenn eine jede unserer Schülerinnen, welche sich für die Übernahme von Kleinkinderschulen befähigen will, neben meinen Anweisungen auch die eben genannten abschriebe, um sie als Ratgeber bei eintretender Tätigkeit zu gebrauchen.

Da ich mich hiemit auf sehr tüchtige Hilfsmittel berufen habe, so kann ich es wohl unterlassen, rücksichtlich dessen, was die Aufschrift des Anhangs besagt, ins einzelne zu gehen. Doch aber möchte ich einige Bemerkungen machen, die des genannten Inhalts sind.

²⁾ Ebenso aus: J. Fr. Kankes „Die Erziehung oder Beschäftigung kleiner Kinder in Kleinkinderschulen und Familien, oder Anleitung, Kinder in den ersten Lebensjahren zu erziehen, durch Spielen, Arbeiten oder vorbereitenden Unterricht zu beschäftigen, mit besonderer Berücksichtigung der Kleinkinderschule nach der Erfahrung bearbeitet“. Dritte Aufl. 1863. Elberfeld. Baedeker.

I.

Zwei verschiedene Arten von Kleinkinderschulen

Es gibt solche Kleinkinderschulen, in welchen die Kinder über Mittag bleiben und gespeist werden, und solche, in denen keine Speise verabreicht wird, so daß die Kinder die Mittagsstunden zu Hause zubringen. Welche von beiden Arten soll man wählen? Wenn man auf die Wirksamkeit der Kleinkinderschule das einzige Augenmerk zu richten hat, so scheint es, als wenn die erstere Art wirksamer und deshalb vorzuziehen wäre. In Gemeinden also, in welchen man die Einwirkung des Hauses zu fürchten hat, wird man am liebsten die Kinder in der Kinderschule über Mittag behalten. In diesem Falle gewinnt die Kinderschule mehr Ähnlichkeit mit der Familie. Die Kinder können mit zum Haushalt verwendet werden, und es fehlt daher desto weniger an passender Beschäftigung. Es ist aber auch offenbar, daß in diesem Falle die Lehrerin einen Haushalt muß führen können, und zwar nicht bloß wie eine Hausmutter, weil ja keine Hausmutter für so viele Kinder wird zu kochen und zu sorgen haben als eine solche Lehrerin. Für den Haushalt einer Anstalt gehört mehr Überlegung, Übersicht und Berechnung, als Hausmütter zu haben und zu üben pflegen. Die Lehrerin muß eine Anstaltsküche kennengelernt und darin von der Pike an gedient haben. Schon hier zeigt es sich, wie sehr rationale Wirtschaft zum Bildungskreis einer Diakonissin gehört, und ich glaube dabei vor der Täuschung warnen zu sollen, als könne 1) eine einfache Köchin die Leiterin eines Anstalts-Hauswesens werden und als könne 2) irgendjemand Leiterin eines Anstalts-Hauswesens werden, die nicht von der Pike an in einem Anstaltshaushalt gedient hat.

Im Falle die Kleinkinderanstalt ihre Zöglinge nicht speist, sondern nur an den halben Tagen einige Stunden in Schule und Erziehung nimmt, gewinnt die Diakonissin freie Zeit, für deren Benützung sie verantwortlich sein muß. Vielleicht wird eine Kinderlehrerin neben der eignen Andacht und dem Studium, welches sie zu pflegen hat, ihre Zeit am besten zum Besuche von Kranken, Elenden und Armen verwenden. Das aber kann sie jedenfalls nur mit Erlaubnis und unter Anweisung des Pfarrers und unter beständigem Rapport an ihn. Vergessen dürfen wir auch nicht, zu erwähnen, wie gut es sei, wenn die Kinderlehrerin ihre Kinder im Haus der Eltern und die Eltern selbst aufsucht. Die Erfahrung beweist zur Genüge den großen Segen, der mit solchen Besuchen verbunden sein kann. Dabei hat sich jedoch die Lehrerin jedenfalls in acht zu nehmen, daß sie nicht mit den Eltern der Kinder Kameradschaft macht. Sie kann nicht um ihretwillen in die Häuser gehen, das gäbe eine zu große Nähe; sie macht Besuche um der Kinder willen, Amtsbefuche, bei denen sie in heiliger Liebe ihr Geschäft ausrichtet und wieder geht.

II.

Wenn eine Diakonissin eine Kinderschule übernimmt, so muß ihr erstes

Geschäft sein, zu sehen, was da ist; das Verzeichniss der Kinder, das Inventar der Schule, die Schulordnung, die Schulaufgabe; ihre eignen Pflichten und Rechte bis auf die Fassung ihrer Stellung. Das alles muß sie schriftlich haben, damit sie es in eine Mappe legen und beständig auf ihrem Tisch haben kann. Sind diese Sachen nicht in Ordnung, so ruhe sie nicht, bis sie in Ordnung sind, und das nicht bloß um der Ordnung willen, sondern auch um des Segens willen, den sie stiften soll und der sehr häufig davon abhängt.

Was das Inventar anlangt, so führe sie es vom Tag ihrer Ankunft an doppelt: als Journal und Manual, und beides auf das pünktlichste mit unnachlässiger Treue.

Ist eine Rechnung zu führen, gleichviel, groß oder klein, so lege sie sich am ersten Tag Journal und Manual an und gewöhne sich ja, alles, was sie einnimmt und ausgibt, sogleich und aufs pünktlichste einzuzichnen. Sie zahle nichts ohne Quittung; wer ihr nicht mit seiner Hand die Quittung reicht, dem reiche sie mit ihrer Hand kein Geld; sie kann ihr Wein bei der größten Festigkeit in der liebenswürdigsten Weise sagen, wie es ihr auch geziemt. Für die zu verrechnenden Gelder, seien sie nun groß oder klein, halte sie eine eigene Kasse, bringe niemals ihre eignen Gelder mit denen ihrer Anstalt zusammen, auch nicht einen Augenblick lang, unter keiner Bedingung. Niemals entlehne sie sich etwas von den Rechnungsgeldern; auch in der größten Verlegenheit soll es nicht geschehen; was ihrer Rechnung zugehört, ist für sie ein verschlossenes Gut. Wer anders handelt, wird, ehe er sich's versteht, ein untreuer Haushalter, wird auch sicher selbst zu Schaden kommen, und kommt niemals zu der Ruhe und Freudigkeit eines guten Gewissens. Wird eine Kinderlehrerin in allen äußern Geschäften diese Grundsätze befolgen, so hat sie an ihnen und ihrer Treue ein Mittel zur Lauterkeit und Redlichkeit der Seele überhaupt. Man wird leicht in allen Stücken unlauter und unredlich, wenn man es in Geldsachen ist.

Beim Eintritt in ihre Schule visitiere sie alles und jedes genau und schreibe sich jeden Schaden und Mangel in ein Verzeichnis, welches sie von den Vorstehern ihrer Anstalt unterzeichnen lasse, natürlich wenn sich dieselben von der Richtigkeit des Verzeichnisses überzeugt haben. Sie bitte alsdann um die nötige Reparatur und Zehung der Schäden und mache sich in das genannte Verzeichnis über den Vollzug die nötige Bemerkung, so daß sie den Fortschritt der Ordnung immer vor Augen habe.

Bei dem, was hergestellt und geordnet ist, dulde sie auch keinen kleinen Schaden, ohne sogleich abzuhelpen oder auf Abhilfe zu dringen. Neu kann ihr Inventar nicht bleiben, aber wie neu soll sie es immer haben wollen. Es läßt sich bei sofortiger Abstellung jedes kleinen Schadens auch mit kleinen Mitteln Großes leisten, und das muß die Kunst der Diakonissen sein; damit spart sie am meisten.

III.

Bei der Übernahme des Inventars wird die Kinderlehrerin gleich finden, ob vorhanden ist, was vorhanden sein muß, um die Schule im Segen halten zu können. In dem angeführten Gliednerischen Buche ist bei den ersten Einrichtungskosten einer Kleinkinderschule für vierzig Kinder aufgezählt, was nach dortigem Begriffe in der Schule sein muß. Es sind da für so viele Kinder 4 Bänke je 10' lang, für die kleinsten Kinder 8, für die größeren 9—10" hoch gerechnet. Ferner ein Tisch und Schrank, 2 Stühle, eine schwarze Wandtafel mit Staffelei, mit einer Leiste auf der Tafel, um gedruckte Buchstaben zusammenreihen zu können, ein Rahmen mit 10 Reihen gefärbter Rechenkugeln, jede Reihe von einer andern Farbe, $3\frac{1}{2}$ ' hoch und 2' breit; ferner 40 Schiefertafeln, auf Hölzern geklebte Druckbuchstaben, biblische und naturgeschichtliche Bilder, auf Pappdeckel aufgeklebt, und Spielzeug. Dabei versteht sich von selber, daß eine Lehrerin diese und in andern Büchern befindliche ähnliche Angaben nicht als so feststehende Regel aufzufassen muß, als dürfte da auch gar keine Veränderung stattfinden, als müßte jede Schule gerade so und nicht anders eingerichtet sein. Die Hauptsache ist, daß 1) die Kinder bequem sitzen und auf einem Tisch müssen spielen können, 2) daß sich die Lehrerin muß setzen und ihren Schulapparat irgendwo gut aufheben können. Ferner ist es not, daß man eine Wandtafel zum Zeichnen und Schreiben, Schiefertafeln zum gleichen Gebrauch, Bilder der ange deuteten Art und Spielzeug haben muß. Ob man nun aber zählen an einem Rahmen mit Rechenkugeln oder an den Fingern oder sonstwie lehrt, das ist am Ende einerlei. Die größte Künstlerin ist diejenige, welche mit den wenigsten Mitteln am meisten leistet, die weiseste Lehrerin aber die, welche den Mangel nicht so groß werden läßt, daß zur Erreichung des Zwecks eine Künstlerin nötig ist, sondern ein gewisses Maß von Lehrapparat als unumgänglich nötig zu bezeichnen weiß. Hier übe sich eben die Kinderlehrerin gleich beim Antritt einer Kinderschule in Übersicht und Umsicht und erleichtere ihren Vorständen die Mühe der Aufsicht dadurch, daß sie ihnen gleich vornherein wohlüberlegte, bis ins einzelne gehende Vorschläge schriftlich und mündlich macht. Um das zu können, muß sie sich, wohin sie kommt, mit dem Preise alles Materials und aller Arbeit wohl vertraut machen. Eine Lehrerin, die von ihren Vorständen verlangt, daß sie von ihnen in Hülle und Fülle der Anstalt und Einrichtung gesetzt werde, und nicht selbst mitraten und taten mag oder kann, wird viel Hindernis finden, leicht für anspruchsvoll gehalten werden und am Ende wenig leisten.

IV.

Seite 245 der Kaiserswerther Anleitung befindet sich der Entwurf einer Ordnung für Kleinkinderschulen zur Nachricht für die Eltern. Die Ordnung selbst ist nicht übel. Würde man sie aber in der Kleinkinderschule zu U. mit Strenge durchgeführt haben, so würde sie der Tod der Schule gewesen sein.

Eine so große Wohltat für die meisten Gemeinden zu Stadt und Land eine Kleinkinderschule ist, eine so wenig erkannte und geschätzte pflegt sie an den Orten zu sein, an welchen sich niemals eine Kleinkinderschule befand. Daher wird es an solchen Orten die Aufgabe einer Kinderlehrerin sein, durch ihr weises Schulhalten und große Demut einer solchen Gemeinde erst den Wert der Kinderschule zu zeigen und die Ordnung der Schule weniger auf die Mitwirkung der Eltern als auf die eigene große Treue zu gründen. Auch hier heißt es: „Sanftmut sieget, Demut überwindet.“ Nichts Schöneres, als wenn eine Kinderlehrerin nach Jahr und Tag als Stifterin einer Schule erkannt werden kann, die in der Gemeinde Wurzel geschlagen hat. Hat es eine Lehrerin dahin gebracht, so wird sie allmählich auch Ordnung von den Eltern fordern können und bei fortwährend weisem und geduldigen Verharren wird am Ende die Kleinkinderschulordnung selber im Sinn und Willen der Gemeinde Wurzel schlagen. Ob dann die Ordnung genauso ist wie die Kaiserswerther oder etwas anders, das wird von Ort und Umständen abhängen; jedenfalls kann man aber von der Kaiserswerther Ordnung lernen.

V.

In dem mehrgenannten Kaiserswerther Büchlein befindet sich von S. 230 an „eine Methode der Erziehung und des Unterrichts in der Kleinkinderschule“. Es ist das übrigens nichts anderes als ein Stundenplan für eine Kleinkinderschule. Aus diesem Plan ersieht man, daß man in Kaiserswerth Kleinkinderschulen und deutsche Schulen nicht so scharf abgrenzt und scheidet, wie wir es getan haben, denn es wird viel mehr auf die Anfänge des Lesens und Schreibens Rücksicht genommen, als wir es taten. Beiderlei Übungen sind ständig. Das übt natürlich auf den Stundenplan nicht wenig Einwirkung. Da wir nun die Anfänge des Lesens und Schreibens weniger betonen und nur für fähigere Kinder in Vorschlag gebracht haben, so wird ein Stundenplan, der sich eng an die in diesem Diktat niedergelegten Ansichten anschließen soll, etwas einfacher werden als der von Kaiserswerth. Man könnte überhaupt die Frage aufwerfen, ob denn bei einer Kleinkinderschule ein Stundenplan nötig sei, da doch der Wechsel zwischen Spiel, Arbeit und Lernen so ein einfacher ist, die Lehrgegenstände, z. B. Auswendiglernen, bibl. Geschichte und Gebet größtenteils so sehr zusammen greifen. Da aber von der Ordnung im Wechsel so sehr das Maß der Lehrgegenstände abhängt und von diesem so sehr das geistige Gelingen bedingt wird, so soll man sich doch nicht durch die Einfachheit der Sache an der Aufrichtung und Festhaltung einer guten Ordnung oder eines Stundenplans abhalten lassen. Im Gegenteil, man ordne getrost so viel, als die Verhältnisse gestatten, und lasse sich ja nicht reuen, die Ordnung auch aufs Papier zu bringen. Wer die Feder nimmt, nötigt sich zu klarem Denken, und diese Nötigung ist so unabweisbar, daß mancher schon alles Ernstes gedacht hat, es komme ihm der rechte Verstand gar nicht eher, als bis er die Feder ergreift.

Also wohl! Die Lehrerin arbeite den möglichst besten Stundenplan aus, und damit sie ja nicht im dunklen und ohne Leitung gehe, so nehme sie dabei gute Muster zur Hand wie z. B. den Kaiserswerther Stundenplan, arbeite aber ihren Plan nach Maßgabe ihrer Verhältnisse aus, mache also von den Mustern den vernünftigsten und besten Gebrauch. Hauptfragen werden wahrscheinlich die folgenden sein:

Was verlegt man von Spiel, Arbeit und Lehre auf den Vormittag und was auf den Nachmittag?

Womit beginnt man die Schule am besten, mit Spiel, mit Arbeit, mit Lehre?

Soll man nicht gewisse Spiele, Arbeiten und Lehrgegenstände auf bestimmte Wochentage verlegen, welche auf welche Tage?

Wieviel Zeit soll man in der Regel dem Spiel, der Arbeit und der Lehre widmen?

Kann man jedem Lehrgegenstand dieselbe Zeit widmen wie dem andern, oder muß man einen Unterschied machen?

Soll man den Wechsel genau nach dem Glockenschlag beginnen oder nur ungefähr und dabei den jeweiligen Umständen Rechnung tragen?

An der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen wird sehr viel liegen, und je nachdem man sie richtig oder falsch beantwortet, wird man sich mehr oder weniger Hindernisse in den Weg legen. Eine Lehrerin, welche die berühmte Weisheit von oben her hat, läßt sich bei der Ausarbeitung ihrer Ordnung gewiß auch gerne sagen und raten. Es sieht oft der Unbefangene und in die Sache völlig Ueingezeichnet überraschend klar, während umgekehrt manchenmal die viele Beschäftigung mit einer Sache blind macht statt aufzuklären.

VI.

Bei der Berechnung des Kostenanschlags einer Kinderschule zeigt es sich, daß es nicht möglich ist, die Kosten einer solchen Schule durch bloßes Schulgeld zu decken. Es muß daher, wenn eine solche Schule bestehen soll, das Nötige an Mitteln herbeigeschafft werden, und dazu dienen die Kleinkinderschulvereine. Wer gegen Vereine ist, denkt sicher unklar. Die Formen der Vereine mögen wechseln, Vereine aber hat es gegeben von Anfang an und wird es geben bis ans Ende. Natur und Gnade drängt zu ihnen. Man kann daher auch gegen Kleinkinderschulvereine, wenn sie schlecht und recht herbeischaffen, was nötig ist, und zufrieden sind, zutun, was sie können, nichts einwenden. Eine andere Frage aber ist es, ob eine Kleinkinderschullehrerin die Stiftung eines solchen Vereines selbst betreiben soll oder nicht. — Die Lehrerin ist ohne Zweifel das kostspieligste einer Kleinkinderschule, und wenn sie daher für den Verein eifert, kann es scheinen, als täte sie es um ihres eigenen Interesses willen. Nur wo es außer allem Zweifel steht, daß sie den Verein nicht um ihrerwillen sucht, nur wo sie selber das aufopferndste Glied des Vereines dadurch wird, daß

sie mit dem geringsten äußern Lose zufrieden ist, oder je nach Umständen sich selbst erhält, wie St. Paulus, kann sie für den Verein eifern. Außerdem unterläßt sie es besser und übt vornherein so viel Verstand und Überlegung, daß sie sich nirgends anstellen läßt, wo nicht für ihr täglich Brot gesorgt ist. Diakonissen haben es in diesem Punkt besser als andere, da ihr Mutterhaus vornherein für sie sorgt.

Hier habt ihr, meine werten Schülerinnen, ein Diktat, das euch nütze sein soll, wenn ihr Kleinkinderschulen übernehmt. Es ist euch gegeben, daß ihr und eure Nachfolgerinnen euch aus demselbigen und den Beilagen, die euch bereits geraten worden sind, Anleitung und Rat zum Geschäft nehmen könnet, auch wenn einmal ein halbes Jahr der mündlichen Beratung ausfällt. Es soll auch dazu dienen, daß die mündliche Belehrung leichtere Arbeit hat. Nehmt einstweilen fürlieb mit dem, was da ist. Sollte uns im Verlauf der Zeit noch irgendetwas Wichtiges und Förderliches kundwerden, so geben wir einen Nachtrag.

Gott gebe, daß aus eurer Mitte für die Heimat, für Ost und West derselben recht viel vortreffliche Kleinkinderlehrerinnen hervorgehen. Dazu spricht ihr selber ein: Amen.

[Es folgt: Versuch, das Lernen der biblischen Geschichte von Kind auf zu regeln. S. III, 1 S. 397 ff.]

17.

An die Schwestern und Probeschwestern

1869

Zur Aufklärung der Schwestern und Probeschwestern in den Fällen, da eine oder die andere darauf ausgehen sollte, freiwillig ihre Verbindung mit dem Mutterhause zu lösen, mögen die folgenden Bestimmungen gelten:

1) Will eine Schwester oder Probeschwester die Verbindung lösen, so hat sie davon dem Direktorium unter seiner Adresse die nötige Anzeige zu machen und ihren Vorsatz ordentlich darzulegen. Damit aber darf und kann sie ihre Stellung noch nicht verlassen, sondern sie muß an Ort und Stelle verbleiben, bis ihr vom Direktorium die nötige Entlassung schriftlich gegeben ist.

2) Diese Entlassung kann ihr erst dann zuteil werden, wenn die sie ablösende Schwester bei ihr eingetroffen ist, ihr Inventar, ihre Rechnungen und ihre Papiere übernommen hat, so daß kein Zweifel besteht, daß sie ihrer Nachfolgerin alles richtig übergeben hat, und daß dieselbe ihre Stellung ohne weitere Bedenken hat übernehmen können. Sollten Bedenken der Ablösung eintreten, so müssen diese erst erledigt werden, ehe das Ablösungsgesuch beschieden werden kann.

3) Bis zu dem Termine, an welchem sie aus der Verbindung treten will, muß der Nachweis dargelegt werden, daß die Abscheidende im Mutterhause keine Schulden habe; daß sie dem Stoffhandel, dem Buchhandel, den verschiedenen Gliedern ihrer bisherigen Verbindung, vor allen Dingen aber dem Diakonissenfonds nichts mehr schulde. Weit entfernt, daß der Diakonissenfonds geschene Einlagen wieder zurückgebe, hat im Gegenteil jede Schwester und Probeschwester die Pflicht, alles, was sie dem Fonds schuldig ist, bis zu ihrem Abgang pünktlich zu erfüllen. Das ergibt sich aus der Absicht des Fonds, und das ist jeder Schwester und Probeschwester von Anfang her bekannt.

4) Eine Schwester oder Probeschwester darf die Kleidung ihres Mutterhauses nicht länger tragen, als sie mit demselben in Verbindung lebt, und muß daher dieselbe an die ihr verordnete Oberschwester oder deren Substitutin abgeben, damit nicht der Wahn bestehe, als dauere die Verbindung noch fort. Da aber in der Regel die Schwestern oder Probeschwestern, solange sie in der Verbindung sind, keine andere Kleidung besitzen als die des Hauses, so wird einer jeden auscheidenden Schwester oder Probeschwesterbarer Ersatz für die Haube, den Schurz und diejenigen Kleidungsstücke, die ihr abgenommen werden müssen, bei ihrem Austritt geleistet werden. Um Unterschleif in diesem Stücke zu verhüten, werden im Korrespondenzblatt der Diakonissen die ausgetretenen Schwestern mit Namen genannt und zugleich kundgegeben werden, daß sie die Kleidung der hiesigen Schwestern zu tragen vom Diakonissenhause nicht mehr berechtigt sind.

5) Bei dieser Bekanntmachung wird in Fällen, in denen etwas darauf ankommt, auch gesagt werden, ob die Schwester freiwillig aufgegeben hat oder nach Beschluß des Direktoriums; denn es könnte ja vorkommen, daß eine Schwester oder Probeschwester schnell sich freiwillig zurückziehen wollte, ehe eine ihr drohende Visitation eintritt.

6) Eine jede austretende Schwester bekommt ein Austrittszeugnis.

Aus den voranstehenden Sätzen haben auch abzulösende Schwestern und Probeschwestern zu entnehmen, daß jede abzulösende Schwester vor ihrer Ablösung alle ihre Verbindlichkeiten in Ordnung zu bringen habe, ehe sie die neue Stelle antritt.

18.

Über die Anwendung von Strafen in Blödenanstalten

1869

Am 24. Februar 1869 wagte es der Rektor der hiesigen Blödenanstalten, an die Vorstände anderer Blödenhäuser eine Frage über die Anwendung von Strafen, insbesondere von körperlichen, zu gütiger Beantwortung zu schicken. Die Veranlassung hiezu lag in Vorkommnissen und Erfahrungen der

hiesigen Blödenanstalten. So geneigt man sein kann, bei einer kühlen Betrachtung der Sachen bei Blöden, jede körperliche oder sonst empfindliche Strafe beiseite zu legen, so schwierig ist doch die Durchführung. Der hiesige Rektor hat ganz einfach jede körperliche Strafe verboten und insonderheit einmal einem männlichen Wärter, der sich zu einer körperlichen Strafe hinreizen ließ, mit augenblicklicher Entlassung gedroht. Da geschah es aber, daß ein vorzüglicher und schon lang bewährter Wärter, der sich eine Zeitlang anderwärts zu Diensten im Bereich der sogenannten inneren Mission hatte brauchen lassen und nun aufs neue bei den hiesigen Blöden eintreten sollte und wollte, nach einigem Besinnen seine Meinung dahin aussprach, daß er doch lieber gar nicht eintreten wolle; er sei cholerischen Temperaments, und wenn er gleich wisse, was von den Blöden zu halten sei, so helfe ihm dennoch sein Verstand nicht über die Reizung hinweg, die er manchmal empfinde, zuzuschlagen; dann würde er weggeschickt werden, und weil er das voraus wisse, so wolle er sich gar nicht in die Gefahr begeben. Ebenso ging es mit andern Pflegern: trotz allen Verbotes wurde doch immer wieder geschlagen, und in manchen Fällen wußte man dann doch nicht, was zu tun. Die Täter waren nicht immer ihre eigenen Ankläger, aber desto mehr klagten andere, zuweilen ohne den Fall nur würdigen zu können. Ein körperlich gestrafter Blöder erregt eben jedermanns Erbarmen. Da kam nun mancher Fall eher zu einer gewissen Öffentlichkeit, als nur die Vorstände davon wußten, und die sich verbreitenden Gerüchte verderben den Anstalten den Kredit. Blöd sein und geschlagen werden, das schien so ein barbarisches Los, daß namentlich Eltern und Vormünder es über ihre Angehörigen durchaus nicht bringen wollten. Andererseits aber mußte man die Wärter und unter ihnen auch sehr gute Leute, die sich zuweilen selbst anklagten oder in der Beichte bekannten, was ihnen begegnet war, herzlich bedauern, und der Rektor kam zuweilen in die Gefahr der Inkonsequenz, wenn er nämlich einen Wärter wegschicken sollte, weil er einen Blöden geschlagen hatte. Dazu galt es ja nicht bloß die Wärter, sondern auch Wärterinnen, die zuweilen geradeso wie männliche Wärter der Versuchung unterlagen. Es zeigte sich, daß das einfache Verbot der Strafe schon um der Wärter und Wärterinnen willen nicht durchgeführt werden konnte. Sollte man denn bewährte und tüchtige Leute bloß deshalb entfernen, weil sie einmal der so natürlichen Versuchung unterlagen? Obendrein konnte man auch sagen, daß zuweilen ein Schlag von der besten Wirkung war, während die lammfrommste Geduld und heroischste Tugend des Wärters oder der Wärterin zuweilen ganz erfolglos war. Ein Tier wird zuweilen gebändigt: mancher Blöde erscheint dem Tiere gleich und würde voraussichtlich, wenn auch nicht gebessert oder gar geheilt, so doch gebändigt und traktabel werden, was dann doch auch fürs gemeine Leben von großem Wert und großer Wirkung wäre. Weil man nun aber alle und jede körperliche Strafe verbietet, so bleibt eben das arme Geschöpf wie ein Tier, und man muß auf alle und jede Einwirkung verzichten. Bei solchen Erfahrungen, zumal wenn sie sich wiederholt aufdrängen, wird denn doch der entschiedenste Rektor:

wille matt, und man erlahmt. Was soll denn also geschehen, wenn man gern recht und Gott wohlgefällig handelte? — Unter solchen Umständen und Verlegenheiten entstand bei dem Rektor der hiesigen Anstalten der Wunsch, zu erfahren, was man denn in anderen Blödenanstalten täte und welche Grundsätze gälten, und auf diese Weise, wie schon bemerkt, wagte er es, die folgenden Fragen an die Vorstände anderer Blödenanstalten zu richten:

- 1) Welcherlei Strafen werden überhaupt in der Blödenanstalt N. N. zugelassen und gebraucht?
- 2) Werden auch körperliche Strafen angewendet?
- 3) Welche Rücksichten werden in betreff des Geschlechts genommen?
- 4) Welche in betreff des verschiedenen Grades und der verschiedenen Arten des Blödsinns?
- 5) Wem steht die Strafgewalt zu, in betreff der Strafe überhaupt und der körperlichen Strafe insonderheit?
- 6) Besonders wichtig scheint es auch zu sein, über die Anwendbarkeit der verschiedenen Strafen für Epileptische die verschiedenen Ansichten zu hören.
- 7) Auch scheint es uns wichtig, zu hören, was man in bezug auf die Freiheitsstrafe (Kärzer) an verschiedenen Orten denke.
- 8) Noch eine Frage: Ob wohl hie und da auch das Stillschweigen als Zucht- oder Erziehungsmittel in Gebrauch sei.

Diese Fragen ergingen an folgende Blödenanstalten: Alsterdorf, Eßsberg, Gladbach, Hasserode, Kopenhagen, Rückenmühle, Laforce, Langenhagen, Mariaberg, Neinstedt, Stetten, Bethesda in Westfalen.

Die Antworten auf die soeben genannten Anfragen gingen sehr langsam ein und blieben von mancher Seite her völlig aus, so daß unser Referat und Übersicht nicht so völlig abgegeben werden kann, als wir es uns gewünscht haben. Am 24. Februar gingen unsere Fragen hinaus und erst am 22. Juni d. J. kam die letzte Antwort, und man mahnte uns kräftig, nunmehr ohne weiteres Warten unser Referat zu geben. Bereits am 4. März erfreute uns der teure Herr Pfarrer Probst zu Eßsberg mit seiner Antwort, dann traf aus München-Gladbach die eingehende Antwort des Herrn Direktors Barthold ein, nämlich am 8. März, dann folgte am 9. die des seitdem zu Karlsbad verstorbenen Herrn Direktors Friedrich Barthold von der Rückenmühle bei Stettin. Am demselben 9. März traf auch die Antwort des Herrn Direktors Vorster zu Bethesda in Westfalen ein. Bereits am 15. März empfangen wir von Laforce die eingehende Antwort des Herrn Regierungsrats Roser über die Hasseroder Erziehungsanstalt und am 31. März schloß Herr Inspektor Hardeland von Neinstedt den Monat. Sehr erwartet und ersehnt kam dann am 22. Juni noch die Erklärung des Herrn Direktors Landenberger von Stetten. Unser Referat bezieht sich also auf acht abgegebene Erklärungen. Die beiden Herren Vorsteher von M.-Gladbach und Rückenmühle haben unsere Anfrage mit großer Freundlichkeit aufgenommen

und gewünscht, daß sich eine Art fliegender Korrespondenz über die Angelegenheiten der Blödenanstalten anschließen möchte, was uns selber eine herzliche Freude sein würde, nur daß wir nicht in der Lage sind, ein solches Unternehmen auf die Bahn zu bringen. Eine jede von den eingetroffenen Antworten ist eigentümlich, und wir sind daher auch in der Überlegung gewesen, ob wir nicht eine jede Antwort in extenso folgen lassen sollten. Da aber dadurch der kleine Raum unseres Korrespondenzblattes allzusehr in Anspruch genommen und für andere nötige Sachen der Platz weggenommen würde, so haben wir uns doch entschlossen, nur eine summarische Übersicht zu geben, den Herren und Brüdern aber, die ein Interesse haben, die Akten in extenso kennenzulernen, das Anerbieten zu machen, ihnen dieselben sub voto remiss. zuzusenden.

Acht Fragen hatten wir vorgelegt, die nicht alle von gleichem Interesse und von gleicher Wichtigkeit gewesen sind und in Anbetracht welcher daher auch die Antwort nicht so ausgiebig geworden ist als die Antworten auf die Hauptfragen. Dahin haben wir jedenfalls die beiden letzten Fragen zu rechnen, die über den Karzer und über das Stillschweigen. Herr Pfarrer Probst hat in seiner Antwort sich einfach dahin vernehmen lassen: „Freiheitsstrafen kommen hier nur bei temporärer und gefährlicher Tobsucht vor — sonst taugt der Karzer nicht. — Wegen eines Fehlers längeres Stillschweigen zu gebieten, ist nicht gut; solange die Rüge im Jögling wirkt, schweigt er schon selbst still, ja man muß oft machen, daß wieder eine heitere Stimmung in den gestraften Jögling kommt, damit der Unterschied zwischen Gutsein und nicht Gutsein recht grell hervortritt. Läßt man ihn hinbrüten und hingrollen, so wird er inwendig sauer und nach und nach unempfindlich für die Strafe.“ Von M.-Glabach lautet die Antwort wegen des Karzers folgendermaßen: „Was die Freiheitsstrafen, den Karzer betrifft (über das Schweigen keine Antwort), so halte ich dieselben überhaupt für sehr bedenklich, bei unsern Kindern geradezu für verderblich. Unsern Kindern Karzer diktieren, heißt sie dem Müßiggang übergeben und der bringt seine verderblichen Folgen. Ich bin überhaupt der Meinung, daß bei der Erziehung der Blödsinnigen Strafen (im eigentlichen Sinn des Worts) sehr selten notwendig sind. Als arme hilfsbedürftige Geschöpfe bedürfen sie vor allem Liebe, und diese vermag sehr viel, auch bei verkehrten Kindern. Es ist mir immer eine auffallende Erscheinung, daß Kinder, die uns bei ihrer Anmeldung als ungehorsam, boshaft, heimtückisch u. dgl. geschildert werden, nach kurzem Aufenthalte in der Anstalt keine Spur von diesen Untugenden mehr zeigen, sondern oft gar bald ganz liebenswürdige Kinder sind.“ Mitten hinein in dieses Referat erlaubt sich der Referent, diesem Passus über die sittliche Macht der Anstalten aus eigener Erfahrung seine volle Zustimmung zu geben. Ich habe oft gefunden, und zwar nicht bloß bei Blöden, daß der Eintritt in eine wohlgeordnete Anstalt ganz schnellen Segen bringt. Früherhin war ich ein Gegner der Anstalten aus bekannten Gründen, während ich jetzt die schnelle Fügsamkeit und Biegsamkeit der Seelen preise, die eintreten. Ich meine da junge Seelen, denn bei

alten Menschen, die aus ihren Fesseln und Gewohnheiten in Anstalten eintreten, macht man nicht immer die gleiche Erfahrung. — Der sel. Vorstand der Rückenmühle läßt sich über Freiheitsstrafen und Stillschweigen der Blöden vernehmen: „Freiheitsstrafen wende ich nicht an. Ich halte sie für wirkungslos und für höchst bedenklich; sie sind wirkungslos, denn der Blöde weiß den Wert der Freiheit nicht zu schätzen; außerdem geht das wichtigste Zuchtmittel bei den Freiheitsstrafen: die Einkehr in sich selbst und in die Stille ganz und gar verloren. Sie sind aber auch höchst bedenklich, weil sie — der Gefrahte ist unbeaufsichtigt und hat Langeweile — gar leicht Veranlassung werden zu geheimen Sünden und anderen Verirrungen — das Stillschweigen wird nicht als besonderes Zucht- und Strafmittel gebraucht. Die Kunst des Schweigens wird in den Unterrichtsstunden reichlich geübt. Bei unverträglichen und heimtückischen Kindern wende ich das Zuchtmittel an, daß ich sämtlichen andern Kindern gebiete, eine bestimmte Zeit lang jeden Umgang mit dem betreffenden Kinde zu meiden und kein Wort mit ihm zu reden. Dies hatte noch immer guten Erfolg.“ — Herr Doktor Vorster, Direktor und Sanitätsrat in Lengerich, schreibt über Karzer und Stillschweigen: „Freiheitsstrafe, Karzer, Isolierung darf nur bei erregten maniakalischen Tobfüchtigen auf kurze Zeit, um einen jeden Reiz abzuwehren, in Anwendung kommen. Eine jede Isolierung, die nicht allein zu diesem Zwecke angewandt, dient zur Verwilderung der Kranken, befördert die Unreinlichkeit, die Zerstörungssucht, die bösen Gewohnheiten, die Onanie. — Das Stillschweigen als Zucht- und Erziehungsmittel ist nicht anzuwenden.“ Aus dem Berichte von Laforce ist hieher zu ziehen: „Bei größeren Vergehen, Ungehorsam, Schimpfreden, Lügen usw. wird der Zögling sofort von seinen Kameraden abgesondert und nach Ankunft des Direktors von diesem bestraft, dabei wird gewöhnlich Freiheitsstrafe oder irgend eine Arbeit, als Holzsägen, Schuhpußen, Gartenverrichtungen usw. angewendet. Bei den Epileptischen wird bei Ungehorsam oder Aufregung ein beruhigendes Mittel angewendet. Gewöhnlich besänftigt man sie durch gute Worte, Spiele. Im äußersten Falle sondert man sie von ihren Kameraden ab und stellt sie unter Aufsicht eines verständigeren Zöglings, bis die Ruhe hergestellt ist. Bei den Epileptischen sehen wir besonders auf große Stille und Ruhe.“ — Aus Wernigerode lesen wir zu 7 und 8: „Freiheitsstrafen möchten bei lebhaften Kindern den erwünschten Erfolg haben. Bei trägen Blöden wird jedenfalls mit dieser Strafe nicht das erreicht, was man zu erreichen hofft. ad 8 nur für Schwätzer zu empfehlen.“ — Herr Direktor Landenberger von Stetten äußert sich über Freiheitsstrafen und Stillschweigen so: „Der Karzer bei Schwachsinnigen ist nicht üblich, während wir die Haft in der Zelle bei unartigen weiblichen Epileptischen schon angewendet haben. Die Zellenhaft für maniakalische Tobfüchtige usw., welche den Kranken selbst und die Umgebung schützen soll, ist nicht als Strafe anzusehen. Wie bei allen Strafen, so muß namentlich bei der Karzerstrafe die Individualität möglichst berücksichtigt werden. Es gibt Stumpfe am Gemüt, für welche die Einsperrung eine gleichgültige Sache ist; sie können also damit

nicht gestraft werden; desgleichen solche, welche schon öfter eingesperrt worden sind und die sich daran gewöhnt haben. Vermieden muß sie werden bei solchen Patienten, welche die Einsamkeit lieben, um dem Nichtstun oder geheimen Sünden nachhängen zu können. Durchaus verboten ist sie bei nervösen, schreckhaften, ängstlich aufgeregten Patienten. — Die Beobachtung des Patienten im Karzer muß ermöglicht sein, ohne daß er es merkt. Bei manchen Pflegebefohlenen verliert sie bald ihre Wirkung, da sie sich daran gewöhnen. Die Verhängung dieser Strafe kann dem Ermessen des Personals nicht überlassen werden. Die Strafe des Schweigens wurde noch niemals förmlich angewendet, dürfte aber bei solchen Personen, welche noch über sich verfügen können, Anwendung und Erfolg finden. Bei tiefstehenden Patienten mit der sogenannten Redediarrhöe ist sie unanwendbar. Regel: Je mehr Schwägens, je weniger Denkens. Deshalb ja auch: Je mehr es gelingt, die Seele zum Denken zu nötigen, mit Gedanken zu füllen, desto auffallender wird die Schwachsucht beschränkt.“ — Nicht vergessen dürfen wir, daß Inspektor Hardeland ad 7 u. 8 dennoch auch gewichtige Worte fallen läßt: „Freiheitsstrafen werden nicht angewendet. Einige anfangs gemachte Versuche schienen mir ganz erfolglos. ad 8. Stillschweigen ist dem schon angeführten ‚in der Ecke stehen‘ verbunden und wird sonst nicht angewendet.“

Dieser Überblick der geäußerten Ansichten über Karzer und Stillschweigen dürfte bei alledem doch beweisen, daß die Frage 7 und 8 nicht völlig unbezweigt war. Wenn auch das Wort „Nur für Schwäger“ ein kleines Wort ist, so gibt es eben auch Schwäger, und wenn auch der Rat, welchen Direktor Landenberger in Anbetracht des Schweigens gegeben hat, im Grunde ganz kurz ist, so gibt es doch wirklich auch noch solche, die in ihrem Blödsinn noch über sich verfügen können, so wie es auch immer noch solche gibt, die in der Stille der Isolierung bei gehöriger Aufsicht, sei es auch nur durchs Fenster, ein wenig Ruhe und Erquickung finden können, gleichwie eine unverhoffte Stille zuweilen auch einen Blöden in die Lage versetzen kann, sich einfach und ohne Sünde ruhig zu verhalten. Aber jedenfalls wird ein besonnener Mann, eingedenk der dargelegten Bedenken, sich in Obacht nehmen, daß er Karzer und Stillschweigen nicht verhängt, wo sie nicht ausdrücklich gefordert sind und wo man auch ohne sie auskommen kann.

Nachdem wir bisher die Ansichten über Karzer und Stillschweigen gehabt haben, können wir die dritte Frage, die den Geschlechtsunterschied der Blöden betrifft, vornehmen, weil die Antwort so gleichheitlich ausgefallen ist. Einer, auf dessen Votum wir alle Ursachen haben, zu achten, Herr Pfarrer Probst, sagt einfach: „Nicht bloß auf das Geschlecht, sondern auch auf andere Umstände muß achtgegeben werden. Geschlechtsstrafen aber gibt es nicht.“ Das ist die ganze Antwort, die wir auf diese Frage geben können. Doch heißt es im Bericht von Laforce: „Für das weibliche Geschlecht sind die Strafen leichter als für das männliche.“ Wir haben aber bei Aufstellung der Frage bereits die körperliche Strafe im Sinn gehabt und uns gedacht, daß vielleicht doch irgendwer in diesem Punkte einen Unterschied machen könnte, was also offenbar nicht der Fall ist.

Bei der Beantwortung der noch übrigen Fragen war unsrerseits die Frage nach der Anwendung der körperlichen Strafe geradezu die Hauptsache. Die Darlegung der Sache aber ist nicht so leicht, als es scheinen könnte. Eine gewisse Abneigung gegen die körperliche Strafe findet sich fast überall, und doch ist kaum eine Stimme, die sich in allen Fällen, die vorkommen könnten, gegen die körperliche Strafe wehrt. Man kann sie eben doch in manchem Fall nicht entbehren, und bei genommener Vorsicht kommt der entschiedenste Feind aller körperlichen Strafen doch auch wieder auf die Notwendigkeit derselben, und dieses Resultat der Antwort im ganzen muß vorausgesetzt werden, damit der Erwartung eines jeden einzelnen die Spitze geboten werde, während ich es dann doch für gut halte, die Antwort der einzelnen in extenso vorzutragen. Man könnte in die Versuchung kommen, wenigstens die Strafen der Epileptischen ganz abgesondert zu halten, und doch will ich auch das nicht tun, um jeder einzelnen Antwort die volle freie Bewegung zu lassen. Ich werde also nur durch die beigefügten Zahlen 1. 2. 4. 5 und 6 denen zu Hilfe kommen, die geneigt sein möchten, immer am Gang der Fragen zu bleiben, außerdem aber vornean den Antwortsteller benamens.

a. Pfr. Probst in Läsberg

Herr Pfr. Probst in seiner einfachen und kräftigen Beantwortung der Fragen wird gewiß einen jeden Leser erfreuen, nur daß man nicht vergessen darf, daß er römischer Priester ist und daß man diesen Umstand selbstverständlich hie und da seiner Antwort ansieht.

Strafen in Kretinenanstalten

1) Soweit Kretinenanstalten auch Erziehungsanstalten sind, können Strafen nicht ganz vermieden werden.

2) Gebot, Übertretung und Strafe sind eine leidige Dreieit auf Erden.

3) Strafe setzt Kenntnis des Gebotes und der Schuld voraus.

4) Die Strafe muß dem Grad der Schuld entsprechen.

5) Kretinen tiefsten Grades kennen kein Gebot und keine Schuld — für sie gibt's also keine Strafen.

6) Schwachsinnige haben eine mangelhafte Kenntnis, ihre Schuld ist nie groß, es darf also auch ihre Strafe nie schwer sein.

7) Wer recht und nutzbar strafen will, muß den Fehlenden, den, der gefehlt hat, verstehen, muß den Grad seiner Erkenntnis und Schuld bemessen können.

8) Wer strafen will, muß wohl wissen, was dem Gefehlthabenden als Strafe gilt.

9) Eigentümliche Menschen brauchen eigentümliche Strafen.

10) Mit Strafen muß man sparsam sein — einen sinnlosen Peitschenknall gewöhnen die Pferde —; wenn man aber einmal straft, so muß es Empfindung bewirken.

11) Für Zöglinge der Anstalten straft der am wirksamsten, den sie liebhaben — es ist übrigens das überall so, selbst bei Gott.

12) Wo viel Strafen notwendig sind, fehlt es nicht selten am Gesetzgeber oder an der Aufsichtsperson.

13) Bei Menschen dieser Art muß am meisten erwogen werden: Was wird angeschafft, wie soll's durchgeführt werden?

14) Wie andere Menschen nicht alle Tage gleich sind, so sind solche Zöglinge allerlei äußeren und inneren Zuständen unterworfen, und auf diese muß der Strafende merken (S. vorne Nr. 7).

Diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, werden nun die gegebenen Fragepunkte erörtert.

Ad 1 und 2. Ernstes Aufmerksammachen auf den begangenen Fehler, kurze Entziehung des freundlichen Blickes, kürzeres ernsteres Benehmen mit dem Fehlerhaften. Die Wartperson droht mit Anzeige beim Vorstande, führt im zweiten Fall die Drohung aus. Der Vorstand erscheint ernsteren Blickes, aber dieses Mal nur mahnend und drohend. Geht's künftig nicht, so diktiert der Vorstand für eine oder zwei Mahlzeiten Schmälerung der Kost, Zurückhaltung von einem sonstigen Lieblingsgegenstand. Bei gesundem Körper, männlich oder weiblich, kann offenbare und anhaltende Bosheit auch mit der Birkenrute auf den Hintern oder mit einem spanischen Röhrelein auf ebendenselben gestraft werden. Solche Züchtigungen dürfen aber nicht unter den übrigen Zöglingen, sondern abgesondert vorgenommen werden. Die Mitzöglinge der betreffenden Abteilung erhalten davon Kenntnis und stellen sich die Strafe weit ärger vor, als sie war. Das hält sie von ähnlichen Fehlern zurück.

Härtere Strafen dürfen nur auf Anordnung des Vorstandes vorgenommen oder müssen ihm wenigstens so bald als möglich allen Umständen nach angezeigt werden.

Ad 4 und 5. Ist schon beantwortet.

Ad 6. Auch Epileptische brauchen manchmal eine Strafe, aber hier ist ja erst recht zu erforschen, ob eine Strafwürdigkeit und Strafeempfänglichkeit vorhanden ist. Das störrische Wesen ist Naturleiden der Epileptischen, ebenso Starrsinn, Abneigung, Feindseligkeit u. dgl. Diese Dinge gehen oft den Anfällen voraus, und solche Dinge bestrafen wäre Unsinn und Grausamkeit. Bei längeren Zwischenräumen der Anfälle und bei klarerem Bewußtsein sind sie in diesem Punkte anderen Zöglingen gleichzuachten.

Schlußäusserung: Solange ein Zögling über eine Strafe zürnt, hat sie nicht gewirkt, wenn der Strafende selbst zürnt, hat's beiden geschadet.

Probst

b. Direktor Barthold in Gladbach

Ehe ich auf die einzelnen gestellten Fragen näher eingehe, erlaube ich mir, meinen Standpunkt zu der Blöden-Erziehung überhaupt und zu dem angelegten Punkte insbesondere etwas näher zu bezeichnen.

Ich halte dafür, daß die gesamte Erziehung der Blödsinnigen, mit Einfluß des Unterrichts, je weiter sie die Kinder fördert, sich der Erziehung der gesunden, geistig normalen Kinder annähern muß; je naturgemäßer, je einfacher und ungekünstelter die ganze Erziehungspraxis ist und wird, desto segensreicher wird sie in ihren Folgen sein. Es ist, Gott sei Dank, eine der Vergangenheit angehörende Zeit, da die Blöden-Anstalten sich vielfach mit einem Nimbus von allerlei Geheim- und Kunstmitteln, mit einem hochklingenden wissenschaftlichen Apparat umgeben haben. Richtiges Verständnis für die Entwicklung des menschlichen Geistes, ein offenes Auge und Herz für die geheimen und oft schwer zu erkennenden Regungen und Kundgebungen des im Blöden schlummernden oder irregeleiteten Geistes, Geduld und Ausdauer sowie die unermüdlische Beharrlichkeit, verbunden mit einem gläubigen, auf Gottes Beistand vertrauenden Sinn, erscheinen mir als Haupterfordernisse eines jeden, der an Blöden und ihrer Erziehung arbeitet.

Daraus ergibt sich auch die richtige Stellung zu der vorliegenden Frage.

Es gibt für den Blöden eine Zeit, wo die Strafe weder Sinn noch Bedeutung und darum auch keine Berechtigung hat. Es ist die Zeit der Unzurechnungsfähigkeit, da auch kein Bewußtsein von Recht und Unrecht stattfindet. In dieser Zeit kann eine „Züchtigung“, wenn man sie überhaupt zulassen will, nur die Bedeutung eines „Merks“ haben und wird nicht über den Schlag mit der flachen Hand, aber NB. nie an den Kopf, hinausgehen dürfen, etwa wie — man entschuldige das triviale Beispiel — bei einem Hunde, dem man durch einen Schlag mores beibringen will. Es müßte aber in diesem Falle der Schlag augenblicklich erfolgen, weil, wie der Volksmund hierzulande ganz richtig sagt, dem Blöden das „Nach“denken fehlt.

Erhebt sich aber der Blöde auf eine höhere Stufe, nähert sich sein Geistesleben dem des Gesunden, dann, glaube ich, haben wir auch in der bewegten Frage keine andere Praxis zu üben, als sie jede gute und gesunde Kinder-Erziehung übt und worüber uns das Wort Gottes die allein richtige und unzweideutigste Belehrung und Anweisung gibt. Dann hat auch die „Rute“ ihre Berechtigung, ihre Bedeutung und ihren Segen; dieser aber wird auch wieder nur in dem weisen Maßhalten zu suchen sein. Eins aber halte ich immer aufrecht: Gestraft darf nur dann werden, wenn ein wirkliches Vergehen, eine strafbare Handlung stattgefunden hat; nie und nimmer aber für Ungeschicklichkeit, für Unwissenheit, für Unreinlichkeit, für Unvorsichtigkeit oder dergl., wozu der schwache Zustand des Kindes Anlaß gab; hier wird durch Nachsicht, durch Schonung, durch Geduld, durch liebevolle Hilfeleistung, oft sogar durch Tröstung und Beruhigung mehr gebessert als durch Strafe.

Je nachdem nun die strafbare Handlung (effektiver Ungehorsam, bewußte Widersetzlichkeit, Lüge, Bosheit, absichtliche Mißhandlung anderer, wirkliche Trägheit u. dgl.) ist, wird auch die Strafe eine andere sein müssen: Körperliche Züchtigung, Entziehung von Speise, Alleinstehen oder Sitzen. Als sehr wirksam habe ich gefunden, wenn ich einem Kinde, das sich den

Tag über etwas hat zuschulden kommen lassen, abends, wo mir alle Kinder die Hand reichen, die Hand entziehe, etwa mit den Worten: „Ich gebe dir heute keine Hand, du bist nicht artig, nicht fleißig usw. gewesen.“ Dies tut dem Kinde weher als die härteste körperliche Züchtigung.

Dies führt mich auf einen anderen wichtigen Punkt. Es kommt sehr viel darauf an, welche Stellung die Kinder zu dem Hausvater einnehmen. Dieser darf nicht nur ihr Zuchtmeister, sondern muß wirklich ihr Vater sein, zu dem die Kinder auch ihre Zuflucht nehmen können, wenn ihnen Unrecht geschieht. Dann wird eine Strafe vom Vater die besten Früchte tragen.

Das „Strafamt“ darf daher auch niemand als der Vater haben, kein Wärter, keine Wärterin; nur dadurch ist auch der häufigen und darum verderblichen Anwendung der Strafe vorzubeugen. Es ist dem Kinde schon eine Strafe, daß es nur wegen eines Vergehens zum Vater geschickt oder geführt wird.

Ebenso wenig wie körperliche Züchtigung gestatte ich dem Personal die Entziehung von Speise, welche ebenfalls für die Kinder eine der empfindlichsten Strafen ist. Diese Strafe wird besonders bei wirklicher Faulheit angezeigt sein.

Ich bin überhaupt der Meinung, daß bei der Erziehung der Blödsinnigen Strafen (im eigentlichen Sinne des Wortes) sehr selten notwendig sind.

c. Direktor Friedrich Barthold

Rückenmühle bei Stettin

Was die angeregte Sache selbst anbelangt, so ist vor allem festzuhalten, daß bei Blöds- und Schwachsinigen in betreff der Strafe zum Teil ganz andere Gesichtspunkte zu beachten sind als bei geistig gesunden Kindern. Bei den Blöden auf der tiefsten Stufe, den bloßen Pfleglingen, kann überhaupt nicht von Strafe die Rede sein. Soll die Strafe — als bloßes Furcht- und Schreckmittel ist sie unbedingt verwerflich — eine erziehbliche Wirkung haben, so muß bei dem Bestraften wenn nicht ein Verständnis, so doch ein Gefühl von der Bedeutung derselben und von ihrem Zusammenhang mit dem vorausgegangenen Tun vorhanden sein. Auch das kleinste Kind fühlt, wenn es von der Mutter gestraft wird, daß es dieselbe mit seinem Tun erzürnt hat. Bei unsern Blöden auf der tiefsten Stufe fehlt dieses Gefühl; sie zu strafen wäre daher meiner Ansicht nach eine nutzlose Härte. Ähnlich verhält es sich mit den irrsinnigen Blöden. Sie fassen den Zusammenhang der Strafe mit ihrem Tun und Benehmen nicht, sehen vielmehr jede Strafe für eine ihnen angetane willkürliche Beleidigung an, die sie bei der ersten besten Gelegenheit wieder vergelten; oder sie halten die Strafe für einen Scherz, weil sie überhaupt alles, was ihnen begegnet, ins Narrische ziehen. Bei diesen ist daher die Strafe, soweit sie Zucht- und Verbesserungsmittel sein soll, nicht gerechtfertigt. Ist dagegen auch bei diesen die Strafe als Sühne für ein begangenes Unrecht, eine wirkliche Bosheit, eine Forderung der sittlichen Notwendigkeit, so ist die Strafe Selbstzweck, und es wäre in solchem Falle

eine tadelswerte Weichlichkeit, wollte man die Strafe unterlassen. In bezug auf die Epileptischen siehe die Beantwortung der Frage 6. Bei allen übrigen Kategorien von Schwach- und Blödsinnigen ist die Strafe ein ebenso nötiges als heilbringendes Erziehungsmittel und ganz von demselben Werte, den die Strafe in der Erziehungstätigkeit überhaupt hat und den auch das Wort Gottes auf die Strafe legt.

Aber freilich, ich halte bei unseren Jöglingen die Strafe für ein zweischneidiges Schwert. Wird es nicht mit der nötigen Weisheit, dem richtigen Maße, unter sorgsamster Berücksichtigung der Individualitäten und vor allem mit barmherziger Liebe gebraucht, so wendet es sich gegen den Erzieher und richtet im Herzen des Blöden oft unheilvollen Schaden an. Die Strafe ist ein fremdes Element, das sich zwischen den Erzieher, demselben ergänzend, und den Jögling stellt; sie muß dem letzteren zum Bewußtsein bringen, daß das naturgemäße Band zwischen ihm und dem Erzieher gestört ist. Ist nun dies Verhältnis ein zartes und von herzlicher Liebe getragenes, so wird die Störung desselben dem Jögling leicht zum Bewußtsein kommen; auch eine kleine Strafe wird dann Großes wirken. Daraus folgt, daß unsere ganze Sorge darauf gerichtet sein muß, in unsern Jöglingen ein zartes Strafgefühl zu wecken, zu pflegen und zu erhalten, dann bedürfen wir keiner drastischen Mittel. Ist aber dies Strafgefühl erst stumpfgescholten und totgeprügelt, dann lasse man lieber das Strafen. Diese Unterlassung ist dann das kleinere Übel.

Weiter ist noch besonders zweierlei ins Auge zu fassen. Unsere Jöglinge sind für die Unarten, die sie begehen, nicht in der Weise verantwortlich wie geistig gesunde Kinder. Entweder die Unart ist natürliche Folge körperlicher Krankheitszustände oder anormaler Bildungen im Jögling, also überhaupt nicht straffällig; oder aber der Jögling besitzt die Willensenergie nicht, die jenen Krankheitszuständen entspringenden Neigungen und Reizungen zu überwinden. Auch in diesem Falle sind die Unarten anders, jedenfalls milder zu beurteilen als bei geistig Gesunden. Endlich darf nie aus den Augen gelassen werden, daß unsere Jöglinge eben zu den Kranken gehören, bei denen das Fleisch fast eine unumschränkte Herrschaft ausübt, bei denen man in sittlichen Forderungen daher nicht bescheiden und maßgebend genug sein kann.

Diese allgemeinen Erwägungen sind für die Strafen in unserem Hause bestimmend, daher auch für die Beantwortung der gestellten acht Fragen maßgebend.

1. Das häufigste Strafmittel ist das Wort, sei es als Verweis oder Tadel oder auch Spott und Ironie. Es liegt im strafenden Worte eine große Macht, die um so größer, je seltener und bedachter das Wort gebraucht wird. Im Unterricht wird als Strafe weiter das Aufstehen und — schärfer — das in die Ecke stehen und — noch schärfer — das vor die Türe (außerhalb der Klasse) stehen gebraucht. Bei Jank unter den Kindern Abbitte und Ruß. Bei größeren Unarten, Unanständigkeiten u. dgl.: Essen in der Ecke. Bei eingewurzelten Übeln, z. B. dem Lügen muß der Betreffende in einem frappanten Fall eine Woche lang in der Ecke essen und täglich beim

Mittagstisch den Grund davon angeben. Bei Gefräßigkeit, Naschhaftigkeit, Diebstahl, Unreinlichkeit aus Trägheit wird das zweite Frühstück oder ein Teil des Mittagessens entzogen. Besonders wirksame Strafmittel bestehen darin, wenn den Zöglingen bestimmte Ehrenämter oder Dienstleistungen, die ihnen Freude machen, auf eine Zeitlang entzogen werden. Unartige Mädchen dürfen nicht in der Küche helfen, die Tische nicht decken usw. Bei grösseren Unarten dürfen die Betreffenden abends eine längere Zeit den Hausvätern die Hand nicht geben und nicht gute Nacht sagen, was immer von nachhaltiger Wirkung ist. Wird den Zöglingen eine besondere Freude bereitet, so bleiben die Unartigen, die Trägen usw. davon ausgeschlossen.

2. Es ist bei uns Hausgesetz: Die Zöglinge dürfen von dem Hauspersonal nicht und unter keinen Umständen körperlich gezüchtigt werden. Dennoch sind körperliche Züchtigungen in vereinzeltten Fällen notwendig und dann höchst heilsam. Es sind unter den Zöglingen kräftige, robuste Jungen mit oft raffinierter Bosheit und unbeugsamem Troze. Bei diesen halte ich mit Turtmann die „naturwüchsige Ohrfeige und die elektrische Wirkung des Haselstocks“ für das natürlichste und wirksamste Strafmittel. Jede solche körperliche Züchtigung gehört jedoch zu den Pflichten des Unterzeichneten.

3. Die Mädchen werden gar nicht körperlich gezüchtigt. Seit dem Bestehen der Anstalt bildete nur ein einziges Mädchen eine Ausnahme von der Regel. Bei diesem äußerst rohen und boshaften Mädchen, das im Troz und Eigensinn sowie in Diebstahl und Lüge Unglaubliches leistet, ist dann und wann körperliche Züchtigung das einzige Mittel, sie in die Schranken des Gehorsams zurückzubringen.

4. Die Beantwortung der Frage 4 ergibt sich teilweise aus den einleitenden allgemeinen Erwägungen. Es wird sich als Grundsatz hinstellen lassen: Je niedriger das Kind in seiner geistigen Entwicklung steht, desto weniger wird man strafen können; je mehr dagegen sich das Kind geistig entfaltet, desto mehr gewinnt es Verständnis für die Strafe. Mit dem Verständnis aber wächst der pädagogische Wert der Strafe. Auf den niedern Entwicklungsstufen, wo es sich bei dem Kinde eben einfach darum handelt, daß es seinen Willen beugen und Gehorsam lerne, da werden die Strafen hauptsächlich der Art sein, den Gehorsam zu erzwingen. Steht das Kind höher, hat es Verständnis und Gefühl für das Band der Liebe zwischen ihm und dem Erzieher, so daß es aus Liebe gehorcht, so werden die Strafen mehr den Charakter der Entziehung der Liebe an sich tragen. Ist der Zögling noch weiter entwickelt, so daß er dem Erzieher schon in einem Pietätsverhältnis gegenübersteht und dabei eine gewisse Selbstachtung gewonnen hat, so bestehen die Strafen vorzüglich in Entziehung der Ehre — in Beschämung. Endlich kann bei den gefördertsten Zöglingen, bei denen das Wort Gottes schon eine Willen und Tun bestimmende Macht gewonnen hat, die Strafe dafür Sorge tragen und dahin wirken, daß das Gewissen wach werde und durch seinen Stachel so lange verwunde, bis das Unrecht durch Buße und Vergebung gesühnt ist. Das letztere ist ja bei unseren Zöglingen nur selten möglich, aber doch in einzelnen Fällen unter dem Segen Gottes erreichbar.

5. Diese Frage ist teilweise in Nr. 2 beantwortet. In geringen leichten Fällen steht die Strafgewalt den Lehrern und Wärterinnen zu. Mit Entziehung des Essens darf nicht ohne Vorwissen des Unterzeichneten gestraft werden.

6. Die Anwendbarkeit der Strafe bei den Epileptischen richtet sich nach deren körperlichem und geistigem Befinden. Bei vielen Epileptischen hat die Krankheit das geistige Leben schon so vollständig vernichtet, daß sie zu den Blödsinnigen höchsten Grades gehören. Diese können nicht gestraft werden. Außerdem dürfen bei uns alle Epileptische kurz vor oder nach den Anfällen nicht gestraft werden. In den krampffreien Perioden jedoch, in welchen das geistige Leben oft wieder verhältnismäßig erstarkt, darf auch die Strafe als Erziehungsmittel gebraucht werden. Ausgeschlossen bleibt jedoch unter allen Umständen körperliche Züchtigung sowie jede das Gemüt heftig erregende Strafe. Bei mehreren Epileptischen der hiesigen Anstalt hatten die angewandten wenigen Strafen außerordentlich wohlthätigen Erfolg. Die Kranken waren die Tyrannen ihrer Familien und hatten nie gelernt, ihren Willen zu brechen. Durch gleich im Anfang angewandte, beharrlich durchgeführte Strafen (meist Entzug des Essens) sind dieselben völlig umgewandelt worden, so daß nachher keine Strafen mehr nötig waren.

Damit glaube ich die gestellten Fragen nach meinem besten Wissen und meinen Erfahrungen beantwortet zu haben. Ich bin mir wohlbewußt, wie es mir in dieser hochwichtigen Sache selbst noch an der nötigen Klarheit fehlt und bin daher für jede Berichtigung und Ergänzung der ausgesprochenen Gedanken herzlich dankbar. Nichts zeichnet eine Anstalt getreuer, nichts charakterisiert den in ihr waltenden Geist genauer als die Art und Weise, wie die Pflicht der Strafe geübt wird. Milde, die ferne ist von aller sittlichen Laxeit, konsequentes Festhalten der erkannten Grundsätze bei aller Biegsamkeit im Eingehen auf die einzelnen Individuen, Ernst, wenn gestraft werden muß, aber ein Ernst, dem die Liebe aus den Augen leuchtet, das, dünkt mich, sind die Grenzpunkte, innerhalb welcher das ganze Strafverfahren sich bewegen muß. Diese Grenzpunkte immer einzuhalten, das gehört eben auch zu der rechten Erziehungskunst, die in der Schule des heil. Geistes gelernt sein will.

Gott segne alle Ihre Anstalten mit unvergänglichem Gnadensegens!

d. Direktor und Sanitätsrat Dr. Vorster in Lengerich

In betreff Ihrer Anfrage: ob körperliche Strafen zulässig oder nicht bei Behandlung resp. Erziehung der Blöden, muß ich mich meinerseits gegen jede körperliche Strafe bei Behandlung und Erziehung dieser Kranken aussprechen. Es steht fest, daß alle Blöde und Epileptische organisch belastete Kranke sind, schon aus diesem Grund möchte von Strafen ganz abgesehen werden müssen. Meiner Erfahrung gemäß nützen nicht nur Strafen bei solchen Kranken nicht, sondern sie schaden, sie schüchtern die Kranken noch mehr ein, sie machen sie widersetzlicher, widerspenstiger, die Kranken werden durch jede derartige Behandlung boshaft gemacht. Was von den Blöden gilt,

findet noch in erhöhtem Maße bei allen Epileptischen seine Anwendung. Alle Epileptiker sind vermöge ihres Nervenleidens im höchsten Grad reizbar, schon ein hartes Wort genügt, sie zu erregen, daß sie ihre volle Besinnung verlieren.

Wie aber den mannigfaltigen Unarten dieser Patienten entgegenzutreten, ihrer Unreinlichkeit, ihrer Zerstörungssucht, dem Zerreißen der Kleidungsstücke, ihrer Gefräßigkeit usw.?

Das Individualisieren wird auch hier in jedem einzelnen Fall die Hauptaufgabe des Arztes und Erziehers sein. Fast alle Kranke dieser Art sind an Reinlichkeit, an Ordnung, an ein gesittetes Betragen zu gewöhnen. Ich nehme die Epileptischen aus, insofern sie des Nachts im epileptischen Anfall ihr Bett durchnässen. Im allgemeinen wird es genügen, die Kranken alle drei Stunden ihre Bedürfnisse verrichten zu lassen, des Abends sie nur eine leichte Suppe genießen zu lassen, sie nötigenfalls des Nachts nochmals auf den Abtritt zu führen oder auf den Nachstuhl, der in jeder Schlafstube seinen bestimmten Platz hat. Es ist auf jede Weise möglich, alle Kranke dieser Art rein zu halten, mit Ausnahme derjenigen, die gelähmt und die an nächtlichen epileptischen Anfällen leiden, aber auch hier ist durch stete Aufmerksamkeit der Pfleger der Kranke an Reinlichkeit zu gewöhnen. Bei allen Kranken dieser Art werden Bäder nicht zu entbehren sein, zur Reinlichkeit, zur gehörigen Kultur der Haut, zur Stärkung des Nervensystems, warme Bäder mit kalten Übergießungen.

Wenn unsere Haustiere zur Reinlichkeit angehalten werden können, so wohl auch die Blöden und Epileptischen. Es gibt Blöde und Epileptische, die ihre Kleidung zerreißen, die alles zerstören, was ihnen zu Händen kommt, die müssen stets bewacht sein von ihren Pflegern, bald werden auch andere Kranke diese Bewachung übernehmen können, bis auch diese überflüssig wird.

Zu den einzelnen Fragen erwidere ich ergebenst:

ad 1. Keinerlei Strafen werden in hiesiger Anstalt zugelassen und gebraucht.

ad 2. Die körperlichen Strafen sind streng untersagt.

ad 3. Die Geschlechter müssen geschieden sein.

ad 4. Die Blödsinnigen müssen je nach dem verschiedenen Grad und den verschiedenen Arten ihrer Erkrankung auf besondere Abteilungen geschieden sein.

ad 5. Wenn von einer Strafgewalt die Rede sein dürfte, so würde nur ein fachverständiger Arzt dieselbe in jedem einzelnen Fall bemessen dürfen.

ad 6. Vorzugsweise bei Epileptischen ist eine jede körperliche Strafe als schädlich zu vermerken.

Ich wiederhole es, und wie ich glaube in Übereinstimmung mit allen Psychiatern, alle Blöde und Epileptische sind organisch belastete Kranke, jede Anwendung körperlicher Strafen würde eine nicht zu entschuldigende

Härte, sie würde weiterhin ein großer Fehler bei Behandlung dieser Unglücklichen sein.

Die zwanglose Behandlung der Irren ist eine in der Neuzeit mehr und mehr zur Geltung kommende Frage, deren Beantwortung in den verschiedenen psychiatrischen Zeitschriften mehrfach zur Erledigung gekommen.

Was in bezug auf die Irren möglich, ist noch leichter zu erreichen bei den Blöden und Epileptischen, vorzugsweise da die traurigsten Fälle von Blödsinn und Epilepsie in den Irren-Anstalten zur Behandlung kommen. Was meine persönliche Stellung zu diesen Fragen betrifft, so erlaube ich mir zu bemerken, daß ich persönlich durchaus nicht hinneige zu einer weichlichen und falschen Humanität, die den Kranken seinen bösen Neigungen willenlos überläßt, aber ich habe die Überzeugung gewonnen, daß alle Zwangsmittel, vorzugsweise alle körperlichen Strafen usw. bei Behandlung von Kranken vom Übel sind.

Es wird nur erwünscht sein, das Referat über diese Frage zu erhalten, ich bezweifle, daß Irren-Ärzte unsrer Tage in der Hauptsache anderer wie meiner Ansicht sind. Nach dem Standpunkt unsres heutigen Wissens halte ich diese Frage für erledigt.

Ich erlaube mir nur noch schließlich zu bemerken, daß bei Erledigung dieser Fragen vieles möglich erscheinen wird, was früher als unmöglich verworfen, und daß jede zwanglose Behandlung dieser Kranken die Aufgabe der Erziehung und Behandlung der Blöden und Irren erleichtern wird. Es wird sich herausstellen, daß manche der verderblichsten Formen dieser Krankheiten nur eine Folge einer falschen unzweckmäßigen Behandlung sind.

Es sollte mir sehr lieb sein, wenn meine Beantwortung der Frage irgendwie der guten Sache dienen könnte.

e. Herr J. Schneider in Laforce

Ein eigentliches, geschriebenes Reglement besteht in unsern Anstalten nicht, die Strafgewalt steht daher — dem Gebrauch zufolge — dem General-Direktor zu.

Körperliche Strafen werden hier nicht angewendet.

Bei kleineren Vergehen wenden die Spezial-Direktoren resp. Aufseher und Aufseherinnen, folgende Strafen an: In der Kasse stehen, während der Spielzeit im Zimmer bleiben, nicht mit den andern Zöglingen sprechen, wo es die Gesundheit zuläßt, trockenes Brot essen usw.

Bei größeren Vergehen, Ungehorsam, Schimpfreden, Lügen usw. wird der Zögling sofort von seinen Kameraden abgesondert und nach Ankunft des Direktors von diesem bestraft. Dabei wird gewöhnlich Freiheitsstrafe oder irgendeine Arbeit, als: Holzsägen, Schubpuhen, Gartenverrichtungen usw. angewendet.

Bei grobem Unfug, Aufruhr usw. wird der Zögling von der Anstalt ausgestoßen.

Gesagtes gilt nur für solche Jöglinge, welche als für ihre Handlungen verantwortlich angesehen werden können. Bei denjenigen, die der letzten Klasse der Blödsinnigen angehören, und bei den Epileptischen wird bei Ungehorsam oder Aufregung irgendein beruhigendes Mittel angewendet. Gewöhnlich befänstigt man sie durch gute Worte, Spiele; im äußersten Falle sondert man sie von ihren Kameraden ab und stellt sie unter die Aufsicht eines verständigen Jöglings, bis die Ruhe wieder hergestellt ist.

Bei den Epileptischen sehen wir besonders auf große Stille und Ruhe sowie auf Änderung in Beschäftigung, Spiel und Spaziergang. Strafen würden sie zum Jörn reizen und anhaltendes Lernen und Arbeiten die Anfälle vermehren.

Ich bin der Meinung, daß ein Direktor oder Aufseher schon ganz natürlich eine moralische Überlegenheit bei seinen Jöglingen besitzen und diese so wenig als möglich strafen muß. Dann glaube ich aber auch, daß das Verfahren bei einer Nation, nicht bei dieser oder jener andern angewandt werden kann und es einer jeden Direktion anheimgestellt bleibt, das ihren Jöglingen angemessene Straffsystem selbst zu wählen.

1. Regierungsrat Koser für die Hasseröder Erziehungsanstalt für schwache und blödsinnige Mädchen

ad 1. Sowohl körperliche als geistige Strafen werden angewendet, und zwar in solchen Fällen, wo das Kind, sich der Unzulässigkeit seiner Handlung bewußt, aus einer gewissen Widerspenstigkeit eben das tut, was ihm verboten ist. Solche Herausforderungen von seiten des Kindes können nur durch Drohung, und wo diese nichts hilft, durch Strafe bewältigt werden. Diese besteht dann im Hinstellen in einen Winkel der Stube oder einem Kläpchen, je nachdem sich das Kind gegen Schmach oder Schmerz am empfindlichsten zeigt.

ad 2. Körperliche Strafen werden angewendet, doch müssen sie zu den Ausnahmen gehören, und dürfen schwerlich ganz aufgegeben werden; namentlich bleibt die körperliche Strafe das rechte Mittel gegen Trotz, offensbare Faulheit und Unreinlichkeit. Auf den Kopf darf aber nie geschlagen werden.

ad 4. Das beste Mittel beim tiefstehenden Blöden ist immer eine liebevolle milde Behandlung, aber fortwährend ernste und feste Konsequenz. Nach Umständen bald streng und gebieterisch, bald ermunternd und scherzend, aber fortwährend darauf haltend, daß jedem Befehle nachgelebt werde; gibt man auch nur einzelne Male die Vollstreckung seiner Befehle auf, dann wird der Blöde bald inne, daß sich der so liebe passive Widerstand gebrauchen läßt, und man setzt sich leicht der Gefahr aus, die über ihn gewonnene Herrschaft zu verlieren. Indem er sich so vor einem fremden Willen beugen muß, entwickelt sich der eigene Wille des Blöden, und mit der Entwicklung des Willens wächst das Vermögen. Begegnet mitunter der Blöde dem Befehle mit Trotz, dann hat in der Regel der Anblick eines kleinen spanischen Rohres sich als tätiges Mittel, den Widerstand zu beseitigen, herausgestellt.

Bei besseren Blöden den Stock als antreibende Kraft anwenden zu wollen, ist ein Mißgriff, den sich die Blödenanstalt am wenigsten zuschulden kommen lassen darf; denn wenn es selbst begabten Kindern gegenüber eine unbestreitbare Wahrheit ist, daß die Furcht eine schlechte Führerin sei, wo es darauf ankommt, mit dem Verstande, mit dem Gedächtnisse oder auch mit den Sinnen aufzufassen, während sie eine nützliche Bundesgenossin sein könne, wo ein Verbot respektiert oder ein Befehl befolgt werden solle, so gilt dieses in einem noch viel höhern Grade bei Behandlung des Blöden. Auf die ihm innewohnenden Fähigkeiten wirkt die Furcht fast lähmend ein, so daß er vor der einfachsten Aufgabe wie vor einer Unmöglichkeit regungslos dasteht.

ad 5. Allen, die an den Kindern zu arbeiten haben. Läßt sich aber jemand beim Strafen vom Zorn übereilen, so entziehe man ihm die Strafgewalt, denn der Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist.

g. Inspektor Hardeland in Meinstetten

Ad 1. Wir haben vier Blödenanstalten: zwei in Meinstedt, die eine für bildungsfähige Knaben (60), die andere für nicht bildungsfähige Knaben und Männer (80); die dritte in Hasseroide (fünf Stunden von hier) für 50 bildungsfähige Mädchen; die vierte acht Stunden von hier in Schloß Dezel für 60 weibliche Asylisten. — Das Inspektorat für sämtliche Anstalten ist mir übertragen, jedoch pflege ich nach 3 und 4 nur einige Male im Jahre zu reisen. Meine Antworten beziehen sich daher vor allem auf 1 und 2. In unsern Meinstedter Anstalten werden die folgenden Strafen angewandt: Ehrenstrafen, in der Ecke stehen, auch wohl bei Tische stehen (vor allem bei zänkischen und unordentlichen Kindern) — Nacharbeiten, bei trägen Kindern — Entziehen der Nahrung, besonders des Abendbrots ganz oder teilweise (bei sehr trägen oder bei solchen unreinlichen Kindern, bei denen 3. B. das Verunreinigen des Bettes in großer Trägheit den Hauptgrund hat) — endlich körperliche Züchtigung, nur mittelst einer Rute zu vollziehen, diese durchaus beschränkt auf wirkliche Sünden, Lügen, Stehlen, Unzucht und auf ja nur sehr selten vorkommende Fälle eines nicht anders zu brechenden Trotzes bei solchen Kindern, die ein Verständnis fürs Unrecht ihres Tuns haben. — In der Schule wird ab und an ein leichter Schlag auf die Hand zur Erweckung der Aufmerksamkeit und schneller Herstellung der Ordnung nötig. — Natürlich erfolgen diese Strafen nicht ausnahmslos nach festen Regeln, sondern je nach dem speziell vorliegenden Falle mit Berücksichtigung des Zustandes des Kindes. Als Strafe wird das alles nur bei den Kindern angewandt, die geistig entwickelt genug sind, um das Sündige ihres Tuns zu erkennen, und zwar erst dann, nachdem ihnen dies vorgehalten ist und sie es erkannt haben. Selten wird bei tieferstehenden Kindern ernstere Züchtigung angewandt. Diesen wird 3. B. bei unzüchtigem Befassen etwa ein derber Schlag auf die Hand gegeben, wird's nötig, so wird zeitweilig eine Zwangsjacke angelegt usw. —

Ad 2. Bereits im obigen mitbeantwortet.

Ad 3. In unsern Mädchenanstalten findet so ziemlich dieselbe Praxis statt.

Ad 4. Bereits sub 1 mitbeantwortet.

Ad 5. Die Strafgewalt steht den Hausvätern zu; körperliche Strafe (mit Ausnahme der erwähnten kleinen Zuchtmittel während des Unterrichts) dürfen nur vom Hausvater angeordnet und müssen von ihm selbst vollstreckt werden. Bei schwereren Fällen haben die beiden Hausväter in Teinstedt vorher beim Inspektor anzufragen; die beiden auswärtigen Hausväter haben bei den Besuchen des Inspektors ihm alle Fälle nachträglich vorzutragen.

Ad 6. Über Anwendbarkeit körperlicher Strafen für Epileptische muß durchaus der Zustand des Leidens entscheiden. Im Ganzen muß das Maß derselben geringer sein als bei Blöden, bei manchen von welchen letztern, wenn sie überhaupt Eindruck machen sollen, dieselben ziemlich nachdrücklich zu erteilen sind. (Je nachdem eben der Blödsinn ist.) Ist das epileptische Kind freundlich und ernst von seiner Schuld und Strafwürdigkeit überzeugt und die mäßige Strafe wird dann recht ruhig vollzogen, so sind noch keine üble körperliche Folgen darnach eingetreten — wohl aber, wenn das Kind selbst noch innerlich erregt war. — Bemerken möchte ich noch, daß bei einem sehr jähzornigen 14jährigen Knaben, der eben durch seinen Zorn häufige epileptische Anfälle veranlaßte, als wir anfangen, ihn nachträglich dafür zu züchtigen, in bedeutendem Maße sich diese Anfälle verminderten.

Ad 7. Freiheitsstrafen werden nicht angewandt. Einige anfangs gemachte Versuche schienen mir ganz erfolglos.

Ad 8. Stillschweigen ist mit dem unter 1 in der Ecke stehen verbunden; wird sonst nicht angewandt.

h. Direktor Landenberger in Stetten

Das Wort: wer gerne gibt, gibt bald — muß mich sehr beschämen, da ich auf Ihre Anfrage so lange schwieg. Ich hatte anfangs die Absicht, mich umfänglich über die gestellten Fragen zu äußern, fand aber bei den täglich sich häufenden Geschäften, bei großem gemüthlichem Druck nie Zeit zu einer solchen Arbeit, und so blieb die Sache trotz bösen Gewissens eben liegen. Was ich hier geben kann, sind nur fragmentarische Äußerungen, welches wenige Sie in Liebe noch aufnehmen wollen.

Unsere seitherige Hausordnung enthielt über das Strafrecht nur die Bestimmung, daß das eigentliche Züchtigungsrecht nur dem Hausvater zustehe. Da die Durchführung dieser Bestimmung nach dem Wortlaut nahezu unmöglich und sogar unzuträglich war, so behielt sich der Hausvater oder Inspektor vor, in der mündlichen Einführung und Instruktion des Wartepersonals die unumgänglichen Beschränkungen und Ausnahmen dieser Bestimmung zu konzedieren, in einzelnen Fällen der Wartperson — bei individueller Berücksichtigung der Wartperson, des Pflégelings und des

Straffalles — einen Teil seiner Strafgewalt zu übertragen. Welche Fassung dieser Artikel in der bevorstehenden Bearbeitung der Hausordnung bekommen wird, weiß ich nicht.

Da wir in der Schule keine Lokation nach den Kenntnissen usw. haben, so ist auch die Zurücksetzung auf einen geringern Platz bei uns nicht gebräuchlich.

Kostentziehung wird sehr selten bei uns angewandt, obgleich das Personal, das unter der Unreinlichkeit mancher Pfleglinge leidet, diese Strafe besonders wünscht. Der Grund, warum ein Pflegling selten mit Kostentzug gestraft wird, ist der, daß die oft tiefsiehende Blutbildung und Ernährung der Blöden nicht noch mehr beeinträchtigt werden darf. Am natürlichsten erscheint diese Strafe gegen Naschhafte, Diebische, Schmarotzer, Gefräßige usw.

An körperlichen Strafen ist dem Personal erlaubt ein Schlag (Patsch) mit der bloßen Hand auf den Rücken, das Schulterblatt usw., auf den Handrücken. Es darf auch die Hand des blödesten Individuums, die sich ausstreckt, zu raufen, zu zerstören, wehe zu tun usw. diese Strafe erfahren. Streng verboten sind: Ohrfeigen, Schläge jeder Art an den Kopf, Raufen an den Haaren, Schütteln an den Ohren.

Bei jüngeren Kindern wird die Rute angewandt; bei älteren, namentlich Knaben, der Stock. Sobald mit der nötigen Berücksichtigung der individuellen Beschaffenheit des Zöglings gestraft wird, so sehe ich nicht ein, warum das schwachsinnige (nicht das blöde oder krank sinnige) Kind der Wohltat der leiblichen Züchtigung nicht auch sollte teilhaftig werden. Ein grobes Vergehen gegen die Wahrheit, Liebe, Ehre usw. bedarf der Sühne durch leibliche Züchtigung.

Die leibliche Züchtigung epileptischer Patienten bedarf jederzeit der vollen Berücksichtigung der Krankheit. Sehr nervöse, aufgeregte, ängstliche Patienten müssen damit verschont werden. In allen Fällen muß die Züchtigung mit der gehörigen Ruhe ausgeführt werden, wodurch man auch am wirksamsten der Aufregung entgegentritt. Manche epileptische jüngere Patienten (Knaben) simulieren noch Anfälle neben den wirklichen. Über solche Simulation wird man ohne Stockhiebe schwerlich Herr werden. — Man darf es sich nicht zuschulden kommen lassen, durch eine leibliche Züchtigung einen epileptischen Anfall hervorzurufen. Wo eine solche Wirkung der Strafe vorauszusehen ist, muß sie in eine andere verwandelt werden.

Wir unterscheiden zwischen disziplinarischer und moralischer Zurechnungsfähigkeit. Moralisch zurechnungsfähig sind die besseren Schwachsinnigen; disziplinarisch zurechnungsfähig sind die besseren Blödsinnigen und die Krank sinnigen. Es gibt bekanntlich Blöde, bei welchen nicht einmal die Gewöhnung ihre Absicht ganz erreichen kann. Hier kann von irgendeiner Strafe nicht die Rede sein. Bessere Blödsinnige dagegen und Krank sinnige, welche oft einseitig gut begabt sind, des Vernunftlichts aber ermangeln, sind, wie schon gesagt, disziplinarisch zurechnungsfähig und müssen des-

halb für Böses Böses erfahren, wenn sie auch den letzten Grund der Strafe nicht kennen, da die Beziehung zu Gott ihrem stumpfsinnigen Gemüte ziemlich fremd ist. — Die besseren Schwachsinnigen können wie andere Kinder behandelt werden.

Meine Äußerungen könnten den Schein geben, als ob ich ein besonderer Freund und Verteidiger der leiblichen Züchtigung wäre. Ich bin's nicht. Ich erinnere mich nicht, daß ich in Jahren beim Unterricht hätte eine körperliche Züchtigung ausführen müssen, weder mit dem Stock, den ich gar nicht führe, noch mit der Hand. Entschieden besser ist es, wenn Lehrer und Erzieher statt mit dem Stock mit dem Gewicht ihrer Persönlichkeit, mit der Kraft der Liebe und des Geistes die Jüglinge vom Bösen zurückwenden und zum Guten leiten. Auch der Stock wirkt nur so viel Gutes, als die Liebe ihn schwingt.

Lernaufgaben als Strafmittel werden bei uns nicht angewandt.

Angedeutet habe ich schon, daß der Hausvater seine Strafgewalt teilweise an jemand vom Personal übertragen kann. Individuelle Rücksicht muß hier entscheiden. Bisweilen übergebe ich einen halsstarrigen usw. Anaben seinem Wärter zur Züchtigung (und zwar vor den Ohren des Anaben) auch für künftige Straffälle.

Erziehung des Personals für seinen Beruf, sowohl zu warten und zu pflegen, als zu erziehen (und zu unterrichten) ist eine der Hauptaufgaben.

Die Männer vom Fach werden sich wohl über die ausführliche Mitteilung der Antworten freuen und die Mannigfaltigkeit der Aussprache wird ihnen das Referat am Ende doch angenehm machen. Auch unsere Diakonissen und Wärter werden die ungewohnte Belehrung recht wohl brauchen können und die große Mäßigkeit, mit welcher die verschiedenen Antworten sich auf die körperliche Bestrafung einlassen, wird ohne Zweifel allen Diakonissen und Wärtern für den wichtigen Punkt das Gewissen schärfen.

19.

An die Schwestern über die Vierteljahresberichte

1870

Die Vierteljahresberichte sind einerseits eine hochnötige Sache, die man unter keiner Bedingung weglassen kann, andererseits aber bedürfen sie nach den gemachten Erfahrungen eine bessere Einrichtung, über die wir uns vielfach besonnen und endlich folgende Resultate gewonnen haben:

§ 1

Alle Berichte sollen der Form nach insofern gleich sein, daß sie in Folio halbstand geschrieben werden. Dabei soll die Form eines bayerischen Stempelbogens zugrunde gelegt und der ganze Bericht paginiert werden.

§ 2

Auf der Kopffseite soll jeder Bericht und zwar wiederholt auf jeder Pagina mit seinem Betreff versehen sein und am untern Rande Jahr, Monat, Tag und Unterschrift der Berichterstatterin enthalten. Man soll auf das leichteste und müheloseste alles das zusammenfinden können, was zur Orientierung über den Bericht gehört.

§ 3

Diese Sachen müssen beobachtet werden, gleichviel ob ein Bericht tabellarisch oder fortlaufend geschrieben ist.

§ 4

Für alle Berichte und für alle Rechnungen wollen wir, die Genehmigung der Generalversammlung vorausgesetzt, die Anordnung treffen, daß die Termine nach dem Kalenderjahr gehen, so daß nicht durch die Einhaltung des Kirchenjahres neue Schwierigkeiten entstehen. Für die Vierteljahresberichte gilt also der 1. April, der 1. Juli, der 1. Oktober und der 1. Januar. Für das nächste Mal sind also die Vierteljahresberichte am 1. Juli einzuliefern, und man wird bloß vorzusorgen haben, daß der Bericht auch wirklich auf die abgeschlossene Zeit paßt. Alles Statistische wird nach den beigelegten Formularen in der Regel jährlich nur einmal von den Oberschwwestern bearbeitet. Da sich nun aber durch die Anordnung des Kalenderjahres die Anlehnung an die Arbeiten für andere Zwecke ergeben und wünschenswert zeigen wird, so werden die Oberschwwestern wegen ihrer statistischen Berichte sich mit den Berichterstattern für staatliche und andere öffentliche Zwecke, soweit es nötig und möglich ist, ins Benehmen setzen müssen und dafür sorgen, daß die Generalstatistik des Mutterhauses rechtzeitig ihren Gang gehen könne. Es wird daher möglich sein, daß gerade die öffentlichen Berichterstattungen Aufenthalt machen und daß da, wo man ohne diese nicht genau und gründlich arbeiten kann, die Resultate der Besprechungen der Oberschwwestern mit den treffenden Berichterstattern dem Direktorium voraus angezeigt werden müssen, damit nicht durch irgend eine Ungewißheit eine Schwierigkeit für die Berichterstattung des Mutterhauses entstehe.

§ 5

Wo die Anlehnung der statistischen Berichte der Oberschwwestern an öffentliche Berichte Zögerungen für die statistischen Berichte derselben veranlaßt, gehen die nicht statistischen fortlaufend geschriebenen Vierteljahresberichte ihren Weg für sich und die statistischen Aufzeichnungen folgen nach, was dann um so weniger Mühe verursachen wird, als demnach alles Statistische nur jährlich einmal abgegeben wird.

§ 6

Alle Berichte, statistische und andere, werden einfach adressiert „An das Direktorium der Diakonissenanstalt Neudendelsau“, und die Vermengung

der Berichte mit Privatbriefen sowie die private Adressierung hört von nun an auf.

§ 7

Alles was statistisch ist, fällt da, wo die Oberschwwestern oder Superintendentinnen regieren, in deren Geschäftskreis, so daß also Beiz- und Probeschwestern sich wegen der vollkommenen Richtigstellung alles Statistischen ganz einfach mit den Oberschwwestern zu benehmen, selbst aber gar nicht mehr zu berichten haben.

§ 8

Die Formulare zu allem Statistischen werden den Oberschwwestern vom Mutterhause gegeben und es dürfen anstatt derselben keine anderen gebraucht werden.

§ 9

Sollte das Mutterhaus zuweilen besondere statistische Aufgaben zu geben haben, so werden entweder neue Formulare gegeben oder die alten benannt, die gebraucht werden sollen. Ebenso ist es unverwehrt, hie und da, wo es einer Berichterstatlerin gut erscheint, die statistischen Berichte und Tabellen anzuwenden.

§ 10

Dagegen aber gibt es viele Dinge, für welche keine Tabelle und kein Formular paßt, da muß einfach erzählt und die Hauptpunkte, auf die es ankommt, durch Striche hervorgehoben werden.

§ 11

Viele Dinge müssen ausdrücklich wiederholt werden, auch wo es scheinen könnte, daß eine Hinweisung auf vorige Berichte Geltung haben könnte. Man kann z. B. bei der Aufzählung der Vorstände u. dgl. nicht hinschreiben: „die Vorigen“ oder „wie früher“, sondern es muß mit Namen wiederholt werden, was sich gleich geblieben ist, damit das Gedächtnis des Direktoriiums unterstützt werde. Gewisse Weitläufigkeiten sind nicht zu scheuen wegen der Schwachheit und Vergesslichkeit der Leser.

§ 12

Es ist vorgekommen, daß sieben Schwestern einer Station einen Umstand berichtet haben; solche Dinge aber gehören in den zusammenfassenden Bericht der Oberschwwestern, die darauf sehen müssen, alles und jedes allgemeine, aber auch jede Ausnahme von der allgemeinen Regel klar und deutlich anzuzeigen.

§ 13

Unerläßlich ist es, daß den Vierteljahresberichten Zeugnisse der Vorgesetzten über Wandel, Fleiß und Geschick der Schwestern beigelegt werden.

Bei diesen Zeugnissen hat man darauf zu sehen, daß sie verschlossen abgegeben werden, und die Oberschwester haben darauf zu sehen, daß sie die Zeugnisse von den treuesten und einsichtsvollsten Personen ausstellen lassen.

§ 14

Jede Oberschwester hat jede ihr untergebene Person im Vierteljahresbericht eingehend und umsichtig zu charakterisieren und sich dabei derjenigen Weitläufigkeit zu befleißigen, die die Deutlichkeit befördert. Die Berichte der Oberschwester über ihre Untergebenen haben den größten Wert für das Direktorium. Es kommt häufig vor, daß man das Beste und Eingehendste in Privatbriefe schreibt, während die eigentlichen Berichte unfruchtbar und undeutlich geschrieben sind. Die wichtigste Pflicht einer Oberschwester ist ihr Vierteljahresbericht, der alles enthalten muß, was über die leiblichen und geistigen Kräfte, das Geschick und die Tugenden einer Schwester zu sagen ist. Es darf nicht vorkommen, daß irgendein Privatbrief mehr enthält und eine genauere Einsicht gibt als ein Vierteljahresbericht, und man wird es nicht dulden können, daß Schwestern in ihren Privatbriefen aneinander oder gar an andere Personen ihr Herz ausschütten, während die Vierteljahresberichte die wichtigsten Sachen entweder gar nicht oder nur andeutungsweise enthalten. Eine Oberschwester muß ohne Launen, ohne Neigungen, ohne Antipathien und so unbestechlich redlich ihren Vierteljahresbericht schreiben, daß sie mit einer jeden Schwester einfach darüber reden kann, ohne daß ihr Vorwürfe der Parteilichkeit oder der Lieblosigkeit gemacht werden können. Der Vierteljahresbericht soll gar keine anderen Worte enthalten als wohlwogene. Er soll gewissermaßen auf den Knien geschrieben sein, alles und jedes berücksichtigen, und namentlich dahin trachten, dem Direktorium bei der seelsorgerlichen Führung und bei der Verwendung jeder einzelnen Schwester an die Hand zu gehen. Vorschläge der Oberschwester über Zukunft und Verwendung der ihnen Untergebenen sind ganz in der Ordnung, eine jede Oberschwester aber muß sich auch über jeden Satz ihres Vierteljahresberichts verantworten können. Wieviel Weisheit, Verstand und Güte daher zur Ausübung des oberchwesterlichen Amtes gehört, läßt sich leicht begreifen.

§ 15

Der Beruf einer Kapitelsoberin geht zwar häufig mit dem Berufe einer Oberschwester zusammen, aber er ist nicht derselbe. Die Kapitelsoberin hat gewissermaßen ein geistlicheres Amt als die Oberschwester. Sie urtheilt hauptsächlich auf Grund der Bemerkungen, zu denen ihr die Kapitelsversammlungen Anlaß geben. Eine Kapitelsoberin beurteilt die verschiedenen Schwestern je nach ihrer Frömmigkeit, ihrem Wandel und ihrem allgemeinen Berufseifer, ihrer Lust und Liebe zum Diakonissenwesen und ihrer Treue gegen das Mutterhaus, während die Oberschwester, die ja lauter Schwestern des gleichen Berufes unter sich hat, auf den Dienst, das Geschick und die Begabung zu sehen, zwar auch die Fragen einer Kapitelsoberin ins Auge

zu fassen hat, dabei aber mehr aus Rücksicht auf den eigenen Beruf ihr Un-
 teil zu geben hat. Eine Kapitelsoberin kann z. B. Krippenschwestern, Klein-
 kinderschullehrerinnen, Krankenschwestern, Leute vom verschiedensten Beruf
 zu beurteilen haben, während die Oberschwester eines Hospitals nur Hospi-
 talschwestern, die einer Krippe nur Krippenschwestern, kurz jede Oberschwe-
 ster nur Leute der gleichen Art und desselben Berufes unter sich haben wird
 und beurteilen soll. Die aufgestellte Superintendentin einer ganzen irgend-
 wo angestellten Schwesternschaft hat, scheint es, den Beruf einer Ober-
 schwester, so jedoch, daß sie Leute von verschiedenen Berufen dienstlich und
 je nach Fähigkeit und Tüchtigkeit zu überwachen hat. Sie und da wird eine
 Oberschwester oder eine Superintendentin auch Kapitelsoberin sein, dennoch
 aber wäre es besser, wenn die verschiedenen Ämter in verschiedenen Händen
 wären und wenn die verschiedenen Oberinnen sich wegen ihrer verschiedenen
 Aufgaben besprechen, auseinandersetzen und einigen könnten.

§ 16

Bei der Scheidung des Statistischen und des übrigen Teils der Berichte
 kann es kommen, daß namentlich jüngere Schwestern wenig zu berichten
 haben, während ihnen doch die Gelegenheit, sich gegen das Direktorium
 auszusprechen, ebenso gegeben sein muß wie einer Oberschwester. Nicht bloß
 hat jede Schwester Recht und Pflicht, über die Amtsverwaltung ihrer Ober-
 schwester zu sagen, was sie auf dem Herzen hat, sondern sie soll und darf
 ihre Wünsche über ihren Beruf im allgemeinen oder im besonderen dar-
 legen, darf überhaupt, solange sie nicht Mißbrauch dabei treibt, ihre Mei-
 nung sagen. Würde den jüngeren Schwestern die Gelegenheit abgeschnitten
 werden, an ihr Direktorium zu schreiben, so würden sie sich nicht einmal
 kalligraphisch, orthographisch und stilistisch weiterbilden können, was doch
 ganz nötig ist und bei vielen Schwestern so mächtig hervortritt. Warum
 sollte z. B. die Pfleg-, Kleinkinderschul- und Krippenschwester, warum na-
 mentlich die auf einer Wartstation angestellte nicht Stoff und Ursach zum
 Berichte haben. Wenn wir könnten, so würden wir jede Oberschwester ver-
 pflichten, die ihr untergebenen Schwestern im Schreiben zu unterrichten
 oder wenigstens ihre Schreibübungen und Schreibereien zu beaufsichtigen.
 Wie schwer aber gerade das ist, kann jeder einsehen, der die Bewegung
 eines Diakonissenhauses kennt. Jedenfalls aber empfehlen wir allen unseren
 Oberschwestern die möglichste Sorge für die formale Ausbildung ihres Per-
 sonals und ermuntern sie, bei jedem Vierteljahresbericht Rücksicht auf diesen
 Gegenstand zu nehmen.

§ 17

Es gibt gewisse ständige Fragen, die man nicht übergehen darf, wie z. B.
 das Aufrichtigkeitsgelübde, die Schlagwörter, das gesellschaftliche Leben, die
 Tracht, die Diakonissenregeln, das satzungsmäßige Verhalten u. dgl. Dies
 alles betreffend, haben alle Schwestern, besonders die Oberschwestern zu
 berichten. Ebenso gibt es bei einem jeden Diakonissenhause gewisse allge-

meine Fragen, über die eine jede für sich und andere Wahres berichten könnte. Warum sollte z. B. die Lehrerin einer Kleinkinderschule nicht Ursache nehmen, bei ihrem Vierteljahresbericht über die vielen Fragen, innerhalb deren sich eine Kinderschule bewegt, öfter zu reden. Kurz, gewisse Fragen eignen sich zur Besprechung für eine Schwester, ohne daß es deshalb nötig sein wird, diese Fragen zu jedesmaliger einzelner Benennung und Beantwortung aufzuzeichnen.

Aus dem allem geht hervor, wie wenig das Direktorium geneigt ist und geneigt sein kann, die Berichte fallen zu lassen. Durch den Inhalt dieses Schreibens wird erklärlich, daß wir ernstlich nach Erleichterung und Vereinfachung streben. Was hätten wir auch davon, diejenigen Schwestern, die den Berichten abhold sind, zu unerquicklichen bloß formalen nichts-sagenden Berichten zu veranlassen. Gerade solcher sind wir ganz und gar müde. Wohl aber können wir gestehen, daß wir die Berichte bedürfen und daß wir ernstlich darauf dringen müssen, daß dieselben in ihrer Bedeutung und in ihrem Werte erkannt und von jeder redlichen und treuen Schwester mit allem möglichen Fleiße unterstützt werden.

An die Schwestern

Nachtrag zu dem Ausschreiben in No. 4

1870

Das Direktorium hat beschlossen, für die jährlich wiederkehrenden statistischen Berichte über die Stationen nicht gleich Tabellen drucken zu lassen, weil die schon angefertigten und bereitliegenden möglicherweise noch eine Lücke, die eine Korrektur veranlassen würde, erheischen könnten. Es wird daher beim Annahen des Jahreschlusses den Schwestern zum ersten Male noch eine geschriebene Tabelle mitgeteilt werden und zum Drucke erst dann geschritten werden, wenn sich gezeigt haben wird, daß unsere Beschlüsse untadelig sind.

Einstweilen sind gemäß der Anweisung von No. 4 die Vierteljahresberichte der Oberschwestern und Kapitelsoberinnen puncto unter der vorgeschriebenen Adresse einzuliefern. Die Schwestern auf Wartstationen werden am besten tun, anstatt der Vierteljahresberichte die regelmäßig geführten Journale einzusenden, durch deren tägliche Abfassung sie sich auch zu einer kurzen täglichen Schreibübung veranlaßt sehen können. Da es bereits als ein Mißstand getadelt worden ist, daß gewisse Lokalvorstände die vierteljährigen Zeugnisse nicht geben, so erwidern wir den Schwestern, daß sie diese Zeugnisse einfach erbitten müssen, dann werden sie gewiß gegeben werden, ebenso wie bereits an den Orten, wo sie längst in der Übung sind. Für diejenigen, denen die Anordnungen in No. 4 noch undeutlich sind, wird bemerkt, daß sie zwar nur einmal jährlich die statistischen Berichte, dagegen aber die vierteljährigen nach eigenem Ermessen, ohne auf Fragen und Anordnungen zu warten, regelmäßig einzusenden haben.

1. Mai 1870

Das Direktorium

20.

Vom Rechnungs- und Inventarwesen

1858/70

Vom Rechnungswesen

I.

Allgemeine Vorbemerkungen

1.

Unsere Landleute wehren sich gegen das Rechnen; sie behaupten, es sei kein Segen, wo man rechne. Daber ist es ganz umsonst, wenn ihnen die wohlwollende Regierung die besten Formularien für all' ihren Haushalt darbietet; sie benützen dieselbigen nicht, denn — sie rechnen nicht. Sie halten bloß ein Verzeichnis von Schulden und bemerken sich in ihre Bibel oder sonst irgendwohin, wo sie es leicht finden können, Schulden- und Zinsenzabtrag. Es läßt sich nicht leugnen, daß man bei diesem Verfahren ein redlicher Mensch sein könne, sofern ja die Ansprüche, welche andere an uns haben, auf diese Weise klar vorliegen. Da aber die Summe auch der genauest verzeichneten Schulden Besitz und Habe leicht übersteigen kann und dann der redlichste Aufzeichner seiner Schulden dennoch als unbesonnen, ja als unredlich erscheinen kann, so sieht man daraus, daß nicht bloß die Schulden, sondern auch der Besitz verzeichnet und den Schulden gegenüber abgezogen werden muß; ja es wird auch einem jeden leicht klar werden, daß die Art und Weise der Wirtschaft, also die Rechnung, klar auf dem Papier stehen muß, wenn man sicher sein will, weder in der Gegenwart noch in der Zukunft jemand zu betrügen. Der Grundsatz der Landleute, die nicht rechnen wollen, ist recht denen gegenüber, die aus Habsucht rechnen; dagegen aber ist weitaus für den Redlichen und durch Redlichkeit empfohlen der Grundsatz des gestrengen Rechnens und Inventarisierens.

2.

Wenn nun aber nicht leicht jemand ohne Inventar und Rechnung redlich sein und bleiben kann in eigenen Dingen, wie will jemand gerecht und redlich werden ohne Inventar und Rechnung, wenn er fremdes Gut verwalten soll.

Wenn der schlechte Rechner im eigenen Haushalt leicht unredlich und zum Betrüger wird und deshalb sich an strenge Rechnungsführung in eigenen Dingen gewöhnen soll, wieviel mehr wird dies nötig sein für jeden, der als Vertrauensmann das Eigentum des Fremden bewirtschaftet. In diesem Falle ist der Mangel gestrenger Rechnungsführung geradezu ein Verbrechen, weil man ja nicht Rechnung legen kann. Wie wirst du erschrecken, wenn dein Herr kommt und zu dir spricht: „Tue Rechnung von deinem Haushalt“; in welche Versuchungen des Betrugs wirst du geraten; wie schnell

wird man dir zurufen: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein. Bist du nun vollends eine Diakonissin, welche das Gut frommer Anstalten, also des armen Jesu zu verwalten hat, und du rechnest nicht ordentlich, — was wird dann der Richter der Welt, der arme Jesus, dir für ein Urtheil sprechen, wenn er dich als leichtsinnige Betrügerin und Diebin erfindet? — Eine Diakonissin, welche nicht streng Rechnung führt, befehle sich eilends von großer und schwerer Verschuldung, damit nicht der Herr und sein gerechter Zorn über sie entbrenne.

3.

Zum gestrengen Rechnen gehört Pünktlichkeit, Genauigkeit und Ausführlichkeit im Aufzeichnen aller, auch der geringsten Einnahmen und Ausgaben.

Pünktlich ist, wer jede Einnahme oder Ausgabe auf der Stelle, ohne eine Minute darüber hingehen zu lassen (ein jeder Leser merke sich das), einzeichnet und sich an dieses Verfahren so gewöhnt, daß er es nicht mehr lassen kann, daß er unruhig würde, wenn er es nur einmal unterließe, daß sich in seinem Herzen eine sichere Zuversicht erzeugen kann, daß nichts fehlen könne, weil alles und jedes auf der Stelle aufgezeichnet werde. Der liederliche Rechner hat nie ein gutes Gewissen, der pünktliche Rechner ist allezeit ruhig.

Genau rechnet, wer nicht bloß jede Einnahme und Ausgabe auf der Stelle einzeichnet, sondern auch dieselbe einzeichnet, wie sie ist, nicht kleiner, nicht größer, nicht anders.

Ausführlich muß jeder Posten vorgetragen werden; bei Rechnungen ist Kürze, weil sie Undeutlichkeit verursacht, eine Sünde. Man muß die Sachen so vortragen, daß man nicht bloß selbst weiß, was gemeint ist, sondern daß jeder, der die Rechnung durchsieht, sogleich weiß und versteht, wovon die Rede ist.

4.

Wer eine Rechnung zu führen hat, hat in der Regel auch eine Kasse zu führen. So wie nun Verwirrung eintreten kann, wenn die Rechnung nicht geführt wird, wie sie geführt werden soll, so tritt auch Verwirrung ein, wenn die Kasse nicht geführt wird, wie sie geführt werden soll. Hat eine Kasse einen größeren Betrag, so schaue man die Unbequemlichkeit des doppelten Verschlusses nicht. Ist aber die Kasse für den doppelten Verschluss zu unbedeutend oder liegt es nicht an dem Kassensführer allein, den doppelten Verschluss einzuführen, so ist es eine heilige Pflicht eines Kassensführers, seine Kasse getrennt zu halten. Führest du mehrere Kassen, so verwahre jede gesondert. Wirf in keine Kasse eine andere Einnahme, als die hineingehört; nimm aus keiner Kasse eine Ausgabe, welche aus ihr nicht bestritten werden soll, es müßte denn sein, daß du Erlaubnis dazu hättest, dann aber laß es an dem nötigen Schuldchein und Beleg nicht fehlen. Am allerwenigsten greif in eine Kasse und bezahle aus ihr deine eigenen Bedürfnisse in

Hoffnung der Wiedererstattung; du hast dazu in keinem Falle die Macht, und du wirst auch in keinem Falle der Strafe entgehen. Deine Kasse muß dir selbst unangreifbar sein, und du mußt dich so ziehen und gewöhnen, daß du um keinen Preis die Gelder derselben anders verwendest, als wie du Rechnung zu legen hast.

5.

Zu jeder Rechnung gehört der *Kassensturz*, täglich, wo man täglich abschließt, monatlich, vierteljährlich, wo der Abschluß in diesen Fristen geschieht. Der Kassensturz kann erst nach Prüfung der Rechnung stattfinden und muß wohl im Beisein des Rechnungsführers, aber nicht von ihm geschehen, sondern immer von dem, der den zweiten Schlüssel führt und oder einer kommittierten Person. Die Richtigkeit des Kassensturzes bestätigt die Richtigkeit der Rechnung, und der Rechnungsführer muß darauf dringen, daß ihm die Richtigkeit seiner Kasse bezeugt werde.

6.

Das höchste Interesse des Rechnungsführers ist die *Kontrolle*; ein Rechnungsführer, der nicht kontrolliert ist, hat das Recht, zu klagen, und muß klagen, bis er unter die strengste Kontrolle gesetzt ist. Der Unerfahrene fühlt sich durch die Kontrolle beengt und beleidigt, der Erfahrene genießt ein Stück seines Friedens in dem Bewußtsein, kontrolliert zu sein.

II.

Von den Hauptbestandteilen des Rechnungswesens

7.

Die Hauptbestandteile des Rechnungswesens sind: 1) die *prima nota* (erste Einzeichnung) oder das *Tagebuch*; 2) das *Hauptbuch*; 3) die *Übersichtstabellen*; 4) der *Etatvoranschlag*.

8.

Die *prima nota* oder das *Tagebuch* enthält die pünktliche, genaue, ausführliche Verzeichnung der täglichen Einnahmen und Ausgaben; das *Hauptbuch* faßt die täglichen Einnahmen und Ausgaben unter besondere Titel zusammen; die *Hilftabellen* werden im Interesse der Übersicht geführt, wo man dieselbige bedarf; der *Etat* ist die mutmaßliche Berechnung der Einnahme und Ausgabe für einen Zeitraum, der erst beginnt.

9.

Es gibt verschiedene Arten, das Rechnungswesen zu führen, zwei aber unterscheiden sich durch allgemeine Anerkennung von allen den übrigen, nämlich die *kaufmännische* und die *kameralistische*. Die kaufmännische wird zum Unterschied von der kameralistischen auch das System der doppelten Buchhaltung genannt. Da nämlich der Kaufmann sehr häufig die

empfangenen Waren nicht mit Geld bezahlt, sondern durch Gegenleistungen, die ihrem Werte nach miteinander verglichen und gegeneinander abgewogen und abgeglichen werden, und da er selbst von seinen Geschäftsfreunden auf gleiche Weise behandelt wird, so legt er zuerst für sich und dann für seine Geschäftsfreunde eigene Rechnungsblätter an, die er Kontos nennt. Das Rechnungsblatt, welches er anlegt, besteht wie jedes Blatt aus zwei Seiten, die aber nicht erst durch Umwenden gefunden werden müssen, sondern die nebeneinander liegen. Da schreibt er nun auf die linke Seite obenan: debet (soll) d. h. die Person, deren Name auf dem Blatt oben steht, ist schuldig oder hat zu leisten; auf die rechte Seite schreibt er: credit oder hat haben, d. i. die Person, deren Namen oben steht, hat mir geleistet. Nun herrscht der Grundsatz, daß ein jeder Posten auf jeder Seite vorkommen muß, auf der linken wie auf der rechten, und weil ein jeder Posten doppelt vorkommt, so heißt dies Rechnungssystem die doppelte Buchhaltung. Die kameralistische Art des Rechnungswesens unterscheidet sich von der kaufmännischen dadurch, daß der Rechnungsbeamte nicht in den Fall kommt wie der Kaufmann, durch Gegenleistungen zu zahlen und bezahlt zu werden, sondern er hat seine gemessene Einnahme und Ausgabe und sein Hauptbuch ist daher ein ganz anderes als das des Kaufmanns. Er braucht keine doppelte Buchhaltung. Eine von beiden Weisen des Rechnens wird auch eine Diakonissin in alien Fällen anwenden müssen, in denen sie Rechnungen zu führen hat, und es wird daher gut sein, mit beiden sich bekannt zu machen.

10.

Die prima nota bleibt sich bei beiden Rechnungssystemen völlig gleich und hat, wie gesagt, die Absicht, die tägliche, pünktliche, genaue und ausführliche Aufzeichnung aller Einnahmen und Ausgaben aufzunehmen.

Wir diktieren zuerst ein Beispiel der prima nota samt dem Hauptbuch für die doppelte Buchhaltung.

[Hier folgen drei Druckseiten Beispiele.]

11.

Der Kameralbeamte, oder wer mit ihm in eine Reihe zu stellen ist, hat es nicht wie der Kaufmann mit Leistung und Gegenleistung zu tun, sondern es sind ihm gewisse Einnahmen und gewisse Ausgaben zugewiesen, über deren Versorgung, Verwendung und Verbuchung er sich auszuweisen hat. Er hat eine Einnahme und eine Ausgabe, doppelte Buchhaltung aber ist völlig unnötig. Er weiß so ziemlich voraus, welche Einnahme und Ausgabe er haben wird, er legt daher sein Hauptbuch schon vornherein an und braucht bei der wirklichen Einnahme und Ausgabe kaum etwas mehr zu bemerken als den Tag und die Summa. In seinem Hauptbuche stellt er alle gleichartigen Einnahmen oder Ausgaben unter einem Titel zusammen, wodurch er imstande ist, alle gleichartigen Einnahmen und Ausgaben für sich zu summieren. Die Summen der einzelnen Teile stellt er am Ende zusammen, summiert sie und hat daran eine Kontrolle seiner Rechnung. Die prima nota oder das Tage-

buch führt er in Einnahme und Ausgabe gesondert. Eine Diakonissin ist allerdings keine Kameralbeamtin, aber die meisten Rechnungen, welche sie zu führen haben wird, werden in kameralistischer Weise geführt werden müssen; denn sie wird immer bestimmte Einnahmen und ebenso gewisse bestimmte Ausgaben haben.

Wir geben jetzt ein Beispiel für die kameralistische Rechnungsweise. Dasselbe ist aus der Betstaalsrechnung des hiesigen Diakonissenhauses genommen und führt uns nacheinander vor: Den *Etat*, die *prima nota* oder das *Journal*, das *Manual* oder *Hauptbuch* und die *Jahresrechnung*. Das *Journal* ist vom Monat Dezember 1868 und eben darauf bezieht sich das erste Monat im *Hauptbuch*. Es folgen dann aber auch die übrigen Monate des Rechnungsjahres, um den Jahresabschluß zu veranschaulichen. Wer eine *Haushaltsrechnung* zu führen hat, hat auch jeden Tag abzuschließen und ein tägliches *Manual* darüber zu führen.

[Hier folgen 7 Druckseiten Beispiele, nämlich *Etat* des Betstaals für das Rechnungsjahr 1. Dezember 1868 bis 30. November 1869 nach Einnahme und Bedarf.]

Da kein *Etat* mit einem Defizit schließen soll, so bleibt es der Rechnungsführerin überlassen, für Deckung desselben Sorge zu tragen.

[Es folgen 20 Druckseiten Beispiele, nämlich *prima nota* Dezember 1868, Vermögensausweis Dezember 1868, *Manual* und Jahresrechnung des Betstaals 1868/69 mit Vermögensausweis.]

12.

Bei einer jeden Rechnung, die einer Diakonissin übertragen wird, hat sie sich vor allen Dingen zu entscheiden, welche von beiden Rechnungsarten sie anwenden muß, die des Kaufmanns oder die des Kameralisten. Wo keine Gegenleistung ist, also in den allermeisten Fällen, wird sie die kameralistische Weise zu erwählen haben. Diese selbst aber hat zwar immer einerlei Weise des *Journals*, dagegen aber gestattet sie rücksichtlich des *Hauptbuches* die größte Mannigfaltigkeit der Einrichtung. Wir haben oben schon in der Disposition angedeutet, daß bei den verschiedenen Rechnungsweisen Hilfstabellen die besten Dienste tun. Diese Hilfstabellen sind bei allen Einnahmen und Ausgaben an der Stelle, welche sich sehr häufig wiederholen und einen sehr kleinen Geldbetrag bieten. Das *Gleisbüchlein*, *Milchbüchlein*, *Brotbüchlein* usw. sind nichts anderes als Hilfstabellen und können einem jeglichen den Beweis geben, daß solche Tabellen praktisch sind. Noch praktischer aber ist es, wenn das *Hauptbuch* eines *Haushalts*, in welchem so viele kleine Beträge einzuzichnen sind, durchweg tabellenförmig geführt wird. Da ist dann auch der kameralistische Grundsatz festgehalten, in der Weise aber, welche die vollkommenste Einsicht und die vollkommenste Übersicht möglich macht, also gleich sehr im Dienste der Klarheit und der Deutlichkeit steht.

Es wird jede Bettelsauer Diakonissin am besten tun, wenn sie die Rechnungen, die ihr übertragen werden, welche ohnehin meistens *Haushaltsrechnungen* oder ganz ähnliche sein werden, genau nach dem Muster des *Journals* und *Manuals* (*Hauptbuch*) im Mutterhause einrichtet. Damit sie das könne, so kaufe sie sich ein leeres Monatsjournal und schreibe sich's nach

einem alten Journale des Hauses voll, liniere sich aber auch selbst das Manual oder Hauptbuch eines Monats und schreibe sich das Ganze nach dem wirklichen Manual voll, versteht sich dasselbe Monat, von welchem sie das Journal hat. Diese Formulare haben noch überdies den Vorteil, daß sie für die Belege und quittierenden Unterschriften sowie für nötige Bemerkungen eigene Rubra haben und den täglichen Abschluß möglich machen.

Für Unerfahrene ist es durchaus keine überflüssige Bemerkung, daß keine Ausgabe ohne unterschriebenen Beleg in der prima nota vorkommen darf. Der Beleg ist der einzig gültige Nachweis aller Ausgaben für den Rechnungsrevisor und die einzige Beruhigung für den Rechnungsführer.

13.

So wie sich alles Rechnungswesen überhaupt auf die Heilige Schrift gründet und sich Stellen des göttlichen Worts genug aufzeigen lassen, in welchen Rechnung, wenn auch nicht geboten, doch auf das bestimmteste vorausgesetzt ist, so beruht auch der Etatsvoranschlag auf bestimmter göttlicher Voraussetzung. Der Mann, welcher im Evangelio den Turm bauen will, überlegt voraus, ob er auch das Nötige dazu habe, d. i. er macht einen Etatsvoranschlag. Wenn nun auch der Etatsvoranschlag im Evangelium nicht eben auf unsere papierene Weise hinzeigt, so ist doch *s c h r e i b e n* oder nur *m e r k e n* ein bloß zufälliger Unterschied, und wir in unserer Zeit und Gegend, sämtlich Leute von kurzem Gedächtnis, haben mit dem evangelischen Worte ohne Zweifel eine Weisung, recht genau schriftlich unsere Voranschläge zu machen. Man kann jedoch in einen Voranschlag keine Einnahme und keine Ausgabe hineinnehmen, welche nicht voraussichtlich und einigermaßen sicher sind. Wer daher eine Rechnung zu führen hätte, bei welcher er weder Einnahme noch Ausgabe voraussehen kann, der kann auch keinen Etat machen. Es gibt solche Rechnungen, bei denen man kein Rechnungsjahr, kein halbes Jahr voraussehen kann. Dennoch aber wird es kaum eine einzige Rechnung geben, bei welcher sich nicht die Mühe des Voranschlags belohnen wird. Ich setze z. B. den Fall, eine Diakonissin wollte freiwillig, ohne für sich einen Sold zu beanspruchen, in einem Dorfe oder Flecken ein Hospital gründen und dabei das Ganze auf Gottes und der Menschen noch verborgene Güte gründen, so würde sie allerdings weder Einnahme noch Ausgabe bestimmen können. Dennoch aber wird sie beim Voranschlag berechnen müssen, wieviel sie für einen Kranken und dessen Pflege an einem einzigen Tag bedarf. Hat sie das, oder weiß sie es zu schaffen, so kann sie *e i n e n* Tag *S p i t a l* halten. Damit weiß sie ungefähr auch, wieviel sie für zwei oder drei bedarf, und sie hat dann doch einen Maßstab, ihre Kraft zu berechnen, ihre Mühe des Voranschlags gibt ihr die nötige Sicherheit, Vorsicht und Haltung. Durch dieses Beispiel wird es den Schülerinnen glaublich werden, wie gut es in allen Fällen ist, vor auszurechnen oder den Voranschlag zu machen. Es gibt Menschen, welche glauben, das Vorausberechnen widerstrebe dem Glauben. Man müsse im Vertrauen auf Gott gute Werke und Anstalten anfangen, in die Zukunft wie Abraham ins unbekannte Land

gehen, alles Rechnen unterlassen; allein zum Glauben gehört ein göttliches Wort, und solange einer nicht wie Abraham beweisen kann, daß Gott ihm aufgetragen habe, in ein unbekanntes Land zu gehen, solange muß er sich vor Gottes Angesicht besinnen, ob er den Weg gehen oder meiden solle, und an die Augsburgerische Konfession denken, die uns lehrt, daß der Mensch in äußern Dingen, also auch in Liebeswerken u. dgl., etlichermaßen einen freien Willen habe. Findet er rechnend und voranschlagend Gründe, es mit seinem Werk zu wagen, so mag er's tun, aber nicht einmal das Gelingen oder Mißlingen ist ein unumstößlicher Beweis, daß Gott ein Unternehmen wohlgefällt. Der Richter unserer Werke ist im Himmel und wird sein Urtheil sprechen, bevor wir sein Angesicht sehen. Dabei soll nicht gesagt sein, daß der Herr in keinem Falle seinen Kindern eine sichere Gewißheit gebe, recht zu tun. —

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Voranschlag und das Rechnen für Liebeswerke ganz in der Ordnung ist, und wer Erfahrung in solchen Dingen hat, der kann bezeugen, daß mit dem Rechnen ein ahnender, kühner Glaube gar wohl zusammen geht. Es soll sich daher keine von Ihnen im gegebenen Fall durch scheinbar geistliche Gründe hindern lassen, den Voranschlag zu machen und zu rechnen, und wohin eine Diakonissin geht, dahin soll sie den heiligen Sinn und unwidertreiblichen Entschluß mitbringen, vom ersten Tage an zu rechnen, nicht im Sinne der Selbstsucht, auch nicht so, als wäre der Herr, dem alle Anstalten und Liebeswerke gehören, geizig und krummen Wegen hold: aber in tiefster Demut, in der genauesten und pünktlichsten Redlichkeit alles so zu halten, daß der gerechte Richter aller Menschen selbst nach der Rechnung fragen kann.

Dabei muß man jedoch nicht die törichte Meinung haben, als lasse sich ein Voranschlag so anstellen, daß er durchweg passe. Es ist genug, wenn er annähernd richtig ist. Bei Fertigung eines Stats muß man die Regel beobachten, die Ausgaben möglichst hoch, die Einnahmen aber eher kleiner als größer anzusetzen und zwar deshalb, weil dadurch ein sichereres Verfahren und größere Ruhe bedingt wird. Dabei muß man auch immer bei den Ausgaben einen nicht unbedeutenden Ansatz für Unvorhergesehenes eintragen, damit man nicht durch unvorhergesehene Fälle in Verlegenheit gerate.

Wenn man ein Werk oder eine Anstalt erst frisch anfängt, oder wenn Werk und Anstalt noch im Werden, im Zunehmen, in der Bewegung sind, so wird der Voranschlag immer weniger zutreffen als bei völlig abgerundeten Stiftungen und Anstalten. Je fester sich alle Verhältnisse gesetzt haben, desto sicherer wird der Voranschlag. Eine Reihe bei gleichen Zuständen zurückgelegter Jahre ermöglicht einen Grundetat, der für jedes neue Rechnungsjahr so maßgebend wird, daß sich der Etat für ein kommendes Jahr in bloße Statsvarianten auflöst.

Eine jede Diakonissin, welche in eine Stellung eintritt, muß um Einsicht in die Vermögensverhältnisse, den Etat und die Rechnungen der Anstalt bitten. Der ganze Haushalt muß ihr klar werden, damit sie zum Besten der Anstalt bei Einnahme und Ausgabe mithelfen kann. Eine Diakonissin, die

es mit diesen Sachen ungenau nimmt, nimmt es mit dem Kleide Jesu ungenau, d. i. mit dem Gute der Kirchen und Armen. Wenn du auf deine Kleider siehst, so sieh vielmehr auf die Kleider Jesu. Die beste Diakonissin, die aber im Rechnungsfache das Ihre nicht tut, wird den Tag nicht vermeiden können, an welchem sie dem Herrn Schande machen und sich selbst in die größte Verlegenheit bringen wird.

Vom Inventar

I.

Inventar heißt auf deutsch: das was sich vorfindet, nämlich die Habseligkeiten, die ein Mensch oder eine Anstalt besitzt. Man heißt jedoch nicht allein die Sachen, die sich vorfinden, Inventar, sondern auch die schriftliche Aufzeichnung des Vorgefundenen. Man könnte es für ein Zeichen von Weltverachtung und Absagung nehmen, wenn ein Mensch nicht weiß, was er besitzt; andererseits aber, und zwar aus gewisseren Gründen, wird man einen, der seine eigene Habe nicht kennt, für untüchtig finden müssen, sie zu verwalten, und überdies für jeder möglichen Versuchung zur Untreue ausgesetzt. Eine Mutter, welche ein Kind in eine Anstalt entläßt, schreibt für sich und für das abgehende Kind, also doppelt auf, was sie ihrem Kinde mitgibt. Was heißt das anders, als sie gibt ihrem Kinde ein Inventar mit? Sie verlangt von dem Kinde, daß es alles wieder mitbringe, was im Inventar steht und nicht indessen den Weg alles Irdischen gegangen ist. Wegen des Fehlenden aber will sie Rechenschaft und Verantwortung haben. Was fordert sie damit anders als die richtige Führung des Inventars? Selbst wenn sie den Namen „Inventar“ noch nicht gehört hätte, würde sie doch damit auf die Sache dringen, und ein je klarerer Geist in der Mutter lebt, desto mehr wird sie alles in der schönsten schriftlichen Ordnung dargelegt zu sehen wünschen. Wenn nun eine Mutter bei den geringen Habseligkeiten eines Anstaltskindes so verfährt und begreifen kann, daß dies nötig ist, so ist es gewiß nur ein Schluß vom Kleinen aufs Große, wenn man von einer Hausfrau, die einen Haushalt beginnt, oder von einer Diakonissin, die irgend eine Anstalt übernimmt, Geschick, Verstand, Willigkeit, Beständigkeit und Treue zur Inventarführung verlangt.

Eine Diakonissin, die in eine Anstalt tritt, hat zuallererst das Inventar derselbigen zu verlangen, soweit sie nämlich dafür verantwortlich sein soll. Das Inventar ist die erste Forderung, die Rechnung erst die zweite. Ist kein Inventar da, so muß sie vor allen Dingen das Inventar anfertigen, aber nicht allein, sondern mit einem Kommissär derjenigen, welchen die Anstalt eigentümlich gehört. In diesem Verfahren liegt natürlich nicht nur Recht und Pflicht eingeschlossen, das vorhandene papierene Inventar zu sehen, sondern es muß das Verzeichnis mit dem wirklichen Inventar verglichen werden, die Anstalt muß beim Amtsantritt einer Diakonissin von ihr und dem Kommissär auf das genaueste nach Inventar visitiert, das Verzeichnis richtiggestellt und dann von ihr quittiert und unterzeichnet werden.

Ist das geschehen, so ist sie von da an für alles verantwortlich. — Übernimmt das Mutterhaus eine Verantwortlichkeit rücksichtlich der finanziellen Fehler seiner Diakonissin, so muß, außer von der Diakonissin, die Visitation auch von einer Kommission des Mutterhauses mit vorgenommen werden.

II.

Ein Inventar ist eine Art von Hauptbuch über den Besitz, nur daß man nicht Einnahme und Ausgabe zu scheiden vermag, sondern die Hauptsache das Verzeichnis der Habseligkeiten bleibt. Wer ein Inventar zu machen hat, hat eine ganz ähnliche Aufgabe wie derjenige, der ein Hauptbuch nach kameralistischem System anzulegen hat: er muß sich vor allem auf die Einteilung besinnen, d. i. auf diejenigen Haupttitel, unter welche sich das einzelne zusammenfassen läßt. So wie ein Brieffschreiber oder ein Redner zuerst die Disposition macht, dann erst Brief und Rede, so arbeitet sich eine Diakonissin vor allen Dingen die Disposition ihres Inventars aus. Da sie nun aber das nicht kann, wenn sie die vorhandenen Sachen nicht kennt, so wird sie zuerst anfangen, aufzuschreiben, ohne Disposition zu haben, bei dieser ersten Aufschreibung aber gleich darauf ausgehen, das Gleiche an einen Ort zusammenzuschreiben. Wenn z. B. das erste, was sie sieht und aufschreibt, ein Stuhl ist, so wird sie sich besinnen, daß im Hause noch mehr Stühle sind, wird nach einer allgemeinen Schätzung oder dem Urteile solcher, die im Haus länger bekannt sind, einen angemessenen Raum lassen, den Stuhl mit einer Nummer bezeichnen, dann allenfalls zu den Tischen in gleicher Weise übergehen und sich so ihr Konzept herstellen, daß sie am Ende nur die Titel zu ordnen, in ein System zu bringen und die einzelnen Gegenstände aus dem Konzepte einzutragen hat. Wem das zuviel ist, ein Konzept zu schreiben, dann die richtige Disposition herzustellen und endlich das Ganze nach dieser Disposition sauber abzuschreiben, der taugt für solche Arbeiten nicht. Für diese ist Bienenfleiß und genaue Beobachtung nötig, bei der ersten Anlage, die Fortführung ist leicht.

Das Inventar, von dem jede von Ihnen einen Bogen vor sich liegen hat, muß beim Vollschreiben zuerst in seinem mittelsten Rubrum auf der rechten Seite beschrieben werden und zwar genau nach der Disposition, ohne Papier zu sparen. Man legt dabei nicht mehrere Bogen ineinander, läßt sich auch kein Buch binden, weil hiefür die Veränderungen zu groß sein dürften, sondern man versieht die Bögen mit laufenden Nummern und hält sich über dieselben ein Register auf dem Umschlag jeder Abteilung, so daß man dann imstande ist, zu sehen, wieviele Bögen zu einer jeden Abteilung gehören. Hat man es freilich mit einem völlig eingerichteten Hause zu tun oder mit einem, dem sein Raum und Ziel schon zugemessen ist, so braucht man nicht so vielen Raum und Papier zu verschwenden wie bei dem Inventar einer Anstalt, die täglich wächst. Für solche Überlegungen muß eben eine Diakonissin Sinn und Willen haben. Kann ihr beim ersten Inventar, das sie macht, ein Erfahrenes unterweisend und lehrend an die Hand gehen, so wird sie weniger Fehler machen, weniger Papier verschwenden, weniger Lehrgeld

geben. Wenn bei einem Inventar auch gar nichts ausgefüllt würde als unser mitttelstes Rubrum auf der rechten Seite, so würde schon das eine große Wohlthat sein. Man wüßte wenigstens, was da ist. Aber auch die übrigen Rubra müssen ungesäumt und völlig richtig hergestellt werden. Man kann sich dabei die Zeit sehr verkürzen und die Arbeit erleichtern, wenn man gleich vornherein gründlich zu Werk geht, jedem Ding gleich eine angemessene Nummer an einem Ort gibt, wo man sie nicht verwischt und leicht findet, und auch gleich den Ort anzeichnet, wo es sich für den Augenblick befindet. Überhaupt muß man alles gleich bei der ersten Aufschreibung eintragen, was man sogleich wissen kann, und nur dasjenige Rubrum unausgefüllt lassen, welches man für den Augenblick nicht richtig und gründlich erledigen könnte. Die größte Schwierigkeit macht der Preis, da der Kaufpreis nach kurzer Zeit keine Wahrheit mehr ist. Und doch liegt soviel am Preise, weil für Brandversicherung, bei Erbschaften und in ähnlichen Fällen ein vernünftig angegebener Preis und richtige Summierung der einzelnen Preisesposten und Abteilungen mächtige Hilfe leistet. Man wird übrigens wohl tun, nur den Kaufspreis mit Tinte zu schreiben, für den Schätzungspreis aber weiches, leicht austilgbares Blei zu nehmen, weil man dadurch imstande ist, die Änderungen leicht herzustellen und leichter abzurechnen.

Jedes fertige Inventar muß sein Register haben, vermöge dessen man jeden einzelnen Gegenstand leicht finden kann.

Ist ein Inventar fertig, so muß ein Inventarjournal angelegt werden für Zugang und Abgang (Einnahme und Ausgabe), genau eingerichtet wie das Inventar selbst mit allen dazugehörigen Rubren der rechten Seite, anstatt der linken Seite aber mit dem Rubrum, welches auf den Titel des Inventars hinweist, in welchem der einzelne Gegenstand vorkommt.

Ist man so weit, daß Inventar und Journal fertig vorliegt, so hat man gewonnen, und es ist nun das beste, wenn man zur Genauigkeit, Pünktlichkeit und Ausführlichkeit von den Vorgesetzten durch Gelübde verpflichtet und regelmäßig visitiert wird, damit eine Gewöhnung entsteht, die zur andern Natur wird, und man sich nicht abhalten lasse, die edle Ordnung durch den kleinen Dienst aufrechtzuerhalten, der nur mehr nötig ist, wenn alles eingerichtet ist.

Wir lassen nun zum Schluß die im hiesigen Mutterhause geltende Inventardisposition folgen. Sie kann wenigstens als Handleitung dienen.

[Hier folgen vier Druckseiten Beispiele.]

21.

Aus Gedentbüchern

1873

Was will ich? Dienen will ich.

Wem will ich dienen? Dem Herrn in seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe, mein Lohn ist, daß ich darf. Und wenn ich dabei umkomme? Komm ich um, so komm ich um, sprach Esther, die doch JZU nicht kannte, dem zuliebe ich umkäme und der mich nicht umkommen läßt. Und wenn ich dabei alt werde? So wird mein Herz grünen wie ein Palmbaum und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe mit Frieden und sorge nichts.

Ich gäbe mein Leben und alles, was es in sich hat, für ein Glas Narde auf das Haupt meines Herrn. Da Er mir aber entrückt und ferne weggezogen ist, so nehme ich mich und alles, was ich bin und habe, wie eine Traube und presse es aus, um Seinen auserwählten Stellvertretern ein kleiner Labetrunk zu werden. Preß mit mir Deine Traube auch aus, bring Dein Lebenskelchglas dem Herrn, und Seine Elenden sollen es ganz austrinken auf Dein Wohl. Das ist schöner als alles Glück der Welt.

Ich wollte einst die Wahrhaftigkeit und Redlichkeit Jesu in Seinem Leben studieren. Ich zog mir Kreise und betrachtete Ihn in Seinen verschiedenen Beziehungen. Aber das Ergebnis meines Suchens war ein anderes, als ich gewollt. Allenthalben fand ich bei Ihm eine Majestät und Strenge in der Wahrhaftigkeit, die immer mehr von uns nachgeahmt werden darf. Doch auch Seine Milde habe ich gefunden, aber wo? Bei den Kindern, bei den Sündern, bei den Elenden. Für uns ziemt sich Weichheit und Milde allenthalben, und wo die Wahrheit die Form der Strenge annimmt, muß die Resonanz des eigenen Schuldbewußtseins durchzufühlen sein. Sonderlich aber sollen wir wallende Herzen haben, wenn uns jemand begegnet, der schwach ist wie ein Kind, reuig wie ein Sünder, belastet wie ein Unglücklicher. Und Er selbst ist gegen uns ein milder Heiland, denn Kinder sind wir wohl nicht mehr, aber Sünder und Elende den ganzen Tag.

Erläuterungen

Abfürzungen

- ADB:** Allgemeine Deutsche Biographie.
Brf.: Brief bzw. Briefe Löhes.
Corrbl.: Correspondenzblatt der Gesellschaft für innere Mission nach dem Sinne der lutherischen Kirche.
Concordia: Concordia, Mitteilungen des Neuendettelsauer Missionskreises. Freimund-Verlag Neuendettelsau.
D: Wilhelm Löhes Leben. Aus seinem Nachlaß zusammengestellt. (Johs. Deinger.) Bd. I—III. 4. Aufl. 1935.
EKG: Evangelisches Kirchengesangbuch.
Grimm: Grimm, Deutsches Wörterbuch.
Hombl.: Homiletisch-liturgisches Correspondenzblatt. Nürnberg 1825—1833.
JB: Jahresbericht der Diakonissenanstalt Neuendettelsau.
KM: Kirchliche Mitteilungen aus und über Nordamerika.
Korrbl.: Korrespondenzblatt der Diakonissen von Neuendettelsau.
LA: Löhes-Archiv Neuendettelsau.
RG: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl. 1927.
Simon: Matthias Simon, Evangelische Kirchengeschichte Bayerns. 2. Aufl. 1952.
Tgb.: Tagebuch Löhes.
ThSt I: Meine Seele erhebet den Herrn. Briefe von Frau Oberin Therese Stählin 1854—1883.
ZbKG: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte.
ZPK: Zeitschrift für Protestantismus und Kirche.
III,1: Band III,¹ der Gesammelten Werke Wilhelm Löhes; dementsprechend III,² uff.

Anmerkungen unter den Texten sind von Löhle, wenn sie einen *), vom Herausgeber oder vom Bearbeiter, wenn sie ein †) haben.

Bei den Erläuterungen bedeuten von den am linken Rand stehenden Zahlen die äußeren die Seiten, die inneren die Zeilen dieses vorliegenden Bandes IV.

Was in eckigen Klammern [] steht, stammt vom Herausgeber oder vom Bearbeiter.

Einleitung

Band IV der Gesammelten Werke enthält Löhes Schriften zur äußeren und inneren Mission, zur Judenmission und zur Diakonie.

So umfangreich Löhes Tätigkeit auf dem Gebiet der äußeren und vor allem der inneren Mission gewesen ist, so schnell sind die Stücke aufgezehrt, die er zu diesem Thema geschrieben hat. Es reicht nicht aus, um einen eigenen Band damit zu füllen.

Freilich hat Löhe durch viele Jahre hindurch die „Kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika“ herausgegeben bzw. mitherausgegeben. Jedoch kann eine Herausgabe derselben im Rahmen der Ges. Werke aus verschiedenen Gründen nicht in Frage kommen: 1) Das zu veröffentlichende Material geht derart in Einzelheiten, daß es weit über das Ziel hinausgeht, das den Ges. Werken gestellt ist. Soweit Löhes Hilfswerk für Amerika in den Ges. Werken vorgeführt werden muß, geschieht das durch die im Tertteil von Band IV im Rahmen seiner Gesamtwirkksamkeit auf dem Gebiete der äußeren und inneren Mission veröffentlichten Stücke und durch die dazugehörigen Erläuterungen. 2) Der Umfang des zu veröffentlichenden Materials ist viel zu groß. Es würde selbst mehrere Bände der Ges. Werke füllen. 3) Auf's Ganze gesehen handelt es sich bei den „Kirchl. Mitteilungen“ um eine Gemeinschaftsarbeit. Nur wenige Artikel stammen, so wie sie dastehen, aus der Feder Löhes. Meist lieferte er das Material, das Wucherer dann verarbeitete. (Vgl. hierzu S. 653 f.)

Daher wurden die Schriften zur äußeren und inneren Mission mit denen zur Judenmission und zur Diakonie zusammengekommen. Wenn dabei die äußere und innere Mission nicht sachlich getrennt, sondern die aus beiden Gebieten anfallenden Schriften nur chronologisch geordnet wurden, so hat das seinen Grund darin, daß für Löhe äußere und innere Mission nicht zwei getrennte Unternehmungen sind, sondern zwei Seiten derselben Sache. „Mission ist also nichts anderes als die Aufgäbe, die Kirche Jesu zu berufen, zu sammeln, zu erleuchten und zu erhalten zum ewigen Leben.“ „Aus dem bisher Gesagten erhellt also, daß die Mission, wie im Munde des Herrn, so der Sache nach nur eine ist. Ein Befehl ist es, den Christus gibt, — allen Kreaturen das Evangelium und damit Glauben und Seligkeit zu bringen. Einerlei Absicht ist's, die er im Sinne hat, Sammlung, Zubereitung, Vollendung seiner Kirche. Einerlei Mittel sind es, die gebraucht werden: Wort und Sakrament. Was verschieden ist, sind nur die Gebiete: die äußere Mission arbeitet unter den Ungetauften, die innere unter den Getauften. Um des verschiedenen Gebietes willen sind aber die beiden nicht getrennt, sondern innerlichst verbunden, gleicher Würde und Ehre, gleicher Liebe und Treue wert. Was Gott zusammengefügt hat, soll kein Mensch trennen“. (Vgl. S. 179 f.)

Auch der schriftliche Niederschlag, den Löhes Bemühungen um die Judenmission gefunden haben, entspricht nicht dem Umfang dieser Bemühungen. Die drei Stücke, die hier zu veröffentlichen waren, können nur Zeichen für eine höchst bedeutsame und umfassende Tätigkeit Löhes durch sein ganzes Leben sein. Wer Genauerer erfahren möchte, sei auf die auf S. 657 angegebenen Arbeiten Martin Wittenbergs hingewiesen.

Das zum Thema Diakonie zu veröffentlichende Material ist in zwei Hauptgruppen eingeteilt worden: I. Material zur Geschichte der Diakonissenanstalt. II. Material, das zur Ausbildung der Diakonissen gehört. Dabei wurde unter I. die von Löhe 1870 noch selbst herausgegebene Schrift „Etwas aus der Geschichte der Diakonissenanstalt“, die verschiedene wichtige Dokumente enthält, eingereiht, außerdem neben ein paar Einzelstücken, die unter B zusammengestellt wurden, die Lebensläufe beimgegangener Schwestern, soweit sie von Löhe verfaßt wurden, und die von

Löbe stammenden Aufsätze aus den Kalendern für die Diakonissen. Unter II. folgen in der Hauptsache Aufsätze aus dem Korrespondenzblatt für die Diakonissen und Diktate. Selbstverständlich sind bei einzelnen Stücken die Grenzen da und dort fließend, so daß das eine oder andere Stück unter I oder unter II hätte eingereiht werden können. Aber im wesentlichen dürfte die gebotene Einteilung die sachgemäße sein.

Hinsichtlich Schreibung und Zeichensetzung siehe die Einleitung zu Band III, 1. Was dort dazu gesagt wurde, gilt auch in Band IV. Auch für die Erläuterungen wurden die in den bisher erschienenen Bänden der Ges. Werke angewandten Prinzipien wiederum zum Ziel gesetzt.

Möge der Band dazu helfen, daß die Gedanken, aber auch die Leidenschaft Wilhelm Löbes für die Sache der Mission, Judenmission und Diakonie in unseren Tagen lebendig werden!

Sürth-Burgfarrnbach, im November 1962.

Der Herausgeber.

Nachwort des Bearbeiters

Der Bearbeiter dieses Löbe-Bandes hat bei seiner Arbeit mannigfachen freundlichen Beistand erfahren, für den er sich zu Dank verpflichtet weiß: der Missionsanstalt für geschichtliche Unterlagen; der Diakonissenanstalt für wertvolles archivalisches Material; dem Leiter des Landeskirchlichen Archivs, Herrn Kirchenrat D. M. Simon für bereitwillige Beratung; Herrn Professor Dr. Fr. W. Rangenbach für Hinweise auf die theologiegeschichtlichen Zusammenhänge. Diesem Dank darf hier ehrerbietig Ausdruck gegeben werden.

Curt Schadewitz

Alschaffenburg, am 23. Juni 1962,
dem Grundsteinlegungstag des Mutterhauses (1854).

Mission

I. Innere und Äußere Mission

A. Allgemeines

Mission, wie Löhe sie meint, ist nicht das willkürliche Unternehmen privater Frömmigkeit, sondern die in einem höheren Sinn natürliche Lebensäußerung der Kirche als des Leibes Christi. „Die Mission ist nichts anders als die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung“ (V S. 96). „Testamentliche Kirche und Mission sind deshalb voneinander untrennbar“ (i. S. 59). Begründet auf Matth. 28, 18—20 ist „die Mission wie im Munde des Herrn so auch der Sache nach Eine“ (i. S. 130). „Was zur Lösung des göttlichen Auftrags an den Ungetauften geschehen muß, ist die äußere Mission, und innere Mission begreift eigentlich alles, was man zur Erfüllung jenes Auftrags an den Getauften zu tun hat“ (i. S. 179). — Von diesem seinem genuin kirchlichen Verständnis der Mission ist bei einer Erörterung von Löhes Anteil am Missionswerk auszugehen; hier wird die Ebene erkennbar, auf der sich Löhes Missionsarbeit bewegte, hier lagen ihre Motive, erhoben sich die Probleme — „Bedenken, die bei uns gar nicht mehr gefühlt, geschweige gewürdigt werden“ (D III S. 38) —, hier erwuchsen die Spannungen und Auseinandersetzungen.

Löhe hat der Missionsache frühzeitig seinen Eifer zugewendet: der neunzehnjährige Student stiftete unter seinen Fürther Freunden ein Missionskränzchen, dem er jeden in der Heimatstadt verbrachten Samstagabend widmete (D I S. 58). Das Kränzchen bestand weiter, als Löhe nach Kirchenlamitz gegangen war, und benutzte auch das von ihm verfaßte Missionsgebet (Tgb. 26. und 30. 10. 31), wie Fröder. Hommel in seinem Tagebuch am 7. 10. 35 berichtet (i. Concordia 1938 Nr. 78 S. 31). Auch in Kirchenlamitz war er neben der Bibelsache die Missionsache zu fördern bemüht. Es wurde „ein Missionsblatt für die Gemeinde zu schreiben angefangen“ (Tgb. 3. 3. 32) und in den Familien zur Arbeit für die Mission emmentert (Tgb. 10. 8. 32). Gewiß unter seinem Einfluß trug einer der jungen Burschen, die er um sich sammelte, sich mit dem Gedanken, „Missionar bei der Brüdergemeinde zu werden, weil da nicht jeder studiert haben müsse und er keinen sehr guten Kopf habe“ (Tgb. 8. 1. 32); ein anderer machte ihm „wegen der Mission einen Antrag, an jedem ersten Sonntag des Monats ein Gebet zu halten“, zu dem sie auf seine Stube kommen wollten (Tgb. 7. 9. 32. Vgl. V S. 926 Z. 3 ff. und 935 Z. 26 ff.). Von einem Traktat über Mission, den er schreiben wollte, berichtet das Tgb. 19. 7. bis 11. 9. 32 mehrmals. Zur Mission, wie Löhe sie verstand, gehören überhaupt auch Traktate und Traktatverbreitung, woran er lebhaft beteiligt war (i. III, 1 S. 610 ff.).

Als Verweser an St. Ägypdien in Nürnberg (1834) begegnete Löhe regem Missionseifer in den Kreisen, die der Deutschen Christentumsgesellschaft entstammten oder ihr geistesverwandt waren. Mit dem Kreis, der sich im Hause des Marktvorstehers und nachmaligen Bürgermeisters Johs. Merkel zu versammeln pflegte, blieb er auch über die Zeit seiner Nürnberger Tätigkeit hinaus verbunden. Hier waren Teilnahme und Förderung der evang. Missionsgesellschaft in Basel zugewandt, in welcher sich gemäß dem Geist der Christentumsgesellschaft, deren Kind sie war, erweckte Kreise über die konfessionellen Grenzen in der evang. Christenheit hinweg zum Dienste für das Reich Gottes in der Heidenwelt zusammenfanden. Noch war — seit 1822 — die Bildung förmlicher Missionsvereine in Bayern nicht möglich; man hat „für die Mission alles nur privatim tun können, und Missionsstunden zu halten war eigentlich verboten“ (Brs. an Lisette Andrea 10. 2. 39 LA 3466). Wie im Merckelschen Kreis ein solches privates Unternehmen geplant wurde, zeigt der Entwurf eines Zirkulars, das Löhe, damals in Altdorf, 1835 ausgearbeitet und Merkel zur

Verfügung gestellt hat (Bef. an Kaumer 8. 10. 55 LA 6541; an Merkel 9. 10. 55 LA 6427). Dieser Entwurf liegt in einer Abschrift vor (LA 2147), die Löhe von einem seiner „Dienstbaren“ hatte anfertigen lassen und selbst corrigierte; er lautet:

„Entwurf eines allgemeinen Schreibens rücksichtlich der Missionsache

Vor einem Jahre, am Feste des zehnjährigen Bestehens unsers bayerischen Zentralbibelvereins, wurde von Seiten dieses beschlossen, an S. Majestät den König ein Bittgesuch um Erlaubnis zu einem in Bayern zu errichtenden Missionsverein zu stellen, und der Beschluß wurde ausgeführt. Während wir nun auf Antwort warteten, wurde unter einer geringen Bedingung eine Stiftung von 4000 fl. für diesen zu schaffenden Verein gemacht. Da nun Seine Majestät das Bittgesuch abschlägig beantwortete, wurde die Stiftung nicht zurückgenommen, sondern zum Besten der Mission im allgemeinen erhalten. Es fragte sich nun, wie diese Summe am treuesten verwendet werden sollte und NB. dem Zwecke jenes beabsichtigten Vereins am nächsten. Bei diesem nämlich hatte man nicht allein auf die Heiden das Absehen, sondern zugleich auf die Rückwirkung, welche eine bayerische Mission auf die bayerischen Protestanten haben würde: einen eigenen Missionar aufzu zu haben, dachte man, würde ein lebendigeres Interesse für Mission erwecken, die alten Freunde der Mission zu neuem Eifer beleben, neue Freunde werden, mehr Gaben nicht allein, sondern auch mehr Glauben und Gebet zu erwecken, ein Band der Liebe übers Meer hin zu einem befreundeten Prediger und den Heiden, denen er predigen würde, würde geschlungen werden, und wenn einiger Erfolg der Predigt des Evangeliums merkbar werden würde, so würde das die alten getauften Gemeinden zum Eifer reizen. — Damit nun dieser Missionssegen recht unser und uns verwandt wäre, sollte auch der oder die zu sendenden Missionare lutherischen Bekenntnisses sein, weil fast unsere ganze Landeskirche dieses Bekenntnisses ist: man hoffe ohnehin, bei der reinen Lehre von den göttlichen Gnadenmitteln den Heiden das ewige Evangelium des großen Gottes auf die würdigste und gesegnetste Weise darzureichen. — Auch sollten die auszusendenden Lehrer — so war man übereingekommen — aus der Zahl geprüfter Kandidaten gesendet werden, und zwar wegen der bei ihnen sich befindenden größeren theologischen Ausbildung zu den gebildeteren Heiden der Erde; denn eine eigene Anstalt zu gründen wurde für untunlich, ja für nicht einmal ganz wünschenswert befunden. — Dies war bei jenem Sr. Majestät vorgelegten Plan die Absicht. Da nun die Schenkung von 4000 fl. doch zu einer Tätigkeit aufzufordern schien, so kam man auf folgende Gedanken:

„Se. Majestät hat Privatthätigkeit nicht verboten (s. Refr. N. N. in Vergleich mit denen des höchstsel. Max N. N., N. N.). Wenn also sich heute oder morgen ein Missionar darböte, der da geben könnte und wollte, auch dazu vom Herrn befähigt und tüchtig gemacht wäre — ein Kandidat der Theologie, wohl gelehrt und lebendigen Glaubens, ein freudiger ungehässiger Befenner der altlutherischen Lehre —, dem hauptsächlich nur die äußere Ausstattung fehlte: so würde mir von Sr. Majestät nicht verwehrt sein, wenn ich könnte und wollte, ihn auszustatten und ihm alle Dienste zu leisten, welche eine deutsche Anstalt ihren Zöglingen leisten könnte. Auch würde dabei, wäre die Sache einmal in Gang, in Bezug auf die oben angegebene Rückwirkung auf unser Volk, Gleiches zu hoffen sein, als sendete ein Verein den oder die Missionare. („Er sandte sie je zween und zween“ heißt es von dem Herrn.) Reichete nun mein Vermögen nicht völlig zur Ausstattung des Missionars, so wäre es offenbar auch unverwehrt, wenn ich mit oder ohne Bitten von meinem Bruder oder nahen Freunde eine Beisteuer in Empfang nähme und zu meinem Privatzwed verwendete. Deswegen wollte der Unterzeichnete im Namen des Herrn es wagen, seine 4000 fl. nicht alsbald einer bestehenden Anstalt zu übergeben, sondern einige Zeit liegen zu lassen, dazugutun, was nahe Bekannte geben, und zu warten, ob der Herr etwa zu der bereitliegenden und durch seine Fügung leicht sich mehrenden Aussteuer einen oder lieber zwei Missionare erwecken wollte.“

Dies nun — wobei bemerkt wird, daß der Missionar nicht eben ein geborener Bayer sein müßte — schrieb ich hier auf, um es nahen Bekannten und Freunden mitzuteilen: ich sende es darum Dir zu, teurer Freund, und überlasse die Wirkung dem, der die Wasserbäche und, wie sie, die Herzen lenkt nach seinem h. Wohlgefallen. — Indes hat mir ein Freund versprochen, sich von bereits in Smyrna stationierten Missionaren über die Umstände jener Länder Nachricht einzuholen; denn zu den Griechen außerhalb des Königreichs Griechenland, namentlich zu denen in der Gegend der apokalypht. Gemeinden, oder nach Palästina an die dortigen Christen, oder zu den Abessinianern an den Grenzen Abysj.'s scheint man am meisten Ursache zu haben, die Missionare zu

senden. Dort ist überall große Not, großes Verlangen, und rüchsiglich Palästinas laftet ohnehin eine Schuld und Pflicht auf uns — 800 Jahre lang, welche abzutragen wir brennen sollten.

Überleg Dir's, teurer Freund, — bete darüber und tu in Gottes Namen dann, was Dir wohlgefällt!

Griebe mit Dir!"

Merkel hat diesen Entwurf nur teilweise verwendet (Brsf. an Raumer 9. 11. 35 LA 6453); die Fassung, in der er das Zirkular hektographiert an die Freunde hinausgehen ließ, ist in Concordia 25. Jgg. 1838 Nr. 78 abgedruckt. Darin ist das „in einem romantischen Anflug“ (Weinzer) ausgewählte Missionsgebiet beibehalten; aber während Löbes Entwurf nur lutherische Missionare für das Unternehmen wünscht, ist Merkel bereit, auch einen von der reformierten Konfession „als vom Herrn zur Ausrüstung gesendet“ zu erkennen. Doch konnte Löbe versichern, es sei nicht zu befürchten, daß reformierte Missionare gesendet würden, weil alle Freunde zu sehr dagegen seien (Brsf. an Guericke 23. 1. 36 LA 7163). Löbe dachte daran, „ein Kapital von 8000 fl. zusammenzubringen, um in Basel eine bayerische, evang.-luth. Freistelle zu stiften“ (Brsf. an Reinsch, ZbLG 1. Jgg. 1926 Heft 4 S. 237). Man wandte sich auch an den Ostindienmissionar Rhenius, der wegen eines Bekenntniskonflikts von der englischen kirchlichen Mission entlassen worden war, doch fand man bei näherer Prüfung „sehr Bedenkliches hinsichtlich seiner Liebe zur lutherischen Kirche sowie über Kirche überhaupt verworrene Begriffe“, so daß es zu keiner Verbindung kam (Brsf. an Raumer 21. 2. 36 LA 6553; an Guericke 26. 2. 36 LA 7162; an Reinsch a. a. O. S. 247; an Zushke 5. 6. 37 LA 6465, s. DI S. 340 f.). Der Plan des Merkselschen Kreises wurde schließlich nicht realisiert (Merkel starb 1838), auch reiste Löbe nicht, wie beabsichtigt, nach Kleinasien und Syrien, um das erkorene Missionsgebiet kennenzulernen, wozu ihn Professor v. Schubert eingeladen hatte (Tgb. 22. 6. 36; Brsf. an Schlier 3. 4. 36 LA 8800; an Merkel 27. 6. 36 LA 8830). „Solange S. Majestät, unser Herr und König, uns nicht frei gibt, die Missionsfrage als eine unserer Kirche zustehende Angelegenheit publice und wenigstens wie die Bibelverbreitung zu betreiben, wird Bayern wenig wagen, viel weniger vollbringen können“ (Brsf. an Zushke 5. 6. 37 LA 6465). Aber der Wille, auf dem Missionsgebiet aktiv zu werden, hielt an, wenn er sich auch zunächst auf das stets erneute Bemühen um die Genehmigung einer geordneten Missionstätigkeit beschränken mußte.

„Anfänger und Hauptpersonen“ in der „Merkelgeschichte“ waren, wie Löbe später einmal schrieb, er selbst und Professor von Raumer (Brsf. 2. 8. 42 LA 3661). Doch ist eine gewisse Spannung nicht zu verkennen. Jene Divergenz zwischen Löbes Absicht, nur lutherische Missionare zu entsenden, und Merksels Bereitschaft, auch reformierte anzunehmen, erklärte Löbe in dem schon erwähnten Brief an Guericke damit, daß Merksels Satz „nach unsern Verhältnissen so lauten muß und nicht ohne Leitung Gottes gerade so geschrieben ist“. Diese „Verhältnisse“, d. h. aber die „engen Zusammenhänge und gemeinsamen Wurzeln der Erweckungstriebe und Missionsarbeitskreise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Württemberg-Basel einerseits und in Bayern, besonders in Nürnberg und dem fränkischen Umkreis andererseits“ hat Eberhard Hommel in Concordia Jahrgang 1937/38 bis in die verwandtschaftlichen Beziehungen hinein dargestellt*). Es verdient untersucht zu werden, wie weit die Wurzeln auch von Löbes Frömmigkeit in pietistischen (auch bernhutischen?) Boden reichen und aus ihm genährt worden sind. Doch überwog in seiner theologischen und kirchlichen Haltung schon in seiner Studentenzeit und je länger desto stärker die lutherisch kirchliche Haltung. „Löbes theologischer Rang beruht auf der Wiederentdeckung der Kirche im urchristlichen Sinne“ (Evang. Kirchenlexikon, Göttingen 1926 I Sp. 1139). So mußte er am 17. 7. 35 über sein Verhältnis zu manchen seiner Nürnberger Missionsfreunde ins Tagebuch schreiben: „Es sind Zerwürfnisse aufgetaucht, welche — auf Verschiedenheit der Richtungen beruhend — zwar kaum gehoben werden können, aber wohl besprochen, damit man lerne, ruhig neben-

*) Vgl. auch F. W. Ranzenbach, Die Erweckungsbewegung. Freimund-Verlag Neuenbottelsau 1957, S. 47—82.

einanderstehen und seine Lasten gemeinsam tragen bis ans Ende. Ist ja viele und echte Liebe dabei möglich! Ich bin mehr ein Orthodoxer, ohne Speners usw. herrlichen Willen zu verachten oder abzuwehren.“ Hatte sein Fürther Missionsstränzchen noch unbedenklich für die Baseler Mission gewirkt, so wurde nun die Zurückhaltung gegenüber dieser konfessionell indifferenter Anstalt spürbar und vertiefte sich im Laufe der folgenden Jahre zur grundsätzlichen Ablehnung. Er sah es als seinen Fehler an, daß er zu der „schönen Versammlung“ seiner Missionsfreunde auch Leute von unierter Gesinnung eingeladen habe, und nannte sich deshalb „auch schuldig an der ganzen Vansfcherei und Mengerei seit Jahren“ (Brsf. an Wucherer 2. 8. 42 LA 3661). Als er vollends bei einer Begegnung mit dem Baseler Emissär Felizian von Zarembo Ende 1842 die Gegenfätzlichkeit der religiösen Haltungen unverhüllt erfubr, war er danach „völlig frei von aller heimlichen Neigung zu Basel“ (s. III, 1 S. 640, Brsf. an Wucherer 14. 11. 42 LA 3665).

Dennoch konnte er am 22. 11. 42 (LA 8842) nach Basel schreiben: „Aber deshalb hört meine Liebe zu denen nicht auf, die mit mir einen Heiland meinen und ein Vaterland suchen. Ich unterstriche nur die lutherische Mission; aber es ist von Grund meiner Seele gesprochen, daß bei meiner Trauer darüber, daß nicht eine reine Lehre die Heiden mit vollem Segen heimfucht, das mein einziger Trost ist, daß es ein Basel, ein Warmen usw., daß es Freunde gibt, die nach dem besten Wissen und Gewissen das tun, was unsere Kirche leider unterlassen hat, und den Heiden das Evangelium des großen Gottes bringen, welche sie für alle Wahrheit empfänglich machen wird.“

Den Schlufftrich unter diese Entwicklung zog Löhe 1843 erschienene Schrift „Die Mission unter den Heiden. Zwei Gespräche zur Belehrung des Volkes“ (s. S. 34 ff.), „gegen ein miserables Büchlein der Baseler Gesellschaft geschrieben“ (Brsf. an Ernst 3. 2. 43 LA 577), wohl gegen die 1842 erschienene Werbeschrift des Baseler Missionsinspektors Wilhelm Hofmann, welche durch die Betonung des Unionsstandpunktes die lutherisch gesinnten fränkischen Missionsfreunde brüßtierte hatte (s. S. 34 f. 31 ff.). „Man muß das Eisen schmieden, weil's warm ist. Uns lästern der Gegenpartei will ich mich nicht kümmern; ich kann ja nicht entgehen“ (Brsf. an Wucherer 24. 1. 43 LA 3674).

Inzwischen war aber eine bewußt lutherische Mission gegründet worden: 1830 löste der Dresdener Missionsverein (wohl unter dem Einfluß Scheibels) seine Verbindung mit Basel, um sich zur Missionsgesellschaft der luth. Kirche zu konstituieren. „Wie gerne hätten wir jungen Leute, daß man sich ernstlich an Dresden anschloße“, schrieb Löhe 5. 6. 37 (LA 6454) an Hufschte. Am 8. 1. 38 konnte er schließlich Reinsch mitteilen: „Nun ist unser Anschluß an Dresden entschieden — hinsichtlich der Mission“ (a. a. O. S. 250). Bei einem Missionsfest in Dresden, am 15. 8. 38 (Brsf. 16. 7. 38 LA 8 an Raumer), gewann Löhe zwar keinen befriedigenden Eindruck (Brsf. an Raumer 24. 1. 39 LA 14); doch blieb den bayerischen Missionsfreunden zunächst keine andere Wahl, auch wurden die anfänglichen, vor allem personellen Unzulänglichkeiten der jungen Gründung mit der Zeit behoben. —

Parallel mit der bisher beschriebenen Entwicklung und zugleich eng mit ihr verflochten verlief eine andere: das Werden eines Missionsvereins für Bayern. Matthias Simon hat in einer Untersuchung des Zusammenhangs von „Mission und Bekennntnis in der Entwicklung des Evang.-Luth. Zentralmissionsvereins für Bayern“ (Freimund-Verlag 1953) diese Vorgänge eingehend und umfassend dargestellt. Löhe war an diesen Bestrebungen, die mindestens bis 1819 zurückgehen, vom Beginn seiner Tätigkeit in Nürnberg an lebhaft beteiligt. Sein Einfluß, der „in dieser Zeit schon bestimmend für die Entwicklung des Missionslebens in Bayern wurde“ (Simon a. a. O. S. 38), gab ihr auch die Richtung auf ein klares Luthertum. Das zeigte sich schon wenige Tage nach seinem Amtsantritt in Nürnberg, und zwar bei der Abfassung des Bittgesuchs, das in dem oben abgedruckten „Entwurf“ erwähnt ist; er berichtet darüber:

„Ich diente als Sekretär bei den zu entwerfenden Schreiben, die man den andern Herrn proponieren wollte, und erinnerte am Ende, der neue Verein müsse, falls er zustande komme, ein lutherischer heißen. Dies Wort machte, obwohl es wenig widersprochen und angenommen

wurde, Aufruhr, anwesende Studenten trugen es nach Erlangen, und alle meine Freunde, etwa jene Studenten ausgenommen, waren sehr böse, namentlich auf mich, der ich meinen teuren Lehrer und Vater (Krafft) „exkommuniziert“ hätte. Raumer kam, uns die Köpfe zurechtzusetzen, — alles war gegen uns wenige Leute des Wörtleins lutherisch; aber da es zur Versammlung kam, wurden, wie vom heiligen Geiste zusammengedrückt, alle eins für das Wörtlein. Nur Krafft war, obwohl besonderer Fleiß angewendet wurde, nicht zu besänftigen. ... Seitdem ist Raumer mir ständlich näher geworden, und da er schon länger durch Sartorius zur Erkenntnis gekommen war, daß auf seiten der lutherischen Kirche die Wahrheit, sagte er sich in möglichster Stille von der reformierten Kirche los.“ (Brs. an Huschke 24. 1. 37 *NA* 6445.)

Das Gesuch, obwohl abgelehnt, bedeutete einen Schritt vorwärts. Hatte für die „Merkelgeschichte“ der Rechtsträger gefehlt und deshalb „die Sache dem Willen eines einzigen Mannes [Merkel] übergeben“ werden müssen (Brs. an Huschke 5. 6. 37 *NA* 6454), so sollte nun ein Verein auf dem Boden und im ganzen Bereich der Landeskirche das Werk tragen und Missionare aussenden können. — Die Genehmigung eines katholischen Missionsvereins 1838 ermutigte zu einem neuen Vorstoß. „Wir haben nun einen kath. Ludwigverein, wird dann Seine Majestät uns einen lutherischen mit Recht abschlagen können?“ fragte Löhe (Brs. an Hommel Ende Januar 39 *NA* 1563). Zu der neuen Eingabe (April/Mai 1839), die auch Löhes Unterschrift trug, stellt Simon fest (a. a. O. S. 50): „Für die Männer des Missionsplanes war es bei ihrer durch und durch kirchlichen Frömmigkeit schlechthin selbstverständlich, daß die Mission Angelegenheit der Kirche sein sollte.“*) Damit wäre die Entwicklung in die Linie eingegangen, die Löhe in seinen grundsätzlichen Ausführungen über die Mission eingehalten hat (vgl. „Die Mission und die Kirche“, f. S. 19 f.); doch verdarb ein nachträglicher Beschluß, daß der Verein auch Gaben für nicht lutherische Missionen weiterleiten sollte, die angestrebte kirchliche Klarheit, und Löhe verurteilte ihn als „uniertes Gebräu“ (Brs. an Wucherer 2. 8. 42 *NA* 3061). Aber auch die endlich, am 17. 1. 43, dekretierte Genehmigung eines „Protestantischen Missionsvereins in Bayern“ brachte diese Klarheit nicht. Löhe beanstandete, daß die mitgeteilten statutarischen Punkte nichts über das Konfessionelle enthielten, nannte die Bezeichnung „protestantisch“ gleichbedeutend mit uniert — ein solcher Verein sei „kein kirchlicher“ — und forderte konfessionellen Charakter wenigstens der Lokalvereine. „Wir in Windsbad werden auf keinen Zentralverein warten, sondern Distrikts- und Lokalvereine, wo möglich, errichten“ (Brs. an Wucherer 13. 3. 43 *NA* 3672). Seine Missionspredigt am Pfingstmontag 1843 war ein Bekenntnis zur Mission im kirchlichen Sinn (f. S. 58 ff.). Im folgenden ersten Jahrzehnt des neuen Vereins sieht Simon „Irrungen und Wirrungen“, auf konsistorialer Seite in manchen Fragen „völlige Ahnungslosigkeit und Hilfslosigkeit“, bei bewußt lutherischen Gliedern des Vereins viel unduldsames Drängen, an welchem Löhe nicht teilhatte, das aber mit dem von ihm jetzt nachdrücklich geführten „Kampf um die innere Prägung der bayerischen Landeskirche“ zusammenhing (Simon a. a. O. S. 70. 91. 103. 114). Mehrmals griff Löhe in die Diskussion ein: in der „Petition usw.“ 1849 Punkt 6 (f. V S. 337), am 27. 4. 50 mit seinem „Wort an alle lutherischen Pfarrer und Lokalmissionsvereine, Konfessionelle Einigung auf dem Gebiete der Mission betreffend“ und am 25. 5. 51 mit dem Konferenzvortrag „Die Änderung der Statuten des protestantischen Zentralmissionsvereins für Bayern“ (f. V S. 493 ff. bzw. 506 ff. und die Erläuterungen dazu) — alles im Zusammenhang seines Kampfes um die konfessionelle Klarheit in der Landeskirche, wohl auch um der Gemeinschaft mit der streng lutherischen Missionskirche in Nordamerika willen. Im übrigen stand Löhe in diesen Jahren, in denen sein eigenes Missionswerk in Nordamerika ihn ganz beanspruchte, nur in losem Zusammenhang mit dem Zentralmissionsverein (Brs. an Wucherer 1. 5. 44 *NA* 3693). Er hielt am 1. 7. 46 auf dem Missionsfest in Nürnberg, als der Verein die Indianermission übernehmen wollte, seinen Vortrag über „Die Heidenmission in Nordamerika“ (f. S. 102 ff.; vgl. Brs. an Wucherer 14. 5. 46 *NA* 3711) und predigte am Missionsfest 1847 (f. S. 112 ff.). Harleß' Berufung als Präsident des Oberkonsistoriums September 1852 öffnete den Weg zu der erstrebten

*) Vgl. Löhe: „Immer mehr bildete sich das christliche Leben zum kirchlichen aus“ (f. S. 56 3. 35).

konfessionellen Ordnung des Zentralmissionsvereins, die dann am 15. 3. 53 die königliche Genehmigung erhielt. Gegen erneut eingefügte Klauseln umierten Charakters kam aus dem Kreis um Löhe scharfer Einspruch (vgl. CorrbI. 1853 Nr. 6); doch scheinen Löhe und seine Freunde ihre Bedenken zurückgestellt zu haben — es war das Jahr, in welchem Löhe seine Kraft der inneren Mission, der weiblichen Diakonie zuwandte. 1856 hatte er nochmals Anlaß, das „Verhältnis der Gesellschaft für innere Mission im Sinne der luth. Kirche zum Zentralmissionsverein“ klarzustellen und tat es in einer Weise, die der befriedenden Klärung dienen konnte (s. V S. 690 ff.). — Löhes konsequentes Drängen nach konfessioneller Arbeit auf dem Gebiete der Mission war nicht eine spezielle Liebhaberei, sondern ein integrierender Teil seines Kampfes um die lutherische Gestalt der Kirche. In seinem Wirken ist die wesenhafte Verbundenheit von Kirche und Mission bildhaft dargestellt. —

Von 1840/41 an scheint die Heidenmissionsfrage für Löhe zunächst zurückzutreten hinter die Sorge um die kirchlich verwaisten deutsch-luth. Auswanderer in Nordamerika. Der Notruf des deutsch-amerikanischen Pastors Wynken (s. S. 18 3. 20 ff.) ließ ihn die dort gestellte eminent seelsorgerische Aufgabe erkennen: Menschen waren in Gefahr, ihre Kirche zu verlieren, der Kirche verlorenzugehen, und die Aufgabe war, „zu verhüten, daß die Glieder Christi jenseits des Ozeans sich nicht [so!] vom Leibe Christi trennten, und zu bewirken, daß, wo dies geschehen wäre, das Getrennte wieder herzugebracht und das Zerstreute wieder gesammelt würde“ (vgl. die Jubiläumspredigt Löhes 1866, CorrbI. 1866 Nr. 10). Kennzeichnend für seine Haltung in dieser Zeit ist ein Brief an Hornung (13. 3. 43 A 1522): „Was mich gegenwärtig am meisten bewegt, ist die den Nordamerikanern zu leistende Hilfe. . . Ich bitte Dich, für eine Sache, die uns näher als Heidenmission angeht, Dein möglichstes zu tun.“ Seine erste öffentliche Reaktion auf den Stader Aufruf, seine „Ansprache an die Leser des Sonntagsblattes“ (s. S. 16 ff.), stellt die Hilfe für die „lutherischen Auswanderer in Nordamerika“ gleichberechtigt, ja vordringlich neben die Heidenmission. Gegen den lauten und leisen Vorwurf, er vernachlässige den Dienst an den Heiden, hat Löhe seine Haltung in RN 1843 Nr. 3 (vgl. Brf. 4. 5. 43 A 3678) gerechtfertigt. Wir zitieren daraus:

„Wir wollen den Heiden keine Hilfe entziehen, wir helfen aus allen Kräften für sie mit. Wir erheben für die Nordamerikaner bloß deshalb unsre Stimme, weil man über den Heiden die armen Auerwandten und Glaubensgenossen vergißt, — weil die Liebe nicht bloß nach einer Seite hin, sondern nach allen Seiten hin tätig und hilfreich sein soll, — weil es unchristlich und unnatürlich ist, die verlassenen Deutschen zu vergessen und den Heiden nachzujagen, — weil es tödlich ist, in Nordamerika mit Scheffeln auszusühtten (d. i. die Seelen haufenweise verderben zu lassen) und unter den Heiden wieder mit Löffeln einzufassen (d. i. hier einen und da einen zu bekehren). . . Hilf den Heiden mit aller Macht, aber vergiß nicht den Spruch von den Hausgenossen, nicht jenes Allermeist des Apostels, welches den Glaubensgenossen zugute kommt; vergiß nicht, daß die nordamerikanischen Christen wirklich wieder ins Heidentum zurücksinken, weil sie die Hilfe des Vaterlandes entbehren. . . Hinüber nach Nordamerika zieht uns das doppelte Interesse der Liebe, zu erhalten, was da ist, und zu gewinnen, was verloren ist.“

Im gleichen Jahrgang der RN Nr. 6 (vgl. Brf. 1. 8. 43 A 3681) unterstrich Löhe diese Gedanken unter Berufung auf eine Rede des Professors Dr. Lücke über die „Zweifache, innere und äußere, Mission der evangelischen Kirche“:

„Dr. Lücke behauptete, die gleiche Notwendigkeit und die notwendige Verbindung' beider, der äußern und inneren Mission. Sie [die römische Kirche] hat sich der ganzen vollen Idee der Mission bemächtigt und gibt von ihrem Centrum aus Maß, Ordnung und gegenseitige Hilfe. So mögen auch wir von ihr lernen, beide Arten der Mission organisch zu verbinden, die Kräfte zusammenzuhalten und wahrhaft ökonomisch zu verwalten.' . . Es ist ein Satz, den wir vor treuen Ohren ohne Wagnis, vor Mißgönnern ohne Furcht sagen, daß der Weg der lutherischen Kirche zu den Heiden und ihrer Fülle durch jene entwerdenden, lauen Scharen der Christenheit gehe, welche an den Grenzen der Christenheit und der Heiden wohnen. Sie sammle nur zum Beweise ihre eigenen verlorenen Schafe im fernen Westen Nordamerikas, sie reinige, läutere, stärke und gründe ihr e Rinder, deren eine große Zahl ist, so ist der Schritt zu nahen und fernen Heiden schon ge-

tan. Denn die lutherische Kirche Nordamerikas hat, so schwach und arm sie in sich selbst ist, dennoch bereits Heidenmissionen unter den Indianern von Nordamerika selbst und in Ostindien, und zwar solche, denen offener Segen beigelegt ist. Füllen wir die Hände unserer Brüder mit reichem, reichlichem Samen, wie wir ihn, Gott Lob! die Fülle haben! Dann sind sie es, denen wir bei den Heiden nach- und in die Hände arbeiten. ... Innere Mission führt uns zu der äußeren.“

Danach ist wohl als feststehend anzusehen, daß Löhe im Anfangsstadium seines nordamerikanischen Werkes noch nicht Indianermission treiben, sondern vor allem den Glaubensgenossen in ihrer geistlichen Not beistehen wollte, d. h. daß es ihm offenbar zunächst um das zu tun war, was er die „Erfüllung jenes [nämlich des Missions-] Auftrags an den Getauften“ genannt hat: innere Mission*). Das zeigt auch die Instruktion, die er den beiden ersten Sendlingen mitgab und in der er sie an ihre „Brüder im Westen“ verwies, nicht an die heidnischen Indianer. Dieser zweite Schritt, der Schritt ins heidnische Gebiet, mußte kommen, dazu drängte schon die immanente Dynamik der unmittelbaren Nachbarschaft christlicher Gemeinden mit Heiden; aber es war der zweite Schritt, den Löhe erst tun und gutheißen konnte, wenn die ihm zwingend erscheinenden Voraussetzungen erfüllt sein würden. Von diesen Voraussetzungen wird noch zu reden sein.

Löhes Verständnis der Kirche hieß ihn vor allem für Wortverkündigung sorgen. „Hände sich einer, den wir senden könnten, so wäre es am besten“ (Brsf. an Wucherer 12. 10. 40 LA 3645); „Theologen finden sich nicht, so meine ich immer, wir sollen Schullehrer, welche Katecheten sein und einen Lesegottesdienst versehen können, senden“ (Brsf. 22. 7. 41 LA 3648**). Aber wer sollte „senden“? Mit Petri in Hanoover, dessen programmatische Flugschrift „Die Mission und die Kirche“ er im Sonntagblatt angezeigt und empfohlen hatte (s. S. 19 f.), stimmte Löhe in der Überzeugung überein, daß die lutherische Kirche eine sendende Kirche sein müsse“ (W. Maurer, Sendende Kirche. Lutherisches Missionsjahrbuch 1951/52 S. 77). Aber die bayerische Landeskirche in ihrem gegebenen Zustand konnte er nicht als lutherisch anerkennen, sie hatte auch keinen Missionsverein mit Sendevollmacht, und die Dresdener Missionsanstalt besaß noch nicht sein volles Vertrauen (Brsf. 29. 6. 42 LA 3638 u. a.). Es blieb kein anderer Weg, als daß, wie bei dem Vorhaben der Nürnberger Missionsfreunde 1835, „die Sache dem Willen eines einzigen Mannes übergeben“ und „innerhalb der Grenzen eines Privatunternehmens geführt“ wurde (vgl. Brsf. an Hufschte 5. 6. 37 LA 6465a; s. auch S. 129 Z. 25). „Treten wir zusammen in den Riß und betreiben die Sache.“ „Es ist wahr, daß die Sache uns in die Hände gewachsen ist.“ (Brsf. 30. 4. 41 LA 3646 und 29. 7. 43 LA 3680.) Solange die Mission keine sendende Kirche hinter sich hatte (vgl. Maurer a. a. O. S. 57), galt für Löhe: „Die Missionsache ist und bleibt am Ende Sache von voluntären Vikarien der Kirche. Mag sie! Der Herr braucht die Pflücker nicht am Ruder, wenn er fahren will“ (Brsf. 5. 2. 44 LA 3638; vgl. Brsf. 27. 2. 44 LA 6576a an Petri). Daß er „nach Besprechung mit andern Freunden“ für die beiden ersten Sendlinge „eine Art von Reichstagsabschied oder Instruktion“ aufzusetzen „gewagt“ habe, berichtet er so, daß das Bewußtsein der Verantwortung spürbar ist (Brsf. Juni 42 LA 3635).*** In dem Geleitbrief für diese Sendlinge an Petri schreibt er: „Sendet keine Kirche (ach wann, mein Gott, ach wann?!), so senden zwei im Namen des Herrn je zweien, zu lassen, wovon sie nicht würdig reden können“ (Brsf. 10. 7. 42 LA 6574a).

*) Vgl. Brsf. an Raumer 3. 7. 43 (LA 39): „Ich sehe so deutlich als irgend etwas, daß die innere Mission, von der Lücke löbliche Worte geschrieben hat, nach Nordamerika gewendet werden muß, daß eine weite Tür geöffnet ist, aber nur auf kurze Zeit. Von Nordamerika wird ein Gefährte wieder uns den Himmel steigen, das wir nicht überwinden werden, wenn nicht ernste, kräftige Hilfe geschieht.“

**) Die Brsf. aus dieser Zeit sind, wenn nicht anders vermerkt, in der Regel an Wucherer gerichtet.

***) Bruchstücke aus der „Instruktion“ f. D III S. 7 ff.

Anfangs des Jahres 1844 wurde Löhe durch eine Anregung aus dem Freundeskreis*) veranlaßt, seine Gedanken „die Verbindung der innern und äußern Mission betreffend“ erneut darzulegen. In RM 1844 Nr. 1 (vgl. Bf. 3. 3. 44 LU 5690) empfahl er, „darauf hinzuwirken, daß die unter den Indianern oder ganz in ihrer Nähe befindlichen Gemeinden Nordamerikas mit tüchtigen Predigern versehen und die letzteren zugleich zur Tätigkeit unter den Heiden befähigt und verpflichtet werden, wie das an dem Beispiel des Predigers und Missionars Schmidt in Wachsenaw-Country, Staat Michigan, schon realisiert ins Auge tritt“ (f. RM 1845 Nr. 1). „Man mag es von seiten der dogmatischen Zulässigkeit der Mission unter den Heiden oder von seiten des zu hoffenden Gelingens oder wie sonst ansehen, so ist und bleibt es am besten, wenn die Missionstätigkeit aus der Mitte bestehender Gemeinden heraus geübt wird. Solche Gemeinden sind Missionskolonien, die dem Missionar eine Menge Vorteile gewähren.“ Die hier anklingende Frage nach der „dogmatischen Zulässigkeit der Mission unter den Heiden“ ist Gegenstand des „Schelwig'schen Aufsatzes“, den Löhe in RM 1845 Nr. 12 abdrucken ließ und dessen Einwände er in einem eigenen Aufsatz eingehend prüfte und auf das rechte Maß zurückführte (f. S. 193 ff.). Der Gedanke „Missionstätigkeit aus der Mitte bestehender Gemeinden heraus“ ist formuliert und begründet in einem handschriftlichen Entwurf im zweiten der Manuskriptbände „Pastoraltheologie 1844“ (f. II, 2 S. 709). Dieser Entwurf ist in der dort vorliegenden Form nicht gedruckt worden. Seine Entstehungszeit läßt sich nicht sicher bestimmen, liegt aber wohl in den Jahren, während welcher Löhe die beiden Manuskriptbände für den Unterricht bei den Missionschülern in Neuendettelsau ausarbeitete, also zwischen 1844 und 1846; am 28. 11. 45 (LU 931) schrieb er an Bauer: „Süß beste halte ich's, wenn ich eine Übersicht der Sache [nämlich Kirche und Mission] könnte drucken und lithographieren lassen... Ich habe auch bereits einen solchen Aufsatz zum Lithographieren oder Drucken disponiert. Ihn zu veröffentlichen fehlt gegenwärtig das Geld.“ Es ist möglich, daß er damit den Entwurf meint, der wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung hier im Wortlaut mitgeteilt wird.

Kirche und Mission

1. Die Kirche nach der Zahl und Herrlichkeit ihrer Glieder ist Gott offenbar, aber den Menschen unsichtbar. Kaum sehen wir vom großen Leibe Christi ein Glied. [Am Rand:] Vom Vaterland einen Fied.
2. Wo die Kirche vorhanden ist, erweist sie sich als sichtbar. Die Kirche, welche unsichtbar ist, ist nicht eine andere als die sichtbare; sondern diese beiden sind ein heiliger Mensch nach Leib und Seele. Der Mensch und die Kirche sind unsichtbar und sichtbar zugleich.
3. Die Kirche ist $\sigma\acute{\upsilon}\lambda\omicron\varsigma$ καὶ ἐδραῖωμα τῆς ἀληθείας Wahrheit ist ihr Grund. Die Wahrheit aber ist eine und doch mannigfaltig. Sie schließt viele übereinstimmende, harmonisierende einzelne Wahrheiten in sich. — Die Kirche hat die ganze Wahrheit. Aber nicht alle Glieder erkennen diese ganze Wahrheit — und am Ende ist keiner, der sie ganz und völlig erkennt. Viele Menschen leben und werden selig durch Wahrheit — der lutherische, der römische Bauer —; was sie erkennen, ist Stützwort — und keines Menschen Erkenntnis ist der Wahrheit adäquat. Es ist drum nicht die Forderung vollkommener Erkenntnis an die Kinder der Kirche.
4. Ob nun gleich kein Mensch die völlige Wahrheit völlig erkennt, so ist sie doch völlig da in der Kirche — und ihr Bekenntnis ist ohne Wandel. Dies Bekenntnis ist in den drei Hauptsymbolen, der Augustana usw. niedergelegt. Auch hat der Herr seinem Bekenntnis ein Haus gebaut und eine Stätte gefunden, das ist die Gemeinde, welche auf Erden lutherisch geschoßen wird. Hier

*) Bf. 6. 2. 44 an Doris Schröder (LU 3151): „Am heutigen Tag hat Pfr. Schott aus Schwabach bei unsrer Konferenz schriftlich einen Vorschlag zur Erweiterung der nordamerikanischen Sache getan, von welchem ich zuvor mit Freunden vieles gesprochen habe. Es freut mich, daß ein anderer damit heraustritt. Morgen wird weiter darüber beraten.“ Bf. 7. 2. 44 (LU 3689): „Schott hat gar aus meinem Herzen einen Aufsatz geschrieben und vorgelegt über Vereinigung der Mission mit der nordamerikanischen Angelegenheit. Schönes Ende. Näheres später. Der Schottische Aufsatz soll mit Bemerkungen ins Blatt.“ (S. RM 1844 Nr. 1.)

ist die Brunnenstufe der himmlischen Quellen und von ihrer Fülle werden selig alle, die selig werden.

5. An der Kirche, welche die volle Wahrheit hat, in welche alle Heiligen hineinwachsen je mehr und mehr, müssen wir halten, wenn wir erkannt haben, was sie hat und hält. Sie verlassen heißt die Wahrheit verlassen. Aber so reich sie ist in ihrem Besitze, so mild und barmherzig ist sie gegen andere Gemeinschaften, die sich christlich nennen. Sie hat scharfe Grenzen und innerhalb derselben große, weite Liebe.

6. Gott ist allezeit in der Welt — seine Wahrheit desgleichen —, seine Kirche nicht minder. Gottes Wahrheit und Kirche gehen nicht unter. Durch alle Finsternisse hindurch geht doch der Weg zu immer herrlicherer Klarheit. Es ist kein Wunder und doch das größte aller Wunder, daß die Kirche — die allezeit durch Kreuz zu gehen hat — **bleibt** — ewig **bleibt**, ohne Papst, ohne Verfassung — allein durch Gottes Gnade und der Wahrheit Kraft. Wer an Gott glaubt, glaubt auch eine heilige Kirche, die nimmer untergeht. Sie ist nicht von gestern her und nicht sterblich, sondern ewig; die ist nicht von dannen.

7. Alle Wahrheiten, die in der Welt sind, gefallen der Kirche Gottes und Gott. Wo sie eine findet, da erkennt sie das Ihre. Sie freut sich, daß überall Wahrheiten und zwar seligmachende Wahrheiten wirken. — Seit der Apostel Zeit sind seligmachende Wahrheiten überall gewesen. Die Apostel haben das Evangelium überallhin verbreitet. S. Gerh. LL. XI. S. 282 ff. de mixtura pretiosa et vilis (de amplitudine ecclesiae). Quenst. III. S. 461 ff. Nicolais Historie vom Reich Gottes S. 45 ff. So ist es auch noch. Die allgemeine Gnade triumphiert zu allen Zeiten.

8. Weil die Kirche sich aller Wahrheit freut (1. Kor. 13), so freut sie sich auch aller Wahrheiten, welche römische und andere Boten in der Heidenwelt verbreiten. Sie vernimmt „die Stimme des Bräutigams und der Braut“ in dunkeln Nächten und sieht Christum herrschen mitten unter seinen Heiden. Sie freut sich nicht der Irrtümer, denen widerspricht sie. Aber die Heilige Schrift, zehn Gebote, N. A., Sakramente, Taufe, Abendmahl **können** nicht unwirksam sein, auch wenn sich Irrtum anhängt.

9. So neidlos sie sich jeder Wahrheit freut, welche andere ausbreiten, so ist und bleibt es doch ihr sehnlicher Wunsch, daß die Wahrheit unvermengt mit Lüge, guter Same unvermengt mit bösem ausgestreut werde — und sie bittet drum den Herrn, auch ihr die Hände zu füllen. Sie möchte gern dem Herrn Jesu dienen unter den Heiden usw.

10. Der Posaunenton völliger Wahrheit ist in den alten Landen der Christenheit gehaßt, weil er so völlig ist und keinen Flecken duldet. Unter den Heiden ist bei größerer Finsternis zu hoffen, daß das volle Licht am kräftigsten die Finsternis vertreibe. Man wird einmal die Posaune loben und Christen und Heiden.

11. Aber wie unter die Heiden gehen? Wer kann senden? Wer dazu ordinieren? Wenn die Kirche auch eines Apostels Würde hat, so kann sie die doch nicht mitteln, sie sei denn auch, wo sie ordinieren usw. will. Es ist nicht mehr zu apostolischem Beruf zu ordinieren, alle Ordination bezieht sich auf Grenzen und Herden, nicht auf die unbegrenzte Menschenherde.

12. Sie lobt es an ihren Kindern, daß die Liebe sie unter die Heiden treibt, sie wird ihr Werk segnen und für es beten; aber da muß der himmlische, quasi unmittelbare Beruf der Liebe treiben. — Aber ihre Hoffnung ist in des Herrn Hand. Sie erwartet von einzelnen auch hochbegabten Boten nichts Apostolischen. Volontaire, unterstützt — zur Verbreitung der reinen Lehre und des reinen Gottesdienstes! Emissaire, Missionare hat sie eigentlich nicht. — Das Recht, zu lieben und solche Liebe zu leben, hat jeder. — Sie erkennt, daß Christen, die unter Heiden leben, die **V e r p f l i c h t u n g** haben, zu lieben, zu wirken auf Heiden, — und wer unter Heiden leben will, um zu dienen, nimmt nicht mehr als allgemeiner Liebe Pflicht auf sich.

13. Gemeinden unter den Heiden, voran ihre Lehrer — **G o t t e s** Heere! Machanaim. Die Segnungen gehen gewaltiger, zumal wenn jeder dann der Heiden Seligkeit als seinen eigenen Lebenszweck erkennt. Gewaltiger Vorteil, von rechtmäßig stehenden Gemeinden aus zu wirken. Der Heide sieht die Gemeinde — die Diener haben eine Festung, von der sie ausgehen, zu der sie eingeht. Die Berechtigung [?] der Liebe geht in Strömen, wo viele eins werden zu der Heiden Heil. [Am Rand:] Die vorgeschobenen Gemeinden an den Grenzen sollen wirken und unterstützt werden.

14. Gleichwie die Römischen mit voller Gewalt kommen, kommt eine Gemeinde auch in völliger Gewalt evang. Lehre und ihres Gottesdienstes desto siegreicher.

15. Eine Gemeinde steht als ein bedeutender Zeuge für viele. Umschwung der Ideen, woran mehr als an Erweckung einzelner gelegen, gelingt von der Gemeinde aus besser.

16. Die ganze Gestalt des christlichen Lebens tritt da auf, man sieht die Wirkung des Evangeliums im zeitlichen Beruf, der zeitliche Segen tritt in die Augen. Zivilisation in schönster Gestalt. — Bonifatius usw. kamen in kleinen Gemeinden. Kolonien?

17. Freilich müssen die Gemeinden durchdrungen sein von Zeugenkraft.

Stiller Beginn eines Gemeindelebens:

Apostellehre, Gemeinschaft, Brotbrechen, Gebet. — Liebesübung. — Preis Gottes. Predigt an die Heiden. — Gebuld. Gebet. Weisheit. — Seelenführung der einzelnen. — Stilles heiliges Werk an Gottes Hand. — Dunte S. 627.

18. Beruf der Christen, unter Heiden zu wirken.

19. Es kann durch das völlige Auftreten einer christlichen Gemeinde dem antichristlichen Wesen Roms entgegengetreten werden.

Schon in seinem Bericht an die 1. luth. Konferenz in Leipzig (1. 9. 43 LA 6383b) hatte Löbe die Ansicht dargelegt, daß „eine deutsch-luth. Partikularkirche von Nordamerika die eigentliche lutherische Missionskirche“ wäre: „Wer die Kirche jenseits kräftigt, sorgt kräftigst für die Mission.“ Am 27. 2. 44 (LA 6576a) schrieb er Petri, es werde ihm und seinen Freunden immer klarer, „daß die Mission unter den nordamerikanischen Indianern die uns vorbehaltene sein werde, bei welcher wir durch Gemeinden unter den Heiden missionieren können und nicht wider die kirchliche Lehre vom Beruf [= vocatio! Conf. Aug. 14] anstoßen. Die gewöhnliche Art zu missionieren will uns je länger je weniger gefallen“. Die von ihm als wahrhaft kirchlich erkannte „Verbindung von innerer und äußerer Mission“ nahm nun in seinen Plänen feste Gestalt an; die Idee des oben mitgeteilten Entwurfs: Mission „aus der Mitte der Gemeinde heraus“ wurde realisiert. Es sind die Gedanken, die Löbe dem Zentralmissionsverein in Nürnberg am 2. 6. 46 vorgetragen hat (f. S. 102 ff.).

Vom letzten Viertel des Jahres 1844 an tritt deshalb in seinen Briefen die Kolonisation in den Vordergrund und nimmt auch in KMN bedeutenden Raum ein (Bf. 5. 11. 44 LA 6582a an Petri, 28. 4. 45 LA 929 an Bauer, 5. 5. 45 LA 3702; KMN 1845 Nr. 1. 7. 9. 10. 11, 1846 Nr. 6). Das Kolonisationswerk, das zur Gründung der „Franken“-Gemeinden führte, stand unter zwei Gedanken: „Verbindung von Kolonisation und Mission“ (f. S. 142 Z. 17) und: „sorgen, daß die Kolonisation vom Geiste der Kirche durchdrungen werde“ (f. S. 141 Z. 13; Bf. 19. 9. 45 LA 2602a an Dr. Sihler). Dem Missionsgedanken sollte ursprünglich die älteste Kolonie, Frankenmüt, dienen (f. S. 174 Z. 44), während die späteren Kolonien in Michigan als Sammelpunkte für die lutherischen Auswanderer gedacht waren (f. S. 150 Z. 10). Der kirchlich-soziale Gesichtspunkt, Gründung einer „Armenkolonie“ (f. S. 109 Z. 7) trat bald wieder zurück (KMN 1851 Nr. 3. 4). Unbeschadet der primär kirchlichen Zielsetzung fehlte der nationalpolitische Aspekt nicht (f. S. 131 Z. 31 ff.). überhaupt zwang die Kolonisation Löbe, sich grundsätzlich mit dem Problem der Auswanderung auseinanderzusetzen; insofern enthalten seine Schriften wohl die erste Stellungnahme von kirchlicher Seite zu diesem Problem. Er hielt die Auswanderungsbewegung für unaufhaltsam, lehnte aber für die Kirche und für sich jede Beeinflussung der Entscheidung des einzelnen Auswanderungswilligen ab (f. KMN 1847 Nr. 1 „Ein Wort vom Auswandern“).

In Löbes Briefen wird die Liebe spürbar, mit der er seine Franken-Gemeinden umforgte; sah er doch in ihnen „Kolonisation, innere und äußere Mission zusammengefaßt“ (Bf. an Petri 29. 10. 45 LA 6587a). Ihre Entstehung und Entwicklung und ihre Wirksamkeit bis 1852 beschreiben folgende Vorträge und Aufsätze:

1. Die Heidenmission in Nordamerika. 1846
2. Rechenschaftsbericht der Redaktoren der Kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika. 1847
3. Ein Versuch, auf die deutschen Auswanderer nach Nordamerika und die dortige Kolonisation kirchlich einzuwirken. 1848

4. Etwas über die deutsch-lutherischen Niederlassungen in der Grafschaft Saginaw, Staat Michigan. 1849
5. Über die Wirksamkeit der Gesellschaft durch Kolonisation. 1850
6. Neueste Nachrichten von den deutsch-lutherischen Kolonien im Saginawtale. 1852

Näheres über diese Schriften findet sich in den Einzelerläuterungen. Auf geschichtliche Einzelheiten gehen die regelmäßigen Berichte in *AM* ein; auch das *Nürnberg. Missionsblatt* kann als Quelle dienen, wurde aber von uns nicht benützt.

In der einschlägigen profanhistorischen Literatur ist das opfervolle Werk der fränkischen Einwanderer kaum beachtet; auch William W. Sweet, *Der Weg des Glaubens in den USA* (deutsche Ausgabe Agentur des Rauhen Hauses, v. Jz.) nimmt keine Kenntnis davon, nennt auch Löhe nicht. Das zähe Ringen der fränkischen Bauernsöhne und -töchter und ihrer Familien um ihr tägliches Brot und ihre geistige und geistliche Existenz hat kaum andere Zeugen, als was Löhe und seine Freunde darüber geschrieben haben. Insofern kommt ihren Schriften auch eine gewisse staatsgeschichtliche Bedeutung zu; für den von ihnen festgehaltenen Ausschnitt aus der Besiedelung Nordamerikas bieten z. B. die „Kirchlichen Mitteilungen usw.“ seit 1843 eine beachtliche Quelle. Dort gibt Löhe auch eine Übersicht „Zur Geschichte der luth. Kirche Nordamerikas“ (*AM* 1846 Nr. 2–5; vgl. Brf. 28. 1. 46 *AM* 58 und 22. 3. 46 *AM* 60 an Raumer; 27. 3. 46 *AM* 3709 u. a.). Ein Brief an Bauer (27. 7. 61 *AM* 6281) erwähnt „eine Ets ins einzelne disponierende und vormerfende Vorarbeit“ zu einer Geschichte der amerikanischen Mission; Notizen im Tgb. 22./23. 7. 61 gehörten vermutlich dazu. Vielleicht handelt es sich um das von Gebart (a. a. O. S. 318) genannte Diktat „Die Kirche Gottes und ihre Bewegung in Nordamerika“, das dem Bearbeiter nicht vorlag. Ein Satz in dem Reisegebetbuch Raphael ist damals vielleicht im Blick auf das Ameritawerk geschrieben worden: „So bleibt denn allezeit auch die Kirche eine Reisende und Pilgerin, die bei ihrer Heimfahrt andere mit sich nimmt, sie sucht in allen Landen und in allen Winkeln der Welt.“ (S. VII, 2 S. 206.)

In *AM* 1850 Nr. 4. 5 hat Löhe eine „Chronik der luth. Missionsstationen unter den roten Indianern und Michigan, Nordamerika“ veröffentlicht (Brf. 1. 1. 50 *AM* 3747). Der Vorwurf, es geschähe für die Indianermission zu wenig, veranlaßte ihn, eine „Hervorgehobene Erklärung über die Tätigkeit der Neuendtelsauer Missionschule für Seidenmission“ abzugeben (*AM* 1855 Nr. 5; Brf. 27. 6. 55 *AM* 7411a); er stellt fest: „Unsere ausgesandten Missionare müssen [wir] innere Mission treiben lassen, weil es an Mitteln für die äußere Mission fehlte. Unsere Bemühungen in und außerhalb Frankens und Bayerns sind nicht so glücklich gewesen, die nötige Teilnahme zu erwecken.“ (Vgl. Corrb. 1855 Nr. 1.) Eine Missionsstation der Jowasynode erlebte schließlich am 23. 7. 60 die Katastrophe, über die Löhe schrieb (*AM* 1861 Nr. 1):

Ein Märtyrer der Mission am Deercreef

Moriz Bräuninger war eigentlich Schreiner. Auf seiner Wanderschaft kam er hieher nach Neuendtelsau und nahm Arbeit bei dem hiesigen Schreinermeister. Zwar hatte er schon bei seinem Sicherkommen den Gedanken, sich zum Missionar auszubilden; aber fest war er nicht in seinem Vorsatz, weil sein Herz noch hin- und her schwankte zwischen Welt und Christo. Das Leben im Berauf des Schreiners wollte ihn nicht recht fördern, es war immer zweifelhaft, ob man ihn als Schüler annehmen sollte. Um seinetwillen, damit er von der Welt und ihren Lockungen freier würde, wurde ihm der seelsorgerische Rat erteilt, den Unterricht in der Missionschule dahier mitzumachen. Das tat er denn auch, und kam auf diesem Wege zu größerer Festigkeit im Glauben. Dabei aber schienen seinen Lehrern wenig Amtsgaben vorhanden, und als er daher mit andern Jünglingen nach Amerika wanderte, geschah es auf seine eigene Gefahr. Das ist nun aber derselbe Mann, welchen wir oben als Märtyrer bezeichnet haben. Amerika macht Leute; das kirchliche Leben der Synode Jowa und des Seminars Wartburg weckte die vorhandenen Gaben Bräuningers und ergoz sie gerade zu dem Dienste, welchen er bei Aufrichtung einer Missionsstation unter den Indianern leisten sollte und mit Auszeichnung geleistet hat. Er arbeitete vielleicht wie keiner seiner Genossen, und ihm war es beschieden, dem Herrn Jesu sein Leben darbringen zu dürfen. Die Umstände seines Todes sind von der Art, daß wir fröhlich glauben können: unsere Mission ist mit Märtyrerblut eingeweiht. Darum wird sie auch nicht untergehen. Weit entfernt, das Ereignis der

Er mordung Bräuningers für ein Unglück zu halten, glauben wir nun desto lieber an einen kommenden Segen für die Indianer.

Eine Weile hofften wir, es werde Moritz Bräuninger vielleicht von den Indianern nur weggeschleppt worden sein. Aber diese Hoffnung ist verschwunden. Alle Briefe beweisen das Gegenteil. Unsere Freunde in Iowa hoffen nichts mehr für Bräuningers Wiederauffinden. Sie haben gelernt, Gottes Weg zu verstehen, und nennen mit schüchtern keimender Freude den Heimgegangenen ihren Märtyrer.

Unsere Leser werden gewiß gerne den eingehenden Bericht eines seiner Nachfolger lesen und desto mehr Teilnahme für eine Mission fassen, der schon so viel Fleiß und Kraft zugeflossen ist.

[Es folgt ein Brief von Karl Gottlieb Krebs an Professor Fritschel jun. Nach seinem Bericht wurde Bräuninger von Siouxindianern, die sich freundschaftlich und bittend genahet hatten, am 23. Juli 1860 meuchlings erschossen, „weil sie nicht haben wollten, daß am Powder River Weiße sich anbaueten“.]

Löbes Hoffnung auf Fortgang der Missionsarbeit erfüllte sich nicht. „Auf der Synodalversammlung des Jahres 1865 mußte die Synode mit Betrübniß die Arbeit unter den Indianern als beendet erklären.“ (Kurzgefaßte Geschichte der Evang. Luth. Synode von Iowa usw. Chicago 1904 S. 18.) — Über Löbes Plan, „die Heidenmission durch christliche Siedler zu betreiben“, urtheilt Maurer (a. a. O. S. 78): „In den nordamerikanischen Siedlungen Löbes hat sich ebenso wie in den Hermannsburger Gründungen auf südafrikanischem Boden gezeigt, daß ein grundsätzlich richtiger Gedanke doch in der praktischen Ausföhrung verfehlt sein kann.“ Immerhin darf nicht übersehen werden, daß dem Bemühen Löbes, die Kolonisation mit kirchlichem Geist zu durchbringen, in der Gründung der Iowasynde schließlich eine Frucht erwachsen ist, die im Segen gedeihen konnte, auch wenn ihr Missionsunternehmen bei den nordamerikanischen Indianern, wie die meisten anderen dieser Art, nur kurzfristig gewesen ist. —

Im Frühjahr 1846, als das Kolonisationswerk zu blühen begann und die ersten Anfänge der Indianermision Hoffnungen weckte, schrieb Löbe an Bauer: „Begreifen kann ich übrigens nicht, wie man Heidenmission und Kolonisation als den Glanzpunkt der amerikanischen Sache ansehen kann. Man muß blind sein!“ (Bef. 22. 4. 46 LA 937.) Das überraschende Urtheil ist aus Löbes Situation zu verstehen: es war die Zeit, in der ihn das Ringen um Wesen und Gestalt der Kirche auf stärkste bewegte. Um was es Löbe im letzten Grund auch in Nordamerika ging, der „Glanzpunkt“ in der Aufgabe, der er in diesen Jahren mit einem mühevollen Eifer diente, war dasselbe wie in seinem Kampf in der Heimat: es ging um die Kirche. Löbes Bemühen, dem neuentstehenden Gebilde jenseits des Ozeans zu einer wahrhaft kirchlichen Gestalt zu verhelfen, vollzog sich parallel mit seinem Ringen in der Heimat, ist ein integrierender Teil dieses Ringens und in diesem Zusammenhang zu verstehen. Drei Dinge, so gestand er Raumer (Bef. 25. 5. 43 LA 58), lagen Löbe am Herzen: Nordamerika („was für dasselbe geschehen ist, geschieht und geschehen soll“), die Mission, und — „mehr als Nordamerika und die Mission“ — die Kirche. „Ach möchte ein Ayl für die Kirche Gottes gefunden werden“, wünschte er im Blick auf die „nordamerikanische Sache“ (Bef. an Bauer 28. 4. 45 LA 929). „Tun Sie alles, um den großen Gedanken der heiligen Kirche jenseits zu realisieren, wie immer es geht!“ mahnte er die Nothelfer (Bef. an Ernst 29. 7. 44 LA 583). An Sibler schrieb er: „Vor 12 Tagen war ein Kranz von Freunden Nordamerikas versammelt. Ich legte die Ansicht unsrer Bemühungen vor: Gründung einer deutsch-lutherischen Kirche, die möglichst bald unser nicht mehr bedürfe, mit der wir uns möglichst bald zur Wirkung unter den verlorenen Kindern der Kirche und den Indianern vereinen könnten“ (19. 9. 45 LA 8608a).

Dem Kräftigen und Gründenden solchen kirchlichen Lebens sollten zwei Werke dienen, die in diesen Jahren in Löbes Arbeitsstube und in Zusammenarbeit mit seinen Freunden entstanden. Das eine ist die „von Wynelsen verlangte nordamerikanische Liturgie“ (Bef. an Raumer 9. 8. 43 LA 40), die „Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses“, die Löbe am liebsten „Agende für die deutsch-luth.

Gemeinden Nordamerikas“ betitelt hätte (1844). Aber sie ist VII,² S. 684 ff. berichtet. Das andere Werk ist das „Haus-, Schul- und Kirchenbuch für Christen des lutherischen Bekenntnisses“ (1845), das „den Nordamerikanern vermeint“ war (Brsf. an Kaumer 10. 10. 44 LA 46). Näheres darüber s. III,¹ S. 715 ff. Daneben gingen die „Samenkörner des Gebets“^{*)} (s. VII,²) von der 3. Auflage an nach Nordamerika, wo sie nachgedruckt werden sollten (Brsf. an Kaumer 7. 3. 44 LA 43); auch sorgte Löhe dafür, daß das „kleine Liederbüch“ Raumers jenseits gebraucht werden konnte (ebda). — Wurde auf diese Weise dem innerkirchlichen Leben gedient, so wendete sich der „Zuruf aus der Heimat an die deutsch-luth. Kirche Nordamerikas“ (1845, s. S. 68 ff.) der „nationalkirchlichen Seite“ der Auswanderung zu. Man kann den „Zuruf“ mit einigem Recht die Charta der deutsch-luth. Mission in Nordamerika nennen, auch wegen des weiten Kreises, der in der Heimat hinter ihm stand. Seine Mahnung zum Festhalten am Volkstum läßt sich zurückführen auf die Erkenntnis, daß „die Konfession mit der ganzen Geschichte der Nation verwachsen zu sein pflegt“ (s. S. 103 Z. 4). Löhe ging so weit, zu sagen, daß die lutherische Kirche „in gewisser Beziehung vorzugsweise die deutsche genannt werden kann“ (Instruktion für Baumgart, RM 1843 Nr. 8). Kennzeichnend ist, daß Löhe seinen Kolonien in Michigan heimatliche Namen geben ließ, während die Leipziger Missionsstation in ihrer Nachbarschaft Bethanien genannt wurde. Wichtiges Band mit dem Volkstum ist die Sprache. Was Löhe, selbst ein Meister der deutschen Sprache, im „Zuruf“ über diese geschrieben hat, gehört zu den Höhepunkten nicht nur in seinem, sondern im großen deutschen Schrifttum. Er war der Ansicht, daß die Kirche nicht notwendig fallen müsse, wenn die deutsche Sprache falle, wohl aber „die Kirche in Nordamerika nicht aufgerichtet wird, wenn es nicht von Deutschen geschieht, und daß insolange, bis sie steht, alles Gelingen von der deutschen Sprache abhängt“ (Brsf. an Petri 30. 7. 44 LA 6580a). Es bereitete ihm Sorge, daß missourische Pfarrer die Eltern anhielten, ihre Kinder in die englische Schule zu schicken („daß die Leute Diglottoi [zweisprachig] werden“), und selbst höchstens im Gottesdienst noch eine Woge der deutschen Sprache „in einem lutherisch manierierten Dialekt“ als „Kirchensprache, Kirchenton“ behielten (Brsf. an Kaumer 17. 8. 46 LA 65; vgl. „Schmach der Deutschen in Nordamerika“ RM 1847 Nr. 4).^{**)} — In der Zielsetzung: Aufbau der lutherischen Kirche als Kirche der reinen Lehre war der „Zuruf“ noch entschiedener und ausschließlicher als Weydens programmatischer „Aufruf an die luth. Kirche Deutschlands“ (ZPK V 1843). Für Löhe, der Mission nur kirchlich und deshalb nur konfessionell sehen konnte, gab es kein anderes Ziel; aber an der Betonung des konfessionellen Standpunktes, den Wichern aus der Missionsarbeit ausgeschaltet wissen wollte, schieden sich in der Heimat die Geister. Das Verzeichnis der „Bestimmenden Unterschriften“ zum „Zuruf“ ist nicht eine lange Liste gleichgültiger Namen, sondern kann in vieler Hinsicht Aufschluß geben, gerade auch über die Kirchengebiete, aus welchen keine oder nur vereinzelte mutige Unterschriften gekommen sind. So in der Heimat; über die Wirkung des „Zurufs“ in Nordamerika liegt nur eine briefliche Äußerung Löhes an Petri vor (Brsf. 26. 8. 46 LA 6591a): „Den Zuruf findet man in Amerika nicht lutherisch genug und nicht populär. Überhaupt kann ich nicht sehen, daß ihm eine Macht verliehen sei. Vielleicht kommt's noch.“ Der „Zuruf“ begegnete dort Voraussetzungen, die seiner Absicht ungünstig waren: Independentismus, Kongregationalismus, Demokratismus (Brsf. an Kaumer 28. 10. 47 LA 80).

An diesen Gegebenheiten scheiterte auch der Anschluß der Nothelfer an bestehende Synoden, den Löhe jeweils hoffnungsvoll und guten Willens begrüßt hatte (Brsf. 13. 3. 42 LA 3672; 25. 10. 44 LA 3700; 4. 8. 45 LA 537 an Ernst). Aber es stand

*) Von der 4. bzw. 5. Auflage an enthalten die „Samenkörner“ die Gebete 117. Beim Antritt einer Seereise, 118. Wenn man ins Schiff steigt, 119. Im Sturm, 120. Nach vollbrachter Seereise.

**) Nach Martin Schmidt, Glaube und Sprache bei Wilhelm Löhe (Festschrift für Bruno Geiskler, o. Jz., S. 161 ff., besonders S. 167) hat Löhe im Entwurf des „Zurufs“ den Ausdruck „Gottes deutsche Sprache“ gebraucht, ihn auf Wunsch seiner Freunde aber getilgt. (Hinweis von Prof. Dr. Ranzenbach, Neuendettelsau.)

ein tiefer Ernst hinter den Auseinandersetzungen und gewiß auf beiden Seiten der Wille, Gott und seiner Kirche in rechter Weise zu dienen. (Vgl. auch V S. 992 und 1016.) Über die zeitweilige Verbindung der Nothhelfer mit den Synoden von Ohio und Michigan und ihre Trennung von diesen berichtet Löhe im „Rechenschaftsbericht“ (f. S. 130 ff. bzw. 142 f.). Dort wird auch der Zusammenschluß zu einer „Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten“^{*)} mit ihrem Seminar in Fort Wayne beschrieben (S. 135 ff.); dagegen werden in den Texten im vorliegenden Band die bald entstehenden folgenschweren Differenzen nur angedeutet. Der Bericht der Gesellschaft für innere Mission 1850/51 spricht deutlicher darüber. Wir zitieren daraus:

„Wir haben bisher alles in Verbindung mit der deutsch-luth. Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten getan. In der neueren Zeit ist ein längst vorhandener Gegensatz in betreff der Amtsfrage emporgekommen und auf der letzten Synodalversammlung zu St. Louis besprochen worden. Die Synode hat sich uns durch ihre Verhandlungen nicht genähert, sondern der Gegensatz ist nur mehr herorgetreten. Indes hoffen wir, daß die Verschiedenheit das Einverständnis nicht aufheben werde, und es sind Erläuterungen herüber und hinüber gegangen, welche uns Vorboten eines klaren und friedentrichen Zusammengehens zu sein scheinen.“

Der „Gegensatz in betreff der Amtsfrage“ ist von Deizner dargestellt (D III S. 76 ff.). Er wurde durch eine parallel laufende Differenz zwischen den amerikanischen Synoden von Missouri und Buffalo kompliziert, zu der Löhe im Zusammenhang mit seinen Schriften „Über unsere kirchliche Lage“ 1848/49 in der „Zugabe“ Stellung nahm (f. V S. 456 ff. und 1004). Zwischen Löhe und der Missourisynode unter der Leitung von Walther stand — vereinfacht — die Frage: Ist das Amt in der evang.-luth. Kirche *munus* oder *mandatum divinum*, für sich stehende göttliche Stiftung (so Löhe), oder Auftrag der Gemeinde, zwar auf göttlicher Einsetzung beruhend, in seiner praktischen Existenz aber Funktion des allgemeinen Priestertums (so Walther). Der eigentliche Gegensatz lag jedoch im Grundsätzlichen: Löhe führte hier, wie auch später im Chilasmusstreit, den Kampf gegen einen starren Orthodoxismus und für ein wahrhaft evangelisches ehefürchtiges Anerkennen „offener Fragen“ in Dingen der Lehre, z. B. von der Ordination. Er hielt die symbolische Lehre in diesem Stück für „nicht fertig“ und vermiste eine klare Bekenntnisaussage über die Ordination. (S. Bf. 1. 7. 53 an Pastor Großmann, D III S. 90 f.; vgl. dazu den Briefwechsel Löhe—Wedemann V S. 1220 Fußnote 451, ferner V S. 523 ff. und 1016, desgl. III,2 S. 713 Kap. 9. Die Schriftausagen hat Löhe vornehmlich in seinen „Aphorismen über die neutestamentlichen Ämter“ interpretiert; f. V S. 253 ff., besonders S. 308 ff. und 992 ff.) Löhe durfte nicht hoffen, daß ihm die Missourier auf diesem seinem Wege folgen würden; denn „unsere Freunde in Missouri sind in einem Maße lutherisch, wie ich's kaum ertrage“, sagte er (Bf. an Bauer 17. 2. 47 LA 967). — Die Spannung nahm unerfreuliche Formen an. Schüller Löbes ließen sich gegen ihn beeinflussen; Krämer-Frankenmut machte die Zusammenarbeit mit Missionsvereinen in der Heimat von deren luth.-kirchlichem Charakter abhängig und brachte dadurch die Nürnberger Missionsfreunde „in nicht geringe Verlegenheit“ (Bf. 10. 10. 47 LA 3723; vgl. Simon a. a. O. S. 117 f.).

Damals schrieb Löhe „Aufrichtige Bekenntnisse eines der Redaktoren dieses Blattes in betreff des amerikanischen Liebeswerkes“, „wie ein Vater, dem seine Kinder über den Kopf gewachsen sind und dem nun eine Erinnerung nach der andern zukommt, daß es Zeit sei, sie als selbständig zu betrachten“. „Da wäre denn unerseits — versteht sich, auch meinerseits allerdings zu beklagen, daß wir zu schnell unsre Sendlinge aus dem Gehorsam entließen. . . Irre ich nicht, so werden wir uns nicht weigern können, in eine andere Gegend Nordamerikas Hilfe zu senden. Da sei dann eine gemachte Erfahrung treulich benützt. . . Ich glaube nicht, daß die Kraft, welche dies Werk getan hat, so leicht zu dämpfen ist, sondern lebe der Hoffnung, nun erst werde es recht vorwärtsgehen.“ (RM 1850 Nr. 11.) — Dazu Lgb. 15. 1. 51: „Es war für mich ein Hiebstag. Es kamen Briefe von Schaller, Elöter, Hattstädt, Scheurl, Haib — alle unangenehm für mich. Der Herr segne mir die bitteren Pillen zu meinem Seelenheil und meiner Läuterung! Amen.“

*) Heute „The Lutheran Church Missouri Synod“.

Inmitten aller Sorgen — seine Stellung in der Landeskirche war höchst kritisch geworden, sein Ausscheiden aus dem Dienst schien unvermeidlich, die Sorge um sein Werk in Nordamerika belastete ihn — konnte Löbe an Raumer schreiben: „Meine Tage vergehen in einer tiefen Ruhe und Stille“ (23. 7. 51 LA 100). Doch glaubt man sein Aufatmen zu vernehmen, als er Hommel mittheilt: „Daß die zwei Präsidenden der Synode Walther und Wynken kommen, weist Du. Sihler ermutigt mich, an eine völlige Vereinigung in Sachen des Amtes zu glauben“ (20. 7. 51 LA 1554). Die beiden Präsidenten, die München, Nürnberg und vor allem Erlangen aufsuchten, kamen mehrmals mit Löbe zusammen; Wynken predigte in Löbes Filial Reuth (Bf. 29. 11. 51 LA 3753; an Bauer 10. 10. 51 LA 1040). Über die Verhandlungen mit ihnen berichtete Löbe in RM 1851 Nr. 10:

Der Besuch der beiden Präsidenten der lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. aa. St.,
Walther und Wynken, in Deutschland

Es ist den Lesern dieser Blätter bekannt, daß zwischen uns, den Redaktoren dieser Mittheilungen, und den hervorragenden Gliedern der lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. aa. St. eine Differenz in Anbetracht des heiligen Amtes aufgetreten war. Während unsre amerikanischen Brüder die Rechte der Gemeinden auf Grund des geistlichen Priestertums aller Christen hervorheben zu müssen glaubten, schien es uns, als wäre es nicht bloß für uns im alten Deutschland, sondern auch für die Gemeinden über dem Meere das nöthigste, auf Grund der Lehre vom Amte die Grenzen zwischen Amt und Gemeinde recht deutlich hervorzuheben. Vom Staate freie oder freigewordene Gemeinden schienen uns zu gar keinem friedlichen und geblühenden Zustand kommen zu können, bevor jene Grenzen erkannt und anerkannt wären. Während wir nun, unsre amerikanischen Brüder und wir, ein jeder Teil seiner Überzeugung folgten, konnte es nicht anders sein, als daß wir uns hie und da unangenehm berührten. Ja, die Wichtigkeit der Sache trat zuweilen einmal so hervor, daß die Befürchtung, als könnten wir unter diesen Umständen fernerhin nicht mehr zusammenwirken, sich unsrer Herzen zu bemächtigen anfing. Mancher Ausruf in diesen Blättern gibt, wie unsre Leser wissen, diese Befürchtung nicht undeutlich zu erkennen. Dabei war aber gegenseitig so viel Liebe vorhanden, daß uns die Sorge um die Einigkeit in Wahrheit quälend wurde.

Wie es uns diesseits ging, so ging es auch unsern Brüdern über dem Meer. Durch die Synodalverhandlungen des Jahres 1850 waren die jenseitigen Brüder ihrer Überzeugung erst recht gewiß geworden und ihre Überzeugung rang mit ihrer Liebe zu uns um so schmerzlicher, als sie uns auf einem Irrwege und zwar auf einem romantisierenden glaubten. Sie hofften zur Heilung des Schadens viel von einem Besuche, den einer von uns bei ihnen jenseits machen würde, und ließen deswegen eine desfallige Einladung der Synode Missouri ergehen, welcher wir aber, selbst in schweren Kämpfen mit unsern heimatlichen Zuständen, keine Folge geben konnten. — Auf unsre leider ganz notwendig ablehnende Erklärung [Bf. 13. 2. 51 LA 8602a] beschloß die Synode Missouri, Ohio usw. in für uns beschämender Liebe zwei Boten des Friedens übers Meer zu senden, welche in den verschiedenen lutherischen Kirchen ihre Überzeugungen vom heiligen Amte vorlegen und auch uns die Wohlthat persönlicher Verhandlung gewähren sollten. In der That, ein heiliger und edler Sinn, der lutherischen Kirche wert, ein Beweis, daß der rechte Gott zu Zion ist. Wo man bei vorhandenen Differenzen nicht voneinander flieht, sondern zueinander eilt, sich gegen den Satan, der Zwist ansacht und den angefachten zu einem mächtigen trennenden Feuer machen will, dadurch wehrt, daß man die Bruderhände fester ineinander schlägt, — wo man sich nicht Ströme, Wälder und Prärien, nicht den Ocean hindern läßt in solchem Tun, da spricht Jesus Segen und Friede, er stiftet Frieden im Herzen, ehe noch das Verständnis und Erkenntnis einträchtig geworden ist, — und hiemit ist fast das Beste schon geschehen. Dem Liebesinn, der Friedenslust kommt der Geist entgegen, welcher in alle Wahrheit leitet. — Bei solchem Sinn braucht's keine Hast noch Eile, in Formel und Sätzen einig zu werden. Hand in Hand geht man in die Schule des heiligen Geistes, an deren Pforte für solche Schüler die Inschrift steht: „Je länger, je lieber; je länger, je einiger und treuer!“

Unter den Gebeten und Segnungen der zu Milwaukee versammelten Synode von Missouri, Ohio usw. zogen denn der vorige Präsident, Professor Walther vom Concordia-College zu St. Louis, und der gegenwärtige Präsident, Pastor Wynken von St. Louis übers Meer, während

Professor Dr. Sihler von Fort Wayne nach St. Louis ging, um während der Abwesenheit der genannten beiden deren Stelle im Kirchenregiment zu versehen. In zehn Tagen fuhren die Brüder Walthers und Wynnen von Nordamerika nach England, in zweien von Hull nach Hamburg, wo sie am 12. September ankamen. Sie begegneten bei ihrer Ankunft durch schöne Zügung Gottes einigen abgehenden Sendboten unsrer Liebe (dem Missionar A. Diehlmann, dem für Frantenhilf bestimmten Pastor Deindörfer usw.), die auch ein ziemliches Häuflein Franten den Kolonien in Michigan zuführten. Der Ost und West der lutherischen Kirche begrüßten sich so zu Harburg mit herzlichsten Freuden, und unsre ankommenden Brüder konnten so am Gestade Europas entgegengegangne Pfänder unserer Treue, Zeugen unsrer schwindenden Bedenken empfangen.

Den beiden Präsidenten vorausgeeilt waren herrliche Briefe, z. B. von unserm ehrwürdigen Freunde Sihler [Bf. 20. 7. 51 M 1554], welche, je mehr sie auf die Lehre vom Amte eingingen, uns desto mehr in den Stand setzten, zu sehen, daß unsre beiderseitigen Überzeugungen in echt-lutherischer Verwandtschaft stehen, daß Mißverständnisse obgewaltet hatten. Wir schrieben Friedenshoffnungen, treugemeinte Liebesversicherungen übers Meer, noch ehe wir unsre Brüder von Angeischt sahen.

Nun haben wir sie gesehen, gesprochen, das Gesprochene erwogen, und wir dürfen wohl sagen, daß uns unsre Friedenshoffnungen nicht betrogen haben. In den Gesprächen schien es zuweilen, als gingen wir von ganz andern Punkten aus, aber wenn wir eine Weile einander entgegengegangen waren, traf sich's, daß wir zusammenkamen und das im Frieden. Ganz andere Verhältnisse lehren oftmals ein und dieselbe gemeinsame Wahrheit von verschiedenen Seiten ansehen, aufzufassen, darstellen, und diese Darstellungen leiden denn zuweilen an einer gewissen Einseitigkeit. Wenn aber die Ansichten, Auffassungen, Darstellungen sich miteinander vergleichen, keine Leidenschaften, keine Eigenheit die Blicke trübt, so kommt man zur rechten, allseitigen, ökumenischen Fassung — und die Stimmen treten aus dem Gegensatz der Einseitigkeit heraus in den der Harmonie, der Einheit in der Mannfaltigkeit. Gewiß, so wird es bei uns in Sachen des Amtes auch gehen. Professor Walthers wird eine Exposition zu den 18 Thesen drucken lassen, welche auf der Synode von Milwaukee angenommen wurden; die Exposition wird geprüft, besprochen, gewürdigt werden. Weder wir noch unsre amerikanischen Brüder begehren abzuschließen, ehe die Sache spruchreif ist. Wir werden uns je länger, je mehr zur vollen Wahrheit finden, ihre für alle Verhältnisse passende Darstellung finden, und die Kirche wird sich dessen freuen. Haben wir doch einerlei Grundanschauungen von der Kirche; sind wir doch eins in der Anerkennung eines göttlichen Hirtenamtes; — und ist doch die Praxis unsrer amerikanischen Brüder nach allem, was wir früher schon erkannten und nun noch mehr zu erkennen vermögen, so durchaus von uns als recht und gut erkannt, daß wir mit Freuden unsre Zöglinge diesen und keinen andern Händen überliefern wollen und werden! Es wird sich alles Weitere finden, zumal ja die eben genannten Punkte nicht einmal die einzigen sind, in welchen wir zusammenstimmen. Wir begegneten uns oft in der Behauptung, daß wir im Grund einig seien.

Indem wir dieses Zeugnis der Einigkeit, des Friedens und der Liebe hienit öffentlich vor unsern Brüdern diesseits und jenseits geben, erlauben wir uns noch, einfach diejenigen Punkte zu nennen, in welchen für unsre amerikanischen Brüder nach unserer Meinung ein Fortschritt zu Vollkommenheit erstrebt werden dürfte:

- 1) Das Verhältnis der unsichtbaren Kirche zur sichtbaren, die Notwendigkeit der Lebensäußerung und Lebensgestaltung der unsichtbaren Kirche in der sichtbaren Welt;
- 2) der von Gott gewollte Zusammenhang der Einzelgemeinde mit der ganzen Kirche, die Darstellung der Lehre vom Leib und seinen Gliedern in der pilgernden Kirche;
- 3) die Scheidung zwischen Gesetz und apostolischer Ordnung, der letzteren volle Würdigung für die Leitung der sichtbaren Kirche;
- 4) die rechte Würdigung des Fortschritts und der Siege der lutherischen Kirche in pietistischen und andern verwandten Streitigkeiten des vorigen Jahrhunderts.

Wir glauben, daß es in der Macht und Erkenntnis unsrer Brüder liegt, auch in den genannten Punkten eine uns genügende Erklärung schon jetzt zu geben, namentlich was die ersten beiden Punkte betrifft, auf welche so viel ankommt. Aber es eilt uns nicht; im Gegenteil, wir wünschen, befriedigt von der wirklich vorhandenen Einigkeit, daß nicht zu schnell abgeschlossen werden möchte, daß wir im gegenseitigen Austausch unsrer Erkenntnis uns noch länger mögen führen lassen vom

Geist des Friedens und nicht eher den Schluß machen, bis wir zusammen sagen können: Nun ist zur Sache das rechte Wort gefunden, das wir der Nachwelt wie ein Symbolum überliefern, für welches die Kirche der kommenden Zeit uns zufallen kann, wie wir dem Maße der Erkenntnis zufallen, welche sich in unsern kirchlichen, überlieferten Symbolen ausdrückt.

Eines bebauern wir sehr, daß im Verhalten des reichbegabten und gelehrten Herrn Pastors Grabau zu Buffalo, in der Weise, wie er in seinem neuen Hirtenbriefe und hie und da in seiner von uns allerdings gewürdigten Zeitschrift („Kirchliches Informatorium“) die Synode von Missouri, Ohio u. aa. St. behandelt, — so gar wenig ein Bestreben zu finden ist, mit unsern Brüdern einig zu werden. Wahrlich, der Einigungspunkte zwischen beiden sind nicht wenige. Wer weiß, ob nicht die eigentlichen Lehrdifferenzen ohne die mindeste Aufhebung irgend wesentlicher Punkte auf dem Wege der Verständigung und Auffindung richtiger, allseitig genügender Ausdrücke sich heben ließen. Aber freilich, diese Anwendung des Banns, diese Abschüssigkeit der Praxis, diese gewaltige Schärfe und Härte des Urteils und Gerichts erschwert jede Annäherung gewaltig. Unsere Brüder von Missouri haben uns nicht mit einer Silbe gebeten, eine Erklärung dieser Art zu geben, aber wir halten es zur Herstellung eines völlig klaren Verhältnisses zu ihnen für durchaus nötig, daß wir, bei aller Hochachtung vor den Gaben und dem Wissen Herrn P. Grabaus, bei aller Bereitwilligkeit, ihn zu verstehen, ihm alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dennoch mehr auf Seiten unser Bräder von Missouri, Ohio u. aa. St. stehen und ihre Praxis, soweit wir Einsicht haben, für richtig halten, mag auch in Sachen der sogenannten „Kottenprediger“ im einzelnen hie und da gefehlt worden sein.

Es wird im nächsten Blatt eine eingehendere Anzeige des Grabauischen „Informatoriums“ erfolgen; doch wollen wir hier schon nicht verhehlen, daß wir Herrn P. Schaller in betr. des Notabene (NB.) No. 2 S. 11a freisprechen müssen, sowie daß wir bei den No. 2 S. 23b sub. fin. abgedruckten Stellen der amerikanischen Mitteilungen zunächst nicht an die mit Herrn P. Grabau ausgewanderten Preußen dachten, sondern an die preußische Kirche im deutschen Heimatlande, welche früher als jene Auswanderung datiert.

Nach diesem allem erlauben wir uns wegen unsers zukünftigen Handelns für die nordamerikanische Kirche folgende Beschlüsse kundzugeben, in denen wir schon vor der Kunde der Zukunft und Ankunft unser amerikanischen Brüder fest waren:

- 1) Wenn wir in andern Theilen von Amerika für die lutherische Kirche wirken können als bisher, so werden wir's tun.
- 2) Wir behalten uns die Freiheit unsers Verhaltens vor, aber es ist unser entschiedener Wille, mit unsern Brüdern und durch sie, soweit sie es selbst für gut finden, für andere Gegenden zu wirken.
- 3) Wir werden allezeit nach bestem Wissen und Gewissen das eigentliche Wert unser Brüder in ihrer Synode fördern.

Wir haben unsern Brüdern von Nordamerika diese Erklärung vor dem Druck nicht vorgelegt, hoffen aber, daß sie aus derselben unsern aufrichtigen, redlichen Willen erkennen werden.

Liebe Brüder, für Euch und mit Euch gehen wir gerne! Uns und Euch vereinige Jesus und sein Geist auf ewig! — Der Herr segne Euern Ausgang und Euern Eingang von nun an bis in ewige Zeiten! Amen.

Neuenbetselsau, den 24. Oktober 1851.

W. L.

Schon die „Ansprache an die Glaubensgenossen in Deutschland“, welche die amerikanischen Gäste am 28. 11. 51, vor ihrer Abreise, veröffentlichten (AM 1852 Nr. 1—3), ließ erkennen, daß die Einigung nicht engültig sein konnte. Löbe sah sich bald veranlaßt, seine Stellung „Zur Amtsfrage“ erneut darzulegen (AM 1853 Nr. 7. 8, f. V S. 1239 Fußnote 467). Spätere Differenzen über Dinge der Eschatologie (Chiliasmusfrage, 1857), nach schon vollzogener Trennung, konnten die Entfremdung nur vertiefen (f. VI, S. 693 ff. und 332 ff.). Löbe erkannte: „Wir waren zu lange in Saginaw-County geblieben, wir hatten vergessen, daß wir als Missionsgesellschaft Hilfe zu bieten, neue Bahnen zu brechen, aber nicht in die Gestaltung und Formung des neuen Lebens einzugreifen hatten“ (AM 1853 Nr. 12). Briefe Wynckens (8. 8. 53, f. D III S. 100 ff.) und Löbes (4. 8. 53, f. D III S. 102 ff., mit der Unterschrift „W. Löbe, crul“), die sich unterwegs kreuzten, be-

siegelten die Trennung. — Sie bedeutete aber nicht das Ende des Dienstes an Nordamerika. Georg Martin Großmann, Leiter des Schullehrerseminars in Saginaw, der sich der Missourisynode nicht angeschlossen hatte (das Seminar wurde in Dubuque, Iowa, wieder eröffnet), und Johannes Deindörfer, Pastor in Frankenbühl, gingen mit zwei Schülern und einigen Gemeindegliedern in den Staat Iowa und gründeten mit den dort angesiedelten deutschen Lutheranern eine Synode*), welche im Lauf der folgenden Jahre unter manchen Krisen sich im Sinne Löhes entfaltete. Löhe begrüßte die junge Synode mit folgendem Schreiben (AM 1854 Nr. 12):

An die neugegründete lutherische Synode im Staate Iowa

Neuendettelsau, den 18. Dez., Wunnsilbtag 1854

Geliebte Brüder!

Wir haben Eure Anzeige, daß Ihr Euch zu einer Synode Iowa vereinigt habt, dankbar empfangen und mit Freuden gelesen, und wünschen Euch für Euren kleinen Anfang einen großen und reichen Segen unsers Hohenpriesters Jesus. Diesen Segen bedürftet Ihr doppelt, nicht bloß weil Euer Anfang klein und schwer ist, sondern auch Eure Grundsätze von der Art sind, daß Ihr nicht hoffen könnt, einen mächtigen Zuwachs an Gemeindegliedern und damit an äußerem Glück zu gewinnen. Wir wollen Euch mit dieser Äußerung keineswegs Glück und Gedeihen absprechen, sondern Euch nur desto ernstlicher ermahnen, Euch und Eure Sache dem in die Arme zu werfen, von dem alleine aller Segen und alles Gedeihen kommt. Insonderheit aber wünschen wir, daß Ihr für Eure Grundsätze durch die Gnade des heiligen Geistes bei fortgehender Erfahrung die rechten Grenzen finden möget, an denen es Euch natürlich noch mangeln muß. Es geht Euch an Eurem Teile wie vielen Heiligen Gottes, die von Anfang her den Zentralpunkt ihrer Lebensaufgabe wohl begriffen, die Peripherie aber ihr Leben lang zu suchen hatten. So habet auch Ihr ganz richtig erkannt, daß Zucht und Katechumenat für das Bestehen rechtläubiger Gemeinden nötig sind. Maß und Weisheit in Festhaltung und Verfolgung Eures Grundsatzes möge Euch fortan immer mehr gegeben werden. Achtet deshalb auch auf die Einwendungen Eurer Widersacher, ohne Euch deshalb durch sie das Ziel verrücken zu lassen. Fertigt in der Hauptsache, nehmet Belehrung von jedermann zweckdienlichst an und auf.

Euer Anfang datiert sich auf die Grafschaft Saginaw in Michigan zurück. Da das Schullehrerseminar von Saginaw von dort nach Iowa wanderte, zoget ihr nach von Michigan und Deutschland. Ihr seid allzumal Kinder dieses Seminars, und wir betrachten das Seminar als Eure Mutterstadt. Wir betrachten aber auch das Seminar und Eure Synode als rechtmäßige Erben unsers Besitzes in Michigan. Zwar haben wir wohl gehört, daß hie und da einmal einer die Behauptung aufstellte, wir hätten über unsre Stiftungen in Michigan zu verfügen kein Recht, die Mittel zu ihnen seien von den deutschen Brüdern mit der Bestimmung für Michigan in unsere Hände gegeben worden. Allein wer das sagt, bildet sich eben ein, daß es also sei. Die Mittel zu den Michiganstiftungen sind ihrem weitaus größten Teile nach aus disponibeln, also ohne Bestimmung gegebenen Geldern geflossen, und zwar aus Geldern, die nicht einmal dem Ermessen der Gesellschaft, sondern dem persönlichen Ermessen des Unterzeichneten, der übrigens auch der einzige Vertreter der zu keinem gesellschaftlichen Dasein gekommenen Abteilung III unserer Gesellschaft war, überlassen wurden.

Es geschieht also ganz von Rechts wegen, wenn wir über unsre Stiftungen in Michigan bestimmen. Deshalb bestimmen wir auch hiemit über sie. Der fortschreitenden Kolonisation und dem Dienste der lutherischen Einwanderer waren sie von Anfang an gewidmet. Da sich nun im Saginawtale die Gemeinden lutherischer Einwanderer auch ohne unsere Hilfe wohl forbringen können, in Iowa hingegen die kirchlich lutherische Kolonisation eine beschwerliche Anfangszeit hat, so überweise ich hiemit unter ausdrücklicher Zustimmung der I. Abteilung unserer Gesellschaft (diese Zustimmung ist bereits am 26. Januar 1854 protokolларisch gegeben) allen unsern Besitz in Michigan, also Pilgerhaus und Stadtlots in Saginaw-City und das uns gehörige Land in Frankenbühl, Euch, der Synode Iowa, zum Besitz. Ihr werdet hiemit ermächtigt, mit den Freunden in Saginaw-County, namentlich mit Pastor Sievers in Frankenlust, als Eigentümer nach Eurem besten Wissen und Gewissen zu verhandeln.

*) Heute „American Lutheran Church“.

Was wir Euch hiemit überweisen, das habt Ihr jedoch nicht für laufende Bedürfnisse zu verwenden. Der Erlös aus dem Pilgerhause ist wie die 3728 fl., die wir Euch in diesem Jahre angewiesen haben, lauterlich zur Dotation Eures Seminars in Dubuque anzuwenden. Der Erlös von dem uns gehörigen Lande in Saginaw aber ist, so groß oder gering er sei, nach bestem Ermessen der Synode zur Dotation lutherischer Pfarreien zu verwenden. Möge der Segen des Allmächtigen diese unsere Unterstützung Eures Wirkens groß machen. Ihr wißt, daß alles, was wir geben, über die Hälfte seines Wertes verliert, bis es zu Euch kommt, da Ihr mit Dollars nicht mehr ausgerichtet als wir mit Gulden. Es bedarf daher wohl doppelten und dreifachen Segens Gottes, bis Ihr empfanget, was wir Euch vermeinen.

Ihr werdet es für gerecht erkennen, wenn wir Euch diese unsere Unterstützungen mit der ausdrücklichen Bedingung zugehen lassen, daß Ihr uns regelmäßige, vierteljährige Berichte über den Fortgang und die Erfolge Eurer Anstalten und Arbeiten zusendet.

Der Herr gewähre uns als unsere größte Freude, daß wir Euch und die Synoden von Buffalo und Missouri noch einmal, ehe wir sterben, in Fried und gegenseitiger Liebe stehen, gedeihen und wachsen sehen. Das Wort der Wahrheit mache Euch einmütig und einhellig, daß Ihr mit lautem Freudenfchall jenseits des Ozeans rufen möget wie wir diesseits: „Dein sind wir, Jesu, und mit dir halten wir's, du Sohn Isai. Friede, Friede sei mit dir! Friede sei mit deinen Helfern! Denn dein Gott hilft dir.“ (1. Chronica 13, 18.)

Der Friede des Herrn sei mit Euch und Eurem

Joh. Konr. Wilh. Löhe, Pfr.

Die Vorbereitungsanstalt für das Seminar in Fort Wayne, seit 1846 unter der Leitung von Friedrich Bauer in Nürnberg arbeitend, kehrte nach Neundettelsau zurück und wurde zur Missionsanstalt ausgebaut (AM 1855 Nr. 12). Dieser neue Abschnitt der amerikanischen Arbeit ist in Löhes Schriften nicht behandelt; man lernt ihn aus Aufträgen in AM kennen, deren Verfasser aber in den fünfziger Jahren nicht immer zuverlässig festzustellen sind. Das zweite Bändchen des „Evang. Geistlichen“ widmete Löhe 1857 „Den Jünglingen der beiden eng verbundenen Pflanzschulen, des evang.-luth. Predigerseminars Wartburg in St. Sebald am Quell, Iowa, und mit dem evang.-luth. Missionschule in Neundettelsau in Mittelfranken“ (f. III, 2 S. 147 ff.). — Im Tgb. 1855/54 (30. 5. 54) steht der Entwurf „Zur Vereinbarung mit Zeitschel und Schüler“, zwei Mitarbeitern in der Iowasyndode; es enthält keine bedeutsamen Einzelheiten. —

Über die Organisation und die Träger des Werkes schrieb Löhe in einem „enzyklopädischen Brief“ an maßgebliche Männer der Missionsynode 18. 3. 46 AM 6559: „Die Form ist die einer Privatsache. . . Geringere Sachen mache ich selbst ab und sende die Briefe mit Antworten den wenigen teilnehmenden Freunden. Wichtigere Sachen berate ich vor deren Abfertigung mit meinen Freunden von der Diözese, dann brieflich oder persönlich mit Wucherer und Brock, mit Freunden in und um Nürnberg, pädagogische Sachen mit Herrn v. Raumer.“ „Fast wird mir zuweilen die Last zu groß“, gestand er Wucherer (Brf. 24. 10. 45 AM 3706; vgl. 8. 3. 44 AM 3690); mehr noch als die gedruckten Berichte lassen die Briefe ahnen, wie sehr Löhe durch die Ereignisse und Entwicklungen in Amerika in Spannung gehalten wurde. Zu der Ausbildungsarbeit an den Nothelfern kam der ständig wachsende Briefverkehr mit den Ausgesandten*, das Planen und Organisieren im großen und kleinen, das Beschaffen und Bereitstellen der Geldmittel. Die finanzielle Sicherung der Kolonisation durch das „wandernde Kapital“ (f. Brf. 22. 10. 45 AM 3605a an Hattstädt; 29. 10. 45 AM 6587a an Petri u. a.) erforderte eine nüchtern kaufmännische Tätigkeit, für die es ihm nicht an Begabung mangelte, die aber eine gewisse Entsagung bedeutete. Um sich mit den Verhältnissen der neuen Welt vertraut zu machen, mußte er amerikanische Zeitschriften, Kalender, kirchliche Ministerialordnungen, Synodalprotokolle „durchstöbern“ (Brf. 28. 10. 43 AM 7304a an Ernst). Für

*) Am 22. 6. 48 schrieb er zehn Briefe an Nothelfer, in der ersten Aprilhälfte 1848 „44 amerikanische Briefe“ (f. Brf. an Raumer 15. 4. 48 AM 84).

die *AM* hat er in ihren Anfängen fast allein geschrieben (ebda.) und weiterhin nachweislich für fast jede Nummer Material geliefert. — Unter den „wenigen teilnehmenden Freunden“ steht der Pfarrer in Baldingen und Spitalprediger zu Nördlingen Joh. Friedr. Wucherer voran, der Herausgeber des Sonntagsblattes und Mitherausgeber der *AM*. Von ihm konnte Löhe sagen: „Wucherer ist so gleichgertig mit mir, daß es selten auch nur ein verschiedenes Urteil oder Wort gibt“ (Brsf. an Raumer 1. 6. 47 *LA* 74). Wucherers Gabe der volkstümlichen Sprache ließ ihn manche schwierige Publication Löhes „übersetzen“ und den Lesern verständlicher machen (Brsf. 16. 3. 42 *LA* 3654; 17. 2. 47 *LA* 3717). Neben Wucherer ist der Nürnberger Katechet Friedrich Bauer zu nennen, der von 1846 ab die Vorbereitungsanstalt in Nürnberg und seit 1855 das Missionsseminar in Neudettelsau leitete.^{*)} Prof. Karl von Raumer war auch in dieser Sache der kundige Berater. Die Diözese Windsbach hat frühzeitig die Amerikasache zu der ihren gemacht (Brsf. 13. 3. 43 *LA* 3672; 6. 9. 45 *LA* 55 an Raumer). Pfarrer Brod in Auerheim teilte sich einige Zeit mit Löhe in die Vorbereitung der Nothelfer, bereitete aber eine schmerzliche Enttäuschung, als er Löhe öffentlich vorwarf, er tue alles nur „im Dienst einer Propaganda des Separatismus“, und sich von ihm los sagte (Brsf. 17. 11. 49 *LA* 1546 an Hommel). Alle Gegnerschaft, die Löhe sich in den landeskirchlichen Auseinandersetzungen zuzog, wirkte sich auch auf die Amerikaarbeit aus. — Der Freundeskreis (die Namen bei K. Ganzert, Vom Heiligtum her. S. 9) bildete den Kern der „Gesellschaft für innere Mission im Sinne der luth. Kirche“, die sich 1849 formell konstituierte, und hat ihn in schweren Jahren innerlich getragen. — An „Volontären der Kirche“ (Brsf. an Petri 27. 2. 44 *LA* 6370a) für den Dienst in Nordamerika fehlte es nicht. Daß sie fast ausschließlich aus einer begrenzten sozialen Schicht kamen, veranlaßte Löhe zu einer „Frage an die Söhne und Töchter der gebildeten Stände“, die er Ende 1852 niederschrieb (Brsf. 11. 12. 52 *LA* 3759) und in *AM* 1853 Nr. 2 veröffentlichte. Sie lautete:

„Wir waren neulich in Gunzenhausen zusammen. Da waren wir wie in einem Mittelpunkt, von dem aus es sich geistig gut ausgehen ließ, um die alten Missionsposten unrer Heimat zu durchwandern. Mit einem Blicke konnten wir auf den Weg hinaussehen, wo man nach Eichstädt und Heidenheim am Hahnenstamm geht; in einer andern Richtung konnte man zum nahen Herrrieden oder nach Ansbach sich denken; wieder in einer andern nach Nürnberg. Wie leicht war es auch, das Auge noch weiter, nach dem eigentlichen Bayern, nach Unterfranken, nach Würzburg, nach Bischofsheim, nach Ritzingen zu lenken. Allenthalben traf man auf alte Missionsposten der Heimat. In Eichstädt wirkte Willibald, in Heidenheim und Umgegend Wunibald und seine edle Schwester Walburgis, in Herrrieden Deotar, in Ansbach Gumbert, in Bischofsheim Lioba, in Ritzingen Thessa. Wer waren diese Menschen? Nicht bloß Männer, sondern Männer und Frauen. Männer und Frauen wirkten unter unsern Vätern, Männer und Frauen errangen den Sieg über ihre starken, wilden Seelen. — Wer waren diese Männer und Frauen? Königsfinder und Kinder aus den ersten Familien ihrer Heimat, Leute, die in Purpur, in Freud und Herrlichkeit, in Ehre und Ansehen geboren, hochragend an Gaben, keine Ruhe hatten, bis sie im Busch, in der Wildnis, an Orten wohnten und wirkten, wo die Gegenwart nichts, alles die Zukunft bot.

Nun meine Frage an die Söhne und Töchter der gebildeten Stände:

Warum missionieren denn bei uns bloß Männer, warum keine Frauen? Gibt es doch auch in Nordamerika und unter den Heiden manchen Wirkungskreis, den Frauen besser als Männer ausfüllen. Die Römischen verstehen es. Ihren feinen belgischen Nonnen ist der Ozean nicht zu krait, sie fahren um die Südspitze von Amerika herum und wieder hinauf bis nach Kalifornien und Oregon, um mit sanfter Hand die Jugend zu ihrer Kirche zu führen. Diese Frauen k ö n n e n Vater und Mutter entbehren und Heimat und Erdenhoffnung und Gemach: warum denn ihr nicht, ihr Töchter der lutherischen Kirche, ihr Kinder der reinen Lehre und Liebe? Antwortet mir.

Und warum sind denn bei uns nur Kinder geringer Stände im Missionswerk? Es ist die größte Ehre für die Bauern und Schuster und Schneider, für die Schullehrer und Pfarrer, daß sie Kinder für die heilige Mission aufopfern können. Aber warum gibt's denn bei uns keine Rö-

*) S. III, 1 S. 679 Z. 54 ff.

nigsöhne, keine Fürstentöchter, keine Grafen und Freiherrn und Edlen, keine Kriegerleute und Mächtige, die klein werden und alles drangeben und reich, überreich, freudig und fröhlich sein können, wenn sie, selbst arm geworden, andere reich machen können zum ewigen Leben? — Antwortet mir, mit einer Antwort aber, die keine Ausrede, keine Lüge, sondern Wahrheit ist.“ [Aus einem Brf. Löhes vom 11. 4. 53 (LA 7837) geht hervor, daß ein Fräulein v. Maltzan in Berlin, von dieser Frage bewegt, sich Löhe für den von ihm gepriesenen Dienst zur Verfügung stellen wollte.]

Von seiten der bayerischen Landeskirche und ihrer Leitung fand das Werk in Nordamerika keine offizielle Förderung. Wypenken und Walthers hätten bei ihrem Besuch in München eine Kollekte erwirken können, doch stand dem entgegen, daß sie in den internen landeskirchlichen Gegensätzen sich grundsätzlich auf Löhes Seite stellten; man möchte meinen, daß dadurch das Gefühl der Verbundenheit mit der Heimatkirche nicht gestärkt worden ist.

Doch hätte Löhe sein Werk gern in ein größeres eingegliedert, das zeigen folgende Stellen aus einem Brief an Raumer (21. 2. 43 LA 37):

„1. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ein Zentralverein für Nordamerika entstehe [über den Harlek-München, Husche-Schlesien und Petri-Hannover gesprochen zu haben scheinen] . . . 3. Ich bin nicht im mindesten der Meinung, daß alle Tätigkeit für Nordamerika von der Bemühung, das mir zugewiesene Pensum ins Werk zu setzen, verschlungen werde . . . 4. Ich möchte, was ich tue, nicht mit andern treiben, wenn ich bloß eine Teilnahme aus Nachgiebigkeit finden könnte. Nur wenn und soweit das, was sich geschichtlich unter meinen Händen ergeben hat, für wahrhaftig nützlich und des Eifers wert erkannt wird, wünsche ich Unterstützung, dann aber von Gottes und Rechts wegen. Und unter diesen Bedingungen wünsche und bitte ich, daß mein kleines Tun, wenn ein Zentralverein entsteht usw., mit eingenommen und zu einem Teil des Ganzen gemacht werde.“ (Vgl. Brf. 1. 9. 43 LA 3682, aber auch 29. 7. 43 LA 3680, wo es heißt: „Mir liegt, wenn sich die Herzen so schön und lieblich vereinen wie bisher, an der Form eines Vereins auch nichts.“)

Noch Ende 1844 hoffte Löhe, „ein Liebeswerk mit Macht durch fast alle deutschen Gauen sich verbreiten zu sehen“ (Brf. an Liesching 9. 12. 44 LA 612; vgl. an Bauer 6. 11. 44 LA 927); das war, als der „Zuruf“ ausgesandt werden sollte und „in manchen Gauen Deutschlands schöne Einigkeit“ sich anzubahnen schien (ebda.). Aber am 18. 3. 46 schrieb Löhe in dem schon genannten „enzylischen Brief“: „Sie irren sich sämtlich, wenn Sie glauben, daß eine allgemeine und große Teilnahme für Amerika vorhanden sei; die, welche teilnehmen, sind eifrig, aber es sind in ganz Deutschland nur wenige.“ Außer in seiner fränkischen Heimat fand Löhe Freunde in den Kirchengebieten, in denen sich lutherisch-kirchliches Bewußtsein erhalten oder in der Abwehr von Unionsbestrebungen neu belebt hatte. In Hannover förderte Ludwig Adolf Petri das Werk und hielt enge briefliche Verbindung mit Löhe. In Mecklenburg hatte Alieboth selbst auf königliche Anweisung den ersten Kolonistenpastor, Trämer, ordiniert, und der Landrat Karl Sehr. v. Maltzan war mit seiner Familie Löhe freundschaftlich verbunden; für die Generalversammlung des amerikanischen Vereins in Mecklenburg wurde der „Rechenschaftsbericht“ geschrieben (S. 126 ff.). Das Verhältnis Löhes zu Sachsen war nicht immer ungetrübt, doch hatte Pastor Dr. Söhler, der Leiter des Seminars in Fort Wayne, der aus der Dresdener Missionsanstalt hervorgegangen war, Löhes Vertrauen in besonderem Maße. — Aufs Ganze gesehen besteht Löhes Urteil wohl zu Recht: „Aus der Kirche hervorgegangen ist der nordamerikanische Gedanke, nur der Kirche dient er, nur von Kindern der Kirche ist er getragen und ins Werk gesetzt — er ist kirchlich im besten Sinn des Wortes, und doch ist er in der Form seines Auftretens nur ein Privatgedanke“ (AM 1844 Nr. 7).

Beim Jubiläum der 25jährigen Missionstätigkeit in Nordamerika 1866 hat Löhe nach dem Bericht von F. B. (Friedrich) Bauer, f. Corbl. 1866 Nr. 11) das Fazit aus der Arbeit gezogen: „Was aber das Allerherrlichste ist: kein großer Gedanke regiert mehr, keine große Idee ist mehr vorhanden, keine großen Pläne hegen wir — aber immer noch gehen die Voten mit dem Evangelium eines ewigen Friedens in die Wälder Amerikas, immer noch werden die Zerstreuten gesammelt, Gemeinden gegründet, Kinder gekauft und unterrichtet, Sterbende getröstet — der Segen des

Worts und der Sakramente ist geblieben. Viele sind von unsren weit über die Zahl hundert hinausgehenden Sendlingen auf die Wege des Friedens geführt worden, viele sind eingeführt worden in das Glück eines kirchlichen Daseins, nicht bloß für Jesum, sondern auch für ein kirchliches Gemeinwesen auf Erden gewonnen werden. Die stille Tätigkeit von Anfang ist noch da, sie ist das einzige, was noch geblieben ist, und wird fortgesetzt werden und gesegnet bleiben, und um ihretwillen mit den reichsten Früchten gekrönt haben wir heute Recht und Pflicht zu jubilieren. Nichts ist gegangen, wie wir wollten, aber alles ist so gegangen, daß Heil und Segen mitgefolgt ist bis auf diese Stunde und daß der Herr vom Werke unsrer Hände seine Hand nicht abgezogen hat. Stolz sind wir nicht gemacht worden. Gott hat die ganze Gesellschaft in die Dunkelheit gesetzt und in den Widerspruch; auch die Dornenkrone unter den Rosen hat nicht gefehlt. Aber für beides, das Mißlingen wie für das Gelingen, haben wir den Herrn zu verehren und ihm Preis und Dank zu sagen.“

Zum Thema vgl.: Siegfried Hebart, Wilhelm Löbes Lehre von der Kirche, ihrem Amt und Regiment. Freimund-Verlag Neuendettelsau 1939. — Johannes S. S. Zanzelmann, Meilensteine auf dem Wege der lutherischen Kirche in Amerika. Im gleichen Verlag. 1952. — Bodo Heyne, Über die Anfänge kirchlicher Fürsorge für die ausgewanderten evang. Deutschen in Nordamerika. In: Auslandsdeutschtum und evang. Kirche. Jahrbuch 1933 S. 54 ff. Verlag Kaiser, München. — Martin Schmidt, Wort Gottes und Fremdlingschaft. Die Kirche vor dem Auswanderungsproblem des 19. Jahrhunderts. 1953. Martin Luther-Verlag, Erlangen und Rostenburg o. Tbr., bes. S. 57—92 und S. 124—131. — Zur Differenz mit Missouri: F. W. Rantgenbach, Wilhelm Löbe als organischer Denker. ZbAW 31/I 1902 S. 80 ff., bes. S. 92 ff.

B. Einzelheiten

1.

Tagebuch des Missionsvereins

1827

Allgemeines

Das Tagebuch ist ein kartoniertes Heft im Format 16,5 mal 20 cm mit 14 Seiten und 2 beigelegten Blättern größeren Formats. Das Schild auf der Vorderseite, in Wappenform geschnitten, hat die Aufschrift „Tagebuch des Missionsvereins. J. A. W. Löbe, Stud. theol. 17. Nov. 1827. Fürth“. Das unserm Text vorangestellte Motto steht auf der dritten Heftseite allein. — Nur die Umschrift lag vor; daß das Tagebuch gedruckt wurde, ist nicht anzunehmen.

2.

Die lutherischen Auswanderer in Nordamerika

1841

a. Allgemeines

Der Artikel, im Sonntagsblatt 1841 Nr. 2 erschienen (10. Januar 1841), war durch den Aufruf des Stader Vereins veranlaßt, den Löbe durch Raumer kennen gelernt hatte (s. S. 120 f. 7 ff.). Am 12. 12. 40 (LA 3645) sandte Löbe das Manuskript mit anderem Material für das Sonntagsblatt an Wucherer und schrieb dazu:

„Das dritte Stück von den luther. Gemeinden in Nordamerika laß Dir empfohlen sein. Willst Du den ganzen Aufsatz von mir abdrucken lassen, so bemerke unten in der Anmerkung, daß von den Stephanisten keine Rede sei. Ich werde meine Missionsbeiträge heuer, wenn es die Geber erlauben, zum Teil zu diesem Zweck anwenden. Raumer, Lehms und ich werden uns, wenn die Gaben ein wenig eingegangen, an Lichtmeß zu Nürnberg beraten, wie man am besten Hilfe reicht. . . Willst Du nicht mit uns gemeinschaftlich handeln?“ —

Umschriftliches lag nicht vor; unser Text ist der des Sonntagsblattes, wo er nach Löbes Art mit —ö— gezeichnet ist.

b. Einzelheiten

- 16 A Stephanisten / Anhänger des Pastors Martin Stephan (1777—1841?). Nach Konversion strenger Lutheraner, wanderte St. 1839 mit 700 Getreuen nach Nordamerika aus und richtete in St. Louis ein streng hierarchisches Kirchenregiment auf, bis er wegen sittlicher Verfehlungen von seiner Gemeinde abgesetzt und verjagt wurde.
- 18 26 Aufruf eines andern / gemeint ist der Aufruf Wynekens, der von Stade aus verbreitet wurde.
- 19 4 Bremen / dort war 1839 ein „evang. Verein für deutsche Protestanten in Nordamerika“ gegründet worden, der als erster daran dachte, junge Leute aus dem Handwerkerstand selbständig für Nordamerika auszubilden, die drüben, wenn es not täte, ihr Handwerk weitertreiben sollten. (Heyne a. a. O. S. 60.) (In Bremen bestand seit 1834 ein Jünglingsverein aus dem Handwerkerstand.)

3.

Die Mission und die Kirche

1841

Allgemeines

Der kurze Aufsatz, über seine Veranlassung als Buchanzeige hinaus bedeutsam für die Kenntnis der Auffassung Löbes von der Mission als Sache der Kirche, nicht einzelner Missionsunternehmen, erschien im Sonntagsblatt 1831 Nr. 51 vom 1. August. Er ist dort mit Löbes Siegel —ö— gezeichnet. Urschriftliches lag nicht vor; der Text ist der des Sonntagsblattes.

4.

Die Mission unter den Heiden

1843

a. Allgemeines

Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, wann Löbe das Büchlein geschrieben hat. In einem Brief an den Schullehrling Georg Güttler in Karlsbald, den späteren Kantor am Diakonissenhaus, ist am 5. 1. 42 (LA 686s) bemerkt: „Ich arbeite gegenwärtig etwas über Mission aus, was Du mit dem nächsten Traktat wohl erhalten wirst. Vielleicht macht es Dir etwas heller, warum wir so gar nicht mehr zur Baseler Sache stimmen können.“ Es ist möglich, daß er da die „Zwei Gespräche“ gemeint hat. Dann wäre immerhin ein Jahr darüber vergangen, ehe er am 10. 1. 43 (LA 366s) Wucherer von dem Buch Mitteilung machte; doch würde es zu einer späteren Bemerkung stimmen, nach welcher er es „mit verschiedenen Freunden durchgelesen und zum dritten Male umgeschrieben habe“. Zugleich sandte er Wucherer das erste der beiden Gespräche mit der Bitte, „es durchzulesen und etwaige unpopuläre Ausdrücke (man kann freilich über dem Volke unbekannte Dinge nicht so völlig populär und zugleich gründlich reden) zu korrigieren, überhaupt zu urteilen, ob so etwas . . . Absatz finden werde“; wenn ja, möge er es dem Verleger Bed geben (Bf. 24. 1. 43 LA 366g). Gedruckt wurden die Gespräche also erst, nachdem mit königlicher Genehmigung am 17. 1. 43 nicht ein evang.-lutherischer, wie Löbe und seine Freunde beantragt hatten, sondern ein „Protestantischer Zentralmissionsverein“ gegründet worden war (vgl. Bf. an Ernst 1. 5. 43 LA 581). Am 28. 2. 43 (LA 3671) wurde auch das zweite Gespräch, ebenfalls zum dritten Male umgeschrieben, an Wucherer geschickt. Das Büchlein erregte Widerspruch. „Meine Missionsgespräche stehen ins Wespennest. Ich sehe von Dettelsau still zu. Meine Seele strebt himmelwärts“ (Bf. an Wucherer 27. 4. 43 LA 3674; ähnlich an Kaumer 25. 5. 43 LA 38

und Löbes Schwester Doris 6. 4. 43 LA 3147). Andererseits wünschte Wynken, als er die Gespräche gelesen hatte, es möchte sich an sie „ein ernstes Gespräch über die Kirche anschließen“ (Brsf. an Raumer 25. 5. 43 LA 38). — Die Gesprächsform erlaubte Löbe einen lebendigeren Meinungsaustausch als eine Abhandlung; warum er die Namen Konrad und Johannes wählte, läßt sich nicht erkennen. Liegt eine persönliche Beziehung zugrunde, nahm er einfach zwei seiner eigenen Vornamen, dachte er an die sprachliche Bedeutung der beiden Namen? Man kann nur vermuten. — Weitere Auflagen sind nicht bekannt. Urschriftliches ist nicht vorhanden.

b. Einzelheiten

- 29 19 Otahaiter / die Bewohner der Insel Tahiti. Die Insel wurde wegen der Sittenlosigkeit besonders der weiblichen Bevölkerung von französischen Forschern „Nouvelle-Cythere“ genannt.
- 34 31 „Die evang. Missionsgesellschaft — 1842“ / Verfasser Missionsinspektor Wilhelm Hoffmann-Basel: s. Simon a. a. O. S. 74.
- 45 20 (1. Chron. 29. 30) / so nach alter Zählung; jetzt 28. 29.
- 53 13 unumwundesten / so!

5.

Predigt am 2. Pfingsttag

1843

Allgemeines

Die Predigt wurde am Pfingstmontag, den 5. Juni 1843, in Neuendettelsau gehalten. Mitten im Missionswerk stehend, mochte Löbe den Wunsch haben, sie einem weiteren Kreis zugänglich zu machen, wobei er gewiß nicht ohne Grund den Verlag der Christentumsgesellschaft, Raw in Nürnberg, wählte. Urschriftlich ist sie nicht vorhanden. — Im gleichen Jahr wurde Löbe zu Missionspredigten nach Dresden und Memmingen eingeladen, lehnte aber ab (Brsf. an Raumer 9. 8. 43 LA 40). Auch um die Predigt am Missionsfest in Nürnberg 1846 war er gebeten worden (Brsf. 22. 5. 46 LA 60 an Raumer). H. Krefel (Löbe als Prediger S. 67 f.) erwähnt neben der Predigt am Missionsfest 1847 (f. S. 112) noch eine Missionspredigt am 2. 10. 50 in Greiz; zu der ebendort (S. 373) genannten „Missionspredigt innerhalb der Gemeinde“ f. jedoch V S. 1038.

6.

Zuruf aus der Heimat

1845

a. Allgemeines

Am 5. 11. 44 (LA 6582a), gleichzeitig mit dem Plan einer Missionskolonie, teilte Löbe Petri in Hannover ein weiteres Vorhaben mit:

„Ich denke ernstlich daran, einen Aufruf an die Deutschen jenseits zu schreiben und ihn recht vielen Freunden zur Unterschrift vorzulegen. Ehe das letztere geschieht, lasse ich ihn bei besonders beteiligten Freunden kursieren. Paden wir's an mit Macht!“

Als vier Wochen später dieses Vorhaben den Beifall einer Versammlung von 50—60 Freunden in Nürnberg fand (Brsf. an Liesching 9. 12. 44 LA 612), versandte Löbe Abschriften seines Aufrufs „durch fast alle deutschen Gauen“. Schon die ersten Stimmen ließen erkennen: „Mein Aufruf für Nordamerika regt in meinem Vaterland das Für und Wider sehr auf“ (an Liesching 8. 1. 45 LA 614); deshalb verzichtete er auf seine Absicht, den „Zuruf“ mit seinen „Drei Büchern von der Kirche“ zu verbinden; kein Unterzeichner des Aufrufs sollte sich für genötigt halten, auch jener

umstrittenen Schrift zuzustimmen (Bf. 24. 1. 45 LA 616; vgl. V S. 964). Aber auch gegen die erste Fassung des „Zurufs“, die uns nicht zur Verfügung stand, gab es so viel Einspruch, wobei „kein Teil des Aufrufs ohne Bemerkungen geblieben ist“ (Bf. 27. 2. 45 LA 6584a an Petri), daß Löbe sich entschloß, „einen Umguß der Sache zu versuchen und hernach, wenn's nicht recht wäre, noch einmal und noch einmal umzugießen, zu beweisen, daß ich höher achte, worin ich mit Euch einig bin, als worin ich's etwa nicht bin (oder sind wir einig und ich kann's, wie von jeher, nur nicht sagen, wie's gefällt“) (Bf. an Raumer 1. 2. 45 LA 49). Ein Zirkularbrief an Krausfeld, Burger und Lehms vom 13. 3. 45 (LA 4041) macht schier ergreifend spürbar, wie Löbe um die ihm so wichtige Einigkeit gerungen hat. (S. dazu auch V S. 967, erster Absatz!)

So entstand auch der „Zuruf“, wenngleich in einem ganz andern Sinn als etwa die Agende und der Katechismus für apostolisches Leben, in Gemeinschaftsarbeit, nicht unbedingt zu seinem Vorteil wenigstens in der Form, die nicht so homogen ist wie in seinen anderen Schriften; neben packenden Abschnitten wirken manche anderen gezwungen, abgenötigt — die Folge seines guten Willens, „möglichst auf jede Bemerkung Rücksicht“ zu nehmen (Bf. 27. 2. 45 LA 6584a)*. Es ging Löbe eben darum, „ein gemeinsames Auftreten zu erzielen“; deshalb widerlegte er sich auch Petris Vorschlag, es solle jeder Gau seinen eigenen Aufruf ausgeben lassen. „Es ist alles um Einheit und Einigkeit zu tun, wenn jenseits die Elemente vereint werden sollen“ (an Petri 27. 2. 45 LA 6584a).

Am 12. 3. 45 (LA 619) hatte Löbe „die 2. Rezension unter der Feder“, am 21. 4. 45 (LA 51) sandte er das Manuskript an Raumer mit der Bitte, es mit Harßig zu lesen, zu verbessern, baldigst zurückzugeben. Als endlich Einverständnis erreicht war (Bf. an Bauer 28. 4. 45 LA 929; an Wucherer 3. 5. 45 LA 5702), konnte der Verleger Liesching das Manuskript in die Setzerei geben; für die Probeexemplare ließ Löbe ein Beiblatt mit der Bitte um „Namensunterschriften gleichgesinnter Freunde“ drucken (Bf. 22. 5. 45 LA 622 und 1. 6. 45 LA 626). — Schon am 21. 5. 45 (LA 586) gleubte Löbe dem Nothelfer Ernst den „unter Zuziehung vieler Brüder von mir [Löbe] ausgearbeiteten Zuruf“ mit den Unterschriften ankündigen zu können. Aber noch im August liefen Unterschriften ein (Bf. 4. 8. 45 LA 587); erst am 24. 9. 45 konnte ihre Sammlung in Druck geben (LA 640). „Die Unterschriften sind gewiß interessant“, hatte er Liesching geschrieben**). Aber auch hier gab es Schwierigkeiten. Manchen Unterzeichnern war es nicht lieb, daß ihre Namen unter dem „Zuruf“ beim Verkauf durch den Buchhandel auch in Deutschland gelesen werden konnten (z. B. Thomasius, Höfling, Naegelsbach in Erlangen, Bf. an Petri 27. 1. 46 LA 6583a); sie wünschten wohl nicht, als Parteigänger Löbes angesehen zu werden. Obwohl er die Bedenken nicht verstehen konnte, rechtfertigte sich Löbe in einem Brief an Raumer (28. 1. 46 LA 58) und bot an, sich in öffentlichen Blättern dafür zu entschuldigen. — Ende Januar 1846 — das genaue Datum war nicht zu ermitteln — ging dann der „Zuruf“ endlich nach Nordamerika ab. — Urschriftliches ist nicht vorhanden. Zu weiteren Auflagen ist es nicht gekommen.

b. Einzelheiten

- 58 15 **Zuruf** / im Sinne von Aufforderung, Ermahnung; aber auch Zuspruch. Nach Grimm.
- 72 12 **Lesetafel** — **Gesangbüchlein** / 17. 2. 45 (LA 617) bestellte Löbe bei Liesching 500 kleine Raumersche Gesangbüchlein und 1000 Lesetafeln in deutscher und lateinischer Schrift (und gewöhnlicher Handschrift).

*) Dazu aus einem Bf. an Raumer (1. 6. 47 LA 74): „Mein Stil zwingt mich beim Schreiben, und Hommel hat ganz recht gesehen, daß oft gerade die Stellen, an denen ich schöne Worte brauche, reine Geburten der Verlegenheit sind.“

**) „Hinter Bamberg hat auch ein Graf unterschrieben und zwar gern, der vielleicht nicht recht weiß, was er will“ (Bf. 9. 7. 45 LA 633).

- A Joh. 4, 6 / wahrscheinlich ist Josua 4, 6 zu lesen.
- 81 29 von jeglichem Winde — Tauscherei / Eph. 4, 14. Tauscherei statt Täuscherei gebräuchlich. Nach Grimm.
- 82 26 männlich / ist männiglich = jeder gemeint?
- 33 18 das verkehrte Wesen der Lizenzen / Wichern in seiner „Pastorallehre für Kolonistenprediger“: „Der förmliche Anschluß an die Synode wird veranlaßt durch die Lizenz zu predigen, durch die Ordination“ (Heyne, a. a. O. S. 59), wodurch Lizenz und Ordination gleichgesetzt werden — für Löhne unerträglich.
- 22 Fabrikbank / verächtlicher Ausdruck: die Bußbank fabriziert Erweckungen. Nach Grimm.
- 45 Gefangbuchnöten / so! Fränkische Mundartform.
- 91 32 r. Köbler / von Koben (Kober) = Hütte; ein Häusler ohne eigenes Gut. Nach Grimm.
- 93 29 l. Auditor / Mitglied eines Gerichts. Nach Grimm.
- 94 26 r. Siebenmeyer / Mitglied einer mit 7 Personen besetzten Körperschaft (z. B. Geschworene), wobei Meyer (von maior) in der Regel den Vorsitzenden meint. Nach Grimm.
- 98 27 l. Züchner / Hersteller von Züchen = Leinwand. Nach Grimm.

7.

Die Heidenmission in Nordamerika

1846

a. Allgemeines

Im März 1846 hatte Herr v. Tucher Löhe gebeten, die Predigt am Nürnberger Missionsfest zu halten, und Löhe schrieb an Raumer „Ob ich wohl von dergleichen Dingen lieber fernbliebe, will ich's doch nicht absagen“ (Brf. 22. 3. 46 LA 60). Löhes Differenzen mit dem Zentralmissionsverein wurden erst durch dessen Satzungsänderung bzw. den Entwurf für eine solche im Juli 1851 akut (vgl. V S. 500 ff. und 1010 ff.). Nicht zuletzt wohl um des Amerikawerks willen hielt Löhe trotz seiner Bedenken die Verbindung zum Zentralmissionsverein aufrecht und nahm auch an einer Ausschußsitzung in Nürnberg Juni 1846 teil. „Sie wollen die Indianermission übernehmen und sich genauer besprechen. 500 fl. haben sie fürs Seminar [Fort Wayne] gezahlt“ (Brf. an Wucherer 15. 6. 46 LA 3711). Am 22. 6. 46 (LA 8610a) schrieb er an Crämer in Frankenmuth, dieser könne wegen des Werkes „unter den Heiden in Michigan“ ganz beruhigt sein; „ich habe“, fährt er fort, „deshalb, ganz gegen meine Gewohnheit und Neigung, unternommen, auf dem Missionsfest am 1. [richtig: 2.] Juli einen Vortrag über die Sache zu halten.“ — Der Vortrag wurde bei Raw in Nürnberg verlegt. Unser Text ist derjenige der gedruckten Ausgabe; die Urschrift lag nicht vor.

b. Einzelheiten

- 107 23 Die Apostel — kam ihnen zugute. / Brf. 4. 8. 45 (LA 587) an Ernst über die Pläne einer Missionierung von Niederlassungen aus: „Ich finde sie so möglich, als man in Fulda zu Bonifazius' Zeiten Kloster, Schule, Kirche und Gemeinde gründete.“
- 168 21 Frankenmuth / bald mit th, bald mit t geschrieben. Wir folgen der jeweiligen Schreibweise.
- 24 Pfarrer August Crämer / s. Matthias Simon, Crämer, Friedrich August, Indianermissionar und Hochschullehrer. Veröffentlichungen der Gesellschaft

für Fränk. Geschichte. 7. Reihe: Lebensläufe aus Franken: 6. Bd. 1960. — Brf. an Petri 23. 1. 45 (LA 6583a): „Crämer hat manche Gaben nicht, aber ich glaube, er hat, was zur Anbahnung eines solchen Unternehmens gehört.“

- 25 Sprachengaben / KM 1849 Nr. 4 S. 31.
 109 11 junger Mann / Kandidat Schaefer aus Hannover? S. Brf. 29. 8. 47 (LA 76).
 14 Acres / Löhre gebraucht die englische Bezeichnung Acres (so!) und die deutsche Acker abwechselnd in gleicher Bedeutung; wir folgen seiner Schreibweise. 1 acre = ungefähr 1 Morgen = 40,5 ar.
 30 Welch ein mißliebiges — leiten soll. / Brf. 11. 6. 45 LA 45.
 45 daß man nicht soll — kontrollieren kann. / wie S. 109 Z. 30.
 110 6 Newyork / Löhre schreibt abwechselnd Neuyork und New-York. Wir folgen seiner Schreibweise.

8.

Predigt das Evangelium aller Creatur

1847

Allgemeines

Die Predigt wurde am 17. Juni 1847 beim Missionsfest in Nürnberg-St. Lorenz gehalten; Löhre teilte Crämer das Datum mit (Brf. 3. 4. 47 LA 7774a). Am 4. 6. 47 (LA 297) mußte er seiner Mutter bekennen: „An das Missionsfest und die Predigt in Nürnberg habe ich noch nicht denken können; ich muß aber nächste Woche jedenfalls dran.“ — Das Heftchen (ohne Verlagsangabe) enthält außer der Predigt (I.) noch „II. Gesang beim Beginn der General-Versammlung im KatharinenSaal“ (Wachet auf! ruft uns die Stimme; wie EAG Nr. 121, 1. 2.) und „III. Gebet beim Beginn der General-Versammlung gesprochen von Pfarrer Vorbrugg“. — Wiedergegeben ist der gedruckte Text; ungeschrieben ist er nicht vorhanden.

9.

Rechenschaftsbericht

1847

a. Allgemeines

Der Bericht ist aus einem aktuellen Anlaß geschrieben worden; er sollte der Generalversammlung des amerikanischen Vereins in Mecklenburg als Material dienen (Brf. an Wucherer 23. 5. 47 LA 3720). Löhre gedachte ihn auch in der ZPK veröffentlicht zu lassen. Weil Eile angezeigt schien, setzte er Wucherers Namen zunächst ohne dessen vorherige Zustimmung zu dem seinen unter den Text. Aber die Versammlung wurde auf September verlegt und die ZPK druckte den Bericht nicht ab (Brf. wie oben). So schickte Löhre das Manuskript von 37 Folioseiten nach Mecklenburg. „Man gibt meinem schriftlichen Vortrag recht, aber dabei bleibt's“, schreibt er danach an Raumer (21. 6. 47 LA 75). Auf den Rat v. Maltzans und Nürnberger Freunde ließ er schließlich den Bericht in Nürnberg als Manuskript drucken (Brf. an Liesching 7. 10. 47 LA 683). Die Verzögerung des Druckes bedauerte er, weil die Situation der Gemeinden in Nordamerika nicht frei von Spannungen war und wichtige Entscheidungen sich anzubahnen schienen. „Er [der Bericht] paßt am Ende gar nicht mehr. Er ist schon alt. Vielleicht käme er gerade jetzt noch recht ins Publikum. Ich empfehle ihn Ihrer Güte und bitte um die letzte Korrektur“, schrieb er am 4. 11. 47 (LA 956) an Bauer. — In RM Nr. 10 ist die Ausgabe angekündigt. Der Manuskriptdruck hat kein Impressum, das Ausgabejahr steht bei der Unterschrift am Ende des Textes. — Über die Verbreitung der Schrift ist nichts bekannt; sie ist eine

der wichtigsten Quellen für die Kenntnis des Amerikawerkes Wilhelm Löhes. — Urschriftlich lag nichts vor.

b. Einzelheiten

- 126 7 1841 / Tgb. 22. 7. 61 „1840 im Sommer Wynekens Aufruf und den Stader bei Raumer gelesen.“ Auch das Datum der „Ansprache usw.“ (s. S. 16) und Brf. 12. 12. 40 (3645) weisen auf 1840 hin. Vgl. Brf. 4. 1. 41 LA 27; 1. 5. 47 LA 72.
- 33 Adam Ernst / zur Charakteristik von Ernst vgl. Brf. 22. 7. 41 LA 3648; 15. 12. 41 LA 3649; KM 1859 Nr. 8 S. 58; III,2 S. 33 Anm. 4.
- 127 8 Georg Burger / zu seiner Charakteristik vgl. Brf. 24. 11. 41 LA 3650; 17. 1. 42 LA 3652.
- 25 Wyneken — nach Deutschland gekommen. / Tgb. 22. 6. 61 „1841 Wynekens Besuch“ [Randnotiz:] „oder erst 1842“.
- 26 Lesum / richtig: Verden.
- 128 23 Ohio — Synode / vgl. Brf. 23. 11. 42 LA 3666; 3. 12. 42 LA 576; 4. 12. 42 LA 8741b.
- 27 1843 / Rechenschaftsbericht 1842; irrig.
- 45 mit — Freunden in Nürnberg / 1. 3. 43, vgl. Brf. 13. 3. 43 LA 3672.
- 129 21 Die „kirchlichen Mitteilungen“ ... / vgl. Brf. 21. 2. 43 LA 37.
- 130 24 Wir haben — verschaffte. / vgl. Brf. 12. 2. 47 LA 967.
- 31 Herr Schäffer / vgl. Brf. 3. 3. 43 LA 577, dagegen Brf. von Winkler 1. 8. 43 LA 2862.
- 44 deutlich / soll es heißen deutsch?
- 131 40 Ernst — Gemeinde / vgl. Brf. Anfang August 1843 LA 3156. Brf. 27. 9. 43 LA 2781: „Ernst hat seinen Ort in Nordamerika Neudettsau, seine Kirche Johanneskirche genannt.“
- 132 13 Zwerner / s. Brf. 6. 4. 44 LA 3692; 9. 5. 44 LA 3694; 11. 2. 46 LA 8621a.
- 133 3 es war alles zu befürchten / vgl. Brf. 9. 5. 44 LA 6578a.
- 15 Lancaster / Forderungen Löhes für die Synode s. Brf. 3. 2. 45 LA 585.
- 21 Unsern Freunden — loszusagen. / Brf. 4. 3. 45 LA 587. — Rechtfertigung der Trennung von Ohio s. Brf. an Prof. Höfling 18. 3. 45 LA 543b.
- 134 8 lutherische Literatur in deutscher Sprache / s. KM 1847 Nr. 6 „Eifer der Ohio-Synode für lutherische Literatur“.
- 35 Schmuder, Kurtz und Morris / Brf. 14. 5. 46 LA 938; 25. 4. 46 LA 650.
- 24 Detzer — Crämer / Brf. 3. 3. 45 LA 50: „Heute sind Crämer, Lochner und Detzer fort. Ich ging mit ihnen bis Wernsbach und dann empfingen sie noch einmal mit einem todkranken Gerechten das Sakrament des Altars. Diesen Abend gibt man ihnen in Schwabach Konzert und Mahl. Ich kann nichts dafür. Der Inspektor Jakobi hat es auf solche Weise begehrt, daß ich nicht nein sagen konnte. Ich hasse Ostentation.“
- 135 7 Walther / 1811–1887, luth. Theologe. 1839 mit Stephan (s. zu S. 16 A) nach Nordamerika ausgewandert, wurde er Mitbegründer und Führer der 1847 zusammengesetzten Missourisynode, 1849 Professor der Theologie am Konkordia-Seminar in St. Louis.
- 37 unsere Verfassungswünsche / s. Brf. 22. 6. 46 LA 8611a an Dr. Sihler.
- 136 33 die ersten Herrnhuter Missionare zum Vorbild / s. Brf. 10. 7. 42 LA 6574a; 21. 2. 43 LA 37; 12. 10. 46 LA 8619a („herrnhutische Missionare ohne Herrnhuterei“).

- 34 Nothelfer / Löhne nennt sie gelegentlich Liebesboten (Brf. 23. 1. 45 LA 6583) und Glaubensboten (Brf. 15. 1. 46 LA 3793).
- 137 1 Jedenfalls — zurückgeblieben sind. / Brf. 30. 7. 44 LA 6581a: „Handwerker, welche die Sache begreifen und neben der nötigen Gabe den Sinn haben, sich für sie aufzuopfern, sind für jene Anfangszustände Kandidaten vorzuziehen, die mehr Eigenes zur Sache bringen.“ Brf. 22. 3. 46 LA 60: „Ich sehe, daß die Schuster und Schneider, an deren Spitze Söhler steht, ihre Pflicht besser tun als viele Pfarrer im hiesigen Lande, die sich lutherisch nennen.“ Brf. 1. 5. 47 LA 72: „Im ganzen haben bisher die Nothelfer mehr geleistet als die Theologen.“ (Nachdem Löhne ein Beispiel geschildert hatte:) „Das ist's, was meiner Seele sanft tut, wenn man an meinen Schülern vieles — mit Recht und Unrecht — tadelt.“
- 138 24 Irren wir nicht — zu erstrecken haben. / Für diesen Fall riet Löhne, die Mecklenburger sollten Altenburg, die Franken Ft. Wayne übernehmen. Brf. 16. 12. 47 (LA 6594a).
- 39 drei hannoversche Kandidaten / Brf. 28. 5. 46 LA 6850: „Ich freue mich der schönen Aussicht, jenseits drei Federhalter im besten Sinne zu bekommen.“
- 140 1 Reiseprediger / s. Brf. 3. 3. 46 LA 8618a; 10. 9. 46 LA 3714.
- 13 Streckfuß / Brf. 1. 5. 47 LA 72: „Einer der geringst Ausgebildeten, der lange Streckfuß, hat im Dezember, Januar, Februar und März mehrere Grafschaften... unter größten Beschwerden durchreist, gepredigt, ermahnt, getröstet, viele Kranke besucht, Sterbende eingesegnet, 32 Kinder getauft, die niemand getauft hätte... So was macht nicht leicht ein Theolog nach.“
- 141 23 Gattstädt / s. Brf. 14. 10. 44 LA 2405.
- 44 Ja, wir freuen uns — mitzuforgen. / s. Brf. 25. 10. 44 LA 3700; 3. 2. 45 LA 585.
- 142 9 August Crämer / s. Erl. zu S. 108 Z. 24.
- 21 Hausknecht / Lorenz Lösel, s. Erl. zu S. 164 Z. 9.
- 143 27 Er fand — vortrefflichen Landes / s. Brf. 4. 3. 47 LA 7774a.
- 146 34 Auschuß / s. Brf. 14. 6. 46 LA 8613.
- 147 38 Bemerkung — 1847 / „Nachträglich dem Manuskript beigelegt und darunter gedruckt.“ Brf. 5. 11. 47 LA 957.

10.

Ein Versuch, auf die deutschen Auswanderer nach Nordamerika und auf die dortige Kolonisation kirchlich einzuwirken

1848

a. Allgemeines

Der Aufsatz erschien in *RN* 1848 Nr. 11. 12; der gesamte Stoff der Doppelnummer wurde von Löhne geliefert (Brf. an Wucherer 4. 12. 48 LA 3734). — Die Kirchenordnung von Frankenmüt — in *RN* Fußnote, in diesem Band als Anhang mitgeteilt — liegt außer im Druck in drei schriftlichen Fassungen vor, und zwar als Original von Löhnes Hand (LA 1723) und in zwei Abschriften von Schülern (LA 797 und 956), von denen eine fehlerhaft ist. — In *RN* 1850 Nr. 8 und 9 ist die Kirchenordnung für Frankenmüt mitgeteilt, die Löhne verfaßt hat; ihre Abweichungen von der Frankenmüter Ordnung sind in den Einzelerläuterungen vermerkt. Löhnes „Vorschlag zu einer Gemeinde-Ordnung der evang.-luth. Gemeinde zu Dubuque“ ist in *RN* 1855 Nr. 8. 9. abgedruckt. —

Zur Vorgeschichte der „Direktiven“: Löhse schreibt in einem Rundbrief 29. 6. 47 (LA 76):

„Als wir im Monat April d. J. in meinem Hause eine Beratung über die innere Mission in Nordamerika hielten, vereinigten wir uns in dem Wunsche: Es möchte sich in Bremen 1. ein tüchtiger Geschäftsmann finden, welcher den Auswanderern vor und bei der Einschiffung an die Hand gehen und sie vor Betrug bewahren könnte; es möchte sich in Bremen 2. ein tüchtiger, mit praktischen Talenten begabter Theologe plazieren, dessen Geschäft es wäre, unberatene Auswanderer über die Folgen ihres Schrittes in kirchlicher und nationaler Beziehung durch Wort und Schrift zu belehren, ihren Brautleuten bei der Abfahrt die Trauung zu verschaffen und ihnen Anweisungen an unsere Freunde in Michigan zu geben, damit sie durch deren Hilfe in diesem Staat sich niederlassen können.“

Es wurden aufgestellt: für die wirtschaftliche Beratung Herr J. A. P. Schröder in Bremen, für die seelsorgerliche Herr Kandidat Schaefer aus Hannover (Brf. an Wucherer 18. 10. 47 LA 3724). —

Der Artikel „Ein Versuch usw.“ und die „Direktiven“ lagen nur gedruckt vor. Die Kirchenordnung ist in KtK nach der fehlerhaften Abschrift abgedruckt, für die Gesamtausgabe aber nach der Originalhandschrift Löhes berichtigt.

b. Einzelheiten

- 149 42 Krämer / vgl. Erl. zu S. 108 Z. 24.
 150 9 Frankenmüt / vgl. Erl. zu S. 108 Z. 21.
 27 wanderndes — Kapital / vgl. Brf. 20. 10. 45 LA 8605; 29. 10. 45 LA 6587a.
 151 22 Stadtlots / Lot im amerikanischen Sprachgebrauch Bauplatz, Stück Land.
 159 39 Beichtgeld / Frankenhilf (§ 24) zugelassen.
 160 48 öffentliche Abbitte / Frankenhilf (§ 48) „mindestens durch den Mund des Pfarrers“.
 161 19 76) / Frankenhilf dazu § 56: „Wer eine Jungfrau zur Hurerei verführt, der soll sie zum Weibe haben.“
 27 80) / Frankenhilf (§ 68): „Es ist einem jeden Beichtkind freigelassen, sich nach Bedürfnis seiner Seele der allgemeinen oder Privatbeichte zu bedienen.“

II.

Etwas über die deutsch-lutherischen Niederlassungen in der Grafschaft Saginaw, Staat Michigan

1849

a. Allgemeines

In Löhes Tagebuch 1849 steht am 18. 7.: „Bereits eine Woche schreibe ich eine Ermunterung zur Teilnahme an der Kolonisation und werde nicht fertig, weil ich so oft gestört werde“, und am 19. 7.: „Eine Schrift über die Kolonien in Michigan fertiggemacht. An Bauer geschickt. Gott segne sie! Amen.“ Der Begleitbrief an Bauer lautet:

„In der Anlage erhalten Sie ein Skriptum von mir, welches Sie gütigst durchlesen wollen. Finden Sie, daß der Zweck gut und daß die Arbeit zum Zwecke dienlich ist — mit oder ohne Korrekturen, die ich gern annehme, so bitte ich Sie, auch in dieser Sache ferner mit mir zusammenzugehen. Ich wünschte das Ding etwa in Großoktav oder Quart drucken zu lassen, als Manuskript, aber doch in so großer Zahl, um es allenthalben hin schicken zu können. Woraus hätte ich gerne das Koloniefärthchen von Saginaw (oder von Michigan mit Hervorhebung von Saginaw und den Kolonien). Gerne hätte ich, daß etliche Freunde das Schriftchen mit unterzeichneten — oder daß sie auf der letzten Seite sich erböten, Antwort denen zu erteilen, die fragen werden. Ich wünschte

überhaupt, daß etliche für Kolonisation enger zusammenträten, im Falle Gott Segen auf dieses Dingchen legte. Stirner würde vielleicht Lust haben? — Den Druck könnte man vielleicht auf Mahnen meines Freundes Bed = Bed [?] bei Junge in Erlangen vornehmen lassen? — Ob das Rärtchen nicht zu lange aufhält? Die größte Schwierigkeit sind wieder die Kosten. Wir haben nichts — und verkaufen werden wir das Ding nicht können. Wir müssen ja der Sache damit Herz und Hände werden und da muß man geben — gratis geben können. — Vielleicht teilen Sie das Ganze auch H. Rand. Gursching mit nebst dem anliegenden Brief. Seine Hilfe ist zum Rärtchen unerlässlich.“ (Brf. 19. 7. 49 LA 989.)

Auch Wucherer, Volk und Hommel wurden benachrichtigt (Brf. 23. 7. b3w. 28. 7. 49 LA 5744; 990; 1544). Am 26. 10. 49 (Brf. an Bauer LA 990) scheint das Heft gedruckt gewesen zu sein; Löhre forderte da 50—60 Exemplare an. — Urchriftlich ist nichts vorhanden. Die Veröffentlichung erfolgte als Manuskript bei Paul Adolph Junge und Sohn in Erlangen. Weitere Auflagen sind nicht bekannt.

b. Einzelheiten

- 162 3 Grafschaft / Löhre gebraucht das Wort statt des englischen County.
 163 27 Aug. Trämer / s. Erl. zu S. 108 Z. 24.
 28 eine kleine Anzahl — Michigan. / Brf. 25. 10. 44 LA 3700. — 5. 11. 44 LA 6582a. — 23. 7. 45 LA 634.
 42 Frankenmuth / vgl. Erl. zu S. 108 Z. 21.
 164 9 Laurentius L. / Lorenz Lösel, Löhre Knecht; s. Brf. 2. 8. 44 LA 2787; 5. 11. 44 LA 6582a; 25. 1. 45 LA 3155; D III S. 39 f.
 22 34' / 34 Fuß; 1 bayer. Fuß = 0,292 m.
 165 18 Frankentrost / Plan für die Anlage der Siedlung s. Brf. 4. 3. 47 LA 7774a.
 166 6 Elben / Druckfehler statt Eiben?
 10 acres / vgl. Erl. zu S. 109 Z. 14.
 167 4 „wanderndes Kolonisationskapital“ / s. Erl. zu S. 150 Z. 37.
 168 35 Stadtlots / s. Erl. zu S. 155 Z. 22.
 169 6 Niederlassung von armen Brautleuten / s. Brf. 3. 7. 49 LA 3742.
 23 das auburnsche und philadelphische System / amerikanische Systeme des Strafvollzugs.
 45 Der Gedanke — Beifall gewonnen. / vgl. aber KM 1851 Nr. 3. 4, wo Clöters Bedenken gegen den Plan dargelegt sind.
 177 15 auch reumütigen Gefallenen — zuteil werden lassen / s. Brf. 3. 4. 47 LA 7773a. — Vgl. Brf. 22. 6. 46 LA 8623a: Kolonisten, die Löhre schicken will, sind „keine Engel, sondern ganz gewöhnliche Leute, geistliche Hospitaliten. Aber zum Seelenretten sind wir ja Pastoren“.

12.

Innere Mission im allgemeinen

1850

a. Allgemeines

Als im Frühjahr 1850 die Kolonisationsfrage in Nordamerika in einer Krise war und in eine neue Phase einzutreten schien, beantragte Löhre „einen Zusammentritt derer, welche beim Kolonisationskapital beteiligt sind, und Wucherers (wo möglich)“ und fügte hinzu: „Wir könnten nämlich außer dieser Sache über ein den Nordamerikanern zu gebendes Zeugnis uns vereinen.“ (Brf. an Bauer 16. 4. 50 LA 1004, in welchem auch von der „Krise“ und der „neuen Phase“ die Rede ist.) Es ist möglich, daß man bei diesem Zusammentreffen, nicht zuletzt im Hinblick auf

die Entwicklung in den deutsch-lutherischen Gemeinden in Nordamerika, ein öffentliches Hervortreten der „Gesellschaft“ als ein „Zeugnis“, das den Glaubensgenossen gegeben werden könnte, beschlossen und vorbereitet hat. Jedenfalls konnte Löhe am 17. 5. 50 (LA 3749) Wucherer, der offenbar nicht teilgenommen hatte, den Plan mitteilen: „Am 2. Nürnberger Festtag (19. Juni) mittags 3 Uhr wollen wir einen öffentlichen Akt der Gesellschaft für innere Mission halten. Er soll die Form einer lutherischen Vesper tragen. Es sollen fünf kurze Reden gehalten und dazwischen hinein gesungen werden.

1. Rede: Über innere Mission und deren allgemeine Grundsätze. Pfr. Löhe
2. „ : „ „ Abt. I. Pfr. Stirner
3. „ : „ „ II. Pfr. Wucherer (was geschehen und was geschehen soll)
4. „ : „ „ III. Pfr. Löhe
5. „ : „ „ IV. ? [Die Rede über Abt. IV wurde von Dekan Bachmanns Windsbach gehalten.]“

Als man nach dem Fest in Nürnberg den Druck der Reden wünschte (Brsf. an Bachmann 29. 6. 50 LA 1708), gab Löhe seine Zustimmung, wies aber darauf hin, daß die Reden nur „Versuche“ seien und nicht als Publikationen der Gesellschaft angesehen werden dürften; manche Teile könnten über kurz oder lang zurückgenommen werden (Brsf. an Bauer 29. 6. 50 LA 1008, desgl. an Bachmann 3. 7. 50 LA 1709). Seine eigene Rede über Kolonisation hielt er des Druckes nicht wert (Brsf. 29. 6. 50 LA 1008), auch machte er darauf aufmerksam, daß „die erste und dritte Rede verändert gehalten worden seien“ (Brsf. an Bauer 2. 7. 50 LA 1009), während die fünfte „sehr getreu gehalten und wiedergegeben“ sei (Brsf. an Bachmann 3. 7. 50 LA 1709). — Im August lag das Heftchen im Verlag Raw gedruckt vor (Brsf. 8. 8. 50 LA 1012). Neben einem Vorwort von Bauer enthält es die Lieder und Liedstrophen, das Einleitungs- und Schlußgebet sowie als Anhang den Plan der Gesellschaft. — Unschriftlich ist nichts vorhanden. Das Erscheinen der Festreden wurde in RM 1850 Nr. 7 angezeigt.

b. Einzelheiten

- 182 32 Die äußere — statt erbaue. / Vgl. auch Brs. 22. 5. 46 (LA 8611a) an Dr. Sihler, wo Löhe diese grundsätzlichen Gedanken auf praktische Fragen der Kirchenverfassung anwendet.
- 187 7 Gesellschaft / „Nun treten wir ‚Gesellen‘ des Einen Glaubens hervor als ‚Gesellschaft‘.“ Corrb. 1850 Nr. 2 S. 14.

13.

Wirksamkeit der Gesellschaft durch Kolonisation

1850

Allgemeines

Es ist die vierte der fünf Festreden bei der ersten Jahresfeier der Gesellschaft für innere Mission. Vgl. zum allgemeinen die Erläuterungen bei 12.

14.

Zum Schelwigschen Aufsatz

in Nr. 12 der Mitteilungen von 1851

1852

Allgemeines

In RM 1851 Nr. 12 ist unter der Überschrift „Zur Prüfung, Widerlegung und Würdigung“ ein Artikel aus Grabaus Informatorium wiedergegeben mit dem Titel

„Von Missionen und Missionarien unter den Heiden unserer Zeit. Auszug aus Dr. Schelwigs*) Leitstern des Gewissens. Leipzig 1802“. Löbe, der die Wiedergabe veranlaßte, hatte am 2. 12. 51 Wucherer und Bauer auf den Artikel aufmerksam gemacht, weil er ihm wichtig schien (LA 5753 bzw. 1042). In der vorausgehenden Nr. der RM war über das Informatorium ausführlich berichtet und von dem Schelwigschen Aufsatz gesagt worden (ob von Löbe, steht nicht fest):

„Fast verschollene Bedenken, welche gegen die heutige Art und Weise des Missionierens vom lutherischen Standpunkt aus erhoben wurden, finden sich hier erneut. Sie sind für uns und unsere Zeit der Überlegung wert. Mögen sie Übertreibungen mit sich führen, e t w a s Wahres ist doch auch daran. Und ist es l e i c h t zu finden, so will es doch gefunden sein. Ein Schrei des Entsetzens vor Schelwigscher Orthodoxie wird manchem entfahren, der den besagten Artikel liest! Aber es tut ja nichts, mag der und jener sich entsetzen, wenn nur durch etwas extreme Dinge das fromme, rechtskirchliche Maß alles Wirkens und Lebens gefunden wird.“

Schelwigs These läßt sich kurz so fassen: Es gibt kein öffentliches Lehramt ohne ordentlichen Verus (= Votation). Die Kirche kann aber nur Hirten und Lehrer berufen, keine Apostel (oder Missionare); nur Christus hat Missionare unter allen Heiden ausgesandt. Daß Löbe solche Gedanken nicht fernlagen, ist aus dem Entwurf „Kirche und Mission“ (f. S. 920 ff.) zu ersehen; auch wird daran erinnert, daß er seinen Plan, Mission „aus der Mitte bestehender Gemeinden heraus“ zu betreiben, mit dem Willen begründete, „nicht wider die kirchliche Lehre vom Verus“ anzustoßen (f. S. 628 Z. 21). — In den späteren Jahrgängen der RM ist nicht so regelmäßig wie in den ersten die Urhebererschaft durch briefliche Angaben zu belegen, so auch nicht für den Beitrag „Zum Schelwigschen Aufsatz usw.“ in RM 1852 Nr. 4 und 5; doch ist nach dem Zusammenhang außer Zweifel, daß Löbe ihn geschrieben hat. Löbes Briefe aus dieser Zeit enthalten keinen Hinweis auf den „teuern Freund“ und dessen Brief. — Unser Text ist derjenige der RM; ungeschrieben ist er nicht vorhanden.

15.

Neueste Nachrichten von den deutsch-lutherischen Kolonien im Saginawtale, mit besonderer Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse

1852

a. Allgemeines

Am 3. 5. 52 schreibt Löbe an Bauer: „Ich finde so viele Notizen zur Beschreibung von Michigan und Saginaw C., daß ich's für Auswanderer will drucken lassen. Sobald wird's vielleicht können. . . Nächste Woche bin ich wohl damit fertig“ (LA 4188). Einer Mitteilung an Konstanze Alt zufolge wurde das Schriftchen am 14. 6. 52 „abgeschlossen“ (Brsf. 15. 6. 22 LA 6862). Der Text erschien gleichlautend in den RM 1852 Nr. 7—11 und in Heftform bei Beck in Tübingen. Am 13. 8. 52 hatte Löbe das Heftchen allerdings noch nicht in Händen (Brsf. an Bauer LA 4200). — Schriftlich liegt nichts vor; der Text ist nach dem Heft wiedergegeben.

b. Einzelheiten

- 200 12 Osten / im gedruckten Text irrig Westen.
202 19 Framekirche / Fachwerkbau.
204 7 Klärung / von klären = den Boden umgraben und für die Saat zubereiten.
Nach Grimm.

*) MB nennt Samuel Schelwig, geb. 1643 zu Lissa, stud. in Wittenberg (Calov, Quenstedt), 1663 Prof. der Philosophie in Danzig, † 1715; einer der eifrigsten und heftigsten Streiter unter den lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts. Wäre er hier gemeint, müßte die Jahreszahl 1602 irrig sein.

- 9 Frankenmutter Missionsstation / „Durch die Berufung Crämers als Professor an das Seminar Ft. Wayne verlor Frankenmutter seinen besten Pfarrer und Missionar und ist in Gefahr, um seine Krone und um eine Quelle vielen Segens zu kommen.“ KM 1851 Nr. 5. 6.
- 15 Starnbacher / Fachwerkbauten.
eines treuen — Sievers / Als Löhe am 30. 3. 64 (!) einen Brf. von Sievers aus Frankenmutter erhielt, schrieb er ins Tgb.: „Immer die alte treue Liebe und der alte treue Widerspruch.“
- 209 13 Shebahyang / KM 1854 Nr. 9 berichtet von dem Abfall dieser Indianergemeinde unter dem Einfluß eines „englischen Indianerhändlers“.
- 211 44 Klei / argila, lutum: eine fette, lehmige, zähe Bodenart. Nach Grimm.
- 214 19 Konchylien / Schalthiere.
- 216 35 Pfluchzen / Intensivum von pfluchen, fauchen; lautmalend. Nach Grimm.

16.

Über die Geschichte der Gesellschaft für innere Mission

1856

Allgemeines

Der Vortrag steht in Corrbf. 1856 Nr. 8 und 9; danach richtet sich unser Text, handschriftlich ist er nicht vorhanden. — Zum Gegenstand ist zu sagen: In dem Dias konisendittat „Von der Darmberzigkeit“ stellt Löhe dem „wunderlichen Namen „innere Mission“ den „schreibgemäßen Gedanken der Diakonie“ gegenüber (f. S. 317). Vgl. dazu V S. 247 f. § 45–46 und den Vortrag „Innere Mission im allgemeinen“ (S. 178 ff.). Hier wird deutlich, wie Löhe innere Mission grundsätzlich verstanden wissen wollte. — Auf eine Frage nach dem Bestand der inneren Mission in Bayern schrieb Löhe am 9. 2. 59 (LA 7908a) an Georg Müller in Claiden House, Bucks, England: „Es gibt... eine Gesellschaft für innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche, deren Obmann ich bin. Als formale Gesellschaft besteht sie erst zehn Jahre, aber ihre Glieder sind zum Teile schon mehr als zwanzig Jahre zu Unternehmungen vereinigt, welche auf das Gebiet der inneren Mission gehören.“ Diese Unternehmungen begannen mit der Traktatverbreitung (f. III,1) und führten über die Entsendung geistlicher Nothelfer zu den ausgewanderten deutschen Glaubensgenossen zur kirchlichen Kolonisation und zur Indianermision in Nordamerika. Was den durch kein anderes Band als das der gemeinsamen Überzeugung zusammengehaltenen Freundeskreis dabei leitete, war der Wille zur Kirche, und zwar zur lutherischen Kirche — keine Organisation, sondern lebendiger Organismus. — Die Erregung der Jahre 1848/49, die auch das landeskirchliche Leben erfaßte, drängte dazu, dem Zusammenschluß eine feste Form zu geben. Anfang 1849, nach dem unbefriedigenden Verlauf der Generalsynode (f. V S. 995 f.), äußerte Löhe in kleinem Kreis die Absicht, „nun mit dem apostolischen Katechismus Ernst zu machen, auf Diakonie — Vereinigung der innern und äußern Mission in derselben zu dringen“; häufigere Zusammenkünfte der Gleichgesinnten sollten stattfinden (Brsf. an Wucherer 24. 2. 49 LA 3739; auch an den Gedanken der Sammlung der „Besseren in der Gemeinde“ V S. 217 S. 26 ff. darf erinnert werden). Der Besuch Wicherns in Bayern im Sommer 1849 — Löhe verhehlte nicht seine erste Kritik an Wicherns Plänen (Brsf. an Raumer s. 7. 49 LA 93) — war ein neuer Anlaß, dessen Vorstellungen von innerer Mission die lutherische Konzeption organisatorisch gegenüberzustellen, nämlich nicht Dienst neben der Kirche, sondern Dienst der Kirche für die Kirche (vgl. Hebart a. a. O. S. 199). Es war um so notwendiger, als Wicherns Gedanken bereits in lokale Veranstaltungen der inneren Mission auch in Bayern einzuwirken (Brsf. an Konstanze Alt 17. 6. 49 LA 6859; an Hommel 28. 7. 49 LA 1544; an Bauer 30. 7. 49 LA 991; Tgb. 27. 6. 49). Statt eines „Vereins für Kolonisation“, wie vorgeschlagen wurde, hatte Löhe „mehr Lust zu einem Verein für innere

Mission im Sinne der lutherischen Kirche“; „da wäre Kolonisation dabei und wir könnten Propaganda überallhin machen“ (Brsf. an Wucherer 14. 8. 49 LA 3745). Die Zeit war reif für die Konstituierung der „Gesellschaft“. (Vgl. Tgb. 15. 8.; 29. 8.; 12. 9. 49.) Löbe schrieb an Bauer 3. 10. 49 (LA 994):

„Ich denke, wir haben außer den alten Freunden gesüßentlich grad niemand ein; wer davon gehört hat und kommt, kann's ja tun. Die Weißenburger können wir nicht einladen, da ihre Grundsätze... zu widerlich sind und sonst von den unsrigen zu abweichend sind. Überhaupt, denke ich, lassen wir's eben drauf ankommen, wie weit sich der Kreis ausdehnt. Über die zu den einzelnen Abteilungen gehörigen Brüder hat Bachmann Bedenken erhoben, die nicht unbegründet sind; sie werden sich aber beseitigen lassen. Ob man die Wahlen vornehmen kann, wird wohl auf die Zahl der Besucher der Konferenz ankommen. Unsere beiden Branchen geben wir nicht aus den Händen, und dies vorausgesetzt sehe ich keinen Schaden voraus.“

Die Annahme des von Löbe ausgearbeiteten Planes am 12. 9. 49 bei einer Versammlung in Gunzenhausen bedeutete die Konstituierung der „Gesellschaft“, die sich im „Correspondenzblatt für innere Mission nach [!] dem Sinn der lutherischen Kirche“ ihr Organ gab (s. III, 1 S. 681; 1808 wurde es mit dem „Freimund“ verschmolzen). Löbe drängte auf Beschlußfassung; denn „wo keine Form ist, geht die Arbeit der Gesellschaft nicht“ (Brsf. an Bauer 5. 11. 49 LA 997); denn gearbeitet sollte werden: „Uns liegt's nun ob, die andern Konferenzen zu lassen und zu arbeiten“ (ebda.). 1888 wurde die Benennung der Gesellschaft „für innere“ erweitert durch den Zusatz „und äußere“. — Aus dem Bericht der Gesellschaft 1850/51 folgen grundsätzliche Ausführungen Löbes.

„Die Gesellschaft ist nicht erst zur Förderung innerer Mission entstanden, sondern sie ist, von Gottes gutem Geist ohne alle Form gestiftet, längst gewesen, als das Geschrei von innerer Mission groß wurde, und trat nur deshalb öffentlich hervor, um ihren längst besessenen und wohlverworbenen Einfluß, ihr längst behautes Arbeitsfeld mit einer Art von Zaun gegen das Eindringen einer anderen Richtung zu schützen. In dieser ihrer alten innerlichen Einigkeit und Zusammengehörigkeit beruht die Möglichkeit der großen Freiheit, in welcher sie gemäß ihrem Plan einhergeht. Kein Jahresbeitrag und keine Außerlichkeit macht einen zum Glied des engeren Kreises, sondern das freie Zusammenwachsen mit dem schon lang verbundenen Freundestreise und der offenbare Eifer für die als gut erkannte Sache.“ — „Wir haben nicht vier Vereine unter einer Gesamtleitung, sondern wir sind eine Gesellschaft, die vielerlei Tätigkeit im Auge hat. Wir sind vor unsrer Form und wenn man zur Stunde diese Form aufhübe, so würde es bei denen, die bewußter Weise der Gesellschaft angehören, etwas ganz Gleichgültiges sein, da wir dennoch durch unsern ganzen Lebensgang zur Festhaltung der alten Einigkeit gewiesen sind. Wir würden einig handeln, auch wenn man uns den persönlichen Umgang durch ein Verbot noch mehr erschweren könnte, als es bei dem weiten und zerstreuten Auseinanderwohnen ohnehin schon der Fall ist. Es ist die ungesuchte Einigkeit der gleichen Gesinnung, was uns verbindet, sonst nichts.“

Anhang

Aus den Beiblättern der „Kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika“

a. Allgemeines

Die drei Aufsätze haben zu dem Gegenstand dieses Bandes keine unmittelbare Beziehung, sind aber geeignet, den Standpunkt Löbes in der Gestaltung deutsch-lutherischen Gemeindelebens in Nordamerika zu erläutern und seine Verwurzelung im Grundsätzlichen erkennen zu lassen. Deshalb, und weil sie im Rahmen der „Mitteilungen“ erschienen sind, ist ihre Wiedergabe in diesem Zusammenhang berechtigt; sie zeigen, wie weit Löbe diesen Rahmen spannen wollte. — Erstmals in einem Brief an Petri am 29. 10. 45 (LA 6587a) trug er den Gedanken vor, die KM auszubauen:

„Ich habe schon gedacht, ob nicht die Mitteilungen aus und über Nordamerika nach und nach ein Organ für innere Mission überhaupt werden könnten... Wie wenn man von 1846 an den Titel machte:

Mitteilungen aus und über Nordamerika. Samt einem
Beiblatt zur Kenntnis der Luth. Kirche aller Lande.

Man könnte alle zwei oder drei Monate ein Beiblatt geben. Vielleicht könnte man einige Korrespondenten finden, welche das Material — Statistisches, über Verfassung usw. — lieferten. Gänze die Sache Anlang, so könnte, was man vornherein als Wunsch aussprechen könnte, das Beiblatt die Überhand gewinnen, ein Blatt von jährlich 18—24 Blättern drans werden, Amerika an seine besondere Stelle einrücken — und so unser Publikum auf eine allerdings höhere Stufe fortgeführt werden.“^{†)}

Eine ähnliche Mitteilung ging am 14. 12. 43 (L 3707) an Wucherer; ein Vorwort zum Jahrgang 1846 gab den Lesern das Vorhaben bekannt. Aber schon am Ende des gleichen Jahrgangs mußte eine redaktionelle „Bemerkung“ mitteilen, daß die Erweiterung nicht durchgeführt werde; 1847 erschienen noch drei Beiblätter, von denen Löbe eines schrieb, und damit war das Unternehmen zu Ende. Vgl. zum Ganzen III, 1 S. 680 Absatz 2) und S. 681. — Über die Urheberschaft Löbes an den hier wiedergegebenen Beiträgen berichten die Einzelerläuterungen. Ein weiterer Beitrag in Beiblatt 2 des Jahrgangs 1846 „Über die Austeilungsformel, Christus spricht: Das ist mein Leib“ könnte ebenfalls von Löbe sein, gibt aber nur einen Artikel von E. J. W. Walther im „Lutheraner“ wieder und wurde deshalb nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen. —

Über die „Kirchlichen Mitteilungen usw.“, zu denen die Beiblätter gehören, berichten die Allgemeinen Erläuterungen über die Mitarbeit Löbes an Zeitschriften III, 1 S. 679 ff.; es bleibt hier nur ein dort gegebenes Versprechen zu erfüllen, nämlich „die mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit von Löbe verfaßten Beiträge“ zu nennen. In den Jahrgängen 1843—1861, die dem Bearbeiter zur Verfügung standen, sind folgende Artikel mit Löbes Namen oder Initialen gezeichnet:

1850 Nr. 11 Aufrichtige Bekenntnisse eines der Nebaktoren dieses Blattes in betreff des amerikanischen Liebeswerkes. L.

1851 Nr. 10 Der Besuch der beiden Präsidenten der lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. aa. St., Walther und Wyneken, in Deutschland. W. L.

1853 Nr. 7. 8. Zur Amtsfrage. W. L. (f. V S. 1239 ff.)

1853 Nr. 10 Besuch der Pastoren Grabau und von Rohr in Bayern. Nachtrag zum vorigen. Wilhelm Löbe

1854 Nr. 12 An die neugegründete lutherische Synode im Staate Iowa. Joh. Konr. Wils. Löbe

1861 Nr. 10 Erklärung bezüglich der Vereinigung des Seminars Fort Wayne mit dem in St. Louis. W. Löbe.

Die Mehrzahl der anderen Aufsätze ist nicht gezeichnet. Um Löbes Beiträge identifizieren zu können, ist man auf seine Briefe angewiesen, meist an Wucherer, auch an Bauer, seltener an andere. An ihrer Hand konnte wenigstens für die ersten vier Jahrgänge bei jeder einzelnen Nummer nachgewiesen werden, daß Löbe das Material lieferte, das Wucherer redigierte, meistens Nachrichten, die von Nordamerika eingetroffen waren; in den späteren Jahren sind solche Angaben spärlicher, was jedoch gewiß kein Nachlassen der Mitarbeit Löbes bedeutet. Es finden sich aber auch präzise Hinweise auf Beiträge, die Löbe selbst verfaßt und in denen er gewöhnlich grundsätzlich Stellung genommen hat, wenngleich seine Freunde gemeint hatten, er solle bloß „das eigentlich historische“ auf sich nehmen, Wucherer aber dort eintreten, „wo es gilt, Sachen zu erklären“ (Brsf. an Wucherer 13. 3. 43 L 3672).

^{†)} Vgl. Brs. an Pfr. Schmidt in Ann-Arbour, der Geldmittel für ein Missionsblatt zu erhalten wünschte: „Die Vereinigung der Missionsfrage in besonderen Missionszeitungen [ist] nicht eben ein Lebenszeichen der Kirche als solcher. Die Einheit und der Zusammenhang der Missionstätigkeit der Kirche schiene mir viel schöner dargestellt, wenn es allensfalls ein monatlich — seltner öfter — erscheinendes Beiblatt einer Kirchenzeitung . . . gäbe und dies die Aufgabe hätte, alles Historische für innere und äußere Mission mitzuteilen.“ (Brsf. 22. 10. 45 L 8605a.)

Nachweisbar ist die Urheberschaft Löhbes bei folgenden Beiträgen grundsätzlichen Inhalts (die Mittheilung von Nachrichten registrieren wir hier nicht, auch muß auf den Nachweis im einzelnen verzichtet werden):

- 1843 Nr. 3 Der Nothstand der Heiden und der deutsch-lutherischen Kirche in Nordamerika
- 1843 Nr. 6 Die zwiesache, innere und äußere, Mission der evangelischen Kirche
- 1844 Nr. 1 Verbindung der innern und äußern Mission betreffend
- 1844 Nr. 11 Das deutsch-luth. Seminar zu Columbus im Staate Ohio
- 1845 Nr. 1 Verbindung der innern und äußern Mission betreffend
- 1845 Nr. 5 Glück auf!
- 1845 Nr. 9. 10 Das Jahr 1845 und die nordamerikanische Sache
- 1846 Nr. 1 Ein Wort zum Jahrgang 1846
- 1846 Nr. 2—5 Zur Geschichte der lutherischen Kirche Nordamerikas
- 1846 Nr. 4. 5 Über die Wichtigkeit der englischen Sprache für die lutherische Kirche Nordamerikas
- 1846 Nr. 12 Kirchliche Almanachs der Amerikaner
- 1847 Nr. 1 Ein Wort vom Auswandern
- 1847 Nr. 2 Worauf es in diesem Jahre ankommt
- 1847 Nr. 4 Schmach für die Deutschen in Nordamerika

Von einem Segen, welchen unsere Nothhelfer in Nordamerika jedenfalls bringen können

- 1848 Nr. 4 Staber Verein zur Unterstützung der deutsch-prot. Kirche in Nordamerika
- 1848 Nr. 6 Übergabe des Seminars zu Fort Wayne an die Synode unserer Freunde in Missour, Ohio usw. [darin ein von Löhbe unterzeichneter Brief an den Präses der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri usw.]
- 1848 Nr. 11. 12 Ein Versuch, auf die deutsche Auswanderung nach Nordamerika und auf die dortige Kolonisation kirchlich einzuwirken
- 1849 Nr. 3 Zurückweisung eines Angriffs auf die deutsch-lutherische Mission in Nordamerika
- 1850 Nr. 1 Die nordamerikanische Aufgabe nach ihrer Gestaltung im Anfang des Jahres 1850
- 1850 Nr. 4—5 Die lutherischen Missionsstationen unter den roten Indianern in Michigan, Nordamerika
- 1850 Nr. 5 Die deutsch-lutherischen Kolonien in Michigan und ihr Verhältnis zur äußern und innern Mission
- 1850 Nr. 8 Kirchenordnung der Gemeinde Frankenhilf in Nordamerika
- 1851 Nr. 1 Von der Lebensregung in der lutherischen Kirche und für sie
- 1851 Nr. 3. 4 Unser frommes Verhalten zur Synode von Missouri
- 1851 Nr. 5. 6 Einiges über die Heidenmission in Michigan
- 1851 Nr. 12 Zur Prüfung, Widerlegung und Würdigung
- 1852 Nr. 4. 5 Zum Schelwigischen Aufsatz
- 1852 Nr. 5 An die luth. Gemeinden in der Grafschaft Saginaw
- 1852 Nr. 7—11 Neueste Nachrichten von den deutsch-lutherischen Kolonien im Saginawtal
- 1853 Nr. 1. 2 Aufgabe unserer amerikanischen Thätigkeit im Anfange des Jahres 1853
- 1853 Nr. 2 Frage an die Söhne und Töchter der gebildeten Stände
- 1853 Nr. 9 Bericht über die Verlegung der bisherigen Nürnbergger Missionsanstalt nach Neuenbottelsau
- 1853 Nr. 12 Kolonisationskapital, Pilgerhaus und Schullehrerseminar, bisher zu Saginaw-City
- 1855 Nr. 5 Hervorgerufene Erklärung über die Thätigkeit der Neuenbottelsauer Missionschule für Heidenmission und über die Verbindung unserer Thätigkeit in Amerika mit der Heidenmission
- 1861 Nr. 12 Ein Märtyrer der Mission am Deercreef

Es handelt sich in diesem Verzeichniss, wie gesagt, nur um solche Beiträge in *AM*, bei denen Löhbes Urheberschaft belegt werden kann. Auslassungen und Seblbeurteilungen können nicht ausgeschlossen werden. — Die drei Aufsätze aus den Beiblättern wie auch die Beiträge und die Auszüge aus den *AM* selbst wurden nach dem gedruckten Text wiedergegeben; unchriftlich war keiner vorhanden.

b. Einzelheiten

1.

Warum bekenne ich mich zur lutherischen Kirche?

1846

Der Aufsatz erschien in der Reihe „Mitteilungen über die lutherische Kirche aller Lande“ als Beiblatt Nr. 1 zur ersten Nummer des Jahrgangs 1846 der RM. Verfasser ist Löbe, s. Brf. an Wucherer 14. 12. 45 LA 3707. Am 25. 5. 47 (LA 3720) erzählt Löbe, ein Freund (Weiermüller im Elsaß) habe ein beistimmendes Gedicht zu diesem Aufsatz geschrieben.

2.

Etwas über Kirchengemeinschaft

1846

Es ist Beiblatt Nr. 2 in der gleichen Reihe. Löbes Urheberschaft ist in diesem Fall nicht durch briefliche oder andere Nachrichten nachzuweisen. Aber der Vorschlag, eine Art Kirchenpaß einzuführen (s. S. 227 Z. 31 ff.), entspricht inhaltlich ganz einem Gedanken, den Löbe auch an anderer Stelle vertreten hat (s. VII,2 S. 605 Z. 11 ff.), und ein „Geistlich Wanderbüchlein für lutherische Christen“ (s. S. 229 Z. 3) hat er selbst drucken lassen, s. Brf. 3. 3. 53 LA 3760; 4. 5. 53 LA 3762. Das immanente Zeugnis für die Urheberschaft erscheint hinreichend.

3.

Eine Verteidigung

1847

Das Beiblatt erschien im Jahrgang 1847 der RM, als der Plan einer Erweiterung des Blattes wieder aufgegeben war, als das vorletzte der geplanten Reihe. Es stammt von Löbe, s. Brf. 19. 4. 47 LA 3718.

II. Judenmission

A. Allgemeines

Das Missionsgebiet, an das sich die Utkirche zuerst gewiesen sah, gemäß der Regel ihres Herrn Matth. 10, 6; 15, 24, war die Judenheit (Apg. 3, 20; 13, 40a; 18, 5; f. auch Löbe, Aphorismen über die neutestamentlichen Ämter II, Abf. 1, V S. 259 Z. 58 — S. 200 Z. 7). In Röm. 9—11 trat Paulus den Heidenchristen gegenüber für Israel ein. Nach dem Bar Kochba-Aufstand (132—135) schloß sich das Judentum gegen die universalistische Kirche in nationalistische Enge ab; der Talmud (um 400 n. Chr. abgeschlossen) schuf eine unüberwindliche Schranke. Seitdem war die Judenmission auf Einzelerfolge angewiesen; gewaltsame Massenbetehrungen im Mittelalter und manche späteren aus gesellschaftlichen Gründen erfolgenden Konversionen hatten nichts mit Mission zu tun. — Für Luthers Stellung zur Judenheit ist seine Schrift „Daß Jesus ein geborener Jude gewesen“ (1523) ein gültigeres Zeugnis als seine aus der Enttäuschung erwachsenen Kampfschriften gegen die Juden. — Erst im Pietismus erwachte unter eschatologischem Aspekt wieder tätige Teilnahme für das religiöse Geschick des heillos gewordenen Heilsvolkes; doch dauerte es bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, ehe eine geordnete Missionsarbeit an Israel begann.

Über das Verhältnis Löbes zu den Juden und seine Stellung zu und in der Judenmission hat Martin Wittenberg in seiner Monographie „Wilhelm Löbe und die Juden“ (Freimund-Verlag 1954) die Ergebnisse umfassender Untersuchungen bekanntgemacht; weitere Schriften zum Gegenstand, die er dieser vorausgeben und nachfolgen ließ (Gottes Weg mit Israel, 1953, und Zeugnis von Israel, 1956, im gleichen Verlag) haben die Forschungen erweitert und vertieft. Unsere Erläuterungen, die ihrer Aufgabe nach sich auf Löbes eigene Äußerungen beschränken, erheben nicht den Anspruch, neue Ergebnisse darzubieten.

Daß er „unter Juden aufgewachsen“ ist und sich an Missionsgesprächen mit ihnen beteiligt hat, bezeugt Löbe selbst, f. S. 248 Z. 25 ff.; daß er von Kind auf jüdische Bräuche kannte, erzählt er in seiner Jugendbiographie (DI S. 14). Sein Tagebuch 1831 vermerkt vielfältige persönliche Berührungen mit Juden, und die Einträge lassen erkennen, daß es sich dabei nicht um oberflächlich gesellschaftliche Begegnungen handelte, sondern Löbe sich um ernsthafte Gespräche bemühte, solche gern an der jüdischen Begräbnisstätte, etwa an Sabbattagen suchte (z. B. Tgb. 18. 6. und 25. 6. 31). Mehrmals war er in der Fürther Synagoge, auch während des Gottesdienstes (18. 6., 25. 6., 15. 10. 31). Er fand aber die „neumodische“ Art seltsam, ja lächerlich (Tgb. 18. 6. 31); Wittenberg weist darauf hin, daß damals das Reformjudentum in Fürth einflußreiche Vertreter hatte (f. Löbe und die Juden, S. 13). Bei diesen Synagogenbesuchen begleitete er manchmal den Judenmissionar Goldberg (Tgb. 18. 6. 31); während seiner Studienzeit in Berlin war er mit der dortigen Judenmissionsgesellschaft in Verbindung gekommen und las deren Berichte (Tgb. 20. 3. 31). Auffällig ist die wiederholte Notiz, er lerne mit jungen Handwerkern Hebräisch. M. Wittenberg bietet dafür eine einleuchtende Erklärung: Im Basler Verein der Freunde Israels geschah das gleiche mit dem jiddischen Idiom, um christlichen Handwerkern das Rüstzeug für Gespräche mit Juden über die messianischen Weissagungen zu geben; Wittenberg hält für möglich, daß Löbes Versuch dafür als Vorbild gedient habe (Zeugnis von Israel, S. 53). Jedenfalls ist das missionarische Interesse in Löbes Verhältnis zum Judentum unverkennbar.

Über das enttäuschende Erlebnis Löbes mit dem nach seiner Taufe zum Judentum zurückgekehrten S. S. Sulzberger berichtet Einzner aus Löbes Nürnberger Zeit (DI S. 303 ff.). Freude erlebte Löbe dagegen an den von ihm für die Taufe vorbereiteten und am Pfingstfest 1836 in Windsbach getauften jungen Lehrer Baumgart. Die Gesamtausgabe gibt die „Reden bei der Taufe eines jüdischen Jünglings“ wieder (f. S. 236 ff.). Noch einmal hat Löbe einen Menschen vom Judentum zum Evangelium

führen dürfen, nämlich die junge Jüdin Wilhelmine Meyer aus Weimersheim, die jedoch erst nach seinem Tode getauft wurde (vgl. den Bericht der Diakonisse Schwester Theresie [Stählin], Aorrb. 1872 Nr. 3, dazu ThSt I 2. 12. 71; 24. 2. 72). Im übrigen ist nicht zu erkennen, daß Löhe sich an der organisierten Judenmission betheiligte; zu einer engeren Verbindung zwischen ihm und dem bayerischen Verein für Judenmission, der seit 1849 unter der Leitung von Deligisch stand (Simon S. 630), scheint es zunächst nicht gekommen zu sein (s. S. 250 f. 38 ff.)*). Das bedeutet aber nicht ein Nachlassen der inneren Theilnahme. In Löhes Schreibalmanach für das Jahr 1853 steht am Sonntag, 27. Juni die Notiz: „Deligisch' Geschenk ‚Lieder der Liebe‘. Feuer für die Liebe zu Israel!“ Vorher ist der Besuch des Judenmissionars Dr. Adelberg notiert (am 14. 1. 59 schrieb Löhe an Marianne, daß er ihn gern nach Odessa schicken wollte, „eine Judenmission zu eröffnen“, A 7489a); Adelberg hat vermutlich das Geschenk überbracht. Am Mittwoch darauf, 30. 6. 53, ist eingetragen: „Gebet (litaneiartiges) für Israel diktiert.“ (S. VII, 2 S. 732.)

Vgl. dazu ThSt I 2. 7. 58: „Die ganze letzte Woche war der Sohn eines getauften Juden hier, der seine beiden Schwestern besuchte, ein äußerst interessanter Mann, der die Veranlassung gab, daß vorigen Sonntagnachmittag sich das Gespräch im Pfarrhaus um das Volk Israel drehte. Infolgedessen tilgte Herr Pfarrer beim Abendgottesdienst, wie er sagte, eine alte Schuld, die er gegen uns gehabt, indem er uns vorschlug, von nun an auch Missionarin von den Juden zu werden durch unser Gebet, das wir von jetzt an jeden Mittwochabend für die Befehrung Israels zum Herrn richten wollen. Dazu diktierte uns Herr Pfarrer nun auch eine Litanei... Gestern lasen wir in unserem Kapitel... die Vorrede von Deligisch zu dem kleinen Büchlein: Israels Weg zur Herrlichkeit... Es ist ganz herrlich, besonders eben die Vorrede.“

Es sind die Jahre, in welchen Löhe seinen Diakonissenschülerinnen sein großes Diktat „Von der Barmherzigkeit“ gab und darin mit großer Wärme die Heilsgeschichte Gottes mit Israel beschrieb (Zweites Kapitel, f. S. 470 ff.); die Judenmission gilt ihm als „der innerste Kreis, ja Mittelpunkt“ der Mission (f. S. 484 f. 41 f.). Löhes „Liebe zu Israel“ hat wohl auch seinen Vitar Fr. W. Weber ermutigt, ihn 1860 um das Vorwort zu dem Buch Hermann der Prämonstratenser zu bitten (f. S. 246 ff.). Zwei Jahre später gab die „Gesellschaft“ Löhes Traktat „Ansprache an die Brüder in Sachen der Judenmission“ heraus. Die in diesem Band vereinigten drei Schriften, dazu die Mittwochsgedete für Israel in VII, 2 S. 542 ff. sind die einzigen literarischen Äußerungen Löhes zum Thema. M. Wittenberg weist daneben auf Abendmahlspredigten Löhes hin, die dem Bearbeiter nicht zur Verfügung standen, sowie auf die eschatologische Predigt über Phil. 3, 7—11 (f. VI S. 693 ff.).

Die biblisch-theologische Grundlegung des christlichen Verhältnisses zum Judentum, wie Löhe es sah, ist am knappsten und zugleich umfassendsten dargestellt in den „Mittwochsgedeten“; sie reicht von der geschichtlichen Herkunft des Heilands aus dem Samen Davids bis zu der Verheißung endzeitlicher Herrlichkeit für Zion. Als den praktischen Dienst, den ein Christ leisten kann, nennt Löhe in der „Ansprache usw.“ die „Mission der Einfalt und der Liebe“; damit werden alle theoretischen Erwägungen zurückgeführt auf das schlichte persönliche Handeln.

B. Einzelheiten

1.

Keden bei der Taufe eines jüdischen Jünglings

1836

a. Allgemeines

Löhe, damals Pfarrverweser in Bertholdsdorf, hielt die Keden am Pfingstsonntag, 22. 5. 36, nachmittags in der Kirche zu Windsbach (Brsf. an Raumer 27. 4. 36

*) Daß Löhe Fühlung mit diesen und anderen Kreisen von Freunden der Judenmission hatte, etwa mit denen in Jürth und Nürnberg (Pfarrer Stenger!), soll damit nicht ausgeschlossen werden; doch geben die uns vorliegenden Äußerungen Löhes darüber keine Auskunft.

LA 6558a) bei der Taufe des zuvor von ihm unterrichteten jungen Lehrers Baumgart, der bei seiner Taufe die Vornamen Paul Israel erhielt. „Baumgarts Taufe ist so tumultuarisch abgegangen, daß ich nicht genug bereuen kann, in die Translokation[?] gewilligt zu haben. Ich selbst wußte oft nicht mehr, was ich zur Taufe geschrieben hatte; doch fand ich meine Ruhe im hl. Mahl, und B. wurde obnedies nicht draus gebracht“, schrieb Löhe an Merkel, der sich in Nürnberg um Baumgart angenommen hatte (Brsf. 28. 5. 36 LA 8829b; dazu an denselben 21. 5. 36 LA 8828b). Baumgart ließ sich späterhin aus eigenem Entschluß von Löhe für den Dienst als Lehrer an deutschen Schulen in Nordamerika vorbereiten und reiste am 18. 9. 43 dorthin aus. Seinen von ihm aufgeschriebenen Lebenslauf ließ Löhe in KMN 1843 Nr. 7 veröffentlichen (Brsf. 4. 9. 43 LA 6575a; 23. 9. 43 LA 8683); die Überschrift „Hoffnung für Columbus“ weist auf die Bestimmung hin, mit der Baumgart nach Nordamerika ging: „Ersts Schule in Columbus wieder aufnehmen und nach einer ihm von uns gegebenen Instruktion (s. KMN 1843 Nr. 8; vgl. III,2 S. 764 f., „Einfache Anweisung“) als völlige, mit der englischen Schule rivalisierende Freischule in größerem Maßstab fortzuführen“ (Brsf. 1. 9. 43 LA 6383b). Nach einem Brs. vom 22. 6. 46 (LA 8633a) war Baumgart dann Lehrer in Baltimore, und es wurde ihm geraten, er solle im Auge behalten, Pfarrer zu werden. Ob und wo er als solcher gewirkt hat, ist nicht zu ersehen. — Die Reden sind im Hombl. 1836 Nr. 49 gedruckt; urschriftlich sind sie nicht vorhanden.

b. Einzelheiten

- 241 20 gefunden haben / so!
 245 36 Land Tod / 1. Mose 4, 16.
 37 Japhethshände / 1. Mose 9, 37.

2.

Vorwort zu S. W. Webers „Hermann der Prämonstratenser“ 1861

a. Allgemeines

Der Titel des Buches ist: Hermann der Prämonstratenser oder die Juden und die Kirche des Mittelalters von Dr. S. W. Weber, Vikarius in Neuendettelsau. Mit einem Vorwort von Wilhelm Löhe, luth. Pfarrer in Neuendettelsau. Erschienen ist es 1861 bei Beck in Tübingen. Sein Motto — auf der dritten Seite — lautet: Den Freunden der Hoffnung Israels. Röm. 11, 25—32. Über die Entstehung des Vorworts gibt dieses selbst Auskunft. Urschriftliches lag nicht vor.

b. Einzelheiten

- 249 10 Fallazien / vom lateinischen fallacia, Trug, Täuschung.
 11 Wahrlich — eifern. / s. VI S. 832 ff.; D III S. 108 ff.

3.

Ansprache an die Brüder in Sachen der Judenmission 1862

a. Allgemeines

Im Tagebuch 30. 12. 61 — April 62 stehen zweimal Notizen zur Judenmission, nämlich am 3. 1. 62 und 25. 3. 62. Sie können als Vorarbeiten für die „Ansprache“ gelten und enthalten nichts grundsätzlich anderes als diese. Auf der Titelseite des

15 Seiten Oktav starken Hefstehens steht obenan: Abt. II der G. f. i. M. i. S. d. l. K. — I,5.*) Abteilung II der Gesellschaft ist „Innere Mission durch Verbreitung von Schriften“; die Leitung hatte Löhe. Das Schriftchen gehört also in die Reihe der Traktate. Ein unmittelbarer Anlaß zu seiner Herausgabe ist nicht zu erkennen; die Ursache lag wohl in Löhes eigenem Ergriffensein von der Sache, um die es ging, und in dem Wunsch, seine Erfahrungen und gründlichen Überlegungen den Brüdern nutzbar zu machen. — Unser Text entspricht der gedruckten Ausgabe; urschriftlich stand (außer den genannten Tagebuchnotizen) nichts zur Verfügung.

b. Einzelheiten

- 255 8 angreifen / so! Soll es heißen anpreisen?
 A Du wird — Karfreitagsgebet. / s. VII,1 S. 214*
 9 eine alte Schrift / welche?

*) Diese Bezifferung I,5 bezieht sich nicht auf die in Gef. Werke III,1 S. 618 erwähnte erste von zwei Serien von Traktaten, die Löhe nach 1860 herausgab. Neben der Herausgabe dieser zwei Serien ging offenbar die von Traktaten durch die Gesellschaft weiter. In dieser Herausgabe der Gesellschaft gab es zwei Reihen, die durch die römischen Ziffern I und II unterschieden wurden, was sich wohl auf die beiden ersten Abteilungen der Gesellschaft bezog. I,5 heißt in diesem Fall: Traktat Nr. 5 unter den von Abtl. I der Gesellschaft herausgegebenen Traktaten. Im übrigen ist die Bezifferung der Traktate, die durch die Gesellschaft und Löhe herausgegeben wurden, ein noch nicht aufgeklärtes Problem. Wenn auch nicht in dem Fall der „Ansprache an die Brüder“, so sind dennoch in anderen Fällen Überschneidungen in der Bezifferung vorhanden, die noch nicht restlos geklärt werden konnten. Vgl. zum Ganzen: Martin Wittenberg, Wilhelm Löhe und die Juden, Neudettelsau 1954 S. 92 Anm. 197. — Gef. Werke III,1 S. 609 ff. — Insp. Zahn, Zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft. Aus der Geschichte des Verlags in: Freimund. Kirchl.-politisches Wochenblatt für Stadt und Land 1924 S. 160 ff. Der Herausgeber.

Diakonie

A. Allgemeines

Diakonie ist jeder Dienst in der Kirche, der im Geiste des Dienstes Jesu Christi gemeint ist und ausgeübt wird. Das Amt der Diakonie oder das Diakonat in der spezifischen Form, wie die Urgemeinde es hatte, nimmt in Löhes Plänen für den Neubau der Kirche eine wichtige Stelle ein. Seine Schriften aus den Kampffahren 1848—51 heben die Bedeutung des Diakonats für das Leben der Kirche nachdrücklich hervor; sein biblisches Bild, das sie entwerfen, hat die folgenden Grundzüge (vgl. vor allem den Entwurf eines Katechismus des apostolischen Lebens und die Aphorismen über die neutestamentlichen Ämter, s. V Kap. V und VI).

Nach Apg. 6 zweigte sich vom Apostolat das Diakonat als das Helfers- und Dienerramt ab, vom Presbyterat, dem Amt des Wortes und Gebetes, ausdrücklich geschieden, kein „geistliches Hilfsamt“, doch „ein heiliges Kirchenamt“. „Zur Gemeinschaft gehört das Helferramt, zur *κοινωνία* die *διακονία*.“ Aufgabe der Diakonen ist „die Armenpflege im Sinne und Geiste der Kirche“, welche „die Armen jeder Art, Kinder und Witwen, Gesunde und Kranke, Lebende und Sterbende“ umfaßt; das gilt auch für die weiblichen Diakonen oder Diakonissen im Neuen Testament. Das Diakonat ist an sich „ein örtliches Amt“, aber wie alle Gemeinden gegenseitig *κοινωνία* üben, so erstreckt sich auch die Diakonie über die ganze Kirche. Während das Presbyterat seine Analogien im Judentum hatte, „ist die Gemeinschaft, die *κοινωνία*, und ihr Amt, die *διακονία*, etwas Neues, dem Christentum Eigenes, worin sich der neue Geist des neuen Einen Leibes Christi, der Geist der Liebe, aufs schönste ausspricht“. — Wie Löhse sich den Einbau des Diakonats in die Landeskirche und ihre Gemeinden dachte, geht aus seiner Petition an die Generalsynode 1849 hervor, in der er u. a. beantragte, „daß die drohende Institution weltlicher Kirchenvorstände von der hochwürdigen Generalsynode desavouiert und dafür die Diakonie nach Sinn und Vorbild des Neuen Testaments empfohlen und, wo möglich, eingeführt werde, da diese den Gemeinden alle Vorteile gewähren kann, welche man von den weltlichen Kirchenvorstehern hoffe, ohne die Nachteile, mit welchen diese das heilige Amt bedrohen, fürchten zu lassen“ (s. V S. 339).

Wie das Nordamerikawerk Löhse von Anfang an diakonischen Charakter hatte — folgerichtig taten späterhin Neuendettelsauer Diakonissen dort ihren Dienst (im Seminar Dubuque, s. RM 1857 Nr. 7) —, so wünschte Löhse auch die Verfassung der jungen deutsch-lutherischen Gemeinden in diesem Sinn zu gestalten. „Mir kommt's auf den rechten Unterschied von Presbyterat und Diakonat, auf das rechte Verhältnis von Diakonie zur weltlichen Gemeinde, auf die Einheit der Darstellung aller gleichgläubigen Gemeinden und auf die edle Pädagogik eines organischen Kirchenregiments an. Die Parität der Presbyter bleibt dabei gewiß. Die Diakonie wird geistlich und die nährliche Geschichte von den Vorstehern, Ältesten und Truften geht in die Diakonie auf, wie es sein soll.“ (Bf. an Dr. Eihler 22. 6. 46 RM 8611a.)

Löhse Bemühen um diakonisches Leben in den Gemeinden geschah „in dem größten Rahmen seiner Liebe zur rechtgläubigen Kirche“ (Schober a. a. O. S. 5) und war zugleich zeitgeschichtlich bestimmt. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist kirchengeschichtlich gekennzeichnet durch das Aufleben kirchlich-sozialer und karitativer Tätigkeit. Eine ungewohnte Erscheinung ist, daß nun auch Frauen in diese Tätigkeit eintreten, nicht bloß als einzelne, sondern als Genossenschaften. Das Bild der Diakonisse, der in der Liebe Christi dienenden Frau, der Utkirche vertraut, war der Christenheit nie ganz verloren gegangen. Auf deutschem Boden erwachte das Diakonat der Frauen nun in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts zu einem neuen, kraftvollen Leben, und zwar gilt das für beide große Kirchen. Der katholische Kirchenhistoriker Ludwig Hertling, SJ, bezeichnet die Zahl der im 19. Jahrhundert gegründeten katholischen Schwesternschaften als unüberschbar und sagt, man könne

von einem „Ordenstyp des 19. Jahrhunderts“ sprechen, insofern die neuen Kongregationen eine Entwicklung des 17. Jahrhunderts fortsetzten: Selbstheiligung der einzelnen weniger durch Strenge der Lebensweise als durch ernste Berufsarbeit, starke Betonung der Innerlichkeit durch betrachtendes Gebet, straffe Organisation und Freizügigkeit im Dienste der Arbeit. (Geschichte der katholischen Kirche. Morus-Verlag Berlin, 3. Aufl. 1960 S. 416 ff.) Die hier angesprochene Entwicklung ist die durch die Vinzentinerinnen bzw. die parallele Stiftung der Schwestern des hl. Vorkramäus, die Vorkramäerinnen in Frankreich bestimmte*), die als „Barmherzige Schwestern“ seit 1804 Niederlassungen in Deutschland haben und deren Tätigkeit als „das Wirken der modernen apostolischen Frau“ charakterisiert wird (A. Schubert, Kirchengeschichte. Kempen 1958 S. 719**). Um die gleiche Zeit setzte auf evang.-kirchlichem Boden die Bewegung ein, die eine Erneuerung der weiblichen Diaconie zum Ziele hatte — Namen wie Graf v. d. Recke, Pastor Klönne, Amalie Sieveking, Johs. Gloßner klingen an —, und diese Bewegung war von einer nicht geringeren Intensität. Liest man etwa Klemens Brentanos 1831 erschienenes Buch über die barmherzigen Schwestern von Nancy, so meint man seitenslang Löhre zu vernehmen; das liegt nicht nur an der beiden Männern gemeinsamen Sprache der Romantik, sondern ist der Ausdruck einer gleichen Erfgriffenheit, der Begeisterung für die Diaconie der Frauen. An nachahmende Abhängigkeit der evangelischen Unternehmungen und Einrichtungen zu denken, wäre abwegig; Anregungen in Einzelheiten sind nicht auszuschließen und werden nicht bestritten, doch im Grundsächlichen ist der evangelische Frauendienst innerlich auf einen ganz anderen Boden gestellt als der römisch-katholische***). Die Parallelität ist wohl als ein Phänomen ökumenischen Charakters anzusprechen. (Konvergenz religionsgeschichtlicher Typen?)

In dem Zeitabschnitt, der für die weibliche Diaconie den Beginn einer neuen Epoche brachte, vollzog sich im ganzen Volksleben ein Umbruch. Es ergaben sich die sozialen Verhältnisse, die Löhre in seinem Vortrag über „Die innere Mission im allgemeinen“ geschildert hat (f. S. 180 f.). Zumal für das Leben der Frau war die Wandlung von einschneidender Wirkung; mochte sie in den Löhre vertrauten ländlichen Verhältnissen nicht so stark hervorgetreten sein wie in den Städten, so mußte Löhre doch von einer sehr nüchternen Beurteilung der Lage „des weiblichen Mittelstandes auf dem platten Lande“ ausgehen, als er in seinem „Bedenken“ zur weiblichen Diaconie aufrief. Aber die entscheidenden Motive für die Erneuerung der Diaconie, des Liebeswillens der Kirche, lagen nicht in der Zeitenwende, in den Umweltinflüssen und dem soziologischen Strukturwandel; das alles konnte nur zu einer säkularen Frauenbewegung führen. Vielmehr war von entscheidendem Einfluß, daß die Erschütterungen durch die Zeiträufe Kräfte in Bewegung setzten, die unter der verflachten und verwässerten Religiosität der Aufklärung verschüttet gewesen waren: die unverlorene Substanz einer Volksfrömmigkeit christlicher Herkunft brach hervor, und es war eine tatkräftige Frömmigkeit, die sich zum Dienst verpflichtet wußte. Löhre hat in seinem ersten Bericht über den Bestand der Diaconissenanstalt Neumettelsau 1855 diese Zusammenhänge geschichtstheologisch aufgebellt: „Wie eine jede Zeit ihre besonderen Sünden und Nöte hat, so auch jede ihre besonderen Gnadengaben und Früchte des heiligen Geistes. Unsere Zeit ist heimgesucht von einer großen

*) Vgl. Löhre, Von der Barmherzigkeit, § 67 (S. 515 f.).

**) „Das kühne Wagnis, die gottgeweihten Jungfrauen ohne den Schutz der Klausur mitten in die Welt hineinzu stellen — eine zeitgemäße Erneuerung des altkirchlichen Diaconisseninstituts —, hat sich glänzend bewährt.“ Junz-Bihlmeyer, Kirchengeschichte. 8. u. 9. Aufl. Paderborn 1934. Bd. III S. 81. (Die Gleichstellung mit den altkirchlichen Verhältnissen würde Löhre allerdings ablehnen. S. 4.)

***) Löhre, Von der Barmherzigkeit, § 72 (f. S. 519) nennt die Diaconissin des 19. Jahrhunderts „ein protestantisches Nachbild der römisch-katholischen barmherzigen Schwester“. Ein Entwurf zu dieser Stelle Tgb. Febr. 59 vermeidet den mißverständlichen Ausdruck „Nachbild“ und schreibt statt dessen „protest. Nebenbild (Seitenstück) zu der röm. barmh. Schw.“. Damit scheint das Wort „Nachbild“ deutlich interpretiert. — Vgl. auch ebda. § 68 (S. 516 f.).

Last Leiblicher Not und Verkommenheit, welche eine gerechte Strafe ihrer eigenen Sünden und der Sünden bereits abgetretener Geschlechter genannt werden muß. Unsere Zeit hat aber auch von dem heiligen Geist eine besondere Anregung zur Hilfeleistung in dieser Not empfangen, weshalb auch allenthalben die mannigfaltigsten wohlthätigen Anstalten entstanden sind und entstehen und durch die Beihilfe christlicher Barmherzigkeit in Stand und Werk erhalten werden. Nicht die geringsten unter diesen Anstalten sind in der römischen Kirche der weitverbreitete Orden der barmherzigen Schwestern und in der unierten die von Pfarrer Gledner zu Kaiserswerth errichtete Diakonissenanstalt mit ihren Filialen.“ In einem Notizbuch Löhes steht ohne Zusammenhang, wie ein rasch notierter Gedanke, der Satz: „Der ordo diaconissarum hängt mit der Hebung des weiblichen Geschlechts durch das Christentum überhaupt zusammen.“ Das will sagen, das Evangelium habe nicht nur der Frau die Gotteskindschaft geschenkt, sondern sie auch reif gemacht für die Diakonie.

In seinem Diakonissendiktat „Von der Barmherzigkeit“ (§ 69, f. S. 517 f.) zeigt Löhe, wie die ersten großen Werke der inneren Mission auf dem Boden des Pietismus, der „Erweckung“ erwachsen sind. Von seinem eigenen Diakonissenwerk kann das jedoch nicht in gleicher Weise gesagt werden. Seine fromme Jugend war von der Erweckungsbewegung beeinflusst und etwas von ihrem Geist ist ihm eigen geblieben; daß er über sie hinausgewachsen ist, zeigten schon die Auseinandersetzungen um einen lutherischen Missionsverein für Bayern in den vierziger Jahren. Er vermißte in der Subjektivität der Erweckungsfrömmigkeit das, was seinem theologischen Denken und seinem Glaubensleben Mittelpunkt und Kraftquelle war: die Bindung an die Kirche des dritten Glaubensartikels. Hier wird erkennbar, daß „eine Erweckungsbewegung der Kirche die Erweckung durch persönliche Einzelbelehrung ablöste“ (Heint. Hermelink, Das Christentum in der Menschheitsgeschichte. Stuttgart 1951—55. 1. Bd. S. 473). „Löhe hat von Anfang an ganz klar den Ansatz der Diakonie bei der Kirche“ (Hans Lauener, Der Ansatz der Diakonie bei Löhe. Die Innere Mission. 33. Jgg. 1938 Heft 5. S. 94); die Gemeinde sollte das Substrat der Diakonie sein, der Verein, zu welchem Löhe aufrief, nur der Weg, die Gemeinde zu aktivieren; darum in der lutherischen Kirche ein lutherischer Verein und die Diakonie ein kirchliches Amt (ebda S. 95 ff.). Das biblische Urbild tritt zutage: zur *διακονία* gehört die *διακονία*; Diakonie ist, wie alle Mission, eine Lebensäußerung der Kirche. Darin wußte sich Löhe, bei aller Hochschätzung ihrer Werte, von Gledner und Wichern geschieden. So ist es zu verstehen, wenn er am 4. 5. 53 (LA 3762) an Wucherer schrieb: „Schade, daß die Gledner'sche Diakonissensache, die eine Macht geworden, nicht kirchlicher ist.“ Wicherns Plan der inneren Mission fand er „verfänglich und gefährlich“, weil er „die Konfession (i. e. die Wahrheit) in Vergessenheit zurückdrängt, Werkerei, die leicht auch von völlig unchristlichen Leuten affektiert werden kann, Herr über den Glauben wird“ und schließlich „die Kirche gesprengt wird“. „Gegen den Wichern'schen Plan ist mein ‚Vorschlag‘ und ‚Katechismus des apostolischen Lebens‘ ein Lied im höhern Chor. Er fordert Christen, dadurch ist er schwerer; aber er schließt alles ein, schriftmäßig und kirchlich, was Wichern in großartigem Mechanismus erstrebt“ (Bf. an Raumer 9. 7. 48 LA 93). Von seinem Ansatz aus konnte Löhe Gledners und Wicherns Einrichtungen nur als „karisierende Diakonens- und Diakonisseneinfügungen“ ansehen, durch welche „das große pium desiderium der jetzigen Zeit nicht erfüllt wird“ (f. V S. 303), weil sie nicht organisch mit der Kirche verwachsen seien, sondern neben ihr stünden. (Vgl. dazu Karl Holl, Die Bedeutung der großen Kriege für das religiöse und kirchliche Leben innerhalb des deutschen Protestantismus. Tübingen 1917. S. 109 ff.)

In seinem „Bericht der Gesellschaft für innere Mission usw. 1850/51“ schrieb Löhe: „Das, was sie heutzutage innere Mission nennen, hat eben seine Stufen und Grenzen. Es ist wie mit den konzentrischen Kreisen, wie mit den Wellen, die ein fallender Stein im Teiche bildet. Da ist ein weitester Kreis: er heißt m e n s c h l i c h ; ein engerer, zweiter, der heißt c h r i s t l i c h , und ein dritter, engster, der heißt k i r c h l i c h ; und im Zentrum von allem ist Jesus, der nach dem Maße der Empfänglichkeit aller seine Strahlen in alle Kreise schickt, Strahlen der Gnade und des Segens. Steure dem Bettel, das ist menschlich, nicht widerchristlich. Hilf allen Kranken und weise sie zum

Heiland, es ist christlich. Aber vergiß nicht, daß das Christliche in seiner Vollendung zum Kirchlichen wird und daß, wenn du mit allen Menschen durch ein allgemeines Band, mit allen Christen durch das Band der Taufe verbunden bist, dich nichtsdestoweniger das engste und vollkommenste Band mit denen einigt, mit welchen du den Leib und das Blut des Herrn geniehest, in der Abendmahlsgemeinschaft stehst und Christi Menschheit umfassest. Vergiß nicht, daß die allgemeine Liebe erst aus der Bruderkiebe fließt (2. Petr. 1, 7) und daß du den göttlichen Befehl hast, allen Menschen Gutes zu tun, allermeist aber des Glaubens Genossen.“

Sinn und Absicht seiner eigenen Gründung hat Löhe in einer von zweiter Hand, doch glaubhaft überlieferten Erklärung gedeutet: „Wenn man wissen will, was wir eigentlich wollten, so muß man die Diakonissenanstalt ansehen, nur muß man nicht bloß an die Schwestern denken. Wir wollten eine apostolisch-episcopale Brüderkirche. Das Luthertum ist uns nicht Parteisache. Worin wir aus voller Seele lutherisch sind, das ist das Sakrament und die Lehre von der Rechtfertigung.“ (Letzte Stunden, Tod und Begräbnis des hochwürdigen Herrn Pfarrers Wilhelm Löhe in Neuendettelsau. Anonym [Johs. Deinger]; o. Jz. S. 16.)*) Die konsequent lutherische Grundlage und Ausprägung hat Löhe aber nicht gehindert, das Neuendettelsauer Mutterhaus der Kaiserswerther Konferenz anzuschließen und diesen Anschluß zu rechtfertigen (s. Brüderliche Klage über Gewissensverwirrung. V S. 909 ff., ferner Briefwechsel Löhe-Disselhoff, Acta der Diakonissenanstalt S. 3. 5 Rep. III S. 16 und 17). Löhes Schwesternschaft ist ihrer Idee nach „eine Genossenschaft in dem tiefsten Sinn von communio, die vom Abendmahlstisch ausgeht, vom Opfer Christi lebt, liturgisch, aber in Fucht, Gemeinschaft und Opfer eine Gemeinde bildet“ (K. Schauer, Frauen entdecken ihren Auftrag. Göttingen 1900 S. 87). Darin ist die Säugigkeit dieser Schwesternschaft zur Ekumene begründet. —

Während die Förderung der Heidenmission Löhe schon in seiner Studentenzeit am Herzen lag, ist ihm der Gedanke einer organisierten weiblichen Diakonie erst durch die geschichtliche Entwicklung nahegebracht worden. Versuche und Unternehmungen auf diesem Gebiet sind ihm nicht entgangen, das zeigt sein Tagebucheintrag vom 6. 7. 30: „Anweisung für Diakonissen beschäftigt mich bis zum Abend“; welche Anweisungen es waren, ob etwa die Gliednerschen, ist nicht zu ersehen. Das homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt, an welchem Löhe damals noch mitarbeitete, enthält in Nr. 35 vom 30. August 1837 (S. 548 ff.) einen ausführlichen zustimmenden Bericht über die Diakonissenanstalt in Kaiserswerth samt einer empfehlenden Erklärung der Redaktion. Es spricht nichts dafür, daß Löhe diesen Bericht geschrieben haben könnte, doch ist die Beachtung bemerkenswert, die Gliedners Gründung gerade in diesem Kreis gefunden hat. — Indessen nötigten bald „allerlei Uebelstände“ den Dettelsauer Gemeindepfarrer, auf praktische Hilfe diakonischer Art bedacht zu sein. So wollte er „mit Hilfe Gottes einen Krankenverein aufrichten“ und erkundigte sich, ob man in Frankfurt nichts über die leibliche Krankenpflege in Kaiserswerth wisse (Brf. an Lisette Andrae 10. 9. 40 LA 3521); im gleichen Brief teilt er mit: „Wenn ich eine Person (eine weibliche) finde, welche taugt, werde ich auch eine Zufluchts- und Beschäftigungsanstalt für gefallene Mädchen errichten.“ Solche ein „evangelisches Asyl für Gefallene“ zu gründen, hat er auch der Windsbacher Bezirksynode

*) Dazu V S. 911 3. 35 ff.: „Was ich aber wollte und noch will, ist weiter nichts, als den Beweis liefern, daß der Herr auch meine, der Augsburgischen Konfession sozusagen angestammte Heimat und uns arme Lutheraner deshalb, daß wir das Fähnlein der ungemischten Abendmahlsgemeinschaft emporhielten, weder von der innern Mission noch von der heiligen Diakonie des 19. Jahrhunderts ausschließe, sondern uns trotz allen Widerstandes von nah und fern fördern könne und werde. All unser Tun, wie wenig oder viel es sei, hat keine andere Absicht gehabt und hat noch keine andere, als die schriftlichen Worte unseres allerheiligsten Konsekrators im Sakramente des Altars zu ehren. Unter allen denen, die ihm und seinen Leuten irgendwo dienen, möchten wir arme Leute von Dettelsau alle unsere gesamte Arbeit als einen geringen, aber immer blühenden Kranz des Dankes und des Lobes seinem Altare weihen.“ — Vgl. F. W. Rangenbach, Wilhelm Löhe als organischer Denker. JBRG 31/1 1962 S. 80 ff., bes. S. 101 ff.

im Juli 1840 vorgeschlagen (Brsf. 22. 7. 40 LA 3545a). Schon Ende 1837 rechnete er zu seinem Hauswesen auch zwei Mägde für seine Kinderschule, durch welche letztere er den Müttern den sonntäglichen Kirchgang ohne Sorge um ihre Kinder ermöglichen wollte (Brsf. 28. 11. 37 LA 2731). Daß er als Vikar in Kirchenamtig Gemeindeglieder bewog, Kleidungsstücke für Bedürftige zu arbeiten, lag auf der Linie der inneren Mission (s. V S. 953 Z. 44).

Diese scheinbar sporadischen Unternehmungen hatten ihren inneren Zusammenhang in dem Bestreben Löhes, seine Gemeinde zu einer wirklichen Gemeinschaft zu erziehen, die sich um ihre einzelnen Glieder annimmt. Die kräftige Entwicklung des Diakoniegedankens vollzog sich schließlich in der Verbindung mit Löhes Kampf um die Kirche. Je entschiedener er ihr Wesen als Lebensgemeinschaft erkannte, desto stärker mußte auch das Dringen auf Auswirken dieser Gemeinschaft im Dienst an ihren Gliedern, in der Diakonie werden. Noch bevor die „Gesellschaft für innere Mission usw.“ sich förmlich konstituierte, erst recht nach ihrer Gründung bestanden u. a. in Nürnberg, in Fürth, in Remmungen, auch da und dort in Landgemeinden freiwillige Zusammenschlüsse zu diakonischen Aufgaben, etwa (nach dem Beispiel Amalie Sieveking*) Kranken- und Armenbesuchvereine; siehe den Bericht der „Gesellschaft“ 1850/51 über Innere Mission durch Abhilfe lokaler Uebelstände des geistlichen und leiblichen Lebens, ferner Brs. 30. 7. 49 (LA 991) und 15. 7. 50 (LA 1011) an Bauer.

Daß die Diakonie auch bei Uebelständen des geistlichen Lebens helfen sollte, fand bei Freunden in Hannover Widerspruch; sie meinten: „Die Diakonie gehe aufs Leibliche.“ Darauf erwiderte Löhe in dem genannten Bericht: „Allein wer reiht das auseinander? Leib und Seele sind ja, wie wir alle wissen, zusammengewachsen, wirken auf und durch einander. Das gilt auch von leiblichen und geistlichen Uebeln. Es ist schon wahr. Hier liegt ein sogenannter Lutheraner in Armut und Blöde. Wir sind ihm Engel Gottes, wenn wir ihm Arznei, Speise, Kleidung usw. bringen. Er mag uns nicht mehr, wenn wir von Sünde und Erlösung reden. Sollen wir schweigen, damit wir seine Engel scheinen? Oder sollen wir Gottes Engel und Boten sein, indem wir seinen Leib segnen und mit Vorsicht, Weisheit und Geduld nach dem Heil seiner unsterblichen Seele, des toten Gliedes am Leibe Christi trachten? — Es geht nicht. So eng läßt sich die Diakonie nicht begrenzen. Wenn die ersten Diakonen Männer voll Glaubens und heiligen Geistes sein mußten, die doch mit offenbaren Christen zu tun hatten, wieviel mehr unreife Diakonen, die es meist mit toten Gliedern zu schaffen haben! Wenn jene Glauben und Geist haben mußten, versteht sich, um durch Glauben und Geist die zeitliche Gabe geistlich zu machen und mit ihr himmlische, heilende Weisheit und Rede zu verbinden: wieviel mehr sollte es auch bei uns der Fall sein! Wir wissen das nicht zu scheiden; wohl aber tun wir alles in der innigsten Eintracht mit dem geistlichen Amte und in der fröhlichen Anerkennung desselben.“ (S. 12 f. „von der Eigenschaft der christlichen Diakonie“.)

Nach dem unbefriedigenden Ausgang der Generalsynode äußerte Löhe in kleinem Kreise die Absicht, „nun mit dem apostolischen Katechismus Ernst zu machen, auf Diakonie — Vereinigung der innern und äußern Mission in derselben zu dringen“ (Brsf. an Wucherer 24. 2. 49 LA 3779). In seinem Vortrag über „innere Mission im allgemeinen“ 1850 beklagte er, daß die protestantische Kirche „kein amtliches Diakonat“ habe, und regte „ein freiwilliges Diakonat unter dem Amte des Wortes“ an, wobei die „Gesellschaft“ durch eine ihrer Abteilungen „in eine Art von Archidiakonat über den gemeindlichen Diakonen eintreten“ könnte (s. S. 184 und 186). Daneben dachte er daran, ein „luth. Mädcheninstitut irgendwo — nicht in Nürnberg — zu begründen“ (Brsf. an Bauer 29. 6. 50 LA 1008; 15. 7. 50 LA 1011), und beschäftigte sich mit dem Plan einer „Anstalt für Kretins“, den er brieflich Freunden unterbreitete (15. 1. 53 LA 2628; 24. 1. 53 LA 8648; 1. 2. 53 LA 747; 3. 3. 53

*) Brs. an Bauer 15. 7. 50 (LA 1011): „Bei Ihrer weiblichen Gesellschaft vergessen Sie die Spitäler und deren weibliche Bewohner nicht. Auf den Besuch gebildeter christlicher Frauen an den Orten des Elends lege ich — nachdem ich so viel von Elisabeth Grn, S. Moore, S. Martin, A. Sieveking gelesen — einigen Wert. Die Elenden an ihren Orten aufsuchen und aufsuchen können um Christi willen ist etwas Großes. Ich erinnere mich noch an unsere Armenbesuche hinter der Mauer von Nürnberg, die fest waren, aber doch nicht ohne Segen.“

LA 3760) und der Pastoral Konferenz 21./22. 2. 53 vortrug (s. Corrbibl. 1853 Nr. 4; vgl. III,2 S. 797 „Zur Krankenseelsorge“).

Neben diesem Planen ins Weite ging die Zurüstung der eigenen Gemeinde einher. Am 6. n. Tr. predigte Löhe in Reuth über den Einfluß des Christentums auf die Stellung des Weibes; am Abend des gleichen Sonntags hielt er in Neuendettelsau Männerversammlung für innere Mission (Tgb. 7. 7. 50). Am Montag, 10. 9. 50, war „nachmittags Versammlung zur Gründung eines Frauenvereins“ (s. Tgb.); da wollte Löhe die Frauen und Mädchen der Gegend „mit den Heldinnen der inneren Mission bekanntmachen und sagen, was sie — die Frauen, keine Heldinnen — dienen, wie sie sich vereinigen sollten“ (Brf. an Bauer 29. 6. 50 LA 1008; an Kündinger 16. 9. 50 LA 2830). Am gleichen Tag waren unter den Gästen im Pfarrhaus einige Ehepaare, deren Namen später unter den Helfern und Helferinnen der Muttergesellschaft begegnen. — Über seine Erfahrungen berichtete Löhe Raumer am 15. 1. 51 (LA 99): „Für innere Mission in den Städten ist viel geschrieben worden, innere Mission auf dem Lande ist ebenso nötig, aber schwerer, wie denn alles, Gutes und Böses, auf dem Lande fester sitzt.“ Daß bei aller seiner weitgespannten Tätigkeit in Mission und Diakonie sein Blick doch immer auf die eigene Gemeinde gerichtet blieb, hat er im Jahresbericht der Diakonissenanstalt 1863/64 ausgesprochen: „Was bei der Gründung der Dettelsauer amerikanischen Mission am Anfang der vierziger Jahre beabsichtigt war, war bei der Gründung der Diakonissenanstalt gleichfalls Absicht: nämlich Hebung der Gemeinde Neuendettelsau. Bei der Gründung der Diakonissenanstalt war es insonderheit auf Hebung der weiblichen Bevölkerung abgesehen.“

Im Laufe des Jahres 1853 nahm der Plan, Diakonissen auszubilden und die dazu nötigen Anstalten zu schaffen, feste Gestalt an. „Für das Ausbilden gemeindlicher Diakonissen (gemeindlicher Hebammen) würde ich völlig stimmen“, schrieb Löhe am 4. 3. 53 an Wucherer (LA 3762), und die Pastoral Konferenz in Fürth am 22./23. 5. 53 unterstützte diesen Gedanken.

Corrb. (1853 Nr. 8 S. 99) berichtete darüber: „Eine lutherische Diakonissenanstalt, in der aufopferungsfähige Jungfrauen und Witwen für Krankenpflege und andere Liebesdienste gebildet, vor allem aber in dem rechten einigen Glauben, aus dem die allein rechte Liebe kommt, wohl begründet werden könnten, wurde gerade in unserer Zeit als ein dringendes Bedürfnis anerkannt und etliche Vorschläge zur Abhilfe gemacht. Der Herr schenke zur völligen Verwirklichung dieses ganz kirchlichen Gedankens seinen Segen!“

Am 19./20. 9. gleichen Jahres kam die Konferenz nachdrücklich auf den Gedanken zurück, hielt auch eine Erziehungs- und Pfléganstalt mit Asyl für Blöds- und Schwachsinrige für dringlich (s. Corrbibl. 1853 Nr. 12 S. 125). Auf dieser Grundlage wurden dann wohl die Vorbereitungen getroffen, über die das „Bedenken über weibliche Diakonie innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns“ in den Punkten 13—17 berichtet, und wurde das „Bedenken“*) ausgearbeitet. Leider kann sich hier unsere Darstellung nicht auf originale Quellen stützen. Löbes Briefe, soweit sie vorliegen, erwähnen das am 1. 12. 53 veröffentlichte „Bedenken“ erstmals am 15. 12. 53 (Brf. an Wucherer LA 3764 und v. Maltzan LA 8642a), ein Notizbuch**) Löbes, das mit dem 18. 11. 53 beginnt, nennt es nicht; andere Aufzeichnungen aus den vorhergehenden Monaten standen nicht zur Verfügung. Nach strengem Maßstab läßt sich deshalb Löbes Urheberschaft am „Bedenken“ bzw. sein Anteil an der gemeinschaftlichen Überlegung nicht feststellen; doch ist das Ganze nach Substanz und Form ohne Zweifel sein Werk, wie denn überhaupt der Gedanke der gemeindlichen Diakonie in seiner lutherisch-kirchlichen Ausprägung schlechtthin sein eigen ist.

*) Von bedenken = cogitare, überlegen, erwägen. Nach Grimm.

**) Die Diarien in Oktavformat aus den fünfziger und sechziger Jahren, die dem Bearbeiter fadenhaft zur Verfügung standen, sind eher Notizbücher als Tagebücher zu nennen, doch wird in der Folge auch für sie die gewohnte Bezeichnung Tgb. beibehalten.

Von Löbe darf gelten, was Ranke von dem Freiherren vom Stein gesagt hat, daß nämlich alles, was er unternahm, sich nicht aus Theorien, sondern „aus einem Impuls ursprünglicher Gedanken“ ergab (s. Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. IV S. 312). So war auch an seinem Bemühen um weibliche Diakonie eine innere Leidenschaft beteiligt; es ist sicher nicht ohne Zusammenhang, daß er gerade in jener Zeit, vom April 1852 bis etwa März 1853, wieder Gedanken lebhaft bewegte, die ihn schon in früheren Jahren beschäftigt hatten, und daß nun daraus sein inniges Büchlein „Von der weiblichen Einfalt“ erwuchs (s. III, 1 S. 449 ff. und 705 ff.), worin geradezu das Wesen weiblicher Diakonie beschrieben wird, wie Löbe sie verstand. Das „Bedenken“ idealisiert nicht, sondern plant nüchtern und pragmatisch; doch liegt auch ihm die Überzeugung von der allgemeinen diakonischen Aufgabe christlicher Frauen zugrunde.

Die vorbereitende Entwicklung mündete in die Gründung der ersten der im „Bedenken“ gewünschten Bildungsanstalten weiblicher diakonischer Kräfte in Neuendettelsau — „es liegt im Sinne der Gründer, daß solche in verschiedenen Gegenden nacheinander entstehen“ (Corrbl. 1854 Nr. 5 S. 22) —. Hier setzt Löbes Rückblick „Etwas aus der Geschichte des Diakonissenhauses Neuendettelsau“ ein, der die Reihe unserer Texte zur Diakonie eröffnet.

Neben den in diesem Band abgedruckten Schriften sind eine unentbehrliche Quelle für die Kenntnis der Löbeschen Diakonie die Berichte über die Diakonissenanstalt, die deren Gang vom Beginn an begleiten. Es ist nicht möglich, sie hier wiederzugeben; doch sollen sie zu wichtigen Gegenständen in Auszügen zu Worte kommen.

Folgende Berichte standen zur Verfügung:

- | | |
|---|---------------------|
| 1) Die Diakonissenanstalt in Neuendettelsau | Corrbl. 1854/5 |
| 2) Das erste Monat der Diakonissenanstalt Neuendettelsau | Corrbl. 1854/7 |
| 3) Die Diakonissenanstalt in Neuendettelsau | Corrbl. 1854/12 |
| 4) Erster Bericht über den Bestand der Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau 1854/55 | Corrbl. 1855/2. 3 |
| 5) Zweiter Bericht über den Bestand und Fortgang der Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau (Am Jahrestag des Diakonissenhauses) [1855] | Corrbl. 1855/10. 11 |
| 6) Dritter Bericht über den Bestand und Fortgang der Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau [1855/56] | Sonderdruck |
| 7) Vierter Bericht usw. [1856/57] | Corrbl. 1858/1—3 |
| 8) Jahresbericht des Diakonissenhauses Neuendettelsau von 1857/58 | Corrbl. 1858/11. 12 |
| 9) Jahresbericht der Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1858/59 | Corrbl. 1860/1—3 |
| 10) Jahresbericht des Diakonissenhauses Neuendettelsau 1859/60 | Corrbl. 1861/1—4 |
| 11) Achter Bericht über Bestand usw. 1860/61 | Sonderdruck |
| 12—16) Fünfter bis Fünfzehnter Jahresbericht usw. 1863/64 bis 1867/68 | Sonderdrucke |
| 17) Bericht über das Schul- und Erziehungswesen des Diakonissenhauses Neuendettelsau 1867/68 | Sonderdruck |
| 18) Sechzehnter Jahresbericht über den Bestand und Fortgang usw. 1869/70 | Sonderdruck |

Für 1868/69 scheint kein Jahresbericht veröffentlicht zu sein; das Jahr ist in der fortlaufenden Fäblung ausgelassen. Dagegen liegt ein „Bericht über die weibliche Abteilung der Anstalt für Blöde und Epileptische zu Neuendettelsau 1868/69“ und ein Bericht „Die Rettungshäuser von Neuendettelsau“ (gedruckt 1869) vor. — Die Druckangaben bezeichnen zugleich die Quellen, aus denen unsere Textauszüge genommen sind.

Die Urheberschaft an den Jahresberichten läßt sich im einzelnen nicht bündig nachweisen bis auf den sechzehnten, der von den leitenden Schwestern erstattet und unterzeichnet ist. An den Berichten 1) mit 3), besonders 2), könnten recht wohl die begabten Vorsteherinnen beteiligt sein; doch liegt es näher, den Leiter des ganzen Werkes,

Löbe, für den Verfasser zu halten. Zweifellos sind dagegen von ihm ex officio die regelmäßigen Jahresberichte erstattet (außer 1809/70, der von den leitenden Personen unterzeichnet ist); zu ihnen hat Löbe in seinen Tagebüchern Notizen und Entwürfe gemacht (s. B. Tgb. 6. 9. 55; 10. 8. 57 u. ö., auch 19. 2. 68). Besonders wertvoll sind die Berichte über die ersten zehn Jahre; sie verdienen, neu aufgelegt zu werden. — Wir zitieren die Berichte mit *B* und der Jahreszahl.

Der erste Bericht, ein dreiviertel Jahr nach der Eröffnung der Anstalt erstattet, legt die „Absicht der Anstalt“ dar:

„Die Absicht der Anstalt ist von Anfang her keine andere gewesen, als für den weiblichen Beruf im allgemeinen und insonderheit für den Dienst der unmündigen und leidenden Menschheit zu erziehen und auszubilden. Wir geben dabei von dem Grundsatz aus, daß jedes weibliche Wesen zur Hilfeleistung und zum Dienen geboren sei und daß zwischen einer Diakonissin und jeder andern Frauensperson kein Unterschied stattfinden soll als der einzige, daß jene irgendeinen Teil aus der Fülle des gesamten weiblichen Berufes herausgreift, während jede Frauensperson dasselbe oder irgend etwas anderes aus derselben Fülle je nach Anlehnung ihres Lebensanges erfaßt und übt. Wir haben daher auch geglaubt, daß eine Diakonissenanstalt an und für sich eine Anstalt für weibliche Bildung sei, und haben deshalb von Anfang an nicht bloß solche Schülerinnen angenommen, die sich der Krankenpflege oder dem Dienst der Kinderbewahranstalten und anderer Schulen widmen wollten, sondern auch solche, die nach vollendetem Kurs zu ihren Eltern in die gewohnten Verhältnisse zurückkehren sollten. Bis jetzt können wir auch nicht merken, daß wir auf einem falschen Wege wären; im Gegenteil, wir freuen uns, nächste Ostern nicht allein eine Anzahl von Diakonissen in schöne Wirkungskreise, sondern auch eine Anzahl von Schülerinnen in ihre elterlichen Häuser entlassen zu dürfen. Wir hegen die gewisse Hoffnung, daß die letzteren das Jahr, welches sie in unser Anstalt zugebracht haben, sich auch fernerhin eine kräftige Erinnerung und Ermunterung sein lassen, echt weiblich die heilige Pflicht der Barmherzigkeit allzeit und überall zu üben, soweit nur ihre Kraft es zuläßt.“ *B* 54/55.

Im gleichen Bericht wird das Verhältnis zu anderen vergleichbaren Anstalten umschrieben und damit zugleich die eigene Arbeitsweise charakterisiert:

„Wir haben die größte Ehrbietung gegen die schon länger bestehenden Diakonissenanstalten, lernen mit Freuden von ihnen, gönnen und wünschen ihnen jegliches Gedeihen, erlauben uns aber auch, den eben bezeichneten besonderen Charakter unserer Anstalt wenigstens insoweit festzuhalten, als uns die Erfahrung nicht ein anderes lehrt. Ebenso achten und ehren wir den Zweck und die Leistungen anderer weiblichen Institute, aber wir erlauben uns auch, den Unterschied von ihnen insoweit festzuhalten, als uns nicht die Erfahrung sagt, wir seien irregegangen. Und zwar wird der Unterschied unserer Anstalt von anderen weiblichen Bildungsanstalten ein weit größerer und hervorragender sein und bleiben als derjenige, welcher sich zwischen unserm Hause und andern Diakonissenhäusern findet. Iren wir nicht, so ist der letztere kein spezifischer, sondern nur ein gradueller. Dagegen möchte der Unterschied unserer Anstalt von andern weiblichen Bildungsanstalten wohl eher ein spezifischer genannt werden dürfen.“

Die hier angedeuteten „Unterschiede“, in Löbes Schriften in ihren Auswirkungen erkennbar, werden in den Jahresberichten im einzelnen präzisiert. Dem Grade nach unterschied sich die Löbische Diakonissenanstalt der Absicht nach und praktisch wenigstens in den Anfängen (a) vornehmlich in der Verbindung der Diakonissen mit ihrer Anstalt. Ein Unterschied der Eigenart nach bestand von vornherein auf dem Gebiet, das Löbe als „der leuchtende Punkt des hiesigen Hauses“^{*)} galt, nämlich (b) in der theoretischen Auszubildung für Diakonissen. Der graduelle Unterschied wurde bald nahezu aufgehoben; der spezifische blieb im wesentlichen bestehen.

*) Löbe gebraucht den Ausdruck im *B* 59/60.

(a) Weil die neutestamentliche Diakonisse, die von der Kirche und Gemeinde ausging, d. i. die „Gemeinde-Diakonisse“ im eigentlichen Sinn der Bezeichnung, für Lebe das Vorbild der weiblichen Diakonie war, lag ihm die Absicht fern, die Diakonisse an ihre Bildungsstätte zu binden. Das Diakonissenhaus konnte ihr einen Wirkungskreis zuweisen, Kontrakte für sie schließen, ihre Subsistenz sicherstellen und nötigenfalls ihre Ausbildung erweitern und vertiefen. „Bewährt sich hingegen eine Diakonissin in ihrem Wirkungskreise und sieht man, daß der Herr, ihr Gott sie zum Segen setzt, so kann das engere Band der Abhängigkeit vom Diakonissenhause gelöst und ihr eine freiere Stellung eingeräumt werden, da wir eine Abhängigkeit unserer entlassenen Schülerinnen nur zu ihrem eigenen Heil und zu besserer Erreichung ihres Lebenszwecks in Anspruch nehmen.“ (JB 54/55.) Das gehört grundlegend zu dem „besonderen Charakter“ des Neuendettelsauer Hauses. Aber schon JB 55/56 hat über die „innere Entwicklung“ zu sagen, daß sie zu engerer Bindung führen werde.

„Wir haben von Anfang an unseren Schülerinnen nicht zugemutet, in engster Verbindung mit und völliger Abhängigkeit zur Anstalt zu verharren; ihnen selber aber hat sich bei ihrer Arbeit und im Hinblick auf die möglichen Wechselfälle ihres Lebens diese Zugehörigkeit und Verbindung so sehr empfohlen, daß sie das Haus, aus dem sie zum Dienst hervorgegangen sind, am liebsten als bleibende Zufluchtsstätte und wie ein Vaterhaus ansehen. Es dient sich leichter, wenn man weiß, wohin man auf Erden gehört. Aus diesem Bedürfnis einer innigen Verbindung ist auch die bei den im Dienst stehenden Arbeiterinnen mehr und mehr emporkommende Lust hervorgewachsen, kein Salär zu nehmen, sondern dasselbe der Anstalt zuzuweisen und von dieser, wie vom Vaterhause, alles zu empfangen, was man zum Leben bedarf. Manche unter unsern angestellten Diakonissen haben ganz klar den Satz ausgesprochen: ‚Wir geben alles, was wir haben, unserm Mutterhause, von ebendemselben wollen wir auch empfangen, was wir bedürfen, und wenn wir schwach und krank, alt und müde werden, wollen wir in denselben wie Kinder im Vaterhause ruhen, franken und sterben dürfen.‘ Noch haben wir diese Grundsätze nicht anstaltsmäßig verkörpert, wir sind noch nicht gerichtet, müden oder alten Dienerinnen Jesu den allerdings sehr wünschenswerten Aufenthalt zu geben; ist es aber der Wille Gottes, so wird es dennoch möglich werden. Bei so bevorstehender Ausbildung könnte wohl manchem ein wenig bange werden, ob nicht alles allmählich ganz klostermäßig sich gestalte. Allein wer in den Räumen der Diakonissenanstalt sich auch nur kurz aufgehalten hat, wird gewiß einen solchen Geist der Munterkeit und Freude bemerkt haben, daß er zwischen diesem Hause und einem Nonnenkloster keine rechte Parallele zu ziehen vermochte. Dennoch aber müssen wir gestehen, daß die Erfahrungen, welche wir tagtäglich machen, uns vieles in den Einrichtungen der alten abendländischen Klöster in ihrer besten Zeit nicht bloß erklärlich, sondern auch sehr probabel gemacht haben.“

In der zweiten Nummer des neugeschaffenen Korrespondenzblattes der Diakonissen von Neuendettelsau legte Löbe den ausgezeichneten Diakonissen die neue Entwicklung dar (s. S. 443 ff.); dem großen Kreis der Freunde wurde sie im vierten Bericht (JB 56/57) mitgeteilt.

„Es ist unsern Freunden bekannt, daß wir im Anfang des hiesigen Diakonissenwerkes der Absicht völlig abhold waren, als sollten unsere Schülerinnen eine Art von geschlossener Schwesternschaft oder Orden sein. Da müssen wir nun aber bekennen, daß wir im Laufe der Zeit zu einer anderen Ansicht gekommen sind. Die Schülerin, die den engen Verband mit dem Mutterhaus und ihresgleichen aufgibt, gerät allenthalben in die gleiche Not; sie vergißt das Mutterhaus, die ihr dort eingeprägten Gedanken, verliert die hohe Ansicht von ihrem Beruf, der ja in den gegenwärtigen Gemeinden so wenig Wurzel findet, und sinkt allmählich zur Lohn-dienerin herunter und zum Weltkind. Nichts wurde uns im Fortgang des Werkes klarer, als daß innere und äußere Tüchtigkeit der Diakonissin von dem Zusammenhang mit der ganzen Schwesternschaft abhängt, die sich dem Dienste Christi in seinen Elenden nach einerlei Grundsätzen ergeben hat. Daher haben wir auch angefangen, die Scheu vor einer Schwesternschaft fahren zu lassen und in Gottes Namen in das einzugehen, was nach unseren gegenwärtigen Verhältnissen am Ende unvermeidlich

ist. Wir haben uns bequemt (auch auf Anregung von außen her), unsern Diakonissen den Namen ‚Schwestern‘ als Titel zu geben. Wir haben die verschiedenen Schwestern an einem und demselben Ort oder in derselben Gegend zu Kapiteln nach einer bestimmten Kapitelessordnung vereinigt, und wenn auch diese Kapitel noch nicht überall zu dem erstrebten Leben gekommen sind, so zeigen sich doch bereits hier und da Spuren vom Segen, welchen diese Kapitelessordnung bringen kann, je mehr sie ins Leben geführt wird. In dem gleichen Sinne des Zusammenhangs haben wir auch noch eine andere Einrichtung getroffen. Alle Diakonissen sollen ihr Mutterhaus als Heimat erkennen, von der sie ausgehen und zu der sie in Tagen der Krankheit und Schwachheit zurückkehren dürfen, von welcher sie alle Bedürfnisse beziehen, wie Kinder von Vater und Mutter, für welche sie aber auch mit herzlicher Dankbarkeit sorgen. Dabei nimmt nun auch das Diakonissenhaus alle Salarien der Diakonissen ein, gibt allen das gleiche vierteljährliche Taschengeld, liefert allen die nötige Kleidung†) und zahlt für alle zu einem Diakonissenfonds den Beitrag. Es sind also alle Diakonissen Kinder desselben Hauses, werden auf gleiche Weise gehalten und haben dieselben Ansprüche.“

Ferner gibt der Bericht bekannt, daß künftig „der Zusammenhang mit dem Diakonissenhaus und unter den Diakonissen selbst“ durch ein Korrespondenzblatt der Neuendettelsauer Diakonissen gepflegt werden soll, und sagt dazu:

„Es ist damit den Diakonissen selbst die Tür zu einem Sprechsaal geöffnet, und bei sich mehrer Teilnahme kann aus dem autographierten Korrespondenzblatt ein gedrucktes werden. Die Sache ist von Amerika entlehnt, wo es auch Anstalten gibt, in welchen die Schüler durch periodische Mitteilungen und Zeitschriften miteinander in Verbindung treten und weit über ihre Lehrzeit hinaus die Verbindung untereinander und mit der Schule, in der sie gebildet sind, pflegen.“*) — Die erste Nummer des neuen Blattes erschien am 30. März 1857, die erste gedruckte Ausgabe im Februar 1858. (Vgl. Brief an Marianne Löhe 23. 6. 57 *LA* 8784a.) Die gedruckte Ausgabe (Druck und in Kommission der C. F. Beckh'schen Buchhandlung in Nordlingen) hat in der Kopfleiste das Wappen der Diakonissenanstalt (das Löhe gelegentlich auch als Briefsiegel benützte, s. Brf. 13. 6. 58 *LA* 774): das Kreuz, die brennende Lampe, die Taube, von Licht überstrahlt**).

Im Berichtsjahr 1857/58 „wurde es möglich, eines der größeren und bessern Zimmer als Diakonissenzimmer einzurichten und dadurch den Kindern des Hauses eine heimatliche Wohnung zu bereiten . . . Es ist nun [seit 19. 8. 58] immer für vier Diakonissen Raum und Aufenthalt bereit“.

Die engere Verbindung der einzelnen Diakonisse mit ihrem Mutterhaus griff in die private familiäre Sphäre ein. Löhe sagte dazu (*VB* 59/60):

†) Weil „dem Mutterhause mit der Beforgung der Kleider . . . eine große Überlast“ auferlegt worden war, „beschloß man am 18. Mai [1858], den Diakonissen von den 70 fl. ihres Salars außer den 30 fl. Taschengeld noch andere 30 fl. zur Bestreitung ihrer Kleidung in die Hände zu geben und nur 10 fl. für den Diakonissenfonds zurückzubehalten, von dessen Einkünften (sofern nämlich von solchen die Rede sein kann) die Miete und Einrichtung eines Diakonissenzimmers zunächst bestritten werden sollte“ (*VB* 57/58).

*) Ein Reßkript des Oberkonfistoriums vom 5. 3. 58 forderte die Vorlage der hektographierten Korrespondenzblätter; s. V S. 1049.

**) Am 20. 5. 55 ist neben Notizen zu einer Hauskonferenz im Tgb. das Wappen in einer Miniaturzeichnung entworfen: brennende Lampe und Kreuz, von einem Kranz (Dornenkranz? Strahlen?) umgeben; die kleine Skizze steht in keiner Beziehung zur Tagesordnung der Konferenz. Am 15. 11. 56 (*LA* 769) erkundigte Löhe sich bei Riesching nach „guten Graveurs, um ein Siegel des Diakonissenhauses gravieren zu lassen. Es müßte zu Siegelad und Schwarzdruck passen“, und am 12. 12. 56 (*LA* 771) urteilte er über die vorgelegte „Vignette“ und gab Detailanweisungen („Im ganzen sind wir recht wohl zufrieden“); am 8. 12. 56 (*LA* 770) hatte er das Wappen bestellt in der Hoffnung, „daß beim Ansehen der Arbeiten eitel Dank und Wohlgefallen die Herzen fröhlich machen wird“.

„Wir können nicht anders als uns zu dem Grundsatz bekennen, daß Eltern und Angehörige ihnen verwandte Diakonissen, solange sie dem Diakonissenverbande angehören, gerade so ansehen sollten, als wären sie verheiratet und als hätten sie ihre Rechte und Ansprüche dem Mutterhaus gerade so abgetreten wie einem Manne, mit welchem sich ihr Kind verheiratet.“ (Vgl. ThSt I 21. 6. 64.)

Er forderte es nicht im Interesse des Mutterhauses, sondern um der Diakonisse willen, die sonst „weder die christliche noch die weibliche und dienstliche Vollendung erlangen“ könnte, und er durfte eine so weitgehende Forderung stellen, weil er gewillt war, der Diakonisse auch den Feierabend zu bereiten. Schon im JB 57/58 erklärte er:

„Ein Diakonissenhaus kann unmöglich eine Versorgungsanstalt für schwächliche und kränkliche Personen sein, welche, statt der leidenden Menschheit dienen zu können, selbst unablässig oder alle Augenblicke aufs neue Dienst und Unterstützung bedürfen. Es ist unsere Meinung allerdings nicht, daß das Mutterhaus kein Asyl für invalide und kranke Diakonissen sein soll; diejenigen, welche wohl gedient haben, sollen in unserem Hause wie Kinder aufgenommen sein und bleiben und ihre Ruhe und Erholung soll Ehre sein. Es soll uns eine große Freude machen, und der Herr kann unseren Diakonissenfonds also anwachsen lassen, daß wir je länger je mehr ein erkleckliches Diakonissenasyl gründen können.“

Vom fünften an haben die Jahresberichte einen eigenen Paragraphen „Das Diakonissenhaus Neuendettelsau als Mutterhaus arbeitender Diakonissen“, der von der fortschreitenden Ausgestaltung des Mutterhauses berichtet. Löhe bekannte (JB 59/60):

„Wir leben in der täglichen Erfahrung, daß es viel leichter ist, Anstalten zu gründen und Schülerinnen auszubilden, als Anstalten zu erhalten und die aus der Schule hervorgegangenen Arbeitskräfte zu einem Körper zu verbinden und in einem Geist und Sinne zu regieren. . . .) Es ist überaus schwer, eine größere Anzahl von Frauenspersonen, die über ein weites Land zerstreut sind, im lebendigen Gefühle der Einheit und Zusammengehörigkeit zu erhalten und bei der großen Verschiedenheit der Einzelberufe, in welchen sie stehen und arbeiten, sie zu dem Bewußtsein zu erziehen, daß über dem Einzelberufe der Beruf der ganzen Familie steht und daß die Diakonistin des 19. Jahrhunderts ihren Charakter verliert, sowie sie in einem Einzelberufe aufgeht.“

Löhe hat die Entwicklung der Diakonissenanstalt zum Mutterhaus nicht nur als praktisch notwendig und vorteilhaft anerkannt, sondern gerade im Hinblick auf das biblische Urbild als folgerichtig verstanden. Im gleichen Bericht stellt er fest:

„Da die Kirche und Gemeinde als solche keine Diakonistin mehr hat††), so kann die einzelne Dienerin des Herrn Jesus nur durch ihre Stellung zum Mutterhause, den Vorstehern, der ganzen Familie oder Genossenschaft vor dem herabziehenden Einfluß des Einzelberufs bewahrt bleiben und nur durch Einfügung in ein Ganzes die Einseitigkeit des Lebens vermeiden, welche der weibliche Einzelberuf der ledigen Schwester so gerne zur Folge hat. . . . Deshalb ist es unser innigstes Verlangen, daß uns Gott befähigen möge, die Aufgabe unserer Anstalt als Mutterhaus zu lösen und die Wege zu finden, auf denen wir ohne Aufenthalt und Krümmung zu unserem Ziele gelangen können.“

Das ist nicht Abkehr vom neutestamentlichen Urbild der Gemeindediakonistin, sondern die gehorsame Anerkennung der unter Gottes Willen gewandelten Lage, die der weiblichen Diakonie andere Formen gebietet (vgl. Von der Barmherzigkeit § 72, f. S. 519). Was auch in veränderten Formen intakt blieb, ist der „besondere Cha-

†) Hans Krefel berichtet aus Quellen, die dem Bearbeiter nicht zur Verfügung standen, Äußerungen Löhes (und anderer) über die hier angedeuteten Schwierigkeiten. (H. Krefel, Wilhelm Löhe als Katechet und als Seelsorger. 1955. S. 86 f.) Vgl. ThSt I 2. 2. 67.

††) Tgb. 15. 5. 64: „Bei uns Gemeinde ohne κοινωμία, darum ohne διακονία. Anstattlich braucht's nicht zu sein, aber gemeinlich.“ (Aus der Vorbereitung zur Pfingstpredigt.)

rakter“ der Neuendettelsauer Gründung als bewußt lutherische Diakonie — eine Frucht von Löhes Kampf um Wesen und Gestalt der Kirche. (Vgl. V S. 911 S. 24 ff.) Löhes Vorstellungen von „Diakonie der Gemeinde“ und „Mission aus der Mitte der Gemeinde heraus“ entsprechen einander und haben ihre gemeinsame Wurzel in der Überzeugung: Mission und Diakonie sind Lebensäußerungen des lebendigen Organismus Kirche als des Leibes Christi, „die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung“, und müssen dies in ihrem Wesen und Werk bewahren. — Im Gedankten an Löhes ursprüngliche Konzeption von einer Diakonie der Gemeinde und an verborgene künftige Entwicklungsmöglichkeiten darf hier an ein Wort erinnert werden, das Löhe in anderem Zusammenhang am 2. 1. 44 (1860) seinem Verleger Liesching schrieb: „Auf kirchlichem Boden erwachsen ist das, was ich will, allerdings; aber ich komme oft etwas zu früh.“

(b) Der anderen Seite an dem „besonderen Charakter“ der Neuendettelsauer Gründung, dem spezifischen Unterschied von anderen weiblichen Bildungsanstalten, hat Löhe in seinem geschichtlichen Rückblick ein eigenes Kapitel gewidmet: Das Diakonissenhaus als Schule (s. S. 312 ff.) und das Zeugnis gegeben: „Die Diakonissenschule hatte ein eigentümliches Gepräge.“ Unsere Erläuterungen können nur versuchen, diese Eigentümlichkeit auf Grund der Jahresberichte und anderer Quellen zu erkennen.

Zu diesen Quellen gehört auch die 1957 im Verlag der Diakonissenanstalt erschienene Sammlung von Briefen der Frau Oberinmutter Theresie Stäblin aus den Jahren 1854 bis 1885 („Meine Seele erhebet den Herrn“; ein zweites Bändchen „Auf daß sie alle eins seien“ erschien 1959). Hier erzählt in schöner Unmittelbarkeit ein aufnahmebereiter und urteilsfähiger junger Mensch sein Miterleben in der Diakonissenanstalt von den Anfangszeiten an. Es scheint erlaubt, diese Quelle heranzuziehen; wir zitieren sie ThSt I mit dem Datum des Briefes.

In allen Berichten nimmt die Lehrtätigkeit eine bedeutende Stelle ein. Gegen Ende des Eröffnungsjahres wird mitgeteilt:

„Am meisten vorgerückt und ausgebildet ist die Seite der Anstalt, nach der sie Diakonissenbildung und Bildung für das weibliche Geschlecht überhaupt bezweckt. Wie es im Plane lag, so ist tatsächlich diese Seite die überwiegende geworden; wir achten sie auch noch bei weitem für die wichtigste . . . Der Unterrichtsplan unterscheidet sich dadurch spezifisch von anderen bereits bestehenden Diakonissenanstalten, daß auch diejenigen, welche den eigentlichen Diakonissenberuf erwählen, nicht bloß in der Krankenpflege und andern einzelnen Zweigen ihres zukünftigen Berufs unterrichtet werden sollen, sondern daß man allen ohne Unterschied eine g r ü n d l i c h e a l l g e m e i n e B i l d u n g je nach ihrem Maße zu geben beabsichtigt. Daher taugen die allgemeinen Unterrichtsgegenstände auch für solche Jungfrauen, welche bloß ihre weibliche Ausbildung im Auge haben, ja selbst eine höhere Lehrtätigkeit erstreben, als zu der gewöhnlich Frauen bei uns zur Zeit verwendet werden.“ (Corrbl. 1854 Nr. 12.)

Daraus ergibt sich folgendes äußeres Bild:

„Im Lehrzimmer des Diakonissenhauses saßen bisher Vierzigjährige und Fünfzehnjährige bei manchen Gegenständen zusammen; bei manchen Gegenständen, denn es versteht sich wohl von selber, daß gewisse Anweisungen zum Diakonissendienst nur den eigentlichen Diakonissen, nicht aber den fünfzehnjährigen Mädchen gegeben werden können. Wo nun aber die Schülerinnen von so verschiedenem Alter des Gegenstandes wegen zusammengenommen werden konnten, da geschah es auch bisher ohne alle Hindernisse, zumal ja so viel auf Repetition und Nachhilfe gerechnet werden konnte. Die große Mannigfaltigkeit der Schule hat ihr bisher nicht nur nicht geschadet, sondern im Gegenteil zur Frische und Überwindung oder Verhinderung manches Auswuchses gedient, der sonst bei zu großer Gleichheit der Elemente sich hervorzudringen und beschwerlich zu werden pflegt.“ (JB 54/55.)

Auch die sogenannte „kleine Schule“, eine Art Übungsschule für künftige Lehrerinnen, mit jüngeren Mädchen besetzt, wurde in den gesamten Aufbau dieses Bildungswesens einbezogen.

„Für die Erziehung dieser Schülerinnen [in der ‚kleinen Schule‘] ist das Zusammenleben mit einer größeren, der Ausbildung für die höchsten Lebenszwecke des Weibes bestimmten Anstalt von großem Nutzen und Segen gewesen; die so oft beklagte große Einseitigkeit und Eitelkeit des weiblichen Institutslebens scheint durch die Verbindung mit der Diakonissenanstalt glücklich vermieden zu sein. Die kleine Schule ist ein integrierender Teil des Ganzen: die kleinen Schülerinnen nehmen an allem teil, was das Haus bewegt; während es voller Ernst mit dem Lernen ist, geht ihr Leben doch nicht gar im Lernen auf, sondern sie sind von einem reichen Leben umwogen, dessen Einflüssen sie sich nicht entziehen könnten, auch wenn sie wollten... übrigens lernen die Kinder mit einer großen Familie nach genauer Ordnung leben, sich unterordnen, in ein Ganzes fügen, mit einer Gemeinde kirchlich leben. Die Konfirmierten gehen zum Sakrament, die noch nicht konfirmiert sind, wenigstens zur Privatbeichte†) und Absolution und erfahren so mit dem ganzen Hause immerzu die große Hilfe, welche für die Erziehung in der kirchlichen Anstalt der Beichte und in der göttlichen der Absolution liegt.“... Es ist „unser größter Wunsch und Wille, es möchte sich allmählich die kleine Schule an die Diakonissenanstalt organisch anschließen und vom WC bis hinaus zur Bildungsschule der Lehrerinnen ein zusammenhängender Lehrgang sich ausbilden.“ (JB 55/56.)

Vornehmstes Bildungsmittel war das Leben mit der Kirche.

„Nicht vergessen werden darf unter den Bildungsmitteln der Anstalt das Leben in der christlichen Gemeinde, die Teilnahme an ihren Gottesdiensten, sowie der Hausgottesdienst††) der Anstalt selbst, welcher je länger je mehr in all dem Schmuck und der Herrlichkeit erblüht, die ihm aus dem Schatze älterer Zeiten verliehen werden kann.“ (JB 55.)

Das bestimmte auch den Bildungsgang der Schülerinnen.

„Den Bildungsgang unserer Schülerinnen betreffend, ist dieser nicht einfach durch den Unterricht der Schule, sondern durch das ganze hiesige Leben bedingt. Von dem einfachsten Lehrgegenstand bis zum höchsten Gipfel des Gottesdienstes ist alles in die Erziehung und in den Bildungskreis der Schule mit eingeschlossen und bietet der Schülerin Gelegenheit, neben der Ausbildung ihres Verstandes die Bildung des Herzens zu pflegen, ohne die sie bei aller Tüchtigkeit in ihren Dienstleistungen doch nur eine Gleisnerin bliebe. Geistlich zu werden und sich bilden zu lassen, ist die hervortretende Mahnung unserer Diakonissenschule.“ (Bericht über das Schul- und Erziehungswesen des Diakonissenhauses usw. 1867/68.) — [Man beachte, wie auch Anweisungen für den praktischen Dienst der Diakonissen, etwa für das Rechnungswesen und Inventarwesen, seelsorgerlich gehalten und biblisch begründet sind.]

Für die Berufsausbildung der Schwestern wurde Vielseitigkeit erstrebt.

„Wir erziehen und bilden... zum Diakonissenberufe und damit ganz eigentlich zum weiblichen Berufe überhaupt.“ (JB 55.) „Nichts ist so gering auf dem Gebiete des weiblichen Berufes, was nicht irgend einmal Beruf einer Diakonisse werden konnte und noch werden kann. Da könnte man nun auch in einer Diakonissenanstalt Jungfrauen für die verschiedensten Geschäfte des weiblichen Berufes ausbilden, die eine für dieses, die andere für jenes... Noch aber erschien es uns je länger je richtiger, wohlbegabte Schülerinnen nicht für ein einzelnes Geschäft der Diakonissen, sondern für alles auszubilden, was Diakonissenberuf sein kann.“ (JB 55/56.) „Es ist freilich eine unerreichbare Sache, wenn man mit den barmherzigen Schwestern das Ziel aufstellen will, daß eine jede Schwester jede andere soll vertreten und sie ablösen können; aber das andere Extrem besteht eben darin, jede Schwester nur auf einem Gebiete der Diakonistätigkeit oder gar nur an einem Orte gebrauchen zu wollen. Der richtige Weg wird auch hier in der Mitte liegen, die möglichste Brauchbarkeit

†) Das Oberkonfistorium forderte am 5. 3. 58 eine Erklärung Löhns über die Privatbeichte nicht konfirmierter Schüler; f. V S. 1049.

††) Das Oberkonfistorium forderte am 5. 3. 58 Nachweise über die Gottesdienstordnung des Diakonissenhauses; f. V S. 1049.

durch die Anwendung der Schwestern auf verschiedenen Arbeitsgebieten zu erstreben. Gerade das ist unser Ziel.“ (JB 66/67.)

Wie Löhe keine Gouvernanten ausbilden wollte, „weil man von der Gouvernante Weltbildung verlangt, die Diakonissin nur christliche Bildung haben und geben kann“, so sah er es auch nicht gern, „wenn die vorherrschende Absicht eintretender Schülerinnen die ist, Lehrdiakonissin zu werden“; er hielt die Fähigkeit, jüngere Mädchen zu unterrichten, nur dann für gut, wenn sie sich mit anderen Fähigkeiten verband. „Wer Diakonissin werden will, der werde es im weitesten und vollsten Sinn, welchen die vorhandene Begabung zuläßt, sonst stehe man lieber ganz von dem Gedanken ab“ (JB 58/59). Dagegen hoffte Löhe, es würden aus der weiblichen Bildungsanstalt „wohlbefähigte deutsche Lehrerinnen“ hervorgehen, die „nach hinreichend bestandnem Staatseramen“ Mädchenschulen in protestantischen Gemeinden übernehmen könnten (JB 50/57; vgl. ThSt I Sept. 59, S. 97 f.). Aber obwohl die Regierung selbst dahingehende Anträge Löhes veranlaßt hatte, scheiterte der Plan, und zwar, wie Löhe vermutete, an „Verlästerung“ (Brsf. an Marianne Löhe 21. 10. 59 LA 7537a; 29. 1. 60 LA 7554a).

Eine Eigentümlichkeit der Diakonissenanstalt ist ihr Unterrichtsplan wie durch seinen Stoff, so durch die Stetigkeit, mit der er in Gebrauch blieb. Deizner berichtet 1892: „Die Diktate und Nachschriften aus jener [der Anfangs-] Zeit bilden, ob auch mannigfach ausgebaut und erweitert, noch heute die Grundlage alles Unterrichts im Diakonissenhause, der eben dadurch seinen einheitlichen Charakter und sein eigentümliches Gepräge erhielt“ (D III S. 200). Der Plan in seiner ursprünglichen Form steht in dem schon genannten Konzeptbuch Löhes „Diakonissenunterricht“ und in einem Anhang zum ersten Bericht von 1855, ferner, wenig erweitert, im Bericht über das Schul- und Erziehungswesen usw. 1867/68. JB 55/56 teilt mit:

„Jeder Kurs wird mit einleitenden Vorträgen eröffnet, welche keine andere Absicht haben, als die Schülerinnen zu einer richtigen Auffassung ihrer Stellung in einem Diakonissenhause, zu einer christlichen Gemeinde und in der Kirche Gottes zu bringen. An der Spitze aller Vorträge steht einer über Amt und Beruf der Diakonissen nach dem Worte Gottes und der Geschichte. Diesem folgen Vorträge über die züchtigende Liebe, welche im Diakonissenhause Königin sein soll, über das Lesen im göttlichen Wort, über das jungfräuliche Leben, über den Gottesdienst, über den segl. Gebrauch der Beichte und Kommunion. Neben diesen einleitenden Vorträgen geht eine Repetition und Vervollständigung der allgemeinen Schulkenntnisse her. Zugleich tritt die Schülerin in den physiologischen Teil des ärztlichen Unterrichts ein, Übung und Unterricht im Gesang und Zeichnen gibt dem Leben im Hause Hebung, Anmut und Feier.“

Die „Allgemeine Bildung“ wird nach dem Plan für die jeweiligen Berufsaufgaben durch Erlernen neuerer Sprachen oder durch Unterweisung in Bedienung und Pflege der Kranken und ihrer geistlichen Behandlung ergänzt. Der zweite Teil des Planes, die „Berufsbildung“, umfaßt „A. Geistliche Fürsorge für die Unmündigen“ und „B. Geistliche Fürsorge für die leidende Menschheit“.

„Jedoch geht auch die zweite Hälfte des Semesters nicht bloß in dieser Anweisung zur Berufsführung auf, sondern es werden Vorträge über Gegenstände der allgemeinen Christenbildung gehalten, z. B. Einleitung in die heilige Schrift, biblische Geschichte samt biblischer Geographie und biblischen Altertümern, in die Lehre vom heiligen Ort, von den heiligen Handlungen und Weisen, vom heiligen Gerät, eine Einleitung in die Kirchengeschichte, eine Übersicht über die Religionsgesellschaften der Erde, lutherische Symbolik, Glaubenslehre; auch eine Anweisung zum Briefschreiben, zur Kenntnis der poetischen Formen unserer Sprache u. dgl. wird nicht verschmäht.“ (ebda.)

Das Konzeptbuch „Diakonissenunterricht“, das im Unterschied von den Tagebüchern keine Datierungen hat, enthält auf seinem 5. Blatt (Seite 9) den Stundenplan für „Zweites Halbjahr v. 1. Dezbr. 54 an“ und ist dadurch chronologisch fixiert. Auf seinem ersten Blatt (Seite 1) steht ebenfalls ein Stundenplan, doch ohne

Überschrift; er dürfte für das erste Halbjahr 1854 bestimmt gewesen sein (Unterrichtsbeginn 10. Mai, s. Corrb. 1854 S. 29). Ihm folgt auf den Seiten 3 bis 8 der detaillierte Unterrichtsplan in der klaren und sorgfältigen Schreibweise, die Löhre für Aufzeichnungen amtlicher, dienstlicher Art hatte. Im übrigen enthält das Diarium Entwürfe und Materialsammlungen für den Unterricht, die im Laufe der Jahre vielfach ergänzt sind, ähnlich wie die Manuskriptbände „Pastoraltheologie 1844“ für den Unterricht im Missionshaus, s. III,2 S. 798 ff. Das Konzeptbuch darf als ältester Beleg für Löhres Unterrichtstätigkeit im Diakonissenhaus angesehen werden.

Über die Methode des Unterrichts im Diakonissenhaus sagt Löhre:

„Bei der Form des Unterrichts herrscht die aktoamatische Weise vor, wird aber häufig durch die katechetische unterbrochen; bei den regelmäßigen Repetitionen der Lehrgegenstände ist die katechetische Form überwiegend. Das Gedeihen hängt größtenteils davon ab, daß sich die Schülerin in den allgemeinen Zug des Hauses findet und sich demselben hingibt. Wer nicht ein Glied des Ganzen von Herzen wird, lernt auch wenig.“ (JB 55/56.) Verbessert wurde die Unterrichtsweise, „als anstatt der mühevollen und dann doch unvollkommenen Diktate mehr kurze Lehrmittel^{†)} zugeordnet und durch den Druck vervielfältigt“ wurden. „So ist es der Fall mit dem Lehrmittel für die geistliche Krankenpflege¹⁾, für die Verbandslehre, für die Darlegung der gegenseitigen Einwirkung des Leibes und der Seele bei den Kranken²⁾, für die Ordnung des Hausgottesdienstes³⁾, die Hausordnung¹⁾, die deutsche Sprache²⁾ usw.“ (JB 56/57; Bericht über das Schulwesen usw. 1867/68.) Weitere als Lehrmittel in Sonderdrucken erschienene Diktate: Von Kleinkinderschulen und Vom Rechnungs- und Inventarwesen s. die Texte.]

In den Jahren 1858—1860 veröffentlichte das Corrb. eine Reihe von Diktaten aus dem Diakonissenunterricht. Über diese Diktate teilt das Archiv des Mutterhauses (Bestand II, Handschriften) folgenden Auszug aus dem „Tagebuch für die Unterrichtsstunden des Herrn Pfarrer Löhre“ mit (in [] jeweils der Fundort in der Gesamtausgabe):

„Wintersemester 57/58. November bis Mai.

Das neue Semester wurde eröffnet am 2. November 1857 durch Herrn Konrektor Löhre [s. ThSt I 18. 11. 57], und die Lehrstunden nahmen ihren Anfang. Durch die Krankheit unseres geliebten Lehrers und Beichtvaters aber mußten wir leider viele Wochen lang den Unterricht desselben entbehren, bis uns der treue Herr am 23. die Gnade schenkte, die erste Stunde wieder hören zu dürfen. Zwar konnte uns der liebe Herr Pfarrer den Unterricht nicht wie sonst in aktoamatischer Weise erteilen, sondern es wurde diktirt. So haben wir nun eine Reihe von Lehrgegenständen, die uns früher vorgetragen wurden, schriftlich in Händen; die Reihenfolge, wie sie uns gegeben wurden, ist diese:

1. Von den Diakonissen [S. 447]
2. Summarie zum 7. Kap. des 1. Briefes Pauli an die Korinther für Diakonissen [S. 454]

^{†)} Tgb. 16. 12. 58: „Meine heutigen Schlußprüfungen beweisen nur, daß ohne Lehrmittel nichts Rechtes zu erreichen ist. Diktieren ist nichts — nur vom Munde des Lehrers lernen, ist zu schwer. Es muß für die nötigen Lehrmittel gesorgt werden. So laß mich nicht weiter prüfen und nicht weiter lehren. Es fehlt an Solidität. Gott verzeihe mir alle meine Sünde und helfe den Schülerinnen weiter. Amen. Herr Jesu! Amen.“

¹⁾ s. III,2 S. 511—518 und 798.

²⁾ s. III,2 S. 692—708.

³⁾ s. VII,2 S. 689.

⁴⁾ s. Erläuterungen zu den Satzungen der Diakonissenanstalt § 20.

⁵⁾ liegt im Original vor: Lehrmittel für die Anstalten in Neuenbittelsau. Nr. 1. Kurze deutsche Grammatik. Manuskript. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Nürnberg 1870. In Kommission bei Gottfried Löhre. — Das Oberkonfistorium forderte am 5. 3. 58 die Vorlage der gedruckten Lehrmittel; s. V S. 1049.

3. Von der Kleidung der Frauen [S. 455]
4. Von der Armut und Bedürfnislosigkeit des Christen [S. 453]
5. Von der seligen Übung der Barmherzigkeit [S. 402]
6. Von der Ordnung [III,₁ S. 314 f.]
7. Von der Aufgabe des eigenen Willens und dem freudigen Gehorsam gegen den Willen Gottes oder der Gelassenheit [III,₁ S. 313]
8. Von der züchtigenden Liebe [S. 465]
9. Vom Verhältnis des Christen zur Welt [III,₁ S. 320]
10. Vom Gebet [III,₁ S. 323]
11. Vom Bibellefen [III,₁ S. 327]
- [12.] Vom Schmutz der hl. Orte [VII,₂ S. 557 ff.]

Die genannten Gegenstände umfaßten alle zusammen die Zeit vom 23. Nov. 1857 bis zum 28. Jan. des Jahres. Vom 1. Februar an begann Herr Pfarrer uns ein Diktat zu geben über Kirchengeschichte.“ [Vgl. auch Schreibalmanach 1. 7. 58 „Unterricht über Unfechtungen“ und 5. 7. 58 „Anfang der Belehrung über Befessenheit“.]

Die in KorrbI. veröffentlichten Diktate galten vor allem Gegenständen, die zum Stamm des Unterrichtsplans gehören. Einige von ihnen sind aus ihrem Zusammenhang genommen und unter Löhes Zeitschriftenbeiträgen als Beispiele in III,₁ abgedruckt; von anderen, nicht veröffentlichten Diktaten gleicher Art stehen Nachschriften in einem Heft der Diakonisse Sara Hahn, das im Archiv des Mutterhauses (Bestand II, Handschriften) verwahrt wird. Die Briefe der Diakonisse Theresie Stählin nennen weitere Diktate, darunter eines vom Briefschreiben (Wortlaut bei Sara Hahn), das Löhe auszuarbeiten und als Lehrmittel herauszugeben erwog (Tgb. April 62), ferner viele Unterrichtsgegenstände bis hin zum Griechischen (ThSt I 9. 11. 50 u. ö.*). Sie geben einen Eindruck von der umfassenden Weite des Diakonissenunterrichts. „Man wird sagen können, daß die einfacheren Schwestern durch Löhes Unterricht zuweilen geistig überfordert wurden; aber daß Löhe bei seinen Schwestern auch auf den weiten Horizont bedacht war, ist doch echt lutherisch“ (S. Lauener, Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1854—1954. S. 36; vgl. aber Neurolog für Schwester Regine Elser S. 380 Z. 25). Aber auch praktische Dinge wie Paramentenarbeit, Hostienbacken, Strohsflechten wurden gelehrt (s. ThSt I 10. 2. 58; 8. 11. 60; 4. 1. 62), wurde der Dienst in Küche und Waschküche nicht vergessen (W 56/57), und einmal notiert Löhe in sein Tgb. 9. 8. 55 „Heute dreschen die Diakonissen“**). Praktische Diakonie wurde schon von den Schülerinnen geübt: „Wir haben die Freude gehabt, hie und da einmal in die nahen Gemeinden, auch in einsame Dörfer, Schülerinnen zur Krankenpflege schicken zu dürfen“ (W 55/56, Tgb. 31. 1. 59; ThSt 17. 5. 56 u. ö.***).

Eine Besonderheit waren die „Akademischen Stunden“. Löhe berichtete über sie (KorrbI. 1863 Nr. 5): Sie „sind eigentlich eine Nachahmung einer Einrichtung auf manchen amerikanischen Schulen und tragen den vornehmen Namen zum großen Teil durch den Humor desjenigen, der ihnen denselben gegeben hat. Sie sind keine eigentlichen Lehrstunden, die Schülerinnen sitzen mit weiblicher Arbeit in der Hand und hören zu, hören aber auch nicht allein, sondern tragen zum Teil eigene Arbeit, zum Teil schriftlich verabsaßte oder auch meditierte Auszüge aus allerlei Schriften und Blättern vor; alle haben das Recht, ihre Meinung abzugeben, Bemerkungen zu

*) Löhe hielt auch Unterricht über Memnotechnik, s. Tgb. 23. 10. 66; ThSt I Anfang November 66.

**) Vgl. S. 401 Z. 36 ff. das Bild der Diakonisse.

***) Löhe an v. Malhan 15. 12. 59: „Als ich bei der armen Sterbenden eine Schülerin des Diakonissenhauses fand, welche ihr in der äußerst widerwärtigen Krankheit Dienste leistete, welche die Angehörigen derselben nicht leisten konnten, freute ich mich auch darüber, hoffte, daß der große Jubrand zu unserm Diakonissenhause von dem Herrn sein werde und daß er mir die Gnade schenken wolle, ehe ich sterbe, diese Sache in Ordnung zu bringen.“ (Abschrift im Archiv des Mutterhauses.)

machen usw. Das Gebiet, aus welchem alle Vorträge und Mitteilungen stammen und auf welchem sich alles Gespräch halten soll, ist das der Barmherzigkeit und des Diakonissentums.“ (Daran schließen sich Mitteilungen über behandelte Gegenstände im einzelnen an.)

Der Gedanke einer Frauenakademie nach Art der amerikanischen female academies beschäftigte Löhe schon während seiner Amerikaarbeit. Er erwog damals den Ausbau des Seminars in Fort Wayne zu einer Bildungsstätte „von der Elementarschule bis zur Ladies-Academy“ (Bf. an Petri-Hannover 15. 6. 46 LA 6590a). Mitten in der Vorbereitung des Diakoniewerkes schrieb er an Amalie v. Malhan: „Die Wissenschaft, daß female academies in Nordamerika die Töchter der Familien, also die zukünftigen Mütter dem römischen Glauben erobern, ist von der Art, daß sie, wo innerer Beruf vorhanden, allein schon wie ein zündender Funke in die Seele fallen, den Beruf zum Bewußtsein bringen und als gestaltendes Prinzip in den Plan und die Aufgabe fähren kann.“ (11. 4. 53 LA 7837.)

Im Tgb. 1859 steht „28. Februar. Tag der Einrichtung einer Akademie für das Diakonissenhaus“ (vgl. ThSt I 2. 3. 59). Regelmäßige Aufzeichnungen über die in der Regel am Montag abgehaltenen Akademien, ihre Gegenstände und Referentinnen stehen in den Tagebüchern bis 1862. In einer handgeschriebenen Übersicht seines Unterrichts im Diakonissenhaus Wintersemester 1859/60 (Archiv Bestand II Handschriften) zählt Löhe die akademischen Stunden zu denjenigen, an welchen „das ganze Haus“ Anteil nahm. (Vgl. Bf. an Marianne Löhe 2. 4. 59 LA 7592a, Doris Schröder 4. 4. 59 LA 2450; Korrb. 1860 Nr. 7—10, 1862 Nr. 9.) Dem Bericht über das Schulwesen 1867/68 zufolge hörten sie 1863 auf und trat an ihre Stelle ein Unterricht des Direktors über dieselben Dinge. —

Der gleiche Bericht schließt: „Eine Hauptveränderung für die Schule liegt auch darin, daß der Unterricht, welcher früher ausschließlich vom Direktor gegeben wurde, allmählich in die Hände der Schwestern überging.“ Es sei daran erinnert, daß Löhe in dem Kapitel „Das Diakonissenhaus als Schule“ (S. 313 f. 30 ff.) auf unausbleibliche Wandlungen vorbereitet, welche der von seiner Persönlichkeit geprägte „Schulggeist“ des anfängenden Diakonissenhauses“ zu gegebener Zeit erfahren werde. Gedanken, welche die Wandlungen erklären können, enthält der Brief der Diakonisse Th. Stäblin vom 19. 11. 63. Sie dankt ihrer Mutter für die Einwilligung zum Diakonissinwerden und fährt dann fort:

„Kein seligerer Tag für mich als der, und um so gesegneter, je ernster er wird. Das wird er aber je mehr und mehr, auch dadurch, daß unser Werk unabhängiger wird von dem, der der menschliche Gründer desselben ist. Herr Pfarrer war so sehr die Seele des Ganzen, daß es uns einzelnen hat schwer werden können, zu unterscheiden, wie sehr wir an der puren Diakonissensache hängen und wie viel bei unserm Tun davon bestimmt war, daß wir mächtig gezogen wurden von unserm großen Lehrer. Dieser selbst arbeitet nun mit aller Macht darauf hin, von seiner Person loszulösen und die große Aufgabe andern Händen zu übertragen. Wir können hoffen, daß Gott die heißen Gebete um Fristung des teuren Lebens hört, aber dennoch scheint der Zeitpunkt eingetreten, da unserem Hirten der Triumph erblüht, vor aller Augen zu zeigen, daß er Jüngerinnen herangezogen, die am Lehrer nicht hängen bleiben, sondern um jeden Preis Jesu dienen wollen. Für uns aber ist gleichzeitig eine Periode der inneren Losschälung gekommen und eine mächtige Aufforderung, auf den Herrn allein zu schauen.“ —

Löhe „hat der Diakonissensliteratur Perlen geschenkt“ (Wurster*). Doch hat er nicht so sehr über Diakonie geschrieben, als Wege für die Diakonie gezeigt. Die Schriften ergeben sich nie in theoretischen Betrachtungen, sondern geben sogar in praktischen Anweisungen für das Berufsleben der Schwestern etwas von dem, was nach dem Zeugnis einer seiner Schülerinnen geeignet war, glücklich zu machen — die „geordnete Seelenführung, dies sichere Weiden unter einem solchen Hirtenstabe“

*) P. Wurster und M. Hennig, Was jedermann heute von der Inneren Mission wissen muß. Heilbronn 1912. S. 91.

(ThSt I Samstag vor Jubilate 1865). Nur wenige dieser Schriften sind in Buchausgaben erschienen: „Etwas aus der Geschichte usw.“ und „Von der Barmherzigkeit“, ferner die als Lehrmittel benützten (s. oben), die uns aber nicht alle zur Verfügung standen. Im übrigen diente das Corrbl. in den Jahren 1853–56 zur Veröffentlichung von Nachrichten aus dem Diakonissenhaus; von 1857 an war das Corrbl. das gegebene Publikations- und Kommunikationsorgan, bis auf einige für einen weiteren Kreis bestimmte Mitteilungen, die im Corrbl. erscheinen mußten. Nur ganz wenige sind signiert, das liegt in der Art ihrer Bestimmung. Je mehr Löße in dem zwar bewegten, aber doch vornehmlich nach innen gewendeten Leben der Diakonissenanstalt aufging, desto spärlicher wurde sein vorher ausgedehnter Briefverkehr mit dem großen Freundeskreis; nur die Briefe an seine Tochter Marianne, so lange sie nicht bei ihm zu Hause war, fast täglich geschrieben, berichten treulich über die Vorgänge in der Anstalt. Damit entfällt eine wichtige Quelle, aus der man Angaben über die Authentizität der literarischen Äußerungen schöpfen könnte, und auch die Tagebücher sind in dieser Hinsicht nicht mehr ergiebig. Doch lassen die sachlichen Zusammenhänge in den meisten Fällen einen zuverlässigen Schluß auf Löbes Urheberschaft zu. Von den Jahresberichten ist das schon gesagt, bei den Diktaten zu seinen Unterrichtsgegenständen ist es zweifelsfrei, ebenso bei den Kalendern, die sein spezielles Werk sind, und bei den Lebensläufen, die zu seinem pastoralen Dienst gehörten. Man kann wohl mit Bestimmtheit sagen, daß in allen diesen Stücken Löße zu vernehmen ist. — Das Archiv des Mutterhauses der Diakonissenanstalt, dessen sachgemäßer Ausbau zur Zeit im Gange ist, wird der Einzelforschung gute Dienste leisten können. —

Zum Gegenstand vgl.: Theodor Schober, Schatzhäuser der Kirche. Verlag der Diakonissenanstalt Neuendettelsau. 1961.

B. Einzelheiten

I. Vom Werden der Diakonissenanstalt

I. A. Etwas aus der Geschichte der Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1870

a. Allgemeines

Über die Entstehungsgeschichte des Buches war nichts zu ermitteln. Es erschien 1870 im Verlag von Löbes Sohn Gottfried in Nürnberg. Nach Löbes Tod folgten weitere Auflagen; eine vierte, 1919 Gütersloh, nennt H. Areßel (Löbe als Prediger, S. 374). Handschriftliches war nicht vorhanden; übrigens zeigen die Tagebuchnotizen, daß Löbe in seinen letzten zehn bis fünfzehn Jahren seine schriftlichen Arbeiten in der Regel diktirt hat.

b. Einzelheiten

- 260 22 Als wir uns — in Ansbach wendeten / Tgb. 20. 12. 53: „Plenarsitzung. Wir stellten dem LandR. und Gerichtsarzt die Diakonissensache vor. Dieser hatte schon ein sehr günstiges Urteil abgegeben. Jener versprach ein gleiches — und daß er nichts hinausschieben wolle.“ — Brf. an Wucherer 21. 1. 54 (LA 3765).
- 261 31 drei Vorsteherinnen — zu berufen / Drei gleichlautende Briefe vom 14. 3. 54 teilen die Konstituierung der Muttergesellschaft mit, nennen die Kollegien der Helferinnen und der Helfer und fahren fort: „Der Mutterverein hat es sein erstes Geschäft sein lassen, an die Berufung der Vorsteherinnen zu gehen, und freute sich, nicht erst wählen und suchen zu müssen, sondern in Ihnen, verehrte und oben genannte Freundinnen, die rechten Vorsteherinnen der Muttergesellschaft schon zu kennen. Gerne würde

Ihnen Ihre Berufung sogleich zugeschlossen worden sein, wenn nicht für gut erachtet worden wäre, erst das Privatschreiben des unterz., provisorischen Geschäftsführers, der aber seine Tätigkeit in dieser Eigenschaft beschließt, an Sie gelangen zu lassen und Ihre Äußerung darauf zu empfangen. — Daß nämlich Sie bereit sind, sich dem Herrn Jesus und seinen Gliedern aufzuopfern, wissen wir wohl. Aber der Verein muß im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn auch Pflichten gegen Sie übernehmen, Pflichten, deren Maß Sie selbst zu bestimmen haben, so nämlich, daß auch Sie mit uns dem Herrn vertrauen, er werde uns alles geben, was Sie bedürfen und als Ihr Bedürfnis deshalb in kindlicher, ihm ergebener Einfach aussprechen. Dieser Maßbestimmung dürfen Sie sich auf dem gegenwärtigen Entwicklungspunkte der Sache nicht entziehen, so wie wir uns der Frage, die wir gern unterlassen hätten, nicht entziehen durften. ... Bei Ihrer gütigen Antwort werden Sie § 13 der Ihnen bekannten Statuten zugrunde legen und vor Gott erwägen und mir... Ihre Antwort baldmöglichst und zwar eine jede für sich zuschicken. Ich werde dann in ihrem Sinne den Gliedern des Muttervereins berichten und Sie werden alsdann Ihre förmliche Berufung durch den Vorsitzenden des Helferkollegiums recht bald erhalten. Da fürs erste NDettelsau die Werkstätte Ihrer Liebesarbeit bieten wird, werden Sie alsdann auch bald hier Ihre Stellung finden und dem Herrn wird's gefallen, Sie allgemach in eine reiche und freudenvolle Tätigkeit einzuleiten...“ (Reg. Fasc. I Nr. 7.) Die förmliche Berufung erfolgte am 28. 3. 54 durch Dekan Bachmann.

- 267 32 folgende Entschlieſung / Brf. 8. 3. 54 (LA 6615a) an Dorn-Memmingen mit der Bitte, die erfolgte Genehmigung FrL Rheineck mitzuteilen. — Brf. an Kündinger 10. 3. 54 (LA 2819).
- 272 16 Bedenken — Diakonissenanstalten / CorrbL 1853 Nr. 12 hat als weitere Überschrift „Allen Wohlwollenden zur Überlegung dargeboten und empfohlen“. — Brf. 15. 12. 53 an Wucherer (LA 3764) und an Maltzan (LA 8642a).
- 20 weibliche Personen, welche sich — annehmen / s. Tgb. Dez. 58: „Gott hat den eingepfarrten Dörfern von ND während meiner Amtsführung gegeben, daß unter den Frauen des Dorfes Diakonissenseelen sich fanden, die ihre Freude dran hatten, den Armen, den Kranken, den Sterbenden zu dienen. Solche Frauen sind für einsam gelegene, kleine Dörfer eine große Gnade. In Bechhofen war die A. M. M. eine solche Diakonissenseele. Sooft der Pfarrer an ein Krankenbett in Bechh. kam, konnte er sie finden, und sie wußte dann um alles und konnte, oft besser als die Angehörigen, über alles Bericht geben, was er wissen mußte, um sein Amt zu tun. Ihr Dienst war auch kein bloß leiblicher, sondern sie hatte eine geistliche Gabe, von Gottes Wort zu reden, von der man nur hatte wünschen mögen, daß sie mehr ausgebildet und zur wahren Christentugend geworden wäre. Dem Herrn sei jedoch Dank gesagt für das, was sie war.“ [Bei der Leiche der Witwe Anna Maria Meyerin.]
- 276 1 16. / dazu JB 55: „Wenigstens die Sache, welche wir vorhatten, in der Ausföhrung, welche für uns eine unerläßliche Bedingung war, hätten wir an einen andern Ort nicht verpflanzen können, ohne ihr von vornherein das Leben absprechen zu müssen.“
- 277 11 Rehm / ThSt I 16. 2. 58: „Die höchste Feierlichkeit des 2. Febr. ... fand am Abend statt: es war die Aussegnung unserer ‚Frau Oberin‘ (denn so soll sie nun genannt werden, nicht mehr ‚FrL. Rehm‘), indem es schon längst als ein Mangel erkannt worden war, daß diejenige, die ihre Hand so oft segnend auf Diakonissenhäupter legt, selbst noch nicht ausgesegnet ist.“
- 25 Inspektor Bauer — Wohnhaus gekauft / Tgb. 25. 3. 54.
- 26 überhaupt — verbunden / s. Kalender 1864 S. 408 f.

- 33 g. Mai des Jahres 1854 / Tgb. 9. 5. 54 Entwurf der Ordnung für die Feier der Eröffnung; Skizze der Ansprache Löhes (vgl. S. 409 Z. 42 ff.; S. 418 Z. 1 ff.).
- 278 41 Schloß der Freiberren von Eyb / Brf. an Bauer Ende 1853 (LA 4211); an Wucherer 21. 1. 54 (LA 3765).
- 279 1 an das Bauen denken / Brf. an Wucherer 23. 3. 54 (LA 3768): „Denk nur, wir bauen ein Diakonissenhaus und zwar h i e r , nach vieler Überlegung. Wir müssen natürlich die Kosten (ca. 10 000 fl.) auf Aktien zusammenbringen.“
- 7 der sogenannte Förthnersche Hopfenacker / Tgb. 23. 3. 54: „Förthnerscher Acker. Pl. Nr. 1089 a. b. Vhszahl 23,9. Vorderer Altendettelsauer Wegacker [?]. 5 Morgen 34 Dez. — Heute 23. 3. kaufte ich für die Diakonissenanstalt obigen Acker. Das übrige Gut kaufte Herr Katechet für 5250 fl. Ich kaufte den Acker für 700 fl. Doch muß ich noch 5 fl. 50 Kr. Geschenk an den Vermittler geben.“
- 14 Grundsteinlegung / Tgb. 14. 6. 54 Entwurf „Zur Grundsteinlegung des Diakonissenhauses“, mit einer kleinen Planskizze.
- 281 13 Dokument / Manuskript der Urkunde mit Originalunterschriften s. Reg. der Diakonissenanstalt Fach 1.
- 282 11 genäßen / so!
- 32 Altar des Zeugnisses / 2. Mose 25, 22.
- 285 39 Der Bau — Sortgang / Brf. an Doris Schröder 29. 6. 54 (LA 8669): „Risiko hat bloß der Bau, der schön und gut wird, aber eben doch groß und zu kostspielig ist, als daß er leicht und ohne Schaden verwertet werden könnte, wenn ich ohne Nachfolger stürbe. Gott kann mir aber einen tüchtigen Nachfolger geben, und dann ist alles gut.“
- 286 17 zur öffentlichen Einweihungsfeier einladen / s. CorrbI. 1854 Nr. 10.
- 287 2 Das Korrespondenzblatt referierte in folgender Weise: / Der Bericht in CorrbI. 1854 Nr. 11 beginnt: „Der 12. Oktober dieses Jahres, der Maximilianstag, war es, welcher zur Einweihung des Diakonissenhauses bestimmt war. Kaum schien es möglich, den erst im Verlauf des Sommers begonnenen Bau — den 23. Juni war die Grundsteinlegung — bis zu der gesteckten Frist zu vollenden. Es konnten leicht Hindernisse und Störungen eintreten, die trotz aller Energie und trotz aller aufgebotenen Kräfte von seite derer, die den Bau leiteten, und derer, die daran arbeiteten, die Vollendung unmöglich gemacht hätten. Es drang aber nicht allein der Eifer für das Werk des Herrn, es drang auch die Not, der Bau mußte fertig werden und er wurde es durch Gottes gnädige Hilfe. Zu seiner Ehre muß es gesagt sein, daß man in allen Stücken vom Anfang bis zum Ende dabei seine segnende, bewahrende, hilfreiche Hand deutlich erkennen konnte. Er ließ die Vollendung des Werkes gelingen. Es blieb zwar noch manches zu tun, doch war das Ganze so weit gediehen, daß das Haus bis zum Tage der Einweihung wenigstens teilweise bezogen werden konnte. Nicht allein die innere Einrichtung war der Hauptsache nach vollendet, auch von außen konnte man das stattliche und doch anspruchlose Gebäude in seinem festlichen Schmucke prangen sehen.“ Es folgt der Wortlaut unseres Textes.
- 288 27 Freunde / soll wohl heißen Frauen.
- 290 15 Beilage III / s. Registratur der Diakonissenanstalt Fach 1.
- 21 Nun lob, mein Seel, den Herren / Die Texte dieses und der folgenden Lieder sind aus dem bayer. Gesangbuch 1854 genommen: sie stimmen im Wortlaut nicht völlig mit dem EKG überein, doch sind die Abweichungen gering.
- 297 36 Wort des Amtes / so! Sollte doch wohl Amt des Worts (Apg. 6, 4) heißen.

- 299 38 Betsaalbau / zum Gegenstand vgl. Tgb. 20. 6. 58: „Herr v. Tucher bringt den Bauplan zur Kapelle.“ Korrbbl. 1858 Nr. 6 „Bitte an die Freunde des Diakonissenwesens überhaupt und insonderheit der Diakonissenanstalt Neuendettelsau“ (29. 6. 58), eine Werbung um Verständnis für die Notwendigkeit des Baues, durch den zugleich Raum im Diakonissenhaus gewonnen werden soll, und um tätige Hilfe. — Tgb. 3. 7. 58 „Verhandlungen wegen Abstecken des Platzes für den Betsaal.“ — Korrbbl. 1859 Nr. 7/8 (Juli/August) „Bericht über den Betsaalbau des Diakonissenhauses zu Neuendettelsau“ mit einer „Übersicht der bisherigen Einnahmen und Ausgaben für den Betsaalbau des Diakonissenhauses“. — Korrbbl. 1870 Nr. 11 (November) „Ein kleiner Anhang [zum „Aufruf zur Liebeserweisung für Straßburg“], eine kleine Liebeserweisung für den Betsaal in Neuendettelsau betreffend“ berichtet über Sturmschäden am Dach des Betsaals.
- 300 2 Liebesmahl / vgl. Tgb. April 59 „Zum Liebesmahl“; Tgb. 28. 3. 61 „Liebesmahl“.
- 9 eine fromme — Ehefrau / Frau Fabricius aus Nürnberg, s. III, 1 S. 708 Erl. zu S. 449 Z. 4; ferner S. 339.
- 301 23 An Allerseelen — zusammenschreiben lassen / Tgb. 2. 11. 68: „Aller Seelen. Die schöne Feier des Allerh.Spendwerks... Erste Allerseelenfeier. Prozession auf den Kirchhof. Dann Agd. [Abendgottesdienst], wo zum ersten Male die Liste der Toten und die der Wohltaten und Wohltäter verlesen wurden.“ — Vgl. Tgb. 1. 11. 64: „Am Morgen Allerheiligengottesd., dann Allerheilighenspende.“ Tgb. 1. 11. 66: „Allerheiligenpredigt. Evangel. Spendwerke“ [wobei ‚Spend‘ mit Sicherheit, ‚werke‘ unsicher zu lesen ist]. Tgb. 1. 11. 67: „Kirche zum Allerheiligentage. Anmeldung. Allerheilighendank [‚dank‘ unsicher zu lesen]. Spende.“
- 302 15 das jüngste Gebäude / das Frauenhospital, s. Rechtspruch Erläuterung zu S. 306 Z. 11.
- 303 32 einen Entschluß / so!
- 306 8 Konrektor Lotze / Am 13. 7. 55 (LA 7423a) beauftragte Löhe seine Tochter Marianne, damals in Greiz, Auskunft über Kand. Lotze mitzuteilen (vgl. Brf. 27. 7. 55 LA 7425a). Am 14. 9. 55 (LA 6759) schreibt Löhe, Kand. Lotze werde eintreten. — Brf. 26. 5. 57 (LA 7441a): „Nächsten Mittwoch wird Herr Konrektor ordiniert.“ — Vgl. auch ThSt I 30. 4. 66.
- 10 Direktor Alt / Brf. an Marianne Löhe 18. 8. 57 (LA 7460a): „Herr Direktor Alt zieht hierher; er war aber sehr vergnügt, als ich ihm am Samstag, ehe er nach Siemau zurückging, anbot, das Rechnungswesen am [Diakonissen-] Haus zu übernehmen.“ Vgl. JB 56/57: „Da fügte es der gnädige Gott, daß ein im Rechnungswesen erfahrener Mann, Herr Gerichtsdirektor Alt aus Untersiemau, dahier einen Wohnsitz nahm und sich freudig bereit erklärte, fortan Rechnungsführer der Anstalt zu sein. Er übernahm auch wirklich seit dem 1. Oktober [1857] das Rechnungswesen und hat bereits die diesmalige Jahresrechnung zum Abschluß gebracht. In diese treuen und weisen Hände eines durchaus uneigennützigsten und mit uns innigst verbundenen Bruders kann man das ganze Finanzwesen der Anstalt mit größer Ruhe und Freude übergehen sehen.“
- 11 Der Zimmermann sprach / Brf. an Marianne Löhe 17. 4. 59 (LA 7504a): „Am Montag abends 7 Uhr hielt der Zimmermann vom First unsers sich herrlich entwickelnden Betsaales die von mir diktirte Rede zum ‚Aufrichten‘.“ Damit steht für diesen Spruch die Urheberschaft Löhes fest; sie ist mit großer Wahrscheinlichkeit auch für die weiteren anzunehmen, die überliefert sind. Weil sie zur Baugeschichte der Diakonissenanstalt gehören, die in diesem Kapitel ausführlicher besprochen ist, werden sie hier zusammengefaßt.

[Ökonomie. 31. 10. 61]

Das Gebäude, welches wir hier aufgerichtet haben, ist kein Palast, sondern ein Ökonomie-Gebäude mit einem Stall für das Vieh unserer Diaconissenanstalt. Ob es aber gleich nicht mehr als das ist, so ist es doch nicht bloß für uns Werkleute, sondern auch für diejenigen, welche das Gebäude haben bauen lassen, eine herzliche Freude, daß wir mit denselben so weit gekommen sind und daß wir Aussicht haben, es noch vor Winter vollenden zu können. Seitdem Gott nicht bloß mit den Menschen, sondern, wie wir im 9. Kap. des ersten Buch Moses lesen, auch mit dem Vieh und allen Tieren einen Bund gemacht hat, leben die Tiere, besonders aber die Haustiere in Gesellschaft der Menschen. Der Mensch kann sein Vieh nicht entbehren und das Vieh nicht den Menschen: es ist der Wille Gottes, daß eines mit dem andern lebe und gedeihe. Daher haben auch die hohen Patriarchen des Alten Testaments es nicht verschmäht, Viehhirten zu sein, in Hütten zu leben, sich nach der Nothdurft ihres Viehs zu richten und bald da, bald dort ihre Hütten aufzuschlagen, und der Herr, unser Gott, hat seinen Liebling David von dem Vieh genommen und ihn zum König Israels gemacht. Auch hat der Erbauer aller Welt diese arme Welt in einem Stalle von Bethlehlem betreten und auch damit bewiesen, daß er seinen Bund mit dem Vieh nicht aufgegeben hat. So ist es denn auch sowohl der Natur als dem Willen Gottes gemäß, daß unser Diaconissenhaus sein Vieh habe und die Wohitat genieße, die Milch seiner Kühe und die Arbeit seiner Pferde und Ochsen zu verwenden. Es ist also auch dieser Stall und dies Ökonomiegebäude, es ist der ganze Bau wohlgetan, nützlich und nötig. Darum haben wir auch, Zimmerleute und Maurer, mit allem Eifer gearbeitet, und Gott Lob, daß wir nun so weit sind und daß ich hier stehe. Bis hieher hat der Herr geholfen, und Er wird auch helfen, daß alles gar zustande kommt und der Einzug gehalten werden kann, auf den sich Menschen und Vieh freuen dürfen. Wir wünschen jetzt schon unserer Diaconissenanstalt zum Ökonomiegebäude und zum Stalle vieltausendmal Glück und Segen. Der allmächtige Gott strecke seine Hand aus und segne um Jesu Christi willen dies Gebäude und das darin wohnen wird! Das Vieh segne und behüte er vor allem Unfall, die Menschen vor Sünde und Untreue und lasse dies ganze Gebäude und das Gedeihen des Werks darin eine Freude der Diaconissenanstalt sein, solange sie selbst bestehen wird. Uns Bauleuten aber schenke er Kraft, Kunst und Fleiß zur Vollendung des Ganzen und die Zufriedenheit derjenigen, für welche wir arbeiten. [Korrbl. 1862 Nr. 9]

[Rettungshaus. 23. 9. 62]

Diesmal stehe ich auf einer geringen Höhe, um meinen Spruch zu tun. Es ist kein babylonischer Turm, den wir aufgerichtet haben, ebensowenig ein prachtvolles Haus des großen Gottes und Seilandes Jesu Christi, sondern eine kleine Wohnung für zwölf arme verlassene Kinder. Daher kann ich auch kein mächtiges Triumphgeschrei erheben, als hätten die Bauleute eine gewaltige That getan: das ganze Gebäude ist ein Werk von wenigen Tagen, man kann kaum sagen Wochen. Aber bei alledem bin ich doch sehr vergnügt über das kleine Häuschen, auf dessen Giebel ich stehe; denn es soll und wird ein Rettungshaus sein. Das ist ein vornehmer und herrlicher Name, den sich viele Prachtgebäude der Welt nicht belegen dürfen, und wenn ich mir denke, daß dies kleine Haus den vornehmen Namen in der That und Wahrheit wird führen dürfen, so schwillt mir mein Herz und ich fühle mich geehrt, daß ich auch habe mithelfen dürfen nach meinem Zimmermannsberuf, die edle Stätte zu überbalden. Da wird man also dem Hungrigen das Brot brechen; die, so im Elend sind, werden in das Haus geführt werden; die Blöße der armen Kinder wird man hier decken. Da muß denn auch etwas von der Verheißung des Propheten Jesaja in Erfüllung gehen, da er spricht: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in das Haus. So du einen naßend siehst, so kleide ihn, und entzueh dich nicht von deinem Fleisch. Als dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröthe und deine Befreiung wird schnell wachsen und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen. Denn wirst du rufen, so wird dir der Herr antworten; wenn du wirst schreien, wird Er sagen: Siehe, hier bin ich. So du niemand bei dir beschweren wirst und mit Fingern zeigen noch übel reden, und wirst den Hungrigen finden lassen dein Herz und die elende Seele sättigen: so wird dein Licht in Finsternis aufgehen und dein Dunkel wird sein wie der Mittag“ (Jes. 58, 7—10). Diese Verheißung des Herrn soll sein wie ein Heiligenschein um das kleine Haus her, und der Segen des Allmächtigen soll's umgeben wie der Sonnenglanz von Mittag her. — Mit solchen Hoffnungen will ich vom Feste gehen, und mein und aller Bauleute Sinn und Herz soll sein, eifrig zusammenwirken, daß man die Elenden und die armen Kinder, ehe die rauhe Jahreszeit kommt, an diese ihre Stätte führen kann. [Korrbl. 1862 Nr. 9; f. Tgb. 19. 9. 62.]

Zimmermannspruch bei der Aufrichtung des Dachstuhl
am Magdalenium gesprochen, 13. Sept. [1864]

Diesmal ist es ein Haus zum guten Hirten, welchem wir das Gebälke aufsehen, und es ist mir hochbedeutlich, auf dem First eines solchen Hauses zu stehen. Die Schafe, welche der gute Hirte in dieser seiner Herberge zusammenbringen wird, sind schwerer Tränen wert, und es ist unbegreiflich, daß der allertheiligste Hirte sie liebt und lieben kann. Aber er liebt die verlorenen Schafe, er sucht, was verloren ist, und es ist Freude vor Gott und seinen Engeln, wenn er sie findet. Dafür sagen wir ihm Lob und Preis und bauen ihm zum Lobe seiner wunderbaren Liebe zu den Verlorenen dies Haus. — Ich wünsche, daß dieses Haus zum guten Hirten, seiner Bestimmung würdig, nach außen und innen gelingen möge, und daß wir, bevor der Winter kommt, am Tage Allerheiligen*) es wohl gelungen dem guten Hirten übergeben und ihm die Pforten weit aufthun können, damit er viele verlorene Schafe hineintragen und durch seine Gotteskraft zu heiligen Gotteskindern umwandeln kann. Dem Betaal der Diakonissen gegenüber, hoffend nach Osten gerichtet, steht nun dies Haus des guten Hirten zu Dettelsau. Es steht zur Seite des Mutterhauses der Diakonissen, den Diakonissen zur immerwährenden Erinnerung und Mahnung an das Beste, was sie haben können, an die Barmherzigkeit gegen die Erbarmungswürdigen ihres eigenen Geschlechtes. Dies Erbarmen mache unser Diakonissenhaus Gott und Menschen lieb. Hoch lebe und mächtig siege im Hause des guten Hirten das Erbarmen des guten Hirten und seiner Diakonissen. Amen. [Korrbl. 1864 Nr. 10]

*) Leider zeigt sich, daß dieser Termin nicht eingehalten und das Haus diesen Winter wahr- scheinlich nicht mehr bezogen werden kann.

Zimmermannspruch bei der Dachaufrichtung des
Frauenhospitals den 30. Juni 1869

Die Bauten alle, die wir Gefellen unter dem Kommando unseres Meisters seit einer Reihe von 15 Jahren dem Diakonissenhause aufgerichtet haben, sind von der [so!] ersten bis zu der letzten samt und sonders von besonderer Art und kommen weit und breit in unserer Gegend gar nicht vor. Man baut anderwärts auch, zuweilen größere, herrlichere, schönere und kostbarere Gebäude: Kirchen und Paläste, Fabriken und was anders, aber Gebäude, wie sie auf diesem Platze naheinander entstanden sind und noch immerzu entstehen, baut man doch nicht, und das macht der besondere Zweck, zu welchem alle diese Bauten emporgerichtet werden; alle zusammen machen eine Kolonie der Barmherzigkeit aus, lagern sich an und um den Betaal her, und der Betaal selber ist ein Gotteshaus, welches dem Vater der Barmherzigkeit in Christo Jesu erbauet ist und in welchem Er vom Morgen bis zum Abend um Barmherzigkeit angerufen wird für alle diese Anstalten der Barmherzigkeit und für ihr kräftiges Gedeihen. Heute haben wir auch wieder einen Dachstuhl zu einer Anstalt der Barmherzigkeit, und zwar zu einem Frauenhospital. Ein Männerhospital haben wir schon gebaut, und nun folgt ein Frauenhospital, damit die beiden Nachbarhäuser geschwisterlich nebeneinander stehen. Meint die Versammlung nicht, daß schon der Bauplatz und jedes von den beiden Hospitälern einzeln und alle miteinander schöner werden anzusehen sein, wenn über unserem Gebälke dies neue Gebäude sich erhoben haben wird? Ein Männerhospital ohne ein Frauenhospital, und obendrein beide Distrikthospitäler, das gäbe Vereinigungen, die nicht sein sollen. Gott hat die kranken Männer und die kranken Weiber geschaffen und erlöst und daher muß man Ihm nach Männer- und Frauenhospitäler bauen: dann wird auch Gottes Lob voller Klingen und man wird den Vater der Barmherzigkeit desto besser preisen können. Dazu hat dies neue Frauenhospital noch etwas Besonderes. Wenn man bedenkt, wie es bei allen diesen Gebäuden herging, so muß man sich verwundern, denn sie sind schier alle mit nichts angefangen und doch zustande gekommen und sind alle Materialien und der gesamte Arbeitslohn gezahlt worden. Dem Gott der Barmherzigkeit müssen die Bauten gefallen haben, sonst würden nicht, wenn auch manchmal langsam und nach und nach, die Gelder zusammengekommen sein. In dem Glauben und Vertrauen hat man den Bau beschloßen, und die Arbeiter waren lustig und fröhlich bei ihrer Arbeit bis ans Ende. Mancher Arbeiter hätte denken können: ob ich wohl nicht werde zu Schaden kommen? ich werde doch hoffentlich wohl mein Geld rechtzeitig bekommen? Aber ich glaube, kein einziger hat so was gedacht und sich abgesorgt; alle haben im Vertrauen fortgearbeitet, und ihr Vertrauen hat sie nicht betrogen. Vielleicht hat dem Rektor und der betreffenden Rechnungsführerin zuweilen der Kopf weh getan von Sorgen, wir aber

haben gar nichts gesorgt und sind gezahlt worden. Bei diesem Frauenhospital aber tut nun auch dem Rektor und der Rechnungsführerin der Kopf nicht weh, und warum nicht? Weil das Geld schon zum Voraus da und gestiftet ist und irgendwo deponiert ist, wo man es rechtzeitig nach einander abheben und alle Leute auszahlen kann. So leicht wie diesmal muß das Diakonissenhaus noch gar nicht gebaut haben. Bei diesem Bau ist daher etwas ganz Besonderes und man kann sagen, daß es ein besonders lustiger Bau sei. Es wird schon auch bei diesem Bau wie bei allen Dingen ein Aber sein, aber das läßt man gehen und denkt nicht daran, das wird schon kommen zu seiner Zeit, heute aber sagt man dem Vater der Barmherzigkeit besondern Dank, weil er den Bau so leicht und lustig gemacht hat, weil die Geberin ohne Reue des Guten gegeben und sich des Gebens gefreut und die Diakonissenanstalt hoffentlich in Demut die Gabe genommen und mit wohlbedachtem Räte den armen Weibern vom Distrikte ein schönes Krankenhaus zu bauen beschloßen hat, wo es mit Leben, Leiden und Sterben noch besser gehen soll, als es schon bisher gegangen ist.

Frisch zum Werke, eifrig angehalten, unermüdet laßt uns, lieben Brüder, unserem Ziele entgegengehen und nicht ruhen, bis wir das segensreiche Werk in Segen und Frieden vollendet haben und mit den Schwestern singen können: Nun danket alle Gott. [Korrbl. 1869 Nr. 6]

307 25 Reunionszimmer / ThSt I 27. 12. 59: „Das Familienzimmer ist herausgeboren aus unserm bisherigen Betsaal.“

42 der erste Hausgottesdienst / Tgb. Dez. 1861 „Vor zwei Jahren beim ersten Gebrauch des Betsaals war der Gottesdienst so: [folgt Gottesdienstordnung]“. Vgl. ThSt I 27. 12. 59.

309 24 Fest der Schuldenfreiheit / Tgb. Dez. 1861 „Zur Ansprache am 25. 12. beim Fest der Schuldenfreiheit des D-Betsaals“.

41 Diakonissenwappen / s. S. 668*).

311 8 Leichenhaus / s. VII,2 S. 545 f.

312 40 Rantor Güttler / Brf. 13. 2. 54 (LA 3767).

313 11 Schreibunterricht / s. III,2 S. 496 ff. und 798 f.

15 Die natürliche Seite — historische / Vgl. Erläuterungen a zu I. D.; Kalender 1865 S. 425 ff. — ThSt I 20. 2. 56.

19 Alles was außer dem ärztlichen — eintrat. / ThSt I 19. 11. 63.

38 blaue, grüne, rote Schule†) / JB 66/67: „Die dem Hause wesentlich angehörige und von ihm unabtrennbare Schule ist die blaue, die eigentliche Diakonissenschule, welche sozusagen die theoretische Bildung für den Diakonissendienst geben soll. Gerade diese aber bedarf unsere sorgfältigste und eingehendste Fürsorge... Neben der blauen Schule steht dem Diakonissenhause die grüne zunächst, die sich der Zahl nach bisher immer mehr gehoben hat. Auch die grüne Schule ist kein gewöhnliches weibliches Bildungsinstitut, sondern ihre Absicht ist es, Diakonissenbildung nach Art und Weise der blauen Schule in weiteren Kreisen zu verbreiten. Was die blaue Schülerin in den Diakonissenberuf hineinragen soll, das soll die grüne Schülerin ins Familienleben tragen... Für die Töchter von Dettelsau, wie wir so gerne die ausgeschulten grünen Schülerinnen nennen, ist das Diakonissenhaus in der Tat nicht minder Mutterhaus als für die blaue Schule... Weniger notwendig und ein weniger integrierender Teil der Diakonissenanstalt als die blaue und die grüne ist die rote Schule. Der Stamm der roten Schule sind die jungen Kinder, die dem Diakonissenhause zur Erziehung übergeben sind und bei denen die Schule nur eine unvermeidliche Folge der Erziehung ist. Daß man Schule halten kann ohne alle Erziehung, das beweisen allenthalben unsere deutschen Schulen, trotz aller Demonstrationen der Wissenschaftler: aber es ist unmöglich, zu erziehen, ohne daß für eine entsprechende Schule gesorgt wird.“ — ThSt I 7. 10. 62.

†) Nach der Farbe des von den Schülerinnen getragenen Bandes.

- 42 Eigentümlichkeiten des hiesigen Lebens / Der Stundenplan für das erste Semester 1854 sieht vor „Am Sonntag abends seelsorgerliche Sprechstunde“ (s. Konzeptbuch „Diakonissenunterricht“).
- 14 15 Tage der Heimfuchung und starken Erinnerung / s. Kalender 1865 S. 421 ff.
- 26 C. L. Roth / Carl Ludwig Roth, 1790—1868, Pädagoge, 1821—43 Rektor des Melancthon-Gymnasiums zu Nürnberg, Löhes sehr verehrter Lehrer; s. D I S. 30 ff.
- 15 33 Unterricht vom Rechnungs- und Inventarwesen / s. II. 20 und die Erläuterungen dazu.
- 16 13 verwachsen / so!
- 21 gescheit / nicht von scheuen abzuleiten, sondern mundartlich entstellte Form von gescheit, dieses wiederum von scheiden abgeleitet, also eigentlich „geistig sondernd“; nach Kluge, Etymolog. Wörterbuch.
- 42 Lehmkuhl / Name eines Bauhandwerkers, s. Tgb. Juli 62 (S. 51).
- 17 11 Blödenanstalt / s. III, 2 S. 507 ff.; 518 ff. und die Erläuterungen dazu. Vgl. JB 63/64 „H. Blödenanstalt“, vor allem JB 64/65 „f. Blödenanstalt“ mit wertvollen Ausführungen über den Dienst an den Blöden. — Tgb. 6. 9. 55 (Konferenzgegenstände): „Ob die Kleidung der Blöden nicht eine sein sollte? Ihr lumpiges Aussehen.“ — Tgb. 10./11. 8. 64 Entwürfe für die Feierlichkeiten bei der Einweihungsfeier der neuen Blödenanstalt.
- 23 Am Schlusse des Krieges — einquartiert. / Diese Einquartierung war nicht die einzige Begegnung der Diakonissenanstalt mit den kriegerischen Ereignissen der sechziger und siebziger Jahre; es pflegten auch Diakonissen in den Lazaretten. In Korrbbl. 1866 Nr. 7 bis 9 (nach einem Aufruf des Direktors „Bitte an christliche Jungfrauen im bayerischen Vaterlande“ in Nr. 7) schrieb Löhle über „Pflege der Verwundeten und Kranken im bayer. Heere“ (u. a. die Beobachtung, daß in den katholischen Bevölkerungsteilen, wo man den preußisch-österreichischen Krieg als eine Art Religionskrieg ansehe, die evang. Schwestern oft nicht freundlich aufgenommen seien). — Korrbbl. 1870 Nr. 8 enthält von Löhle eingeleitete Weisungen des Anstaltsarztes „Über Lazarettkrankenpflege“, sowie „Besondere Nachrichten aus der Kriegszeit“, 9—12 und 1871 Nr. 2—4 Nachrichten von Diakonissen über Erlebnisse im Krieg, endlich 1871 Nr. 5 einen Bericht von D (Deinzer) über „Die Friedenssche in Neuendettelsau“.
- 18 28 Wie Kantor Güttler — abgaben / Der Pastorkonferenz in Fürth 21./22. 2. 53 (s. Korrbbl. 1853 Nr. 4) berichtete Löhle zu dem Vorschlag, eine Anstalt für Kretins zu errichten, von Besuchen bei Dr. Guggenbühl in Interlaken und einer Heil- und Pflegeanstalt für schwachsinnige Kinder in Winterbach, Oberamts Schorndorf/Württemberg.
- 30 Gudenbühl / so!
- 41 den Blöden ist er hold / bayer. Gesangbuch 1854 Nr. 3 V. 2. Blöde = schwach, zaghaft; blödsinnig seit Anfang des 17. Jahrhunderts = geistig schwach. Nach Kluge, Etymolog. Wörterbuch.
- 321 15 Mönchengladbach / Mönchengladbach: „Heil- und Pflegeanstalt Hephata. Gegründet von dem rhein. Provinzialverein f. i. Miss. Präses d. Verwaltungsrats Pastor Balke.“ Korrbbl. 1858 Nr. 8.
- 16 Ecksberg / bei Mühldorf/Obb.: „Kretinenanstalt, kath. Gegründet von dem Priester Joseph Probst. Vorstand derselbe.“ Korrbbl. 1858 Nr. 8. — Über einen Besuch Löhles in Ecksberg s. JB 66/67.
- 16 Stetten / bei Bad Cannstatt: „Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische. Gegründet von einem Verein. Vorstand Dr. med. Häberle. Inspektor Landenberger.“ Korrbbl. 1858 Nr. 8.
- 35 Sammlung — Epileptischen-Hauses / s. Korrbbl. 1868 Nr. 8; daraus folgende Stellen:

Vortrag des Direktoriums der Diaconissenanstalt Neuenbittelsau
an die Schwestern und alle diejenigen,
die für den Inhalt Teilnahme haben oder Hilfe wissen.
In Sachen der Epileptischen

Das Diaconissenhaus hat sich, seitdem es besteht, den Epileptischen zugewendet und ihnen Hilfe zu leisten gesucht. An Heilung hat wenigstens der Rector der Anstalt, der von Jugend auf viel Veranlassung hatte, Kranke dieser Art zu beobachten, nicht gedacht. Es trat auch im Diaconissenhause selbst die Erfolglosigkeit der Heilversuche stark genug hervor, und die betrübten Erfahrungen haben auch einmal den Entschluß hervorgerufen, sich mit Epileptischen nicht mehr zu befassen. Die fromme Mutter eines Epileptischen aber hat in Kraft der Liebe und Barmherzigkeit unsern Entschluß wieder um- und umgeworfen, und wir haben daher in den letzten Jahren, namentlich in dem Blödenhause, immer viele Epileptische gehabt, und noch jetzt haben wir trotz einiger Todesfälle doch immer 19 oder 20 Epileptische. Wenn die neuesten Erfahrungen auch keineswegs ermutigender sind als diejenigen, welche andere Anstalten gemacht haben, so sind sie doch auch nicht entmutigender: gerade daselbige, was wir von La force und anderen Anstalten gehört haben, können wir auch selbst rühmen. Gar manchesmal vermindern und verringern sich unter der treuen Pflege die Anfälle der Kranken, und ihr Geist und Sinn wird ergebener und fröhlicher. Das aber scheint uns Lohnes genug für sie anstattliche Pflege der Epileptischen, und die Überzeugung, daß die Epileptischen in Anstalten besser als in der Familie untergebracht sind, wächst in unserem Herzen immerzu. So viele Gründe wir haben, unsere Zeit der Blödenanstalten wegen zu beglückwünschen, ebensoviel haben wir auch, die allerneueste Zeit wegen der begonnenen anstaltlichen Fürsorge für die Epileptischen glücklich zu preisen: wir glauben behaupten zu dürfen, daß die anstattliche Pflege der armen epileptischen Kranken zu den schönsten Aufgaben der sogenannten inneren Mission gehört. Diese Aufgabe scheint auch mehr als manche andere in den verschiedensten Lebenskreisen erkannt und geschätzt zu werden, und namentlich das Los der anerkannt Unheilbaren und Hoffnungslosen reizt und bewegt immer mehr Familien, ihre Epileptischen der anstattlichen Pflege anzuvertrauen.

In der hiesigen Anstalt für Blöde trägt man sich daher schon längere Zeit mit dem Gedanken, die Pflege der Epileptischen, wie sie dahier ist, zu vervollkommen, aber die Mittel und Wege dazu sind gerade hier schwerer zu finden als anderwärts, wo die Platzfrage weniger empfindlich als bei uns hervortritt. Um uns ein wenig zu helfen, haben wir unser Diaconissenfilial zu Pöfingen gemietet und haben allerdings dort etwas weniger Platznot. Wäre aber auch das nicht, so würden wir die hiesige Platznot desto grausamer empfunden haben.

Wir können einstweilen die männlichen Epileptiker dort unterbringen, so wie wir auch gar bald die Aufgabe, unsere männlichen Blöden dorthin zu translozieren, hinter uns haben werden. Was sollen wir aber mit den weiblichen Epileptischen und mit den weiblichen Blöden tun? Unser Blödenhaus wird allmählich von weiblichen Blöden voll, und je länger je mehr tritt die Forderung hervor, für die weiblichen Epileptischen ein eigenes Haus zu haben.

Daher wäre das Direktorium geneigt, ein eigenes Haus für weibliche Epileptische zu bauen, und zwar um der Gemeinschaft willen, die wir hier haben und um der mannigfachen geistlichen Vorteile willen, die man anderwärts nicht so, wie man gern tät, hervorrufen kann, gerade hier in Neuenbittelsau selbst. Darum wenden wir uns an die Familien, die notgedrungen sind, ihre Epileptischen aus ihrer Mitte zu entfernen. Wir wenden uns an solche Familien, die früher die große Not erfahren haben, epileptische Angehörige zu versorgen und denen Gott der Herr durch den Tod der epileptischen Glieder aus ihrer Not geholfen hat, denen aber die Träne der Erinnerung noch immer von den Augen rinnt. Wir wenden uns an die Wohlhabenden und Reichen, deren es durch Gottes wunderbare Vorsehung, wie der Armen, täglich neue gibt. Wir wenden uns an diejenigen, denen Gott Liebe und Erbarmung ins Herz gegeben hat, und damit die Gabe der erfindetischen Hilfe.

Unsere Schwestern und Angehörigen werden hiemit ernstlich aufgefordert, in ihren Kreisen, so weit es thunlich und schicklich ist, *T e i l n a h m e z u e r w e d e n*. Er hat mehr als eine getreue Schwester schon Mittel und Wege gefunden, die Unternehmungen ihres Mutterhauses zu fördern, und wir versehen uns zu dem Elfer unserer Angehörigen des Besten; vor allem aber empfehlen wir unsere Unternehmungen den Gebeten der Anfrigen und dem Segen und der Erhöhung unseres hochgelobten Herrn.

[Es folgt eine „Übersicht der Zbiotenanstalten in Deutschland“.]

- 322 10 Posto / italienisch = Stand, Stelle, Posto fassen = Stellung einnehmen, Fuß fassen.
- 40 Einweihung des großen Mönchshauses / vgl. JB 63/64 „H. Blütenanstalt“.
- 324 6 kurze Ansprache / s. Tgb. 11. 8. 64; vgl. Erläuterungen zu II. 18.
- 21 Pindel / Philipp P., 1745—1826, Psychiater, leitender Arzt der Irrenanstalt der Salpêtrière in Paris; seine Arbeit leitete eine Reform des Irrenwesens ein.
- 325 7 Magdalenium / zum Gegenstand s. KorrbI. 1860 Nr. 11:

Die Bemühungen des Diakonissenhauses Neuenbedtelsau um Rettung
der Verlorenen vom weiblichen Geschlecht

Das Diakonissenhaus Neuenbedtelsau hat, seitdem es steht, immer Anlaß und Aufforderung gehabt, solche Frauenzimmer in Pflege und Behandlung zu nehmen, welche in geschlechtlicher oder anderer Beziehung der Besserung bedurften. Sooft wir uns zur Aufnahme herbeiließen, geschah es unter dem Segen Gottes, mit Erfolg. Das Überwiegen guter Elemente, das gottesdienstliche Leben, Seelenpflege, Mäßigkeit und Ordnung, sowie die Abgeschlossenheit und Stille des Hauses wirkten immer gut, nicht bloß äußerlich bessernd, sondern auch heilend und heiligend. Das öftermalige Gelingen rief neue Anmeldungen hervor, und die Anstalt, ermutigt durch das Gelingen, wagte es immer wieder. Man hielt die Aufnahme und Einwirkung auf Personen der bezeichneten Art für einen wahren Diakonissendienst des Hauses.

Im Laufe des vorigen Semesters veranlaßten mehrere gleichzeitige Anmeldungen dieser Art besondere Überlegungen. Das Ergebnis war, daß man sich der Tätigkeit auf diese Seite hin nicht entziehen dürfe, zumal sie sich uns immer häufiger anerbiete und es nicht an göttlichem Segen mangle. Doch wollte man nur in dem Maße vorwärtsschreiten, in welchem es Raum und Mittel der Anstalt erlaubten und die Rücksicht auf die übrigen Anstaltszwecke es gestatten würde. Wir wünschten zwar mehr Raum zu schaffen und ein eigentliches Magdaleneninstitut einzurichten, bei welchem sich unter Gehaltung einer segensreichen Verbindung mit unsern übrigen Zwecken auch diejenige Sonderung der Personen gewinnen ließe, welche für ein Magdalenenstift geraten und nötig ist, — wir wünschten das, aber wir sahen bei den finanziellen Verhältnissen der Anstalt keine Möglichkeit.

Während wir bei unserer Bewegung vorwärts das berühmte reformierte Magdalenenstift Steenbeck in Holland im Auge hatten, durch Kenntnissnahme desselben uns reizen ließen, unsere Gedanken danach formten, wurde eine uns zugetane, von uns hochgeachtete Magd Jesu besonders durch den Besuch einer großen Anstalt der römisch-katholischen Frauen vom guten Hirten zu dem brennenden Verlangen angeregt, eine ähnliche Anstalt der lutherischen Kirche ermöglichen zu können. Dieselbe setzte sich mit dem Diakonissenhause in Verbindung, wurde über die Grundsätze mit uns einig, auch über den Zweck, die hiesigen Anfänge auszubauen und womöglich so zu fördern, daß das „Magdaleneninstitut des Diakonissenhauses Neuenbedtelsau“ in weitem Kreise der lutherischen Kirche dienen könnte. Sie machte sich's zur Aufgabe, in Gegenden und Lebenskreisen, aus denen uns bisher keine Unterstützung zugegangen war, Vereinigungen zur Unterstützung dieses besondern Magdalenenzwecks zu veranlassen, namentlich auch außerhalb Bayerns. Der ganzen deutschen lutherischen Kirche sollte das Magdaleneninstitut dienen; so sollte es auch ein Zentralpunkt deutscher lutherischer Barmherzigkeit werden.

Aus der Kenntnissnahme der Anstalt Steenbeck hatten wir uns die Gewißheit gebildet, daß nicht leicht an einem andern Orte der Zweck so leicht erreicht werden könnte wie hier. Die Lebensverhältnisse und der Zusammenhang mit dem Diakonissenhause sind ganz geeignet, zu ermutigen, wenn man etwas der Art vorhat. Dazu bietet z. B. die Ökonomie, die Gärtnerei, die Wäscherei des Diakonissenhauses Arbeits Gelegenheit und Beschäftigung, so daß dieser Hauptpunkt, seine mühsigen Hände dulden zu müssen, erleichtert wäre, schon ehe man es nötig hätte. Ja, auch das Diakonissenhaus selbst würde erleichtert und gefördert sein, wenn dem Magdalenenstifte gewisse Aufgaben übertragen werden könnten. Würde z. B. Ökonomie und Wäscherei von dem Diakonissenhause dem Magdalenenstift überlassen, so würde das Diakonissenhaus dankbar sein dürfen, während das Magdalenenhaus gleich vornherein gewisse Totalitäten, das Ökonomiegebäude und das Wäschhaus benötigen könnte, und man also zunächst nur für ein neues Gebäude sorgen müßte, nämlich für ein Haus, welches Arbeits- und Schlafträume in sich faßte und durch eine passende Einfriedung nach außen hin abgeschlossen wäre.

Allerdings aber schließt dieses Ziel noch manch anderes ein. Die Räume bedürfen die nötige Einrichtung. Zwar kann man nicht die Absicht haben, eine prächtige Anstalt herzustellen; man wird vielmehr darauf denken müssen, jedes Bedürfnis der Einrichtung so zu befriedigen, wie es für Böhnerinnen aus den mittleren und niederen Ständen geeignet ist. Nicht ärmlich, aber bescheiden wird alles sein sollen. Vereinigung von Sauberkeit, Ordnung und Schönheit mit einem armen Leben würde erstrebt werden müssen. Aber auch bei dieser Auffassung dürfen reichliche Mittel fließen, um dem Hause, das wir beabsichtigen, die nötige Einrichtung zu geben.

Auch hat man ja mit Raum und Einrichtung nicht alles, was man braucht. Man bleibt auf halbem Wege stehen, wenn man bloß solchen Besserungsbedürftigen die Räume öffnet, welche aus eigenen Mitteln ihren Aufenthalt bestreiten können. Die Armut verführt so viele zu einem lieblichen Leben; aus Armut wird es so häufig fortgesetzt. Man muß daher auch arme Böhnerinnen aufnehmen können; ja, es sollte möglich sein, vornehmlich auf sie das Auge zu richten. Daher sollte man Freistellen fundieren können. Auch daraus ergibt sich, wie nötig reiche und nachhaltige Unterhaltungen sind, wenn geleistet werden soll, was man sich vorgenommen.

Eine uns bereits in Aussicht gestellte Summe erlaubt uns bereits an einen Bauplan usw. zu denken. Wir sind aber des Entschlusses, nur insoweit uns vorwärts zu bewegen, als Gott durch unsere Brüder und Schwestern das Nötige darreicht. Wir sind ganz willig, dem Herrn auch in und mit diesem Werke zu dienen; aber wir erfahren es alle Tage, daß Sorge uns Äußere die Seele in der besseren Arbeit, der nämlich, welche unmittelbar dem Heile des Nächsten gewidmet ist, hindert. Der Herr kann es geben, daß wir ohne Sorge, mit ganzer Seele dem Zwecke leben können.

Wie schon angedeutet, wünschen wir nicht, daß solche Kräfte sich an dem neuen Zwecke beteiligen, deren Hilfe für unsere ältere Tätigkeit nötig ist. Was hilft es, wenn nun eine Zeitlang die Gaben unserer alten Freunde fürs Magdaleneninstitut fließen, während sie dem Diakonissenhause, der Blindenanstalt usw. entzogen würden? Der neue Zweck ist neuer Freunde und neuer Unterstützung wert. Wie klein sind unsere bisherigen Freundeskreise, wie leicht können wir neue Kreise bekommen unter den vielen lutherischen Christen, die uns niemals bis daher die helfende Hand geboten haben!

Manche fragen vielleicht, ob wir denn für Leitung und Führung eines Magdaleneninstituts die nötigen Persönlichkeiten haben, da es auf sie mehr ankomme als auf alles andere. Wir glauben aber gerade in dieser Hinsicht sehr beruhigend antworten zu können.

Zugleich glauben wir, wenigstens versuchsweise, unsern Plan so ausdehnen zu sollen, daß wir uns nicht bloß zur Aufnahme von Böhnerinnen in betreff des sechsten Gebotes erbieten, sondern auch zur Behandlung und Pflege solcher, welche in anderer Beziehung der Besserung bedürfen. Wir könnten uns z. B. wohl denken, daß wir entlassenen Sträflingen weiblichen Geschlechtes unsere Pforten öffneten.

Indem wir nun unsre Freunde und Freundinnen, auch unsre angestellten Diakonissen, von diesem neuen Fortschritte in der hiesigen Diakonissenanstalt benachrichtigen, bitten wir um Teilnahme und Fürbitte. Wir werden allezeit von der Entwicklung der Sache im Diakonissen-Korrespondenzblatt Nachricht geben, um den Eifer rege zu erhalten.

Der gute Hirte aber, der das Verlorene sucht, trete an die Spitze, segne unser Vorhaben und helfe zur Sache, damit ihm auch die lutherische Kirche, wie andere Kirchen, auf diese Weise diene und mit ihm seine Verlorenen suche! Amen.

- JB 64/65 „g. Magdalenium“ mit wertvollen Ausführungen über die soziologische Stellung der Magdalenen und die Schwierigkeit ihrer Behandlung.
- 325 5 verdanken wir fremder Hilfe / „Durch die Beihilfe edler Frauen aus den höchsten Ständen, namentlich der Prinzessin Elise zu Salm-Hostmar, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Schillingsfürst, wurde Löhe in den Stand gesetzt, am 23. Juni 1865 ein eigentliches Haus für die Magdalenen einzuweihen und zu beziehen, das sog. „alte Magdalenium“.“ (H. Lauerer, Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau. 1924. S. 48.)
- 326 32 die gemeinsame Kleidung / JB 64/65: „Allenfalls das braune Kleid der Buße haben wir bei der Macht, welche das Kleid auf weibliche Naturen ausübt,

soviel als möglich zur Bedingung gemacht, wenn auch das nicht ohne Ausnahme.“

- zum Frauenhospitale / Zimmermannsspruch s. Erläuterungen zu S. 306 Z. 11.
 14 Das Pfründhaus / s. Kalender 1864 S. 412 Z. 5 ff.
 19 neben dem Distriktskranken / Distriktskrankenhaus für Heilsbronn s. Kalender 1864 S. 411 Z. 38; Kalender 1866 S. 435 Z. 11 ff.; JB 64/65 „e. Das Krankenwesen der Diakonissenanstalt“.
 6 mühevollen Gänge und Sammlungen / „Terminieren“: s. Erläuterungen zu S. 438 Z. 31.
 26 Das letzte Hospital — gebaut / Bericht über das Krankenwesen usw. 1868/69 S. 4: „Eine Freundin und Wohltäterin Dettelsaus und seiner Anstalten hat zum Bau eines Frauenhospitals die Summe von 6290 fl. geschenkt.“ Der Name der Spenderin ist nicht ermittelt worden.

I. B. 1. Die bisherigen Satzungen der Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1858

a. Allgemeines

Ein Entwurf zu den Satzungen steht im Tgb. 10. 4. 54. Veröffentlicht wurden sie in gültiger Fassung erstmals als Anhang I zum JB 1854/55, erneut abgedruckt in KorrbI. 1858 Nr. 7. 8; diesem Neudruck folgt unser Text. Über notwendige Änderungen und Ergänzungen wurde schon in Hauskonferenzen am 27. 8. und 1. 9. 55 (s. Tgb.) gesprochen; die Ergebnisse sind der ersten Ausgabe der Satzungen als Fußnoten beigelegt, sie werden in den folgenden Einzelerläuterungen genannt. — Eine von der Regierung veranlaßte Revision der Satzungen (Bf. an Löhes Tochter Marianne 10. 2. 59 M 7495a) zog sich vom 7. 2. 59 bis 12. 9. 60 hin (Tgb. 22. 6. 61; JB 1860/61); die Neufassung wurde nach ihrer Genehmigung durch die Aufsichtsbehörden am 22. 6. 61 als Sonderdruck (Sebaldsche Buchdruckerei Nürnberg) veröffentlicht, zugleich mit der ebenfalls genehmigten Neufassung der Kapitalsordnung (s. Erl. zu II. 2). Eine am 11. 8. 68 von der Generalversammlung des Vereins für weibliche Diakonie in Bayern beschlossene Ergänzung wurde am 26. 10. 68 in einer Neuauflage der Satzungen von 1860 bekanntgemacht. Diese letzte zu Löhes Lebzeiten beschlossene Fassung der Satzungen (1868) wird im Folgenden mitgeteilt, soweit sie von den bisherigen Satzungen abweicht. A bezeichnet die Satzungen von 1855, B die von 1860/61, C die von 1868.

Satzungen der Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1868

§ 1. Zweck der Anstalt. — Zweck der Anstalt ist Bildung und Verwendung des weiblichen Geschlechts zum Dienst der Unmündigen und der leidenden Menschheit, insbesondere Ausbildung von Lehrerinnen für Kleinkinderschulen, sowie von Krankenpflegerinnen in Spitälern und Familien, von unverheirateten Hausmüttern und Leiterinnen für weibliche Anstalten.

§ 2. Mittel zum Zweck. [wie A]

§ 3. Die Diakonissenanstalt als Lehranstalt. [wie A]

§ 4. Die Diakonissenanstalt als Übungsanstalt für den Dienst der Unmündigen und der leidenden Menschheit. — Als solche sorgt sie für die praktische Einübung und Ausbildung ihrer Schülerinnen in betreff alles dessen, was sie lehrt, und benutzt dazu die von ihr gegründeten und mit ihr verbundenen oder ihr zu diesem Zweck überlassenen Anstalten für den Dienst der Unmündigen und Leidenden, als z. B. ihre eigene Krankenanstalt, ihre Blödenanstalt u. dgl.

§ 5. Die Diakonissenanstalt als Erziehungsanstalt. — Obwohl die beiden vorhergehenden Paragraphen den eigentlichen Zweck einer Diakonissenanstalt verfolgen, so würde doch alle Mühe umsonst sein, wenn bloß gelehrt und geübt, und nicht auch erzogen würde. Schon in der Lehre und Übung liegt etwas Erziehendes für zukünftige Diakonissen; aber die Erziehung ist nicht bloß eine unabsehbare Folge alles Lehrens und Übens in der Diakonissenanstalt, sondern auch heilige Absicht. Indem sich die Diakonissenanstalt dieser Absicht bewußt ist, . . . [weiter wie A]

§ 6. Die Lehrer und Lehrerinnen der Diakonissenanstalt. — Die Anstalt hat folgendes Lehrpersonal: 1. den Rektor der Anstalt, gegenwärtig Pfarrer Löhe; 2. den Konrektor der Anstalt, gegenwärtig — [B: Randibart Ernst Löhe]; 3. den Anstaltsarzt, gegenwärtig Dr. Alfred Nibel [B: Dr. Ignaz Engler]; eine Anzahl von Diakonissen, welche je nach Maßgabe des Bedürfnisses den Unterricht der Lehrer repetieren oder nach deren Anleitung und Diktaten selbständig geben. Es können nach Bedürfnis auch die Lehrer der Anstalt gemeinh oder ihre Zahl gemindert werden. — Aller Unterricht steht unter Aufsicht und Leitung des Rektors, wobei sich von selbst versteht, daß den königlichen Behörden bei dieser, wie bei allen anderen Privat-Anstalten die Oberaufsicht vorbehalten ist.

§ 7. Unterordnung der Diakonissenanstalt unter die kirchlichen Behörden der lutherischen Landeskirche in Bayern. — Die Oberaufsicht in dem religiös-kirchlichen Gebiete der Anstalt, das Recht der Visitation und der Kognition bei Aufnahme und Verwendung geistlicher Individuen steht in Gemäßheit des § 11 im Anhange II zum Religions-Edikte dem königlich protestantischen Oberkonsistorium zu. Die Anstalt bleibt demnach in allen Angelegenheiten, welche den Religionsunterricht sowie die religiösen Übungen und Einrichtungen betreffen, der obersten protestantischen Kirchenstelle untergeben und hat am Schlusse jedes Jahres ihren Jahresbericht durch das königliche Dekanat Windsbach vorzulegen.

§ 8. Führung der Anstalt. — Die Diakonissenanstalt wird durch drei miteinander in der innigsten Beziehung stehende Kollegien geführt: durch ein verwaltendes, leitendes und kontrollierendes Kollegium. a. Das erste führt aus, was das zweite und dritte beschließen. Das zweite beschließt selbständig über die Hausordnung, den Lehrplan, die Einrichtung der einzelnen Zweige der Anstalt, also des Haushaltes und der Küche, des Krankenwesens, der Blödenanstalt, Pfründanstalt und aller übrigen Tätigkeit des Diakonissenhauses, soweit sie in das Finanzielle nicht hineingreift. Das kontrollierende Kollegium überwacht einerseits die Festhaltung der stiftungsmäßigen Grundsätze des Hauses, andererseits den finanziellen Gang der Anstalt. — b. Das verwaltende Kollegium oder das Direktorium der Diakonissenanstalt. Zu diesem gehört der Rektor, der Konrektor und die Oberin des Hauses. Dem verwaltenden Kollegium steht es zu, aufgenommene Schülerinnen, Probeschwestern oder Diakonissen, sowie Kranke, Blöde, Siehe usw. zu entlassen, im Falle ihr Aufenthalt im Hause dem Zwecke der Anstalt nicht mehr entspricht; desgl. Probeschwestern und Diakonissen zu verwenden. Der Rektor beaufsichtigt die Ausführung aller Beschlüsse des leitenden und kontrollierenden Kollegiums, was dieselben betreffen mögen. /: Der jeweilige Rektor des Diakonissenhauses zu Neuenbittelsau ist ermächtigt, in allen Angelegenheiten und streitigen sowie nicht streitigen Rechtsverhältnissen der Diakonissenanstalt dieselbe nach außen zu vertreten, mit der Befugnis, alle Handlungen vorzunehmen, wozu die Gesetze eine Spezialvollmacht erfordern, insbesondere Gelder in Empfang zu nehmen und darüber zu quittieren, Vergleiche zu schließen, auf Rechte zu verzichten und solche auf andere zu übertragen, auch Hypothekenlösung zu bewilligen — und einen andern für sich zu substituieren. /: [/: Ergänzung C. :/] — Der Konrektor beaufsichtigt allen Unterricht im Hause und das persönliche Verhalten der Anstaltsangehörigen unter Respekt der Rektors. In Abwesenheit des Rektors vertritt er denselben. — Die Oberin des Hauses beaufsichtigt unter Respekt der Rektors als Hausmutter den gesamten Haushalt und das tägliche Leben der Anstaltsangehörigen. Da männliche Personen nicht im Hause wohnen noch wohnen sollen, so ist sie ständige Regentin des gesamten Lebens der Hausgemeinde unter Aufsicht des Rektors. — Die pastorale Leitung der Anstalt gebührt dem Rektor und in dessen Vertretung dem Konrektor des Hauses, soferne beide Geistliche ausburgischer Konfession sind, jedoch unter Respekt der Ortsgeistlichen von gleicher Konfession. — Die sakramentale Beibehaltung mit Einschluß von Beichte und Absolution gehört lediglich dem Ortspfarrer derselben Konfession. Eine Änderung in dieser Beziehung kann nur nach gutachtlicher Einvernehmung des protestantischen Oberkonsistoriums mit allerhöchster königlicher Genehmigung stattfinden. — Die Leitung der Anstalt als Krankenhaus und Bildungsanstalt für leibliche Pflege der Unmündigen und Kranken gebührt unter Respekt der Rektors dem Hausarzte. — c. Das leitende Kollegium ist die Hauskonferenz. Zu ihr gehören: der Rektor des Hauses, der Konrektor, die Oberin, der Hausarzt wegen des Sanitätlichen, der Rechnungsführer wegen der von ihm allezeit wahrzunehmenen finanziellen Interessen, die mit einzelnen Abteilungen des Anstaltslebens betrauten Individuen, also: der Ökonomeverwalter, der Gärtner, die Diakonissin, welche in der weiblichen Vorhule der Diakonissenanstalt die Ordnung vertritt, die Probemeisterin der Diakonissenschülerinnen, die Kranken diakonissin, die Küchendiakonissin,

ebenso die Hausmütter der verschiedenen Zweiganstalten des Diakonissenhauses, als z. B. gegenwärtig der Blödenanstalt, der Pfründanstalt, der Pfllegeanstalt in Nürnberg. Wenn in der Folge bei noch größerer Ausdehnung des Diakonissenhauses neue Branchen der häuslichen Tätigkeit oder neue Zweiganstalten entstehen, so haben die in dieselben eintretenden Oberpflewestern gleichfalls Sitz und Stimme in der Hauskonferenz. Das Hauskollegium beschließt selbständig über die gesamte innere Führung der Anstalt und ihrer Pertinenzien, über Hausordnung, Lehrplan, Bedienung der Kranken, die Aufnahme von Schülerinnen, Kranken, Blöden und Stiechen, über Ausdehnung und Fortschritt der Anstalt, soweit die Beschlüsse nicht die stiftungsmäßigen Grundsätze oder den finanziellen Gang der Anstalt berühren. — d. Kontrollierendes Kollegium. Das kontrollierende Kollegium ist die Muttergesellschaft, welche diejenigen Personen umfaßt, welche den Verein für weibliche Diakonie in Bayern und das Diakonissenhaus gegründet haben, sowie diejenigen, welche diese durch Reoaptation in ihr Gremium aufgenommen haben. Die Mitglieder des kontrollierenden Kollegiums sollen an Zahl der Hauskonferenzmitglieder mindestens gleichstehen. Zugleich Mitglieder der Hauskonferenz und der Muttergesellschaft sind: der Rektor, der Konrektor, der Rechnungsführer und die Oberin des Diakonissenhauses. Die Mitglieder der Muttergesellschaft sollen wo möglich in Neudettelsau oder in der Nähe wohnen. Sollte die nächste Nähe die erforderliche Anzahl nicht bieten, so wählt sie um wichtiger Fälle willen auch andere passende Individuen. Die Muttergesellschaft besteht aus einem Kollegium von Helferinnen, an deren Spitze die Oberin steht, und aus einem Kollegium von Helfern, die aus ihrer Mitte einen Vorstand wählen. Die Muttergesellschaft wacht über die Festhaltung der stiftungsmäßigen Grundsätze des Hauses sowie über den finanziellen Gang desselben. Sie hat die Kontrolle und deshalb in betreff der Aufnahme von nichtzahlenden Schülerinnen oder Kranken das veto. Ihr steht daher auch in betreff der Rechnungen der Anstalt das Recht der Einsicht und der Erinnerung dazu. — e. Versammlungen der verschiedenen Kollegien. Den Vorsitz in allen drei Kollegien führt der Rektor des Hauses. Sowohl das leitende, als das kontrollierende Kollegium behalten sich vor, gesonderte Konferenzen zu halten und sich gegenseitig ihre Protokolle mitzuteilen. Da aber die gemeinsame Beratung die Einsicht erleichtert und die Mühe verringert, so halten sie in der Regel gemeinschaftliche Sitzung. Die Abstimmungen geschehen so, daß zuerst das Hauskollegium, dann die Muttergesellschaft stimmt, eine jede per vota maiora. Nur diejenigen Beschlüsse gelten und gelangen zur Ausführung, über welche beide Kollegien per vota maiora einstimmig geworden sind. Auch bei den gemeinschaftlichen Sitzungen beider Kollegien führt ein jedes gesondertes Protokoll nach ihrem Zwecke. Im Falle die Muttergesellschaft durch irgendwelche Umstände sich auflösen oder aus Mangel an Gliedern eingehen würde, hat die Hauskonferenz dafür zu sorgen, daß an ihrer Stelle eine Stiftungsverwaltung entstehe, auf welche alle Rechte der Muttergesellschaft übergehen und welcher jedenfalls der Rektor des Hauses als Vorstand beizugeben ist. Die Muttergesellschaft besteht gegenwärtig aus einem Helferinnen-Kollegium und einem Helfer-Kollegium unter einer gemeinsamen Vorsteherin, der Oberin des Diakonissenhauses. Durch die Vorstandschaft der Oberin ist der Grundsatz ausgesprochen, daß es sich im Haus, in der Muttergesellschaft sowie bei dem Vereine für weibliche Diakonie nicht um männliche, sondern um weibliche Hilfe handele und daher männliche Personen sich nur geltend machen sollen, wo und wenn die weibliche Stellung und Kraft nicht ausreicht. Die übrigen Verhältnisse der Muttergesellschaft zu der Gesellschaft für weibliche Diakonie finden sich in den Statuten derselben ausgesprochen. Die Muttergesellschaft führt weder eigene Kasse noch Rechnung. Sollte der Verein für weibliche Diakonie jemals aufhören, so behält dessen Muttergesellschaft dennoch ihre Stelle als Kontrolle des Hauskollegiums fort, solange sie selbst besteht und nicht an ihre Stelle eine, die schon oben erwähnte Stiftungsverwaltung eintreten muß.

§ 9. Vermögen der Anstalt. Verhältnis der Diakonissenanstalt zur Muttergesellschaft des Vereins für weibliche Diakonie. — Das Vermögen der Anstalt ist unveräußerliches Eigentum der Anstalt selbst. Die Muttergesellschaft des Vereins für weibliche Diakonie hat im Verhältnis zur Diakonissenanstalt, wie bereits im vorigen Paragraphen angedeutet, die Stellung eines kontrollierenden Kollegiums in Anbetracht finanzieller Pläne und Unternehmungen der Anstalt, und ihr als solchem gebührt daher nicht bloß die im vorigen Paragraph näher bezeichnete gemeinschaftliche Beschlussfassung mit der Hauskonferenz, sondern auch die Revision der Jahresrechnung. Im Falle die Diakonissenanstalt aufhören sollte, sorgt die Muttergesellschaft im Verein mit dem Hauskollegium dafür, daß das Vermögen des Hauses im Dienste der Kirche ausburglicher Konfession für gleiche oder möglichst gleiche wohlthätige Zwecke, wie die der ursprünglichen Stiftung,

verwendet werde, vorbehaltlich der nach den bestehenden Gesetzen notwendigen landesherrlichen und staatsbehördlichen Genehmigung. In der angedeuteten Stellung der Muttergesellschaft liegt es, daß sie im Verein mit der Hauskonferenz jede vakante Stelle eines Beamten der Anstalt vom Rektor abwärts bis zu der im Mutterhause angestellten Diaconissin besetzt, sofern nämlich eine solche Besetzung eine finanzielle Seite hat.

§ 10. Aufnahme der Schülerinnen. [wie A § 9]

§ 11. Erfordernisse zur Aufnahme. [wie A § 10, jedoch am Schluß des ersten Absatzes:] Vor allem muß aber der Nachweis der elterlichen oder nach Erfordernis vormundschaftlichen Zustimmung vorgelegt werden.

§ 12. Aktive Aufnahmeberechtigung. [wie A § 11]

§ 13. Probe-Zeit. [wie A § 12, jedoch statt des letzten Satzes:] Während der Probezeit leben alle Schülerinnen auf eigene Kosten.

§ 14. Lehr-Kurse. [wie A § 13]

§ 15. Verwendung der Diaconissen-Schülerinnen. [wie A § 14]

§ 16. Verhältnisse der Diaconissen zum Mutterhause. — Im Verhältnisse sowohl zu den Zweiganstalten des Diaconissenhauses als zu den in der Anstalt gebildeten und von ihr verwendeten Diaconissen hat die Anstalt die Stellung eines Mutterhauses. Die Diaconissen, welche hier gebildet werden wollen, treten zu demselben ins Verhältniß der Unterordnung und des Gehorsams, welches sie jedoch zu jeder Zeit wieder auflösen können. Dieses Verhältniß regelt sich nach folgenden Sätzen: 1. Jede Diaconissin verspricht dem Mutterhause, daß sie, solange sie in Verbindung mit demselben steht, außer ihrem Berufe weder Umgang noch Korrespondenz mit Männern pflegen und kein Eheverlöbniß ohne Anzeige bei dem Mutterhause eingehen wolle. Durch ein eingegangenes Verlöbniß löst sich das Verhältniß zum Mutterhause ohne weiteres auf. Es versteht sich jedoch von selbst, daß der Diaconissin nicht verwehrt sein kann, in Korrespondenz und Umgang mit Vater, Vormund, Bruder oder anderen älteren Männern, gegen welche sie die Pflichten der Pietät zu erfüllen hat, zu treten. — 2. Solange eine Diaconissin im Verband mit dem Mutterhause ist, hält sie sich für verbunden, mit ihren Diaconissenschwestern in Einigkeit und Gemeinschaft zu leben und diese Einigkeit und Zusammengehörigkeit wo möglich durch Einordnen in ein Diaconissenkapitel nach der vom Mutterhause gegebenen Kapitelsordnung zu betätigen und zu bekräftigen. — Über die Verwendung einer jeden Diaconissin beschließt das verwaltende Kollegium der Anstalt. Solange also eine Diaconissin im engeren Zusammenhange mit dem Mutterhause steht, hat sie nicht das Recht, über sich zu verfügen, sondern die Anstalt weist ihr wie die erste, so auch die folgende und alle weiteren Stellen an. — 4. Die Anstalt schließt für die Diaconissin jeden ihre Wirksamkeit betreffenden Vertrag ab und kündigt ihn feinerzeit wieder. Der vereinbarte Gehalt ist an die Anstalt zu zahlen. — 5. Ausgesegnet wird in der Regel keine Diaconissin, die sich nicht zuvor bewährt hat. — 6. Vier Wochen vor Schluß eines jeden Semesters hat jede Diaconissin ein Zeugnis über ihre Amtswirksamkeit und ihren Wandel sowie einen Bericht über ihre Wirksamkeit einzusenden. — 7. Ohne Erlaubnis der Anstalt darf eine Diaconissin nur Berufsreisen im Auftrage ihrer jeweiligen Vorgesetzten machen — sonst keine. — 8. Keine Diaconissin hat das Recht, im Dienst oder auf Reisen eine andere Tracht zu tragen als die vorgeschriebene. — 9. Jeder Diaconissin wird von der Anstalt zu ihrer Erholung jährlich 14 Tage Ferien und Erlaubnis zu einem alljährlichen Besuch im Mutterhaus ausbedungen. — 10. Das Diaconissenhaus bedingt einer jeden Diaconissin so viel Zeit aus, daß sie den Zusammenhang mit dem Kapitel, zu dem sie gehört, lebendig erhalten kann. — 11. Erkrankt eine Diaconissin im Dienste der Anstalt, so wird sie von derselben verpflegt. — 12. Invalide Diaconissen kehren ins Mutterhaus zurück und werden daselbst verpflegt, insofern sie sich mit der Anstalt in ein Verhältniß der Versorgung gesetzt haben. — 13. Der Titel der Diaconissin bei der Anrede ist: „Schwester“. — 14. Hat eine Diaconissenschülerin den Lehr-Kurs hinter sich, so muß sie sich selbst verköstigen, bis sie verwendet werden kann. — 15. Wird eine Diaconissin durch eigene Schuld berufslos, so hört damit nicht bloß ihr Salär, sondern auch jede Verbindlichkeit von Seiten des Diaconissenhauses auf, sie zu versorgen. — 16. Zeigt sich's, daß eine Diaconissin infolge eines verheimlichten körperlichen Übels oder anderer hindernder Umstände wegen zum Diaconissenberufe nicht geeignet ist, so hat die Diaconissenanstalt keine Verbindlichkeit gegen sie, wohl aber Anspruch auf Ersatz an sie gewendeter Kosten. —

§ 17. Aufnahme in das Krankenhaus. [wie A § 15]

§ 18. Aktive Aufnahmsberechtigung der Kranken. [wie A § 16]

§ 19. Bedienung der Kranken. [wie A § 17, jedoch ohne die Worte „salarierte erprobte Schülerinnen der Anstalt oder eigentliche“]

§ 20. Bedienung der Anstalt. [wie A § 18, jedoch ohne die Worte „im Notfall“]

§ 21. Verwendung der Diakonissen und Diakonissenschülerinnen außerhalb des Hauses während der Lehr- und Dienstzeit. [wie A § 19]

§ 22. Haus-Ordnung. [wie A § 22]

§ 23. Rechnung der Anstalt. — Die Anstalt hat einen eigenen Rechnungsführer, welcher die sämtlichen Stückrechnungen monatlich revidiert, selbst monatlich abschließt, seine Monatsrechnung, Bücher und Listen dem Rektor und der Hauskonferenz vorlegt und seine Jahresrechnung durch die Muttergesellschaft revidieren läßt.

§ 24. Korrespondenz, Inventar und übrige Buchführung des Hauses steht sämtlich unter Anordnung und Verantwortung des Rektors der Anstalt, der jedoch persönlich keine Korrespondenz zu führen braucht.

§ 25. Statuten der Anstalt. — Die Statuten können durch die Muttergesellschaft und durch das Hauskollegium nach Notdurft geändert, gemehrt und gemindert werden, so jedoch, daß niemals wider den konfessionellen Standpunkt der Stifter der Anstalt oder den § 1 ausgesprochenen Zweck derselben etwas festgesetzt werden darf. Jede Veränderung dieser Statuten bedarf der Genehmigung der Staatsregierung, welche, soweit religiöse Gebiete dabei berührt erscheinen, nur nach gutachtlicher Einvernehmung des königlich protestantischen Oberkonsistoriums erfolgen wird
Neuendettelsau, den 13. Juli 1860.

b. Einzelheiten

342 3 Die bisherigen Satzungen... / Anmerkung JB 54/55: „Die obigen Satzungen wurden der kgl. Regierung schon im Frühjahr 1854 vorgelegt, um auf Grund derselben für die Diakonissenanstalt Korporationsrechte zu erlangen. Da jedoch bis zur Gewährung der Korporationsrechte die Verantwortlichkeit des ganzen Unternehmens von Pf. Löhe übernommen ist, so können auch erst dann diejenigen Paragraphen, welche das Verhältnis der Anstalt zur Gesellschaft regeln, in Kraft treten. Bis dahin werden alle Angelegenheiten der Anstalt in den regelmäßigen Konferenzen des Hauskollegiums geordnet. Zu diesen Konferenzen werden zugezogen: Pf. Löhe, Insp. Bauer, Kantor Güttler als gegenwärtige Lehrer der Anstalt, die drei Vorsteherinnen und die Pflegemutter der Blöden. Bei der raschen Entwicklung der Anstalt hat sich auch manches bereits so gestaltet, daß vielleicht zur Zeit der Gewährung der Korporationsrechte die Satzungen in einigen untergeordneten Dingen einige Veränderungen erleiden müssen.“

9 in Familien / dem Tgb. Okt.—Dez. 1861 liegt ein Sonderdruck bei: „Bedingungen des Diakonissenhauses Neuendettelsau bei Übernahme von Privatkrankenpflege“^{*)}. — JB 58 59 beklagt die Erfahrung, „daß die Versendung der Diakonissen zur Privatkrankenpflege in Häusern viele Schwierigkeiten“ biete und manchmal die Versorgung der Anstalten und Gemeinden mit Diakonissen beeinträchtige. Zwar könne man die Privatpflege um der Barmherzigkeit willen nicht ganz aufgeben; aber es sei zu erwägen, „Diakonissenwartstationen von zwei, drei oder mehr Diakonissen“ unter einer Oberin „in größeren Städten oder in volkreichen Gegenden“ zu errichten. Vgl. ThSt I Frühjahr 1864 (?).

343 35 Kollegium der Anstalt / Anm. JB 54/55: „Zur Zeit, da diese Satzungen entstanden, hatte die Anstalt nur zwei Lehrer, den Geistlichen und den Arzt. Bereits aber hat sie zwei Lehrer mehr, nämlich den Inspektor der Missionsanstalt, Friedrich Bauer, für den Unterricht im Deutschen, und einen eigenen Kantor. Diese haben, zumal das Verhältnis mit der Muttergesellschaft noch nicht ins Leben getreten ist und der Arzt der Entfernung sei-

*) S. auch Korrbf. 1861 Nr. 10. 11.

nes Wohnsitzes wegen den vielen Konferenzen nicht beiwohnen kann, welche die Anfangszustände nötig machen, Sitz und Stimme im Hauskollegium bekommen. Die Veränderung wird der kgl. Regierung rechtzeitig angezeigt werden, sowie auf die Petition um Korporationsrechte Entschließung erfolgt ist.“

- 344 22 sich selbst ergänzt. / Anm. JB 54/55: „Damit ist auch die Lage der Anstalt angegeben, in welcher sie ist bis zur Erlangung der Korporationsrechte. Das Hauskollegium ist vorläufig Stiftungspflege.“
- 345 24 nicht erreicht ist. / Anm. JB 54/55: „Schon gegenwärtig, da wir noch im zweiten Semester der Anstalt leben, zeigt sich immer mehr die Notwendigkeit, als Regel eine längere Lehrzeit anzunehmen. Die Vorbildung erweist sich als entscheidend.“
- 346 27 Hausordnung / JB 54: „Eine Hausordnung bildet sich unter den täglichen Erfahrung und der geübten Hand der Vorsteherinnen.“ — Anhang II zu JB 54/55 enthält „Grundzüge einer Hausordnung der Diakonissenanstalt“ mit folgender Anmerkung: „Bei den Anfangszuständen, in welchen die Anstalt lebt, können die obigen Grundzüge nur als das Ergebnis bisheriger Überlegung und Erfahrung gelten.“ — JB 55/56: „Die Hausordnung, die wir eben im Begriff sind zu veröffentlichen, sowie die Tages- und Stundenordnung [vgl. Corrb. 1857 Nr. 9. 10] für die einzelnen Abteilungen des Ganzen haben sich sehr wohlthätig erwiesen.“ Corrb. 1857 Nr. 5 ist die gedruckte Ausgabe der Hausordnung angezeigt. Sie ordnet das Anstaltsleben in 40 Paragraphen auf das sorgfältigste.
- 36 zur Revision. / Anm. JB 54/55: „Siehe die Bemerkung am Eingang der Satzungen.“
- 39 III. Vorsteherin der Anstalt. / Anm. JB 54/55: „Da die zweite Vorsteherin gegenwärtig am meisten lehrt und die lernende Tätigkeit der Schülerinnen im Auge zu behalten hat, ist es für gut gefunden worden, daß sie den Katalog führt.“

I. B. 2. Die Einsegnung der in ihren Wirkungskreis abgehenden Diakonissen in Neuendettelsau

1855

a. Allgemeines

Der Artikel steht Corrb. 1855 Nr. 12; Urschrift lag nicht vor. Löbe beruft sich für die Form der Feier auf den „öfteren Gebrauch“: bis Ende 1855 waren dreizehn Diakonissen eingeseignet worden (s. „Verzeichnis der ausgesegneten Diakonissen“ Corrb. 1857 Nr. 1). Ausführlich berichtet Deinzer über die „Einsegnung der Diakonissen“ (D III S. 214—223); dort auch die Unterscheidung von Aussegnung und Einsegnung (S. 215)*. Das von Löbe benutzte „Ordinationsgebet der Diakonissen“ aus dem 8. Buch der apostolischen Konstitutionen steht im Diktat „Von den Diakonissen“ IX (s. S. 450). — Tgb. 12. 4. 61 (s. auch Tgb. Juli 1864 S. 164) notiert bei der Aussegnung der Diakonissen Clara Alt, Barbara Dietrich, Marie Morneburg „Zum ersten Mal Verpflichtung“, dazu folgende Stichworte:

„1. Notwendigkeit derselben (Bund mit dem Mutterhaus und der Genossenschaft. Deshalb nicht bloß empfangen, sondern auch geben.) 2. Worauf sie sich bezieht. (Treue im Sinne des Mutterhauses und der Genossenschaft, also Erkenntnis [?] alles dessen, was gefordert wird: Dienst in Keuschheit (Aufrichtigkeit), Armut (Vornehmheit), Gehorsam (Streben nach Allseitigkeit und Vollendung) und Zusammenhalt mit denen, denen man sich anschließt. [Am Rand] Am recht gehorchen

*) Vgl. auch Hermann Bezzel im Einsegnungsunterricht 1893 (bei Theodor Schöber a. a. O. S. 84 f.).

zu können, ist es nötig, daß man recht vielseitig ausgebildet werde: also Streben, solange man Diakonissin ist.“

Seine Ablehnung eines Diakonissengelübdes hat Löbe in einer Einsegnungsrede 1866 begründet, aus der ein Auszug in Korrb. 1876 Nr. 6 steht; daraus folgendes:

„Wir haben keine Gelübde, denn wir haben an den Gelübden etwas gefunden, was nicht sein soll, und was der heiligen Freiheit des Evangeliums widerstrebt. Nicht daß wir die freien Gelübde hindern, aber es ist so, daß die protestantische Kirche niemals dahin gekommen ist, durch Zeugenschaft die Gelübde der Jhrigen festzustellen. Wir haben keine Gelübde, sie sind eine gewaltige Erleichterung aller Genossenschaften, aller Orden, auch des Diakonissentums, und es ist wahr, daß wir dadurch, daß wir keine Gelübde haben, uns den Weg gewaltig erschweren. ... Aber man kann auch wieder sagen, daß der Herr und seine heilige Genossenschaft keine Gelübde kannten, sondern daß die Liebe zu seiner heiligen Person, das Wohlgefallen an seiner Schule und der Eifer zum Ziele diese Genossenschaft verbunden hat ohne Gelübde. Wir wandeln den Weg des Herrn nicht leichter, vielmehr schwerer ohne Gelübde, aber auch evangelischer und geistlicher. ... Seid ihr ein Orden in der Freiheit, getragen von großer Liebe zum Herrn, zu seinem Werk, seinem Ziele, und ergebt euch ihm in Armut, Keuschheit, Gehorsam. Zu alledem vereinigen sich die Orden durch Gelübde; ihr aber ergebt euch freiwillig und sucht die Gnade der Beharrlichkeit, daß auch unter uns erwache, was wir bedürfen; denn wir bedürfen starker Kräfte, die Welt zu überwinden.“ — Vgl. JB 64/65 § 3c.

Doch forderte Löbe „von allen Schülerinnen und Diakonissen nach der Probezeit ein Gelübde der Aufrichtigkeit ... in allen geschlechtlichen Dingen“ (JB 56/57 und „Zur Selbstprüfung usw.“ S. 533 f. 22*); aber „das Gelübde der Aufrichtigkeit ist kein Nonnen-Gelübde, sondern das Gegenteil und hat bloß den Zweck, die Diakonissen und ihren Beruf vor geschlechtlicher Unvorsichtigkeit, bösem Schein und übler Nachrede zu bewahren“ (Brs. 16. 2. 59, f. Schöber a. a. O. S. 30); f. auch Tgb. 24. 6. 64: „Gelobst Du, gegen die Oberin Deines Mutterhauses unaufgefordert volle Aufrichtigkeit zu üben, sooft Dir ein Mann naht, sei es um ein Verlöbniß mit Dir einzuleiten, oder auf eine Weise mit Dir umzugehen, welche übel ausgedeutet, Deinem Rufe und dem Deines Mutterhauses und Deinem Herrn schädlich sein könnte?“ Vgl. Th. Schöber, Berufung und Gelübde. Korrb. 1900 Nr. 5/6.

b. Einzelheiten

347 37

Es muß die Sache — nicht wohl die Rede sein. / Aus der Nachschrift einer Einsegnungsrede am 4. 4. 57 (Mutterhaus Archiv Bestand II Handschriften): „Es ist gewiß, daß die Aussegnung einer Diakonissin keine Ordination ist, wie sie es wohl zur ersten Zeit der Kirche war: aber ist denn die Aussegnung anderer Diakonissen mehr als die Einsegnung, die ihr empfangt in diesem Hause? Ist nicht gerade die eure mehr wert, weil sie wahrhaftiger und bescheidener ist? Hat es schon einer gewagt, zu sagen, die Einsegnung der Kaiserswerther Diakonissen sei eine Ordination? Ich weiß nichts davon, würde eine Ordination bei euch aber doch nicht zugeben, bis die ganze Kirche Gottes eines geworden wäre, diese Einsegnung wie eine Ordination zu geben. Es gibt gegenwärtig keine Ordination der Diakonissen in der Welt; aber eine Gnade wird euch mit der Aussegnung zum Amte überliefert in den Gebeten, Friedensgrüßen, die für euch geschehen, die in gleicher Würde mit der einer Ordination ist.“ — Vgl. ThSt I 13. 4. 57: „Unter anderm sagte er [Löbe] auch: ‚Ihr tut zum Teil dieselben Werke, die ihr vor eurer Einsegnung auch getan, aber dennoch ist es ein großer Unterschied. Bisher tatet ihr sie freiwillig, nun bringt ihr sie als Opfer dar. Wenn ein Bäcker seine mit Teig bedeckten Hände aufhebt, so kann er auch sprechen: Siehe da, mein Gott, ich bin auch ein Priester, ich bringe dir diese meine Arbeit zum Opfer‘ usw.“ — Vgl. ferner Corrb. 1857 Nr. 6 „Aus der Chronik usw.“ 4. April (s. V S. 1319 Fn. 643).

*) Vgl. Satzungen der Diakonissenanstalt 1868 § 16, 1.

**I. B. 3. Ansprache, betreffend die Sammlung
von Natural- und anderen Gaben für die Neuendettelsauer Anstalten**
1862

Allgemeines

Die Ansprache erschien im Corrbl. 1862 Nr. 4; unser Text ist der des Corrbl. — Wohl durch Wucherers Amtstätigkeit in Alba waren den Neuendettelsauer Anstalten im Kirchenbezirk Gunzenhausen, zu welchem Alba gehört, die Türen geöffnet; auch hielt die Gesellschaft für innere und äußere Mission dort Zusammenkünfte (z. B. 12. 9. 49 zu ihrer Konstituierung). Löhe zeigt in der Ansprache den wesentlichen Zusammenhang des Glaubens und Liebeswerkes der Wohltätigkeitsanstalten mit Glauben und Liebe der sie tragenden Gemeinden als Merkmal der lebendigen Kirche.

**I. B. 4. Das Institut der Freiwilligen
im Diakonissenhause zu Neuendettelsau**
1867

Allgemeines

Der Aufsatz erschien im Corrbl. 1867 Nr. 9; nur der gedruckte Text stand zur Verfügung. Das darin erwähnte öffentliche Ausschreiben „Bitte an christliche Jungfrauen im bayerischen Vaterlande“ stand im Corrbl. 1866 Nr. 7 und Corrbl. 1866 Nr. 6/7. — Es handelt sich nicht um die „freiwillige Diakonie“, die Löhe 1850 empfahl (f. S. 134, vgl. Corrbl. 1850 Nr. 4 S. 17), sondern um zeitweilige freiwillige Mitarbeit geeigneter weiblicher Kräfte in der Diakonissenanstalt. Im JB 58/59 sagte Löhe darüber:

„In einem Buche über die französischen Wohltätigkeitsanstalten liest man, daß die Mädchen in der Stadt Baune sich sehr häufig zu den barmherzigen Schwestern begeben und sich jahrelang, zehn Jahre, dem Dienste der Barmherzigkeit widmen, ohne daran zu denken, daß sie für ihre Lebenszeit barmherzige Schwestern sein wollten. Dies Beispiel scheint nachahmenswert, und es würde ohne Zweifel gut sein, wenn Töchter der gebildeten Familien, statt ihre Jugend zu verwarten und zu verträumen, sich den Diakonissen anschließen und mit ihnen lernten und arbeiteten, bis Gott es anders mit ihnen fügte.“

JB 64/65 wiederholt das Beispiel und fährt fort:

„Möchte das Institut der freiwilligen Helferinnen, das wir so gerne in Kraft und Blüte brächten, ein gesegneter Schritt auf dem Wege zu diesem Ziel werden. . . Es war auch in diesem Sinne gemeint, als wir unsere schönen Marienheimsuchungstage stifteten [f. S. 421 ff.]: da sollten unsere alten grünen Schülerinnen die Freundschaft mit dem Diakonissenhaus erneuen und je länger je mehr erfassen lernen, daß die Diakonissen und ihre Häuser für Jungfrauen, die in den gewöhnlichen Verhältnissen zu leben haben, Sammelpunkte christlicher Liebe und barmherzigen Liebes-eifers sein sollen.“

JB 65/66 nennt zum ersten Mal in der Liste des Personalstandes „freiwillige Schwestern“ und erklärt das wie folgt:

„Es versteht sich von selbst, daß in einer Diakonissengenossenschaft die Schwestern an der Spitze stehen; wir haben aber nie gewünscht, daß unsere Schwestern kastenmäßig abgeschlossen sein möchten. Im Gegenteil haben wir uns die Genossenschaft der Schwestern nur als den innersten Kreis und als das Zentrum einer großen Schar von Christinnen gedacht, die sich in dem Bestreben anstaltlicher Hilfeleistung unter einer und derselben Führung zusammengeschlossen haben. Den festen Kern sollten die Schwestern bilden; sie sollen dem Ganzen Gestalt und Haltung geben; aber wie um die Flamme her Licht und Wärme sich ausbreitet und die Flamme gerade durch diese Umgebung am wirksamsten und angenehmsten wird, so, dachten wir, sollte die Genossenschaft der Schwestern durch alle die Christinnen, die sich ihnen, ohne in die Genossenschaft ein-

zutreten, anschließen würden, ihren Segen desto weiter verbreiten und spürbar machen können. Diesem unserm Ziele sind wir in diesem Jahre durch das Institut der von uns sogenannt freiwilligen Schwestern näher gerückt... Sie sind von innen und außen wie die Schwestern und ehrend nennen wir sie auch so, aber freiwillige Schwestern nennen wir sie, weil die der Genossenschaft nicht beigetreten sind und sich's ausdrücklich vorbehalten haben, daß ihr Anschluß und ihre Arbeit als reiner Erguß der freiwilligen Liebe angesehen werde. Bei den Schwestern sind die Berufspflichten auf gewisse Rechte — z. B. der Versorgung in alter und kranker Zeit — basiert, während die freiwillige Schwester gar keine Ansprüche macht und das Opfer ihrer Arbeit, ihres Dienstes und Gehorsams nur so lang bringt, als es ihr gefällt, und nur da und in der Arbeit, wo es ihr gefällt."

I. C. Lebensläufe

a. Allgemeines

Von den Lebensläufen verstorbener Diakonissen, die Löbe verfaßt hat, ist einer (1.) dem CorrbL., einer (2.) den von Löbes Nachfolger im Rektorat der Diakonissenanstalt Friedrich Meyer herausgegebenen „Lebensläufen selig hingegangener Schwestern des Diakonissenhauses Neuendettelsau“ (1884 bei Beck in Nördlingen) entnommen, alle übrigen dem CorrbL. Fr. Meyer spricht im Vorwort von elf Lebensläufen von Diakonissen als von Löbe verfaßt (der Nekrolog für die Magd Anna Sabina Köhler steht nicht in seiner Sammlung). Wir konnten nur zehn feststellen; als elfter ist vielleicht der Nekrolog für Diakonisse Maria Berger gemeint, der zwar (vermutlich) von Löbe eingeleitet ist (bei Meyer Nr. 7 S. 32), aber nur Berichte von dritter Seite enthält und deshalb nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen wurde. — Soweit die im Mutterhaus befindlichen Gedenktafeln für verstorbene Diakonissen in den „Kalendern“ abgedruckt sind, werden sie im folgenden mitgeteilt; nach einer Bestätigung aus dem Mutterhaus (26. 1. 62) sind die Inschriften von Löbe verfaßt. (Vgl. auch Brf. an Liesching s. 12. 56 U 770 und an Marianne Löbe 16. 11. 59 U 7541a über Bestellung und Verwendung solcher Tafeln.)

b. Einzelheiten

- 355 4 Lebenslauf der Jungfrau Karoline Rheineck / gedruckt CorrbL. 1855 Nr. 9. — Tgb. 21. 8. und 22. 8. 55 Notiz der Todesstunde und Bemerkungen zum Lebenslauf. Brf. an Marianne Löbe 21. 8. 55 (LA 7433a) beschreibt die Sterbestunde. — Gedenktafel: „Karoline ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihr. Amen. — Am 21. August 1855 nachmittags 4 Uhr starb im Diakonissenhause zu Neuendettelsau Jungfrau Karoline Rheineck, erste Vorsteherin des neu entstandenen Hauses, geboren zu Memmingen am 21. Dezember 1811, in einem Alter von 43 Jahren, 8 Monaten. — Dienen, — Diakonissin sein, nicht bloß heißen, das war das Leben der angreifenden, arbeitsfröhlichen, andere sich nachziehenden jungfräulichen Magd Jesu von würdiger Haltung. Und heitere, fröhliche Ruhe in den Wunden Jesu war ihr Sterben. „Um mich“, sprach sie, „brauchen Sie sich nicht zu sorgen; ich bin selig.“ Ihre herrliche Todesgestalt war wie ein mächtiger Zuruf — welcher? — Vorwärts! Der Herr sei ihr reicher Vergelter! Amen!“ (Kalender 1863 S. 30.)
- 356 16 Saultfieber / febris putrida (nach Grimm). Löbe: „Nervenfieber nennt man jedes Fieber, bei welchem das Leiden des Nervensystems vorwaltet, mag es übrigens entzündlich, bilios, rheumatisch oder fauligt [!] sein, von Ansteckung oder anderen Ursachen kommen.“ s. III,2 S. 696 Z. 26 ff.
- 360 38 Jungfrau Amalie Therese Emma Linß / gedruckt bei Meyer, Lebensläufe usw. S. 16 ff. — Gedenktafel: „Emma ruhe im Frieden und das ewige Licht leuchte ihr. Amen. — Am Osterabend des Jahres 1856, 22. März, nachmittags halb 4 Uhr, während in der Vesper von den Freuden der Para-

diesfahrt Christi gepredigt wurde, starb dahier zu Neuendettelsau im Diakonissenhause Jungfrau Amalie Therese Emma Linß, geb. zu Altstädt in Thüringen am 11. Juni 1836, Lehr- und Krankendiakonissin. Alter: 19 Jahre, 8 Monate, 11 Tage. — Im heiligen Beruf dienender Liebe fand sie ihr tödliches Weh. Nach wenigen Tagen der Krankheit riß auch ihr, wie einst ihrer Mutter, ein Blutgefäß. Ein langer, großer Blick aufwärts, der ihr allein schon die Ehrerbietung aller erweckte, — und sie sank still sterbend zurück. Der Stephano erschien und ihm zu Hilfe kam, nahm auch sie auf, — wahrlich eine heilige, jungfräuliche Seele voll Güte und Sanftmut, wiedergeboren und gereift für die unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Hoffnung, von der sie wachend und träumend überfloß! Ihr Gedächtnis blühe und dufte unter uns immerdar!“ (Kalender 1863 S. 31.)

361 30 Diakonissin Emma Pauline Merz / Korrbibl. 1858 Nr. 9. — Gedenktafel: „Emma Pauline ruhe im Frieden und das ewige Licht leuchte ihr. Amen. — Am 26. September 1858, abends halb 9 Uhr starb dahier im Diakonissenhause Jungfrau Emma Pauline Merz, erste Lehrdiakonissin des Hauses, geb. zu Greiz 16. Sept. 1835. Alter: 23 Jahre, 10 Tage. — Acht Uhr war vorüber, eine Viertelstunde drüber lief ab, da fühlte Emma schmerzliches Weh. Sie schlang die Arme um ihre Pflegerin, sie verlangte Gebet, aber auch Ruhe von Ansprache und Besuch. Ihr Schmerz nahm zu, und kaum kam halb 9 Uhr herzu, da hatte der Bräutigam die edle, aber widerstrebende Braut auf seine Arme genommen und sie getragen, wohin sie lange gewollt, wohin sie dann doch nicht durch Todesporten gewollt hatte, zu der ewigen Ruhe und Freude seiner Heiligen. Leicht, kaum dran denkend, daß es Sterben, das gefürchtete Sterben galt, kam sie auf den Armen Christi durchs Todestal zum Anschauen seiner ewigen Herrlichkeit! Uns leuchtet ihr frommes, sanftes, heiliges Beispiel. — Der Herr schenke uns eine selige Nachfahrt! Amen!“ (Kalender 1863 S. 32.)

365 4 Diakonissin Lisette Hermann / Korrbibl. 1859 Nr. 9.

367 5 Probefchwester Katharina Herbst / Korrbibl. 1863 Nr. 3.

369 6 Schwester Pauline Christine Friederike Haag / Korrbibl. 1864 Nr. 3. — Gedenktafel: „Pauline ruhe im Frieden, und das ewige Licht leuchte ihr! Amen. — Am 20. Dez. 1863 starb zu Büdingen im fürstlichen Schlosse Jungfrau Pauline Christine Friederike Haag, Gemeindediakonissin zu Büdingen, geb. zu Feuerbach in Baden am 24. Juni 1834. Alter: 29 Jahre, 5 Monate, 26 Tage. — „Da ich mich immer für die vornehmste unter allen Sündern hielt, so konnte ich nur auf seine Gnade ‚stolz‘ sein.“ — Ihre Gnadengabe war die seelsorgerische Kraft, die sie auf andere übte, die sie z. B. während ihres Hiersseins auf ein ganzes Dorf der Pfarrei ausübte, und zwar nicht bloß auf Weiber und Mädchen. — Andere Schwindsüchtige wollen, auch wenn sie von Christo ergriffen sind, nicht sterben. Schwester Pauline aber wurde von Todeslust und Sehnsucht nach der ewigen Heimat ungeduldig, unliebenswürdig; selbst der Fehler bewies die Stärke und Wahrhaftigkeit des Glaubens, wenn man gleich die Art und Weise der Glaubenswirkung so wenig, wie den Stolz auf Gnade gerne wahrnahm. — Ihre hervorragende Tugend: Treue bis in den Tod gegen ihren Herrn, ihre Familie, die Schwestern! Schwester, bist du ihr gleich?“ (Kalender 1865 S. 28.)

372 1 Partie / so!

373 13 Schwester Elisabeth Steinlein / Korrbibl. 1865 Nr. 1. — Vgl. Tgb. 28./29. 12. 64 (mit Entwurf der Rede). — Gedenktafel: „Elise ruhe im Frieden, und das ewige Licht leuchte ihr! Amen. — Am 28. Dez. 1864, vormittags 10 Uhr, starb zu Fürth im städtischen Krankenhause Jungfrau Anna Elisabetha Steinlein, Oberschwester im Hospitale zu Fürth, geboren zu Vohenstrauß

in der Oberpfalz am 18. März 1835. Alter 29 Jahre, 9 Monate, 10 Tage. — Die Wahl einer Oberschwester nach Fürth war schwer, die Verhältnisse ganz eigentümlicher Art; es war, als könnte man zu gar keinem Beschlusse kommen, bis endlich Schwester Elise sagte: „Wenn sie wollen, ich gehe.“ Darauf die Antwort: „So gehen Sie in Gottes Namen. Zum Weihnachtsfeste, längstens zum neuen Jahre kommen Sie wieder.“ Und richtig, in der Weihnachtszeit, noch vor Neujahr, am Abend des 30. Dez. 1864, kam sie wieder — nach gelungener Arbeit, nach überstandenen Typhus, als eine Leiche. Diese Heimfahrt hat sie auch sterbend noch gewollt. — Auch ihr Lebenslauf bekam erst durch den Abschluß die volle Gestalt. Nun wirkt er auf den Schwesternchor mit voller, jugendlicher Anmut und ist schön wie eine hervorragende weiße Lilie, die sich in ihrem vollen Glanze und im vollen Reichtum ihres Duftes soeben geöffnet hat und dann vom Boden abgeschnitten wird, um gezeigt zu werden. Eine echte Diakonissin des 19. Jahrhunderts haben wir besessen und besitzen sie noch. Gott mehr und verkläre ihr nach ihre Schwestern.“ (Kalender 1866 S. 32.)

376 15 zu ungünstiger Stunde / im Frühjahr 1858 Untersuchungen durch das Konsistorium im Zusammenhang mit der von Löhe vorgenommenen Kranken-
ölung („Der apostolische Krankenbesuch“, s. VII,2 S. 539 ff. und V S. 1048); vgl. ThSt I 5. 5. 58.

377 23 zum Leichenhause der Diakonissenanstalt / Das Archiv des Mutterhauses (Bestand II Handschriften) verwahrt eine Nachschrift der Parentationsrede, die sich vom gedruckten Nekrolog durch die spürbare Gemütsbewegung Löh-
hes, wenn auch nicht in der Sache unterscheidet. Ebendort ist eine Nach-
schrift von „Gedanken aus der Rede beim Empfang des Leichnams der
sel. Schwester Elise im Leichenhause der Diakonissenanstalt gehalten am
29. Dez. 1864 abends 6 Uhr von Herrn Pfarrer Löhe“; wegen der Unmit-
telbarkeit ihrer Aussage werden diese Gedanken hier wiedergegeben:

„So empfangen, die nach Gütern dieser Erde hungern, Perlen und Schätze nicht wie wir diesen Leichnam, der uns lieber ist als alle Herrlichkeit der Welt und den wir als ein kostbares Samentorn in Gottes Ader legen. — Sie soll uns willkommen sein, die Tochter, die im Gehorsam gegangen ist und nun heimkehrt, wie fromme Kinder pflegen beim Abendläuten, damit sie nicht fehlen, wenn der Vater auf sie wartet. Wenn ein Sohn ausgeht in die Fremde und dann heimkehrt ins Vaterhaus und es ist etwas aus ihm geworden, so freut sich die ganze Familie; so ist es, wenn die Diakonisse heimkehrt mit der Palme in der Hand, von der ihr gesagt wurde.

Wir reichen ihr die Krone der Jungfräulichkeit, der Anschul und der Liebe zu Jesu, und der Herr wird ihr die unvergängliche Krone reichen, von der diese irdische nur ein schwaches Abbild ist. Selig die Magd, die der Herr, wenn er kommt, also finden wird.

Freut Euch in dem Herrn allewege, und darum sage ich Euch: freuet Euch. Ich sage nicht: behaltet sie im Andenken; Ihr könnt sie ja nicht vergessen, solange Ihr lebt. Aber ich sage Euch: freuet Euch. — Wenn solch eine Diakonissin heimkehrt, so kann man wohl traurig sein über die Rude, die das Werk eine Weile leidet, aber wenn man gläubig ist, wenn man gläubig ist, wenn man gläubig ist [so!], so wird die Traurigkeit von der Freude überwunden. — Gelobet sei der Vater, der diesen Leichnam und die mit ihm verbundene Seele zu einem ewigen Leben geschaffen hat. Gelobet sei der gute Hirte, der dies Schäflein nach sich gezogen hat. Gelobet sei Gott der heilige Geist, der sie in der Taufe wiedergeboren hat, der sie genährt hat mit dem Sakrament des Altars, der mit der Vergebung der Sünden ihr Leben gekrönt hat.“

378 4 bei natürlich pelagianischer Anlage — Beichte / wegen dieser Stelle wurde Löhe
von Konkreter Lotze angegriffen, s. Tgb. 14. 1. 65*).

*) In der obengenannten Nachschrift lautet die Stelle: „Schwester Elise gehörte zu den pelagianischen Naturen, womit ihre tiefe Erkenntnis der Sünde nicht abgesprochen werden soll. Das

- 38 Schwester Regine Elser / Korrbibl. 1866 Nr. 10.
 382 12 Schwester Cäcilie Pöschel / Korrbibl. 1867 Nr. 11.
 383 38 H. v. M. / Helene von Meyer.
 386 12 Paracentesis abdominis / Durchstechen des Unterleibs, um das Wasser zu entfernen.
 389 34 So wurde — des Amtes. / Dieser und die folgenden Absätze fehlen bei Meyer.
 390 2 Schwester Magdalene Wunner / Korrbibl. 1871 Nr. 1. Während der Lebenslauf wohl mit Sicherheit von Löhe verfaßt ist, dürfte die Parentation von Löhnes Vikar gehalten worden sein.
 396 8 Anna Sabina Köhler / Korrbibl. 1868 Nr. 1.
 398 3 Postcommunio / das Schlußgebet nach der Kommunion.
 5 vouchetiv / ans Herz legen, zu Gemüte führen.

I. D. Aus Kalendern

1863—1867

a. Allgemeines

„Kalender der Diakonissenanstalt Neuendettelsau auf das Jahr des Heils ... [folgt die Jahreszahl]“ — so der feststehende Titel — gibt es für die Jahre 1863 mit 1867. Die Reihe wurde nicht fortgesetzt; 1868 erschien Löbes Martyrologium, nachdem schon im Kalender 1867 ein solches begonnen worden war und Studien dazu in den Tgb. seit 27. S. 64 begegnen (Tgb. 10. 11. 60 „Diktieren des Martyrologium für Diak. Kalender“, 20. 11. 60 „Kalenderschluß“). — Die Kalender enthalten auf der Innenseite des Titelblattes immer das Weißegebet aus den apostolischen Konstitutionen. Nach allgemeinen kalendarischen Angaben für das Jahr folgen in der Regel „auf der rechten Seite an jedem Tag der Name eines heiligen Menschen der Vergangenheit“ (Kalender 1864 S. 62), danach „Gedentage des Diakonissenhauses“ und im Anschluß an die Aufsätze statistische Mitteilungen aus der Diakonissenanstalt. — Über Löbes „Wertschätzung des Kalenders“ berichtet Deinger (D III S. 201 f.) unter Hinweis auf Löbes Hausbuch 2. Teil; vgl. auch III,1 S. 726 f. und TbSt I 20. 2. 56. Löbes Plan für den Diakonissenunterricht enthält auch „Kenntnis des Kalenders nach seinen verschiedenen Seiten“ unter den regelmäßigen Gegenständen; im Konzeptbuch 1854 steht ein Entwurf dazu (vgl. S. 313 Z. 15). Kalender 1865 enthält u. a. einen Unterricht vom Kalender, darin folgende einleitende Sätze:

„Er lehrt uns die flüchtige Lebenszeit wahrnehmen und weislich einteilen, wie ratlos wären wir ohne ihn. Aber er weist uns auch treulich zu dem, der in der Fülle der Zeit Mensch geworden ist und am Ende der Zeit wiederkommen wird in großer Kraft und Herrlichkeit. Er ist ein Buch der Natur und Gnade. Wir finden in ihm den Lauf der Gestirne und wie sich darnach unsre Lebenszeit ordnet, wir finden in ihm aber auch das heilige Leben der Kirche mit seinen Festen, Festzeiten und Texten und schauen, wie bedeutungsvoll das natürliche und das heilige Jahr zusammenstimmen. Wo die Sonne am Himmel sich wendet, um dann immer höher zu steigen, da tritt zur Weihnachtszeit auch die Sonne der Gerechtigkeit in die Erscheinung; und wenn die

weiß ich als ihr Beichtvater am besten. Aber das ist wohl gewiß, daß sie, wenn sie nicht in eine Umgebung gekommen wäre, wo die Leitung zur Privatbeichte vorhanden war, niemals in ihrem Leben privatim gebeichtet haben würde. Ohne das Bedürfnis der geistlichen Aussprache kam sie hierher, aber sie ließ sich leiten, sie verhärtete sich nicht in der allgemeinen Beichte, sondern sie überwand ihre Natur und beichtete privatim, wenn auch nicht überoft, so doch so oft, als es bei ihrem inneren Gang notwendig war. Sie tat dies, weil sie wußte, daß, wer über andere regieren und anderer Vertrauen genießen wolle, selbst in einem Verhältnis des Vertrauens zu einem erfahrenen Menschen stehen muß.“ — Es folgt ein Hinweis auf Thomas von Aquin, der „nie der große Beichtvater und Erzieher geworden [wäre], wenn er nicht selber viel gebeichtet hätte“.

natürliche Sonne ihren Jahreslauf vollendet, neigt sich auch das Kirchenjahr zum Schlusse. In der Zeit der feierlichen, sternenhellen Winternächte das Weihnachtsfest; im beginnenden Frühling, wo neues Leben allüberall sproßt und der Jubel der Vögel wieder erwacht, das Osterfest mit seinem Halleluja; und wenn dann alles blüht und grünt im warmen Frühlingssonnenchein, das Fest des Geistes, das heilige Pfingstfest: welch ein wunderbarer Einklang! Das alles zeigt und deutet uns der Kalender. Darum bleib's dabei: er ist ein edles, köstliches Buch, ein rechtes kirchliches Volks- und Familienbuch.“ — Der ganze Aufsatz bekundet Löhes eindringende liebevolle Naturbeobachtung. —

Seine Arbeit an den Kalendern erwähnt Löhe außer an den schon genannten Stellen in seinen Tagebüchern 23. 11. 03; 1. 11. 04; 23. 11. 04 (Inhaltsverzeichnis für 1865); 29./30. 10. 06. — Urschriftlich war nichts vorhanden.

b. Einzelheiten

- 27 Der Kalender — 1864 / gedruckt Korrbibl. 1864 Nr. 2.
- 400 36 Emma Merz / s. I. C Lebensläufe S. 361.
- 403 23 m. a. / morgens, abends?
- 15 Neuendettelsau / Tgb. 3. 11. 62 Notizen, die in diesem Aufsatz verwendet wurden.
- 404 17 Dettel / s. Tgb. 19. 5. 64 Studien zur Etymologie dieses Wortes.
- 496 31 Sedel / zu sedere = sitzen: Sitz, Stuhl. Nach Kluge, Etymolog. Wörterbuch.
- 409 13 Inspektor Bauer — eigenes Anwesen / Brf. an Wucherer 23. 3. 54 (LA 3768).
- 34 Grundstein — gelegt / Brf. an Dorn in Memmingen 22. 6. 54 (LA 6614a).
- 411 33 Krankenhaus des Distrikts Heilsbronn / s. JB 64/65 „e. Das Krankenwesen der Diakonissenanstalt“.
- 413 5 von Geisteskranken — gesucht / s. III,2 S. 507 ff.; 518 ff. und die Erläuterungen dazu; s. JB 66/67 § 5. — „Eine Eigentümlichkeit . . ., die allerdings mit Löhes Tod verschwand“ D III S. 252.
- 23 Pinel / s. Erläuterung zu S. 324 Z. 21.
- 24 Non-Constraint-System / Tgb. 17. 2. 64 Entwurf zu einem Vortrag über dieses System.
- 414 24 Rettungshaus / Tgb. Dez. 62 (S. 12—20) „Zur Einweihung des Rettungshauses am 6. 12. 62“ ausführlicher Entwurf. Tgb. 19. 8. 62 Planzeichnungen zum Rettungshaus. — Vgl. JB 63/64 „g. Rettungshaus“ und JB 64/65 „i. Das Rettungshaus“.
- 415 3 Staatserziehungsanstalt / D'e Jahresberichte 1861—63 standen dem Bearbeiter nicht zur Verfügung. Es wird auf JB 63/64 „F. Die Staatserziehungsanstalt für verwahrloste jugendliche Personen weiblichen Geschlechts vom 12. bis 18. Jahre“ verwiesen. — Vgl. ThSt I 12. 2.; 9. 3.; 8. 7. 62; 5. 2. 64.
- 417 1 Fertigung von Paramenten / s. VII,2 S. 557 ff. und die Erläuterungen dazu; ferner JB 65/66 § 4.
- 29 Das zehnte Jahr — Neuendettelsau / s. JB 63/64 „b. Feier des ersten Dezenniums“.
- 419 33 wir gingen — nach Jerusalem / vgl. auch Brf. an Wucherer 4. 5. 53 (LA 3762): „Das Spital von Jerusalem zöge mich ganz, wenn nicht Valentiner [?] und dazu neben dem anglikanischen Bischof am Altar stünde.“
- 34 Sönadulum / der Saal in Jerusalem, der als Abendmahlssaal Jesu und seiner Jünger gezeigt wird; seine Ausstattung geht auf die seit 1333 hier ansässigen Franziskaner zurück. Nach RGG 2. Aufl. III S. 91.
- 37 Wir gehen — in die Slowakei / vgl. Brf. des Direktoriums usw. „An die auswärtigen Schwestern und Probeschwestern“ 5. 9. 65: Abschrift (oder Diktat?) mit Löhes Unterschrift im Archiv der Diakonissenanstalt.

- 420 8 Diakonissen — außerhalb Bayerns / vgl. das Verzeichnis der Diakonissenstationen S. 335 ff.
- 424 15 Tüfels / Tgb. 29. 12. 64 erwähnt einen Ort „zwischen Nützel Büschen und Geußenhof“ (an der Straße nach Heilsbronn); der Name Nützel, vermutlich eines Gutsbesitzers, wird mehrfach genannt. Es dürfte sich um Buschwerk oder ein Waldstück bei dessen Hof handeln.
- 427 8 Martyrologium / Namensverzeichnis von Märtyrern in Kalenderform.
- 9 Breviarium / seit dem 11. Jahrhundert das liturgische Buch, in dem Lese-, Gebets- und Gesangstexte des Stundengebets zusammengefaßt sind.
- 432 21 einem jungen Manne / nämlich Löhes Sohn Ferdinand.
- 435 11 Distriktskrankenhaus / s. Erläuterung zu S. 411 Z. 38.
- 438 31 die terminierenden Schwestern / Terminieren ist im Sprachgebrauch der Bettelorden das Sammeln von wohlthätigen Gaben innerhalb eines bestimmten Bezirks (*terminus*). Nach Lexikon für Theologie und Kirche 2. Aufl. Bd. XI S. 1050. — Vgl. KorrbL 1865 Nr. 12; ThSt I 14. 2.; 16. 2.; 2. 4. 65; ferner S. 330 Z. 5 ff.
- 439 20 Tageslauf / kurzer Auszug aus den Samenkörnern Löhes; s. VII,2 S. 595 f.

II. Für die Diakonissen

II. 1. An die ausgesegneten Diakonissen

1857

a. Allgemeines

Dem Brief ging am 22. 6. 57 eine Konferenz der Vorstände des Mutterhauses mit „gerade anwesenden zwanzig Diakonissen“ voraus (Bf. an Marianne Löbe 25. 6. 57 LA 8784a), wobei über „das kindliche Verhältnis der Diakonissin zur Anstalt, nach welchem sie dieselbe als Mutterhaus und Heimat anzusehen hat“, beraten wurde; das Protokoll dieser Konferenz (KorrbL 1857 Nr. 2) verdient zum Vergleich herangezogen zu werden. Die Mitteilung ging an die einzelnen Diakonissen durch die damals noch geübte Vervielfältigung des von der gleichen Versammlung eingeführten Korrespondenzblattes (s. Protokoll) und zwar in der zweiten und zum kleineren Teil in der dritten Ausgabe seines ersten Jahrgangs. Unser Text ist diesen beiden Ausgaben entnommen; unchriftlich lag nichts vor.

b. Einzelheiten

- 443 28 sie würde — auszeichnen / so! Vermutlich ist sich zu ergänzen.
- 444 44 Salar / von latein. *salarium*, eigentlich Salzgeld, die durch Geld abgelöste Salzration der Soldaten und Beamten im alten Rom; im späteren Sprachgebrauch Lohn oder Gehalt (französisch *salaire*). Nach Kluge, Etymologisches Wörterbuch.
- 445 13 Platz zur Ruhe und Arbeit / „Erst im Laufe dieses Jahres [1858] wurde es möglich, eines der größeren und besseren Zimmer zum Diakonissenzimmer einzurichten und dadurch den Kindern des Hauses eine heimatliche Wohnung zu bereiten.“ JB 57/58 § 12; vgl. JB 58/59.
- 40 Inventar zu führen / s. II. 20 Vom Rechnungs- und Inventarwesen.

II. 2. Ordnung der Diakonissen-Kapitel

1858

Allgemeines

Die Ordnung steht im ersten Jahrgang des Korrespondenzblattes der Diakonissen Nr. 7, ausgegeben im Januar 1858. B 50/57 berichtet über die Einrichtung der Kapitel, s. Allgemeine Erläuterungen S. 608 Z. 2 ff.; schon am 18. 10. 50 steht in Köbes Tagebuch ein entsprechender Entwurf, der noch von „Kriegenschwestern“ und „Kriegemeisterin“ und „überwachen“ spricht und Weisungen für die Fürbitte und die „Zensur“ gibt, im übrigen aber in vierzehn Punkten der wesentlichen Absicht der Ordnung von 1857/58 folgt. — Die Ordnung wurde 1859/60 revidiert und in neuer Fassung ausdrücklich genehmigt und mit den zur gleichen Zeit revidierten Satzungen der Diakonissenanstalt in einem Sonderdruck 1861 veröffentlicht. Die neue Fassung, soweit sie von der ursprünglichen abweicht, lautet:

§ 1. In jeder Stadt oder Gegend, in welcher sich mehrere Diakonissen und Probeschwestern in Arbeit befinden, treten diese mit Ausschluß anderer Personen zu einem Kapitel zusammen, d. i. zu einer Vereinigung, deren Absicht ist, miteinander das göttliche Wort (das Kapitel) zu lesen und sich dadurch zu erbauen, die Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit durch Lesen von Briefen und Mitteilungen aus dem Mutterhause zu pflegen und die gegenseitige Zucht in betreff der Berufsführung und des Wandels auszuüben. — Diese Kapitelsversammlungen sind der Aufsicht der betreffenden Ortspfarrer unterstellt, aber nur soweit sie sich auf religiöse Erbauung beziehen.

§ 2. Die Diakonissen gelten als Glieder derjenigen Kirchengemeinde, in deren Mitte sie im Dienste stehen. Sie werden daher daselbst den öffentlichen Gottesdienst besuchen und sind bezüglich des Sakramentsgenusses an den betreffenden Ortspfarrer, oder wo mehrere Geistliche an einer Kirche fungieren, an einen derselben nach freier Wahl gewiesen. — Hiermit sind nur die in der protestantischen Landeskirche hinsichtlich des Parochialverbandes im allgemeinen gesetzlich bestehenden Normen ausgesprochen, keineswegs aber soll damit eine persönliche Mitigung der Diakonissen zur Abendmahlsfeier an dem einen oder anderen Orte angeordnet werden.^{†)}

†) Tgb. 22. 6. 61: „28. 8. [60] Einfügung des § 2 der Kapitelsordnung.“

§ 3. Jedes Kapitel wählt aus seiner Mitte alljährlich die Oberin, eine Substitutin derselben für Verhinderungsfälle, eine Tagebuchführerin und eine Kassierin, wofern es nämlich Glieder genug besitzt, um alle diese Stellen zu besetzen; wo nicht, werden wenigstens eine Oberin und eine Substitutin gewählt und die übrigen Geschäfte verteilt. Jede Wahl wird dem Direktorium des Mutterhauses angezeigt und von demselben genehmigt.

§ 4. Die Kapitelsoberin hat Pflicht und Recht, auf den Wandel und die Berufsführung der Kapitelschwestern zu achten, im Namen des Mutterhauses bei den Vorgesetzten der einzelnen Schwestern Nachfrage zu halten und ist verbunden, vierteljährig regelmäßig und so oft es außer dem nötig erscheint, den Kapitelsbericht an das Direktorium des Mutterhauses zu erstatten.

§ 5. Die Substitutin der Kapitelsoberin ist verbunden, vierteljährig über den Wandel und Beruf der Kapitelsoberin an das Direktorium des Mutterhauses zu berichten. Sie soll es nötigenfalls auch außer der Zeit tun.

§ 6. [wie 1858]

§ 7. Wöchentlich einmal, wenn es möglich ist, oder, wenn die Kapitelschwestern zu zerstreut wohnen, so oft es ihnen möglich ist, wenigstens alle zwei Monate tritt jedes Kapitel zur regelmäßigen Vereinigung zusammen und übt die § 1 angegebenen Pflichten aus. Die zu lesenden Kapitel oder Abschnitte der heiligen Schrift können nach Nothdurft gewählt werden. Doch wird vom Mutterhause jedem Kapitel vorjährl. eine Reihe von 52 Lektionen überliefert. — [weiterer Absatz wie 1858]

§ 8. [mit geringer Änderung wie 1858]

§ 9. Jedes Kapitel hat eine kleine Almosenkasse zu völlig freier Verwendung. Die Rechnung über Einnahme und Ausgabe geht, nachdem sie alljährlich im Kapitel abgehört ist, an den Rektor des Mutterhauses zur Einsicht.

§ 10. Sind im Bezirke eines Kapitels noch nicht ausgelegnete Probeschwestern aus dem Mutter-

hause in Arbeit, so gehören auch sie zum Kapitel, sind der Oberin untergeordnet und von ihr beaufsichtigt, wie die ausgelegneten Diaconissen, besuchen auch die Kapitelsversammlungen, wie die andern, ohne jedoch mitwählen und mitgewählt werden zu können, solange die Kapitelsämter der Anzahl wegen durch ausgelegnete Diaconissen versehen werden können.

§ 11. Besteht in einer Stadt oder Gegend des Kapitels ein Zweigverein der Gesellschaft für weibliche Diaconie, so treten die Kapitelschwestern demselben bei und erweisen sich, soweit es ihr Beruf gestattet, als eifrige Glieder desselben. Jedoch sind sie in ihrem Berufe demselben nicht untergeordnet, so sehr sie auch die Verpflichtung haben, jedermann, also auch den Gliedern des Zweigvereins, mit Ehrerbietung zu begegnen sowie von jedermann Rat und Ermahnung anzunehmen.

§ 12. Jedes Kapitel kann durch den Rektor oder durch eine zur Visitation nachweisbar vom Mutterhause beauftragte Person visitiert werden.

Neuenbottelsau, den 11. Sept. 1860.

II. 3. Von den Diaconissen

1858

a. Allgemeines

Der Vortrag „über Amt und Beruf der Diaconissen nach dem Worte Gottes und der Geschichte“ stand „an der Spitze aller Vorträge“ im Diaconissenunterricht (s. JB 55/56). Ein detaillierter, vielfach ergänzter Entwurf dazu steht in Löbes Konzeptbuch; Tgb. 8. [5] 5. 57 sind weitere Notizen zum gleichen Gegenstand eingetragen. Zu einer Bearbeitung des Themas mit anderer Fragestellung (Tgb. 11. 5.; 22. 5.; 24. 5.; 1. 6. 61) bemerkt Löbe (11. 5. 61) „Zu meinem Unterricht im DZ. zum ersten Male“; eine abschließende „nochmalige Übersicht“ (1. 6. 61) lautet:

„I. Die Diaconissin hat mit allen andern Frauen den weiblichen Beruf gemein.

II. Sie leistet ihn: nicht in der Ehe, aber an allen, die ihn bedürfen, als Erweis geistlicher Barmherzigkeit.

III. Sie soll, weil sie im Namen Jesu arbeitet, Technikerin sein in allen Diensten, aber alles als Priesterdienst und Liebesdienst vollbringen.

IV. Ihr Arbeitskreis ist ihr Matth. 25 hauptsächlich, wenn auch nicht erschöpfend beschrieben. — Ausführung.

V. Im Namen Jesu hat sie alles so zu tun, daß die Familie, namentlich auch die eheliche Frau geehrt, die heilige Grenze gehalten wird (nicht regieren wollen usw.).

VI. Verhalten — als Dienerin Jesu — gegen alle voll Demut (durch vergessen [? vergeben?]). — Lebensweise. — Verhältnis zum andern Geschlecht.“

Unser Text entspricht dem gedruckten in Korrbf. 1858 Nr. 1. 2; urschriftlich ist er nicht vorhanden.

b. Einzelheiten

453 6 Beruf der Gemeindediaconissin der alten Zeit / vgl. JB 55/56: „Was ließe sich auch Herrlicheres denken, als neben und unter einem Pastor die Seelsorge und geistliche Beratung des weiblichen Geschlechtes auszuüben und in der Würde und Arbeit jener heiligen Witwen zu stehen, von denen das Altertum redet?“

12 übt sich in allen Geschäften / vgl. JB 55/56: „Um nun auch für den Fall recht zu sorgen, daß eine Diaconissin nach Gottes Willen nie in die Ehe zu treten hätte, sondern bis ins Alter Diaconissin bleiben müßte, glaubten wir allmählich einen gewissen Stufengang der Diaconissengeschäfte anbahnen zu sollen, in welchem unsere Diaconissen, soweit es ihre Begabung zuließe, in angemessenem Wechsel von der Jugend bis zum Alter fortschreiten könnten.“

- 17 Stufenleiter für den Diakonissenberuf / vgl. ThSt I 21. 8. 56.
 41 Nach diesem allem — Gemeinde-Diakonissin / Löhes Verständnis der Stellung einer Gemeindediakonissin nach dem biblischen Urbild kommt im Nekrolog für Schwester Pauline Haag in den Worten S. 371 Z. 1—6 zum Ausdruck.

II. 4. Summarie zum siebenten Kapitel des ersten Briefes St. Pauli an die Korinther Für Diakonissenschülerinnen

1858

Allgemeines

Das Diktat steht KorrbI. 1858 Nr. 2. Eregetische Bemerkungen zu 1. Kor. 7 siehe Tgb. 20. [?] 3. 57, daran anschließend Folgerungen für die christliche Praxis. — Die Frage nach der heiligen Ehe und der heiligen Jungfrauschaft hat Löhre vor allem im Blick auf das Diakonissenleben viel beschäftigt. Zwar hat er von den Diakonissen keine „ausbedungene Zeit des jungfräulichen Standes“ gefordert (s. V S. 770 Z. 16 ff.), aber die Ehelosigkeit war ihm ebenso wie „innerliche Freiheit von geschlechtlichen Banden“ unaufgebbares Berufserfordernis für Diakonissen*) — darum das Aufrichtigkeitsgelübde; vgl. KorrbI. 1858 Nr. 1 „Anzeigen“, besonders 1). Zugleich war er darauf bedacht, der Ehelosigkeit und Jungfrauschaft ihr grundsätzliches evangelisches Recht zu sichern, ohne daraus ein Gesetz oder den Anspruch besonderer Heiligkeit zu machen, und er scheute dabei gelegentlich nicht drastische Ausführungen, die ihm übelgenommen wurden (s. D III S. 191 f. nach W 04/05). Wie wenig er „die Herrlichkeit und Heiligkeit des ehelichen Standes dadurch angestastet“ haben wollte (s. V S. 777 Z. 19 f.), erklärt sich aus den beglückenden Erfahrungen seiner eigenen Ehe.

Folgende Notiz steht Tgb. 18. 5. 61: „Zu einer Predigt für den 2. Pfingsttag im Diakonissenhaus könnte wohl das Thema: die Jungfrauschaft eine Gabe des heiligen Geistes passen. Erklärt werden müßte, was unter Jungfrauschaft zu verstehen ist.“ Einen Entwurf auf Grund von Offbg. 14, 4 und 2. Kor. 11, 2 f. faßt er zusammen: „Von der Jungfräulichkeit. 1. Was ist sie nicht? Nicht weibliche, überhaupt nicht leibliche Ehelosigkeit. 2. Was ist sie? Ein geistlicher Zustand der Freiheit — der Gebundenheit (Rein ab und Christo an). 3. Wie ist sie? Einfältig — voll Hoheit, nicht natürliche, sondern übernatürliche Gabe und große Tugend. 4. Was wirkt sie? Sie bereitet zu hohen Geschäften — virgo — virginem — virgini. Desgleichen zu großer Einsicht und Seligkeit. Das neue Lied. 5. O daß ihr sie begehrtet! O Jesu! Auch ich! Amen.“ — Vgl. Brf. an Marianne Löhre 29. 1. 59 (W 7492a), dessen Gedanken fast wörtlich in dem oben genannten Entwurf begegnen: „Ich predige immer, daß keine Jungfrau von Natur sei, sondern daß h e i l i g e Jungfräulichkeit und eine gottverlochte Seele auf dem Wege der Buße und des Glaubens gesucht werden müsse und gefunden werde. Heilige Jungfräulichkeit gehört zur neuen Kreatur, ist Freiheit von geschlechtlicher Sehnüchtelei und frohes Glüd, Christo ewig anzugehören. Ich habe im Büchlein von der Einsicht davon geredet.“ [Vgl. D II S. 112 f.]

Zu dem parallelen Thema „Von dem jungfräulichen Leben“, das nicht als Diktat gedruckt ist, gibt es eine zuverlässige Nachschrift der Diakonisse Sara Hahn (vgl. VII, 2 S. 741 Z. 25; Archiv des Mutterhauses Bestand II „Handschriften“), die wir mitteilen:

„So wie im Altertum der Wert des jungfräulichen Lebens, so wurde von den Protestanten in der neueren Zeit der Wert des ehelichen Lebens überschätzt, während doch in der heiligen Schrift beide Formen des Lebens einander gleichgestellt werden und dem ehelichen Leben noch überdies von Christo und seinen Aposteln der allerdings nur zufällige Nutzen beigelegt wird, dem Herrn in der Ausbreitung seines Reiches ungehinderter dienen und sich viele Trübsal er-

*) Vgl. Satzungen der Diakonissenanstalt 1868 § 16, 1.

sparen zu können. — Schriftmäßig zu denken und zu handeln wird vor allem den Lohn haben, daß man von Einseitigkeit jeglicher Art frei bleibt und innerlich frei, gerade und aufrichtig seinen Lauf vollenden kann. So sehr man aber auch das eheliche Leben rühmen und preisen möge, man wird doch zusehen müssen, daß unter Gottes Vorsehung viele Verhältnisse entstanden sind, durch welche es vielen Tausenden verwehrt ist, frühzeitig in die Ehe zu treten. Allen diesen ist kein Trost damit geboten, daß man das eheliche Leben rühmt. Dagegen aber liegt für sie Trost und Kraft in der schriftmäßigen Mittellehre vom ehelichen und ehelosen Leben. Wie lange ein Christenmensch in einem oder dem anderen Stande leben solle, das ist Sache besonderer Lebensführung. Die Hauptsache ist, daß ein jeder in dem Stande, in welchem er lebt, zufrieden ist, den andern Stand nicht untergeordnet sucht und in dem seinen ein göttliches Leben sucht.“

Vgl. ferner Löhes Gedanken über Jungfrauenvereine (S. 539 ff.).

II. 5. Von der Kleidertracht der Frauen

1858

a. Allgemeines

Das Thema gehört ursprünglich nicht zu den feststehenden einleitenden Vorträgen, die in W 55/56 und in Löhes Unterrichtsplan genannt sind; vor allem Absatz VI konnte erst aktuell werden, als für die Diakonissen eine Tracht eingeführt wurde, also gegen Ende 1855. Doch steht in Löhes Konzeptbuch ein Entwurf „Vom Dekorum, wozu man sich und die Kinder erziehen soll“, worin die Gedanken des Aufsatzes „Vom Schicklichen und Schönen“ (f. III,1 S. 480 ff.) vorbereitet sind; in dem Entwurf wie in dem Aufsatz ist auch vom Schicklichen in der Kleidung ausdrücklich die Rede. Auch die Schrift „Von der weiblichen Einsalt“ behandelt diese Frage in ihrem Absatz 30, besonders in einer Fußnote dazu (f. III,1 S. 405). So lag das Thema „Von der Kleidung der Frauen“ nicht fern. Das Diktat wurde im KorrbL 1858 Nr. 3 gedruckt; ihm folgt unser Text.

Im Zusammenhang mit Absatz VI ist „über eine sehr untergeordnete, dennoch keineswegs unwichtige Sache . . . nämlich über die Anstaltskleidung“ zu sprechen; Löhe hat es an der hier zitierten Stelle in W 55/56 ausführlich getan.

Voraus gingen Beratungen der Hauskonferenz über den Gegenstand am 28. 6.; 2. 7.; 14. 8. und 22. 10. 55 („Nur wer Diakonissin wird, trage die Tracht“), vgl. Tgb. Zunächst war an Kleider von brauner Farbe gedacht: „Nußbraun — etwa so, wie der junge Nußbaumzweig aussieht, oder schöner noch — gefiele den Frauen. Es dürfte und sollte einfarbiges Gewebe sein. . . . Es ist auf Rod und Jade gedacht, darin man an die Arbeit gehen kann“ (Brf. an Marianne in Greiz, 5. 6. 55 WL 7410a). Doch entschied man sich bald für die schwarze Farbe: „Also die Dettelsauer Diakonissen sind schwarz . . . für alle Tage zum Arbeitskleid Pfaffenzeug, für die Sonntagskleider Cachemire“ (Brf. 15. 6. 55 WL 7414a); aber „braun würde die Diakonissen kenntlicher auszeichnen, was bei entstehenden Filialen wünschenswert ist“, meinte Löhe (Brf. 29. 6. 55 WL 7418a). Vgl. ferner Brf. 30. 6. 55 (WL 7419a); 25. 8. 55 (WL 7434a); 14. 9. 55 (WL 6759); schließlich Brf. 4. 9. 55 (WL 7436a): „Den andern [die Diakonissen werden] ist festgesetzt, ab 1. Nov. kein anderes Kleid mehr zu tragen.“ Was die anfängliche Vorliebe für braune Tracht gewekt hatte, ist nicht zu erkennen; doch muß darauf hingewiesen werden, daß viele Dritte Orden und Kongregationen katholischer Frauen, ordensähnliche Genossenschaften ohne Ordensgelübde, meist mit karitativen Aufgaben, braune Tracht haben (f. E. Krenn, Die Trachten der katholischen Ordensleute, Regensburg 1932).

Die Diakonissentracht ist etwas grundsätzlich anderes als die Ordenstrachten. „Das Ordensgewand ist ein Ehrentkleid, das besondere religiöse Wertung besitzt“ (f. Veriton für Theologie und Kirche 2. Aufl. Bd. VII S. 700. Freiburg 1935). Wie dagegen Löhe das Diakonissengewand verstanden wissen wollte, hat er in W 55/56 ausgesprochen:

*) Pfaffenzeug: in etymoilog. Wörterbüchern nicht bekannt; vielleicht schwarzes Zeug=Stoff für Pfarrerskleidung? — Cachemire (französisch): äußerst feines Gewebe aus Wollkammgarnen in Rörperbindung, weich, matt glänzend, das besonders für Frauenkleidung Verwendung findet.

„Wir hatten gute Lust, apostolischen Befehlen auch in diesem Betreff zu folgen, ein für allemal der Mode gute Nacht zu sagen. Die Einsprache derjenigen, die es auf solche Außerlichkeiten nicht wollten ankommen lassen, sondern es für bescheidener und christlicher hielten, sich in bergleichen Dingen dem Weltgebrauche nicht zu entziehen, nicht auffallend zu werden, galt uns nicht hoch; wir wußten, daß sich große Kirchenväter ganz unter denselben Einwänden dennoch ganz einfach zu der Ansicht St. Petri und St. Pauli bekannt hatten. Wir hielten auch das Auffallende für einen sehr relativen Begriff. So wagte man es denn schon aus den angegebenen Gründen unter der Beihilfe und dem Rat der ersten Schülerinnen selber, eine einfache Tracht sich ausbilden zu lassen, welche wohlfeil und schön zugleich, dennoch nicht stattlich, nicht statisch ist, wohl aber maglich und, wie man hindendrein fand, auch symbolisch. Die schwarze Kleidung, die von den Schülerinnen durch Stimmenmehrheit erwählt worden ist, deutet auf Weltentfugung; eine Diakonissin ist fertig mit der bunten Pracht der Welt. Die weiße Schürze haben die hiesigen Diakonissinnen dem größten aller Diakonen, unserm Herrn Jesu abgenommen, da er seinen Jüngern die Füße wusch; sie haben dies geringe Kleid zu ihrem feiertäglichen Schmuck und Abendmahlsgewand erlesen. Im alltäglichen Leben, Lernen und Arbeiten tragen sie denselben Schurz in Blau zum Zeichen der Beständigkeit und Treue. Auf dem Haupte tragen die eigentlichen Diakonissenschülerinnen und Diakonissen auf Amtsgängen und bei feierlichen Gelegenheiten den weißen Schleier, nicht bloß, weil er schützt und wärmt, wohlfeiler und schöner ist als Hüte und Hauben, sondern auch weil diese Macht auf dem Haupte sie erinnern kann und soll, daß sie sich dem ewigen Bräutigam Christo, solange es ihm gefällt und er sie nicht anders führt, zum Dienst für seine Armen und Elenden ergeben haben.“) [Löhle erzählt von zwei Schülerinnen, denen diese Kleidung beim Terminieren „Schuß“ und Erinnerung ihres „Berufes und Geschäftes“ war, und fährt fort:] Das führen wir hier an, um einen zweiten, den größten Vorteil der Anstaltsracht anzudeuten. Ganz richtig, im Diakonissengewande dieses Hauses kann man sich nicht wohl unbemerkt und ungestraft auf Sündenwege begeben; wohl aber liegt darin eine Mahnung, würdig zu wandeln und den Beruf wohl auszurichten, sich von der Welt, von der man unterschieden ist, unbesiegt zu halten und innerlich und äußerlich in der Nachfolge des großen Diakonus Jesus zu verharren. Wir dürfen übrigens ein drittes . . . nicht vergessen, wenn von Diakonissenkleidung die Rede ist. Die Diakonissin sollte unserer Meinung nach eigentlich Gemeinbedienerin sein, eine geistliche Person unter Frauen; dann gebührt ihr ein Amtskleid. Das kann nun allerdings eine bloße Bildungsanstalt für Diakonissen nicht geben; aber vorschlagen kann sie es. Die Anstaltskleidung ist also in diesem Betracht ein Vorschlag und eine Mahnung.“

Vgl. KorrbL 1803 Nr. 6: Festgestellte Kleidertracht der Diakonissen und Prokesschwestern Neuendertelsaus nach Konferenzbeschluss vom 20. Mai 1803.

b. Einzelheiten

82 Pluviale / ein liturgisches Kleidungsstück zum Schutz gegen Regen (also Regentuch, Regenmantel).

II. 6. Von der Armut und Bedürfnislosigkeit des Christen

1858

a. Allgemeines

Drei Diktate Lobes sollten den Diakonissen „die drei Schlagwörter: Keuschheit, Armut und Gehorsam“ (f. S. 528 Z. 32) in ihrem evangelischen Verständnis auslegen: „Summarie zu 1. Kor. 7“ (f. S. 454 f.) den ehelosen Stand, „Von der Armut und Bedürfnislosigkeit des Christen“ die freiwillige Armut, „Von der Aufgabe des eigenen Willens und dem freudigen Gehorsam gegen den Willen Gottes oder der Gelassenheit“ (f. III, S. 318 ff.) die Hingabe des eigenen Willens in den fremden. Das hier vorliegende Diktat wurde im KorrbL 1858 Nr. 3. 4/5 gedruckt; danach richtet sich unser Text.

†) „der Schleier, schon in der Urkirche das Kennzeichen der geweihten Jungfrau“, f. Lexikon für Theologie und Kirche VII S. 761.

b. Einzelheiten

- 33 einer vergnügten Seele / einer Seele, die sich genügen läßt. Nach Grimm.
 462 10 „Selig sind — ist ihr“ / vgl. Luk. 6, 20.

II. 7. Von der seligen Übung der Barmherzigkeit

1858

a. Allgemeines

Die Lehre von der Barmherzigkeit als einer Tugend war ein wichtiges Stück in Löhes Diakonissenerziehung; „denn eine Diakonissin muß barmherzig sein“, sagte er seinen Schülerinnen (f. ThSt I 18. 11. 58). Der Unterrichtsplan enthält deshalb auch unser Thema. Das Diktat (gedruckt KorrbL. 1858 Nr. 4. 5) berührt sich mit dem großen „Von der Barmherzigkeit“ (f. S. 406 ff.), geht aber seinen eigenen Gedankenweg. Wie von einigen anderen Unterrichtsgegenständen, zu denen keine gedruckten Diktate vorliegen, gibt es auch von diesem eine Nachschrift der Diakonisse Sara Hahn, welche zeigt, wie wenig stereotyp die Vorträge gehalten worden sind; sie wird deshalb mitgeteilt.

„Der Fehler vieler Menschen ist es, daß sie nur zuweilen Barmherzigkeit üben wollen, während doch das Elend, welches zum Erbarmen reizt, in der Welt ständig ist und deswegen auch eine ständige Tugend der Barmherzigkeit und eine immerwährende Übung derselben notwendig ist. — Barmherzigkeit ist Liebe zu den Elenden. So wie die Liebe nicht aufhört in dieser Welt, so kann auch die Barmherzigkeit nicht aufhören, bis alles Elend und aller Schrei des Leids und Mitleids ewiglich erlischt und die Liebe ohne Barmherzigkeit möglich werden wird. Es ist daher die Pflicht eines jeden Christenmenschen, immerzu im Erbarmen zu leben. Wieviel mehr wird es die Pflicht derjenigen sein, welche sich die Barmherzigkeit zum Lebensberuf erwählt haben, immerfort zu studieren, wie sie Gutes tun können, und nimmer zu ermüden. Es sei also die Übung der Barmherzigkeit fortan ihre tägliche heilige Pflicht und tägliche süße Übung.“

b. Einzelheiten

- 464 6 Gedebuch deiner Fürbitten / vgl. Löhes Fürbittenkatalog VII,2 S. 590 f.

II. 8. Von der züchtigenden Liebe

1858

Allgemeines

Der Vortrag über „die züchtigende Liebe, welche im Diakonissenhause Königin sein soll“ (f. S. 672 Z. 31), ist im Zusammenhang der Gedanken Löhes über Zucht (Kirchenzucht, f. III,2 S. 349—372; 758 und 760) zu betrachten; dabei wird deutlich, wie fern diesen Gedanken die Gefeglichkeit ist und wie nahe die brüderliche Liebe. Das Diktat ist KorrbL. 1858 Nr. 5 gedruckt; urschriftlich ist es in dieser Fassung nicht vorhanden. — Dagegen liegt auch zu diesem Thema eine Nachschrift der Diakonisse Sara Hahn vor, die hier folgt.

„Von der erziehenden und züchtigenden Liebe

Der Satz der Lehre ist die bekannte Stelle Matthäus 18. Zwar enthält dieselbe zunächst nur eine Anleitung zum Benehmen bei erlittenem eigenem Unrecht. Allein der Christ, der wirklich Frieden liebhat, wird angetastet, geärgert und beleidigt von jeder Sünde, deren Zeuge er ist, so daß die Stelle Matthäus 18, auf dem höheren Standpunkt der Liebe aufgefahst, allerdings eine Anweisung für das christliche Benehmen auch bei jeder andern bewirkten Sünde ist. Das ganze Verfahren, welches unser Herr Matthäus 18 befiehlt, kommt aus dem Grundsatz, daß in einer christlichen Gemeinde einer für alle und alle für einen zu sorgen haben, also aus dem Grundsatz gemeindlicher Liebe. Es könnte scheinen, als wenn die christliche Liebe nach dem vergebens angewendeten dritten Grade der Ermahnung Grenzen hätte. Allein auch wenn man jemand als einen Heiden und Zöllner zu halten durch das Wort des Herrn angewiesen ist, so

Kann gerade der Gehorsam gegen diese Anordnung Christi die heilsamsten Wirkungen auf den irrenden Bruder haben, und diese können und werden ja auch von der christlichen Liebe beachtet sein, so daß man wohl wird sagen können, es sei die Hauptabsicht aller Zucht, rettende Liebe zu üben. Der Erfolg kann jedoch auch ein unerwünschter sein, und dann ist wenigstens Liebe geübt an den übrigen Gliedern der Kirche, indem der Sauerleig abgetan ist, der bei der Empfänglichkeit des menschlichen Herzens fürs Böse so verderblich wirken könnte. Die gemeinbliche Liebe setzt eine Gemeinde voraus, die Fähigkeit und Willen hat, dem Zuchtbefehl Christi zu gehorchen. Wo daher der Zustand der Gemeinde ein der Mehrzahl nach verderbter, dem Worte Gottes widerwärtiger ist, da kann die Zucht nach dem Sinne des Herrn nicht blühen, sondern sie wird sich namentlich bei der Mutlosigkeit der besseren Gemeinbeglieder, wenn es gilt, Widerpart zu tun, in die Kreise der Willigen zurückziehen müssen, welche doch deshalb nicht den großen Segen der züchtigenden Liebe entbehren sollen, daß er nicht allgemein sein kann. Mancher mißversteht den Befehl der züchtigenden Liebe also: daß er auf Grund derselbigen glaubt, einem jeden seiner Brüder bei aller Gelegenheit die „Meinung“ sagen zu müssen. Fürchterliche Tränen, Angst und aufregungsvolle Verwirrung des christlichen Lebens müssen daraus hervorgehen. Der Herr redet von Sünde. Sein Wille und seine Meinung kann es nicht sein, der ohne Ende so meistern den Selbstsucht weitere Türen aufzutun. Das, was man Abendmahlszucht nennt, die befohlene Treue über Gottes Geheimnisse, welche das Heiligum nicht vor die Hunde, die Perlen nicht vor die Säue werfen soll, ist nur ein Teil der ganzen Zucht, der überdies unvollkommen sein muß, wo die Teilnahme der Gemeinde fehlt, und voll Angst und Pein ist auch da, wo er nach Möglichkeit ausgeübt wird.“

II. 9. Von der Barmherzigkeit

1858/60

a. Allgemeines

In diesem Diktat arbeitete Löbe laut Tagebuch vom 27. 11. 58 bis zum 25. 2. 59 mit den Diakonissenschülerinnen, und nicht nur mit diesen, sondern „das ganze Haus von Frau Oberin bis zu unserem kleinen Sophienchen von Vitzthum schreibt ‚Von der Barmherzigkeit‘. Herr Pfarrer gebot, alle Setze ihm täglich auf seinen Tisch zu legen“ (ThSt I 30. 12. 58). Während dieser Wochen stehen im Tgb. ausführliche Entwürfe und Stoffsammlungen und ist im Schreibalmanach 1858 regelmäßig der Unterricht vermerkt. Seiner Tochter Marianne schrieb Löbe am 22. 2. 59 (L2 7496a):

„Seitdem ich von Cannes [wohin er sie begleitet hatte] zurück bin, diktiere ich an Einem großen Diktat: Acht Bücher (ober Kapitel) von der Barmherzigkeit. Diese Woche komme ich, will's Gott, zu Ende. Ich habe die Meinung gehabt, es sei den Diakonissen nichts nötiger als eine genaue Einsicht in die Geschichte der Barmherzigkeit in allen christlichen Jahrhunderten. Es ist ein interessantes Studium, das aber freilich viel zu groß ist, als daß man es in einem Diktat zusammenfassen könnte.“

Die Veröffentlichung im KorrbL (1859 Nr. 3. 4 bis 1860 Nr. 6 mit Unterbrechungen), wo das Diktat den Untertitel hatte: „Eine Unterweisung an die Diakonissen und die es werden wollen“, wurde mit dem § 42 beendet; dazu sagt eine „Bemerkung“:

„Mit dem Schluß dieses Kapitels schließen wir auch diese Mitteilungen, damit der Raum des Blattes durch die weiteren, sehr umfangreichen Kapitel nicht allzu sehr in Anspruch genommen werde. Denjenigen unserer werten Leser und Leserinnen, welchen damit gedient ist, machen wir bekannt, daß das Ganze im Zusammenhange steht bei der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Mordlingen im Druck erschein.“

Der Sonderdruck (Duodezformat) erschien 1860 als einzige Auflage zu Löbes Lebzeiten; er liegt unserem Text zugrunde, unschriftlich war nichts vorhanden. Weitere Auflagen erschienen 1877 und 1905 bei Beck, 1927 bei der Buchhandlung der Diakonissenanstalt.

b. Einzelheiten

- 467 25 Das Alte Testament — verschiedene Worte / Tgb. 27. 11. 58 stellt 7 bzw. 10 Synonyma zusammen.
- 471 25 selbachte / zu acht (Personen); 1. Mose 7, 13.
- 476 7 Predigt des Engels zu Bochim / Richter 2, 4. 5.
- 9 Stab Weh und Sanft / Sach. 11, 7 nicht revidierter Text.
- 481 29 Boas und Jachin / 1. Kön. 7, 21.
- 39 Sonderung / 3. Mose 20, 24; 1. Kön. 8, 53.
- 483 30 Eine berühmte Stelle / Luk. 6, 36 f.
- 484 17 erzeugte / so Korrb!.; Buchausgabe erzeugte — sicher irrig.
- 495 27 William Cave / 1637—1713, Hofkaplan Karls II. von England, bedeutender Patristiker.
- 498 6 Institut der Pilgerbriefe / s. VII, 2 S. 603 Z. 12 ff.
- 505 23 Art und Weise der Klöster / s. Tgb. Anfang Febr. 1859 über Gastfreundschaft der Klöster mit einem Verzeichnis von Asylen und Herbergen aller Art; dabei Seitenzahlen eines Buches, das Löhe offenbar als Quelle benutzte, vielleicht von Chastel (s. Erl. zu S. 518 Z. 24).
- 518 24 Chastel / Etienne Louis Ch., 1801—86, reformierter Theologe, schrieb u. a. *Etudes historiques sur l'influence de la charité durant les premiers siècles chrétiens*. 1853 (deutsche Übersetzung 1854).
- 519 22 Nachbild / Tgb. Febr. 59: Nebenbild (Seitenstück).
- 522 7 Ideal einer jeden Diakonissin / vgl. S. 401 Z. 36 ff.

II. 10. Rede von Herrn Pfarrer Löhe bei einer Schwesterneinsegnung i. J. 1859

1872

Allgemeines

Die Rede wurde am 15. April 1859 bei der Einsegnung der Diakonissen Elise Steinlein (f. S. 375 ff.) und Luise Rabnis gehalten. Eine Nachschrift wird im Archiv der Diakonissenanstalt verwahrt; Urschriftliches lag nicht vor. Gedruckt wurde die Rede nach Lobes Tod Korrb! 1872 Nr. 6; unser Text richtet sich nach dem gedruckten.

II. 11. An die Schwestern und Probeschwestern

1863

a. Allgemeines

Der Brief steht Korrb! 1803 Nr. 7/8; urschriftlich lag er nicht vor. — Mit der Einsegnung und der Sendung in einen Beruf entließ die Diakonissenanstalt ihre Schwestern zwar zunächst aus der speziellen Ausbildung, nicht aber aus der währenden „erziehenden und züchtigenden Liebe“ des Mutterhauses, solange sie der Genossenschaft angehörten. Wie die Probeschwestern, so erfuhren auch die schon eingeseigneten Diakonissen diese Liebe durch Briefe wie den vorliegenden, dem die Artikel „Zur Selbstprüfung der Probeschwestern“ (II. 12) und „Regeln für das persönliche Leben der Diakonissen usw.“ (II. 14), auch in gewissem Sinn die Weisungen „An die Schwestern über die Vierteljahresberichte“ (II. 19) an die Seite zu stellen sind. — In diesen Zusammenhang gehört auch der Brief „An das Diakonissenkapitel Neuendettelsau“, den Löhe 1859 von Karlsbad aus schrieb und der unter Rektor D. Bessel im Korrb! 1891 Nr. 12 und 1892 Nr. 1 veröffentlicht wurde; der Brief folgt deshalb hier im Wortlaut.

„Der Friede Jesu Christi sei mit Ihrem Geiste!

Vor meinem Weggang von Neuendettelsau bedauerte ich Ihrer Versammlung gegenüber, daß ich nicht mehr Zeit hatte, mit Ihnen zu besprechen, was am Nachmittag vorher Gegenstand eines meiner Gespräche mit auswärts dienenden, aber auf Besuch anwesenden Diakonissen gewesen war. Sie nahmen es dann gütig auf, als ich den Gedanken aussprach, Ihnen statt des mündlichen Gesprächs von hier aus einen Brief gleichen Inhalts zugehen zu lassen. Bis heute konnte ich den Gedanken nicht ausführen, es wäre mir aber eine Freude, wenn es mir jetzt vergönnt wäre, Ihnen dieses Zeichen meines Andenkens, ich meine diesen Brief, zu fertigen.

Wir haben Freunde, welche noch voll Andenkens an die Stiftungstage Ihres Mutterhauses sind und seinen, wie die Erinnerung ihn malt, rosigen Morgen der gegenwärtigen Entwicklungszeit und Stufe der Anstalt vorziehen. Man kann Urtheile dieser Art begreifen, ohne sie nachzusagen oder sie zu unterschreiben. Ich finde wohl auch den Morgen sonnenhaft genug und rosiger, als wenn die Sonne weiter am Himmel emporsteigt und ihre heißen Strahlen über alles schüttet. Aber als neulich, am Tage Petri und Pauli, schon früh 8 Uhr vom noch duftigen Himmel eine glühende Hitze fiel, ich das geblendete Auge über Berg und Thal hinschweifen ließ, fand ich auch jene Stunde sehr schön. Meiner seligen Mutter nach sprach ich: „Die liebe Sonne meint's gut“, und es fiel mir ein, daß ohne heiße Sonnenstrahlen dem Schnitter keine reifen, vollen Ähren, dem Erlöser der Welt keine so vollendeten Seelen in die Arme fallen könnten wie z. B. die Zeugen, deren man gerade gedachte, der hohen Apostel Petrus und Paulus.

So ist auch in ihrem Mutterhause nicht mehr Anfang, sondern Gedeihen, Wachstum und Fortgang zu erkennen. So wenigstens sehe ich und will hoffen, nicht bloß, weil ich es so wünsche. Ich könnte dafür mancherlei Beweis auführen, habe aber für dieses Mal nur einen im Sinn, den Sie gleich vernehmen werden. Was hatten wir nämlich, mit Ausnahme etlicher ganz weniger, für Diakonissen? Unbewährte, ungeschickte, ungeübte Neulinge, zum Beruf willig und lustig — aber erinnern Sie sich selbst, rechnen Sie nach und Sie werden selbst finden, wie manche nicht gerade aus löblichen Gründen andere Wege betreten hat. Wie ist's hingegen jetzt? Auch jetzt gibt es, wie es sich von selbst versteht, da Ihre Zahl sich mehrt, ungeschickte, ungeübte, unbewährte Neulinge, dagegen aber sammelt sich auch immer mehr eine Anzahl solcher, die man nun wohl geschickt, geübt, bewährt und tüchtig nennen kann. Anfangs wollten wir, was wir nun haben, nämlich brauchbare Dienerinnen Jesu, die sind es nun, welche mir als die schönsten und beste Frucht der hinterlegten Jahre und als die lochendste Soffnung für Ihre Anstalt erscheinen. Ich wünsche ihretwegen der Anstalt Glück und bete, daß der Herr sie bewahren möge vor dem Übel und sie noch nicht wegnehmen aus dem Zammertale, in dem so viele und mancherlei Verwundete und andere auf Hilfe warten.

Nun wissen Sie, was ich für Gewinn der Anstalt halte. Aber werden Sie unwillig werden, wenn ich Ihnen unverhohlen ausspreche, daß ich in dieser sich mehrenden Schar nicht bloß große Hoffnung, sondern auch große Sorge begründet finde? Ich müßte es leiden, wenn Sie mißfällig die scheinbaren Gegenstände aufnahmen, ich denke aber, Sie werden ziemlich den Grund meiner Sorge erkennen, wenn ich noch einige Sätze geschrieben habe. Es ist wahr, die Diakonissen reifen für ihren mannigfaltigen auswärtigen Beruf, bewähren sich, werden tüchtig und geschickt, geliebt, geehrt, gesucht: manche, deren Lebensgang früher nur Mühjal, aber keineswegs besonderen Beifall und Anerkennung gefunden hatte, geht nun im Vorbeizug — nach wenig Jahren. Was folgt daraus? oder besser, was muß daraus zwar nicht folgen, aber was folgt oft daraus? Die anfangs bescheidene, schüchterne Jüngerinnen waren, lernen nun auftreten, die jede entgegenkommende Güte als zu groß ablehnten, lernen die Huldigung annehmen, erwarten sie, — je größer Anerkennung und Leistung gewesen, desto anspruchsvoller werden sie, — und die früherhin gerne Lehre und Weisung annahmen, werden nun, fürcht' ich, allmählich so der Weisheit voll, daß sie alle andern kritisieren und überall Tadel finden, ihren Augen nichts gefallen lassen können, weil ihr überschwelligendes Herz einen scheinbar gerechten Anlaß zur Klage allenthalben findet. — So sind sie denn tüchtiger für den zeitlichen Beruf, aber auch untüchtiger für den ewigen geworden, und es wird viel sein, wenn nicht eine oder die andere bald einmal vor lauter Tüchtigkeit zum zeitlichen Beruf wie ein Mensch, der an zuviel Blut leidet, dahin kommt, daß er dem gleich, der zu wenig Blut besitzt, schwach und untüchtig wird. Sochnut kommt vor dem Fall.

Diese Sorge finde ich immer am meisten bestärkt, wenn ich mit denen unserer Diakonissen

umzugehen habe, die ins Mutterhaus einkehren, um Ferien zu halten. Es ist gewiß wahr, daß für solche Kinder des Hauses von Seiten der Anstalt noch viel besser gesorgt werden muß, als bisher geschehen ist und geschehen konnte. Es liegt den Vorständen des Mutterhauses auch in diesem Stück keine kleine Aufgabe vor. Aber bei all derartigem Zugeständnis, welches meinerseits gewiß ehrlich gemeint ist, was merkt man doch allenthalben oder fast allenthalben an den lieben Ferienkindern? Sie sind für ihre speziellen Berufsarten tüchtiger geworden, aber — ihr Mutterhaus, dessen Fortschreiten und Entwicklung nach innen und außen, dessen Sinn und Wille und ihr eigenes Verhältnis zu demselben ist ihnen unklarer geworden. Sie fühlten sich fremd. Sie fühlten sich nicht genug anerkannt und geehrt. Sie finden die Leute, die Jahr um Jahr für sie beten und arbeiten, kalt, ferne und immer ferner gerückt, sie werden empfindlich, gereizt, Gedanken kommen, Urteile meiden sich. Statt sich über die keimende böse Saat mit denen zu benehmen, die weil ihnen die Leitung des Ganzen zusteht, auch allein fähig sind, die Fragen, die sich aufdrängen, richtig zu lösen und die Bedenken zu heben, schließen sie sich an wenn auch der Anstalt angehörige, dennoch nicht im Zentrum des Verständnisses stehende Glieder an. Sie können vorauswissen, daß dort ihr gereiztes, empfindliches, überschwellendes Herz mehr Bestärkung als Bestrafung finden wird; aber es gibt eben einen Betrug der Sünde, der gefangen nimmt — und es ist dann eine besondere Gnadenführung Gottes, wenn die arme Diakonistin noch durch irgendetwas doch im Zusammenhang und der Treue gegen ihr Mutterhaus gestärkt wird; denn der Feind hat es anders vor, ihm scheint mit Recht seinerseits viel geleistet, wenn die Diakonistin mitgestimmt, unzufrieden, voll eingebildeter Erkenntnis eingeschüchterter großer Mängel weggeht und innerlich im Gehorsam, im Vertrauen, in der Liebe zu denen erschüttert ist, welche durch Gottes Vorkehrung Vorstände sind und ohne Verbindung mit welchen die gesonderte, eigensinnige und eigenwillige Diakonistin schnell das Gegenteil werden wird von dem, was sie sein sollte, nämlich eine anspruchsvolle, selbstgerechte Lebendigerin irgendeiner Anstalt. Was für ein Seelenschmerz da schnell keimen, reifen, wuchern kann, ist denkbar. Das ganze Diakonissenwesen unserer Tage wurzelt in der Idee der Genossenschaft und Gemeinschaft, der sichere Tod aber für diese ist Eigensinn, Eigenwille. Nicht wer seine eigenen Wege gehen will, taugt zu diesem Beruf, sondern wer es groß und schön finden kann, im engsten Zusammenschluß, im vollen, lichten Gehorsam zu gehen. Das, teure Töchterinnen Jesu, überleget, und helfst mit, nach Vorlegung des Schabens, den ich meine, Heilung für denselben zu suchen.

Diese Heilung muß meines Erachtens an beiden Teilen der ganzen Gemeinschaft geschehen, an den auswärts dienenden Diakonissen und an denen, welche in A.D. sind, denn beide sind krank und müssen miteinander und durcheinander genesen. Die barmherzigen Schwestern der röm.-katholischen Kirche haben es leichter als Ihr, meine werten Töchter, wenn sie zu einem Ganzen zusammenwachsen wollen. Sie haben Bande der Gemeinschaft, welche innerlich faßbarer sind und daher auch mehr äußerlich fassen, zusammenfassen und zusammenhalten, als es bei Euch der Fall ist. Ihr Ordensgelübde bindet sie mächtig, trennt sie von der äußeren Welt und reinigt sie für ihren zeitlichen Beruf. Zwar erneuern sie jährlich oder fünfjährig ihr Gelübde, können sie also auch aufheben, das geschieht aber so selten, ja wird doch auch wirklich so erschwert, daß eine Aufhebung durch den freien festen Willen einer barmherzigen Schwester äußerst selten vorkommt. Mit dem Gelübde der Ehelosigkeit ist die Bräute der Hoffnungen irdischen Lebensgüdes hinter einer jeden abgehoben. Mit dem Gelübde der Armut ist auch Entschluß zur Übernahme von Mühsal und Entbehrungen gefaßt. Mit dem Gelübde des Gehorsams ist Disziplinieren, Eigensinn, Eigenwille tief im Leben angegriffen. Die Königinen erkennen sich daher auch deshalb so sehr im Vorteil, daß sie den prot. Assoziationen und Kongregationen das Glück und die Hoffnung auf gleich einheitliche Führung und Leistung absprechen. Bei uns, sagen sie, entstehen auf dem Wege einheitlicher gleicher Führung für alle Branchen der weiblichen Hilfeleistung Traditionen, — bei uns liegt es nicht an übermächtigen Persönlichkeiten, die da heute leben und morgen sterben, — sondern der Orden stirbt nicht und überliefert daher die alte Weise immer neuen Kräften.

Solange der Beweis nicht geliefert ist, daß der Geist unserer Kirche auch Institutionen hervorbringt und hervorbringen kann, welche das Wahre und Gute des röm.-kath. Ruhmes auch auf sich anwenden dürfen, werden wir am besten schweigen und in der Stille arbeiten, ob uns der Herr gnädig sei. Und da wären nun meine Vorschläge zu solcher Arbeit in folgende Punkte gefaßt. Ich übergebe sie der Überlegung des Diakonissenkapitels A.D., wenn es beliebt, auch andern Kapiteln, und harre auf den Rat und die Äußerung einsichtsvoller Töchter. Was die auswärts

angestellten Diakonissen anlangt, so halte ich dafür, daß durch Sendung, Salarierung, Abberufung, die gebotenen (aber auch eingehaltenen) Berichte, durch das Diakonissenblatt (welches nur mehr Korrespondenzblatt sein sollte), sowie durch Ferien und andere Besuche im Mutterhause ein gewisses Maß von Zusammenhang gewahrt sei. Wie aber stärkt man diesen? Das ist die Frage. — Ich denke, durch rechte Benützung der im Mutterhause zugebrachten Ferien. Die rechte Benützung besteht nicht darin, daß man gar nichts tut; damit erholt sich niemand, daß man Besuche in der Umgegend macht, — das zerstreut, daß man sich gruppenweise im Diakonissenzimmer zusammensetzt und seine Schicksale und Taten erzählt, — damit kann wenigstens viel Leidenschaft und Sünde angeregt werden, und das erholt und erquickt auch nicht. Du sollst in Deinen Ferien nicht alles tun, was die im Hause angestellten Diakonissen, sonst hättest Du Arbeit mit Arbeit vertauscht. Es muß Rücksicht auf Dich genommen werden.

Aber 1. wenn Du ins Mutterhaus kommst, so widme Deine Zeit zum Teil der ersten eingehenden Selbstprüfung und suche auf, was Du in Deinem Berufe gefehlt und gesündigt hast, worin Du Deiner Sendung und dem Sinne Deines Mutterhauses untreu geworden bist, prüfe Dich, ob Du nicht eigensinnig, eigenwillig, eigenmächtig geworden bist oder eingebildet und hochmütig, und laß Dir's getrost als eine Prüfungsfrage dienen, ob Du ebenso große Lust habest, eine bescheidene Stellung im Mutterhause anzunehmen, als wieder in Deine anerkennungs- und ehrenvolle Stellung zurückzukehren. Kurz, prüfe Dich und werde wieder eine demütige Magd des Herrn. Das wird Dir auch den segensreichsten Einfluß auf Deine erneute Berufstätigkeit sichern, wenn Du wieder in den vorigen Beruf zurückkehren willst und sollst.

2. Wende treuen Fleiß auf das Studium der Satzungen, der Fortschritte, der Absichten Deines Mutterhauses. Du mußt in dieser Erkenntnis und im Zuge mit Deiner Heimat bleiben. Suche Dir aber zur Erkenntnis dieser Dinge und zur neuen Schließung des Bandes, welches Dich mit Deinem Mutterhause zusammenbindet, nicht Erklärer und Unterweiser aus, welche selbst nicht volle Weisheit haben und haben können, sondern wende Dich an die vom Mutterhause aufzustellende Regimentsleiterin der besuchenden Diakonissen, an die Diakonissen des Hauses, soviel als möglich an die Frau Oberin oder auch an den Konrektor oder Rektor.

3. Sei nicht zufrieden, alles kennenzulernen, sondern überzeuge Dich von allem, damit Du alles vertreten kannst und auf Deinem Posten jedermann erkennen müsse, Du seiest ein Glied des Ganzen und zwar von Grund der Seele.

4. Mache Dich bei jedem Ferienaufenthalt Deinem Mutterhause irgendwie nützlich, arbeite etwas, so gering es sei, damit Du und andere Spuren Deiner Anwesenheit sehen.

Diese Regeln scheinen mir für jeden Ferienaufenthalt, auch für einen im elterlichen Hause, ganz anwendbar. Ein Kind, das in seinem Vaterhause, eine Diakonissin, die in ihrem Mutterhause nur feiert, langweilt sich, langweilt andere, ist unnütz, macht sich unnütz, ist endlich froh, wieder wegzukommen, macht durch ihren Weggang froh, hat Hefe und Bitterkeit genossen, da sie doch reichlich erquickt und befriedigt sein könnte, und freudig, dankbar, gestärkt und voll Liebe weggehen könnte.

Aber nicht bloß die besuchenden Diakonissen, sondern auch die Glieder des Mutterhauses müssen sich heilen lassen. Sind die besuchenden Diakonissen Kinder im Mutterhause, welche zu dem genannten vierfachen Zweck bei uns eintreten, so müssen sie auch als Kinder aufgenommen, als Kinder — und wohlgeachtet als Schwestern gehalten, behandelt, zur Erreichung des vierfachen Zweckes unterstützt und überdies ihre leibliche Kräftigung und Erholung, soweit nötig und möglich, ins Auge gefaßt werden. Ich weiß, daß im Hause jedermann die Hände voll zu tun hat, daß die einzelnen Glieder schwer einige Zeit für die besuchenden Schwestern gewinnen können. Die Besuchenden müssen das auch einsehen und sich gedulden lernen; wir aber müssen es schlechterdings ermöglichen, daß der vierfache Zweck des Besuches und die Erquickung der Ferien von jeder erreicht werde. So gewiß an der Stärkung des Zusammenhangs die Zukunft der segensreichen Sache, welcher Ihr Euch hingegeben habt, liegt, so gewiß ist es Pflicht aller und jeder im Hause und des Diakonissenskapitels N.D., die geistliche, geistige, gemüthliche Fortbildung der besuchenden Diakonissen und ihre immer neue Verständigung, Klärung, Stärkung und Erfrischung über das Geschehnde in der großen sich fortbewegenden Anstalt zu einem Hauptpunkt alles Überlegens und Ratens sowie alles Fleißes in Ausführung gefaßter Beschlüsse zu machen. Vielleicht fällt Euch, Ihr weisen, einsichtsvollen Töchter, viel ein, — vielleicht geht Ihr mit Eurer würdigen Frau Oberin, mit Eurem edlen Herrn Konrektor zu Rate, viel-

leicht finde ich, falls mich Gott in Gnaden zurückführt, schon schöne Vorschläge und Ordnungen bereit, an denen, wie an Leitfäden, die besuchenden Diakonissen zu ihrem vierfachen Zweck gelangen können. Hier liegt der Ausbau der Sache, soweit es von uns geschehen muß. Bis alles geordnet ist, laßt Euch meine hier ausgesprochenen Gedanken leiten, soweit es möglich ist.

Es zeigt sich hier, daß das Diakonissentapitel N.D. immer das hervorragendste sein sollte. An der Ausbildung Eurer eigenen Seelen, werthe Töchter, liegt am meisten. Ihr sollt den Herd unterhalten, von welchem andere das Feuer holen sollen. Seid also selbst vor allen andern, was Ihr sollt.

Ich will es nicht leugnen, daß ich hiemit auch nicht einmal andeutungsweise alles gesagt habe, was zur Erreichung der Absicht, eine heilige, gottverlobte Schar engverbundener Diakonissen zu bilden gehört. Ich glaube, daß sich eine größere Anstalt praktischer Art — Ihr merkt wohl, daß ich von dem Siedenhaus spreche, noch erschließen muß. Wenn sich unsere Traditionen verbreiten sollen, müssen sie sich praktisch bewähren, was sich in anderen, nur von uns übernommenen Anstalten schwer machen wird.

Man muß in N.D. nicht bloß lernen können, was man wissen muß, sondern auch, wie man es in den verschiedenen Hauptzweigen der Diakonissentätigkeit machen muß. Dazu wird das vielbesprochene Siedenhaus helfen, wenn Gott Wege und Mittel zu dessen unerkümmelter Ausföhrung gnädig zuwendet, diesen Schlupfwinkel des Mutterhauses zu finden.

Es ist jedoch Zeit, zu schließen. Es ist schwüle Zeit. Möget Ihr — mögen Sie, werthe Schwestern, dem fernen Rektor verzeihen, daß er Sie so lange in Anspruch nahm.

Der Segen und der Friede des dreieinigen Gottes sei mit Ihnen allen. Amen.

Karlshad, den 6. Juli 1859.

W. Löhe“

(Vgl. ZB 58/59 § 9.)

b. Einzelheiten

- 534 4 die „kleinen Schwestern der Armen“ / s. Korrb. 1863 Nr. 5 S. 18 Spalte 2 Z. 9 ff.
 6 Synismus / eine philosophische Richtung des griechischen Altertums (5./4. Jahrhundert v. Chr.), deren Vertreter Bedürfnislosigkeit und Geringschätzung der Zivilisation pflegten und lehrten.
 535 3 Interessen ihres Vermögens / altertümlicher Ausdruck für Zinsen. Nach Kluge, Etymologisches Wörterbuch.
 4 Salär / s. Erl. zu S. 444 Z. 44.

II. 12. Zur Selbstprüfung der Probeschwestern

1865/73

Allgemeines

Die Abschnitte 1—5 stehen Korrb. 1865 Nr. 8; die Abschnitte 6—10 und Korrb. 1873 Nr. 4 gedruckt unter der Überschrift „Prüfungsfragen der Probeschwestern, welche der Eifsegnung entgegengehen. Fortsetzung der vom seligen Herrn Pfarrer Löhe begonnenen Prüfungsfragen (siehe Jahrgang 1865 d. B. Nr. 8)“. Der Wortlaut dieser Überschrift läßt nicht mit Sicherheit erkennen, ob der zweite Teil von Löhe stammt oder nur dessen Fragen fortsetzen soll; doch steht am Ende des ersten Teiles (Korrb. 1865 S. 30) der Hinweis „Fortsetz. folgt“, was wohl so zu verstehen ist, daß Löhe diese Fortsetzung zwar bereithielt, aber aus unbekannten Gründen nicht alsbald in Druck gab. Dann würde die Überschrift des zweiten Teils die Urheberschaft Löhes am Ganzen bestätigen. — Der nachgeholte Abdruck erklärt, warum die Fürwörter in der Anrede zuerst mit kleinen, dann mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben sind. — Zur Sache vgl. die Erläuterungen a. Allgemeines zu II. 11.

II. 13. Etwas für Schwestern, die im Falle sind,
Jungfrauenvereine gründen zu sollen

1866

Allgemeines

Der Aufsatz ist in Korrbbl. 1866 Nr. 2 gedruckt; urschriftlich lag er nicht vor. Unter den Unterrichtsgegenständen wird das Thema nicht genannt; es ergab sich wohl erst im Laufe der Zeit aus der Praxis im Beruf der Diakonissen. Die Verwandtschaft im Grundsätzlichen mit II. 4 („Summarie usw.“) ist unverkennbar.

II. 14. Regeln für das persönliche Leben der Diakonissen,
insonderheit der auf auswärtigen Stationen angestellten

1866

a. Allgemeines

Die Regeln stehen Korrbbl. 1866 Nr. 4; andere Aufzeichnungen standen nicht zur Verfügung. Tgb. April 1862 (S. 185) notiert „Generalregeln für die Diakonissen in der Fremde: a. persönliches Leben, b. Verwaltung, c. Ideen der einzelnen Diakonissenberufe“; zu den hier abgedruckten Regeln besteht keine Beziehung.

b. Einzelheiten

44 19 „endlich“ / nach Luk. 1, 39 nicht revidierter Text. Bedeutung: aufs Ziel losgehend, rüstig (nach Grimm). Revidierter Text: eilends. Vgl. VII, 2 S. 606 zu S. 203 Z. 31.

II. 15. Rede bei einer Schwesterneinsegnung

(1867)/1871

a. Allgemeines

Die Rede wurde am 17. 9. 67 bei der Einsegnung der Diakonissen Adelheid Lisching, E. Willenbücher und Anna Wild gehalten. Das Archiv des Mutterhauses (Bestand II Handschriften) hat eine Nachschrift der Rede, die wohl dem 1871 nachgeholten Druck (Korrbbl. 1871 Nr. 10) zugrunde lag. — Zum Inhalt vgl. folgenden Eintrag im Tgb. 17. 9. 67 (also am Einsegnungstag):

„Die alten Jungfrauen, gottverlobt, Diakonissen. Ihre Hochzeitsfeier — Verlobung mit Christo — keine Idee für die neue Zeit. Auflösung alten Verständnisses durch den Protestantismus. Was früher kirchenregimentlich, Erziehung, Schule, das ist jetzt alles freier Entschluß und die Freiheit muß alles leisten, was dortmals Erziehung. Keine so plastisch vollendete Gestalt, aber dennoch schön. Freiheit — Betr. der Zeit und Dauer, aber voller Ernst. Freies Erfassen der h. Arbeit (nicht Witwen, alte, sondern arbeitsfähige Jungfrauen). Nicht von Gelübde gehalten, aber aufrichtig. Nicht mönchisch oder nonnenhaft arm, aber nach jetziger Weise [?] völlig bedürfnislos. Nicht blind gehorjam, aber usw. daselbe, aber in Freiheit. Die Zukunft — schön. Dem jage nach.“

b. Einzelheiten

49 13 Briefwechsel einer Tochter / s. Korrbbl. 1863 Nr. 5 S. 18 Sp. 1 Z. 7 ff.
14 Orden vom guten Hirten / Kongregation U. L. F. von der Liebe des Guten Hirten, gegründet 1829 in Angers, 1835 päpstlich bestätigt, Regel Augustins.
50 14 Gregor v. Naz. / Gregor von Nazianz, um 329 bis um 390, Vikar des Bischofs von Nazianz, einer der „drei großen Kappadozier“; bedeutender Theolog.

II. 16. Von Kleinkinderschulen

1857/68

Allgemeines

Das Thema gehört zu den ursprünglich geplanten Unterrichtsgegenständen. Im Konzeptbuch „Diakonissenunterricht“ steht es im Unterrichtsplan unter „II. Berufsbildung A. Geistliche Fürsorge für die Unmündigen“ und zwar unter den Titeln „7. Wert und Unwert der Kleinkinderbewahranstalten und Kleinkinderschulen“ und „8. Zweck und Mittel der obengenannten Anstalten“. Nach Mitteilung aus dem Archiv des Mutterhauses (26. 1. 1962) sind dort mehrere Nachschriften des Diktats verwahrt, darunter eine mit dem Datum „Wintersemester 1857“. — Für den Druck — bei Gottfried Löhe in Nürnberg — wurde das Manuskript neu gefertigt (bzw. diktirt), s. Tgb. 9. 6.; 15. 6.; 4. 7. 68. — Unser Text ist derjenige der Druckausgabe, handschriftlich lag nichts vor.

II. 17. An die Schwestern und Probeschwestern

1869

Allgemeines

Die Anordnung steht Korrb. 1869 Nr. 9; handschriftlich lag nichts vor. Es ist eine Verwaltungsmaßnahme, und doch mehr als das — ein Akt der Gewissenhaftigkeit und Treue gegenüber der Genossenschaft und ihren Ordnungen; auch war sie in den tatsächlichen Verhältnissen begründet. „Zu Löhes Lebzeiten fanden 67 Einsegnungen statt, bei denen 165 Schwestern für die Diakonie ausgesegnet wurden. 73 davon, das sind 45%, sind wieder ausgetreten. Immer findet sich im Austrittsbuch der Vermerk: ‚Wegen Verlobung mit Ebreu entlassen‘. Seit Löhe 1867 begann, der Einsegnungsfeier durch das gesprochene Weihegebet eine verbindlichere Form zu geben, ging die Austrittsziffer wesentlich zurück. Sie beträgt von 1867 bis 1871 nur noch ein Drittel“ (Schober a. a. O. S. 30 f.).

II. 18. Über die Anwendung von Strafen in Blödenanstalten

1869

Allgemeines

„Die Blödenanstalt des Diakonissenhauses dahier besteht bekanntlich so lange als das Diakonissenhaus selbst. Man wird sagen können, daß die erste Wohltat, welche das Diakonissenhaus seiner Heimat darbot, die Blödenanstalt war“ (JB 64/65 „f. Blödenanstalt“). „Auch das lag in der göttlichen Vorsehung, daß die hiesige Diakonissenanstalt zugleich mit dem Gedanken an eine Blödenanstalt auftreten mußte“ (S. 317 f. 12 f.). — Am 11. 8. 64, dem Tag der Eröffnung der neuen Blödenanstalt, notierte Löhe im Tgb. die Grundgedanken seiner Ansprache, in der er die Möglichkeiten der Blödenanstalt andeutete: „Die Liebe Jesu zu den Blöden (Kinder, die im Kindeszustand immer bleiben) Matth. 18. — Lieblinge Jesu. — Langes Bestimmen der Kirche. Nun erwachende Freude. — Niedriger Lebenskreis. Aber Wiedergeburt, Belehrung, Heiligung, Tugend, Andacht, Vollendung. — Dazu dieses Haus geeignet. O Jesu! Amen.“ — Nach einer Mitteilung aus dem Archiv der Diakonissenanstalt sind die Berichte der angeschriebenen Blödenanstalten dort nicht urchriftlich vorhanden (24. 5. 62). Der Artikel erschien im Jahrgang 1869 des Korrb. Nr. 6. 7. 8. 9; in den Nummern 7 bis 9 heißt es in der Überschrift: „... in der Blödenanstalt“.

II. 19. An die Schwestern über die Vierteljahresberichte

1870

Allgemeines

Die Anordnung wurde in der Aprilnummer (4) des Korrbl. 1870 veröffentlicht; unser Text ist der des Korrbl., unschriftlich lag nichts vor. — Fünf Jahre zuvor (Korrbl. 1865 Nr. 3) waren die Schwestern über Sinn und Abicht des Berichtes unterrichtet worden; aus dem betreffenden Artikel wird folgendes mitgeteilt:

„An die Schwestern

Wir halten es nicht für überflüssig, unseren werthen Schwestern in betreff der vierteljährigen Berichte einige Mittheilungen allgemeinerer Art zu machen, während wir notwendige einzelne Bemerkungen einer jeden insonderheit zugehen lassen werden. Die vierteljährigen Berichte haben keine andere Abicht als die, das Direktorium in betreff des persönlichen Befindens und der Leistungen der auswärtigen Schwestern in Kenntnis zu erhalten, und zwar nicht bloß wegen eitler Regierungsgelüste, sondern deshalb, daß wir das bestehende System des Wechsels zum Besten der Stationen und der Schwestern aufrechterhalten können. Zu diesem Behufe sind die vierteljährigen Berichte ganz notwendig und können keiner Schwester erlassen werden. Daher kann sich auch jede Schwester die Bitte um Erlassung des Berichtes ersparen, da sie doch nicht gewährt werden kann. Ebenfowenig sollte irgendeine Schwester um Aufschub des Berichtes bitten, da dieser doch immer nur ungern gewährt werden kann. Wenn alle Berichte rechtzeitig eintreffen, so können auch alle gleichzeitig gelesen und ihnen die richtige Folge für das System des Wechsels gegeben werden, während ein Aufschub einer einzelnen Schwester die ganze Arbeit des Lesens und Bescheidens hinauschiebt. Eine der Absichten dieser Berichte ist, die Persönlichkeiten, welche im Zusammenhange mit dem Mutterhause stehen und den gleichen Arbeitsberuf haben, rücksichtlich ihrer Gaben und Leistungen vergleichen zu können. Es sollen also z. B. die Kruppen-schwwestern, die Kleinfinderschul-schwwestern, die Kranken-schwwestern usw. untereinander in Vergleich gebracht werden, so daß diejenigen, welche eine höhere Stufe der Bildung und Tüchtigkeit erreicht haben, von den andern unterschieden werden können, damit bei vorkommenden Wechselfällen eine jede richtig verwendet werde. Dies alles wird so oft verhindert oder unangenehm hinausgeschoben, als ein Bericht ausbleibt. Ferner, wenn alle Berichte zur rechten Zeit eintreffen, so können wir ausführen, was wir längst beabsichtigten, nämlich vierteljährige Berichte über die Leistungen der gesamten Schwesternschaft in betreff der verschiedenen Arbeitsgebiete im Korrespondenzblatt zu geben, was nicht am wenigsten Nutzen und Interesse für die Schwestern selbst gewähren wird. Dies aber wird zur reinen Unmöglichkeit, wenn die Berichte der Schwestern zögern oder gar ausbleiben, ganz abgesehen davon, daß wir alsdann im Interesse des Gehorsams und der Ordnung Monitorien ausscheiden, welche dem Diakonissenhause beschwerlich, den Schwestern aber ihrerseits nicht angenehm sein können.“ — Es folgen Hinweise auf Formulare, die für die Berichte hinausgegeben wurden. — Ein „Nachtrag“ steht Korrbl. 1870 Nr. 6.

Löhe's Bemerkungen in den Tagebüchern, besonders der sechziger Jahre, bezeugen, daß er die Schwesternberichte regelmäßig gelesen hat.

II. 20. Vom Rechnungs- und Inventarwesen

1858/70

a. Allgemeines

„Da unsere Schülerinnen immer häufiger für Spitäler und Anstalten gesucht werden, so erweist es sich je länger je notwendiger, sie in der Kunst, Inventar und Rechnung zu führen, und in den Grundsätzen einer rationellen Wirtschaft zu unterweisen“, sagt Löhe im JB 56/57 (veröffentlicht Januar/März 1858), und im Tgb. 58 steht am 6. 5. „Erster Unterricht im Diakonissenhaus über das Rechnungswesen“. ThSt I 21. 3. 61 berichtet: „Rechnungs- und Inventarwesen spielen in unserem Hause eine gewaltige Rolle“; das entspricht dem, was Löhe selbst in „Etwas aus der Geschichte usw.“ darüber schreibt (S. 314 ff.). — Genauigkeit und Zuverlässigkeit

im Rechnungswesen, nicht zuletzt im Umgang mit fremden Geld, war Löhse persönlich eine Gewissenssache und er wollte sie auch seinen Diakonissen dazu machen; darum wird selbst diese nüchtern wirtschaftliche Angelegenheit vom zentral Christlichen aus behandelt und nahegebracht. — Der Sonderdruck erschien 1870 in Gottfried Löhes Verlag; schriftliche Aufzeichnungen waren nicht vorhanden.

b. Einzelheiten

- 605 42 Am allerwenigsten — zu legen hast. / s. Tgb. 28. 1. 65 über die Gefahren des Wirtschaftens aus fremden Kassen für den eigenen Haushalt.

II. 21. Aus Gedenkbüchern

1873

Allgemeines

Das Gedenkbuch (Stammbuch, Album) hat eine lange und zeitweise nicht uninteressante Vergangenheit. In mittelalterlichen Klöstern (z. B. in der Grande Chartreuse des hl. Bruno, 11. Jahrhundert) lagen Gedenkbücher zum Einzeichnen der Gäste auf; im späteren Mittelalter dienten solche Bücher auch Gelehrten, Künstlern, Adligen für die Sprüche, Sentenzen, Zeichnungen ihrer Freunde und wurden so historisch merkwürdig als Sammlung von Autographen bedeutender Persönlichkeiten und durch die Einblicke in die jeweiligen Gesellschaftsbedingungen. Späterhin wurde das Album eine Modesache in der Welt der Frauen und Mädchen und je nach dem Charakter seiner Besitzerin spielerisch oder ernsthaft geführt; aber auch in männlichen Kreisen, etwa in der Goethezeit, behielt es seine Beliebtheit. (Meyer, Konversationslexikon 1869. 1. Band.) — ThSt I 8. 3. 67 berichtet, bei einem Besuch Löhes in München habe ihm die Königin nach der Audienz ihr Album zum Einzeichnen geschickt und Löhse habe Ps. 21, 1—8 geschrieben. —

Zu den in unseren Texten wiedergegebenen Einträgen in Gedenkbüchern lag nichts Urschriftliches vor, auch wissen wir weder über ihre Zeit noch die Persönlichkeiten etwas. Das gilt auch von dem wohl bekanntesten Wort Löhes, dem sogenannten „Diakonissenspruch“ vom Dienen ohne Lohn und Dank. Löhes Urheberchaft ist nur durch die Wiedergabe in seinem Korrespondenzblatt der Diakonissen 1875 Nr. 5 verbürgt. Dagegen sind die im Folgenden mitgeteilten Auszüge aus den im Archiv des Mutterhauses verwahrten Gedenkbüchern entnommen bzw. als Abschrift vom Original zur Verfügung gestellt worden.

Eintrag Löhes in ein Album der fränkischen Freunde
für Herrn Pastor Küger in Rölln a. Rh.

Johann Konrad Wilhelm Löhse
geboren zu Fürth in Franken am 21. Febr. 1808
getauft am 24. Febr. 1808
ordiniert am Jakobitage, 25. Juli, 1831
getraut am Jakobitage, 25. Juli, 1837
als Pfarrer zu Dettelsau installiert am 6. Aug. 1837
verwitwet am 24. Nov. 1843.

In meiner Kindheit war ich schüchtern und tränenreich, dünn und schwächling. Die Vuben in Fürth nannten mich zum Unterschied von einem andern meines Namens „den schwindfächtigen Löhse“ und sagten: „Stille Wasser sind tief.“ Ich war nie oder nicht leicht im tummelnden Haufen, aber der Herr hatte doch kein Wohlgefallen an meiner Jugend. Als ich vom Lyzeum zu Nürnberg abging, fürchtete Rektor Roth, ich möchte „mich übereilen, ein Stubengelehrter zu werden“. Auf den Universitäten fand ich nur einen, der mir gefiel, den sel. Krafft; gerade unter ihm wurde ich wieder, was ich in früherer Jugend war, ein Lutheraner. Ich predigte als Student meinen Geschwistern und meinen Fürther Jugendfreunden. Mit Studenten

ging ich viel um, aber nur mit Musikern; ich gab nicht den Ton unter ihnen an, aber sie ließen mir einmal sagen, sie fürchteten's. Desto mehr war ich für mich. Als ich von Kirchenlarm vertrieben wurde, sagten die Leute, ich sei nun anders geworden, die Amtspraxis hatte mir Freiheit und Mut und etwas mehr Umgänglichkeit gegeben. Nun ich ein Mann bin, heiße ich Ismael, denn ich wohne in der Wüste vor meinen Brüdern, meine Hand ist wider jedermanns Hand, jedermanns Hand wider mich, Freunde und Feinde finden mich unwirtbar im Geist und der im Fluge reitet und seufzt und sehneth. Und doch bin ich nicht einem Feind, so sehr süß ist mir der Friede und die Trägheit meines breit und dick gewordenen Fleisches rät mir unablässig einsame Stille.

Aus den Gefahren Ismaels rette mich, lieber Herr Gott!

In die Trübe meines bösen, alten Adams sende mir Freudenlicht von deinem Heiligtum! daß ich wahrhaftig sei, daß ich eins sei, kein Heuchler, sondern wahrhaftig und treu, das verleihe mir, du Gott der Wahrheit, du treuer Gott!

Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre dein. Pf. 25.

W. Löhe

[Das Blatt hat kein Datum, die anderen Blätter sind mit Dezember 1850 datiert.]

Eintrag Löhes in das Stammbuch von Rätke Hommel

Liebe Katharina! Meinen herzlichen Dank sage ich dir für deinen guten, treuen Willen und für all den herzlichen Fleiß, welchen du mir und deiner Freundin Marie-Anne nun schon so lange bewiesen hast. Mein Dank möge dir zum Segen werden. Ein Geist des Segens, welcher über dich kommen soll, daß du dich ferner mit uns geduldest und gebulden könntest. Gewiß kann diese Geduld nur von dem heiligen Geiste gewirkt werden; sie ist Seine köstliche Gabe. Neben diesem Segenswunsche, dessen Erfüllung ich dir nicht bloß aus Eitelkeit [mit Fußnote: Soll heißen Eigennutz] wünsche, trag ich noch andere Wünsche für dich auf dem Herzen, die ich in wenige, aber inhaltsschwere Worte zusammenfasse: Freiheit von aller Eitelkeit, der jeineren wie der anderen, — Reinigkeit, — Ordnung, — heilige Gewöhnung und Konsequenz im erkannten Guten. Diese Wünsche, welche ich Gott sage, sage ich dennoch auch dir, weil du für dich selbst die beste Väterin bist und dir der Herr geben würde, was ich dir wünsche, wenn du möchtest darum bitten.

Ich bin dein treuer alter Freund

ND. 27. 10. 52.

W. Löhe, Pfr.

Eintrag in ein Stammbuch, das Dr. Schillfarth zum Abschied von der Diakonissenanstalt bekam

Unter den menschlichen Gedanken ist weder ein schönerer noch ein süßerer als der Dank.

Sei Ihnen mein Dank wenn nicht schön, doch Ausdruck einer wahrhaftigen Seele.

Mir ist's aber süß, dem treuen Arzt und Lehrer des Hauses zu sagen, daß ich ihm immer danken werde.

In herzlichster, gewiß fortbauender Liebe, geschrieben

von dem bisherigen Rektor des Hauses

ND., 7. Okt. 57

W. Löhe, Pfr.

Aus dem Album der Schülerin Julie Mangold

Vorwärts in aller Erkenntnis, in aller Prüfung und Scheidung des Wahren, in aller völligen Eingebung an das Erkannte, in allem Entschluß, den alten Menschen und alle seine mannigfaltigen Kleider auszuziehen, in allem Eifer, dem neuen Menschen Raum zu machen, der nach Gott geschaffen ist, in aller Demut und Sanftmut gegen andere, in der Anbetung JESU, Seines Vaters und Seines Geistes! Immer und in allem Guten vorwärts!

ND., 16. Oktober 1858

W. Löhe, Pfarrer

[Mitgeteilt von P. em. Oskar Hahn, Wschaffenburg.]

Inhaltsverzeichnis

Texte

Mission	7
I. Äußere und Innere Mission	9
1. Tagebuch des Missionsvereins 1872	9
2. Die lutherischen Auswanderer in Nordamerika 1841	10
3. Die Mission und die Kirche 1841	19
4. Die Mission unter den Heiden 1845	20
5. Predigt am 2. Pfingstfeiertag 1845	53
6. Zuruf aus der Heimat an die deutsch-lutherische Kirche in Nordamerika 1845	68
Beistimmende Unterschriften	80
7. Die Heidenmission in Nordamerika 1846	102
8. Predigt des Evangelium aller Creatur 1847	112
9. Rechenschaftsbericht der Redaktoren der kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika über das, was seit 1841 geschehen ist, samt Angabe dessen, was sofort geschehen sollte 1847	120
10. Ein Versuch, auf die deutschen Auswanderer nach Nordamerika und auf die dortige Kolonisation kirchlich einzuwirken 1848	148
[Kirchenordnung für Frankenmuth]	157
11. Etwas über die deutsch-lutherischen Niederlassungen in der Grafschaft Saginaw, Staat Michigan 1849	162
12. Innere Mission im allgemeinen 1850	178
13. Wirksamkeit der Gesellschaft durch Kolonisation 1850	188
14. Zum Schelwigischen Aufsatz in Nr. 12 der Mitteilungen von 1851. 1852	195
15. Neueste Nachrichten von den deutsch-lutherischen Kolonien im Saginawtale, mit besonderer Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse 1852	199
16. Über die Geschichte der Gesellschaft für innere Mission 1856	218
Anhang. Aus den Beiblättern der „Kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika“	221
1. Warum bekenne ich mich zur lutherischen Kirche? 1846	221
2. Etwas über Kirchengemeinschaft 1846	227
3. Eine Verteidigung 1847	229
II. Judenmission	250
1. Rede bei der Taufe eines jüdischen Jünglings 1856	250
2. Vorwort zu S. W. Webers „Hermann der Prämonstratenser“ 1861	240
3. Ansprache an die Brüder in Sachen der Judenmission 1862	250

Diakonie	257
I. Vom Werden der Diakonissenanstalt	259
A. Etwas aus der Geschichte der Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1870	259
B. 1. Die bisherigen Satzungen der Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1855/58	342
2. Die Einsegnung der in ihren Wirkungskreis abgehenden Diakonissen in Neuendettelsau 1855	347
3. Ansprache, betreffend die Sammlung von Natural- und anderen freien Gaben für die Neuendettelsauer Anstalten 1862	351
4. Das Institut der Freiwilligen im Diakonissenhause zu Neuendettelsau 1867	353
C. Lebensläufe	355
1. Lebenslauf der Jungfrau Karoline Rheineck, 1. Vorsteherin des Diakonissenhauses zu Neuendettelsau 1855	355
2. Jungfrau Amalie Therese Emma Linß, zweite Diakonissin an der Krankenanstalt des Diakonissenhauses 1858	360
3. Lebenslauf der Diakonissin Emma Pauline Merz 1858	361
4. Todes-Anzeige [Diakonissin Lisette Herrmann] 1859	365
5. Nekrolog [Probenschwester Katharina Herbst] 1863	367
6. Schwester Pauline Christiane Friederike Haag 1864	369
7. Schwester Elisabeth [Steinlein] 1865	373
8. Schwester Regine Elser 1866	378
9. Schwester Cäcilie [Pöschel] 1867	382
10. Schwester Magdalene [Wunner] 1871	390
11. Nekrolog [Anna Sabina Köhler]	396
D. Aus dem Kalender der Diakonissenanstalt	398
1. Der Kalender der Diakonissenanstalt Neuendettelsau auf das Jahr des Heils 1864. 1864	398
2. Dettelsauer Leben 1863	400
3. Neuendettelsau 1864	403
4. Die Wohltätigkeitsanstalten von Dettelsau 1864	408
5. Das zehnte Jahr der Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1865	417
6. Marien Heimsuchung zu Dettelsau 1865	421
7. Von Benützung des Heilighenkalenders für das eigene Leben 1865	425
8. Auswärtige Zweiganstalten des Diakonissenhauses Neuendettelsau 1866	428
9. Das Krankenwesen der Diakonissenanstalt 1866	434
10. Der Tod zu Dettelsau 1866	440
II. Für die Diakonissen	443
1. An die ausgesegneten Diakonissen 1857	443
2. Ordnung der Diakonissen-Kapitel 1858	446
3. Von den Diakonissen 1858	447

4. Summarie zum siebenten Kapitel des ersten Briefes St. Pauli an Korinther 1858	454
5. Von der Kleidung der Frauen 1858	455
6. Von der Armut und Bedürfnislosigkeit des Christen 1858	458
7. Von der Übung der Barmherzigkeit 1858	462
8. Von der züchtigenden Liebe 1858	465
9. Von der Barmherzigkeit 1858/60	466
10. Rede des Herrn Pfarrer Löhe bei einer Schwestern-Einsegnung i. J. 1859. 1872	524
11. An die Schwestern und Probeschwestern 1863	527
12. Zur Selbstprüfung der Probeschwestern 1865/73	530
13. Etwas für Schwestern, die im Falle sind, Jungfrauenvereine gründen zu sollen 1866	539
14. Regeln für das persönliche Leben der Diakonissen, insonderheit der auf auswärtigen Stationen angestellten 1866	543
15. Rede bei einer Schwestern-Einsegnung (1867) 1871	548
16. Von Kleinkinderschulen 1868	554
17. An die Schwestern und Probeschwestern 1869	578
18. Über die Anwendung von Strafen in Blödenanstalten 1869	579
19. An die Schwestern über die Vierteljahresberichte 1870	598
20. Vom Rechnungs- und Inventarwesen 1858/70	604
21. Aus Gedetbüchern 1873	614

Erläuterungen

Abtürzungen	616
Einleitung	617
Mission	619
I. Innere und Äußere Mission	619
A. Allgemeines	619
B. Einzelheiten	640
Anhang. Aus den Beiblättern der „Kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika“	653
II. Judenmission	657
A. Allgemeines	657
B. Einzelheiten	658
Diakonie	661
A. Allgemeines	661
B. Einzelheiten	678
I. Vom Werden der Diakonissenanstalt	678
A. Etwas aus der Geschichte der Diakonissenanstalt Neuendettelsau	678

B. 1. Die bisherigen Satzungen der Diakonissenanstalt Neuendettelsau	689
2. Die Einsegnung der in ihren Wirkungskreis abgehenden Diakonissen	694
3. Ansprache, betreffend die Sammlung der Natural- und anderen freien Gaben	696
4. Das Institut der Freiwilligen im Diakonissenbause zu Neuendettelsau	696
C. Lebensläufe	697
D. Aus dem Kalender der Diakonissenanstalt	700
II. Für die Diakonissen	702

Berichtigungen

S. 26 Z. 20	lies nach	statt von
„ 43 „ 32 „	Wort	„ Worte
„ 72 „ 25 „	niederlegt	„ niedergelegt
„ 177 „ 35 „	möglich, jede Maßregel zur Erreichung des Zweckes anzugeben. Es ist	„ wo möglich, ein Kern von ent- schieden Chri- sten, welcher der Aus- wanderer
„ 186 Z. 26	lies Diakonen	„ Diakonen
„ 241 „ 26 „	noch	„ noch noch
„ 251 „ 14 „	Jahrzehnten	„ Jahrhunderten
„ 380 „ 43 „	Wertvolles	„ wertvolles

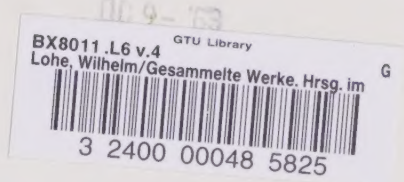
V. G. - Hist. 7.13

18186

Palinik

1/c

28.50



BX
8011
L6
v.4
GTU

L_ohé, Wilhelm,
Gesammelte Werke

BX
8011
L6
v.4
GTU

L_ohé, Wilhelm,
Gesammelte Werke

Graduate Theological Union

2400 Ridge Road

Berkeley, CA 94709

